Baltische Monatsschrift

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold von Tideböhl.

Achtunddreißigster Jahrgang.

XLIII. Band.

Reval.
Franz Kluge.
1896.

Inhalt.

Seite.





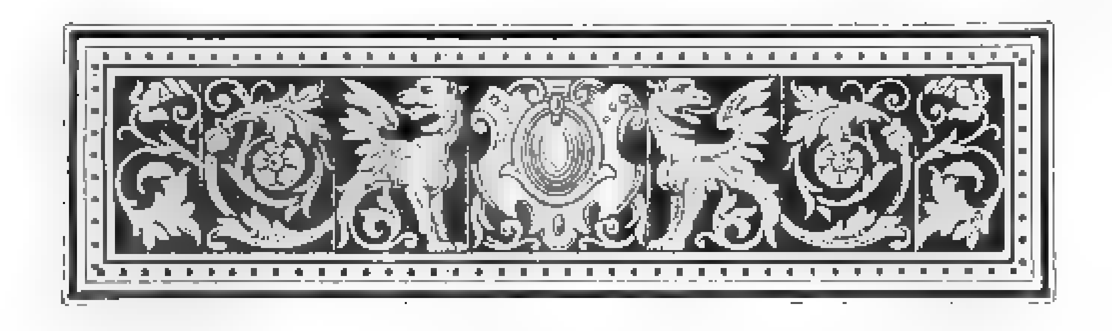
…ages zur Geschichte der Doblenschen Kirche[*]).

Von Pastor Dr. A. Bielenstein.

I.

…Jahr 1495 soll, ist überliefert, Walter von Plettenberg, …r Ordensmeister zu Livland, die Doblensche Kirche gebaut …. Erschallte vordem noch keine christliche Predigt in …? Gab es zuvor hier noch kein Bethaus, wo die Kniee … im Namen Jesu Christi? Schon zweihundert Jahre … mit der deutschen Herrschaft das Christenthum zu den … lettischen Einwohnern, westlich von der Aa gekommen. … Anfänge reichen noch viel weiter zurück. Im Jahre 1219 … Semgallen von Mesothen (Heinr. v. Lettl., Kap. XXIII …) … Bischof Albert freiwillig gebeten, sie in die … [illegible] … und Bischof Albert erfüllte ihre Bitte … [illegible] … 1220 … [illegible]

[*]) [illegible] … worden.



Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche[1]).

Von Pastor Dr. A. Bielenstein.

I.

Im Jahre 1495 soll, ist überliefert, Walter von Plettenberg, der Ordensmeister zu Livland, die Doblensche Kirche gebaut haben. Erschallte vordem noch keine christliche Predigt in dieser Gegend? Gab es zuvor hier noch kein Bethaus, wo die Kniee sich beugten im Namen Jesu Christi? Schon zweihundert Jahre vordem war mit der deutschen Herrschaft das Christenthum zu den Semgallen, den lettischen Einwohnern, westlich von der Aa gekommen. Aber die Anfänge reichen noch viel weiter zurück. Im Jahre 1219 hatten die Semgallen von Mesothen (Heinr. v. Lettl., Kap. XXIII § 3) den Rigaschen Bischof Albert freiwillig gebeten, sie in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen und ihnen Schutz vor den Littauern zu gewähren. Bischof Albert erfüllte ihre Bitte, schickte Geistliche und bewaffnete Männer, die beide freundliche Aufnahme in Mesothen fanden. Das war der Anfang christlicher Kirche an der Aa, unterhalb Bauske. Bald darnach †, 1230 (L. U. B. 1, p. 134, Nr. 103) nahmen die Kuren an den beiden Ufern der Windau und Abau freiwillig das Christenthum und die Oberherr-

[1]) Der verkürzte Inhalt des Folgenden ist bei der Feier des 400-jährigen Kirchenjubiläums am 3. September 1895 der Doblenschen Gemeinde vom Verfasser vorgetragen worden.

schaft der Deutschen an, und schlossen mit dem Nuntius des Cardinals Otto, Balduin von Alna, einen Vertrag, in welchem sie sich verpflichteten, christliche Priester aufzunehmen, als wahre Christen diesen zu gehorchen, nach ihren heilsamen Mahnungen stille zu werden, sie gegen Feinde wie sich selbst zu vertheidigen, den von päpstlicher Autorität ihnen einzusetzenden Bischof, mit Ehrfurcht und Hingabe wie ihren Vater und Herrn aufzunehmen, die Gerechtigkeit dem Bischof und seinem Prälaten jährlich zu leisten, wie die Eingeborenen von Gothland es thäten. Unter diesen Bedingungen war jenen Kuren beständige Freiheit (perpetua libertas) zugesagt, so lange sie nur nicht vom Christenthume abfielen, und keine anderen Lasten wurden ihnen aufgelegt, als nur noch diese, daß sie die Kriegszüge gegen die Heiden sowohl zum Schutz des christlichen Gebietes, als auch zur Ausbreitung des christlichen Glaubens mitmachen sollten. Dieser friedliche Pakt von 1230, welcher niemals oder nur ganz vorübergehend verletzt ward, brachte dem Abau-Gebiet den Namen von Friede-Kurland (Vrede curonia) ein, und ist in seiner Genauigkeit hochinteressant, sofern er die milden und billigen Grundsätze angiebt nach welchen die christliche Kirche und der deutsche Orden mit den heidnischen Eingebornen auch in andern Theilen des baltischen Landes zu verfahren pflegten, wenn diese das Evangelium annahmen und dabei verharrten.

Seit 1230 blieb Nord- und West-Kurland in den Händen der Christen, und der Weg, den die deutschen Ordensherren zu Lande von Marienburg nach Riga machten, führte lange über die Ordensschlösser Memel, Grobin, Goldingen, Kandau, Tuckum um das Semgaller-Gebiet zwischen der Aa und den Quellen ihrer westlichen Zuflüsse (Mieden, Doben [Dobelsberg], Autz) herum. Hier wurde noch viel gestritten und Blut vergossen, bis um's Jahr 1290 die Semgaller selbst ihre festen Burgen Doblen, Terweten (bei Hofzumberge), Rakten (bei Schagarren), Sidroben (bei Janischki) in der Noth des Hungers und im Bewußtsein der Ohnmacht preisgaben und soweit sie durch ihre Feindseligkeiten compromittirt waren, nach Süden zu den Littauern auswanderten (cf. Doblen, ein kulturhistorisches Bild aus Semgallens Vorzeit v. A. Bielenstein in der Balt. Monatsschrift 1873, I und II). Schon in jenen kriegerischen Jahrzehnten hat nach heutiger Volkssage eine erste Kirche in unsre

Gegend, nämlich auf dem Heiligenberge (oft aus Irrthum „Schwedenschanze“ genannt) bei Hofzumberge gestanden. Eine „Kirche“ ist es gewiß nicht gewesen, aber wohl eine Kapelle in dem festen „Hause“, welches der O. M. Willekin von Schauerburg im Winter zwischen 1286 und 1287 der Terwetenburg gegenüber auf dem Heiligenberg gebaut hat (Reimchron. V. 9899—9960). Eine solche Hauskapelle hat in keiner Ordensburg gefehlt.

Wann nach 1290 auf dem Hügel an der Berse, wo jetzt der Hochbau der alten Doblenschen Ordens-Komthurei emporragt, nach Beseitigung der semgallischen Pallisaden, die ersten Mauern des deutschen „Hauses“ mit christlicher Kapelle aufgeführt sei, sagt uns kein Zeugniß jener Zeit. Jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß, wie das Schwert in die Scheide gesteckt war und Pflug und Sichel ihre friedliche Arbeit auf den verwüsteten Fluren wieder begonnen, auch die Diener Gottes, die Priester der Kirche ihrer Pflicht gewartet haben, das Volk zu lehren, wie es ein Volk des wahren Gottes werden könne. Es giebt merkwürdige Beweise dafür, daß in unsrem Lande nicht das Schwert und die Gewalt zum Christenthum gezwungen habe, sondern, daß der lehrende Priester vorangegangen und der Ritter mit den Waffen erst nachgefolgt, als ein Beschützer derer, welche zunächst mit dem Schwerte des Wortes Gottes die Finsterniß zu bekämpfen kamen. Ganz wie in Livland, steht es bei uns im Semgaller Lande fest, daß bei Theilung der Gebiete zwischen Kirche und Orden die in's Land hineinliegenden, von Riga, dem Ausgangspunkt der deutschen Herrschaft, entferntesten Gebiete dem Erz-Bischof oder auch den Rigaschen Domkapiteln, also den geistlichen Herren, die aber rückwärts nach Riga zu liegenden dem Orden zum Besitz gegeben wurden. So erhielt im Jahre 1254, noch 36 Jahre vor der eigentlichen Eroberung des Landes, der Erzbischof die Landschaften Silene und Saggara (Grenzhof und Schagarren), das Rigasche Domkapitel die Landschaften Dobene und Sparnene (Dobelsberg und Ihlen), der Orden aber die östlich gelegenen Landschaften Dubelone (ist wohl unrichtige Schreibung für Dubelene) und Tervetene (Doblen und Hofzumberge) (cf. L. U. B. 1, p. 345, Nr. 264 und A. Bielenstein, Grenzen, Seite 108 ff.). Daraus ersehen wir, daß nicht das Schwert, sondern der Krummstab voranging, daß erst die Kirche ihr Werk an den Heiden versuchte,

darnach aber zum nothwendigen Schutz die Waffenmacht folgte. Eine solche Thatsache ist geeignet, manche irrige Vorstellungen über jene Zeit deutscher Einwanderung zu berichtigen.

Ohne Waffen ging [illegible] freilich nicht, denn dieselben, die dem Christenglauben zufielen, fielen auch einmal wieder ab und ein Theil der Eingebornen, der begreiflicherweise den Werth allgemeiner und christlicher Kultur noch nicht würdigte, übte Feindseligkeiten, welche Sühne forderten.

Mit dem Jahre 1290 war, wie schon gesagt, das ganze Semgaller Land und damit ziemlich das ganze heutige Kurland unter die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche gebracht. Die alten Götter der Letten waren zu ohnmächtig gewesen, die Selbständigkeit ihrer Anbeter zu schützen. Die todesmuthigen Boten Christi und die gewaltigen Eisenmänner des Westens hatten den Sieg davongetragen.

Bei Doblen bezeugt keine Tradition mehr den elkus-kalns, wo damals die Leute der Gegend dem Lichtgott Deews, dem Frühlingsgott Uhsinsch, der Mutter Sonne (Saule) mit ihren Töchtern (Saules meitas), den Gottessöhnen (Deewa dehli), den Donnergott Pehrkons, der Beschützerin der Mütter, der Kinder und der Waisen (Laima) ihre Feste feierten und ihre Opfer brachten. Den Glauben jener heidnischen Vorzeit können wir hier nicht schildern, aber wir müssen bemerken, daß wir ihn billiger Weise mit dem Volke selbst als „den Glauben der Alten“ (wezu lauschu tiziba) richtiger bezeichnen, als mit dem Namen „Aberglauben“, in welchem ein Tadel angedeutet ist, welcher auf dem konfessionellen Standpunkt ein Recht, aber auf dem historischen weniger berechtigt ist. Wer denselben kennen lernen will, kann die sehr merkwürdigen und hochpoetischen Zeugnisse desselben in den noch heute lebenden lettischen Volksliedern finden, welche freilich uns nicht die concreten Gestalten einer griechischen Götterwelt vor die Augen stellen, aber uns auf eine viel ältere Stufe religiöser Vorstellung führen, wie sie uns vielleicht nur in den ältesten Vedas entgegentreten.

II.

Wir treten mit dem Jahre 1290 in die christliche Zeit Doblens, genauer gesagt in die katholische Periode, die von 1290 bis zur Reformation durch Gotthard Kettler dauerte.

Es ist wahrscheinlich, daß der Orden sofort nach der Niederbrennung der hölzernen Semgaller Veste auf dem Hügel an der Berse und zwar auf demselben kleinen Plateau, wo jene gestanden, sich ein einfaches festes Haus gebaut haben wird. Der Chronist Hermann von Wartberge berichtet als Erster einen, aber wahrscheinlich spätern Burgbau zu Doblen, seitens des Ordensmeisters Everhard von Munheim im Jahre 1335 und erwähnt eine weitere Mauerung und Verbesserung der Doblenschen Burg durch Goswin von Herike, die frühestens in das Jahr 1347 fallen könnte.

Wann und von wem der deutsche Burgplatz über den eigentlichen heidnischen Burgberg hinaus auf die heidnische Vorburg hin, durch Ausfüllung des noch nachweisbaren zwischen beiden quer durchgezogenen Grabens erweitert worden, läßt sich wohl schwerlich mehr feststellen. Die Fundamente der ursprünglichen ersten Ringmauer, welche sich am Rande des fast runden alten heidnischen Burghügels herumgezogen, sind noch deutlich über dem Berse-Ufer sichtbar, und daneben die Reste der, weit über den Graben hinausgehenden späteren Mauerfundamente und Mauern. Ebensowenig ist es nachweisbar, wo innerhalb der Ordensburg Doblen die erste Kapelle zum christlichen Gottesdienst gestanden. J. Döring (Sitzungs-Ber. der kurl. Ges. f. Litt. u. Kunst 1883, p. 8 ff. über die Geschichte der Ordensburg Doblen) vermuthet, daß dieselbe in dem kleinen Hof am Nordost-Ende der Burg und zwar an der Ostmauer desselben gestanden haben möge. Der Hochbau, welcher heute noch das Innere einer Kirche zeigt, ist jedenfalls nicht die erste Kapelle der Ordensritter gewesen, sondern jedenfalls ursprünglich der Kern ihrer Befestigung, ihr Kapitelsaal u. s. w.

Es ist klar, daß die kleinen Kapellen der auch nicht einmal zahlreichen Ordensschlösser im Lande räumlich nicht haben genügen können zur Aufnahme der Masse von eingeborner Bevölkerung, wie sie heute die Kirchen des Landes füllen. Die Allmählichkeit, mit welcher die Eingebornen das Christenthum sich aneigneten und in der That sich auch nur aneignen konnten (klagt doch noch in der

Mitte des 17. Jahrh. der Superintendent Paul Einhorn über den heidnischen Aberglauben und die heidnischen Sitten der Letten) und der Charakter der röm.-kath. Kirche, welche unleugbar mit geistiger Kraft im 13. Jahrhundert das baltische Land christianisirt hatte, aber doch nun nach der lebensvollen Glanzzeit eines Gregor des VII. eines Innocenz III. und der weltbewegenden Kreuzzüge auf eine tiefere Stufe herabsank, forderte weniger großen Raum (zur Predigt); der kleine für den Beichtstuhl genügte, und weder die geistigen noch die materiellen Mittel zum Bau großer Dome fanden sich bei uns auf dem Lande bei dem noch sehr rohen und armen Volk und bei der kleinen Anzahl der Landesherren, die nur unter großen Schwierigkeiten und Kämpfen ihre Herrschaft behaupten und ihre Culturarbeit fortsetzen konnten.

Als Gotthard Kettler nach Einführung der Reformation im J. 1566 durch seinen Superintendenten Stephan Bülau eine Kirchenvisitation im Lande anstellen läßt, findet dieser, außer den Burgkapellen, als Frucht der röm.-kath. Fürsorge und Arbeit, nur 3 größere Kirchen. Die eine ist die Doblensche Kirche, die beiden andern sind die zu Mitau und Bauske. Außerdem aber hat es allerdings auch noch andere, kleinere und hölzerne Kirchen neben den Burgkapellen gegeben. Bülau nennt solche zu Goldingen, Windau, Tuckum, Zabeln, Talsen, Kandau. Auch diese sind nicht die einzigen gewesen; in vorkettlerscher Zeit werden Gotteshäuser auch noch zu Selburg, Frauenburg, Durben, Born, Nerft, Setzen, Baldohn, Groß-Autz, Landsen, Funkenhof, Stenden, Erwahlen, Hasenpoth, Amboten, Sackenhausen und vielleicht noch manche andre genannt, z. B. werden in dem Gebiete von Grobin, welches an Herzog Albrecht von Preußen verpfändet war, bei einer aus Königsberg veranlaßten Kirchenvisitation, zum Theil zerfallene Gotteshäuser gefunden zu: Grobin, Libau, im Stranddorf Scheden, Ober-Bartau, Nieder-Bartau, Nutzau, Heiligen Aa (cf. Th. Kallmeyer — G. Otto, die ev. Kirchen und Prediger Kurlands). Die meisten aller der damaligen Kirchen mögen nur von Holz gewesen sein, wie es in der Natur des waldreichen Landes lag, und wie wir es in unsern Strandgegenden noch bis heute finden. — Tetsch (Kurl. Kirchengesch. I. 109) berichtet von der einen kleinen Stadt Hasenpoth, daß durch Fürsorge der Piltenschen Bischöfe daselbst „fünf herrliche Kirchen“ gewesen,

1) die eigentliche Parochialkirche, 2) die Kirche St. Johannis Evangelistä, 3) der Thurm auf dem Berge, worauf jetzo die ev.-luth. Kirche befindlich, 4) die St. Katharinenkirche hinter der Mühle, gleichfalls auf einem Berge und 5) das Minoritenkloster, da jetzo das hochfürstliche Amt ist; von welchen allen ehemals großen Gebäuden, jetzo wenig mehr, als die bloßen Rudera daselbst anzutreffen sind. — Wir ersehen aus solchen Nachrichten, daß die katholische Kirche nicht müßig im Lande gewesen ist. — Aber dennoch ist die Zahl der gottesdienstlichen Stätten, mögen auch bei Weitem nicht alle in unsern Chroniken und Urkunden erwähnt sein, bei uns eine sehr kleine gewesen, mögen wir sie mit der Zahl der heutigen Kirchen hier, oder gar mit der Zahl der Kirchen vergleichen, die auf einem gleich großen Terrain heute in Mittel- oder West-Europa sich finden.

Die katholische Geistlichkeit, deren Energie und Treue wir bei den Anfängen unsrer Geschichte in vieler Hinsicht in hohem Grade anerkennen müssen, hat später vieles versäumt. Die lateinische Messe brachte dem Volke kein Verständniß der heil. Schrift, die Anrufung der Heiligen ließ oft nur neue christliche Namen an die Stelle der heidnischen Götter setzen, wie sich dieses auch bei andern Völkern nachweisen läßt, so zeigt es sich in interessanter Weise im lettischen Volkslied, wo an die Stelle der Laima nur der Name der Maria gesetzt ist und nun das heidnische Liedlein ohne Bedenken Jahrhunderte lang, ja bis in unsre evangelische Gegenwart hinein gesungen wird. In den zahlreichen Liedern, die zur Zeit der Sommersonnenwende in Flur und Busch vor tausend Jahren gesungen wurden und noch gesungen werden, erscheint naiv Johannes der Täufer, auch der heil. Petrus oder Jakobus an Stelle eines heidnischen Frühlingsgottes, etwa des Uhsinsch. Die katholische Theorie der Accomodation an heidnische Vorstellungen und Bräuche erleichterte den Heiden den Uebergang in's Christenthum, sie blieben vielfach im gewohnten Geleise, aber die innere Umwandlung fand nur erst langsam und spät statt.

Eine lettische Litteratur hat die katholische Kirche in den mindestens 300 Jahren ihrer Herrschaft hier nicht geschaffen. Und wenn wir das zu einem Theil entschuldigen müssen, dadurch, daß es doch keine Buchdruckerkunst gab, so müssen wir doch billig fragen, warum haben die Priester und Mönche, die Domherren und die

Bischöfe in der langen Zeit nicht auf Pergament und Papier Christlich-Belehrendes und Erbauliches für das Volk wenigstens niedergeschrieben. Wir finden vor Beginn der Reformation zu Riga kaum welche Spuren davon. Was dem Volke von dergleichen zugetragen war, geschah einzig und allein auf mündlichem Wege, sei es durch die Mühwaltung treuer Seelsorger hin und her auf dem Lande und frommer christlicher Frauen auf den Burgen, welche bei der täglichen häuslichen Arbeit im Kreise der Mägde geistige Anregung und christliche Herzensbildung in reichem Maße um sich her verbreiteten.

In gefahrvoller Zeit trat Walther von Plettenberg als Ordensmeister an die Spitze von Alt-Livland im Jahre 1494. Die Macht der Großfürsten Moskaus war nach Abschüttelung des Mongolenjoches gestiegen und es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sie nach der Herrschaft an den Ostseegestaden strebten, bis sie im Lauf von zwei Jahrhunderten ihr Ziel erreichten und Peter der Große seine Hauptstadt an der Mündung der Newa gründete. Das ernste Vorspiel dazu waren die Kämpfe und Siege Plettenbergs über die Russen im Gebiet der Welikaja. Es ist beachtenswerth, wie Plettenberg im ersten Jahre seines Amtes unter den Sorgen um den bevorstehenden Krieg mit Iwan III. Wassiljewitsch und während der Vorbereitungen zu demselben (1495) unsre Doblensche Kirche erbaut hat, wie überliefert wird. Doblen war ein Hauptort des Landes. Der Bau eines würdigen Gotteshauses an diesem Ort scheint dem Ordensmeister ein Dank- und Bittopfer gewesen zu sein, daß der Herr Himmels und der Erden ihm und dem Lande in den bösen Zeiten gnädiglich beistehe. Zu den politischen Wirren kamen während der Regierung Plettenberg's auch die kirchlichen. Von Wittenberg drang die Reformation, wie nach Nieder-Sachsen, so auch gar schnell nach der niedersächsischen Kolonie Riga (1522), und breitete sich ohne große Schwierigkeiten allmählich über ganz Alt-Livland aus. Die katholische Kirche hatte nach der Natur der Verhältnisse hier im Volke durchaus nicht so feste Wurzeln geschlagen, als wie in den Ländern Südwest-Europa's. Das lag nicht, wie Trusmann (Введенie христiанства въ Лифляндiи. С.-Петербургъ 1884) zu meinen scheint, an dem religiösen Indifferentismus der Letten oder Ehsten, sondern zu einem Theil an der Willigkeit

der Volksmassen überall und zu aller Zeit, einflußreichen Männern zum Guten, wie ein ander Mal parteiführenden Leithämmeln zum Schlimmen vertrauensvoll nachzugehen; zu dem andern Theil lag es daran, daß der Katholicismus dem Landvolk eben noch nicht in Fleisch und Blut hatte übergehen können, zumal der hier herrschende norddeutsche, niedersächsische Geist durchaus nicht die poetische Fantasie besaß, die sich zum katholischen Cultus hingezogen fühlt. Die Häupter des Landes selbst, die kirchlichen und die weltlichen, Plettenberg an der Spitze, nahmen nicht eifrig Partei für den Papst. Der Ordensmeister und die Ordensritter waren über zwei Jahrhunderte lang mit den Bischöfen und Erzbischöfen Alt-Livlands in oft bösen Streitigkeiten und Fehden gewesen, und konnten sich nur freun, wenn durch die Reformation die Priestermacht im Lande allendlich gebrochen wurde; alles drängte hin auf eine Wandlung der kirchlichen und politischen Verhältnisse auf eine neue Zeit. Plettenberg, welcher sich persönlich in die Glaubensstreitigkeiten nicht mischte, sondern denselben freien Lauf ließ, hat doch durch einen Schritt die neue Zeit anbahnen helfen, sofern er es war, der den Dr. M. Luther veranlaßte 1523 seinen für das baltische Land so bedeutsamen Brief „an die Freunde in Riga, Reval und Dorpat" zu schreiben. In dieser Uebergangsperiode gerieth bei der Unbestimmtheit der Lage, bei der Unklarheit der Zukunft alles in Verfall, und wenn Gotthard Kettler, als er nach dem Untergang des Ordens als ein evangelischer Herzog eine neue Ordnung insbesondere für die Kirche in Kurland zu schaffen unternahm, trostlose religiöse und kirchliche Zustände vorfand, so erklärt sich das zum großen Theil aus den Wirren des vorhergehenden Jahrhunderts, wo Niemand mehr recht Hand an die Pflege des Bestehenden anlegen wollte oder konnte, wo man die kirchlichen Gebäude verfallen und die geistlichen Vakanzen unbesetzt bleiben ließ. Berichtet doch Paul Einhorn, daß noch in den Anfängen der lutherischen Zeit aus Mangel an Geistlichen ein Prediger zu Doblen außer seiner Doblenschen Gemeinde auch noch die Gemeinden zu Grenzhof, Sessau und Mesothen zu versorgen gehabt habe.

III.

Epoche machend für Kurlands Kirchen und auch für Doblen war der Landtag von 1567. Es ward beschlossen in unsrem Ländchen nicht weniger als 70 Kirchen neu zu bauen, Schulen zu gründen, wofür die kath. Kirche garnichts gethan zu haben scheint (cf. Tetsch, Kurl. K.-Gesch. I, 115) und die materielle Lage der Prediger und der Kirchendiener durch Fundationen für alle Zeit sicher zu stellen. In dem Receß dieses Landtags von 1567 heißt es über Doblen: „Weiter zu Doblen (soll nämlich „aufgesetzet, erbauet und erhalten" werden) die Pfarrkirche, Schule und Armenhaus." — Es ist nicht bekannt, wie viel Gotthard Kettler auf Grund dieses Recesses an Kirche, Schule und Armenhaus neu gebaut, oder aber nur baulich gebessert hat. Von Bedeutung aber ist jedenfalls die Nennung von Schule und Armenhaus neben der Kirche. Dergleichen Institute werden nur bei den Hauptkirchen im Lande, namentlich nur noch bei Illuxt, Bauske, Mitau erwähnt; bei Selburg, Windau, Goldingen, Kandau wird neben der Kirche und der Schule statt des Armenhauses ein Hospital genannt. Schule und Armenhaus scheinen übrigens Neugründungen Gotthard Kettler's im Geiste der Reformation zu sein, und in dem Armenhause Kettler's dürfen wir den Keim sehen zu der Stiftung des Hauptmanns Christoph Georg von Offenberg, derer sich heute die Armen Doblens erfreuen. In dem Testamente des Majors Alexander von Medem (cf. Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses 1 u. 2) vom Jahre 1663 werden 500 Floren den Armen Doblens vermacht und der „herzliebsten Frau" Sophia Gertrud geb. v. Riethinghoff empfohlen „Kirche, Schule und Arme" (offenbar zu Doblen) nicht zu vergessen. Die Zusammenstellung dieser drei Stücke erinnert an dieselbe Zusammenstellung im Receß von 1567. Die Zinsen des vermachten Kapitals werden bis heute jährlich bei Eröffnung der Kirchenlade vor Weihnachten gerade den Insassen des Doblenschen Armenstiftes heute im Betrage von 8 Rbl. ausgezahlt. Es ist hiernach wahrscheinlich, daß das Armenhaus Kettler's 100 Jahre später (1669) noch existirt habe, wenn auch vielleicht in nicht glänzendem Zustande. Der nordische Krieg, Pest und anderes Landeselend müssen das Stift wohl ganz zu Grunde gerichtet haben, so daß die Offenberg'sche Stiftung als eine Neugründung angesehen werden konnte. Der innere Zusammenhang

derselben aber mit der Stiftung des Herzogs Gotthard Kettler wird dadurch bestätigt, daß das von Offenberg geschenkte baare Geld (2000 Fl. Alb.) vom Herzog Friedrich Wilhelm in seine Rentkammer genommen wird und statt der Zinsen desselben an das Armenhaus von da ab ein bestimmtes Deputat, ausreichend für 4 Personen nebst Brennholz von den herzoglichen Domänen geliefert wird, mag auch in der herzoglichen Fundationsakte d. d. 2. Januar 1711 (cf. Schnurbuch des Dobl. Armenhauses Nr. 3) keine Beziehung auf ein früheres, nur etwa zu erneuerndes Armenhaus genommen werden.

Mit Gotthard Kettler, mit seiner Reformation und seiner Neuordnung des ganzen Kirchenwesens treten wir erst in die eigentliche Geschichte der Doblenschen Kirche ein. Bis dahin haben wir nur ganz bruchstückartige kleine Notizen über das, was in Doblen vorgegangen, und wir mußten uns beschränken, aus den bekannten allgemeinen Zuständen des Landes einige Schlüsse auf die Zustände in Doblen zu machen. Was nun in der evangelischen Periode über die Geschichte der Doblenschen Kirche zu sagen wäre, läßt sich füglich unter drei Gesichtspunkte fassen.

1. Bauten, die an der Doblenschen Kirche geschehen sind.
2. Pastoren, die an der Doblenschen Kirche gewirkt haben.
3. Momente aus der Geschichte der Doblenschen Gemeinde[1]).

1. Bauten, die an der Doblenschen Kirche geschehen sind.

Wie Walther v. Plettenberg zu Ende des 15. Jahrhunderts das Doblensche Gotteshaus aufgeführt hat, ist unbekannt. Sachkundige Architekten, wie Dr. W. Neumann sind der Ansicht, daß die erste Doblensche Kirche nur aus dem jetzigen Altarchor bestanden habe. Dieser Altarchor hat steinerne Kreuzgewölbe, während die flache Decke des bedeutend breiteren Schiffes einer späteren Zeit anzugehören scheint. Für einen spätern Anbau dieses Schiffes an den Altarchor spricht der offenbar ausgebrochene, große Rundbogen, der den Eingang von dem Schiff zum Altarchor bildet und die

[1]) Dieser dritte Abschnitt ist wegen seiner Weitschichtigkeit unten nicht behandelt.

Stelle der westlichen Portalwand der ersten kleinen steinernen Kirche einnimmt. Der sachkundige Architekt bemerkt sogar, daß bei dieser namhaften Vergrößerung der Kirche die Fenster des nunmehrigen Altarchors verändert zu sein scheinen, und dieses namentlich da, wo gerade damals gotische Spitzbogen ausgehauen sind, in welchem Falle also wahrscheinlich die Fenster um den Altar Rundbögen werden gehabt haben. Genauere Angaben über die Zeit, wann der Anbau des großen Schiffes erfolgt sei, fehlen. Nach Plettenberg's Zeit finden wir über diesen, offenbar großen Bau kein Zeugniß. Folgerungen hieraus zu ziehen, sind nicht leicht, namentlich in Hinsicht der Frage, ob unser Altarchor als kleine steinerne Kirche vor Plettenberg existirt und Plettenberg das große Schiff 1495 angebaut, oder ob Plettenberg nur den jetzigen Altarchor aufgeführt und G. Kettler den Altarchor und das Schiff vergrößert, oder ob endlich vielleicht gar Plettenberg nur eine hölzerne Kirche hier gebaut und G. Kettler erst die steinerne Kirche aufgeführt habe.

Nur das wage ich zu bemerken, daß die Mittheilung in Tetsch's Kirchengeschichte (I, p. 159) betreffs der von Bülau neben den Ordensschlössern im Lande gefundenen „kleinen", hölzernen Kapellen wohl irrthümlich die Gotteshäuser von Bauske, Mitau und Doblen mit einschließt, sofern Kallmeyer (a. a. O. p. 3) diese letzten drei Gotteshäuser, offenbar nach dem Bülau'schen Bericht, „größere Kirchen" nennt. Sodann folgt aus dem Wortlaut des Recesses von 1567, daß G. Kettler an der Doblenschen Kirche etwas Wesentliches gebaut haben muß, und dieses kann, wenn Altarchor und Schiff aus verschiedenen Zeiten stammen, füglich nur das geräumige Schiff der Kirche gewesen sein und dann müßte unser Altarchor das Stück sein, welches aus der Hand Plettenberg's hervorgegangen ist, ein Gotteshaus, welches für die Zeit vor Gotthard Kettler noch das Prädicat eines „größeren" verdienen konnte.

Gleichzeitig mit dem Landtag von 1567 hat G. Kettler mit den (adeligen) Einsassen des Doblenschen Kirchspiels eine Convention über die künftigen Reparaturen oder Neubauten an der Doblenschen Kirche und Widmen geschlossen, dahin, daß der Chor, der Altar und die Sakristei der Kirche vom Landesherrn, das Schiff, die Kanzel, der Orgelchor und der Thurm von den adeligen Eingesessenen gebaut werde. Vielleicht ist es von Bedeutung, daß der

Herzog gerade den Altarchor zu bauen übernommen hat, vielleicht steht das im Zusammenhang damit, daß eben, wie wir annehmen, Plettenberg, der Ordensmeister, ein Vorgänger des Herzogs, gerade diesen Theil der Kirche erbaut hat. Vielleicht ist es von Bedeutung, daß der Herzog gerade dem deutschen Pastor die Widme zu bebauen und ihn zu salariren übernommen hat. Der deutsche Pastor war, wenn auch nicht Hofprediger, doch gewissermaßen Schloßkaplan.

Nachdem Kettler durch sein Beispiel bei vielen Herren im Lande einen Eifer für Pflege des Kirchenwesens und geistige Pflege des „undeutschen“ Volkes geweckt hatte, finden sich nun in kürzeren Abständen Beweise werkthätiger Liebe auf diesem Gebiete.

Detlof v. Plate auf Heyden hat (nach einer mir von Dr. Otto zugegangenen schriftlichen Notiz) im J. 1593, 20 Jahr nach Gotthard Kettler's Kirchenbau, in seinem Testament d. d. Heyden, 16. April des genannten Jahres 100 Mark zur Erhaltung der Doblenschen Kirche legiert (Quelle: eine Notiz J. H. Woldemars im Kurl. Ritterschaftsarchiv.) Derselbe v. Plate hat schon lange vorher in der Zeit zwischen den Bauten Plettenberg's und G. Kettler's an der Doblenschen Kirche zu einer „neuen“ Kirche in Doblen 600 Mark gestiftet. Aus dieser Notiz (J. H. Woldemar's im Ritterschaftsarchiv, Mappe 27) erhellt, daß der Plettenberg'sche Bau noch kein genügender für die Doblensche Gemeinde gewesen und ein neuer größerer, wie G. Kettler ihn aufführt, nothwendig war. Wann die erste Schenkung Plate's erfolgte, ist nicht bekannt. Dr. Otto setzt sie (in einer schriftl. Notiz) vor 1516. Das scheint, wenn Plate nicht ein außerordentlich hohes Alter von mehr als 100 Jahren erreicht hat, nicht recht wahrscheinlich.

Die durch G. Kettler erbaute Doblensche Kirche muß einen, jedenfalls nur hölzernen Glockenthurm gehabt haben; denn im Jahre 1624 wurde an ihr ein neuer Thurm von Eichenbalken errichtet, ein „neuer“, also muß vor 1624 schon einer dagewesen sein. War der erste hölzerne Thurm von Balken schwächerer Art, so kann er, von allen Seiten der Witterung ausgesetzt, wohl in mehr als 50 Jahren morsch geworden sein.

Bis zum Jahre 1694, in 70 Jahren, war auch sogar der Eichenholzthurm verfault und wurde abgerissen, und 1696 durch einen

steinernen ersetzt. Wir vermögen noch nachzuweisen, aus welchen Mitteln der steinerne Thurm erbaut ist. Im Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses (Nr. 1) findet sich eine Copie des schon oben erwähnten Testaments des Majors Alex. v. Medem d. d. Mitau, 23. Juni 1663, laut welchem 500 Floren den Armen und 500 Fl. der Kirche zu Doblen vermacht werden. Es hat Schwierigkeiten gemacht, diese offenbar verliehenen Gelder aus der Hand „wo sie hingediehen waren" (es war ein von Rettelhorst aus Ahlen) ausgezahlt zu erhalten. Der damalige Kirchenvorsteher George Cristopher Lieve(n?) hat laut Obligation d. d. Doblen nach Johannis 1696 (deren Copie im Schnurbuch des Doblenschen Armenhauses sub Nr. 2 sich findet[1]) die den Armen geschenkten 500 Fl. als ein dauerndes Darlehen zum Kirchenvermögen genommen und dieses gerade zu dem Bau des in demselben Jahre errichteten steinernen Thurmes verwendet und zugleich die Kirchenlade verpflichtet, jährlich die Zinsen den Doblenschen Armen auszuzahlen, wie es nun seit 200 Jahren in der That noch geschieht (cf. oben).

Bei dem Thurmbau 1696 ward eine Urkunde in den Thurmknopf eingelegt, welche jetzt im kurl. Prov.-Museum aufbewahrt wird und gewiß nicht früher aus dem Thurmknopf herausgekommen sein kann, als nach dem Brande des Thurmes 1788. Diese Urkunde ist in den Sitzungsberichten der Ges. f. Litt. u. Kunst von 1884 als Beilage abgedruckt und lautet folgendermaßen:

Ehre sey dem Dreyeinigen Gott, Gott Vater Sohn und Heiliegem Geiste. Amen.

Nach Christi Unseres Heilandes gebuhrt Æra Vulgari Anno 1696 den 14 tagk monats Augusti, da die Doblensche Christliche Evangelische Lutterischen glaubens Kirche Diesen newen thurn bekommen, nach dehm der Vorige im monat Martio des 1694sten jahres gantz Baufällig abgenommen worden, haben diese Fürstenthümer Curland und Semgallen gestanden, zu Zeit des interregni, nach glorwürdiegem ableben Joannis des dritten Königes in Pohlen, grossfürsten Zu Littawen, Reussen Preussen etc. etc. unter dem Schutz der Löblichen Republic des Reichss Pohlen und Littawen, in Fürstlichen Regierung, des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Casimir in Liefflaud zu Curland und Semgallen Hertzog, welcher Gnädigster Fürst, Herr und Landes Vater, jetzo uber

[1] In der Ueberschrift dieser Copie ist, wie es scheint nicht das Jahr 1696, sondern das Jahr 1669 geschrieben.

44 jahr seines alters sich befindet, vohr 5 jahr sich vermehlet hatt, mit der Durchlauchtigsten Churfürstl. Brandenburgschen Prinzess Frauen, Frauen Elisabeth Sophia, wodurch dass land Gott Lob mit Zwey Printzen Beseliget worden, der Elteste Heisset Princ Friedrich Wilhelm seines alters 4 jahr, der andre Princ Heisset Leopold Carl seines alters ins Dritte jahr. Da der Durchlauchtigste Fürst vnd Herr Friedrich Casimir mit seiner vohrigen Gemahlin Der in Gott Ruhenden gnädigsten Fürstin vnd Frauen, Frauen Sophia Amalia gebohrene Fürstin zu Nassau etc. etc. zuvohr Einen Printzen vnd Vier Prinzessinnen gezeuget gehabt, von welchen die Drey Princessinnen alleine noch im leben, nemblich Tit: Maria Dorotea, Eleonora, vnd Amelia. Die Vacante Königliche Crone ersetze vnd bekleide der Höchste mit einen glücklich vnd weisslich regierenden gottgefälligen vnd dem gantzen Vaterlande nutzenden Herrn vnd König.

Vnsern Gnädigsten Fürsten vnd Herrn erhalte Gott bey guter gesundheit vnd allem Fürstl. wollergehn bis in späte Zeiten, vnd lasse von seinem Stam vnd Hause nie mangeln einen Löblichen Stuhl Erben, wodurch diese Fürstenthümer in ietziger Form vnd regirung Friedlich vnd Ruhig biss ans ende der weltt erhalten bleiben mögen.

Vohrgedachter Fürstl. Durchl. Ober Rathe sind dieser Zeit die nachfolgende, die wollgebohrne Herrn H. Christoff Heinrich Freyh. von Puttkamer Landthoffmeister, Erbherr der Narfflischen, Slokenbekschen, grebsischen, vnd Schidloffschen güter, H. Friedrich Brackel Cantzler, Erbherr auff Kukschen vnd Lankschden, H. Heinrich Cristian von den Brinken Oberburggraff, Erbh. der Sessilischen vnd Neuhoffschen gütter. Die Landtmarschall Charge Vaciret nach ableben H. Christoffer Firkss Erbherrn der Nurmusenschen gütter. Oberhaubtleute sind nachfolgende in Semgaln Die Wohlgebohrne H. H. Heinrich von Bistram zu Selburg, H. Fromholt von der Osten genand Sacken zu Mitau. In Curland H. N. Manteuffel genand Szöge zu Goldingen, H. Georg Johan von Baudemer zu Tuckum.

Haubtleute sind nachfolgende Die wohlgebohrne H. H. Diedrich von der Reck zu Bausk, Nicolaus von Butlar zu Doblen welcher jetziger Zeit von Fürstl. seiten dieser Doblenschen Kirche Vorsteher ist, Heinrich Cristian von den Brinken zu Frauenburg, Magnus Gotthard Korff zu Grobin, N. Keyserling zu Durben, Nicolaus de Chwalkowa Chwalkowski zu Schrunden, H. von der Osten genand Sacken zu Candau. Ernst von der Brüggen zu Windau.

Zu dieser Zeit wahr die Superintendentur nach Absterben Tit: M. Georg Riendingss, alss auch Vnsere Doblensche Praepositur vnd teutsche Pfarre nach ableben Tit. M. Johan Adolphi Vacant, Der Vnteutschen gemeine zu Doblen Priester ist vohr jetzo Tit. Martinus Hückstein.

Im Doblenschen Kirchspiell wohnen würklich an Erbherrn zu Dieser Zeit Die Wollgebohrne H. H. Georg Christoffer Lieve Regimentsqvartirmeister Erbh. der Bersenschen Gütter, Hiesiger Kirchen

Vorsteher, seine Ehefrau heisset Maria Agnesa Taube, haben 1 Sohn vnd 1 Tochter. — Reinholt Lieven Erbh. auff Abgulden vnd Patkayssen, seine Ehefrau Cristina Elisabet Pfeilitzer genand Frank, haben 14 Sohne 3 Tochter. — Caspar von Medem altt vnd vnverheuratet. — Alexander von Medem, Erbh. auf Rumbenhoff, seine Ehefrau heisset Margreta von Vietinghoff genand Scheel haben 2 Söhne vnd 2 Töchter. — Mattias Diedrich von Medem Lieutenant Erbh. auff Klein-Bersen, vnverheuratet, — Frau Anna Gerdrutt von Puttkamer, Seel. Otto Christopher von Medem, Erbherr auff Bersen nachgelassene Wittiebe hatt 2 Söhne 2 Töchter. — Christoffer Firkss Captein Lieutnant Erbh. der Heidtschen gütter, vnverheuratet. — Christoffer Ludwich von Buttlar Erbh. auff Bersebek, seine liebste N. Holtey haben 3 Söhne 1 Tochter. — Heinrich Lieve Erbh. auff Auff Autzenburg, seine Ehefrau heist Benigna von Nettelhorst haben 3 Söhne. — Heinrich Wilhelm von Holtey Kaptein Erbh. auff Doben, seine Ehefrau heisst N.[1]) *von Tiesenhausen haben eine Tochter. — Otto Wilhelm Hahnbohm Kapteinleut. Erbh. auff Abgulden, seine Ehefrau heisst N.*[2]) *Schröderss haben 2 Töchter. — Noch gehören zu diesem Kirchspiell Woltar Christoff von Drachenfelss Erbh. auff Grausden, Otto Wilhelm von Drachenfels, Erbh. auff Aschuppen, Johan Sigissmund von Lobel, Oberster, Erbh. auff Strutteln, welche weder der Kirche noch den Priestern was contribuiren.*

Fürstl. Ambter Administriren jetzieger Zeit die Wollgebohrnen Hrrn. Christoffer Georg von Offenberg Lieutnant, der Doblensche Gütter, seine Ehefrau heist Elisabet Beata von Budberg, haben 3 Töchter. — Johan Wilhelm Koschkull, Rittmeister, Bersshoff, seine Ehefrau heisst Jakoba Geltsak haben 2 Söhne 4 Töchter. — An Fürstl. Pfandhaltere befinden sich Die wohlgebohrne H. H. Nicolaus von Butlar Haubtman, Pfandh. auff Auren[3])*, seine Ehefrau Anna Behr, haben 2 Söhne. — Herman Christian von Vietinghoff genand Scheel, Pfandherr auff Poenaw, Lieutnant, seine Ehefrau N. Manteuffel genand Szöge, — Herman von Heringen, Lieutnant, Pfandhab. von Weissenhoff, Wittiber, hat 3 Söhne 1 Tochter.*

Fürstl. Lehn Besitzer Die wolgebohrne Wilhelm Friedrich von Vietinghoff genand Scheel Auff Autzenbach, seine Ehefrau heist Catarina Barbara Fank haben 5 Söhne 4 Töchter. — Otto Friedrich von Bühren[4])*, Oberstlieutnant auff alt Poenau, seine liebste heist Anna von*

[1]) Helene Barbara.

[2]) Gertrude.

[3]) Wohl jetzt Auermünde, lett. Auru-Muischa.

[4]) Nach der (Klopmann'schen) Stammtafel im Mitauschen Museum war er der leibliche Vetter vom Vater des Herzogs Ernst Johann. Er tödtete im Zweikampfe den Oberjägermeister v. Nolde und mußte sich 1690 mit einem salvum conductum versehen. Weder Frau noch Kinder werden in der Stammtafel erwähnt.

Schläbhütten[1]*), haben 3 Söhne 1 Tochter. Das gutt alt Bersen besitzet Johan Reinholt von Krähen. — Der jetzige Ambtschreiber zu Doblen heist Ludolff Ficke, Manfort seine Haussfrau, haben 2 Söhne 2 Töchter.*

An Kirchenbeamten sind folgende Der Erbare Vlrich Lössner Orginist S: S: Thε: Johan Beckman Küster, ein Vnteutscher Vohrsänger nahmens Lipst, vnd ein Vnteutscher Klockenläuter nahmens Thomin.

An Diesem Kirchenturm haben gearbeitet die Erbare Johan Brohse, Baumeister Bürger aus Tuckum vnd sein Cameruth Peter Behm, haben vber 500 fl. Alberts vohr ihre arbeit bekommen. Gotthard Johan Balk, thurmdeker hatt 55 Reichstalder bekommen, ein Vnteutsche mäurer Jakob Peise hatt 50 Reichstalder bekommen, ein Vnteutscher schmitt Heinrich Krewain hatt 15 Reichstalder bekommen, eines gemeinen arbeiters lohn ist wochentlich 4 fl. rigischer schillinge gewesen, der Vnteutsche Zimmerleute aber 5 fl. schillinge. — An diesem Kirchenthurm biss aufsetzung des Kirchen Knopfs ist vnter der auffsicht vnd anordnen des vohrgemelten Adlichen Doblenschen Kirchen Vorstehers gearbeitet 2 jahr 5 Monaden, Vnd ist zu wissen dass an der Maur dess Kirchenthurms nur ein schuss hoher gemauret worden, die Ziegelsteine sind auss der Mitaw erkauffet 6 Reichstalder vohrs 1000, Kalk hatt man aus Littawen vnd auch aus Riga gebracht, dass eisen vnd die nägel auss Riga vnd Mitau, vnterschiedlichen Preisses nachdehm die sorten gewesen, dass holtz ist auss H. Medemen Busche erkaufft der Stam à ²/₃ Reichstalder, die bretter sind auss Riga gebracht à schock 14 Rthr. die 41 Schiffund Bley sind auss Lübek verschrieben, kosten in allem vber 300 Reichstalder, solche mittel alle sind meist der Kirchen eigne gewesen, wozu vnterschiedliche Christliche Hertzen auch Hülffe beygetragen, die Ihre nahmen allhier verschwiegen haben wollen, jedoch von Gott dehme alles wollbekant reichlich Lohn werden zugewarten haben.

Doctrinas falsas fugito fugitoque Prophetas
Falsos, qvi Christo semper adesse cupis!

Haec tradebantur, cum Doblenense Coronis
Ornaret templum: qvod Deus ipse colit!

Murus erit Dominus veniant ne forte rapaces
Vt lanientur oves, dente nocente lupi!

Doctores Templo-Diro dabit ipse fideles
Qvi doceant Verbi pascua pura Gregem!

Attendet Verbo, servabit Dogmata Sacra
Perpetuòque colet Caetus, honore Deum,

Proptereaque Gregi, dabitur benedictio Summa
Qvam Numen spondet, si viget eius Honos,

[1] ? Slobitten.

Sit felix Verbum Dictum, nec inane recedat
Erigat hortetur respuat aedificet.

Ex Verbo sincera fides veniet, quam Vita Seqvetur
Quae Sanctam Triadem semper honore colet

Qvilibet et Videat quae sint vestigia vera
Qvae caeli qvaerens Gaudia qvisque premat

Sit felix Doctor, felix Auditor et Omnis
Limina qvi Templi, calcat arente pede

Introitus felix, sit felix exitus. Adsit
Lumine perpetuô, Gratia Diva Pijs.

Sit Templi custos, sit murus sitque columna
Fortis, ne templum Diruat ipse Deus.

Hîc habito, color hîc precibus constanter adoror:
Afflicto praesens hîc erit auxilium.

Hoc dicat Flamen Sanctum, qvod corda priorum
Incolit, et Satanae tela nefanda cadant,

Vos autem Qvi nunc hoc tempore Vivitis, atque
Vivetis posthac, Sacrificate Deo,

Sacrificate Deo, gratesque, precesque, fidemque
Huc tristis fugias huc fugitote pij.

GreX beneDICtVs erIt et VIte trIbVta JehoVae
AEDes LargItor qVaeqVe beata DeVs.

An Studenten hatt man diesesmahl M. Johan Christoff Haferungen S S Theol: et Philos: Stud: Kolenkorij, S S Th. et Phil. Stud: Eberhardt Schmidt L. L. Stud: Adamus Gödde, S S. Th. Stud: Johan Friedrich Hermann, S. S. The: Studiosus. Cristian Gertner L. L. Studiosus. N. Didrici L. L. Stud:

Der lieben Posterität, mit nochmaligem Hertzlichem anerwunsch alles selbst Verlangtem wolseins zum wollmeinendem andenken Dieses auffgesetzet mit eigner Handt in Diesem Knopf geleget

L. S. *Georg Christoffer Lieve jetziger Zeit Dieser Doblenschen Christl. Kirchen Vorsteher mppria.*

L. S. *Cristoph Georg von Offenberg hierbei mit anwessendt. Mppria."*

Auf der Rückseite des Pergaments befindet sich oben noch folgender Zusatz:

„*Noch zum andenken aufgesetzet dass au Doblen Bürgerlichen standes Leute gewonet haben alss der Ehrbare Ludolff Fikke, Friedrich Sahrs schneider, Johann Graff gürtlnirer, Johan Bekhusen Huttmacher, Gottfried Weiss Balbierer, Johan Brügman schneider, Gerhard Smollian Golttarbeiter, Ekhardt Eggert Müller und Meister, Evердt Muldau Schuster, Anna Sophia Helwich Michel Klue seine Wittiebe Balbirin, Andreas Teuscn seine nachgelassne Wittiebe Polsthalterin, Sophia Sandliau Seel. Orginisten Horn seine Wittiebe.*“

(In Nr. 7 des Kurländischen Provinzialblattes [1]) vom Jahre 1810 auf Seite 37 ist obige Urkunde bereits abgedruckt [aber ziemlich modernisirt] unter dem Titel „Inhalt einer Pergamentrolle von 1696 aus dem Thurmknopf der Doblenschen Kirche.“ Im Abdruck ist aber das lateinische Gedicht weggelassen worden. Was das Original betrifft, so besteht es aus einem Pergament-Blatt von $21^1/_2$ Zoll rhl. Höhe und $21^3/_4$ Zoll Breite. Wann dasselbe an's Museum gekommen ist, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden, jedenfalls kann es nicht vor 1818 und nicht nach 1856 geschehen sein, denn im J. 1818 wurde das Museum erst gegründet und im J. 1856 ist der Bibliothekar Löwenstein gestorben, der es bereits in den Katalog der Urkundensammlung eingeschrieben hat, worin es unter Nr. CI. Fach 32 steht.)

* * *

Der im Jahre 1696 erbaute „schöne, spitze“ steinerne Thurm ward fast 100 Jahr später (1788 den 15. September, 5 Uhr Abends), wenigstens in seinen Holztheilen durch einen Blitz in Brand gesteckt und zerstört. Eine Notiz im großen Doblenschen Kirchenbuch (p. 1) berichtet, daß damals nicht allein das Innere des Thurmes ganz ausbrannte, sondern auch das Orgel-Chor mit dem Positiv; das Gestühl und die Bänke wurden durch unvernünftigen Eifer zu retten ausgerissen und zerstört. Die Glocken stürzten herab

[1]) Herausgegeben von J. G. M. Fr. A. Czarnewski, Secretär des Kurl. Konsistoriums und Inspektor des Mitauschen Schulkreises (geb. 1766, gest. 1832).

und zertrümmerten. Im 2. Jahre danach (1790) wurde unter Leitung des Kirchenvorstehers v. Vietinghoff, Erbherr der Groß-Versenschen Güter, der Thurm wieder ausgebaut und erhielt die jetzt noch stehende, stumpfe Bedachung; ebenso wurde auch das Schiff der Kirche und die Kanzel wieder hergestellt.

Bei dieser Gelegenheit wurde ein Schriftstück in die Kanzel hineingelegt, welches der Verfertiger der Kanzel Diedrich Andr. Müller abgefaßt hatte und welches im Jahre 1864 gefunden wurde, als man eine neue Kanzel baute: das beredte Zeugniß frommer, christlicher Gesinnung lautet folgendermaßen:

„Da ich Endesunterschriebener, ein Tischler und Tischlers Sohn aus Rostock im Jahr 1790 das Glück gehabt, diese Canzel zu verfertigen und aufzusetzen; so halte ich es für meine erste Pflicht, Gott für seinen gnädigen Beistand, den er mir bey dieser Arbeit geschenkt hat von ganzen Herzen zu danken, und ihn demüthigst anzuflehn, daß er sein von dieser Canzel gepredigtes Wort in den Herzen der Zuhörer hundertfältige Früchte möge bringen laßen, damit alle, die von diesem Lehrstuhl des Herren Stimme hören, würdig werden mögen an der Seligkeit Theilzunehmen, die uns Jesus Christus unser Hochgelobter Erlöser, so theuer erworben hat. Der getzige adliche Kirchenvorsteher, ist der Hoch Wohlgebohrene Herr v. Vietinghoff, Erbherr von Groß-Versen.

Der getzige deutsche HE. Pastor bey diesem Hause Gottes nennt sich Christopher David Diston.

Der lettische HE. Pastor bei dieser Kirche ist der Herr Magister David Pflugradt.

Der getzige HE. Organist nennt sich Grünert und der deutsche Küster heißt Grünberg.

Die drey Wittwen in dem Doblenschen Wittwenhause, in welchem ich diese Canzel verfertigt habe, heißen Frau Raven, Frau Aken und Frau Henkeln.

Und nun mein Gott, befehle ich in deine Hand mein Wohlseyn und mein Leben, Mein hoffend Auge blickt auf Dich; Dir will ich mich ergeben. Sey Du meyn Gott; und einst im Tod mein Fels, auf den ich traue, bis ich Dein Antlitz schaue. Amen.

Doblen d. 29. Novembr.

1790. Diedrich Andreas Müller.

Das Original dieses Schriftstücks ist 1864 in die damals neu erbaute Kanzel nebst einem zweiten Dokument wieder hineingelegt.

Der Erbherr der Potkaisenschen Güter, von Sacken, schenkte 1790 eine kleine Glocke und aus den zertrümmerten Glocken und den metallenen Kronleuchtern wurden bis 1791 zwei neue Glocken gegossen.

Nachgeholt muß werden, daß im Jahre 1745, wie Pastor David Pflugradt im kleinen alten Kirchenbuch berichtet, „vom hochfürstl. Gönner das Chor an der Kirchen repariert". Der Bericht fährt fort: „da dann zugleich ein Gewölbe vor die deutsche Prediger auf meine Bitte ist verfertigt worden. Die in der Stelle des Gewölbes versenkt gewesenen Gebeine meiner seel. Herren Antecessoren habe sammeln und in einem dazu verfertigten Kasten daselbst versenken lassen. Bei dem Eingang in das Gewölbe habe ein besonderes Behältnis zu den Knochen, unter dem Altar, machen lassen; wenn ich nach Gottes Willen in Doblen sterben sollte, so bitte ich mit herzlichem Segenswunsch, meine Herren Successores, wenn mein Sarg vermodert ist, meine Gebeine in das Knochengewölbgen unter dem Altar legen zu lassen."

In den Jahren nach 1818 ist Verschiedenes an der Kirche gebessert und verschönert (cf. das große Kirchenbuch p. 1). Im Jahre 1818 wurde durch den Krons-Kirchen-Vorsteher Hauptmann Baron Medem das Altar-Chor repariert, der Altar umgebaut und mit Säulen verziert (deren Zweck vom künstlerischen Standpunkt aus nicht zu ersehen ist). Nach vollendetem Bau schenkte der Mitausche Zeichenlehrer Coll.-Sekr. Minkelde eine von ihm gemalte „Himmelfahrt Jesu Christi". Im Jahre 1824 reparierten die „hochwohlgebornen Einsassen" des Kirchspiels den Thurm und das Dach der Kirche und ließen das Innere und Aeußere der Kirche weißen, das Gestühl und die Kanzel mit Oelfarbe malen, die Orgel wieder in Stand setzen. Den Bau leitete der adelige Kirchen-Vorsteher Kreis-Marschall Jeannot von Medem auf Groß-Versen. Die Arbeiten führte der Zimmermeister Lichtenberger aus. Im J. 1827 wurde von der hohen Krone unter Leitung des Fleckenvorstehers zu Doblen Ewald Kupffer für die Summe von 1200 Rbl. Banco Assign. und bei freier Anfuhr der Materialien und bei Stellung der nöthigen Handlanger das Altar-Chor der Kirche geweißt und gedielt, der

Altar neugemalt, die Sakristei repariert und mit einem neuen Ofen versehen, das Dach des ganzen Krons-Antheils aber umgedeckt. Im Jahre 1835 wurde die Orgel vom Orgelbauer und Organisten Hermann repariert und mit einem Pedale und Posaunenzuge vergrößert. Im Jahre 1844 wurde die Kirche wiederum geweißt und wurden die Gestühle, die Kanzel und der Altar mit hellblau und weißer Oelfarbe gemalt und der Altar mit einer neuen rothen Bekleidung mit goldnen Tressen verziert, unter Leitung des adeligen Kirchen-Vorstehers Kapitain Karl von Fink von Finkenstein, Erbherr der Heydenschen Güter.

Wenn wir für die folgenden Jahre von Kleinigkeiten, die ja Jahr für Jahr vorkommen, absehen, so wäre nur folgendes Wichtigere zu vermerken.

Im Jahre 1864 wurde das Innere der Kirche neu geweißt und das früher blaue Holzwerk braun gemalt. Die sichtbaren Querbalken an der Oberlage wurden durch eine Gypslage verhüllt, die Fenster egalisirt, die unebnen Seitenwände eben gemacht, eine neue Orgel angeschafft und die Sakristei durch ein zweites Zimmer vergrößert; auch wurde die Kanzel durch den Tischler Halblaub neugebaut. Das alte Minkelde'sche Altarbild wurde damals beseitigt und durch ein neues auf neuem Altar ersetzt, eine Copie des Kandauschen Altarbildes, die Kreuzigung Christi, die Figuren des Heilandes, der Maria, des Jüngers Johannes, der Magdalena und des römischen Hauptmannes darstellend. Das Original ist von dem Maler Arnold in Berlin und die Copie von dem Maler und Photographen Kiepert in Mitau gemalt.

Die Restauration der Kirche leitete damals Baron Eduard von Drachenfels, Arrendebesitzer von Doben.

Bei dieser Renovierung der Kirche wurde neben dem Tischler Müllerschen Schriftstück von 1790 ein neues Dokument in die neue Kanzel gelegt, welches die nun gemachten Arbeiten beschreibt, warmen Dank dem Leiter des Baues E. v. Drachenfels für die Beweisung „großer Sachkenntnis" und für seine „unvergleichliche Thätigkeit" ausspricht und die damaligen Herren Kirchenvorsteher Th. v. Villon und Hauptmann Baron Alex. v. Stempel, die damaligen Pastoren, Th. Lamberg nebst Adj. J. Sacranowicz (deutsch), C. Bock (lett.), die Kirchendiener, Küster C. Grünberg (deutsch), L. Bergmann

(lett.), Organist R. Bähr, die Bauhandwerker, Zimmermann C. G. Traucke, Maurer Behm, Tischler A. Halblaub und Rusch, Drechsler Freimann und Krause, Maler Isr. Arensohn und Orgelbauer C. Hermann aus Libau, namhaft macht. Der Schluß des Dokumentes lautet:

„So wolle denn der gnädige HErr und Gott Seinen reichen Segen zu diesem, zu Seiner Ehre und zu wahrem Frommen der Gemeinde ausgeführten Werke, verleihen, Er wolle gnädiglich geben, daß von der Kanzel nur Sein Wort lauter und rein gepredigt, auf dem Altar Seine heiligen Sacramente unverfälscht gespendet werden, und die ganze Gemeinde aus diesem heiligen Ort, stets in rechtem Glauben gestärkt, immerdar reiche Frucht heimbringe in die Häuser, und in denselben durch wahre Gottesfurcht beweise, daß der Heilige Geist nicht vergeblich arbeite und arbeiten lasse! Amen."

Doblen im August 1865.

Eben damals wurden die Gräber auf dem Platz um die Kirche planiert und so die Möglichkeit zu den später gemachten kleinen Anlagen geschafft. Es blieben nur noch die Gräber der Distonschen und Richterschen Prediger zu weiterer Pflege erhalten. Das auf der Südostecke des Kirchenplatzes befindliche obeliskenartige Privat-Grabgewölbe der Familie Wulf (im Nauditten'schen Gesinde Lemkin seßhaft) wurde einige Jahre darnach von den Besitzern der Kirche geschenkt und wird seitdem für den Flecken Doblen als Leichenhäuschen benutzt.

Im Jahre 1874 mußte die ganze Diele des Altarchors erneuert werden, weil der Schwamm sich eingefunden hatte.

Im Jahr 1877 schlug ein kalter Blitz in den Thurm, zerschmetterte einen Dachsparren und fuhr am Thurm bis in die Erde herab, nachdem er an der Thurmkante einige Mal durch die zusammenstoßenden Wände gefahren war, ohne einen nennenswerthen Schaden zu verursachen.

Im Jahre 1891 wurden auf Anregung des adeligen Kirchenvorstehers Baron E. v. Hahn auf Bersemünde 2 eiserne Oefen in die Kirche gesetzt.

Im Jahre 1894 gab das herannahende 400jährige Jubiläum der Kirche dem deutschen Pastor Dr. A. Bielenstein Anlaß die Frage dem Kirchenvorstande vorzulegen, ob nicht vielleicht dem Thurm eine

Spitze wieder aufgesetzt werden könnte, wie doch eine vor Zeiten gewesen. Er legte zugleich zwei Pläne vor, welche der Stadtarchitekt Dr. W. Neumann zu Dünaburg, der Verfasser der livländischen Kunstgeschichte, gefälliger Weise entworfen hatte. Der eine Plan zeigte gotischen, der andre, Renaissance-Stil. Dr. Neumann empfahl besonders den letztern und gab die eventuellen Baukosten auf etwa 2500 Rbl. an. Diese Summe schien aber den deutschen Herren und auch den lettischen Gemeindegliedern, so weit sondirt werden konnte, bei den, infolge bedeutend gesunkener Getreidepreise, schweren Zeiten zu groß, um augenblicklich aufgebracht werden zu können. So mußte der Plan, den Schmuck einer Thurmspitze dem Gotteshause, dem Flecken Doblen und dem Kirchspiel zu schaffen, auf bessere Jahre verschoben werden und es erwirkte im Sommer 1895 der adlige Kirchenvorsteher Baron Hahn mit dem Krons-Kirchenvorsteher, Kreis-Marschall Baron Hahn-Platon in dankenswerther Weise wenigstens eine Renovierung des Kirchen-Innern, wo denn unter Rath-Einholung von Dr. W. Neumann, welcher jetzt die Restauration des Rigaschen Domes leitet, Wände und Oberlage gelblich weiß getüncht und die Gestühle, die Orgelempore nebst der Orgel, das Altargeländer und die Fenster u. s. w. in dunkler Eichenholzfarbe gemalt wurden. Gleichzeitig restaurierte Siegfried Bielenstein aus der Kunstschule zu Weimar, Sohn des deutschen Pastors, das von Drachenfels'sche Epitaphium neben der Sakristeithür nach den ursprünglichen Farben und Vergoldungen, wie auch das hölzerne Taufbeckenpostament (4 Engel darstellend) und den neben dem Küsterstuhl an der Wand stehenden (10' hoch und fast eben so breit) Grabstein der Frau Anna Dorothea von Koskull, verwittweten von Medem, geb. von Tiesenhausen, Erbfrau auf Heyden, Enkelin des Detlof von Plate auf Heyden, welcher im 16. Jahrh. vor und nach der Reformation ansehnliche Schenkungen zum Bau der Doblenschen Kirche gemacht hatte.

Dieser Grabstein war auf Anregung des Baron Otto von Klopmann auf Heyden (im Jahre 1891) aus der Thorhalle dahin versetzt worden, um ihn vor der Zerstörung durch die Räder des Leichenwagens zu retten.

Das Drachenfels'sche Epitaphium verdient eine nähere Beschreibung. Es stellt ein etwa 10 Fuß hohes architektonisches Gebilde

bar, gemeißelt aus Bremer Sandstein, und hat drei Haupttheile: In der Mitte befindet sich zwischen zwei Säulen, über denen ein Architrav ruht, die schwarze Tafel mit der Hauptinschrift in goldnen Lettern. Rechts und links von diesen Säulen sieht man je 4 Wappen der Ahnen des Philipp von Drachenfels, flankiert von je einer Stele, welche nebst den Fortsetzungen des Architravs hinter den Mittelbau etwas zurückspringen und an dem obern Ende eine männliche und eine weibliche Caryatide haben. Rechts und links von den Stelen läuft das Epitaphium in Stein-Arabesken aus. Die obere Etage besteht aus einem etwas schmälern Aufbau; zwei Säulen tragen einen Giebel, in welchem Fruchtstücke, und über welchem zwei halb liegende, halb sitzende Figuren angebracht sind. Zwischen den Säulen stellt ein Relief die Auferstehung Jesu dar. Der Heiland steht mit dem Kreuz auf der Grabsteinplatte; 4 römische Kriegsknechte liegen oder stehen umher. Rechts und links von den Säulen sieht man Arabesken mit Fruchtstücken. Das dritte, unterste Stück des Epitaphiums zeigt unter der von Consolen getragenen Schwelle des ganzen Aufbaus zwei kürzere Inschriften wieder in goldnen Buchstaben auf schwarzem Grunde, die eine in dem Raum zwischen den Consolen, die andre etwas tiefer zwischen den Verzierungen der Consolen. Arabesken umgeben auch diesen untersten Theil.

Die drei Inschriften lauten:

1. *Philippvs a Drachenfels nobilis Livonvs, patre nat.(vs) Gvalthero capitaneo arcis Tarvestensis in Livonia svb Magistro Thevtonici ordinis Plettenbergio, matre nobili Anna ab Heringen, avo Henrico, qvi ex antiqvissima eqvestri prosapia ab arce Drachenfels ad Rhenvm flvvivm oriund.(vs), et ducta ex nobili Palantorvm familia conivge, inde in Livoniam migravit, proavo Engelberto eqte* (d. i. *eqvite*) *avrato, proavia Rennenbergiana. Hic Philippvs in ivvenili aetate aliqvot expeditionib.(vs) bellicis in Germania interfvit, tum qvoq.(ve) adversvs Moschvm fortiter pro patria dimicavit, postea a marschalco Livoniae d.(omino) Schal a Bel capitane(us) Ascheradensis fact.(us) a° Christi MDLX, tandem ab illustrissimo principe ac dd. Gothardo in Livonia, Cvrlandiae et Semgalliae dvce primo arcis Mitoviensis, deinde Doblinensis capitane.(us), designat.(us), magna cvs laude annis XXX administravit svsceptisq.(ve) ex conivge nobili Evphemia Rosen filiis V, filiab.(vs) III placide in Christo obdormivit a° MDC die XII Jvlii aetatis fere LXXX et svb hoc monvmento a filiis maestissimis honorifice condit.* (d. i. *conditus*) *cvm vxore. A° MDXC die XX Novemb. pie defvncta expectat resvrrectionem mortvorvm et vitam caelestem.*

2. A⁰ MDC den XII Jvlii starb der Edle Manhaft vnd Ehrnvest Philip von Drachenfels Fvrstlicher Chvrlendischer Havptmann avf Doblin, dem Got gnedich sei.

3. A⁰ MDXC den XX Novembris starb die Edle viel Ehr vnd Tvgentsame Fraw Evphemia von Rosen, Philip von Drachenfels Ehelich Havsfraw der Got gnedich sein wolle.

Aus der lateinischen Inschrift ergiebt sich, daß die vier Wappen am linken Rande derselben die der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern des Philip v. Drachenfels sind. Das Wappen der drei Männer steht natürlich nur einmal oben. Es folgen der Reihe nach das der Mutter (v. Heringen), das der Großmutter (v. Palant), das der Urgroßmutter (v. Rennenberch). Die Familiennamen der drei mütterlichen Ahnfrauen sind in der Inschrift nicht genannt. Wir dürfen aus der linken Wappenreihe schließen, daß das zweite Wappen rechts („Tolck") der Mutter der Euphemia v. Drachenfels, das dritte („Donhof") der Großmutter, das vierte („Vrel") der Urgroßmutter gehört. Das oberste Wappen rechts ist das Rosensche und gilt den drei Eheherren dieser drei Ahnfrauen. Jedes der acht Wappen hat den betreffenden Familiennamen unter sich.

Die Inschrift des großen oben schon erwähnten aufrechtstehenden Leichensteines ist eine doppelte. Zu Häupten des Frauenbildes steht der Spruch aus Pauli Philipperbrief 3, 20:

VNSER WANDEL IST IM HIMMEL VON DANNEN WIR AVCH WARTEN DES HEILANDES IESV CHRISTI, DES HERRN, WELCHER VNSERN NICHTIGEN LEIB VERKLEREN WIRD DASS ER EHNLICH WERDE SEINEM VERKLERTEN LEIBE.

Unter diesem Spruch steht über dem Haupte der Tochter der Name ELISBE KOSCHKELL. Von der darauf folgenden Altersangabe sind nur noch 2 Buchstaben zu sehen: ......A. T, zwischen welchen das L zerstört ist.

Ueber dem Kopf des Knaben steht: LEVIN SICHMVMDT, darunter eine verwischte Ziffer und die Worte: JAR ALT.

Diese beiden Kinder stammen sicher von Gerhard v. Koskull, obschon dieselben, wahrscheinlich weil sie jung verstorben, in den sonst vorhandenen Koskull'schen Familiennachrichten nicht verzeichnet sind (cf. E. v. Rutenberg's Vortrag über unsern in Rede stehenden Leichenstein, gehalten im Kurl. Museum den 5. September 1895: Mitausche Zeitung 1895 Nr. 77).

Um den Rand des Grabsteins läuft folgende Inschrift:

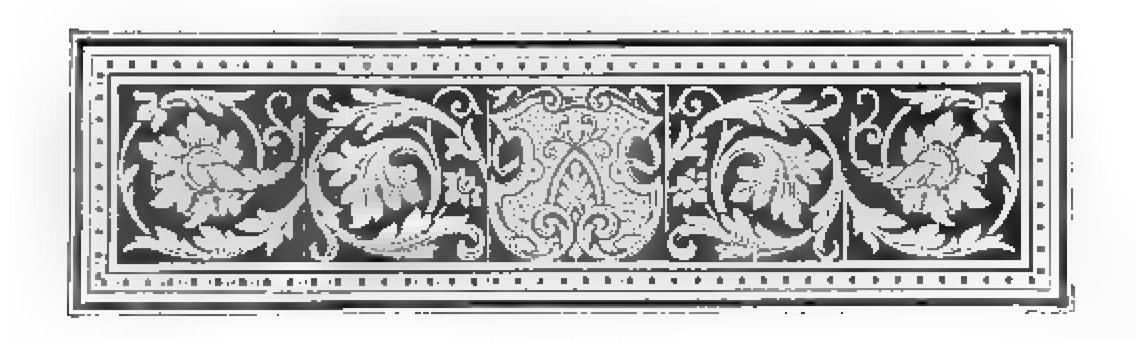
ANNO 1648 DEN 22 MAI IST DIE WOLEDLE, EHRENREICHE V. TVGENTSAME FRAWE ANNA DOROTHEA VON TIESENHAVSEN DES WEILAND WOLEDL GESTRENGEN H. ALEXANDER VON MEDEM S. WITTWE, HERNACH DES WOLEDL DES GESTRENGEN H. GERHARD KOSKVL K. M. IN POLEN LEIBGWARDCORNE EHELICHE HVSFRAWE SELIG ENTSCHLAFEN, IHRER SELEN IST GOTT GNEDIG, IHR CORPER WARTET DIE FROLICHE AVFERSTEHVNG ZVM EWIGEN LEBEN.

Außer den Inschriften finden sich über dem Haupte der Mittelfigur Anna Dorothea, geb. Tiesenhausen, das Tiesenhausensche Wappen und in den 4 Ecken des Steines innerhalb der Inschriftsreihen 4 Wappenpaare, Allianzwappen, und zwar: unten rechts (vom Beschauer) Medem-Koskull, womit unzweifelhaft die beiden Ehemänner der Anna Dorothea angedeutet sind; von der Umschrift ist nur noch zu sehen: Gerhard K. Unten links stehen die Wappen von Tiesenhausen und Plate, das heißt der Eltern der Anna Dorothea, Georg von Tiesenhausen auf Bersohn und Anna von Plate; oben links die der Großeltern väterlicherseits, Tiesen-

hausen-Rosen, Heinrich von Tiesenhausen auf Bersohn und Dorothea von Rosen (von der Umschrift sieht man nur ...., Tiesenhausen und Dorothea ....); oben rechts die Wappen der Großeltern mütterlicherseits, Plate-Berg, d. i. Detlof von Plate auf Heyden bei Doblen, den wir oben schon öfters erwähnt haben, und Anna v. d. Berge. Weitere Familien-Notizen u. s. w. finden sich in E. v. Rutenberg's Mittheilungen, Mitausche Zeitung 1895, Nr. 77.

(Schluß folgt.)





Gustav Adolph und die Rudbecksche Kirchenvisitation.

Der 300jährige Geburtstag Gustav Adolph's, welchen nicht nur Schweden, sondern die evangelische Welt allenthalben als einen besonders festlichen Gedenktag zu begehen sich anschickte, gab dem Verfasser Veranlassung, am 5. Oktober 1894 in der ehstländischen litterärischen Gesellschaft in einem hier wiedergegebenen Vortrage die besonderen Beziehungen zu berühren, welche der große König zu Ehstland gehabt hat. Seine persönlichen Unterhandlungen mit den Vertretern des Landes und der Stadt Reval betrafen vornehmlich die Aufbringung der Kriegssteuern und die Verbesserung der Landesorganisation, insbesondere der Kirche und Schule. Die dadurch entstandenen heimischen Conflicte mit Gustav Adolph hat W. Greiffenhagen vor Zeiten in den Beiträgen der litterärischen Gesellschaft (Bd. III) einer lichtvollen Darstellung unterzogen, während die besonderen Bemühungen des Königs um eine Kirchenorganisation und Aufbesserung des Schulwesens, welche sich in der auf seine specielle Instruction vom Bischof Joh. Rudbeck vorgenommenen Kirchenvisitation äußerten, in der Baltischen Monatsschrift (1888) durch T. Christiani eine eingehende und ansprechende Behandlung gefunden haben. Letzterer schöpfte den von ihm bearbeiteten Stoff lediglich aus Archivalien in Schweden, da ihm die Protokolle der ehstländischen Ritterschaft nicht zu Gebote standen. Durch Einsichtnahme in diese Protokolle ist dem Verfasser nun die Möglichkeit

geworden, die Christiani'sche Arbeit in etwas zu ergänzen. Zur Erläuterung sei Folgendes noch in Kürze vorausgeschickt. Gustav Adolph hatte, von Birsen unerwartet eingetroffen, seinen letzten Aufenthalt in Reval vom 22. Januar bis 24. Februar 1626 genommen. Diese Zeit füllten viele Verhandlungen mit der Ritterschaft und Stadt wegen der Kriegscontributionen und Landesorganisation aus, die einen gereizten Charakter annahmen. Der König wies der Ritterschaft gegenüber darauf hin, daß durch die vielen Kriege die Ordnung im Lande zerrüttet sei, daß es einer Reorganisation des Kirchenregiments, der Erhebung des Kirchenzehnten, der Errichtung eines Landesconsistoriums, einer Akademie und Schule aus den Einkünften der Klostergüter sowie einer Verbesserung der Justizpflege und Erhöhung der Contributionen seitens des Landes bedürfe. Zu letzterem Behuf verlangte er sowohl von der Ritterschaft als von der Stadt als Ausweg die Bewilligung des sog. kleinen Zolls, d. h. einer Consumsteuer von den zum täglichen Leben nöthigen Waaren und Lebensmitteln. Die Ritterschaft berief sich auf ihre vom König bereits früher bestätigten Privilegien und den durch die Kriege bewirkten Ruin des Landes, sie verweigerte die Bewilligung des Kirchenzehnten, da derselbe bereits vor alten Zeiten abgelöst worden sei, sie behauptete wegen der herrschenden Mittellosigkeit zunächst nichts zur Aufbesserung der Kirchen und ökonomischen Lage der Pastoren thun zu können und erklärte die vom König beantragte Justizreorganisation für unmöglich. Mit der Errichtung einer Akademie und einer Schule aus dem Klostervermögen war sie einverstanden, beanspruchte jedoch eine ausschließlich adliche Schule. Den sog. kleinen Zoll bewilligte die Ritterschaft einstweilen unter Vorbehalt eines Widerrufs. Letzteres Zugeständniß hat wohl den König milder gestimmt, denn er zog der Ritterschaft gegenüber für dieses Mal mildere Seiten auf und ließ die Forderung des Kirchenzehnten zunächst fallen. Dagegen entbrannte sein Zorn gegen die Vertreter der Stadt, an welche nur die Forderung einer Bewilligung des kleinen Zolls gelangt, aber als schädlich zurückgewiesen worden war. Durch maßlose Drohungen suchte er sie einzuschüchtern. Schließlich drohte er gar, die Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln und die großen Häupter aus den großen Steinhäusern zu entfernen. Das verfehlte seine Wirkung nicht, denn mit „häufigem

Trauern" bewilligte die Stadt endlich den kleinen Zoll unter der Bedingung, daß Reval vom Sundzoll befreit bliebe. Damit scheinen die Conflicte mit der Stadt erledigt gewesen zu sein, während sie sich mit der Ritterschaft in der Folge um so schärfer erneuten.

Der um das Wohl der lutherischen Kirche so eifrig bemühte Fürst konnte sich bei dem verwahrlosten Zustande der Kirche in Ehstland nicht beruhigen, sondern schickte, da die Kirchen- und Schulfrage unter Andern offen geblieben war, im folgenden Jahre (1627) den Bischof Johann Rudbeck mit einer Suite nach Reval, um zunächst in Ehstland, dann aber in Liv- und Ingermannland eine Visitation und Reform der Kirche vorzunehmen. Der größte König hatte zu diesem Zweck „den ersten Mann der schwedischen Kirche" erwählt und ihm eine lange schriftliche Instruction mitgegeben. Laut derselben sollte Rudbeck die Kirchenverfassung, die wirthschaftliche Lage der Kirchen und Pastoren, den Bildungsgrad und die Sitten der letzteren und den Zustand der Schulen erkunden, die Abstellung aller Mängel erörtern und danach seine Maßregeln treffen. Insbesondere sollte er nach Uebereinkunft mit geistlichen und weltlichen Personen die Einnahmen der einzelnen Kirchen und Schulen festsetzen und die Unterhaltsmittel beschaffen, die Wiedereinführung des Kirchenzehnten bewirken, den Bestand und die Obliegenheiten der höhern Geistlichkeit feststellen und die Errichtung eines Consistoriums zu Wege bringen, endlich sollte er danach eine der schwedischen entlehnte, den örtlichen Verhältnissen angepaßte Kirchenordnung abfassen und einführen, für geeignete Geistliche sorgen und kirchliche Streitsachen entscheiden. Eine Remedur der gefaßten Beschlüsse hatte sich der König vorbehalten. Der Mitwirkung der Landesvertretung, der Landräthe, geschah nur in einem vom Unterhalt der höhern Geistlichkeit handelnden Punkte der Instruction Erwähnung. Die Machtvollkommenheit, die der Bischof durch letztere erhalten hatte, war mithin sehr groß. Daß er, der gelehrte, hochbegabte Mann, der in Schweden als Visitator und Reformator der Kirche Großes geleistet hatte, hier zunächst wenig ausrichtete, lag einerseits an seinem hochmüthigen, schroffen, ja groben Wesen, dem jedes feinere politische Tactgefühl abging, andrerseits an seiner Unkenntniß der örtlichen Verhältnisse, die er manchmal übrigens auch nur als Deckmantel der Rücksichtslosigkeit

zur Schau trug. Schien er doch nicht einmal zu wiſſen, daß in Reval ſchon ſeit langer Zeit ein Conſiſtorium und ein Superintendent exiſtirten. Ebenſo wenig war ihm bekannt, daß in Reval ſchon die kurländiſche Kirchenordnung galt. Die ihm mitgetheilten kirchlichen Privilegien der Stadt ebenſo wie das Conſiſtorium ignorirte er, ſo daß die Stadtgeiſtlichkeit mit Ausnahme eines Mals die von Rudbeck ausgeſchriebene große Provinzialſynode gar nicht beſuchte und die Viſitation nur zu einem erbitterten Schriftwechſel führte, für die Stadtkirchen aber ohne irgend welchen Belang blieb.

Am 30. Juli 1627 hatte der Biſchof jene große Synode ausgeſchrieben, zu welcher er ohne Autoriſation auch die Paſtoren des ehſtniſchen Livlands aufforderte. Die citirten Paſtoren und Lehrer ſollten bei Vermeidung von Strafe erſcheinen und erſtere außer allerhand ſchriftlichen Auskünften über Paſtoratsfundationen, Ordination, Lebenswandel u. ſ. w. auch mindeſtens 4 Bauern aus jedem Kirchſpiele zur Befragung mitnehmen. Während der Synode, die bis zum 26. Auguſt dauerte, wurden täglich in der Domkirche Predigten und namentlich Probepredigten von Paſtoren gehalten, welche dadurch ihre amtliche Beſtätigung vom Biſchof erlangen wollten. Seinem Willen gemäß beſchloß die Synode unter Conſtatirung verſchiedener Uebelſtände des Kirchenweſens, daß der Kirchenzehnte wieder zur Zahlung gelangen ſolle, daß die Paſtorate und Küſterwidmen mit einem gewiſſen Minimum an Land und Einkünften zu verſehen ſeien, daß Kirchenräthe und ein Conſiſtorium ſowie 4 Pröpſte einzuſetzen, alljährlich Synoden abzuhalten und nur ſtudierte Theologen als Paſtoren anzuſtellen ſeien und die Disciplin unter den Gemeindegliedern geſchärft werden ſolle. Alles dieſes war vorbehältlich einer Remedur ſeitens des Königs feſtgeſetzt worden und konnte ſchon deshalb kein allendlicher Beſchluß ſein, weil es ſich dabei um Bewilligung des Zehnten und anderer kirchlichen Fundationen handelte, die nur die Ritterſchaft machen konnte.

Bei Einziehung der Auskünfte hatte ſich der Biſchof bis dahin nur an die Angaben der einberufenen Paſtoren und Bauern gehalten, er hatte auch zuwider dem Patronatsrecht der Gutsbeſitzer von ſich aus Landpaſtoren ab- und eingeſetzt, in Sachen der Geldbewilligungen und Fundationen konnte er aber in keiner Weiſe die Mit-

wirkung der Ritterschaft umgehen und veranlaßte daher die Berufung eines Landtages auf den 18. September 1627.

Die Versammlung fand auf der Landstube im Michaeliskloster statt. Am Tische saß Bischof Rudbeck mit dem Gouverneur und seinen Commissären, die versammelte Ritterschaft, auch der Ritterschaftshauptmann standen. Nachdem der Bischof eine schwedische Rede gehalten und seine „Proposition" auf schwedisch vorgelesen worden war, bat die Ritterschaft sich letztere auf deutsch aus, was Rudbeck verweigerte mit dem Bedeuten, daß sie dieses wohl auch verstehen müßten, da sie die Donationsbriefe auf schwedisch verstehen könnten. Nach einem höflichen Abschiede versprach die Ritterschaft die bischöfliche Proposition, die ihr schriftlich übergeben werden sollte, auch schriftlich zu beantworten, was unterm 3. Oktober geschah.

Christiani bedauert in seinem erwähnten Aufsatze, daß sowohl die Proposition des Bischofs als auch die Antwort der Ritterschaft verloren gegangen und nur die darauf folgende Replik des ersteren und die Duplik der Ritterschaft erhalten seien. Die Antwort der Ritterschaft, aus welcher sich auch die Propositionen des Bischofs entnehmen lassen, enthalten nun die vom Verfasser eingesehenen Ritterschaftsprotocolle[1]), welche überhaupt über die Verhandlungen und Beschlüsse der von Rudbeck einberufenen Synode und die Verhandlungen mit der Ritterschaft manche Details geben. So erfährt man aus ihnen, daß die Ritterschaft, nachdem der Bischof die Ausfertigung einer deutschen Uebersetzung seiner Propositionen verweigert[2]) hatte, selbst eine Uebersetzung anfertigen lassen wollte. Um nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, wurde indessen später dem Ritterschaftssecretair aufgetragen, beim Bischof, welchem der deutschen Sprache kundige Leute zu Gebote standen, die Bitte zu wiederholen. Rudbeck schlug jedoch das Gesuch mit folgendem groben Bescheide ab: „Unterthanen gebühre es, sich nach ihrem Herrn zu accomodiren und nicht das Gegenspiel zu thun; hätten Landräthe und Ritterschaft in

[1]) Cf. die vom Landrath F. v. Samson zusammengestellten ausführlichen Protocollauszüge im Ritterschaftsarchiv. Die Aufmerksamkeit des Verfassers lenkte auf dieselben Ritterschaftssecretair H. Baron Toll.

[2]) Die Ritterschaft hatte sich darauf berufen, daß nur wenige von ihren Angehörigen schwedisch verständen und sowohl die Commissäre als auch der König selbst mit ihnen deutsch verhandelten.

der Jugend nichts gelernt, so sollten sie es im Alter noch thun, sie wären nicht zu alt dazu; sie suchten hierunter ihre sonderliche Hoheit, respectirten die königlichen Herren Commissäre nicht, sie wären unverständige Leute, bezeigten sich wie Tyrannen wider ihre Unterthanen, sie hielten ihre Hunde besser als ihre Bauerschaft, wollten nichts zu Gottes Ehre geben, nähmen 9 Theile und ließen ihren Bauern den zehnten und könnten daher kein Gedeihen haben." — Der Ritterschaftssecretair erwiderte dagegen, daß dem Bischof die Beschaffenheit des Landes unbekannt und er von übelgesinnten Leuten falsch unterrichtet worden sei und daß er, der Secretair, der Ritterschaft die Calumnien, welche sie nicht auf sich sitzen lassen werde, pflichtgemäß anzeigen müsse.

Zu der erwähnten Antwort beschwert sich die Ritterschaft zunächst darüber, daß der Bischof nach Zusammenberufung der Priesterschaft, ohne die Landräthe zu Rathe zu ziehen, allein die Berichte der Prediger berücksichtigt. Letztere hätten sich nicht an die Wahrheit gehalten und die Ritterschaft falsch beschuldigt. Ferner habe der Bischof das Patronatsrecht der Ritterschaft verletzt, indem er Landpriester eingesetzt ohne deren vorgängige Präsentation vor den Patronen. Gegen nachstehende, in den Propositionen des Bischofs erhobene Beschuldigungen und Ausstellungen richtet sich die Antwort der Ritterschaft in Kürze folgendermaßen:

1) Daß wenig Gotteshäuser im Lande vorhanden, in welchen Gotteswort gepredigt werde, und daß die vorhandenen theils wüste und öde, theils ganz verfallen seien: Wenn auch nicht wenig Kirchen im Lande seien, die nicht nach Nothdurft versorget, so möge doch der Bischof bedenken, wie sehr das Land durch Kriege verwüstet worden und die drückendste Armuth herrsche, weshalb es unmöglich sei, Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen. Sobald das Land bei dem nunmehr eingetretenen Frieden wieder emporkomme, werde man auch für die Kirche etwas thun können.

2) Daß die Kirchspiele nicht überall mit tüchtigen und gelehrten Predigern versehen, — daran sei mehr die angedeutete Lage des Landes als die Ritterschaft schuld.

3) Daß die Priesterschaft unterdrückt und in Ermangelung eines Hauptes unter die Füße getreten werde, — diese Beschuldigung sei unbegründet, denn die Prediger würden, — obgleich mehr ihres

tragenden hohen Amts als Tüchtigkeit ihrer Personen wegen. — in allem billigen Respect und Ehren gehalten.

4) Daß die Priester nicht gehörig versorgt, — sei gleichfalls unbegründet, denn ihre Einkünfte könnten nicht als schlechte Almosen angesehen werden, wenn mancher Prediger 3 bis 8 Last Korn und mehr verführe, was mancher Junker nicht vermöge.

5) „Daß die Landeseingesessenen ein solch grob, unvernünftig Leben mit Verachtung Gottes Worts und der heil. Sacramente, mit Abgötterei und Götzendienste, mit Hurerei und Leichtfertigkeit, wie in der Proposition gesetzt, führen sollen." — das zögen sich die Landräthe und Ritterschaft, — obgleich sie keine Götter und Engel seien und manche Fehle und Gebrechen hätten. — „nicht allein hoch zu Gemüthe, sondern halten es für einen Frevel, daß dieser weitberühmten Provinz Kinder und Eingesessene für solche gottlose, heidnische und leichtfertige Leute und Maleficianten durch bösen und unwahrhaften Bericht bei J. K. Maj. als ihrer christlichen hohen Obrigkeit oder auch sonst in der Welt sollten ausgesetzt und gehalten werden." Die Schuldigen müßten genannt und die verläumderischen Berichte nicht hinausgetragen werden.

6) Daß keine bestimmte Kirchenordnung befolgt werde, dagegen sei zu erwidern, daß die Landeskirchenordnung nach der Revalschen abgefaßt sei, an welcher die Ritterschaft nichts auszusetzen habe. Vor Einsetzung der Priester müßten dieselben sich schriftlich reversiren, sich nach dieser Ordnung zu halten.

Weiter heißt es mit Beziehung auf eine unterm 1. Oktober 1627 vom Bischof erlassene besondere Proposition, durch welche er bei der Ritterschaft antrug, die Bauern an Festtagen mit Arbeit zu verschonen und ihnen die Freizügigkeit zu geben:

7) „Daß aber diese Bauerschaft dienstbar und etzlicher maßen leibeigen, ist nicht unsere Schuld oder derer, die dieses Vaterland vor so viel 100 Jahren mit dem Schwerte (erobert) und von der Heidenschaft zum Christenthum gebracht, besonder ihrer selbst eigenen bösen Untreu und Natur, in welcher von Anfang ihre Vorväter und noch sie anitzo stecken, beizumessen, wie solches nicht allein die Historien, sondern auch das gefährliche Werk, welches wir noch zu unseren Zeiten erlebet, verursachet. Wundert auch den Herren Landräthen und der Ritterschaft nicht, daß der Herr Bischof als ein Fremder,

dem dieſe Nation unbekannt, einer ſolchen Opinion ſein mag, weilen faſt die Vornehmſten des Reiches Schweden, ſo allhier im Lande begütert, gänzlich ſolcher Meinung geweſen, nachdem ſie aber der Leute Natur innen worden, haben ſie müſſen bekennen, daß die Nation durch keinen andern Weg zu regieren, derowegen auch ihren Verwaltern hinterlaſſen, daß ſie nicht anders als nach alter Gewohnheit ſie halten und regieren ſollen." — zu geſchweigen des denkwürdigen Umſtandes, daß als König Johann und der Polen König Stephan nach Eroberung des Landes von den Moskowitern, — „mit der Bauernſchaft in dieſen Landen eine andere Ordnung faſſen und publiciren wollten, ſie ſelber (die Bauern) aus allen Landesorten an J. K. Maj. nach Reval und Riga die Ihrigen abgefertigt und mit gewiſſen rationibus ſie bei altem Brauch gnädigſt zu erhalten ſowohl ſchrift- als mündlich durch unterſchiedliche Fußfälle unterthänigſt angehalten und gebeten haben." — Der Vorwurf, daß die Ritterſchaft die Bauern durch Arbeit von dem Kirchenbeſuch abhalte, ſei falſch, da ſie im Gegentheil dieſelben zum Gotteswort anhielte.

8) Daß man untüchtige Prediger anſtelle, keine gelehrten Schulen im Lande habe und der ehſtniſchen Sprache unkundige Perſonen zu Predigern verordne, ſeien Uebelſtände, deren Abſchaffung man ſehnlichſt wünſche. Die langwierigen Kriege hätten viel geſchadet; man habe ſich in Ermangelung einheimiſcher mit Fremden behelfen müſſen, doch ſtände zu hoffen, daß jetzt mehrere Landsleute aus Deutſchland zurückkehren, die tauglich zum Predigtamt ſeien. — „Es wünſchen auch die Landräthe und gemeine Ritterſchaft, daß diejenigen, ſo der Herr Biſchof an die Stelle geſetzt, mehr denn die vorigen zum Miniſterio dienlich ſein möchten; es iſt aber nicht unbekannt, daß vielleicht etzliche ordiniret, die man an die Landkirchen zu vociren vielleicht Bedenken haben möchte."

9) Endlich wendet ſich die Ritterſchaft gegen den Vorwurf, daß die Urſache alles Verderbs des Kirchenregiments die ſei, daß „man den Zehnten, auch andere geiſtliche Güter, welche zum Aufenthalt des Prieſteramts, der Kirchen und Schulen 2c. vormalen geſtiftet, aus unmäßigem Geiz und zur Anreizung Gottes gerechten Zorns zu ſich gezogen," — wogegen von den Commiſſairen als beſtes Mittel zur Beſſerung des Kirchenweſens und Erhaltung eines

Conſiſtoriums und der Schulen die Wiedereinführung des Kirchenzehnten, der ſchon in der Bibel angeordnet und immer und überall zu Kirchenzwecken beſtimmt ſei, vorgeſchlagen worden. Die Ritterſchaft erwidere dagegen, ſie ſähe nichts lieber, als daß Kirchen und Schulen, jene vornehme Säulen der menſchlichen Wohlfahrt, in gutem Stande ſeien, man möge aber ihre Unvermögenheit und Armuth berückſichtigen. Die Kloſtergüter (Kuimetz und Nappel) ſeien zwar durch des Königs Gnade zum Unterhalt der Schulen beſtimmt, ſie ſeien aber durch die Kriege ſo heruntergekommen, daß ſie augenblicklich nicht dazu hinreichten, außerdem müßten die Kloſtergebäude reparirt werden und die Kloſterjungfrauen ihren jährlichen Unterhalt daraus empfangen. Gegen Wiedereinführung des Kirchenzehnten, den ſchon das neue Teſtament aufgehoben, proteſtire die Ritterſchaft. Wenn augenblicklich einige Prediger Mangel litten, ſo ſeien die Kriegszeiten daran ſchuld und die Geiſtlichen könnten es nicht beſſer haben als der Adel ſelbſt, außerdem wolle man dem abzuhelfen ſuchen durch andere zweckmäßige Mittel. Ihre Vorfahren hätten ſich und ihre Nachkommen von dem Zehnten rechtmäßig befreit[1]) und könnten ſie jetzt nicht darin willigen. Zu katholiſcher Zeit hätten die Kirchen ihr beſtimmtes Patrimonium und ſtattliche Landgüter gehabt, wovon Biſchof und Conſiſtorialen reichlichen Unterhalt genoſſen, bei der Unterwerfung unter Schweden ſeien aber dieſe Güter von dem Könige verdienten Perſonen geſchenkt worden und könne man jetzt in Ermanglung dieſer Güter den Zehnten nicht wieder einführen. Uebrigens ſei der Zuſtand des Landes ſo, daß die Durchführung dieſer Maßregel den gänzlichen Ruin des Adels und der Bauerſchaft verurſachen würde. Denn wenn der Bauer außer dem Zehnten, welchen er „als Recht und Gebühr, wie in aller Welt gebräuchlich, zuvörderſt ſeiner Herrſchaft entrichte, noch dem Prieſter den Zehnten geben und mit der Seinigen zur Leibeskleidung und Nothdurft der Wirthſchaft ſich unterhalten und daneben die Saat des künftigen Jahres bewahren ſolle, ſo müſſe er untergehen und verderben oder das ganze Land verlaufen.“ Wolle man aber die Einnahme des Zehnten zum Theil dem Adel entziehen, der in den Kriegszeiten

---

[1]) Cf. Archiv für die Geſchichte Ehſt-, Liv- und Kurlands I. Folge. I. S. 31. II. S. 275 (Sendkorn und Kirchenzehnte).

ſchon ſo ſehr gelitten, ſo daß das Land größtentheils verpfändet und die Leute (Bauern), von denen vormals alle Büſche voll geweſen, bis auf die Hälfte geſchwunden ſeien, ſo werde der Adel ganz zerrüttet werden und der König wenig Nutzen ſowohl vom Roßdienſt als auch von andern Dienſten haben.

Die darauf folgende Replik des Biſchofs vom 4. Oktober und die Duplik der Ritterſchaft vom 9. Oktober, welche auch in den Ritterſchaftsprotokollen vorhanden ſind, giebt Chriſtiani in ſeinem erwähnten Aufſatze inhaltlich nach den ſchwediſchen Archivalien wieder. Des Zuſammenhanges wegen ſeien ſie hier kurz referirt. Der Biſchof proponirte der Ritterſchaft, daß die Adlichen behufs Ermittelung der Wahrheit ihre Paſtoren mit je 4–6 Bauern aus jedem Kirchſpiel binnen 6—7 Tagen nach Reval zur Befragung fordern und ſchriftliche Beweiſe ihrer Patronatsrechte und Beſitzrechte wegen ehemaliger Kirchenliegenſchaften beibringen ſollten. Da die Ritterſchaft keine Mittel vorzuſchlagen wiſſe und den Zehnten und die Befreiung der Bauern verweigere, ſo proponire er zum Beſten der Kirche den 11. oder 9. Theil der Einkünfte der Bauern zu erheben, ſo daß dem Edelmann der zehnte und dem Bauern 8 oder 9 Theile verblieben. Die Ehſten ſeien von Natur nicht ärger als andere Völker, ſondern nur durch die Sclaverei verdorben. Im Uebrigen erbot ſich der Biſchof zu weiteren Verhandlungen. In ihrer Duplik erklärte die Ritterſchaft die nochmalige Einberufung der Prediger für ein Unding. Die Edelleute ſeien ſchon lange in der Stadt aufgehalten worden und müßten wegen der drohenden Kriegsgefahr die Stadt verlaſſen. Hätte der Biſchof die Ritterſchaft gleich hinzugezogen und die Kirchſpielsjunker mit den Prieſtern confrontirt oder aber im Beiſein der erſteren die Kirchſpielsviſitationen vorgenommen, wie ſolches früher geſchehen, ſo wäre etwas Nützliches herausgekommen. Dann hätte es auch nicht geſchehen können, daß der Biſchof einen öffentlich infamirten Prieſter aus Unkenntniß zum Propſt eingeſetzt. — Gegen den Zehnten proteſtirte die Ritterſchaft, ebenſo gegen Antaſtung des Patronatsrechts, das ſie zu begründen ſuchte, und behielt ſich endlich die weiteren Schritte wegen der ihr vom Biſchof zugefügten Beleidigungen vor. — Nach einer ſchriftlichen Schlußverhandlung, die zu nichts führte, verließen die Glieder der Ritterſchaft wegen der von Polen drohenden Kriegsgefahr eilig

die Stadt und auch der Biſchof ſchiffte ſich bereits am 15. Oktober mit ſeinem Gefolge nach Schweden ein. Das unmittelbare Reſultat dieſer mit ſo vielem Geräuſch inſcenirten Viſitation war ein ſehr geringes. Es beſchränkte ſich für das Land auf die Erſetzung mancher untauglichen Prediger durch beſſere, auf zeitweilige Einführung der ſchwediſchen Kirchenordnung, auf Erlaß einer Synodal- und Viſitationsordnung und eine neue Diöceſaneintheilung in 6 Propſteien. Für die Stadt Reval war ſie ganz reſultatlos.

Ein Nachſpiel hatte die Rudbeck'ſche Kirchenviſitation im Jahre 1629, wovon die ritterſchaftlichen Protokolle berichten. Im Februar des Jahres fertigte die ehſtländiſche Ritterſchaft eine Deputation an den König nach Stockholm ab, welche folgende Aufträge in Kirchenangelegenheiten erhielt: 1) Dem Könige für die Anordung der Viſitation zu danken, 2) ihm klagend die Eingriffe des Biſchofs Rudbeck vorzulegen, welcher die Viſitation ohne Mitwirkung der Ritterſchaft bewerkſtelligt, mit Verletzung des Patronatsrechts Prieſter ab- und eingeſetzt und die Ritterſchaft in Wort und Schrift ſchimpflich behandelt, 3) um Ernennung eines von der Ritterſchaft vorzuſchlagenden und zu beſoldenden Superintendenten als Oberhaupt der Prieſterſchaft und Errichtung eines Conſiſtoriums nachzuſuchen, beſtehend unter Vorſitz des Gouverneurs aus dem Superintendenten, aus 2 oder 3 Landräthen und den Pröpſten und vornehmſten Theologen, 4) dem Könige anzuzeigen, daß die Ritterſchaft bereits zwei gute Lehrer für eine zu gründende adliche Particularſchule engagirt, und 5) die Anſprüche der Stadt Reval auf die Schule und die Kloſtergüter der Entſcheidung des Königs anheimzuſtellen.

Die Deputirten erhielten zunächſt eine Audienz am 24. März 1629, bei der ſie vom König hart angefahren wurden. Sie hatten außer ihrem Anliegen in Kirchenſachen auch die Beſchwerde des Adels über zu große Beſteuerung des Landes vorgebracht und angezeigt, daß die Ritterſchaft ſtatt des bewilligten kleinen Zolls eine Jahresſteuer von 20,000 Thlr. zu Kriegszwecken zahlen wolle. Dieſes ſowie die Verweigerung des Kirchenzehnten und das proteſtirende und negirende Verhalten der Ritterſchaft erregte den Zorn des Königs auf's Aeußerſte. Er nahm den Biſchof anfangs in Schutz, ließ ihn jedoch zur Verantwortung citiren. Die Deputirten reichten ihre Klage ſchriftlich am 14. April bei den Reichsräthen ein und

es kam dabei zu mündlichen Verhandlungen zwiſchen letzteren, den Ehſtländern und Rudbeck. Dieſer war vorher vom König in einer Audienz unſanft angefahren und beauftragt worden, was er ehedem verſchuldet, jetzt beſſer zu machen. Er erklärte nunmehr, daß er keineswegs die Abſicht gehabt habe zu beleidigen, ſondern im Allgemeinen die Laſter habe charakteriſiren wollen, die im Lande im Schwange ſeien. Das Reſultat der Verhandlung war folgender Paſſus einer am 24. April 1629 ausgefertigten königlichen Reſolution: „Da J. Kön. Maj. aus der Erklärung der Ritterſchaft habe abnehmen mögen, daß dieſelbe nicht allein an Zerſchlagung der Commiſſion nicht ſchuldig, ſondern vielmehr als chriſt- und polizeiliebende Unterthanen geneigt wären, ihrem Oberhaupt und ſo billig mäßigem Begehren gebührend an die Hand zu gehen und die ſowohl in Kirchen, Schul- und Juſtizzweck eingeriſſenen Mängel mit Anſtellung allerſeits beſtändiger Ordre zu ihrer und ihrer Poſterität ſelbſteigenen Seligkeit und Wohlſtand zu verbeſſern, — nach dem mahl aber die Herren Abgeordneten ſich weiteres nicht entdecken wollen, als daß ſie zwar den mürben und ganz gefährlichen Uebelſtand ihres Vaterlandes erkennen, die angetragene curam aber als impertinent und dieſer Zeit nicht practicabel ſo weit recipiret, daß ſie weder zu Beſtellung eines gewiſſen Conſiſtorii und Schulen, noch Formirung eines beſtändigen und ehrlichen Unterhalts ihrer Kirchen und dero Diener verſtehen oder anſtatt des von den Kirchen entwendeten Zehnten einig Aequivalent verwilligen wollen, — als ſtellen es J. K. M. zwar vor dies Mal dahin, verſehen ſich auch, E. E. Ritter- und Landſchaft werde ſich inmittelſt eines beſſern bedenken, die hohe Billigkeit der Reſtauration ihrer Kirchen etwas tieferes beherzigen und ſich des Zehnten halber, als des einzigen bequemlichſten und bei der ganzen Chriſtenheit üblichen Mittels hierzu oder an deſſen ſtatt eines beſtändigen Aequivalents halber beſſer erklären."

Auf der zweiten Audienz am 25. April 1629 ging es heiß her. Der König überſchüttete in größtem Zorn die Deputirten mit Schmähungen, Schimpfwörtern und Drohungen, ja drohte ſogar mit Enthauptungen. Zum Schluß der Audienz wurde er jedoch, ohne ein Zugeſtändniß erhalten zu haben, milder und entließ die Deputirten ſchließlich, indem er der Ritterſchaft ſeinen gnädigen

Gruß vermeldete, die Deputirten vielmals ſegnete und ihnen auftrug, Alles wohl zu verrichten und ihn nicht mehr zum Zorn zu reizen. Wie dieſe ſo war auch die letzte Abdelegirung der Ritterſchaft an den König in Kirchenſachen reſultatlos. Die Deputirten wurden von ihm im Sommer 1630 empfangen am Vorabend ſeiner Abfahrt nach Deutſchland zum Kriege, der ihm ewigen Ruhm und den Tod brachte.

Zu Lebzeiten Guſtav Adolph's trugen ſeine Bemühungen doch in ſofern Früchte, als abgeſehen von der Gründung der Univerſität Dorpat, die Ehſtland auch zu gut kommen ſollte, auf Anregung des Königs ein von ihm beſtätigter Vergleich zwiſchen der Ritterſchaft und der Stadt wegen der Kloſtergüter und des zu gründenden Gymnaſiums am 16. Februar 1631 zu Stande kam. Das Gymnaſium[1]), welches die Ehre hat, ihn als Gründer zu nennen, iſt ja bekanntlich mehr als 250 Jahre eine Leuchte der Heimath und eine Bildungsſtätte geweſen, aus der viele ausgezeichnete, dem Gemeinwohl nützliche Männer hervorgegangen ſind.

Eine weitere Folge der Viſitation war die Einrichtung eines Landconſiſtoriums unter Guſtav Adolph's Nachfolgern und die allmähliche weitere Ausbildung der Kirchenorganiſation, denn ohne die vom König ergriffene Initiative wäre dem darniederliegenden Kirchenweſen Ehſtlands ſo bald nicht Abhülfe geſchehen.

In Rudbeck hatte Guſtav Adolph einen Mann ausgeſucht, der ſo zu ſagen das Kind mit dem Bade ausſchüttete. Als Haupt der hierarchiſchen Parthei in Schweden, die auf Trennung von Kirche und Staat, auf Beſchränkung der Adelsprivilegien und Aufhebung des Patronatsrechts losging, kennzeichnete der Biſchof ſein Verfahren hier durch die ihm eigene Rückſichtsloſigkeit, die ihn nach dem Tode des Königs 1636 auch mit der ſchwediſchen Regierung in argen Conflict brachte. Wenn er ſich ſchon in Schweden als Beſchützer des dort freien Landvolks gegen angebliche Bedrückung aufſpielte, ſo nimmt es nicht Wunder, daß er mit Ueberſchreitung ſeiner Inſtruktion ſeinen eignen Intentionen gemäß in Ehſtland die Agrarfrage in die Sache der Kirchenviſitation hineinmiſchte und auf Befreiung der ehſtländiſchen Bauern drang, deren Leibeigenſchaft, wie

[1]) Neuerdings Nicolai-Gymnaſium benannt.

er wohl wußte, dem an die Freiheit ſeines Schwedenvolks gewöhnten Könige ſehr unſympatiſch war. Ebenſo zog er ſicherlich ohne Abſicht des letztern, zumal in ſo ſchroffer Weiſe, die Sprachenfrage hinein[1]), indem er ſich mündlich und ſchriftlich des Schwediſchen bediente. Guſtav Adolph, von einer deutſchen Mutter geboren und mit einer deutſchen Prinzeſſin verheirathet, beherrſchte das Deutſche und ſtand dem modernen Nationalitätsprincip fremd gegenüber, wie er denn auch in den mündlichen Verhandlungen mit den Vertretern des Landes und der Stadt ſich ſtets der deutſchen Sprache bediente.

Das hier erwähnte harte Auftreten des Königs gegen die Vertreter von Stadt und Land dürfte in Nachſtehendem ſeine Erklärung finden. Als Anhänger des Staatsmannes Hugo Grotius und des ſog. aufgeklärten Despotismus lag ihm daran, ſeine Abſichten für das Wohl des Staats oder deſſen einzelne Theile durchaus zu verwirklichen und Hinderniſſe, die ſich ihm dabei entgegenſtellten, zu beſeitigen. Ein großer Herrſcher, nicht nur als Politiker und Feldherr nach Außen, ſondern auch als Organiſator nach Innen, mußte der anerkannt elende Zuſtand des Kirchen- und Schulweſens in Ehſtland ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Fürſorge in Anſpruch nehmen. Ebenſo war ihm die Zahlung der Contributionen von höchſter Wichtigkeit, da die vielen Kriege die Auftreibung großer Mittel verlangten. Bei den Vertretern des Landes und auch bei denen der Stadt begegnete er ſtets Proteſten, Widerſpruch und Berufung auf ihre Privilegien. Zwar ſtand einerſeits der Umſtand, daß das Land durch die Verwüſtungen Iwan's des Schrecklichen und die nachfolgenden Kriege mit Rußland und Polen unendlich gelitten hatte und nicht zur Ruhe gekommen war, ihnen entſchuldigend zur Seite und andererſeits, daß ihnen als „Grenzern", als Bewohnern eines allen möglichen Occupationen ausgeſetzten Grenzlandes, ihre Privilegien beſonders als Anker ihrer Exiſtenz erſcheinen mußten, — der König aber, der an patriotiſche Opfer ſeines Schweden-

[1]) Nach Weſtling, Rudbecks visitation i Estland. Hernöſand 1896, S. 19, Anm., ſoll Rudbeck laut ſeiner eigenen Angabe ſolches im Auftrage des Königs gethan haben (Progressus itineris ſ. d. 5. Okt. Hiſt. 51), was indeſſen bei der beſtrittenen Wahrheitsliebe des Biſchofs gegenſtandslos ſein dürfte.

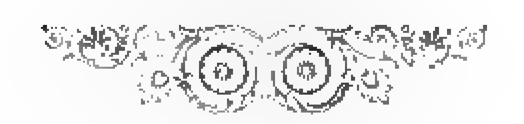
volkes gewöhnt war und nicht berückſichtigte, daß der Reichstag, in dem Ehſtland und Reval nicht vertreten waren, dieſelben bewilligte, muthete letzteren ähnliche Opferwilligkeit zu und ſah in der Verweigerung von Contributionen Mangel an Patriotismus, wie er ſolches auch ausgeſprochen hat.

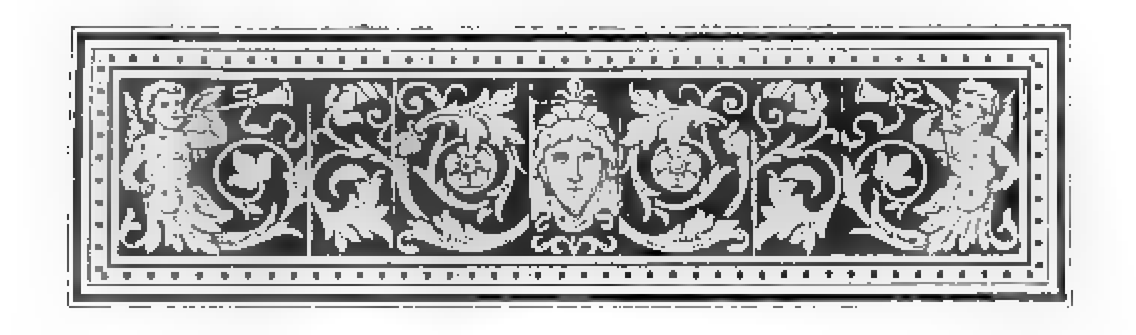
Die neueſte Geſchichtsforſchung will in Guſtav Adolph nur den Politiker und nicht den Glaubensheld gelten laſſen. Wer die Auffaſſung ſeiner Perſon und Thätigkeit kennen lernt, wie ſie ſich in Briefen ſeiner nächſten Umgebung gleich nach ſeinem Tode äußert, wird dem widerſprechen müſſen. Ein Gleiches lehren auch die mündlichen Verhandlungen mit den Deputirten der Ritterſchaft. Ueberall vertrat der König das Intereſſe der Kirche und nennt ſie vor dem Staat, wo von beiden die Rede iſt. Dieſes tiefgläubige, zu den höchſten Opfern bereite Gemüth, mußte in den Weigerungen der Ritterſchaft, in ihren Proteſten und Berufungen auf ihre Privilegien in Sachen der Kirchenviſitation eine verrottete Engherzigkeit ſehen, welche ſeine, der ehſtländiſchen Kirche zugedachte Hülfe paralyſirte und ebenſo wie die Verweigerung der Contribution ſein leicht erregbares Blut in Aufwallung brachte. Dabei lag den Ausſchreitungen des Königs offenbar auch eine Berechnung zu Grunde, der Zweck der Einſchüchterung. Er hatte die Privilegien von Land und Stadt ſchon früher confirmirt, wollte alſo nicht durch ſtricten Befehl, d. h. durch offenen Rechtsbruch dagegen handeln, ſondern ſuchte, da Zureden nicht half, durch Drohung und Ungebehrdigkeit Bewilligungen zu erlangen, was er ja auch gegenüber der Stadt bei Bewilligung des kleinen Zolls erreichte. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß er keine ſeiner Drohungen erfüllte, ſondern ſtets um das Wohl von Stadt und Land beſorgt geweſen iſt. Verſöhnend wirkt und Zeugniß giebt für ſein edles Gemüth der Schluß der ſtürmiſchen Audienz am 25. April, als der König, ohne ſeine Wünſche in etwas befriedigt zu ſehen, ſeinen gnädigen Gruß der Ritterſchaft übermittelt und die fortgehenden Deputirten vielmals ſegnet.

Wo viel Licht, da iſt viel Schatten, ſagt das Sprüchwort, doch groß iſt hier in dieſem Fall der Schatten nicht im Verhältniß zum Licht. Der große Kriegsheld polternd in maßloſem Jähzorn

iſt zwar kein erhabenes, aber auch kein widerliches Bild. Dem Manne, der Kirche und Schule hier im Lande gebaut, wäre ſolches ſchon lange nachzuſehen, vollends aber dem Helden, der durch Kampf und Tod unſere Kirche vor dem Untergange bewahrt hat.

E. v. Nottbeck.





Alexander Baron von der Pahlen †.

Am 24. Oktober des verflossenen Jahres vollendeten sich 25 Jahre, seit Ehstland durch die Eröffnung der Baltischen Eisenbahn in das Netz des europäischen Weltverkehrs hineingezogen und damit zugleich auch der Nachbarprovinz Livland Gelegenheit geboten wurde, durch den Anschluß an die Strecke St. Petersburg-Reval nach und nach eine längst erwünschte Erweiterung und Ausdehnung ihrer damals kaum minder beschränkten Kommunicationslinien zu finden. Als in den Tagesblättern auf jenen bedeutsamen Gedenktag hingewiesen wurde, weilte der Mann, dem dieser wichtige Fortschritt in dem Verkehrsleben unserer Provinzen in erster Reihe zu danken war, nicht mehr unter den Lebenden. Kein volles Vierteljahr vorher war der Kammerherr Alexander Baron von der Pahlen, der Begründer der Baltischen Eisenbahn, seinem schweren Leiden erlegen, das ihn, den damals 72jährigen, drei Jahre früher auf das Krankenlager niedergeworfen und zu hoffnungslosem Siechthum verurtheilt hatte. Um so lebhafter aber lenkte die wieder frisch gewordene Erinnerung an seine hervorragenden Verdienste den Blick auf den kaum geschlossenen Grabhügel, um ihn mit dem Ehrenkranze dankbaren Gedächtnisses zu schmücken.

Auch diese Zeilen haben nur den Zweck, ein schlichtes Gedenkblatt auf seine Gruft zu legen und als Ergänzung zu dem äußerlichen Bilde des Hingeschiedenen, mit welchem dieses Heft geschmückt ist, in flüchtigen Strichen ein Bild seines Wirkens und Seins zu skizziren.

Alexander Baron von der Pahlen war am 29. December 1819 auf seinem Erbgute Wait in Ehstland geboren, ein Sohn des ehemaligen Curators des Dörptschen Lehrbezirks und späteren General-Gouverneurs der baltischen Provinzen, nachmaligen Reichsrathsmitgliedes Baron Pahlen. Seine erste Jugendbildung hatte er im elterlichen Hause genossen und sodann die Junkerschule in St. Petersburg besucht, um sich dem Militärdienst zu widmen. Im September 1836 trat der noch nicht 17jährige als Unteroffizier in das Leibgarde-Regiment zu Pferde ein und wurde hier im Jahre 1838 zum Cornet, 1841 zum Lieutenant und drei Jahre später zum Stabsrittmeister befördert. Im Jahre 1845 wurde er Adjutant bei dem General-Adjutanten von Knorring, nahm aber trotz seiner guten Aussichten in der militärischen Carrière schon im Jahre darauf als Rittmeister seinen Abschied, um sich zur Bewirthschaftung seiner väterlichen Güter nach Ehstland zurückzuziehen.

Hier sehen wir ihn, nachdem er inzwischen einige kleinere Landesposten bekleidet, bereits zwei Jahre darauf durch das Vertrauen seiner Standesgenossen auf den Posten eines Kreisdeputirten von Harrien berufen, den er bis zum Jahre 1862 ununterbrochen inne hatte. In diese Zeit fällt auch seine am 30. September 1856 erfolgte Ernennung zum Kammerjunker des Allerhöchsten Hofes und die Verleihung des St. Stanislausordens 2. Kl. (am 9. December 1859), während ihm die Bronze-Medaille zum Andenken an den Krieg 1853—56 bereits früher zuertheilt worden war.

Mit dem 11. Dec. 1862 begann diejenige Periode seiner Wirksamkeit im Landesdienst, die seinen Namen nicht nur auf das Engste mit der Geschichte der ehstländischen Ritterschaft verknüpfte, sondern ihm auch in den weiteren Kreisen seines Heimathlandes ein dankbares Gedächtniß von bleibender Dauer sichert.

An dem genannten Tage zum Ritterschaftshauptmann von Ehstland erwählt, hat er während zweier Triennien, nachdem er am 7. December 1865 auf weitere 3 Jahre mit der Führung des silbernen Stabes betraut worden, seine ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, sein willenskräftiges, lebensprühendes Temperament und seinen durch eine unwiderstehliche gesellschaftliche Liebenswürdigkeit nachhaltig unterstützten persönlichen Einfluß, dem sich Niemand, Hoch oder Gering, zu entziehen vermochte, mit voller Hingabe zum allge-

meinen Nutz und Frommen in den Dienst seines Heimathlandes gestellt. Wie sehr man auch an Allerhöchster Stelle seine Persönlichkeit zu schätzen wußte, ergiebt sich aus seiner am 4. April 1865 erfolgten Ernennung zum Kammerherrn des Allerhöchsten Hofes.

Die Zeit, in welche diese seine Thätigkeit als führender Repräsentant der ehstländischen Ritterschaft fiel, war eine besonders bewegte und folgenschwere.

Die polnische Insurrection hatte die Wogen der nationalen Erregung in Rußland zu stürmischem Branden gebracht und gerade an den exponirten Grenzstrichen der baltischen Provinzen machte sich die Einwirkung dieser leidenschaftlichen Strömung in besonders empfindlicher Weise geltend. Diese Strömungen, die bis in die höchsten Kreise hinein drangen und das Vertrauen, welches von oben her trotz alledem in die unverbrüchliche Zuverlässigkeit unserer Provinzen gesetzt wurde, künstlich zu unterwühlen suchten, galt es unschädlich zu machen und ihnen einen wirksamen Damm entgegenzustemmen. Alle noch so aufrichtig gefühlten Loyalitätserklärungen, an denen es in jener Zeit von Seiten der baltischen Ritterschaften nicht fehlte, hätten allein doch nicht vermocht, die Stimmung zu unseren Gunsten zu wenden, wenn nicht die ritterschaftlichen Vertreter auch persönlich das Ohr des Monarchen besessen hätten. Und gerade in dieser Hinsicht hatte Ehstland in dem damaligen Ritterschaftshauptmann Baron Pahlen einen Repräsentanten, wie es sich ihn nur wünschen konnte. Baron Pahlen fand nicht nur kraft seines Amtes, sondern auch kraft seiner Persönlichkeit, deren fascinirender Eindruck auch hier nicht versagte, bei Kaiser Alexander II. stets ein geneigtes und vertrauensvolles Gehör und wußte von diesem seltenen Vorzuge in ebenso loyaler, wie geschickter Weise zum Besten seiner Heimath Gebrauch zu machen.

Neben solchen Fragen, die alle drei baltischen Provinzen gleich lebhaft tangirten, gab es im Schooße der ehstländischen Ritterschaft nicht wenig andere Fragen, die Pahlen's Interesse und Arbeitskraft in vollem Maße in Anspruch nahmen. Als besonders bedeutsam für die innere Entwicklung des baltischen Verfassungslebens verdienen namentlich zwei interne Beschlüsse der ehstländischen Ritterschaft aus jener Zeit hervorgehoben zu werden, die unter eifriger Mitwirkung, ja zum Theil auf die direkte Initiative ihres damaligen

Leiters zu Stande kamen: einerseits die Abolition der Frohne in Ehstland und anderseits die Freigebung des Güterbesitzrechts und die damit im Zusammenhange stehende Ausdehnung des Steuerbewilligungsrechts auch auf die nichtimmatriculirten Gutsbesitzer Ehstlands.

Nicht unerwähnt bleibe auch das erfolgreiche Bestreben Pahlen's, das nur allzu oft gelockerte Band der Interessengemeinschaft zwischen Stadt und Land immer fester zu knüpfen, ein Bestreben, welches durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seiner ganzen Person nicht wenig unterstützt und gefördert wurde. Von diesem erfolgreichen Streben legte noch bis in die letzte Zeit, wo Pahlen schon lange ganz nach St. Petersburg übergesiedelt war, der Umstand redendes Zeugniß ab, daß kaum irgend welche bedeutenderen gemeinnützigen Gesellschaften oder Vereine in Reval existirten, an deren Spitze nicht der Name Baron Pahlen's als Ehrenpräsident oder als Ehrenmitglied stand. Auch die Stadt Reval als solche hatte Pahlen zu ihrem Ehrenbürger ernannt, eine Auszeichnung, die ihm freilich nicht für seine vorstehend kurz skizzirte Wirksamkeit, sondern für seine Verdienste um die Gründung der Baltischen Bahn zu Theil wurde.

Daß sich Pahlen auch als Gutsherr bei seiner Bauerschaft stets ebenso großer Hochachtung, wie Sympathie erfreute, kann bei seiner ganzen Persönlichkeit, die den echten grand seigneur und den durch und durch human denkenden Menschen in glücklichster Verschmelzung zeigte, nur natürlich erscheinen. Die Nachrufe, die ihm bei seinem Hinscheiden in der ehstnischen Presse gewidmet wurden, zeichneten sich denn auch durch besondere Wärme aus und ebenso bewies die überaus zahlreiche und herzliche Betheiligung der Bauerschaft bei seiner Bestattung, daß es sich hier nicht um die bloße Erfüllung einer conventionellen Pflicht, sondern um die Befriedigung eines wirklichen Herzensbedürfnisses handelte.

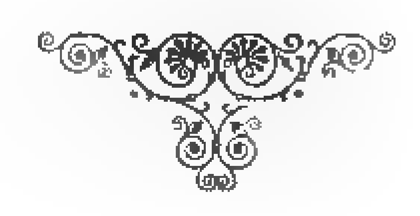
Aber auch weit über den Kreis derjenigen, zu denen ihn seine Lebensstellung und seine amtliche Thätigkeit als Ritterschaftshauptmann in nähere Beziehung gebracht hatten, reichte die Popularität seines Namens hinaus. Was ihm diese weitgehende Popularität verschaffte und ihm für alle Zeit in erster Linie das dankbarste Gedächtniß sichert, das ist sein schon im Eingang dieses Artikels er-

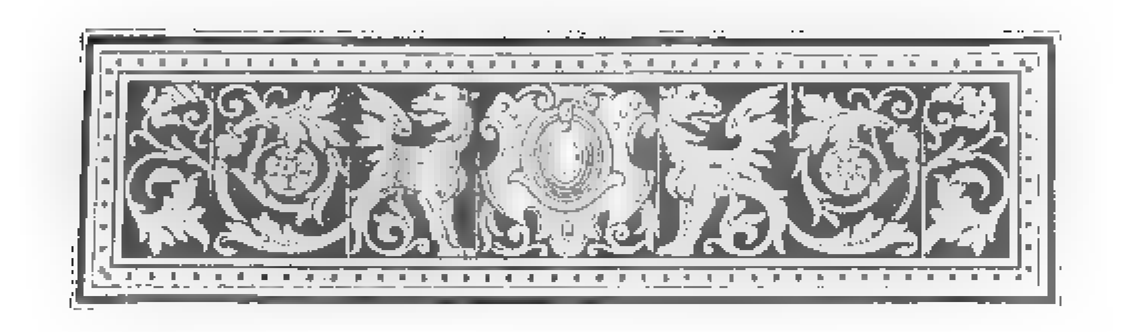
wähntes hervorragendes Verdienst um die Erweiterung der wirthschaftlichen Erwerbsquellen Ehstlands durch die Hereinziehung dieses abgelegenen Erdenwinkels in das europäische Eisenbahnnetz. Mit der Begründung der Baltischen Eisenbahn, die recht eigentlich sein Werk war, begann ein ungeahnter wirthschaftlicher Aufschwung dieser kleinsten und ärmsten der baltischen Provinzen und wenn auch manche verhängnißvollen Rückschläge nicht ausblieben, so kann dadurch doch das Verdienst Baron Pahlen's um die Hebung der wirthschaftlichen Produktionskräfte des Landes nicht geschmälert werden und die Schienengeleise, welche gegenwärtig ganz Ehstland der Länge nach durchziehen, sind zugleich erzene Spuren seiner eisernen Thatkraft und Energie bei der Durchführung dieser weitgreifenden Neuschöpfung.

Daß Pahlen bei diesem Hauptwerk seines Lebens nicht allein stand, sondern von verschiedenen Seiten, so namentlich von seinem Hauptmitarbeiter Herrn von Kursell, dessen Verdienste nicht vergessen werden dürfen, die wirksamste Unterstützung erfuhr, versteht sich von selbst. Aber der Löwenantheil bei der Ueberwindung aller der zahllosen Schwierigkeiten, die sich der Durchführung seines Projekts in den Weg thürmten, fiel doch ihm zu und erst, als es ihm gelungen war, Se. Majestät den Kaiser persönlich für die Sache zu interessiren und den Befehl zu einer ernsten Prüfung des Planes auszuwirken, konnte Pahlen sich sagen, daß seinen Bemühungen die erste Aussicht auf Erfolg winkte. Aber auch, als endlich im Mai 1865 vom Finanzminister die vorläufige Concession zum Bau der Bahn ertheilt war, galt es noch die Hauptschwierigkeit, die Beschaffung des nöthigen Kapitals, zu überwinden und erst, als dieses nicht ohne schwere Mühe schließlich in London gefunden war, sah Pahlen sich am Ziele, er hatte Ehstland die erste Eisenbahn gegeben.

Der Baltischen Eisenbahn und ihrer Verwaltung hat Baron Pahlen denn auch bis zu seiner letzten unheilbaren Erkrankung den Rest seines Lebens gewidmet, nachdem er im Jahre 1868 den Posten des Ritterschaftshauptmanns niedergelegt und sich von einer direkten Theilnahme an der ritterschaftlichen Landespolitik, zu welcher ihn anfänglich die abermalige Uebernahme des Postens eines Kreisdeputirten für Harrien noch in etwas näherer Beziehung erhielt, allmählich ganz zurückgezogen hatte.

In der Geschichte der politischen, socialen und wirthschaftlichen Entwickelung Ehstlands vor 25 Jahren aber wird sein Name als der eines Mannes von seltener Willens- und Geisteskraft und ungewöhnlichen Gaben des Herzens und der Persönlichkeit noch lange in ehrenvollem Gedächtniß fortleben. M.





Politische Korrespondenz.

Den 22./10. December 1895.

Seit meinem letzten Briefe hat sich endlich der Winter eingestellt, nicht blos manchem Landwirth, sondern auch manchem Staatsmann zum Trost, der sich vergeblich nach Mitteln umgesehen hatte, um diese leidigen Orientwirren aus der Welt zu schaffen. Aus der Welt sind sie nun durch Frost und Schnee zwar nicht geschafft worden, aber doch so stark gedämpft, daß wenn nicht ein in der Türkei freilich einheimischer „untoward event“ die Rechnung stört, wir für die Winterzeit hoffen dürfen, von einer „Lösung“ dieser Frage verschont zu bleiben. Ich will diese Pause nun benutzen, um die auswärtigen Streifereien etwas zu unterbrechen und Ihnen von dem zu erzählen, was ich ganz in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte.

An Fragen und Krisen und Kämpfen fehlt es ja auch daheim nicht; vielmehr befindet sich das innere Volksleben in einer Gährung, wie sie seit der Konflictszeit in Preußen nicht stärker gewesen ist. Damals hatte der Staat den Ansturm staatlicher Ansprüche der Volksvertretung auszuhalten, heute schaut der Staat in verhältnißmäßiger Ruhe dem Kampfe der Interessen zu, der im Volke entbrannt ist. Es ist schwer, sich ein übersichtliches Bild dieser Kampfgruppen in ihrer Bewegung zusammen zu stellen. Die wüste Leidenschaft, mit der die Organe der Parteipresse — und wer steht außerhalb der Parteien? — bisher einander befehdeten, trübt jeden klaren Blick auf die Dinge und leider auch nur zu oft auf die Menschen. Der Fall Hammerstein bietet seit Monaten den Anlaß und Stoff zu einer Verhetzung, bei welcher nicht blos die frohlockenden liberalen Gegner, sondern eben so sehr die angegriffenen Konservativen durch die Maßlosigkeit ihrer Sprache mitwirkten. Es war von großem Unheil, daß der Widerstreit der realen Interessen noch vergiftet wurde durch den schmachvollen Sturz

eines Mannes, der bisher Feind wie Freund mit verblüffender Kunst zu täuschen gewußt hatte. Es war doppelt unheilvoll für die konservative Partei, in einer Zeit, wo ihre materiellen Interessen so gefährdet waren wie nie zuvor, plötzlich nicht nur in der Person eines Führers bloßgestellt, sondern so führerlos zu werden, wie sie heute ist. Denn die Namen Manteuffel, Kanitz, Stöcker, Mirbach haben das Gewicht nicht, welches der konservativen Partei durch den Werth der in ihr verkörperten Interessen zukommt. Die bedeutenderen unter ihnen, Graf Kanitz und Stöcker, vertreten der eine das Agrarierthum, der andere seine sociale Christengemeinde, aber keiner hat das Zeug bisher gezeigt, um eine große konservative Politik zu leiten. Stöcker, der ja nicht einmal einen Sitz im Reichstage hat, erfahrungsmäßig nicht, Graf Kanitz, so allgemein er als ruhiger und gebildeter Denker anerkannt wird, ist bisher noch nicht als Führer auf allgemeinerem politischen Boden hervorgetreten. Und sowohl Stöcker wie Kanitz sind gegenwärtig mehr dafür thätig, die alte konservative Partei aufzulösen, als sie zu stärken. Stöcker mit seinem Kirchenthum, seinem Antisemitismus, seinem Socialismus gehört in die Gefolgschaft der Konservativen, seine Interessen können aber nicht das Programm einer politischen großen konservativen Partei bilden. Kanitz mit seinem Antrag eben so wenig; denn neben den Kornpreisen giebt es noch manche andere Dinge, die ihre Vertretung bei den Konservativen suchen. Dieser Mangel an tüchtigen Führern ist leicht erklärlich. Die konservativen Klassen des Volkes entbehren gewiß nicht der Männer, welche durch hervorragende Gaben des Charakters und Geistes zur Führung berufen wären. Aber diese Männer wenden sich nur selten dem politischen Parteileben, dadagegen mit Vorliebe dem Dienst in der Verwaltung und besonders im Heere zu, welches eben durch die Fülle solcher Kräfte in seinem Officierkorps zu dem geworden ist, was es ist. Stände die Hälfte der Officiere der Partei zur Verfügung, so würde es an konservativen Führern nicht mangeln. Auch mag leider manche tüchtige Kraft dem Parteileben fern gehalten werden durch die zunehmende Verrohung des politischen Treibens. Es bleibt aber höchst unheilvoll, daß die konservative Partei in dem bevorstehenden Ringen auf dem social-wirthschaftlichen Boden nicht mit dem Gewicht, der Rüstung auftreten wird, welche ihr zukommen.

Ich habe in einem früheren Briefe das Wachsen des allgemeinen Wohlstandes, des Volksvermögens, betont. Diese Vermehrung des Kapitals entspricht nun aber nicht einer zunehmenden Glückseligkeit der Bevölkerung. Vielmehr wächst die Fluth der Unzufriedenheit von Tag zu Tage. Schreitet man die endlose Friedrichstraße in Berlin entlang, betrachtet man rechts und links die glänzenden Läden, so könnte man meinen, diese Händler und Handwerker müßten sämmtlich reiche Leute sein. Fragt man näher nach, so hört man, daß die alten großen Geschäfte gut stehen, die meisten kleineren sich nur eben über

Wasser halten. Dasselbe Lied singt der Handwerker; einzelne alte oder große Geschäfte blühen, die Menge kommt nur schwer vorwärts. Und geht man auf's Land, so heißt es umgekehrt, es gedeiht im Durchschnitt der Bauer, welcher mit eigener Kraft arbeitet, der Großbesitzer und Pächter nur ausnahmsweise. Wer vorläufig nicht jammert, das ist die Börse und ein Theil der Industrie. Die Ursache der Unzufriedenheit liegt nicht in dem Mangel an Arbeit, an Absatz im Gewerbe, an Umsatz im Handel, sondern in der ungleichmäßigen Vertheilung des Gewinnes. Das Geld zeigt die Neigung, dem Arbeiter und dem Großkapitalisten zuzuströmen, die Mittelklassen erhalten einen zu geringen Antheil und drängen auf gesetzliche Abhilfe. Eine Folge der wirthschaftlichen Mißstände ist, daß nicht blos bei den Konservativen, sondern bei allen Parteien die wirthschaftlichen Interessen mehr als sonst sich vordrängen, und daß besonders die alten Freihandelsparteien zerfallen. Die ehemalige Fortschrittspartei ist in einen Haufen kleiner Splitter zerplatzt und ihr Hauptheil hält sich nur noch durch die debattische Begabung Richter's aufrecht. Die Nationalliberalen sehen ihre alten Principien: Freihandel und Goldwährung täglich an Gewicht verlieren; sie müssen es erleben, daß 4 Mitglieder den Antrag Kanitz unterzeichnen und sind bereits dahin gelangt, daß sie diesen Schritt nicht für unvereinbar mit dem Parteiprogramm halten, daß sogar in ihrem Kölner Organ jetzt bedauert wird, nicht höhere Getreidezölle an die Stelle des drohenden Einfuhrmonopols setzen zu können. Das Agrarierthum hat seit Monaten durch ganz Deutschland eine in letzter Zeit stille, energische Agitation getrieben und ihre Werbungen sind weit in das Zentrum hinein, auch im Süden erfolgreich gewesen. So beginnt aus wirthschaftlichen Motiven eine Neuformung der Parteien, von der man eine Besserung unserer Parteiverhältnisse, sei es auch nur in dem Sinne, erhoffen darf, daß es schlechter kaum mehr werden kann. Und die treibende Kraft ist wesentlich dieser Antrag Kanitz, den man vor einem Jahre als Tollheit verlachte.

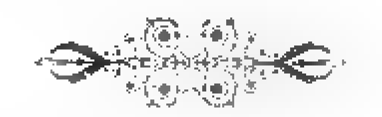
Der am 17. Dezember vertagte, am 9. Januar wieder sich öffnende Reichstag steht vor der Berathung des größten Werkes der neuen deutschen Gesetzgebung, allein das bürgerliche Gesetzbuch ist völlig aus dem öffentlichen Interesse durch die wirthschaftlichen Fragen verdrängt worden. Gleich die Etatsdebatte wurde dazu benutzt, mit Uebergehung des Etats selbst fast nur wirthschaftliche Dinge zu erörtern. Leider folgte als erste wichtigere Vorlage das Böttcher'sche Projekt zur Errichtung von Handwerkskammern, welches in dieser heutigen Form für unannehmbar gilt; man will mehr, als die Kammern, man will eine Innungs-Organisation mit Zwangsrecht, man will vielfach gerade in den besseren Kreisen des Handwerks den Befähigungsnachweis, kurz man will eine straffe Organisation des Handwerks. Der Handel hat bereits seine Handelskammern, die heute für unentbehrlich gelten. Die Landwirthschaft findet in Preußen ihre provinzielle Ver-

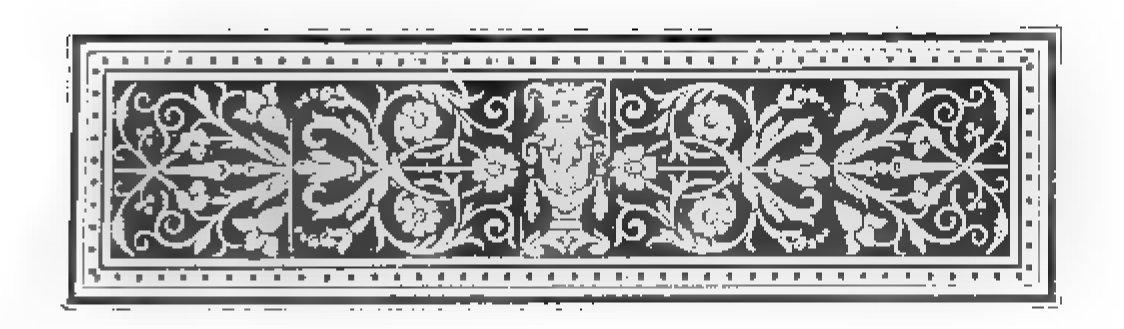
tretung in den neugeschaffenen Landwirthschaftskammern. Das neue Börsengesetz will dem Kapitalschwindel an den Leib, die Vorlage gegen den unlauteren Wettbewerb soll dem Waarenschwindel Schranken auferlegen, und manche andere Pläne noch reifen heran, die den in sämmtlichen Erwerbszweigen, trotz des großen Aufschwunges der Volkswirthschaft und durch sie sich zeigenden Mißständen entgegenwirken sollen. Was auch der Erfolg all' dieser Pläne sein mag, die eine rückwirkende Kraft zeigen sie bereits jetzt, daß diese allgemeine wirthschaftliche Gährung von großer und wohlthuender Bedeutung für die heute unleidliche Parteiung werden dürfte. Wenn die erwerblichen Interessen weiter wie bisher im Vordergrunde bleiben, so wird die Zersetzung der Parteien nicht bei dem Abfall der vier Nationalliberalen stille halten. Vor Allem wird das Manchesterthum noch weiter zurückgedrängt werden und vielleicht erstehen dann große neue Organisationen, die, von wirthschaftlichen Interessen getragen, auch den allgemein politischen Aufgaben eher gerecht werden, als die heutigen verknöcherten Parteien.

Die in allen Berufszweigen auftretende Unzufriedenheit mit dem heutigen Verhältniß von Arbeit und Lohn hat zu einer Bewegung geführt, die sich bisher nicht wohl unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenfassen läßt. Indessen ist doch ein Ziel sehr deutlich erkennbar: die Beseitigung des Zwischenhandels zwischen Producenten und Konsumenten. Dieses Ziel haben die vielen wirthschaftlichen Vereine und Genossenschaften im Auge, und darauf steuern zahllose Zeitungsartikel und zahlreiche Schriften hin, angefangen von jenem Hamburger Kaufmann (pseudon. Uhlenhorst), der den gesammten Handel verstaatlichen will, bis zu den Arbeiten des Vereins für Socialwissenschaft, welche wohl einiges Material, aber keinen Vorschlag zur Abhilfe gebracht haben. Dieses Ziel verfolgen auch die ländlichen Genossenschaften, welche gerade in dem jetzt ablaufenden Jahre mit seinen niedrigsten Getreidepreisen in kräftiger Weise um sich gegriffen haben. Vor etwa zwölf Jahren wurden die wenigen damals bestehenden landwirthschaftlichen Genossenschaften in dem „Allgemeinen Verbande der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften“ vereinigt. Zu diesem Verbande gehören bereits 2040 Genossenschaften, im laufenden Jahre sind bis zum Dezember 608 Genossenschaften hinzugetreten. Der Verband hat seine Organe („Deutsche landwirthschaftliche Presse“), in den Provinzen steht meist eine „Zentralgenossenschaft“ an der Spitze; unter dieser die einzelnen Spar- und Darlehenskassen, Molkereigenossenschaften, Butter-Verkaufs-Genossenschaften, Konsumvereine u. s. w. Die privaten Zentralgenossenschaften sind im Begriff, in die neuen provinziellen Körperschaften der Landwirthschaftskammern aufzugehen, welche dann dem landwirthschaftlichen Genossenschaftswesen volle staatliche Vertretung sichern werden. Dieser Aufschwung der Selbsthilfe in der Landwirthschaft ist immerhin als eine nützliche Frucht an dem

Baume der Noth anzuerkennen, unter dessen unliebsamem Schatten ein sehr großer Theil des Volkes heute steht. Und dieses Vereinswesen hat an vielen Orten bereits sehr wohlthätig gewirkt, wie z. B. die Winziger und Gurauer Bäckerei-Genossenschaften, auf welche in diesem Briefe einzugehen mir leider der Raum verbietet. Der Druck, der auf der Landwirthschaft in Deutschland lastet, wird ja auch in den Ostseeprovinzen schwer empfunden. Während gegenwärtig unter günstigen Ausfuhr-Conjunkturen die deutsche Industrie Millionen verdient, macht sich das Sinken des Wohlstandes im platten Lande immer stärker fühlbar. Die Weihnachtsläden in der Leipziger Straße sind dafür ein eben so guter Gradmesser als Scheuber und Mentzendorff in Riga für baltische Verhältnisse. Die Genossenschaften und der Bund der Landwirthe haben, von dieser Noth in's Dasein gerufen, in kurzer Zeit eine Bedeutung gewonnen, die über diejenige der politischen Partei hinausragt. Wenn der Bund der Landwirthe mit seinem Antrag Kanitz in der gegenwärtigen Reichstagssitzung auch nicht Aussicht auf Annahme hat, so hat dieser Antrag doch seit dem letzten Frühling im Volk eine sehr bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen, so daß er von den Gegnern keineswegs mehr mit Lachen abgethan werden kann. Es giebt ja auch jetzt noch Viele, die von einer Nothlage der Landwirthe sich nicht haben überzeugen lassen, oder die da sagen: wenn der Großbesitz diese Preise für seine Erzeugnisse nicht ertragen kann — der Bauer kann es, und also zerschlage man den Großbesitz. Aber die Strömung nach einem staatlichen Schutz aller Gewerbe, und so auch der Landwirthschaft ist schon zu stark, um das Getreidemonopol als Princip von Hause aus bei Seite zu werfen. Wäre die praktische Ausführbarkeit wahrscheinlich, so ständen wir einem solchen Versuch nicht mehr fern. Aber wenn die Regierung das Monopol zurückweist, so wird sie doch Alles daransetzen müssen, um auf andere Weise den Forderungen der Ackerbauer gerecht zu werden, denn nachdem in Oesterreich, Italien, Frankreich, selbst in England die Regierungen offen die Nothwendigkeit anerkannt haben, dem Landbau staatliche Hilfe zu leisten, kann die deutsche Regierung nicht mehr vor den im extrem liberalen Lager noch immer nicht verstummenden Ausbrüchen gegen die „Begehrlichkeit ostelbischer Junker" zurück weichen. Wenn die monopolistische Dekretirung der Getreidepreise sich wird als unausführbar erwiesen haben, wird es sich darum handeln, den Zwischenhandel und die schädliche Konkurrenz einzuschränken, durch welche die Produkte der Landwirthschaft auf einen ungebührlich tiefen Preis herabgedrückt, die Produkte von Gewerbe und Industrie oft ungebührlich vertheuert werden. Und auf diesem Boden wird man bei der Regierung ohne Zweifel alles gewünschte Entgegenkommen finden. Leider aber hat der Bund der Landwirthe so sehr alle Kraft in die Propagirung des Antrages Kanitz gelegt, daß andere im Lande aufgetauchte Vorschläge zu sehr vernachlässigt worden sind, um jetzt schon gleich in

reifer Form zur Verhandlung und Erledigung zu gelangen. Dazu gehören die staatlichen Reichsspeicher des Herrn von Graß-Klanin (L. von Graß-Klanin, Kornhaus contra Kanitz, Berlin, 1895. Paul Parey) und die vielfach empfohlene Selbsthilfe der Landwirthe durch genossenschaftliche Lagerhäuser. Immerhin werden diese Pläne nach Ablehnung des Antrages Kanitz und wohl schon in der Debatte über denselben zur Sprache im Reichstage kommen und damit Ihren baltischen Lesern einen interessanteren Stoff bieten als die meisten hochpolitischen Debatten oder parteilichen Bullenbeißereien.





Notizen.

Von Johannes Lenz, dem jüngst so frühe aus gesegneter Wirksamkeit abgerufenen Pastor in Reval, sind vor Kurzem zwei Vorträge im Druck erschienen[1]), die von allgemeinem Interesse sind. Der erste: Spener und der Pietismus, würdigt in gerechter und unbefangener Weise die Bedeutung Spener's für die lutherische Kirche wie seine Verdienste um die Wiedererweckung des religiösen Lebens und charakterisirt dann den Pietismus nach seinen Vorzügen und Schattenseiten. Ueber die Richtung A. H. Francke's urtheilt Lenz bei aller Anerkennung der großartigen praktisch-christlichen Thätigkeit dieses Mannes ungünstiger als über Spener. Schade, daß ihm das neueste Werk über Spener von Grünberg unbekannt geblieben ist, es würde ihm dann Manches in anderem Lichte erschienen sein. Der zweite Vortrag steht mit dem ersten in naher Beziehung, er behandelt die Lehre von der Bekehrung und Wiedergeburt mit besonderer Berücksichtigung des Pietismus und Methodismus. Es wird uns darin eine biblisch-theologische Untersuchung der Frage geboten, ob die Bekehrung und Wiedergeburt, wie der Pietismus und Methodismus lehrt und behauptet, ein einzelner, zeitlich genau zu fixirender Vorgang oder inneres Erlebniß ist, der bei allen wahren Christen in gleicher Weise den Anfang eines neuen Lebens bildet, oder ob darunter ein fortdauernder Zustand, ein immer wieder sich erneuerndes Erleben zu verstehen sei. Lenz erklärt sich auf Grund der von ihm angeführten Aussagen der heil. Schrift mit Entschiedenheit für die zweite Auffassung; seine Ausführungen sind klar, besonnen und im Wesentlichen überzeugend, wenn auch gegen Einzelheiten sich Manches einwenden läßt. Beide Schriften sind auch für Laien vollkommen verständlich und können allen Lesern, die sich für ernste religiöse Fragen interessiren, warm empfohlen werden. —h—

[1]) Beide im Verlage von Franz Kluge in Reval.

Oscar von Löwis hat soeben ein Buch über unsere baltischen Singvögel[1] herausgegeben, das darauf Anspruch machen kann weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus in unserem Lande gekannt und gelesen zu werden. Der Verfasser hat schon vor acht Jahren einen Versuch über dasselbe Thema in der Balt. Monatsschrift veröffentlicht, dem er jetzt die vorliegende umfassende Arbeit folgen läßt. Es wird viele Leser überraschen, daß bei uns 76 verschiedene Arten von Singvögeln vorkommen; der Verfasser giebt zuerst eine genaue Beschreibung der einzelnen und behandelt dann bei jedem das Vorkommen, den Gesang und das Eheleben. Dem Ganzen wird eine Einleitung über den Gesang, die Ehen der Vögel und ihre Feinde vorausgeschickt, die höchst anziehend und wie das ganze Werk reich ist an feinen und scharfen Beobachtungen. Es ist ein liebenswürdiges Buch, womit Löwis uns beschenkt, voll Natursinn und Naturempfindung, erfüllt von warmer Liebe zur Vogelwelt; es weht uns daraus wie frische Waldesluft entgegen und reine Naturlaute dringen aus ihm in die trockene Atmosphäre des der freien Natur abgekehrten Stadtlebens. Mögen auch einzelne Züge im Leben der Vögel von ihrem begeisterten Freunde etwas vermenschlicht sein, was thut das? Zu dem Inhalt paßt auch vortrefflich die zwanglose lebendige Darstellung und der frische Stil. Die Sprache des Verfassers weiß nichts von conventionellen Formen, sie bewegt sich munter im Conversationston und braucht jedesmal den bezeichnendsten Ausdruck, gleichviel ob er in der Schriftsprache gewöhnlich ist oder nicht, kurz, es ist ein Naturstil im besten Sinne des Wortes. Wir schreiben unsere kurze Anzeige nur als einer aus der Zahl der Laien, die an dem Buche ihre herzliche Freude haben, eine wissenschaftliche Würdigung wird ihm hoffentlich bald nach Verdienst von einem Ornithologen zu Theil werden. Wir wünschen zum Schluß, daß Löwis' Buch sich auf recht vielen Weihnachtstischen finden und in allen Häusern, wo man Natursinn und Naturfreude kennt, Eingang finden möge. —r—

Einem jetzt fast vergessenen verdienten baltischen Künstler hat Dr. Wilhelm Neumann in seiner Schrift: Karl August Senff, ein baltischer Kupferstecher[2], ein biographisches Denkmal gesetzt. Der Verfasser hat das Material zu seinem Büchlein fleißig überallher gesammelt und ein sorgfältiges Verzeichniß der künstlerischen Arbeiten Senff's hinzugefügt. Ueber das Jugendleben des Künstlers liegen mehr Nachrichten vor als über seine spätere Wirksamkeit als Lehrer und nachher als Professor der Zeichenkunst in Dorpat (Jurjeff) von 1803—1830. Senff war eine stille schlichte Künstlernatur ohne stark hervortretende individuelle Züge. Briefe und Aufzeichnungen von ihm aus seiner Dorpater Periode haben sich leider nicht erhalten; was hätte er alles über die mannigfachen Entwickelungsphasen der Universität und des akademischen Lebens überhaupt während seiner langen Amtsthätigkeit mittheilen können! Leider erfahren wir auch über sein Verhältniß zu dem Professor Johann

[1] Reval, Verlag von Franz Kluge.

[2] Reval, Verlag von Franz Kluge. Mit dem Bildnisse Senff's, 6 Reproductionen nach seinen Werken in Lichtdruck.

Wilhelm Krause, der selbst Zeichner und Maler war, nichts. Durch die Wiederauffrischung des Gedächtnisses eines verdienten Mannes hat sich Neumann Anspruch auf den Dank aller Kunstfreunde erworben. Bei dieser Gelegenheit drängt es uns dem lebhaften Wunsch Ausdruck zu geben, es möge doch endlich einmal unserem hochbegabten, früh verstorbenen Ludwig von Maydell die gebührende biographische Darstellung und verdiente künstlerische Würdigung zu Theil werden.

Im Anschluß an die vorstehende Schrift sei noch mit ein paar Worten einer Uebersicht über den Entwicklungsgang der Kunst aus baltischer Feder gedacht, wir meinen die soeben in zweiter verbesserter Auflage erschienene Kunstgeschichte im Grundriß von M. v. Broecker[1]). Das Büchlein wendet sich an kunstliebende Laien, besonders an Frauen und junge Mädchen und ist mit 41 Abbildungen ausgestattet. Die Anlage der Schrift ist geschickt, die Hauptmomente der historischen Entwicklung werden gebührend hervorgehoben und die großen Künstler meist ansprechend und zutreffend charakterisirt. Die griechische Kunst erscheint uns aber etwas zu kurz und dürftig behandelt zu sein: hier wäre ein näheres Eingehen auch bei dem engbegrenzten Raume des Büchleins doch am Platz gewesen. Ueber die neueste Entwicklungsphase der deutschen Kunst, namentlich die künstlerische Bedeutung von E. Gebhardt und Fritz von Uhde scheint uns hier stark optimistisch geurtheilt zu sein. Wenn auch hier und da eine Lücke zu bemerken ist und vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus im Einzelnen diese und jene Ausstellung zu machen wäre, so kommt das für die Erreichung des Zieles, welches sich dieser Grundriß gesteckt hat, wenig in Betracht. Wir wünschen dem anspruchslosen Büchlein weite Verbreitung, möge es zur Erweckung und Förderung des Kunstsinnes bei der Jugend auch in unseren Provinzen beitragen —i—

Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1894. Mitau, 1895.

Viel später erst als es meine Absicht war, komme ich dazu, den zweiten Jahrgang des Jahrbuches für Genealogie anzuzeigen. Wenn auch die darin enthaltenen Arbeiten naturgemäß nicht alle von gleichem Werthe sind, so enthält doch auch dieser Band des Lehrreichen und Beachtenswerten genug und steht in keiner Weise hinter seinem Vorgänger zurück. Zunächst sei der Schluß des Aufsatzes von Freiherrn Eduard von Fircks „Die Bühren in Kurland" hervorgehoben, der die Genealogie der Familie Bühren bis auf Ernst Johann und seine Geschwister herabführt. Durch diese werthvolle und inhaltreiche Untersuchung ist die Frage nach der Abstammung der spätern Herzogsfamilie Biron endgültig erledigt und es werden darin der Zusammenhang und die Lebensschicksale der einzelnen Familienglieder durch beinahe 150 Jahre verfolgt. Frh. von Fircks' Arbeit ist ein Muster genealogischer Forschung durch die Anwendung streng kritischer Methode, völliger Beherrschung des weit zerstreuten ungedruckten urkundlichen Materials und die Fülle weiter und

[1]) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2 M. 60 Pf.

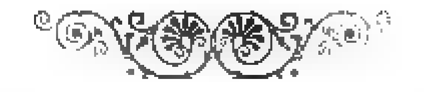
lehrreicher Gesichtspunkte; sie kann allen ähnlichen Untersuchungen zum Vorbild dienen und jedem genealogischen Forscher zum Studium empfohlen werden. Manchmal könnte man den Fortgang der Untersuchung wohl etwas straffer und geschlossener und weniger auf Nebenfragen eingehend wünschen, aber man läßt sich schließlich diese Abschweifungen gern gefallen, da sie beachtenswerthe Ausführungen über andere kurische Familien enthalten. Der Streit der Bührens um die Aufnahme in das kurische Indigenat, der den Mittelpunkt der Firck'schen Abhandlung bildet, ist ein höchst beachtenswerther und wichtiger Beitrag zur innern Geschichte Kurlands wie des kurischen Adels im XVII. Jahrhundert. Mag man auch in einzelnen Fragen anderer Meinung sein als der Verfasser und in der Beurtheilung mancher Vorgänge von ihm abweichen, wie das bei dem Unterzeichneten der Fall ist, darüber, daß des Frh. Ed. v. Fircks Aufsatz eine Zierde des Jahrbuches und eine Bereicherung der Wissenschaft ist, wird unter allen Sachkundigen völlige Uebereinstimmung herrschen. Schließlich möchten wir dem Verfasser noch zwei Wünsche aussprechen. Erstens, er möge, wenn auch nur in aller Kürze, die männliche und weibliche Descendenz Ernst Johann Biron's bis zur Gegenwart fortführen und dazu auch wenigstens die männliche Nachkommenschaft seiner Brüder hinzufügen, damit man dann eine vollständige Uebersicht und Geschlechtstafel der Familie Bühren oder Biron von ihrem ersten Vorkommen in Kurland bis auf unsere Zeit hat und der bisherigen unvollständigen und mangelhaften Versuche dieser Art entrathen kann. Zweitens wäre es sehr wünschenswerth, daß er selbst oder, wenn es ihm dazu an Zeit und Neigung gebrechen sollte, mit seiner Zustimmung eine andere berufene Hand eine zusammenfassende Uebersicht der von ihm gewonnenen Forschungsresultate für den weitern gebildeten Leserkreis zusammenstellte. Nur dadurch würde es gelingen die noch immer herumspukende Vorstellung von dem Stallknecht Biron, dem Vater des Herzogs, und der niedrigen Herkunft der Familie aus den Köpfen und Büchern zu verdrängen; das Jahrbuch kommt doch nur in wenige Hände und bleibt dem großen Publikum unzugänglich. An die Abhandlung von Ed. von Fircks schließt sich die Stammtafel der Familie Biron in Russisch-Polen, deren Zusammenhang mit dem kurischen Hauptstamm noch nicht ermittelt ist. Einen zweiten Beitrag zum Jahrbuch hat Frh. Ed. von Fircks durch die Herausgabe des Hausbuches geliefert, das Reinhold von Koskull und seine Nachkommen von 1603—1719 geführt haben. Die Aufzeichnungen beziehen sich meist nur auf Familiengeschichte, nur von Peter Koskull finden sich auch Eintragungen von allgemeinerem historischem Interesse, sie bieten aber auch manchen kulturgeschichtlichen Stoff und ziehen durch ihren naiven Ausdruck an; der Herausgeber hat eine belehrende Einleitung über den Ursprung der Familie Koskull vorausgeschickt. Von allgemeinem Interesse ist weiter die Abhandlung von Leonid Arbusow: Die Bildnisse der Herzoge und Herzoginnen von Kurland aus dem Kettler'schen Hause, worin der Verfasser mit der ihm eigenen Genauigkeit, Sachkenntniß und Belesenheit alle ihm bekannt gewordenen Bilder und Kupferstiche zusammenstellt und erläutert. Eine wichtige Ergänzung zu diesem Aufsatz giebt die von

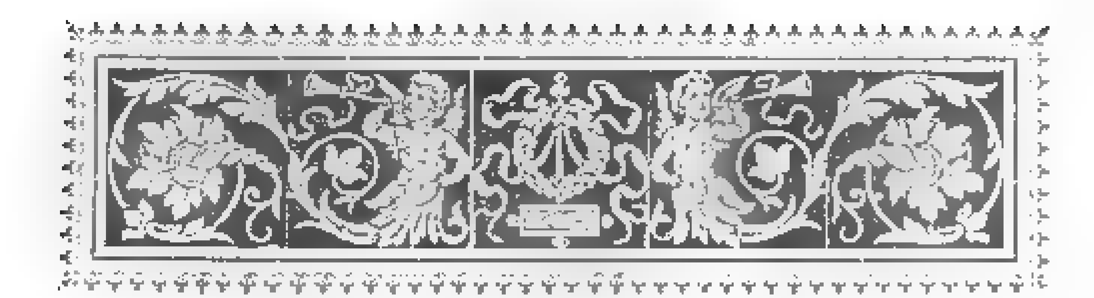
Baron H. v. Bruiningk in einer Sitzung der Rigaer Alterthumsgesellschaft gemachte Mittheilung über die Bilder Herzog Jakobs und seiner Familie im Schloß zu Gripsholm. Zu Arbusow's Abhandlung gehört ein Lichtdruckbild, welches die im Kurländischen Provinzialmuseum aufbewahrte Stammtafel des Herzogshauses Kettler darstellt. Den größten Raum nehmen im Jahrbuch ein die Genealogischen Collectaneen, welche Frh. Alexander von Rahden aus der Mitauschen Zeitung von 1668 bis 1808 und aus dem Mitauschen Intelligenzblatt von 1808 bis 1833 gesammelt und nach den Familien alphabetisch zusammengestellt hat. Diese mühsame und sorgfältige Arbeit liefert für die genealogische Forschung und die adelige Familienkunde ein unschätzbares, absolut sicheres Material; viel zeitraubendes Nachsuchen und Nachschlagen wird den Benutzern durch diese Zusammenstellung erspart, schwer zu beschaffender Stoff zu bequemer Benutzung wohlgeordnet dargeboten. Stammtafeln der Familie Lüdinghausen gen. Wolff, bis zu ihrem Erlöschen in ihrer Stammheimath hat Max von Spießen in Münster beigesteuert. Daran schließt sich die von Edmund Frh. von Lüdinghausen gen. Wolff mitgetheilte Verleihungsurkunde von Stadtrechten an die Ortschaft Lüdinghausen aus dem Jahre 1308. W. von Rummel giebt die Stammtafel der Ryck im Gouvernement Witebsk und zwar in dem Polnisch-Livland genannten Theil desselben, die als präsumptiver Zweig der Familie von der Recke in Kurland bezeichnet werden. Zwei merkwürdige genealogische Denkmäler werden in dem Aufsatz von Frh. Ed. von Fircks: „Schrank mit Ahnenwappen der Elisabeth von Rappe geb. von Korff“ aus dem XVII. Jahrhundert und „Votivtafel des Johann v. Plater in der Kirche von Würzau“ aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von Frh. Alexander von Rahden behandelt; beiden Aufsätzen sind vorzügliche Lichtdrucktafeln beigefügt. Mit den aufgeführten Artikeln und Abhandlungen ist der Inhalt des Jahrbuches noch keineswegs erschöpft. Die Berichte über die einzelnen Sitzungen der Section enthalten viele größere und kleinere instructive Mittheilungen, namentlich aus dem Gebiete der Heraldik und Sphragistik, so über das merkwürdige Siegel des Comturs von Adsel, über Originalsiegel kurländischer Bürgergeschlechter 1679—1791, ferner die bemerkenswerthe Urkunde Bischof Heinrichs von Kurland aus dem Jahr 1515, worin er das Wappen für Heinrich Wessel und dessen Erben bestimmt. Außerdem seien die Ausführungen über Aftervasallen in Liv- und Kurland, die Bemerkungen über die Familie Glasenapp, sowie die Regesten des kurländischen Zweiges dieser Familie, endlich die Berichtigungen zu dem im ersten Jahrbuch herausgegebenen Stammbuch Christophs von Sacken hervorgehoben, namentlich aber auf den sehr interessanten Aufsatz von Baron A. v. Rahden über die Einführung der Ritterschaftsuniform in Kurland hingewiesen, an den sich ein Verzeichniß der 1786 im preußischen Heere dienenden Kurländer schließt. Bei dieser Gelegenheit müssen wir an die Redaction des Jahrbuches die Bitte richten, in Zukunft den Sitzungsberichten ein Inhaltsverzeichniß über die in denselben enthaltenen Artikel hinzuzufügen. Ohne ein solches wird es, wenn

wie wir hoffen, noch eine stattliche Reihe von Jahrgängen dem zweiten folgt, immer schwerer werden einen darin enthaltenen Aufsatz aufzufinden und manche werthvolle Arbeit wird so leicht in Vergessenheit gerathen und unbenutzt bleiben.

Die bei der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst gegründete Section für Genealogie, Heraldik und Sphragistik hat durch die zwei von ihr bisher veröffentlichten Jahrbücher ihre Lebensfähigkeit und ihre wissenschaftliche Berechtigung in unwidersprechlicher und wahrhaft erfreulicher Weise erwiesen. Auch das lebendigste Interesse und die größte Mitgliederzahl gewährleisten einer Gesellschaft nicht das rechte Gedeihen. Es gehört viel Arbeitsamkeit, zähe Ausdauer, nicht ermattender Fleiß und volle Hingabe an die Sache dazu, um einer wissenschaftlichen Vereinigung über die Zeit des ersten lebhaften Interesses und Eifers hinaus die Lebensdauer zu sichern. An solchen arbeitsfähigen und arbeitsfreudigen Mitgliedern fehlt es der Section, wie ihre Veröffentlichungen darthun, nicht und die Energie, Arbeitskraft und Sachkenntniß ihres Präsidenten bürgt für den gedeihlichen Fortgang ihrer Arbeiten. Wir sehen dem dritten Jahrbuch mit Spannung entgegen.

H. Diederichs.





Zwei Episoden aus der Zeit Kaiser Paul's.

Aus den Aufzeichnungen A. M. Turgenieffs.*)

I.

Die Fürsten Alexander und Alexei Kurakin lebten während der letzten Zeit der Regierung der Kaiserin Katharina II. in der Verbannung und es war ihnen anbefohlen worden, sich auf ihren Gütern aufzuhalten. Nachdem Kaiser Paul I. den Thron bestiegen hatte, war allein schon der Umstand, daß die Kurakins bis zu seiner Thronbesteigung verbannt gewesen waren, hinreichend, um ihnen Verzeihung zu bringen. Kaiser Paul gesegneten Andenkens hegte gegen seine Mutter Groll und bemühte sich auf jede Weise zu beweisen, daß alle ihre Regierungsmaßnahmen schädlich und fehlerhaft gewesen und den Launen ihrer Günstlinge entsprungen seien, und deshalb verzieh er allen, die zu ihrer Zeit in der Verbannung und unter Gericht gewesen, selbst wenn sie auf gesetzlicher Grundlage verurtheilt und bestraft waren, falls sie nur Jemanden in St. Petersburg hatten, der an sie erinnerte; er rief sie aus der Verbannung zurück, stellte sie an, beschenkte sie mit Würden und Orden.

Der Erste von ihnen war der wegen Ausplünderung des Kasanschen Gouvernements verurtheilte frühere dortige Gouverneur, der wirkl. Staatsrath P. Scheltuchin, er avancirte zum Geheimrath und Senateur und erhielt den Annen-Orden I. Klasse.

*) Russkaja Starina 1895 Mai, S. 45--51.

Die Fürsten Kurakin zählten bald nach ihrer Rückkehr von ihren Gütern zu den höchsten Staatsbeamten, Alexander war Vice-Kanzler, Alexei General-Procureur.

Ein oder zwei Jahre vor dem Tode der Kaiserin Katharina hatte der bekannte Millionär Beketow vor seinem Tode ein Testament abgefaßt, in welchem er, den damaligen bezüglichen Gesetzen zuwider, sein Stammgut, mit Ausschluß der directen Geschlechts-Erben, an entfernte Verwandte und fremde Personen vermachte.

Selbstverständlich kam es zum Proceß. Das Gut Beketows war viele Millionen werth, auch hatte er viel Geld hinterlassen, über das bei den Gerichten Processe geführt wurden; endlich kam die Sache an den Senat, und man muß annehmen, daß man damals im Senat den lieben Gott fürchtete: kurz, die Sache wurde ganz gerecht und auf Grundlage des Wortlauts des Gesetzes entschieden, d. h. das Testament Beketows wurde vernichtet und der Befehl ertheilt, daß das Stammgut nach dem Recht der Erbfolge den nächsten Verwandten und directen Erben Beketows übergeben werde.

Die Senatsentscheidung war, kann man sagen, in den letzten Tagen des Lebens Katharinas erfolgt und noch nicht zur Ausführung gekommen.

Seit dem Jahre 1797 hatte sich Alles verändert und die Schnelligkeit der Erfüllung der besonderen Befehle, die in den Jahren 1797—1800 oft, vielleicht immer in der Eile, nach dem ersten Blick auf die Sache, ohne sie völlig zu erfassen, ohne sie zu beurtheilen und zu erwägen, ohne Erkundigungen einzuziehen, gegeben wurden, bewirkte in Allem eine solche Verwirrung, ein solches Dunkel, wie zu Zeiten des Chaos. Alle beeilten sich, Alle hasteten sich ab, Alle waren, wie es schien, in beständiger Bewegung, Alle bemühten sich, Alle arbeiteten, und nichts ging, Niemand wußte, was er that, wie er es that, weshalb und zu welchem Zweck er so that. Der Trommel-Lärm betäubte das ganze Kaiserreich! Wenn man an die Jahre 1797—1800 denkt, muß man sich entsetzen, es war eine fürchterliche Zeit.

Die Personen, die durch die Senatsentscheidung das ihnen testamentarisch vermachte große Beketowsche Vermögen verloren hatten, benutzten das Chaos, das jetzt herrschte, sie eilten in die

Stadt des hl. Peter und vermochten in kurzer Zeit durch einen straff mit Gold gefüllten Sack oder durch Assignationen sich überall Thür und Thor zu öffnen.

Alexei Kurakin, damals General-Procureur, der Person des Zaren nahe stehend, das volle Vertrauen desselben genießend, mit Gnaden und Würden überhäuft, in Ueppigkeit und Wollust versinkend, gierig, habsüchtig und unersättlich, zögerte nicht, die Bittsteller gnädig anzuhören und richtete es durch Betrug so ein, daß ein Ukas an den Senat erging, in welchem sehr lakonisch gesagt war: „Das Testament Beketows ist in seiner vollen Kraft zu bestätigen."

Der Bevollmächtigte der directen Erben Beketows, Maikow, ein Leibeigener Beketows, ein Mann von großem Verstande und ungewöhnlicher Kühnheit, eilte, nachdem er von dem Befehle, seine Vollmachtgeber ihrer Erbschaft zu berauben, erfahren hatte, nach Petersburg, berieth sich mit G. R. Derschawin und beschloß, beim Zaren eine Klage einzureichen — gegen den Zaren selbst. Nur Wenige wußten von der Absicht Maikows, wahrscheinlich nur Derschawin allein.

Lange Zeit ging Maikow auf die Wachtparade: dieser Platz hatte damals große Bedeutung, auf ihm entschied sich das Schicksal vieler Dinge. Dort, beim Trommelschlag, wurde Krieg erklärt und Friede geschlossen, wurden Verträge dictirt, grausame und gnädige Befehle erlassen; haufenweise führte man von der Wacht-Parade die Leute zur Deportation ab, zur Einsperrung auf Lebenszeit in eine Festung, in ein Kloster, oder beschenkte sie mit Würden und Orden, theilte Güter und Bauern aus, wenn man einen glücklichen Augenblick erhaschte, wo Paul Petrowitsch heiter war, zufrieden mit den Uebungen auf der Wacht-Parade, wenn das Bataillon rottenweise in gerader Linie einhermarschirte; laut und gedehnt riefen die Offiziere ihr: Steht, richtet Euch! Paul Petrowitsch verkündete dann: Jedem Manne ein Glas Branntwein, ein Pfund Fleisch, einen Rubel! und begann sein Lieblingsliedchen zu singen:

Tannenwald, mein Tannenwald,
Mein dichtgewachsener Birkenwald,
Trallali-Tralla.

Diesen Augenblick mußte man wahrnehmen, dann war Paul Petrowitsch gutherzig und zugänglich, hörte Jeden geduldig an, handelte milde und gerecht. Maikow erhaschte diesen Augenblick. Als Paul Petrowitsch sich gerade bereit machte, sein Schlachtroß Fripon zu besteigen, fiel Maikow auf die Kniee, legte die Klageschrift auf seinen Kopf und erwartete zitternd sein Schicksal.

Der heitergestimmte Zar nahm gnädig das Papier von seinem Kopf und fragte Maikow: gegen wen?

Gegen Dich, Herr, meine Zuversicht!

Gut, wir werden sehen, und sich aufs Pferd setzend rief er Maikow zu: folge mir.

Maikow lief vom Exerzierhause bis zur Treppe des Palais und als der Kaiser vom Pferde stieg, erkühnte Maikow sich, ihn an sich zu erinnern: ich bin hier, Herr, wohin befiehlst Du? Es erfolgte die Antwort: mir nach. Der Kaiser wollte die Treppe hinaufsteigen, Maikow hielt Paul auf und sagte:

Herr, meine Zuversicht! man wird mich fortdrängen, nicht zulassen.

Wer? fragte der Kaiser.

Maikow überschaute die den Kaiser umgebende Suite und gab ihm so zu verstehen, daß sich Viele finden dürften, die ihn fortdrängen und ihm nicht gestatten würden, ihm zu folgen.

Der Kaiser sah auf Maikow und auf die ihn Umgebenden und sprach: Sie werden es nicht wagen; mir nach, bleibe nicht zurück.

Ermuthigt durch den gnädigen Ausspruch des Zaren, folgte Maikow festen Schrittes dem unumschränkten Gebieter über 50 Mill. Menschen. Maikow blieb beim Zaren im Cabinet stehen. Der Zar nahm die Klageschrift aus seiner Tasche, las sie zweimal durch, dachte nach, ging im Zimmer auf und nieder und fragte, sich zu Maikow wendend:

Schreibst Du wahr? Lügst Du nicht?

Herr, meine Zuversicht! erwiderte Maikow, Dein ist das Schwert, mein Kopf fliege von den Schultern. Die lautere Wahrheit!

Wir werden sehen, sagte der Kaiser und schellte.

Zu dem auf den Ruf hereintretenden Flügel-Adjutanten:

Den Ober-Procureur der allgemeinen Versammlung zu mir.

Nach einer viertel Stunde stand schon der Ober-Procureur vor dem Zaren und zitterte wie ein Fabrikarbeiter nach übermäßigem Trinken.

Der Kaiser fragte den Ober-Procureur: Welchen Ukas habe ich in der Beketowschen Testaments-Angelegenheit unterschrieben?

Der Ober-Procureur zitterte noch stärker als früher und mußte eingestehen, daß er sich dieses Ukases nicht erinnere.

Der Kaiser geruhte ihm zornig zu erwidern: Woran denkst Du denn, wenn Du Dich meiner namentlichen Befehle nicht erinnerst? zog an der Klingelschnur und sprach zur hereintretenden Ordonanz:

Den Ober-Secretär der allgemeinen Versammlung zu mir.

Es erschien der Ober-Secretär ebenso bebend, er zitterte ebenso wie der Procureur und mußte ebenso bekennen, daß er sich des Ukases nicht erinnere. Der Kaiser sah den Ober-Secretär an und geruhte zu sagen:

Und Du bist eben solch ein Rindvieh, wie der Ober-Procureur, stelle Dich, Esel, neben ihn. Und abermals zog er an der Schnur; dem hereintretenden Adjutanten geruhte er zu befehlen: den Tischvorsteher aus dem Senat herbeizuführen (den Herrn, bei dem die Acte über das Beketowsche Testament sich befand).

Bald wurde auch der Tischvorsteher vorgeführt, mit Fettflecken besäet, unrasirt, mit einer rothen Perücke, buckelig und mit einer Warze auf der Stirn, aber nüchtern und seine Sache verstehend.

Nun, was wirst Du mir sagen, Du Schurke? fragte ihn der Kaiser.

Worüber ist es Ew. Majestät gefällig, mich zu befragen? wenn ich es weiß, allergnädigster Herr, werde ich Ew. Majestät darüber berichten.

Vernünftig! sagte der Kaiser und fragte den Tischvorsteher:

Welch' einen Ukas, mein Herr, habe ich hinsichtlich des Beketowschen Testaments unterschrieben?

Der Tischvorsteher räusperte sich, machte eine Verbeugung und berichtete:

An dem und dem Monat und Datum haben Sie allerhöchst geruht, allergnädigster Herr, einen Ukas Ew. Kaiserl. Majestät an den Dirigirenden Senat über die Bestätigung des Beketowschen Testaments ergehen zu lassen.

Gut, sagte der Kaiser; aber stand nicht dieser Ukas in Widerspruch mit dem Grundgesetz?

Allergnädigster Herr, erwiderte der Tischvorsteher, sich zuerst räuspernd und verbeugend, die Allerhöchste Willensäußerung Ew. Majestät erfolgte den bestehenden Gesetzen zuwider.

Sprichst Du die Wahrheit? fragte der Zar den Tischvorsteher, lügst Du nicht?

Wie sollte ich es wagen, Ew. Kaiserl. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, einen lügenhaften Bericht abzustatten!

Bei dem letzten Wort zog der Zar wieder an der Glockenschnur und geruhte dem Eintretenden zu befehlen:

Augenblicklich den General-Procureur hierher!

Nicht viel Zeit verfloß vom Befehl bis zu seiner Ausführung. Der Kaiser geruhte allergnädigst sich auf den Empfang seines Würdenträgers, der den Namen „Auge des Zaren“ führt, vorzubereiten. Se. Majestät geruhte auf sein Haupt einen mächtigen gold-galonirten Hut zu setzen, zog Handschuhe mit sehr großen Stulpen an, nahm einen Rohrstock, stützte sich auf einen Schreibtisch oder ein sog. Bureau und erwartete das Erscheinen des Fürsten Kurakin.

Kaum zur Hälfte öffnete sich die Thür des Kaiserlichen Gemachs und der wohlbeleibte Fürst, vielleicht eben aus dem Bett gerissen, rasch bekleidet, aber mit allen Attributen seiner Würde, mit gepudertem Toupet und die Haare an den Schläfen zu Locken aufgedreht, trat langsam mit zitternden Füßen ein, da kam Paul Petrowitsch dem Alexei Kurakin mit dem brüsken Vorwurf zuvor:

Rindvieh, was für einen Ukas hast Du mir zur Unterschrift untergeschoben? Schuft, antworte, wie konntest Du mich mit Maikow auf dasselbe Brett bringen, und in Wirklichkeit ist ja Maikow im Recht!

Der Fürst begann: Ew. Majestät, — doch er konnte nicht einmal diese Worte beenden, und Niemand hat je erfahren, wie er sich vor Paul Petrowitsch zu rechtfertigen gedachte, weil er nur hervorbringen konnte „Maje“, doch das „stät“ blieb im fürstlichen Munde stecken, denn Paul Petrowitsch ließ ihm eine Ermahnung zukommen, ähnlich wie es Peter I. mit seinen Günstlingen that, wenn er sie des Betruges überführt hatte.

Danke Ihnen, mein Herr, sagte der Kaiser zum Tischvorsteher, Sie verstehen Ihre Sache, ich bin mit Ihnen zufrieden. (Zu Maikow): Du hast gesehen, gehe nach Hause, ich werde Alles nach dem Gesetze thun.

Maikow: Ich werde nicht fortgehen, Herr.

Wie? Du wirst nicht fortgehen? Ich befehle es Dir.

Herr, meine Zuversicht! Ich werde nicht bis zum Hofe kommen.

Ah so! Ich verstehe, sprach der Kaiser, zog [illegible] der Schnur und geruhte dem Hereintretenden zu befehlen:

Sage dem auf der Hauptwache wachehabenden Capitän, er solle einen Offizier, einen Unteroffizier und zwei Reihen Grenadiere zu mir abcommandiren.

Der Befehl wurde augenblicklich erfüllt und Paul Petrowitsch befahl dem mit seiner Abtheilung hereintretenden Offizier, Maikow an der Hand nehmend:

Belieben Sie, mein Herr, diesen Mann, wohin [illegible] ihm gefällig sein wird, hinzugeleiten, aber sehen Sie zu, daß nicht ein Haar von seinem Haupte verloren geht, Sie selbst werden mir mit Ihrem Kopfe dafür haften. (Zu Maikow): Gehe und fürchte Niemanden, ich werde Alles nach dem Gesetze thun.

Mit heiterem Gesicht, mit frohem Herzen entfernte sich Maikow aus den Kaiserlichen Gemächern, doch war er nicht ohne Furcht. Er fürchtete, daß, wenn der Zorn des Zaren nachließe, der durch den Rohrstock geknickte Große sich wieder aufrichten, von Neuem berichten, vom Gegentheil überzeugen könnte, und dann die unparteiische Knute des Henkers auf seinen, Maikows Rücken niedersausen würde. Er bat den Offizier, ihn zum Hause des Gabriel Romanowitsch Derschawin zu geleiten, der bei Kaiser Paul Vortrag zu halten hatte und den dieser genau kannte. Man führte den blassen, verstörten, zitternden Maikow ins Cabinet Derschawins. Derschawin selbst war erschreckt über den Zustand Maikows, glaubte, daß [illegible] ihm bestimmt gewesen, zu leiden, und fragte ihn:

Was ist mit Dir, Maikow, was war da?

Ew. Excellenz, antwortete Maikow, geben Sie mir Zeit, mich von meinem Schreck und von meiner Freude zu erholen,

mein Herz schlägt heftig, auch kann ich in meinem Kopf nicht die gehörige Ordnung wiederherstellen, ich sage nur, Excellenz, man wird sie bald zum Kaiser rufen, Sie werden General-Procureur werden.

Derschawin glaubte, Maikow habe vor Schreck den Verstand verloren; solche Fälle waren zu jener Zeit nicht selten, daß man in Folge der damaligen sehr harten Schicksalsschläge wahnsinnig wurde.

Noch sah Derschawin voll Zweifel auf Maikow, noch klapperten Maikows Zähne und er vermochte nicht sie zusammenzubeißen, da öffnete sich die Thüre, ein Feldjäger trat herein und berichtete Derschawin:

Ew. Excellenz, belieben Sie zum Kaiser, Se. Majestät erwartet Sie.

Kurakin reiste auf sein Gut Kurakino ab. Derschawin wurde General-Procureur.

II.

Neledinski war seit Beginn der Regierung Kaiser Pauls dessen Staats-Secretär. Von Natur mit einem scharfen, durchdringenden Verstande begabt, gut gebildet, im Besitze umfassender Kenntnisse, war er in jeder Beziehung würdig, dem Selbstherrscher Rußlands nahe zu stehen. Nicht schwer war es für Neledinski, die Charaktereigenschaften seines Gebieters kennen zu lernen, seine Liebe und sein Vertrauen zu gewinnen. Mit ganz besonderer Kunst verstand er es, dem aufbrausenden, störrischen, schreckhaften und im ersten Ausbruch des Zorns äußerst harten Kaiser Vortrag zu halten.

An einem sehr heißen Julitage in Pawlowsk beliebte es dem Kaiser, den Vortrag auf dem Balkon anzuhören. Rasch wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, d. h. auf dem Balkon wurden ein Tisch und zwei Sessel hingestellt und der Vortrag begann. Die Vorträge geschahen in Sachen von Criminal-Verbrechen, die ihre Bestätigung erhalten mußten.

Schon waren sechs Urtheile im gnädigen Sinne confirmirt und das Schicksal der Verbrecher erleichtert worden. Da erscheint

eine Fliege, — sie summt, sie umkreist den Zaren, bald sticht sie ihn in die Nase, bald beißt sie ihn auf der Glatze. Wohl wird sie mit der Hand verjagt, doch die verwünschte Fliege läßt sich nicht einschüchtern! Sie fliegt fort, aber gleich ist sie wieder da! Paul Petrowitsch befand sich im Zustande starker Aufregung und als Antwort auf die Vorträge wurden die Urtheile immer härter. Vom Wunsche geleitet, Viele von zu strenger Bestrafung zu retten, beschloß Neledinski den Vortrag abzukürzen, und berichtete dem erzürnten Kaiser:

Ew. Majestät, ich bin zu Ende; weiter habe ich Ew. Majestät nichts vorzutragen.

Paul athmete auf, sagte: „Gut, mein Herr", stand vom Sessel auf und ging fort.

Es vergingen drei Wochen, vielleicht auch mehr wie ein Monat, da erhaschte Neledinski einen Augenblick, wo Paul Petrowitsch gut aufgelegt war und brachte Sr. Majestät einen ganzen Stoß von Acten zur Bestätigung. Die Arbeit begann. Nachdem Neledinski über zehn oder mehr Urtheile referirt hatte, begann er aufs Neue über diejenigen zu berichten, die schon bestätigt waren, damals als der Kaiser gereizt war.

Paul hörte den Vortrag an und sagte, ohne zu entscheiden, zu Neledinski:

Wollen Sie die Acte bei Seite legen, mein Herr; später werde ich Ihnen meine Entscheidung sagen.

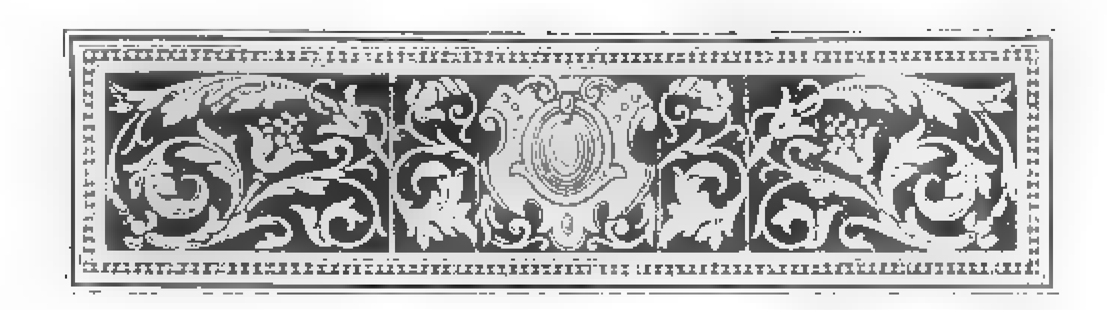
Ohne zu verzagen las Neledinski nochmals eine zweite Acte vor, die schon bestätigt worden war. Der Kaiser sah rasch auf Neledinski und befahl ihm auch diese Acte bei Seite zu legen. Neledinski begann in Verwirrung zu gerathen und war vielleicht bereit, über andere Sachen vorzutragen, aber mehrere von den Acten, die im bösen Augenblick bestätigt waren, befanden sich der Reihe nach auf einander geschichtet. Auszusuchen und unter den Augen Pauls in den Papieren zu wühlen, war unmöglich; nicht ohne Furcht und in Erwartung der Deportation nach Sibirien oder der Einsperrung in eine Festung begann Neledinski über eine Sache vorzutragen, die ebenfalls in dem unglücklichen Augenblicke, als die Fliege stach, bestätigt worden war.

Aufmerksam sah der Zar den Vortragenden an, drehte sich im Sessel hin und her, an ihm war eine große Unruhe bemerkbar, und kaum hatte Neledinski den Vortrag zur Hälfte beendet, da sprang der Zar von seinem Sessel auf, erfaßte Neledinski an beiden Händen und sprach:

Juri Alexandrowitsch, ich sehe es, Sie verstehen das Herz ihres Kaisers, ich danke Ihnen dafür, mein Herr.

Und alle Urtheile wurden mit ungewöhnlicher Milde bestätigt.





Ein pseudonymer Brief des Staatsraths Chanykow [redacted] den Fürsten Suworow

vom Jahre 1848.

Aeltere Zeitgenossen werden sich der einst viel genannten Chanykow-Stackelbergschen Commission sehr wohl erinnern, das jüngere Geschlecht dagegen wird höchstens eine dunkle Vorstellung von ihr haben, zumal durch eine Fülle von späteren tief in das baltische Leben eingreifenden Ereignissen die Vorgänge der vierziger Jahre in den Hintergrund gedrängt worden sind. Zum Verständniß des folgenden Briefes, sowie zur Würdigung seines Verfassers ist es erforderlich, sich die Hauptmomente der Thätigkeit und des Zweckes jener Commission zu vergegenwärtigen. Der Minister des Innern, Perowski, hatte 1842 eine Commission zur Revision der livländischen Städte angeordnet, die, aus dem Baron Adolph von Stackelberg und dem Titulärrath Beklemyschew bestehend, auch bald darauf ihre Thätigkeit begann. Eine erhöhte Bedeutung erhielt die Commission unter dem Generalgouverneur Golowin, als im Juni 1845 der Staatsrath Chanykow als Präsident an ihre Spitze trat und sie durch neue Mitglieder, darunter auch Juri Samarin, erweitert wurde. Die Commission concentrirte jetzt ihre ganze Thätigkeit auf die Revision der Stadtverwaltung von Riga und beschloß zuletzt die Ausarbeitung einer neuen Verfassung für die Metropole der

baltischen Provinzen. Baron Stackelberg, der 1865 als Geheimrath gestorben ist, that sich bei dem Bestreben der Commission, alle nur möglichen Mißbräuche, Ungesetzlichkeiten und Uebergriffe des Rigaschen Rathes aufzudecken und festzustellen, besonders hervor, er ging namentlich darauf aus nachzuweisen, wie wenig die alten Privilegien, auf die sich der Rath und die Gilden beriefen, von den Ständen selbst, von den städtischen Behörden und Corporationen und auch von Privatpersonen eingehalten und geachtet würden. Als Historiker und Statistiker stand ihm Juri Samarin treulich zur Seite, während Staatsrath Chanykow das Ganze dirigierte. Der Rath mußte auf alle Anfragen der Commission schleunigst Antworten und Erklärungen abgeben und war in schwieriger Lage, da an seiner Spitze als wortführender Bürgermeister ein Mann stand, der mit der Commission Hand in Hand ging. So häuften sich in den Jahren 1845 bis 1847 Stöße von Acten bei der Commission auf. Die Commission gewann die Ueberzeugung, daß nur durch eine völlige Beseitigung der alten Ordnungen und eine neue der städtischen Verwaltung im Innern des Reiches angenäherte, dem Eingreifen und der Controle der Regierungsgewalt vollen Spielraum lassende Verfassung der bisherige Zustand von Grund aus geändert werden könne. An die Abfassung einer solchen machte sich nun Staatsrath Chanykow mit großem Eifer. So lagen die Dinge, als ein Wechsel in der Leitung des Generalgouvernements eintrat, indem Fürst Suworow 1848 an die Stelle Golowins trat. Fürst Suworow fand bald nach seiner Ankunft in Riga am 18. März, daß die Commission in sehr einseitiger Weise ihrer Aufgabe nachgekommen war und setzte ihre Abberufung durch. Schon am Anfang Juni sah sich Staatsrath Chanykow veranlaßt, Riga zu verlassen, vielleicht mit in Folge des hier zum Abdruck gelangenden Briefes, dessen Verfasser dem Fürsten Suworow wohl nicht lange unbekannt geblieben ist. In Petersburg arbeitete Chanykow den Entwurf für die neue Verfassung Rigas völlig aus, den der Minister Perowski dann beim Reichsrath einbrachte. Fürst Suworow sah dadurch seine Autorität beeinträchtigt und setzte es durch, daß der Chanykowsche Entwurf zuerst zur Prüfung dem Ostseecomité übergeben wurde. Praktische Bedeutung hat das Chanykowsche Project nicht erhalten, obgleich es noch mehrfach zu Verhandlungen darüber gekommen ist.

Stackelberg hat auch von Petersburg aus seine Angriffe auf die Stadtverwaltung von Riga fortgesetzt, allerdings ohne Erfolg.

Der hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Brief, eigentlich eine umfassende Denkschrift, ist in mehr als einer Beziehung von nicht geringem Interesse.

In wie weit der Fürst Suworow den ihm hier unerbeten ertheilten Rathschlägen Gehör geschenkt hat und nachgekommen ist, lehrt die Geschichte seiner Verwaltung, wie sie Geheimrath Arnold von Tideböhl († 1883) in seinem, leider nur als Manuscript gedruckten, Buch über die Verwaltung des Fürsten actenmäßig und sachkundig geschildert hat.

Durchlauchtigster Fürst
Alexander Arkadjewitsch.

Wir kennen uns nicht persönlich. Ich habe Sie zum ersten Male auf Ihrer Sendung nach Kostroma kennen gelernt, und Sie werden mich niemals kennen lernen. Das hindert mich aber nicht, an Sie zu schreiben. Der vortreffliche Name, den Sie tragen, der Name des ebenso sehr durch seine Großthaten als durch seine Volksthümlichkeit berühmten Helden und das Amt, welches Sie gegenwärtig bekleiden, veranlassen mich, meine Ansichten offen gegen Sie auszusprechen.

Das Land, welches durch das Allerhöchste Vertrauen Seiner Kaiserlichen Majestät Ihrer Verwaltung übergeben worden ist, verdient ein genaues Studium. Seit anderthalb Jahrhunderten Rußland angehörend, bleibt es demselben fremd und wenn das Reich nach dem Beispiel seiner gekrönten Herrscher sich daran gewöhnt hat, es zu seinen integrirenden Theilen zu zählen, es nicht nur als einen Blutsverwandten zu betrachten, sondern es auch aufrichtig zu lieben, so erwiedert jenes Land in keiner Weise dies heilige Gefühl des Staates, der [illegible] in seinen Verband aufnahm.

Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, wollen wir die Stellung desselben ausführlich betrachten und durch Beispiele zu erläutern suchen. Zwei Gefühle, zwei Ideen, innig mit einander verbunden, bilden die Macht der Staaten und der Völker: das Gefühl der Liebe und die Begriffe von Kaiser und Vaterland. Wir wollen einmal betrachten, wie sich diese Ideen in den Ostseeländern und wie in dem übrigen Theile Rußlands verhalten. Der Begriff Kaiser enthält für den Russen etwas Göttliches, die Idee eines Heiligthums, in welchem Leben, Macht und Selbstständigkeit des Volkes ruhen. Das Sprichwort: der Zar ist der irdische Gott, erklärt besser als alles Uebrige die Idee, welche das russische Volk mit dem Haupte des Reiches verbindet und macht, mächtiger als jede Charte, die Person des Herrschers zu einer geheiligten und und unantastbaren. Sollte es nöthig sein, hieraus noch Folgerungen zu ziehn? Die Geschichte des Volkes und die Begebenheiten der Zeiten Alexanders I. stehen noch Jedem vor Augen und müssen beredter als jedes Raisonnement von dieser Wahrheit überzeugen. Hat nun der Kaiser in dem von Ihnen verwalteten Lande etwa

dieselbe Bedeutung? Dort repräsentirt er nur die Idee der Gewalt, der politischen und staatlichen Macht, deren Willen zu gehorchen ohne eigenen Nachtheil nicht nur nothwendig, sondern sogar vortheilhaft ist. Zur Unterstützung dieser Ansicht dienen dieselben Zeugen, die schon vorher aufgeführt worden, nämlich die Geschichte des Landes und die Epoche des vaterländischen Krieges. Die erstere wird Sie überzeugen, daß die von dieser Idee eines Monarchen durchdrungenen Bewohner der Ostseeländer stets allen Regierungen treu gewesen sind, die bei ihnen geherrscht haben, was sie jedoch nicht behindert, von Hand in Hand zu gehen, und der polnischen, dänischen und russischen Herrschaft anzugehören. Wenn sie aber treu bei dieser letzteren Herrschaft verblieben sind, so läßt sich ohne Vorwurf für sie der Grund hiervon weit eher in der Macht dieses Reiches, das seit der Eroberung dieser Länder bei steter Erwerbung neuer Provinzen noch keine Spanne seines Bodens verloren hat, als in ihrer Anhänglichkeit suchen. Die zweite aber wird Ihnen zeigen, daß während der schweren Prüfung des Vaterlandes im Jahre 1812 Kurland keine Bedenken trug, die französische Herrschaft als eine gesetzmäßige anzuerkennen; daß dagegen aber, um die Worte einer Flugschrift zu gebrauchen, Liv- und Estland, wo nur russische Heere standen, Rußland unerschütterlich treu blieben. Es ist bekannt, wie die Bewohner jener Gegenden als einen Beweis ihrer Treue und ihrer Anhänglichkeit für Kaiser und Vaterland gewöhnlich ihre Dienste im Militair und die Errichtung von Freicorps im Jahre 1812 anzuführen pflegen. Allein wir wollen uns erinnern, daß, beseelt vom allgemeinen Haß gegen die Gewaltherrschaft, auch Hamburg und Lübeck ebensolche Freischaaren bei sich errichteten. Was aber die Militairdienste betrifft, so werden Sie einverstanden sein, daß dieser Beweis der Anhänglichkeit fürs Vaterland vermittelst des Dienstes ein äußerst schwankender ist, weil Sie im entgegengesetzten Falle zugeben würden, daß die Schweizergarden, welche den Bourbons so treu gedient, Frankreich mehr geliebt haben müssen, als ihr helvetisches Vaterland.

Auszeichnungen im Dienste können als persönliche Eigenschaften ganzen Ständen weder Ehre noch Schande bringen und beweisen nichts für die Massen. Gegen einen Barclay stelle ich Ihnen zwei auf: Biron und Pahlen.

Ohne Vaterland giebt es kein Volk, ohne Liebe zu demselben kein dauerndes Band für seine Theile. Das baltische Küstenland, von Gnadenbezeugungen der Herrscher überschüttet, lebte bis jetzt ein isoliertes Dasein und während es alle Vortheile der Verbindung mit einem großen Staate und einem mächtigen und guten Volke genoß, nahm es an keinem seiner Leiden Theil. In diesem Falle wird die Sache besser durch ein Beispiel erläutert als durch Worte. Am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm ganz Rußland den innigsten Antheil an dem Geschicke Revals, das durch eine fürchterliche Feuersbrunst, die ein Blitz verursachte, sehr gelitten hatte. Zur Wiederherstellung der Olai-Kirche flossen Unterstützungen aus den entferntesten Gegenden der inneren Gouvernements des Reiches ein und sollten diese Unterstützungen auch dem Gedächtniß Revals entschwunden sein, so dürften sich wahrscheinlich in den Kanzlei-Archiven der Stadt noch Notizen darüber vorfinden. Würde es nicht Ew. Durchlaucht gefallen, darüber Auskunft einziehn zu wollen, ob mit Ausnahme der russischen Einwohnerschaft jener Gegenden dort auch nur ein Kopeken zum Besten eingeäscherter russischer Städte, wie z. B. Tulas, Kasans oder Archangels, eingeflossen sei? Zugleich werden Sie sich überzeugen können, daß es in dem ganzen Lande kein Städtchen giebt, die winzigsten nicht ausgenommen, welche nicht Einsammlungen zum Besten Hamburgs*) veranstaltet hätte. Wo ist nun das Vaterland?

Weil ich in zwar nur flüchtigen — da ich einen Brief und kein Buch schreibe — aber doch in charakteristischen Zügen ein Bild der freiwilligen Entfremdung der Bewohner der Ostseeländer von Rußland entworfen habe, schreite ich zu der logischen Folgerung: ohne Liebe zum Vaterlande — ich bitte Sie, dies Wort nicht mit Heimath zu verwechseln — giebt es auch keine wahre und unerschütterliche Ergebenheit gegen Thron und Fürsten. Deshalb ist es dem Bewohner der Ostseeküste völlig gleichgültig, wo

*) Als Hamburg durch den furchtbaren Brand im Jahre 1842 größtentheils eingeäschert war, wurden Sammlungen zum Besten der unglücklichen Einwohner überall in Europa veranstaltet und reiche Spenden flossen aus den verschiedensten Gegenden ein, nicht nur aus den Ostseeprovinzen, sondern auch aus Petersburg und Moskau und anderen Städten der Reiches.

Der Herausgeber.

der Mittelpunkt der Regierung sich befindet, ob in Moskau oder Stockholm, ob in Petersburg oder Warschau, wenn nur seine Privilegien und Handelsrechte unangetastet bleiben. Wiederum rufe ich das Zeugniß der Geschichte für diese Wahrheit auf. Empfinden Sie jetzt den Unterschied zwischen ihm und einem Russen?

Ich habe auf das Verhältniß der Bewohner des Ihnen anvertrauten Gebiets zu Kaiser und Vaterland hingewiesen und muß jetzt, wenn auch nur obenhin, ihre Gefühle für alles Russische überhaupt berühren.

In den Städten und besonders in Riga ist die russische Bevölkerung sehr zahlreich. Diese zur örtlichen Bürgerschaft verzeichnete Bevölkerung entbehrt aller wesentlichen Rechte eines städtischen Standes und muß, wiewohl durch Sprache, Herkunft und Religion dem Vaterlande angehörend, welches diese Provinzen mit seinem Blute erwarb, dennoch die schimpflichste sittliche Erniedrigung erdulden. Des Rechts beraubt an der städtischen Verwaltung theilzunehmen, von den Vorrechten der Zünfte und Innungen dort ausgeschlossen, wo Alles gewissermaßen ein Zunftleben athmet — ist diese Bevölkerung, in gleicher Kategorie mit den Juden, nur auf die Handelsindustrie eingeschränkt und dazu verurtheilt, ihre Kinder in ewiger Unwissenheit zu sehen, weil sie keinen Einfluß auf die Verwaltung, kein Mittel besitzt, die öffentliche Erziehung zu beleben. Es ist bekannt, wie man ihre Ausschließung aus der sogenannten Bruderschaft, ohne welche der vollständige Besitz der bürgerlichen Rechte nicht erlangt werden kann, durch zwei Momente rechtfertigt: 1) daß die Ablehnung ihrer Aufnahme nach demselben Princip geschehe, nach welchem die Ritterschaft dem russischen Adel die Aufnahme in ihre Matrikel versagt, und 2) daß die Russen nicht gezwungen wären, sich in diesen Gegenden niederzulassen, wenn die Bedingungen solcher Niederlassung für sie unvortheilhaft seien.

Allein das erste Moment, wiewohl seinem Wesen nach absolut wahr, weil auch der Adel in seinen Beziehungen zu Rußland von denselben feindseligen Gefühlen geleitet wird, ist doch unrichtig in seiner Anwendung. Der in die Matrikel nicht aufgenommene Edelmann bewahrt seine Rechte im Umfange des ganzen Kaiserthums, mit Ausnahme von nur 3 Provinzen, und ist er in die Matrikel eingetragen, so tritt er damit nur in den Genuß aller Rechte der

örtlichen Ritterschaften ein. Das Mitglied der städtischen Gemeinde befindet sich dagegen in einer ganz anderen Stellung. Mit Ausnahme seiner Stadt genießt er nirgend mehr das Bürgerrecht und ist er zu einer städtischen Gemeinde der Ostseeprovinzen angeschrieben, so entbehrt er dieses Rechtes auch noch inmitten seiner Mitbürger. Müssen Sie nicht selbst zugestehen, daß Privilegien einer Stadt und nicht einer Raçe oder einer Confession oder einer Sprache verliehen worden sind? Man wird Ihnen sagen, wie gegenwärtig die Rigasche Bruderschaft zur Aufnahme von Russen gern bereit sei. Allein wem sollte es entgehn, daß sie dadurch nur ein für alle Mal sich von allem Antheil der Russen befreien will, indem [illegible] zu ihrer Kunde gelangt ist, daß die Aufmerksamkeit der Regierung bereits auf sie gerichtet sei. Durch Aufnahme von ein paar russischen Mitgliedern gewinnt sie die fertige Antwort, daß sie auch russische Mitglieder in ihrer Mitte zählt und so gelänge es, denselben für immer den ferneren Eintritt in diesen Verein zu versperren, wie es die Zünfte gethan haben, nachdem sie ein paar russische Handwerker in ihren Kreis aufgenommen hatten.

Das zweite Moment in der angeblich freiwilligen Uebersiedelung der Russen nach Riga ist noch weniger begründet. Mit Ausnahme der unteren Volksschichten, welche dem Raskol angehören, etwa 9000 Seelen betragen und sich daselbst infolge des Schutzes niedergelassen haben, den man dort Ueberläufern gewährt, sind die übrigen und besonderes die Kaufleute, d. h. also alle diejenigen, welche zum vollen Genuß des Bürgerrechts hinzugelassen werden müßten, zum größten Theil aus Pleskau, Smolensk und andern Gouvernements infolge der von der Kaiserin Catharina II. angeordneten Einführung der allgemeinen Städteordnung hier in Riga eingewandert. Von dem Vortheil einer Hafenstadt angezogen, siedelten sie sich dort im festen Vertrauen auf die Gesetzgebung an und lebten dort ruhig und aller städtischen Rechte theilhaftig bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul.

Damals gelang es der Intrigue einzelner Bürger, in St. Petersburg den Befehl zur Einführung der frühern Municipal-Verfassung auszuwirken, jedoch nur unter der Bedingung, daß zuvor die Zustimmung der Corporationen eingeholt würde. Bei dem indessen vollzogenen Ballotement entschied sich zwar die Mehrheit

für die Beibehaltung der russischen Verfassung, allein nichtsdestoweniger erfolgte der Befehl [1]), diese Verfassung aufzuheben und zur frühern Ordnung der Dinge zurückzukehren. Seit jener Zeit besteht in Riga jene furchtbare Oligarchie, über welche die Einwohner der untern Classen ohne Unterschied der Raçe nicht ohne Gefahr zu reden wagen.

Dies ist die geschichtliche Entstehung der russischen Bevölkerung des Osteegebiets. Es fragt sich nun, wodurch der edle russische Volksstamm die Erniedrigung verschuldet habe, öffentlich und offiziell der vollständigen Theilnahme an allen Rechten derselben Corporationen, die selbst ihn in ihre Mitte aufgenommen, als unwürdig anerkannt zu werden. Etwa dadurch nur, daß er, aus Ueberzeugung der Regierung gehorchend, sich durch unerschütterliche Ergebenheit und Folgsamkeit in einem solchen Grade auszeichnet, daß selbst die große Catharina eingestand: wie unser Nationalcharakter in einem scharfsinnigen und schnellen Begreifen alles Dargebotenen, in einem musterhaften Gehorsam und in der Anlage zu allen vom Schöpfer dem Menschengeschlechte verliehenen Tugenden bestehe. Es wäre wohl nicht möglich, in dieser Angelegenheit Catharina nicht als competente Richterin anerkennen zu wollen.

Ew. Durchlaucht eigner Blick muß entscheiden, ob dies alles in derselben Lage bleiben könne und bleiben müsse.

Nachdem die Beziehungen jenes Gebiets zu dem Staate flüchtig berührt worden, erachte ich [redacted] für nothwendig, auch einen Blick auf die eigentliche innere Organisation desselben zu werfen. Seine innere Administration, die Organisation seiner Behörden, seiner Civil- und Criminalrechtspflege, seine Corporationen, seine Handels- und Gewerbeeinrichtungen — alles dies gewährt einen interessanten Anblick unerschütterlicher Aufrechterhaltung mittelalterlicher Institutionen. Dies alles hat, wenn auch nicht in der Gesammtheit und Fülle seines mißgestalteten Complexes, so doch wenigstens theilweise auch in dem übrigen Europa einmal bestanden, ist aber längst gesunken und liegt unter seinen eignen Trümmern begraben. Nur in den Ostseeprovinzen hat es sich erhalten, aber auch nur als Mumie, ohne Leben, ohne Bewegung, wie Herculanum und

[1]) Namentlicher Ukas Kaiser Pauls I. vom 28. November 1796.
Der Herausgeber.

Pompeji unter der schützenden Lavarinde und wie das Leben unserer Schismatiker im Buchstaben und nicht im Geiste.

Bedarf es dessen noch hier auszusprechen, wie diese ganze Organisation in der Gegenwart nicht befriedigen könne?

Man braucht kein erfahrener Administrator zu sein, um sich davon zu überzeugen, wie Verschiedenheiten und sogar Collisionen der einzelnen Institutionen nicht nur im Umfange des ganzen Ostseegebietes, sondern in einer und derselben Stadt, z. B. in Reval, keine besondere Bequemlichkeit für die Zusammensetzung der Administrationsmaschine darzubieten vermögen. Es bedarf nur eines einfachen, gesunden und von Parteilichkeit und örtlichen Vorurtheilen geläuterten Sinnes, um einzusehn, wie Corporations-Institute, die sich gegenseitig ausschließen, weder zu einer politischen noch auch zu einer moralischen Einheit führen können, die zu einer dauerhaften Organisation einer Verwaltung doch absolut nothwendig ist. Selbst die ersten Elementarbegriffe vom Rechte reichen zu der Ueberzeugung aus, daß eine Vermischung der Criminal- und Civilrechtspflege ebenso entfernt von Vollkommenheit ist, als ihre praktische Anwendung nur noch in der Türkei und in den Ostseeprovinzen anzutreffen sein möchte.

Dem einmal von mir angenommenen Grundsatze treu, gehe ich auch hier von theoretischen Sätzen zu Beispielen über.

Dank der ureigenthümlichen Organisation der örtlichen Rechtspflege schreitet die Verhandlung der Rechtssachen in den Ihnen anvertrauten Gouvernements mit bewundrungswürdiger Langsamkeit fort und die kräftigsten und energischsten Anregungen von Seiten der Centralverwaltung müssen, durch das verwirrte Netz der localen Gesetze, Institutionen und Gewohnheiten sich durcharbeitend, so an Kraft verlieren, daß sie ihr Ziel niemals erreichen. Sollten etwa Beispiele erforderlich sein? Fragen Sie nach der Sache des Postmeisters Mewes wider die livländische Ritterschaft, die nicht weniger als 30 Jahre bei den Behörden Liv- und Estlands in Verhandlung gestanden hat. Oder nach der Verhandlung in Betreff der Aufhebung der hebräischen Kahals-Aemter in Kurland, oder aber z. B. nach den Verhandlungen hinsichtlich der von einem Rathsherrn des Hapsalschen Magistrats verschuldeten Veruntreuung städtischer Gelder. Sie werden sich nun selbst überzeugen,

zu welchen Resultaten die so vielfältig gepriesenen örtlichen Institutionen führen. Ich hätte noch viel schlagendere Beispiele anführen können, allein da ich jene Länder schon seit langer Zeit verlassen habe, mag ich meinem Gedächtniß nicht mehr trauen.

Man wird vielleicht einwenden wollen, die angeführten Beispiele wären nur Ausnahmen von der Regel und mich auf die Moralität und Redlichkeit der Behörden hinweisen. Man wird fragen, warum hier nichts von den Mißbräuchen verlautet, die man im Allgemeinen den Beamten im Innern des Reiches zum Vorwurf macht. Darauf erwidere ich: die öffentliche Moralität im Reiche steht den Ostseeprovinzen gegenüber wahrlich auf keiner niedrigeren Stufe. Die Anhänglichkeit der Russen für den Glauben ihrer Väter, ihre Liebe und musterhafte Ergebenheit für ihren Kaiser, ihre Treue gegen das Vaterland — alle diese Quellen der öffentlichen Moralität zeugen hinlänglich für diese Wahrheit. Folglich muß man, um diesen Vergleich anstellen zu können, nicht die Gesellschaft, nicht das Volk, sondern nur einen kleinen Theil dieser Gesellschaft, die Beamten hervorziehen. Diese Leute stehen dort wie hier ohne Zweifel auf derselben Stufe der Moralität, sofern sie ihrer exclusiven Lage, so zu sagen ihrem Gewerbe angehören, das sie ebenso wie alle übrigen Gewerbetreibenden [1]) darauf hinweist, aus ihrer Lage den möglichst größten Vortheil zu ziehn. Der Unterschied liegt nur in den Mitteln. Bei uns sind die Beamten darauf bedacht, diesen Gewinn von den Privaten zu ziehn, die ihrer bedürfen, und das ist die Quelle der Bestechungen. In den Ostseeprovinzen, wo dergleichen Geschenke den gesetzlichen Namen der Sporteln tragen, begnügen sich die Beamten nicht mit dieser Einnahme, sondern lasten mit ihrer ganzen Masse auf der Krone oder den Corporationen, denen sie dienen. Die Krone zu bestehlen, wird nicht nur für keine Schandthat gehalten, sondern gilt für eine Pflicht (!) jedes Dienenden. Es ist notorisch, daß seit Errichtung der Gouvernements im Umfange des ganzen Reiches nur der einzige Kameralhof in Nishni-Nowgorod bestohlen worden ist, während in den Ostseeprovinzen zwei Kameralhöfe nach einander bestohlen wurden. Ein staunenswerthes Verhältniß! Die

[1]) Die hier ausgesprochene Ansicht, daß die Beamten eine Klasse von Gewerbetreibenden seien, ist äußerst originell. Der Herausgeber.

Untersuchungssache wider das livländische Hofgericht wegen Veruntreuung von Geldern, die in den Ostseeprovinzen unter dem Namen der Lenzschen Sache bekannt ist, obgleich an derselben auch einige Landräthe theilgenommen haben, dient zum Beweise, daß nicht die Krone allein, sondern auch Corporationsgelder zum Gegenstand der amtlichen Freibeuterei gemacht werden. In dieser Beziehung gebührt, beiläufig gesagt, dem Odenpähschen Landgericht eine besondere Aufmerksamkeit. Obzwar bis jetzt einer gerichtlichen Untersuchung nicht unterzogen, verdiente [illegible] wohl eine strenge Revision. Endlich hat die Revision des Rigaschen Magistrats und des Collegiums Allgemeiner Fürsorge mehr als alle vereinzelten Thatsachen die Unvollkommenheit der localen Institutionen und Genossenschaften dargethan.

Indem ich von der deutschen Moralität spreche, kann ich nicht umhin, mit Kummer auf einen die Menschheit und die Civilisation unserer Zeit gleichermaßen beleidigenden Gebrauch hinzuweisen, der noch in einigen Küstengegenden des Ostseegebiets herrscht. Ich spreche von dem sogenannten Strandrechte. Dieses Recht ist nicht mehr noch minder als Seeräuberei, unter dem Schein der Rettung Gestrandeter ausgeübt. Und der Gewinn, den die von bewaffneten Geschwadern angeführten Retter empfangen, hat die Sitten der Strandbewohner in einem solchen Grade durchdrungen, daß sie bei anhaltend gutem Wetter mit Seufzen der stürmischen Seefahrten gedenken, wie ein Landmann im Hungerjahr der reichen Ernte gedenkt. In Arensburg aber, auf der Insel Oesel, werden in der Stadtkirche öffentliche Gebete für einen gesegneten Strand, d. h. für zahlreiche Strandungen an der Oeselschen Küste gethan [1]).

Die ebenso exclusiven als schädlichen Zunfteinrichtungen bestehen in den Städten der Ostseeprovinzen in ihrer höchstmöglichen Entwickelung. Ihren Nachtheil und ihre Beschwerlichkeit für die Einwohner zu beweisen, würde überflüssig sein, weil bei der gegenwärtigen Stufe der Bildung etwa nur diejenigen daran zweifeln

---

[1]) Diese Anekdote ist ebenso begründet und zuverlässig, wie die in den Lehrbüchern der Geographie bis auf die neueste Zeit sich fortschleppende Angabe: in Jacobstadt bestehe eine Tanzbärenakademie oder der im XVII. und sogar noch im XVIII. Jahrundert allgemein verbreitete Glaube, es wimmele in Livland und Kurland von Wärwölfen. Der Herausgeber.

können, die in diesen Einrichtungen ihren persönlichen Vortheil finden. Ich habe ihrer auch nur deshalb erwähnt, um bei der Gelegenheit auszusprechen, wie ich einigen Grund habe, an der Gesetzlichkeit ihres Daseins zu zweifeln und wie ihre Privilegien und Schragen wohl einer strengen kritischen Prüfung bedürfen. Zum Mindesten ist es mir gelungen in Erfahrung zu bringen, wie das durch ein päpstliches Privilegium gestiftete Fischeramt eine deutsche Uebersetzung der päpstlichen Bulle, in welcher die Fischereiberechtigung in der Düna den fidelibus civibus Rigensibus zugestanden wird, in seine Schragen aufgenommen, jedoch in der Uebersetzung diesem Satze das Wort „Fischeramt“ substituirt hat.

Die aus der Exclusivität ihrer Institutionen entspringenden Gegensätze der Corporationen zu einander, die in allen gebildeten Staaten längst ihre Zeit überlebt haben, erzeugen einerseits den Haß der Kaufmannschaft und des Mittelstandes gegen den Adel, andererseits aber auch die Unduldsamkeit des Adels den Stadtbewohnern gegenüber. Vereint mit dem Adel lastet die Geistlichkeit auf dem Landmann und der Bauer ist zu jedem Opfer bereit, nur um von all den Bedrückungen befreit zu werden. Und zugleich klammern sich alle diese privaten Corporationen mit aller Gewalt an ihre halbvermoderten Urkunden und Pergamente an und wähnen durch dieselben jene lebendigen Kräfte und jene heilige Liebe zu Kaiser und Vaterland ersetzen zu können, die erst das Leben eines Volkes ausmachen. Urtheilen Sie nun selbst — welche Zukunft kann in solchen Elementen liegen! Und so haben Ew. Durchlaucht dreierlei Aufgaben zu lösen:

1) Die Begründung und Consolidirung einer gesetzmäßigen integrirenden Beziehung der Ostseeländer zu dem Staate vermittelst richtiger Begriffe von der Anhänglichkeit gegen Kaiser und Vaterland.

2) Die Vereinbarung der örtlichen Gesetzgebung und der localen Institutionen mit der gegenwärtigen Civilisation und mit den wirklichen Bedürfnissen dieser Provinzen.

3) Die Aufrechterhaltung der Unantastbarkeit der Rechte unserer orthodoxen Kirche, welcher nach dem Wortlaut des Bandes XIV des Swod der Gesetze allein die Berechtigung zusteht, Andersgläubige zur Annahme ihrer Lehren zu bekehren, und die in der gegenwärtigen Zeit selbst derjenigen Vorrechte beraubt ist, welcher

sich die im Staate bloß geduldeten Confessionen zu erfreuen haben; denn der Uebertritt aus einer dieser Confessionen in die andere ist durch keinerlei Formen gefesselt, während die Aufnahme in den Schooß der herrschenden Kirche auf Anordnung der örtlichen Obrigkeit in Livland einen Gegenstand besondrer polizeilicher Beaufsichtigung ausmacht.

Die Lösung dieser Aufgabe eröffnet Ihrer Thätigkeit eine schöne Arena und bietet dem Enkel das Mittel dar, einen neuen Ehrentitel dem Ruhme hinzuzufügen, den sein Ahnherr sich erwarb.

Ohne auf die Pfade einzugehn, die zu diesem Ziele führen, muß ich doch mit derselben Offenheit, mit der ich diesen ganzen Brief geschrieben habe, hier aussprechen, wie an Ihrer persönlichen Stellung zwei Parteien Antheil nehmen: die örtlichen Bewohner der Provinzen und das übrige Rußland.

Die Ersteren, verblendet durch jahrhundertelange Vorurtheile und durch Anhänglichkeit an ihre exclusiven Rechte, streben darnach um jeden Preis ihre Stellung in statu quo zu erhalten und verschwenden in dieser Absicht vor Ihnen die glänzenden Zeichen der Gastfreundschaft und der öffentlichen Acclamationen. Allein Ew. Durchlaucht eigner gesunder Blick wird Sie überzeugen, wie das wahre Wohl der Ostseeländer eben in einer engen Verbindung mit dem Staate, in der Bedeutung des Vaterlandes, dergestalt ruhe, daß die Bewohner jener Gegend, bei ihrer deutschen Abstammung und Religion belassen, sich dennoch als Russen, als Söhne eines und desselben Vaterlandes und nur deshalb als Unterthanen desselben Fürsten betrachten müssen.

Was den Ihnen bereiteten Empfang und die Ausbrüche der öffentlichen Begeisterung anlangt, so sage ich nur, das Ihre Vorgänger ebenso empfangen worden sind, daß von Fackelzügen bis zum Bewerfen mit Straßenkoth nur ein Schritt ist! So viel bleibt aber unbezweifelt, daß dort, wo Manifestationen öffentlicher Billigung zugelassen werden, auch der Ausbruch öffentlicher Mißbilligung ertragen werden muß.

Die letztere, d. h. Rußland, erwartet von Ihnen die Wiederherstellung des russischen Namens in dem von ihr mit Wohlthaten überschütteten und in seinem Undank sie verachtenden Lande; erwartet nur die Gelegenheit, dasselbe in die Zahl seiner aufrichtig treuen Kinder aufzunehmen und mit gleicher Liebe zu empfangen.

Sie kennen besser als ich den Umfang Ihrer Pflichten gegen die erstere und gegen die letztere, deshalb füge ich nur noch hinzu: daß Sie für die Deutschen nichts mehr sind als nur der Fürst Suworow, dessen Berühmtheit, erst auf die dritte Generation vererbt, die aristokratischen Anforderungen der örtlichen Ritterschaften noch bei Weitem nicht befriedigt. Für den Russen aber sind Sie der Enkel des Helden, der nicht nur seinen persönlichen Ruhm niemals von dem Ruhme seines Vaterlandes trennte, sondern auch in den Namen eines Russen seinen höchsten Stolz setzte. Soll ich Sie etwa an jene Worte erinnern: „Du bist kein Russe! behüte Gott, Du bist kein Russe!“ Geheiligt ist für den Russen der Name des Helden, der durch das Wort seines Kaisers berufen war, Könige zu retten, und der Rußland wie eine Mutter in ihrem ganzen Dasein mit allen ihren Sitten liebte; dem Kaiser auf dem Schlachtfelde mit seinem Schwerte diente, aber auch die geheiligten Gebräuche der Vorzeit beobachtete und, auf dem Chor singend, Gott dankend pries! Dafür nennt ihn Rußland mit Stolz seinen Helden und erwartet von dem Enkel, er werde auf derselben Bahn fortschreiten.

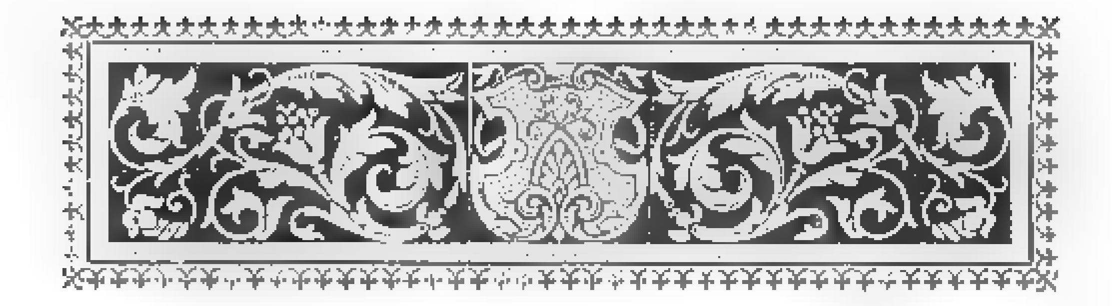
Nachdem ich mit Offenherzigkeit und mit vollem Vertrauen zu Ew. Durchlaucht alles dargelegt habe, was mir bekannt geworden, erachte ich es für nothwendig noch hinzuzufügen, daß die Kunde von allen Ihren Handlungen sich schnell durch Rußland verbreitet und unser Moskau bald erreicht. Die hiesigen Deutschen verkünden hier den Triumph ihrer dortigen Mitbrüder; die russische Handelswelt erwartet unterdessen schweigend die ferneren Mittheilungen ihrer Rigaschen Correspondenten und die rechtgläubige Geistlichkeit im ganzen Umfange Rußlands, so innig miteinander verbunden, beobachtet sinnend, welches Verdienst die Kirche in dem Enkel ihres eifrigen Sohnes und Vertheidigers anerkennen werde; noch traut sie deutschen Erzählungen nicht, als verhöhne der Enkel dasjenige, was der Ruhm des Ahnherrn war.

Mit tiefster Hochachtung und unbegrenzter Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Ew. Durchlaucht gehorsamster Diener

Moskwa, 8. Mai 1848. Iwan Snamensky.





Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche.

Von Dr. A. Bielenstein.

(Schluß).

II. Pastoren, die an der Doblenschen Kirche gewirkt haben.

Von den Pastoren einer Gemeinde wissen wir in der Regel mehr, als von den einzelnen Gliedern der Gemeinde. Die Pastoren sind doch die geistlichen Väter und Führer und durch sie, durch ihre Tüchtigkeit und ihren Charakter, durch das Maß der Treue, womit sie ihres Amtes gewartet, ist zu einem großen Theil das Leben der Gemeinde und das Maß ihres Fortschrittes in religiöser und sittlicher Hinsicht bedingt.

Wenn wir uns jetzt zu der Reihe der Doblenschen Pastoren wenden, so finden wir eine gewisse Schwierigkeit, wie der Stoff zu behandeln, darin, daß wir es mit 2 Gemeinden zu Doblen, einer deutschen und einer lettischen, also mit einer doppelten Reihe von Pastoren zu thun haben. Bleiben wir erst bei der einen, dann bei der andern Gemeinde, so trennen wir die Männer von einander, welche als Zeitgenossen unter denselben geschichtlichen Verhältnissen, meist doch in demselben kirchlichen Geiste, wie er eben in der Zeit herrschte, gewirkt haben. Fassen wir aber die Zeitgenossen zusammen, so ließe sich eher ein Bild der historischen Entwickelung vielleicht geben, aber die Continuität dessen, was zu der einen Gemeinde gehört, wird zerrissen. Werfen wir in die Waagschale, daß von den meisten Pastoren, mögen auch Pastor Kallmeyer und Dr. Otto von Allen eine ziemlich große Menge biographischer Notizen in ihrem trefflichen Werk (die ev. Kirchen und Predd. Kurl.) zusammengebracht haben, doch immer nur sehr Weniges bekannt ist, was und wie sie hier amtlich gewirkt, welche besondern Einflüsse sie geübt haben, so bleibt uns am Ende nichts Anderes übrig, als einiges

Allgemeine über die mit dem Amte betrauten Männer im Großen und Ganzen zu sagen und dann nur einige von ihnen hervorzuheben, deren kirchliche oder litterarische Bedeutung die Andern überragt.

Wir beschränken uns dabei billig auf die evangelische Zeit, denn aus der katholischen ist uns nur der Name eines einzigen Doblenschen Priesters aufbewahrt, Joachim Pinnow. Dieser war 1545 „Kerkherr" (lett. basniz' kungs) zu Doblen, als der Ordensmeister Hermann von Brüggeney ihm am Autzischen See ein Gesinde, Stirne Jahn, nebst andern Ländereien (das jetzige Gut Stirnen, dessen Letten bis heute im Volksmunde Pinnauneeki genannt werden) verlehnte (cf. Kallm.-Otto p. 417). Noch vor den Tagen Pinnow's wurde (1516) nach J. H. Woldemar (Ritterschaftsarchiv Mappe 27) in der Kirchspielskirche zu Doblen der heil. Jungfrau Maria eine Vicarie fundiert, welche auf Veranlassung des damaligen Komthurs zu Doblen, Gerth v. Brüggen, den Eingesessenen des Doblenschen Gebietes als eine ewige Vicarie verlehnt wurde. Wenn ich diese Notiz recht verstehe, so ist damals nicht etwa blos ein Priestervicar angestellt (dessen Name ungenannt bleibt), sondern es scheint eine Priesterwidme (Grund und Boden fundus) gestiftet zu sein und es wäre die Frage, ob dieses nicht die Widme des nachmaligen lettischen Pastors gewesen, da gerade sie von den Tagen Kettlers bis heute durch die adligen Eingesessenen bebaut wird und da die deutsche Pastoratswidme von G. Kettler für seinen quasi Schloßpastor gestiftet und von ihm und den folgenden Landesherren immer bebaut, d. h. baulich versorgt worden ist.

Die Zahl der evangelischen Pastoren zu Doblen von Einführung der Reformation an bis heute beträgt mit Einschluß der noch lebenden Pastoren und mit Ausschluß der Adjunkten, welche zeitweilig hier mitgewirkt haben für jede der beiden Gemeinden siebzehn. Für die seither verflossenen 330 Jahre würde also die Amtsdauer des Einzelnen 20 Jahre sein. Sehen wir nun von den noch lebenden Pastoren ab, so sind die bei weitem Meisten — Kinder der Baltischen Heimath. Nachweisbar wenigstens ist es nur für fünf (2 deutsche, 3 lett.), daß sie aus Deutschland hierher eingewandert waren. Ferner ist es nicht uninteressant zu bemerken, daß von den 32 Pastoren fast die Hälfte (15, d. h. 9 deutsche und 6 lett.) pastorale Aemter (sogar öfter mehr als eines) an andern Orten

bekleidet hatten, ehe sie nach Doblen berufen wurden. Nach Doblen zu kommen, scheint also gewissermaßen ein Avancement gewesen zu sein und das ist in der Größe der lett. Gemeinde und in den nahen Beziehungen des deutschen Pastors zum Herzog wohl begründet. Allerdings haben 17 Pastoren ihre erste Berufung nach Doblen erhalten, doch hatten sich diese zum Theil im Schulfach als Rektoren von Stadtschulen oder auch als Universitätsdocenten tüchtig erwiesen. Weggegangen aus Doblen sind nur wenige Geistliche und wenn, so sind sie in der Regel nach Mitau als Superintendenten oder seit 1831 als Generalsuperintendenten von Kurland versetzt und befördert worden. Neun Doblensche Pastoren (8 deutsche und 1 lett.) haben Titel und Amt eines Doblenschen Propstes geführt, 2 sind Superintendenten und 3 Generalsuperintendenten (Theodor Lamberg, Joh. Georg Lebrecht v. Richter in Kurland, Jul. v. Richter in Petersburg) gewesen.

Von den 32 Doblenschen Pastoren sind, soviel wir wissen, 23 (11 deutsche und 12 lett.) hier gestorben und begraben, also über $^2/_3$ der Gesammtzahl. Die sterblichen Hüllen ruhen zum größten Theil unter dem Altar unserer Kirche, wie Pastor Pflugradt in der Kirchenchronik berichtet, nur sehr wenige unter dem Rasen. Kein Erinnerungszeichen, keine Inschrift veranlaßt die lebende Generation jener heimgegangenen Gemeindehirten dankbar zu gedenken, wer weiß es, wer ahnt es, wie treulich jene Männer ihres Amtes gewartet? Tausende und Tausende von Seelen sind in den $3^1/_2$ Jahrhunderten beim Eintritt ins irdische Leben mit dem Segen göttlicher Gnade von ihnen begrüßt worden. Tausende und Tausende von Seelen haben während ihrer irdischen Wallfahrt an dieser Stätte von Kanzel und Altar und in ihren Behausungen ernste Mahnung und freundlichen Trost erfahren. Tausende und Tausende von Seelen sind mit Gotteswort und Fürbitte hier oder am Grabe in den jenseitigen Frieden Gottes hinübergeleitet worden. Und das Alles unter viel Mühsal und Sorge, unter viel Kampf mit widerstrebenden Elementen, unter Dank und Undank, aber immer unter Gottes Segen.

Als einen ganz besondern Segen Gottes muß ich hervorheben, daß seit Menschengedenken und soviel wir aus den Aufzeichnungen der Vergangenheit entnehmen können, die Doblenschen Pastoren mit

einander stets in brüderlichem Einvernehmen und in freundlichem Frieden gelebt und gewirkt haben. Zu einem Theil hat der Grund dazu in der klaren Ordnung der Gemeindeverhältnisse gelegen, so daß amtliche Grenzstreitigkeiten füglich nicht gut möglich waren, aber außerdem muß ein Geist des Friedens die Herzen der Männer beseelt haben. In einem Fall wird berichtet, daß ein Mitauscher Stadtdiakonus (Brunnengräber) von Mitau nach Doblen versetzt worden ist, um kirchlichen Unfrieden in Mitau zu beseitigen. In Doblen fand der Mann Frieden.

Gottes Wort ruft uns hier durch den Apostel zu (Ebr. 13,7 f.): „Gedenket an Eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach". Der Mund der Boten Gottes verstummt gar bald und der Eine nach dem Andern sinkt rasch ins Grab; aber der, in dessen Namen sie reden und der sie sendet, bleibt der lebendige: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit".

Die Reihe ev. sämmtlicher Doblenscher Prediger an der deutschen (I) und an der lettischen Gemeinde (II), ist nach Kallmeyer-Otto's Werk nebst ihren Adjunkten folgende:

I.

Hermann Tegetmeyer....1583.
Johann Rivius um 1586.
Gotthard Lemken....1602—20....
Nikolaus Francke 1624—57.
Melchior Bilterling I. 1658—91.
Mag. Johann Adolphi II. 1692—96.
Joachim Neresius II. 1696—1705.
Mag. Jul. Friedr. Hartmann 1705—10.
Christian Dietrich Brieskorn 1711—24.
Carl Christoph Willemsen 1725 bis 36.
David Pflugradt 1737—66.
Adjunkt: Mag. Daniel Christian Pflugradt 1765—66
Mag. Daniel Christian Pflugradt 1766—76.
Christoph David Diston 1777 bis 1811.
Adjunkt: David Theodor Diston 1805—11.
David Theodor Diston 1811 bis 49.
Theodor Emil Lamberg 1850 bis 66.
Adjunkt: Friedrich Christoph Berndt 1862—63.
Johann Wilhelm Sakranowicz 1864 bis 66.
Dr. August Johannes Gottfried Bielenstein seit 1867.

II.

Georg Lange....1602—19.
Friedrich Mancelius 1620—21.
Eberhard Meyer....1633—50.
Heinrich Adolphi I. 1650—61.
Michael Musmann 1661—84.
Cornelius Heinrich Schunck 1685 bis 86.
Martin Hickstein 1687—1718....
Adjunkt: Mag. Christoph Wilh. Steffens 1717—...
Mag. Christoph Wilh. Steffens ....1723—33.
Andreas Johann Brunnengräber 1734—48.
Mag. Johann Jakob Maczewsky 1749—75.
Mag. Daniel Christian Pflugradt 1776—1801.
Gotthard Wilh. Wolter 1801—3.
Dr. Joh. Georg Lebr. v. Richter 1803—25.
Adjunkt: Lebr. Friedrich von Richter 1824—25.
Dr. Lebr. Friedr. von Richter 1825—34.
Jul. Wilh. Theophil v. Richter 1835—50.
Adjunkt.: Hermann Samuel Kupffer 1846—47.
Theodor Antonin Neander 1847—48.
Hermann Konr. Wilh. Rust 1849—50, bis 1851 Vicar.
Carl Friedrich Wilh. Sylvester Bock 1851—82.
Adjunkt.: Friedr. Chr. Berndt 1863—64.
Georg Theodor Seeberg 1865—66.
Fedor Johann Ernst Schmidt 1866—67.
Theodor Joh. Kaehlbrandt 1867—69.
Friedr. Paul Joachim Letz 1869—70.
Wilh. August Tiling März bis Juli 1871.
Carl Friedr. Herm. Bock 1872—82.
Georg Theodor Seeberg seit 1882.

Aus der Gesammtzahl der Doblenschen Pastoren wollen wir nur einige wenige hervorheben und von ihnen kurz berichten, wodurch sie vor den andern sich ausgezeichnet haben. Wir beginnen mit den deutschen Pastoren.

Herm. Tegetmeyer eröffnet die Reihe der deutschen Prediger, wahrscheinlich ein Sohn des Rigaschen Reformators Sylvester Tegetmeyer, muß den Jahren seiner Amtsführung nach in Doblen die Reformation eingeführt haben.

Joh. Rivius, sein Nachfolger hat in sehr kurzen Amtsjahren Großes für Doblen und ganz Kurland geleistet. Er ist der

Schöpfer der lettischen Litteratur, genauer gesagt, der geistlichen, mit welcher bei uns, wie bei allen Völkern die Litteratur überhaupt begonnen hat. Er ist es, der wohl im Auftrag des Herzogs Gotthard die erste und wichtigste Arbeit an Uebersetzung des lutherischen kleinen Katechismus, der Sonntags-Perikopen und der ersten evangelischen Kirchenlieder ins Lettische gemacht und damit den Grund gelegt hat für die ganze spätere lettische evangelische Litteratur, die dem Gottesdienst in der Kirche, dem Unterricht in der Schule und der Erbauung im Hause bis heute dient. Als er vor Vollendung des Werkes gestorben, setzen die 4 Männer, welche seine Arbeit zu Ende geführt und 1586 veröffentlicht haben, die Pastoren Micke, Lembreck, Reimers und Wegmann in der Widmung der vndeudschen Psalmen an die Söhne des Herzogs Gotthard (cf. Ausgabe der Vndeudschen PSalmen 1886 durch Professor Dr. A. Bezzenberger und Dr. A. Bielenstein Einleitung p. XI und XIX.), ihm ein Denkmal mit folgenden Worten: „Solcher „mühe und arbeit, ob sich wohl vnser in Gott ruhender Mitbruder „am wort Gottes, Herr Johan Rivius seliger, damals Pastor zu „Doblehn, hiebevorn vnterfangen, vnd an die verdolmetschung des „Catechismi, des hocherleuchten Mannes Gottes D. Martini „Lutheri seliger gedechtnis, so wol der Sontags vnd andern vor„nembsten Feste Epistel und Euangelien, als auch der gewöhnlichen „Christlichen Psalmen vnd Gesenge in den Kirchen nicht wenig oder „geringen fleiß gewandt, So hat doch solch sein trewer Fleiß vnd „arbeit, wegen seines vnuermutlichen vnd plötzlichen abscheides auß „Diesem elenden Jammerthal, nicht können volkömlichen ins Werk „gerichtet, oder in druck verfertiget werden, biß numehr vnserer des „Sacrosancti Ministerij etliche einheimische vnd der Sprachen kündig, „auff vorerlangten Fürstlichen befehlich, solche arbeit wider auffs „newe vor die hand genommen vnd verfertigt".

So hat unser Doblen bedeutsamen Antheil an der kulturgeschichtlichen und kirchlichen Epoche, welche erst 300 Jahr nach der Eroberung Semgallens und 100 Jahr nach der Erfindung der Buchdruckerkunst für die evangelische Kirche beim ganzen lettischen Volk an den Namen Rivius sich knüpft.

Beiläufig wäre zu bemerken, daß unser Rivius 1570 mit dem Gute Pönau belehnt worden ist und daß eine seiner Descen-

dentinnen das Gut durch ihre Verheirathung mit Carl III. von Bühren in den Besitz dieser Familie gebracht hat, aus welcher die beiden letzten Herzöge Kurlands entstammten.

An Rivius können wir zwei Männer anschließen, die sich große Verdienste um die allgemein kulturelle und besonders kirchliche Hebung des lettischen Volkes erworben haben. Der eine ist Heinr. Adolphi, lett. Pastor zu Doblen, in der Blüthezeit kurländischer Geschichte, unter der Regierung Jakobs, des hervorragendsten unsrer Herzöge. H. Adolphi wurde nach 11jähriger Wirksamkeit in Doblen als Landessuperintendent [redacted] die Trinitatiskirche nach Mitau berufen und gab in zwei Auflagen die beste lettische Grammatik heraus, die [redacted] bis zu den Tagen Stenders gegeben hat. Dieselbe diente nicht blos der Sprachforschung, sondern gerade auch wesentlich dem kirchlichen Leben, sofern die Landgeistlichen, die eben nicht lettischer Nationalität waren, aus ihr die Sprache des Volkes lernen konnten und lernten. Adolphi benutzte zu seinem Werke die Vorarbeiten eines andern, mit Doblen in Verbindung stehenden Mannes, von dem es nicht nachweisbar ist, daß er je ein geistliches Amt geführt hätte, der aber als Candidat der Theologie genannt wird. Es ist Christoph Füreцker, von dessen Leben man gar nichts weiter weiß, als daß er eine Lettin und zwar, wie die Sage geht, aus Gr. Heyden im Doblenschen Kirchspiel, geheirathet habe, der aber außerordentlich viel auf das geistliche Leben des lett. Volkes Einfluß geübt hat durch die Uebersetzung zahlreicher lutherischer Kernlieder, welche unserm Volk seit 2½ Jahrhunderten lieb geblieben sind, durch die Wärme und Kraft ihrer Worte.

Wir kehren zu dem muthmaßlichen Nachfolger des Joh. Rivius, Gotth. Lemken zurück, dessen Amtsantritt unbekannt ist, welcher aber jedenfalls vor 1602 im Amt zu Doblen gestanden hat. So muß er es gewesen sein, welcher in der noch sichtbaren Burgkirche zu Doblen predigte, als die zu Schloß Doblen, als auf ihrem Witwensitz residirende Anna, Tochter des Herzogs Albert von Mecklenburg, weiland Gemahlin Gotthard Kettlers, am Abend ihres Lebens († 2 Juli 1602) nicht mehr im Stande war, aus ihren Gemächern im obern Stock, heraus auf den Altan im Innern der Kirche zum Gottesdienst sich zu begeben, sondern in ihrem, an die Kirche stoßenden Zimmer auf dem Ruhebett liegend, wie berichtet

wird, der Predigt zuhörte. An der innern Südwand der Schloßkirche neben der Altarstelle sind noch heute die deutlichen Spuren jenes Altans und die Thürlucht von diesem in die Gemächer der Herzogin-Wittwe wahrzunehmen.

Kehren wir zu der Reihe der deutschen Pastoren zurück, so zeichnet sich M. Francke im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts dadurch aus, daß er in der langen Amtswirksamkeit von 33 Jahren an unserm Ort, erster Doblenscher Propst und auch kurl. Superintendent geworden und gewesen und zwar letzteres, vielleicht wegen vorgerückten Alters, ohne nach Mitau überzusiedeln, was eben gegen den Usus war. Sein Verbleiben in Doblen als Superintendent hatte die Folge, daß er nicht zugleich die Geschäfte des Mitauschen Propstes führen konnte und daß deshalb der Mitausche Frühprediger Joh. Adolphi I. diese Funktionen übernahm. Weder vor diesem, noch nach diesem hat es je einen besondern Mitauschen Probst gegeben. Beide, Francke und Joh. Adolphi führten ihre hohen Aemter nur ein einziges Jahr, da sie 1657 beide von der Pest hingerafft wurden. Von Francke rühren treffliche Vorschläge her (die aber damals nicht zur Ausführung kamen) über Synoden, Candidaten-Prüfungen, Verwaltung der Kirchenangelegenheiten.

Franckes Nachfolger war Melchior Bilterling, eingewandert aus dem Anhalteschen, Stammvater der ganzen Bilterlingschen Familie, die sich seitdem in Kurland ausgebreitet und unsrem Lande im ganzen 7 Geistliche guten Namens und unter diesen 5 Pröpste gegeben hat (Melchior Bilterling in Doblen ist auch Propst gewesen). Melchior Bilterling, aus der Schule der lutherischen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts ist einer der wenigen Doblenschen Pastoren gewesen, die neben ihrer Amtsarbeit sich mit theologisch wissenschaftlicher Schriftstellerei haben abgeben können. Er ist der Verfasser einer gedruckten dogmatischen Streitschrift*) gegen den

*) „Rechte Glaubensregel von der wahren Religion, in welcher ein Christ gewiß kann selig werden, aus dem Göttlichen, Heiligen und allein selig machenden Worte kürtzlich, deutlich und ordentlich, nach dem Willen Gottes, zum offenbaren Zeugnis meines rechtschaffenen Herzens fürgestellet.“ Die dem Buche vorgesetzte originelle Dedikation lautet folgendermaßen: „Gott dem Vater, der mich erschaffen hat, Gott dem Sohn, der mich erlöset hat, Gott dem heil. Geiste, der mich geheiliget hat, der Hochgelobten, Heiligen Dreieinigkeit, zur

Superintendenten Paul Einhorn. Viele andre Streitschriften, werden erwähnt, deren Titel mir aber nicht zur Hand sind. Jene Zeit war ja die Zeit der dogmatischen, zum Theil scholastischen Kämpfe. In denselben scheint hier P. Einhorn, wie es aus seiner Thätigkeit auf dem Thorner Religionsgespräch (1645) bekannt ist den mehr strengen, M. Bilterling dagegen den minder strengen Standpunkt eingenommen zu haben.

In der bösen Zeit des nordischen Krieges war J. Fr. Hartmann deutscher Pastor und Propst in Doblen. Er wurde im Jahre 1710 ein Opfer der Pest, die Doblen, wie ganz Kurland heimsuchte. Es war dieselbe Pest, in welcher der im Schlosse Doblen residierende Hauptmann Christoph Georg v. Offenberg mit seiner großen Familie durch Gottes Gnade am Leben erhalten blieb und infolge dessen aus dankbarem Herzen 2000 Fl. Alb. zur Stiftung eines Doblenschen Armenhauses, welches noch jetzt bei uns besteht, schenkte. Herzog Friedrich Wilhelm freute sich dieser Stiftung, „wodurch der grundgütige Gott in seinen Gliedmaßen geehret würde“, nahm die Geldsumme in seine Rentkammer und ersetzte die Zinsen derselben reichlich und zweckmäßig durch jährliche Naturallieferungen aus seinen Domänen bei Doblen, zum Unterhalt für zunächst vier Arme. Er ließ für diese durch den Hauptmann „ein Häuschen in Doblen am gelegenen Orte aufsetzen“ (d. h. bauen), oder eines der bei der Pest „ausgestorbenen“ Häuser „aptieren“ *).

---

gebührenden Ehre und zur schuldigen Dankbarkeit dedicière und schreibe ich zu diesés recht geistliche Büchlein;“ und am Schluß derselben unterzeichnet sich der Verfasser: „Deiner göttlichen Majestät treuer Diener, so lange ich lebe“.

*) Die interessante Stiftungsurkunde lautet folgendermaßen:

„Wir Friedrich-Wilhelm von Gottes Gnaden, in Liefland zur Churland und Semgallen Herzog

Uhrkunden und bekennen hiemit von Unß und Unsern Fürstl. Successoren, waßgestalt Unß der Wohlgebohrne Unser Hauptmann auf Doblehn und lieber getreuer Christof Georg von Offenberg unterthänigst zu vernehmen gegeben, welchergestalt Er entschloßen wäre, auß Hertzlicher Dankbarkeit gegen Gott, weil Er ihn auß so vielen Drangsahlen, die ihn gleich andern, die Jahre her häufig betroffen, so wunderbarlich errettet und auch mitten in denen Sterbensläuften, da sonst die Landverderbliche große

Des Namens Pflugradt hat die deutsche Doblensche Gemeinde zwei Pastoren gehabt. Der zweite ist der einzige gewesen, welcher von der deutschen Gemeinde zur lettischen übergeführt ist. Umgekehrt, von der lettischen zur deutschen Gemeinde ist keiner jemals berufen.

Pflugradt, der Vater, ist dadurch bemerkenswerth, daß er vom Sommer 1737 als Erster angefangen hat, ein Doblensches, deutsches Kirchenbuch zu führen; auf dem Titel dieses Buches steht von Pflugradts Hand geschrieben:

„Weil die Doblensche Kirch ein Kirchenbuch nicht hat,
So hab' ich selbige hiedurch damit versehen.
Gott sei derselben Schutz, Hort, Hülff und treuer Rath,
Die in demselben nun und künftig stehen!“

Die ersten Jahrgänge dieses Kirchenbuches weisen im Durchschnitt 11 Getaufte und 4 Paar Proclamierter auf, Ziffern, welche nicht allzusehr von der Gegenwart abweichen, während vor einigen Jahrzehnten die Zahlen höher zu steigen pflegten. Confirmirte hat man erst seit 1795, Verstorbene seit 1799 und Communicanten erst seit 1820 aufzuzeichnen angefangen. Der Sohn dieses Pflugradt, lettischer Pastor zu Doblen, hat das älteste lettische Kirchenbuch erst mit dem Jahre 1799, wie er selbst schreibt, auf Befehl eines „Reichsjustitscollegii der Lief., Esthländischen und Finnländischen Sachen“, de dato St. Petersburg, 23. Dezember 1798, sub № 2112, und des kurländischen Consistorii an sämmtliche Prediger Kurlands und des

---

Pest, andere Menschen bey Tausenden, ihm zur seiten weggerißen, ihn dennoch sampt denen Seinigen, auß Väterlicher Gnade frisch und gesund erhalten hat, daselbst zur stelle ein Armen-Hauß zu stiften und ein Capital von Zwey Tausend Floren Albertus, von dessen Interessen und Zuschub andrer Leute, die Armen ihren unterhalt haben möchten, wohlmeinend einzusetzen. Wenn Wir Uns dann eine solche Stiftung, wodurch der Grundgütige Gott, in seinen Gliedmaßen geehret wird, gnädigst gefallen lassen, Er, Hauptman Offenberg auch die besagten Zwey Tausend Floren Alb. an Sechshundert Sechß und Sechtzig auch zwey Drittel guten Holländischen und Creutz-thalern in Unsere Rent-Cammer, laut Unsers Cammer- und Renthey Verwalters Christof Rommels Quitance vom 6 Augusti A° 1710 bereits würckl. abgeliefert hat; So haben Wir nicht allein darin gnädigst condescendiret, sondern beloben und versprechen auch hiemit vor Unß und Unsern Nachkommen, je und allen fest und beständig darüber zu halten: und soll demnach:

Piltenschen Kreises, d. d. Mitau, 3. Januar 1799, besorgen „müssen“ und giebt die Kosten von Papier und Einband genau auf [redacted] Gulden an. — Eine statistische Bemerkung über die Zahl der Geburten u. s. w. von 1799 und 1894 ist interessant. Vor also ca. einem Jahrhundert waren in der lettischen Gemeinde 451 Täuflinge eines Jahres verzeichnet, jetzt 368, also ein reichliches Fünftel weniger. Das ist auffallend, weil doch die Bevölkerung seitdem gewachsen sein muß und 1799 vom Anfang des Jahres noch nicht verzeichnet sind. Confirmirte gab es 1799 nur 179, 1894 viel mehr, nämlich 235; das deutet auf eine große Sterblichkeit der Kinder in jener früheren Zeit; die Communicantenzahl hat zugenommen, damals 11,637, jetzt 13,177. Die Zahl der Trauungen differirt nicht wesentlich, damals 88, jetzt 102 Paare, dagegen die Zahl der Verstorbenen außerordentlich, damals 425, jetzt 282, was wir wohl nur aus den heutigen besseren Sanitätsverhältnissen erklären können. Die Angaben der lettischen Kirchenbücher für die Jahre nach 1799 variiren natürlich, fehlen auch zuweilen für ein ganzes Jahr, ändern aber die von mir gemachten Bemerkungen im Wesentlichen nicht. In dasselbe Kirchenbuch hat Pflugradt I eine Kirchenchronik zu führen begonnen und mehr dafür gethan, als seine Nachfolger. Er ist ein Freund der Mission gewesen und Arbeiter auf diesem Gebiet, denn er hat 4 Juden, 2 Türken getauft. Ich finde nicht, woher er die Türken bekommen hat. Seine vielseitige Tüchtigkeit machte es, daß er zum Propst erwählt wurde.

---

1) Der Hauptmann Offenberg ein Häußchen am gelegnen Orte in Doblehn aufsetzen, oder von denen außgestorbnen Häußern, eines aptiren, daß anfänglich Vier Personen ihre Commoditet darin haben können.

2) Soll derselbe als Fundator solange Er lebet die direction darüber haben und nach seinem Gefallen, zwey teutsche und unteutsche Armen von Unsern Unterthanen außen Doblehnschen Kirchspiel, darin einsetzen.

3) Sollen diese Armen von denen Interessen auß Unserm Ampte Doblehn, wie nachfolgends zu ersehen, dann auch auß wohlthätiger Beysteuer andrer Leute, ihr Unterhalt haben. Deswegen dann

4) Auf hohen Fest-Tagen, dreymal im Jahr, nehmlich den ersten Feyer-Tag auf Ostern, Pfingsten und Weynachten vor den Kirch-Thüren zu Doblehn eine Collecte zur Beyhülfe gehalten werden soll.

Mit Diston, Vater und Sohn, treten wir in das gegenwärtige Jahrhundert und in die Erinnerung der noch Lebenden (der Enkel Diston wirkt noch als Schaulenscher Kreisprediger, nun schon seit über 50 Jahren). Diston I war der erste, welcher deutsche Gottesdienste und zwar jährlich zwei in der jungen Behrshöffschen Kirche zu halten begann.

Diston II war wiederum ein Doblenscher Propst. In meiner Knabenzeit erinnere ich mich, den freundlichen, zahnlosen Alten mit der langen Pfeife, in seinem Pastorat besucht zu haben. Das Vorhaus mit seinem Fußboden von gebrannten Fliesen fiel mir damals auf, aber dergleichen kam ja in der Zeit bei der Einfachheit der Bauten öfters vor.

Ein regeres kirchliches Leben ward in Doblen durch Pastor Th. Lamberg und seine geistlich tiefen Predigten geweckt. Ihn haben noch viele unter uns gekannt und verehrt. In die letzte Zeit seiner hiesigen Amtswirksamkeit fiel die große Renovation der Kirche (1864). Th. Lamberg war noch in Doblen erst Consistorialassessor, dann Generalsuperintendent. Um des letztern Amtes willen siedelte er 1867 nach Mitau über und schied aus diesem Leben endlich als Emeritus zu Anfang dieses Jahres, bei seinem Sohn, dem Pastor zu Linden-Birsgaln.

Von den 16 Pastoren der lettischen Gemeinde ist uns geringere Kunde aufbewahrt, als von deren deutschen Amtsbrüdern. Damit ist nicht gesagt, daß diese Männer von geringerer Bedeu-

---

5) Sollten bey bessern Jahren, die Einkünfte höher anwachsen, alß zum unterhalt der Vier Armen nöthig, oder auch Christmilde Hertzen dieses Armen-Hauß mit Legaten bedenken, so soll sowohl die Wohnung, alß auch die Anzahl der Armen vergrößert, nicht aber außwärtige, sondern nur auß dem Doblehnschen Kirchspiel, die Helfte teutche und die andre Helfte unteutsche darin eingenommen werden.

6) Die Armen, soviel deren sind, sollen täglich drey Behtstunden halten und Unser Präpositus zu Doblehn darüber die Inspektion haben.

6) Sollen die Doblehnsche Priester mit denen Kirchenvorstehern Fürstl. und Adel. Seiten conjunctim, wann Hauptmann Offenberg mit Tode abgegangen seyn wird, über dieses Armen-Hauß disponiren und die vakanten Stellen bereytermaßen wieder besetzen.

8) Da nun die Interessen des von Hauptmann Offenberg eingeschlossenen Capitals jährl. vierzig Rthrl. albortus betragen; So wollen und

tung gewesen wären. Aber es scheint, daß die tägliche Arbeitslast in der großen Gemeinde sie mehr gehindert hat, in die weitern Kreise des Landes hinaus zu wirken und im öffentlichen kirchlichen oder litterarischen Leben besonders hervorzutreten. In dieser Hinsicht waren die Doblenschen deutschen Pastoren anders gestellt. Nur ein einziger Doblenscher lettischer Pastor ist zum Propst ernannt worden: J. J. Maczewsky (im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts); von den deutschen Doblenschen Pastoren haben acht diese Würde erlangt. Dagegen sind drei lettische Pastoren so hervorragend gewesen, daß sie zum höchsten kirchlichen Amt eines Superintendenten resp. Generalsuperintendenten berufen worden sind (H. Adolphi, J. G. L. v. Richter und Jul. v. Richter).

Als erster lettischer Pastor wird 1602 genannt:

Georg Lange. Wann [illegible] ins Amt getreten, ist nicht bekannt und ebenso wenig ist nicht bekannt, ob von Anfang der lutherischen Zeit gleich 2 Pastoren zu Doblen eingesetzt sind, oder ob vielleicht z. B. Tegetmeyer und Rivius beide Gemeinden versorgt haben.

Am Anfang hat die ganze Doblensche lettische Gemeinde sich mit der einen geräumigen Kirchspielskirche begnügen müssen, bis 3 Meilen von hier „die Bersensche" Kirche auf dem Gute Lieven-Behrsen erbaut wurde; wann diese erbaut, ist unbekannt. Erwähnt wird sie zuerst 1718, doch stammt sie sicher aus dem 17. Jahrhundert; sie hat aber nie besondere lutherische Pastoren gehabt und ein

---

verordnen Wir hiemit, daß Unsere Beambten, oder wer dieselbe künftig seyn möchten, so die Gefälle Unseres Ambts Doblehn einnehmen werden, anstatt dessen, zu ewigen Zeiten jährl. zwantzig Lof Roggen, zwantzig Lof Maltz, zwey Lof Grütze, zwei Lof Erbsen, zwo Kühe, zwey Schafe, zwey Halbwechsel, Eine Viertel Tonne Butter, zwantzig *Lℓℓ.* Saltz und anderthalb *Lℓℓ.* Hopfen, ins Armen-Hauß daselbst richtig abliefern auch daß nöthige Holz zur Küchen und Wärmbe, vor solche Armen, dahin anführen lassen sollen. Hiernach dieselbe, ohnerwartend ferner Befehle, sich zu richten haben. Uhrkundl. gegeben Doblehn den 2-ten Janurey Anno 1711.

(L. S.) Heinrich Christian E. v. Sacken, Cantzler

von d. Brincken, Lanthofmeister. H. Keyserling, Landtmarschall.

Besitzer, Georg Christoph v. Lieven († 1721), warnt in seinem Testament vor Anstellung eines solchen. Die Kirche muß also von Doblen aus bedient worden sein. Nachdem sie 1729 den Katholiken eingeräumt war*), wurde dem nördlichen Theil des Kirchspiels ein Ersatz nothwendig. So kam es zu dem Bau der Behrshöfschen Kirche im Jahr 1743—1744. Pastor Brunnengräber war der erste, welcher dort Gottesdienste hielt. Hundert Jahre später kamen die beiden Bethäuser im Südwesten und im Südosten des Kirchspiels hinzu.

Da Namen und Jahreszahlen allein hier aufzuführen, nicht am Platz ist, so beschränken wir uns, nachdem oben von Heinrich Adolphi schon die Rede gewesen, auf folgende Mittheilungen aus diesem Jahrhundert.

J. G. L. Richter (später in den russischen Adelsstand erhoben) wurde nach 22jähriger Wirksamkeit in Doblen an die Trinitatiskirche nach Mitau und zugleich zum kurl. Superintendenten berufen, erhielt als Erster den Titel Generalsuperintendent auf Grund der neuen Kirchenordnung von 1831, an deren Ausarbeitung er 2 Jahre lang in Petersburg theilgenommen. Verfasser dieser Zeilen erinnert sich, als kleiner Knabe im Hause des müden Greises zu Mitau gewesen zu sein und einen freundlichen Segen desselben mit Handauflegung empfangen zu haben. Das Segenswort ist nicht unerfüllt geblieben.

---

*) Obschon wir es hier hauptsächlich nur mit der Geschichte der Doblenschen Kirche zu thun haben, so kann ich doch nicht umhin, hier eine im Munde der Lieven-Bersenschen Leute lebende Sage aufzuzeichnen, durch welche die historische Katholisierung jenes Gebietes illustriert wird. Obschon der lutherische Erbherr von Lieven-Bersen, Georg Christoph, seine Kirche und seine Leute bei der Augsburgischen Religion erhalten wissen wollte, ward sein Sohn durch seine katholische Gemahlin, Gräfin Martha Philippine v. Lascy, zur katholischen Kirche hinübergezogen. Die Unterthanen folgten der Herrschaft und ein katholisches Pastorat ward gegründet. Die Sage nun lautet: Ein gestrenger Herr v. Lieven hatte sich in ein katholisches Fräulein verliebt; dieselbe wollte aber einen Lutheraner nicht heirathen. Da wechselte [illegible] seine Confession, aber ohne dadurch sein Ziel zu erreichen. Die Dame erklärte, wer seinem Glauben untreu werde, könne auch sein Weib verlassen und verdiene kein Vertrauen. Der abgewiesene Mann katholisierte darauf sein Gebiet im Unwillen und Zorn und der Dame zum Trotz (pa spihti) und übergab die lutherische Kirche den Katholiken.

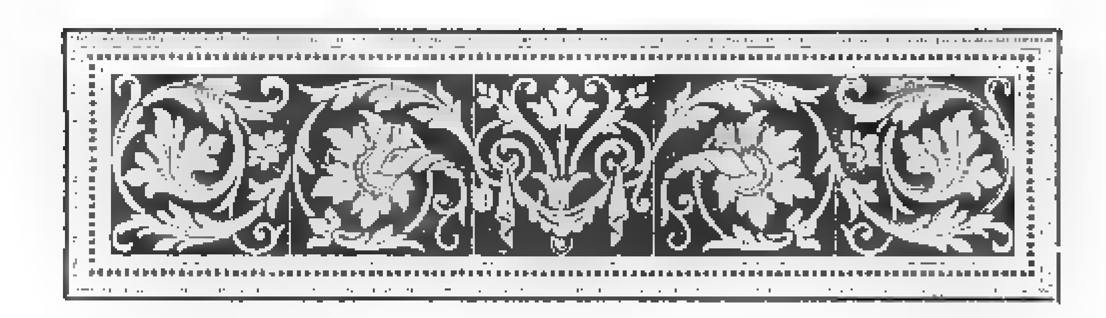
Dem Vater folgten in dem Amt zu Doblen zwei seiner Söhne nach einander. Der eine, Lebrecht Fr. v. Richter, lebte nur kurze Jahre. Sein Bruder Julius v. Richter erreichte ein hohes Alter, lebt noch im Andenken der hiesigen Gemeinde durch seine Redegabe und sein eifriges Wirken für das Wohl der ihm anbefohlenen Heerde; hat er ihr doch großentheils aus eigenen Mitteln in den vierziger Jahren die beiden Bethäuser, zu Neu-Sessau und zu Neu-Friedrichshof (Glahde) erbaut, letzteres freilich immerhin nützlich als eine Stätte der Gottesverehrung, aber zu sehr an der Grenze des Kirchspiels und die Kraft eines Predigers betreffs der Fahrten dahin und betreffs der dort wünschenswerthen Gottesdienste zu sehr belastend. Julius v. Richters Persönlichkeit und Arbeitskraft suchte größeren Wirkungskreis und ein noch breiteres Feld. So ging er 1850 nach Petersburg an die Jesuskirche und wurde 1861 das geistliche Haupt der ganzen lutherischen Kirche im russischen Reiche, als Generalsuperintendent und Vice-Präsident des General-Consistoriums, seit 1870 noch mit dem seltenen Titel eines lutherischen Bischofs geschmückt.

Seine Nachfolger in Doblen war Karl Sylvester Bock, mit welchem Verfasser noch fast 15 Jahre in brüderlicher Eintracht und herzlicher Freundschaft hier zusammen gewirkt hat, ein Mann, sehr praktischen Geistes, von populärer echt lettischer Beredsamkeit, großer Arbeitskraft und scharfen Charakters. Er hat in Doblen die große Wandlung unserer Landesverhältnisse erlebt und an ihr mitgearbeitet. Es war der Uebergang der Bauernfrohne zur Gesindespacht und zum Gesindekauf; es war die politische Reformation durch Einführung der neuen Gemeindeordnung, [illegible] war die Reformation des gesammten Volksschulwesens. Während der Amtsführung Bocks wurden 11 Schulen im Kichspiel gegründet, zu denen nachher noch mehrere neue kamen; [illegible] war die Zeit des nationalen Aufschwungs bei den Letten, welche auch den Geistlichen manche Schwierigkeit bereitete und neue Aufgaben stellte. Seine Treue und sein Eifer hat sich im Amt auch dadurch bewiesen, daß er, um die wachsende Arbeit zu bewältigen, mehr als je ein anderer Pastor zu Doblen, Adjunktenhilfe und zwar aus eigenen Mitteln sich geschafft hat. Nicht weniger, als 7 Adjunkten haben ihm, bis er als Emeritus das Amt aufgab, 19 Jahre lang helfend zur Seite gestanden, so

daß in dieser Zeit oft an einem Sonntag in [illegible] Kirchen zugleich Gottesdienst gehalten werden konnte.

Wir schließen hiermit unsere Skizze der Doblenschen Kirchengeschichte, in Hinsicht der Bauten und der Pastoren. Mag in der Zukunft ein Anderer sich finden, der Genaueres über die Geschichte der eingepfarrten Güter und deren Besitzer und über die Kulturgeschichte der Gemeinde, insbesondere der Bauerschaft, hinzufügt.





Politische Korrespondenz.

Das neue Jahr hat für Berlin mit vielbewegten Tagen begonnen. Voran der Erinnerungstag an die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, die Kaiserproklamation von Versailles, in welchem die seit Monaten fortlaufenden Gedenktage von Schlachten und Siegen ihre Kulmination fanden. Eben diese lange Reihe von Feiertagen macht es erklärlich, wenn der 18. Januar nicht mehr die vollfrische Begeisterung vorfand, welche ihm eigentlich gebührte. Verglichen etwa mit dem 80. Geburtstage des alten Bismarck, sah dieser nebelige Januartag denn doch etwas grau-offiziell aus, trotz aller Illuminationen und Festessen, Reden und Festschriften. Man kann eben von einem gewöhnlichen Menschen nicht verlangen, daß er 6 Monate hindurch begeistert sei, weshalb ich nur mit Mitleid an die Vielen denken konnte, die am 17. an einer pflichtmäßigen Festrede arbeiteten, deren Inhalt sie und Andere schon hundertmal vorher genossen hatten. Immerhin aber ist doch in ganz Deutschland das Bewußtsein von dem Segen und der Größe jenes Vorganges in dem Spiegelsaal zu Versailles stark und allgemein genug, um in diesen Feiertagen sowohl heilsam auf die hie und da noch erhaltenen partikularistischen Neigungen einzuwirken, als auch den Mißmuth zu sänftigen, der, aus mancherlei Quellen fließend, sich gerade in diesem Jahre des Jubels mehr denn früher bemerkbar gemacht hat.

Ich werde Ihre Leser natürlich mit einem Festartikel auf die Wiederherstellung des Deutschen Reiches verschonen. Indessen möchte ich gerade heute nicht unterlassen, die Richtung zu betonen, in der sich die gewaltige Entwickelung Deutschlands seit 25 Jahren vorwiegend bewegt hat. Es war die Richtung auf inneren Ausbau, nicht äußere

Unternehmungen. Von Hause aus war äußerer Friede der dringendste aller Wünsche einer deutschen Staatsleitung, und ihm war man große Opfer zu bringen unter Bismarck so gut wie unter Caprivi bereit. Oft genug hat man im Auslande den Unmuth nicht verbergen können, der die allerorten verstreuten Deutschen erfaßte, wenn sie bemerkten, daß man in Berlin durchaus nicht gesonnen sei, ihre oft überspannten Erwartungen zu erfüllen, ihren Ansprüchen an die Bereitschaft zu materieller Hilfe gerecht zu werden. Zehnmal ließ Deutschland sich in Afrika von Engländern und Franzosen auf den Fuß treten ohne Gegenwehr, und hat große Opfer gebracht, um einen ernsteren Konflikt zu vermeiden; es hat ungerechte Behandlung seiner Angehörigen ruhig hingenommen, es hat Verletzung völkerrechtlicher Verträge, z. B. am Niger, sich gefallen lassen, es ist selbst vor Spanien zurückgewichen in der Angelegenheit der Karolinen. Es war eben oberstes Prinzip, vor Allem die inneren Dinge zu ordnen und sich hierin nicht durch auswärtigen Kraftverbrauch stören zu lassen. Und wie richtig und segensreich dieses Prinzip war, sehen wir heute nach Ablauf der ersten 25 Jahre. Welch' gewaltige Entwickelung der von den alten Fesseln befreiten inneren Kräfte! Welcher Erfolg in der Arbeit innerer Gesetzgebung und Verwaltung! Das stärkste Landheer der Welt; eine wenn auch noch kleine, so doch kräftige und wachsende Kriegsflotte; eine Verwaltung, die, wenn auch nicht fehlerlos, doch noch die beste ist, deren sich ein Großstaat unserer Zeit rühmen kann; die beste Postverwaltung der Welt; ein vollendetes Schienennetz; gute Finanzen in allen Einzelstaaten und im Reich; eine Handelsflotte, die bald die zweite der Welt sein wird; eine Industrie, die im Sturme sich überall feste Stellungen erworben hat und die Konkurrenz jeder fremden Industrie auszuhalten vermag — das sind die Früchte der 25-jährigen Arbeit. Man hat berechnet, daß das Volksvermögen von Deutschland seit 20 Jahren durchschnittlich um eine Milliarde im Jahr gewachsen ist; und es ist in dieser Periode in steigendem Maße, d. h. mit jedem Jahre schneller gewachsen, von einzelnen Rückschlägen abgesehen; es wird heute auf 200 Milliarden geschätzt. Die nationale Verschmelzung ist trotz aller religiösen und stammlichen Fehden stetig fortgeschritten, und ein äußerer Konflikt würde Deutschland eben so einig finden, wie es 1870 war, nur besser organisirt als damals.

Das schnelle Wachsthum der materiellen Kräfte ist freilich von Erscheinungen begleitet, die als krankhaft bezeichnet werden dürfen; Erscheinungen, die sich überall zeigen, wo die moderne industrielle Arbeit sich in dem Volksleben ausbreitet. Das mobile Kapital gewinnt immer größere Bedeutung gegenüber Grundbesitz und Arbeit, es ballt sich in den Banken, im Börsenverkehr zusammen und reißt den kleinen Besitz gewaltsam an sich. Es ist die Zeit, wo Millionäre reisen und

und mittlere Vermögen leicht dahinwelken, besonders wenn diese Früchte an dem Giftbaum wachsen, an welchen man soeben im Reichstage mit scharfem Gartenmesser die Hand anlegte. Andrerseits der kolossal vermehrte Frachtenverkehr, der Europa mit dem Korn und Rohprodukten der ganzen Welt überfluthet und dadurch den Landbau in eine hart bedrängte Lage gebracht hat, aus der er sich auf dem Wege gesetzlichen Schutzes zu retten bisher vergeblich versucht hat. Endlich die Sozialdemokratie mit ihrer wachsenden Wählerzahl und rücksichtslosen Agitation. Das sind drei Wunden am Volkskörper, die ihm viel Kraft entziehen und an denen von hundert berufenen und weit mehr unberufenen Aerzten herumgepflastert wird, bisher leider zum großen Theil vergeblich, aber doch auch nicht ganz aussichtslos. Diese kranken Stellen hindern indessen bisher das Wachsthum und die Arbeit nur wenig, und so mag man in Deutschland trotzdem mit Befriedigung auf das erste Viertelhundert Jahre des Reiches zurückblicken, in so weit die inneren Zustände in Frage kommen.

Minder befriedigend hatte sich die äußere Stellung des Reiches besonders seit dem Sturze Bismarcks gestaltet. Es war, als wäre nicht ein Mann, sondern eine Armee in den Ruhestand getreten. Die äußere Politik verlor von Jahr zu Jahr an Einfluß, wenigstens verlor sie die Leitung in Europa, welche sie vorher besessen hatte. Es schien, als sollten sich wichtige Dinge in Europa, in Asien fast ohne die Mitwirkung Deutschlands abspielen, als wären wir hier so satt geworden, daß wir uns ein wenig zur Ruhe legen wollten. Das wurde im Lande selbst, mehr aber gerade im Auslande peinlich empfunden, bis mit dem Abgang Caprivi's im Reichskanzlerpalast wieder — oder vielleicht zum ersten Mal — der Wille einzog, eine aktivere Rolle in der kolonialen Interessenwelt als bisher zu spielen. Fürst Hohenlohe versprach sofort, für die Kolonien mehr zu thun, und sorgte für die Beschaffung größerer Staatsmittel. Aber trotzdem war man unbefriedigt von der Haltung des Reiches auch gerade in den jüngsten Wirren im Osten. Da wurde man von einem plötzlichen Eingriff des Kaisers überrascht.

Am 2. Januar, einem Donnerstage, war eine Versammlung der deutschen Kolonialgesellschaft angesetzt worden, auf welcher Dr. Peters über allgemeine deutsche koloniale Interessen einen Vortrag halten sollte. Am Morgen dieses Tages brachten die Zeitungen die Meldung, ein Dr. Jameson von der britisch-südafrikanischen Gesellschaft sei in Transvaal eingebrochen. Als Abends Herr Peters in der Versammlung das Wort erhielt, erklärte er, er werde von Transvaal und dem Einbruch der Engländer reden. Nach kurzer Einleitung forderte er die Versammlung auf, erstens in einer Depesche an Präsident Krüger auszudrücken, daß das deutsche Volk zu ihm stehe (was sofort geschah); dann eine große Versammlung zu ver-

anstalten und zur Sammlung von Geld, Waffen, Mannschaft aufzurufen: eine Gegen-Expedition müsse sofort ausgerüstet werden und Transvaal zu Hilfe eilen. 300,000 Mk. seien ihm schon zugesichert, das Uebrige werde sich leicht beschaffen lassen. Der Vorschlag wurde gern angenommen. Noch während Peters sprach, kamen neue Meldungen: Die Bauern seien ausgerückt, ein Treffen finde wohl jetzt schon statt, es handele sich um einen vorbereiteten Streich gegen Transvaal. Am Freitag wußte man, daß Jameson geschlagen und gefangen sei, und man las die beglückwünschende Depesche des Kaisers an ihn — in 24 Stunden war die Komödie abgespielt, die solche Aufregung auch in Berlin hervorgerufen hatte. Man erfuhr, daß der Bevollmächtigte von Transvaal im Haag Beelaerts von Blockland sofort, am 1. Januar, nach Berlin gereist sei. Die Depesche des Kaisers war also wohl nach Verständigung mit diesem Herrn und dem hier weilenden Transvaaler Minister Leyds abgefaßt, und sie enthielt im Wesentlichen die Erklärung, daß Deutschland das Transvaal für unabhängig halte und nöthigenfalls diese Unabhängigkeit vertheidigen werde. Das fiel herab wie ein erquickender Regen im Juni. Alles athmete auf, und als nun die immer frecher werdenden englischen Blätter „hands off“ wieder ertönen ließen, wurde hier die Stimmung fast kriegerisch. Dann kam das Säbelrasseln in England, die Ausrüstung eines fliegenden Geschwaders, Meldung von Rüstungen aller Art. Es bedurfte wenig Besinnens, um sich zu sagen, daß von einem Kriege mit England nicht die Rede sein könne, aber bald flüsterte man, der Kaiser habe in einem Briefe an die Königin von England demüthig Abbitte gethan. Nun ist das thatsächlich nicht geschehen, wenn auch Briefe zwischen Großmutter und Enkel mögen gewechselt worden sein. Vielmehr hat der Kaiser in der Tischrede am 18. Januar den Sinn seiner Depesche an Präsident Krüger vom 2. Januar deutlicher kundgethan. „Deutschland“, sagte er, „ist ein Weltreich geworden. Ueberall in fernen Theilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werthe, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern.“ Der Kaiser sprach weiter von seiner Pflicht den Landsleuten im Auslande gegenüber, sie zu schützen, zu deren Erfüllung er die Hilfe der Anwesenden forderte. Nun, diese Worte zeigen, daß der Kaiser die Zeit für gekommen hält, wo sich Deutschland nicht mehr wie seither von England braucht alles gefallen zu lassen, und daß er den Dr. Jameson mit schnellem Entschluß benutzt hat, diese Meinung den Engländern kund zu thun. Die nächste praktische Folge wird freilich wohl nur die sein, daß

einige neue Millionen werden gefordert werden, um Schiffe zu bauen. Und in der That ist die elende kleine deutsche Kreuzerflotte längst nicht ausreichend für den gewaltigen deutschen Handelsverkehr und die überall wachsenden deutschen Niederlassungen. Aber weiter thut sich denn doch eine bedeutendere Perspektive für Denjenigen auf, der dem englischen Uebermuth, wie er in Transvaal und Venezuela, dem rücksichtslosen englischen Eigennutz, wie er in den ganzen letzten Orientwirren sich gezeigt hat, festere Schranken gezogen sieht. Die Achillesferse Englands ist heute Aegypten und von dort sucht es Alles fernzuhalten, was zu einer Aufwerfung der Occupationsfrage führen könnte. Eine Annäherung Deutschlands an Frankreich und Rußland bedeutet auch eine Annäherung an die ägyptische Frage, und daher die Nervosität, mit der England überall in der Welt Fragen aufwirft, aber tobt, sobald auf eine derselben von deutscher Seite eine unfreundliche Antwort ertheilt wird. Unlängst wollte Lord Roseberry sich Rußland in die Arme stürzen, heute wäre Lord Salisbury bereit, diese Scene mit Frankreich aufzuführen; und das immer in der Angst, diese beiden Mächte könnten eines Tages auf den Gedanken kommen, sich mit Deutschland zu einigen und gemeinsam England aus der Stellung am Suezkanal zu vertreiben. Dieser Gedanke fände in Deutschland gegenwärtig ein offenes Ohr. Frankreich, Rußland, selbst Italien haben ein starkes Interesse daran, England aus der Sphäre der kontinentalen Politik hinauszudrängen, die England ausschließlich dazu zu benutzen pflegt, seine außereuropäischen Interessen zu fördern. England und Europa sind verschiedene Welttheile an politischem Interesse. Wie groß der Gegensatz ist, das haben die von England angezettelten armenisch-türkischen Wirren noch eben gezeigt, die von Lord Salisbury und der englischen Flotte sofort verlassen wurden, sobald sich zeigte, daß die Einigkeit der europäischen Mächte [illegible] zu keiner Explosion kommen ließ, die dauernd Europa von außereuropäischen Aktionen hätte ablenken müssen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß all die neuen englischen Rüstungen kein anderes Ziel haben, als den Staaten des Mittelmeeres und des Pontus den Zugang zum Nillande zu verlegen. Es fällt England nicht ein, mit irgend einer europäischen Macht einen Krieg zu wollen, und ebensowenig wird es mit der Union anbinden; aber am Nil wird es kämpfen, wenn es sein muß, d. h. wenn es des Kanales nicht anders sicher bleiben kann. Und es scheint, daß man in Frankreich beginnt, mit solchen Möglichkeiten zu rechnen, und daß diese Erwägungen zurückwirken auf die kontinentale französische Politik und auch auf das Verhältniß zu Deutschland. Kleine, aber bedeutsame Hinweise darauf kann man nicht blos in der französischen Presse, der französischen Regierung, sondern auch in diesen und jenen Erscheinungen am hiesigen Hofe bemerken. Unwill-

kürlich fällt in dieser Beleuchtung z. B. auf, daß gestern zum üblichen Botschaftermahl im königlichen Schlosse die englische Botschaft — wegen der Trauer um den Prinzen von Battenberg — nicht vertreten war, die französische aber recht deutlich vom Kaiser ausgezeichnet wurde. Es sind Kleinigkeiten, aber wer die gegenwärtige deutsche politische Leitung verstehen will, wird gut thun, nicht große Bismarckische Aktionen zu erwarten, sondern auf die kleinen, leisen Schritte zu achten, — die ja zuletzt auch zu großen Zielen zu führen vermögen.

Berlin, 24. Januar. 1896.



Abonnements-Einladung.

Um Störungen in der regelmäßigen Zustellung der einzelnen Hefte zu vermeiden, bitten wir um

baldige Erneuerung des Abonnements.

Das Programm der „Baltischen Monatsschrift" bleibt nach wie vor dasselbe. Die neubegründete litterärisch-belletristische „Beilage zur Baltischen Monatsschrift" wird auch in diesem Jahrgang regelmäßig erscheinen und Beiträge unserer baltischen Dichter und Schriftsteller, sowie gute Uebersetzungen bringen. Trotz des fast verdoppelten Umfanges der einzelnen Hefte bleibt der Abonnementspreis derselbe wie früher:

8 Rbl. jährlich, über die Post 9 Rbl.

Abonnements nehmen alle deutschen Buchhandlungen entgegen

Franz Kluge in Reval.



Beziehungen Kurlands und Livlands zum Philanthropin in Dessau.

Von O. Franke in Zerbst.

Tief in das Mittelalter hinein reicht die Geschichte der Askanier. Dessau, die Hauptstadt der Herzöge von Anhalt, in denen das erlauchte Geschlecht noch heute blüht, gewann in der weiten Welt erst im vorigen Jahrhundert einen Namen. Die Kriegsthaten des Fürsten Leopold, des alten Dessauers, und seine Verdienste um die preußische Infanterie strahlten auf seine Heimath zurück, und im Zeitalter der Aufklärung verlieh sein Enkel, Fürst Leopold Friedrich Franz — Vater Franz heißt er im Volksmunde — der Stadt und ihrer Umgebung selbst Anziehungskraft. Schloß und Park Wörlitz, der große Landsitz, an dem er Jahrzehnte lang schuf, fanden bei den Zeitgenossen Bewunderung und Nachahmung. Seine landesväterliche Fürsorge für die Volksbildung führte im Jahre 1771 zu der Berufung Joh. Bernh. Basedow's, des Vorkämpfers für eine allgemeine Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens, — ein Entschluß, der Dessau zum Schauplatz einer der interessantesten Episoden in der Geschichte der Pädagogik machte.

Vom Zeitgeiste getragen und vielverheißend umfaßte Basedow's Reformprogramm Principien und Forderungen größter Tragweite. Er versprach ja nicht nur für die alten zeitraubenden, lusttödtenden Lehrmethoden neue — die intuitive, welche die Vorstellung aus der sinnlichen Anschauung des Gegenstandes oder seines Bildes zu erzeugen sucht, lehrreiche Spiele und Unterhaltungen, das Erlernen der fremden Sprachen durch mündlichen Gebrauch gleich

der Muttersprache, — er wollte nicht nur im Unterrichte Realkenntnisse vor der Sprachkenntniß, Denkübungen vor den Gedächtnißübungen, Schärfung des Verstandes vor der Befruchtung der Phantasie bevorzugt wissen. Basedow's Schule wollte in höherem Grade Erziehungs- als Unterrichtsanstalt sein, und die Erziehung sollte, um glückliche und nützliche Mitglieder der Gesellschaft heranzubilden, planmäßig betrieben werden, der menschlichen Natur entsprechen und sich nach den Erfordernissen des wirklichen Lebens richten; daher er unter die Erziehungsaufgaben auch die Gymnastik des Körpers aufnahm, ja selbst eine Vorbereitung auf die Entbehrungen des Lebens und die Anleitung zu Handarbeiten und den geselligen Formen und Künsten für nöthig hielt. In Bezug auf die Stellung der Schule zu Staat und Kirche aber vertrat er mit Nachdruck den Gedanken, daß sie ein weltliches Institut unter staatlicher Oberaufsicht sein müsse, confessionslos, nicht religionslos, eine Pflegestätte der Vaterlandsliebe und einer allgemeinen natürlichen Religion.

Kein Wunder, wenn diesem Programm gegenüber die kirchliche Orthodoxie und einseitige Verehrer der Schultradition sich ablehnend verhielten und auch mancher freier denkende Kopf Bedenken hatte. In wie weiten Kreisen aber das Bedürfniß der Reform empfunden wurde und Basedow Vertrauen genoß, das beweist das Entgegenkommen des Publikums, als er es um Rath und Geld zur Herstellung des ersten der großen Mittel bat, die seinen Theorien den Weg in die Praxis bahnen sollten. Das geistige Hauptrüstzeug für die neue Erziehungs- und Unterrichtskunst sein Elementarwerk, das den ganzen für den Zögling nöthigen elementaren Wissensstoff enthielt, kam zu Stande unter den wohlwollenden Rathschlägen angesehener Männer und mit Hilfe freiwilliger Geldbeiträge aus den verschiedensten Ständen und Ländern.

Einen durchschlagenden Erfolg erhoffte Basedow erst von der Gründung eines Musterseminars, in welchem er die Ausführlichkeit und die Vorzüge seines neuen Systems deutlich vor Augen führen und durch Ausbildung geeigneter Lehrer für dasselbe Schule machen könnte. Am liebsten hätte der ungeduldige Mann dieses schwerere Werk mit einem Zauberschlage in's Leben

gerufen. Aber wer die seltsamen Entwürfe zu diesem Seminare im Anhang der Schrift Agathokrator und in anderen Publikationen liest, wird begreifen, warum Kosmopoliten und Menschenfreunde das geforderte Anlagekapital von 22,000 Thalern ihm nicht zur Verfügung stellten. Er mußte sich zu kleinen Anfängen entschließen. Nach der bekannten Rheinreise, auf der Goethe und Lavater sein Bild festgehalten haben, am 27. December 1774 eröffnete er unter dem Namen Philanthropin und als ein „Fideicommiß der zerstreuten Menschenfreunde" zu Dessau ein Erziehungsinstitut für Söhne aus vornehmeren Ständen, das zugleich Lehrerseminar und eine Bildungsstätte für Famulanten, d. h. für Hausbediente sein sollte; denn da in vornehmen Familien die Erziehung oft unter der Unvernunft der Diener litt, wollte er auch in diesem Punkte Wandel schaffen.

Die Geschichte und Einrichtungen des Dessauer Philanthropins, das schon im Jahre 1793 einging, seine Kämpfe ums Dasein, die Veränderungen in der Direktion, dem Lehrplan und der Organisation, die Lehrart und Erziehungsmittel, die Tagesordnung der Zöglinge, ihre Gottesverehrungen, Festlichkeiten, gemeinsamen Reisen, ihre Turnübungen, Gartenarbeit, Tischler- und Drechslerkünste auch nur flüchtig zu betrachten ist hier nicht der Ort. Ein lebendiges Bild der Anstalt und der von ihr angeregten starken Bewegung des Philanthropinismus giebt A. Pinloche in seinem vortrefflichen, wenngleich in der Quellenbenutzung nicht überall vorsichtigen Werke, La réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle. Basedow et le philanthropinisme, Paris 1890.; wie viel Gutes die Folgezeit der ganzen Strömung verdankt, wie viel Irrthum und Verkehrtheit sie verworfen hat, lehrt die Geschichte der Pädagogik.

Die Mutteranstalt zu Dessau blühte auf, nachdem sie vor mehr als hundert auswärtigen Gästen in einem großen öffentlichen Examen (im Mai 1786) Zeugniß ihres Geistes und der Leistungsfähigkeit ihrer Methoden abgelegt hatte und außer Basedows Berichte (im 2. Stück des Philanthropischen Archivs. Dessau. 1776) neben einzelnen Stimmen des Mißtrauens sehr günstige Urtheile vertrauenswerther Männer, wie z. B. des Domherrn von Rochow in die Oeffentlichkeit gelangt waren. Seitdem

richteten sich, es ist nicht zu viel gesagt, Jahre hindurch die Augen der Gebildeten in Europa, soweit sie für die Erziehungsfrage Sinn und Verständniß hatten, auf die Entwickelung der Anstalt, welche fort und fort höhere Leistungen auf kürzerem und leichterem Wege und ein glücklicheres Jugendleben verhieß. Um des Philanthropins willen wurde Dessau ein vielbesuchter Ort; wieder liefen reiche Geldgeschenke an Basedow ein, und bald war an Zöglingen auch aus dem Auslande kein Mangel.

Es kamen Philanthropisten — so wurden die Pensionäre genannt — aus Dänemark, Holland, Frankreich, Portugal; vergleichsweise die stärksten Sympathien für die Anstalt waren aber im Osten, in den baltischen Ländern vorhanden. Das ergiebt sich schon aus den in den periodischen Druckschriften des Philanthropins veröffentlichten Namensverzeichnissen der Pränumeranten auf diese, der großmüthigen Beförderer und der Zöglinge. Ergänzend tritt diesen Listen und anderen gelegentlichen Nachrichten der jetzt im Herzogl. Friedrichs-Gymnasium zu Dessau aufbewahrte handschriftliche Nachlaß des Philanthropins als Quelle zur Seite, insofern die Rechnungsbücher manche genauere Angabe und der Inhalt der von den Eltern oder ihren Vertretern an die Direktion gerichteten Briefe für das Bild der Bewegung einige vervollständigende Züge und Anhaltspunkte bietet. Sehr reich ist freilich die Ausbeute nicht, und ohne eine Anregung aus Mitau[1]) würde mir die Zusammenstellung von Auszügen zu den folgenden Mittheilungen ferngelegen haben. Möchte das Material zur Ausfüllung dieser oder jener Lücke und als Erinnerung an die Vorfahren wenigstens hie und da nicht ganz unwillkommen sein!

I.

In der Unterstützung des Philanthropins ging Kurland voran. Der Herzog[2]) spendete bald nach dem erwähnten Examen, im Juli 1776 das ansehnliche Geschenk von 600 Thlrn., dazu bewogen vielleicht auch durch persönliche Bekanntschaft mit dem Dessauer Fürstenhause. Seinem Beispiele folgte mit einer Geldgabe ein Herr von Dörper, „secrétaire de sa Maj. le Roi de Pologne, Seigneur héréditaire des terres Memelhofen à Mitau". Begeistert schreibt er (d. 30. Jan. 1777): „So wie

vor meiner Abreise nach St. Petersburg das Philanthropinum meine Lieblingsmaterie in Mitau gewesen, so wie es in allen Gesellschaften in St. Petersburg derselbe mir an's Herz gewachsene Gegenstand blieb, so hat es auch bei meiner zufriedenen Zurückkunft in mein Vaterland es zu seyn nicht aufgehört." . . . „Da ich in meinem Cirkel ebenso enthusiastisch auf die Ausführung großer und guter Thaten fürs allgemeine bin und auf kein privat-interesse Rücksicht nehme, so erlauben Sie, meine Herren, die Sie an dem großen Werke zu Dessau arbeiten, mir diesen Stolz meiner Seele mit der Ihrigen für etwas verwandt zu halten . . .". Wurde nun auch der Anmeldung zweier Söhne des Herrn von Nolde, Curländisch Hochfürstlichen Landeshauptmanns, die den Brief veranlaßt hatte, keine Folge gegeben, so brachte doch im März der Kammerherr von Thülen auf Kiemahlen persönlich zwei Söhne nach Dessau. Seine Zufriedenheit mit ihrer Erziehung zu bezeugen, ließ er der Anstalt ein Jahr später aus dem Vergleiche eines Prozesses 600 Thlr. Albert übermachen — freilich nur laut Obligation, da „wegen des großen Geldmangels in Curland das Geld noch nicht baar hat beigebracht werden können".[5])

Diesen hoffnungsweckenden Anfängen entsprachen die weiteren Erfolge in Curland nicht. Zwar bewies in Mitau eine dauernde Theilnahme Frau Charlotta von der Recke, die später als Elisa von der Recke so bekannt gewordene Tochter des Kammerherrn von Medem, der gleich dem Herzoge öfter am Dessauer Hofe war; sie selbst scheint durch Ehrmann, den Freund Christoph Kaufmanns, des Kraftapostels, interessirt worden zu sein. Sie sandte regelmäßige Beiträge ein und sammelte Subskribenten auf die pädagogischen Unterhandlungen, die Zeitschrift, die das Philanthropin herausgab. Wohl öffneten sich auch sonst Hände zu Geldgaben und wohlthätigen Pränumerationen, und die Sympathie kam gelegentlich zu überschwänglichem Ausdruck; z. B. spricht ein Pastor Launitz zu Grobin (d. 6. December 1781) die Hoffnung aus, daß das Philanthropin auch sein Kind würdigen werde, „daß es das Glück unseres Säculi an der Quelle genießen möge". Aber der weitentfernten kostspieligen Anstalt Kinder zu übergeben, entschlossen sich nur noch der Hofrath Stegmann in Libau,

welcher den Sohn selbst nach Dessau führte, und ein Herr D. H. v. d. Howen auf Neu-Bergfried, der von Mitau her sein Mündel dem Philanthropin überwies.

Auf die übrigen inzwischen mit Rußland vereinigten Landestheile des Königreichs Polen, in denen die deutsche Nationalität nur schwach vertreten war, übte das Institut geringe Anziehungskraft aus. Von den Zöglingen, die dorther kamen[4]), trägt einer, von Modszlewski, einen polnischen Namen; von Asch und von Schroeder, beide deutscher Abstammung, traten erst im Jahre 1787 ein, zu einer Zeit, da in den Ostseeprovinzen das Interesse an dem Philanthropin fast erstorben war.

II.

Der lebendigsten Theilnahme erfreute sich unsere Anstalt seitens der deutschen Livländer: die Gesammtsumme ihrer Beiträge blieb nur hinter dem großen Zuschuß des Fürsten Franz, des Landes- und Schutzherren, zurück, und die Philanthropisten aus Livland machten mehr als ein Sechstel der Gesammtzahl aus. Vermuthlich hat dort, wo Unterricht und Erziehung wie in anderen Staaten der Reform bedurfte[5]), zuerst der Buchhändler Hartknoch in Riga — Basedow nennt ihn einmal eine Seltenheit des Buchhandels — die Schriften und Aufrufe des Pädagogen verbreitet und die Aufmerksamkeit auf seine Stiftung gelenkt. Als erster Zögling aus Riga traf — kurz nach den ersten Kurländern — ein junger Baron von Sacken in Dessau ein, Neffe des gleichnamigen Kaiserl. russischen Ministers zu Kopenhagen, der auch statt der Eltern für ihn mit der Direktion des Philanthropins korrespondirte. Die Seele der Agitation für dasselbe aber wurde der Kaufmann Heinrich Schilder in Riga; wie es scheint, hatte ihn Joh. Lebrecht Runge mit Begeisterung erfüllt, ein Privatgelehrter und Hofmeister junger Herren von Adel, der von Berlin aus öfter nach Riga kam.

Schilder übergab im März 1778 seinen Sohn Michael dem Philanthropin. Das weltbürgerliche Institut machte den günstigsten Eindruck, so daß er schon auf der Rückreise ihm wiederholt seine Zufriedenheit und die Absicht zu erkennen gab, seinen Ruf zu verbreiten, wo und wie es nur möglich sei; und von Riga schrieb

an Prof. Wolke, den Vicekurator und baldigen Nachfolger Basedow's in der Direktion, am 14./25. April: „Auf meiner Reise habe ich hie und da manchen Ungläubigen an dem Guten Ihres Institutes glücklicherweise bekehrt . . . Mit Freuden bemerke ich, daß in meinem Vaterlande das Vertrauen täglich zunimmt; vielleicht sehen Sie bald davon die guten Würkungen. — Das Befragen und Erkundigen nach diesem und jenem hat fast kein Ende, so daß ich in Antworten zuweilen verstumme, denn ich bin wahrhaftig nicht geschickt die Vortrefflichkeit des Institutes im rechten Lichte vorzutragen. Demohngeachtet aber finde ich doch beym unparteyischen und vernünftigen Theile Glauben. — Was mir am mehresten verlegen macht, sind die Fragen, wie weit die älteren Philanthropisten in Wissenschaften und höheren Kenntnissen wären: fratchement muß ich hierauf gestehen, daß ich davon nicht urtheilen kann, einerseits weil ich es nicht verstehe, anderentheils weil ich hauptsächlich auf die moralische Erziehung der Jugend mein Augenmerk gerichtet hatte und endlich die Zeit meines Aufenthaltes zu kurz gewesen, um von ersteren recht genau Kenntnisse zu erhalten. — Aus der Beylage werden Sie ersehen, wie philanthropisch man hier denkt: man hat aus meinem Briefe an meine Frau einen Auszug gemacht und ihn dem Publico mitgetheilt."

Schilder war kein hochgebildeter Mann, aber der rührigste und glücklichste Agent. Er bekämpfte die gegen dasselbe bestehenden Vorurtheile, er warb in seinem Verwandten- und Bekanntenkreise wie durch die Rigaer Presse, durch die er Artikel Wolke's oder einheimischer Freunde veröffentlichte, um Zöglinge, Subskribenten, Geldbeiträge und Geschenke anderer Art. Wenn im Jahre 1778 außer seinem Sohne sechs junge Livländer, im nächsten wieder sechs, im Jahre 1780 gar neun in das Philanthropin eintraten, so war dies ein schöner Erfolg und das Lob Schilder's im 3. Jahrgang des Pädagogischen Journals wohlverdient. Natürlich gebührte der Dank nicht ihm ausschließlich, und den Ruhm, seinen Landsleuten den Weg nach Dessau gezeigt zu haben, beanspruchte er für sich, ohne sich zu verhehlen, wie wirksam das Beispiel hochgestellter Männer wie des Grafen von Manteuffel beim Landesadel war. Dieser stellte ein größeres

Kontingent als der wohlhabende Bürgerstand. Von Adel kamen außer von Sacken und zwei Grafen Manteuffel zwei von Rönne, ein Baron von Mengden, von Zimmermann, von Helmersen, von Meiners, von Ceumern, zwei Freiherren von Igelstrohm, ein Graf Sievers, drei von Schwengelm, zwei von Korff, aus dem Bürgerstande drei Söhne Schilder's, zwei Berens, zwei Dahl, je ein Zuckerbecker, Grave und Thiringk.[4])

Als Vertreter des Instituts für Livland und die Nachbarschaft bevollmächtigt, die Anmeldung von Zöglingen anzunehmen und, falls Plätze frei waren oder frei zu werden versprachen, sie oder die Anwartschaft zu vergeben, bildete sich Schilder die Praxis aus, die Eltern der künftigen Philanthropisten bei Aushändigung des Garantiescheines um ein Geldgeschenk für das Institut anzugehen, ihnen „eine Contribution aufzuerlegen". Diese Spenden beliefen sich oft ziemlich hoch, nicht nur, daß das vorschriftmäßige Eintrittsgeld von 20 Thalern doppelt gezahlt wurde, und einzelne Väter wiederholten sie Jahre hindurch.

Auch seitens der Freimaurer in Riga wünschte Schilder eine Bethätigung zum Besten des Philanthropins. „Eine Reise Sloevers [des Stadtsecretärs]", schreibt er im November 1779, wäre sehr vortheilhaft und würde den Willen zum Geben wieder wecken, besonders in der hiesigen Freimaurerloge Apollo. Hier giebt es zwei Logen von verschiedenen Secten. Die authenticité, welche die echte, kann ich hier nicht detailliren, noch selbst bestimmen. Diese hier ist von der Zinnendorfschen Secte, und der anderen Zum Schwert ist der Prinz Ferdinand Großmeister. Beide haben für das Philanthropin noch nichts gethan. Könnten Sie nicht veranlassen, daß eine mit der Zum Schwert verschwisterte Loge an diese schriebe und zu ähnlicher Wohlthätigkeit als die Logen in Hamburg aufforderte? Dann würde die andere aus Ehrtrieb nachfolgen! Ich bin neutral, obgleich alter Ordensbruder". Es blieb bei dem guten Willen der Logen, einmal ansehnlich zu schenken (Br. vom 18. Jan. 1780.)

Außer Geldgeschenken gingen dem Institute durch Schilder auch andere Gaben zu: vom General von Rönne, als er zur

Armee nach Polen ging, eine beim letzten türkischen Frieden geschlagene goldene Medaille (von 20—25 Ducaten an Gewicht), Okt. 1778; vom cand. Heerwagen, Hofmeister auf Alt-Pebalg, zwei Päcklein Naturalien; vom Kaufmann Eberhard Wewel[7]) in Riga eine reichhaltige Sammlung von Zinnabdrücken der seit Peter d. Gr. in Rußland geschlagenen Medaillen, „vortrefflich geeignet, die jungen Liefländer gesprächsweise mit den merkwürdigen Begebenheiten Rußlands und ihres Vaterlands bekannt zu machen"; hebräische Bücher und Naturalien vom Cand. Heerwagen [identisch mit dem obigen?], Hofmeister des Obersten Boltho von Hohenbach auf Muremoise im Wolmarschen Kirchspiel, dessen Söhnlein aus eigenem Antriebe zwei Thaler für das Philanthropin opferte; von Schilder selbst „les vies des hommes illustres par Plutarque" und andere Werke, von denen einzelnes in die Bibliothek des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau übergegangen ist; von Grave Abbildungen aller russischen Nationen.

An der Subskription auf die Pädagogischen Unterhandlungen[8]), das Journal für die Erzieher und das Lesebuch für die Jugend, dann auf die Jugendzeitung betheiligte man sich sehr rege. Von den Unterhandlungen verlangte Schilder 100 Exemplare des Jahrgangs 1779, freilich mit dem Bemerken, für das Exemplar nur noch einen oder einen halben Ducaten fordern zu können, während ihm für den ersten Jahrgang ein oder zwei Ducaten, ein Louis'or, ja 10 bis 15 Rubel gezahlt wären. Dabei wünschte er die wohlthätigen Käufer des ersten Jahrgangs im zweiten nachträglich erwähnt zu sehen, da dies der Eigenliebe so mancher Person schmeichle. Die Lieferung der Unterhandlungen ging durch Schilder auch an Pastor Schroeder in Fellin und Pastor Grot nach St. Petersburg. (Den Vertrieb der „Zeitungen aus der alten Welt" gab er bald auf, weil „Hartknoch damit im Wege"). Schilder ließ Lesemaschinen kommen, bestellte zum Verständniß des Schauspiels der Welt im Lesebuch für die Jugend ein Planetarium, bezog Crome's Productenkarte von Europa, für deren Anfertigung er selbst Crome Dienste geleistet hatte, in 100 Exemplaren, Wolke's Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfer in 50 Exemplaren, Wolke's Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer

Fröhlichkeit, Salzmann's Gottverehrungen, Rust's Clavierstücke, die ihm bei seinem zweiten Besuche Dessaus, als er im Oktober 1780 dem Institute auch die beiden jüngeren Söhne übergab, der Komponist selbst vorgespielt hatte. Von der Schrift Ueber den Nationalcharakter, die von Rochow, der Verfasser, dem Philanthropin zum Verkauf übereignet hatte, gingen ihm 20 Exemplare durch den Hofrath Stegmann in Libau zu.

So war Schilder's Haus der Mittelpunkt für den Verkehr mit dem Philanthropin, Schriftenniederlage, Anmelde- und Auskunftsstelle, dazu Speditionsgeschäft für die Sendungen, Hauptkasse für die Zahlungen nach Dessau. Auch die Korrespondenz mit der Direktion überließen ihm die Eltern, ein Umstand, der den sonst auffallenden Mangel an Briefen dieser erklärt und welcher die Schilder'schen Schreiben zur Hauptquelle meiner Mittheilungen gemacht hat.

Geldzahlungen wurden durch Anweisungen auf das Berliner Bankhaus Hagen und Keßler, dann einem Wunsche des Institutes gemäß auf den Bankier Frege in Leipzig vermittelt. Die Anweisung erfolgte in Louisd'or, in Ducaten, Sächsischem Courant, Albertusthalern, Rubeln. Der Packettransport ging über Königsberg und Berlin, oft zur See bis Lübeck. Gern wurde für Geld- und Packetsendungen Gelegenheit benutzt und diese oft geboten, wenn Geschäftsleute zur Frühjahrs- oder Herbstmesse nach Leipzig gingen, Hofmeister oder Studirende eine deutsche Universität aufsuchten, Zöglinge vom Vater oder eigenen Hofmeister dem Philanthropin zugeführt wurden u. s. w. Jahrelang bestand ein lebhafter Verkehr mit Dessau, und die mündlichen Berichte der Augenzeugen über das, was sie hier gesehen, über die huldvolle und liebenswürdige Aufnahme, deren sich viele von ihnen auch seitens des Fürstenpaares zu erfreuen hatten, erhöhten das Interesse an der Anstalt[9]).

Mit welcher Aufmerksamkeit man in der Ferne ihre Entwickelung verfolgte und um ihr Gedeihen bemüht war, lehren viele Stellen der Schilder'schen Briefe, die nicht nur seine Stimmungen und Ansichten wiederspiegeln. In der Aufregung schreibt er (den 23. Jan./3. Febr. 1779): „Muß denn Trapp dem Rufe des Königs[10]) unwiderstehlich folgen? Wenns aber

Trappen's eigener Wille ist, das Institut wegen Verbesserung äußeren Vermögens zu verlassen, so muß seine Liebe für das Institut sehr kalt sein. Wie sehr wünschen wir, daß Trapp bei dem Institute bleibe! Mancher sagt: wie? wenn die guten Lehrer so bald davon gehen, wie kann die Sache lange bestehen; daraus entsteht allmählich Kaltsinn und Gleichgültigkeit für die Erhaltung des Instituts." Gegen Ende des Jahres meldet er: „Das Buch Spitzbart[11]) circuliert hier, eine feine Satyre u. s. w. Wir Freunde des Institutes wünschen, daß es sich im Journal äußere — aber nicht in einer ernsthaften Rechtfertigung, böse darf es nicht werden; eine behutsame Vertheidigung — aber kein Stillschweigen!"

Als um dieselbe Zeit die Stelle eines französischen Lehrers neu zu besetzen war, bemühte sich Schilder um die Berufung Ferdinand Oliviers, des Hofmeisters bei einem Herrn von Oettingen,[12]) eines jungen Mannes „von vortrefflichem Charakter", und auf seine Empfehlung hin wurde er, trotzdem in der Zwischenzeit seiner Verhandlungen schon ein anderer Ersatz gefunden war, zum Herbst 1780 vom Institut angestellt. Weniger glücklich war seine Bemühung um einen neuen Liturgen, den dasselbe dann in der Person des Theologen Salzmann gewann, der später die noch jetzt blühende Anstalt Schnepfenthal gründete.

Freudig begrüßte Schilder die Aussicht, den Fürsten Franz in Riga zu sehen: „Wenn Ihr Fürst nach Rußland reist, haben wir uns also das Vergnügen zu versprechen ihn auch hier zu sehen. Die Liefländer, die jetzt mit Deutschland verbunden sind, freuen sich herzlich auf ihr Glück" (25. Juni 1780). „Wir erwarten Ihren lieben Fürsten täglich; der Vater von Grave behält sich das Vergnügen vor, ihn hier zu logiren" (22. Juli 1780).[13]

Im November empfiehlt Schilder einen jungen Engländer, dessen Vater Chef des angesehensten englischen Hauses in Riga war, Herrn Wale: „Machen Sie ihn mit dem Institute genau bekannt; er geht nach England zu seinem Vater und kann dort nützlich werden."

Im December flößt ihm die Nachricht von einem größeren Geschenke des Grafen Sievers Bedenken ein, ob es ferner noch

rathsam sei, die Beiträge der Livländer mit dem Namen der Geber und ihres Wohnortes in den Unterhandlungen anzuzeigen. „Die Schrift des Herrn Moritz[14]) könnte hie und da Beifall finden und in der Folge die Regierung darauf aufmerksam werden". Die Besorgniß erwies sich als übertrieben. „Moritz," schreibt er den 3. Februar 1781, „scheint keine Proselyten zu machen."

Zur Zeit des offenen Bruches zwischen Basedow und Wolke[15]) und da die Institutsausgaben durch die Einnahme nicht gedeckt waren, suchte Schilder — infolge eines Klagebriefes von Wolke, für den er nicht mit Unrecht Partei nimmt — nach Kräften zu helfen. „Zuvörderst kann ich nicht umhin Ihnen meine Empfindsamkeit auszudrücken über das Leid, so Sie tragen müssen, indem ich eile der Noth des Institutes zum Theil abzuhelfen durch beigehende remessa von 2285 Thalern Pensionen und Nebenausgaben (zum Theil mein Vorschuß)." In nicht völlig begründeter Entrüstung fährt er dann fort: „Verlasse dich nicht auf den Fürsten und große Herren — das erfährt das Institut. Aber wie hat der Fürst seine Gesinnungen so mit einem Male geändert? Da seine Einkünfte durch den Tod des alten Eugen (seines Oheims) so ansehnlich zugenommen, erwartete ich immer die Fortsetzung der Wohlthätigkeit des Fürsten gegen das Institut. Der Markgraf von Baden bezeigt sich auch nicht noble.[16]) Ist das der so gerühmte edle Weltbürger und Menschenfreund? Mir wird ganz bange ums Herze, wenn ich in die Zukunft sehe." (30. März 1782). Verfrüht war die Freude, die er Wolke im Juli bezeugt: „Es freut mich sehr, daß Ihr Zwist mit Basedow im Stillen beigelegt wird; es ist die beste partie, die Sie genommen, dem Rathe des würdigen Zollikofer[17]) gefolgt zu haben". Der Streit erneuerte sich mit verstärkter Heftigkeit; die Livländer standen auf Wolke's Seite. „Herrn Ouvriers[18]) relation", schreibt Schilder den 29. März 1783, „habe ich mit Freuden gelesen, weil Ihre Rechtschaffenheit darin in helles Licht gesetzt wird, aber gegen Basedow konnte ich meinen Verdruß nicht bergen, so daß ich auf der Stelle sein Porträt, das in meinem Zimmer obenan in schönvergoldetem Rahmen hing, abnahm und für immer in einen entfernten Winkel relegirte. Der böse Mann wird nun wohl seine Rolle ausgespielt haben und seinen Lohn erhalten. Mindestens sollte er

vom Fürsten aus Dessau relegirt werden — zur Ehre des Fürsten und um des Rufes des Institutes willen. Reiches relation[10]) hat uns herzlich divertirt in ihrem lustigen Tone. Ueber die längst-verdienten Schläge, die Basedow erhalten, sind wir sehr erfreut, aber es steht zu besorgen, daß der Erlaß dem Institute nachtheilig werde: Basedow muß fort, Ihre Unschuld öffentlich dargethan werden". Damit nicht genug; im Namen der Livländer richtet er an die Lehrer die Erklärung: „Verehrte Freunde, Wir Liefländer insgesammt nehmen herzlichen Antheil an dem Kummer, den der gute H. Director Wolke von Basedows Verfahren, des nunmehr entlarvten Heuchlers, gelitten und auch noch leidet. Wir sehen zum voraus, daß Wolke triumphiren wird, aber wir wünschen sehnlichst, zur Erhaltung des guten Rufes des Institutes, 1) daß Basedows Urtheil mit der Relegation von Dessau verbunden sein möge und 2) daß unter autorité Ihres hohen Protektors des durchlauchtigsten Fürsten das Urtheil zur Satisfactio des guten Wolke öffentlich möge gedruckt werden."

Mit solchen Zeichen des wärmsten Interesses und der Hilfsbereitschaft verbinden sich in Schilders Briefen Vorschläge, Wünsche und auch Beschwerden. Oefters legt er dem Institute nahe, über die Zahl von „50 Pensionisten" hinauszugehen; noch im Februar 1781 glaubt er in der Heimath Hoffnung machen zu können, daß es sich auf 70—75 erweitern werde, „wozu, wie H. Runze mir vor einiger Zeit meldete, Herr von Rochow sehr animirt hätte." Gelegentlich weist er auf die Nothwendigkeit einer größeren Anzahl von Lehrern hin, auch auf die Anstellung eines russischen Sprachlehrers: „Bei der Zunahme der liefländischen Zöglinge des Instituts in Anbetracht der Reputation desselben in Liefland wie des Nutzens für die jungen Liefländer, ob sie dem Militair oder dem Kaufmannsstande bestimmt sind, erscheint es nöthig, daß das Institut einen russischen Sprachmeister anschafft. Besonders ist dies ein Wunsch Sr. Exc. des Gen. von Rönne. In einem besonderen Ukase wird verlangt, daß alle Canzellisten und Richter in den deutschen Provinzen Rußlands die russische, in den russischen die deutsche Sprache wissen sollen. Wie leicht könnte diese Aufmerksamkeit zu den Ohren der Monarchin kommen, vielleicht würdigte sie das Institut einer neueren Untersuchung

und dann ihrer gnädigsten Protection. — Die Kosten wären zu decken durch Erhöhung der Pension für jeden, der russisch lernen will, um 80 Thlr.; Gehalt 100 Duc. nebst Kost und freier Wohnung! Werde mich eventuell besonders an den Etatsrath von Kroof wenden". (April 1779).

Mit gesundem Gefühl rieth Schilder von der Einführung der neuen Orthographie ab. „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen", erklärt er Wolke im Februar 1779, „daß mir diese Reformation nicht gefällt, und sollten Sie selbige im Institut einführen wollen, so glaube ich, wird diese Neuerung ihm mehr schaden als nützen. So gegründete Ursachen Klopstock und andere seines Gleichen auch haben mögen, die jetzige Orthographie zu verdammen, so glaube ich, ist es zu viel gewagt, die einmal eingeführte Schreibart einer Nation umschaffen zu wollen. Ich bin kein Gelehrter, um erhebliche Einwürfe dawider machen zu können, allein mir widersteht diese Neuerung, und ich halte es dem Institute für sehr zuträglich, der alten Gewohnheit zu folgen. Es wird darüber geschrieen werden, wie man geschrieen hat, man wolle im Institute eine neue Religionssecte gründen". Mit Genugthuung begrüßte es Schilder daher, als Wolke zur alten Rechtschreibung zurückkehrte.

Aber auch Versäumnisse in dem Unterricht und der Erziehung der Kinder und Gleichgiltigkeit gegenüber gerechten Ansprüchen der Eltern hatte Schilder zu rügen. Im December 1779 fordert er eine häufigere Mittheilung der Senatsurtheile über die Zöglinge an die Eltern. Einer Klage über die Inkorrektheiten in den Briefen eines Philanthropisten läßt er (im Juni 1779) allgemeiner gehaltene Vorwürfe folgen: „Die Lehrer müssen auf Reinlichkeit, Ordnung und Einhalten der Briefe mehr Aufmerksamkeit haben. Vom kleinen v. Z. kam ein beschmierter Brief; der kleine v. S. schreibt seinen Eltern die Lehrstunden: „von 8—9 Lesen, von 9—10 französisch, 11—12 gymnastische Uebungen; Donn. und Freit. Tanzen, 12—1 Uhr Essen, 1—2 frei, 2—3 schreiben, 3—5½ französisch, —5 Vesperbrod, 5—6 frei, 7 Essen." Ein Feind des Instituts würde daraufhin sagen: „die Kinder lernen höchstens etwas schreiben, lesen und französisch, und den größten Theil des Tages gehen sie spazieren, wie hier auch

mancher seichte Kopf urtheilt. Die meisten Briefe sind überhin geschrieben; auch erhebt man Klage, daß Sander [einer der Lehrer] nicht pünktlich antwortet." Dringend mahnt er zu pünktlicherer Beobachtung der Brieftermine (2. Nov. 1779): „. . . ich bitte es wohl zu Herzen zu nehmen, weil im entgegengesetzten Falle die Folge dem Institute sehr nachtheilig werden könnte. Bedenken Sie einmal, wie schädlich es demselben hier zu Lande sein würde, wenn ein Liefländer vor vollendeten Erziehungsjahren von seinen Eltern zurückgeholt werden würde. Lieber Freund, ich habe Sie so sorgfältig gebeten, daß die Liefländer alle Monat doch einmal gewiß schreiben möchten. Sie haben mir es auch versprochen, aber . . . Adieu, leben Sie wohl, mein Eifer für Sie und das Institut wird nur mit meinem Leben aufhören". Nichtsdestoweniger muß er bald darauf im Namen schmachtender Mütter und ungeduldiger Väter seine Mahnung wiederholen, im December anzeigen, daß die Gräfin von Manteuffel in drei Monaten von ihren Kindern keine Silbe gesehen oder gehört, im Juni 1780, daß Berens' Sohn wohl seit 6—8 Monaten nicht geschrieben habe! Ueber Form und Inhalt der Briefe klagte bei Schilder besonders der General von Rönne: seine Söhne hätten nach langem Aufenthalte noch nicht einmal einen Brief schreiben gelernt und leisteten weder im Schreiben noch in der Orthographie noch im Französischen etwas, so daß er an die École militaire in Stuttgart denken müsse. In einem von Schilder an das Institut gesandten Briefe (Juli 1732) charakterisiert er die Briefe der Söhne als leer, schal, gedankenlos, ohne Eingehen auf seine Materie geschrieben; alle seien nach derselben Schablone gearbeitet und vermuthlich im Unterrichte selbst entstanden.

Daß die Fortschritte im Französischen nicht allgemein befriedigten, erhellt auch aus einer Ankündigung Schilder's, daß der Buchhändler Hartknoch bei dem bevorstehenden Besuche Dessaus besonders wegen der Pflege dieser Sprache mit Wolke zu sprechen gedenke (März 1780).

Anstoß erregten ferner die auf kleine Versehen der Kinder gesetzten Geldstrafen. „Was H. Inspector Dahl darüber schreibt, ist begründet. Sie finden wohl andere Strafen" (December 1780). Ebenso mußte zuweilen eine strengere Ueberwachung der Sauber-

keit und Ordentlichkeit gefordert werden. „H. Landrath von Campenhausen, der das Institut im vorigen Jahre besucht hat, war mit dem Unterrichte vollkommen zufrieden, nicht in Ansehung der Ordnung; es ist ihm aufgefallen, daß die Kinder mit zerrissenen Strümpfen gegangen sind“ (März 1780). Aehnliche Beobachtungen machte Schilder selbst bei seinem zweiten Besuche: „Meines Michels Unreinlichkeit war mir dort sehr auffallend: zwei Tage kam er mir mit ungewaschenem Gesicht entgegen, mit denselben Flecken im Gesicht. Auch in Berlin führten die philanthropischen Eltern darüber Klage“.

Durch solche Unvollkommenheiten ließ er sich bis zum Frühjahr 1783 den Glauben an die Vortrefflichkeit der Anstalt nicht rauben; das geht nicht nur daraus hervor, daß er in der Hoffnung auf ihre Beseitigung die Mängel, die er erkannte oder erfuhr, der Direktion offen mittheilte,[20]) auch unzweideutige Aeußerungen und Bethätigungen der Zufriedenheit beweisen es. Auf die Anfrage nach einer in Livland gegründeten philanthropischen Anstalt, von welcher ein H. Bellermann (der P. v. Schwengelm aus dem Revalschen nach Dessau gebracht) berichtet hatte, erwiderte er (Mai 1782): „Von einem liefländischen philanthropischen Institute weiß ich nur soviel: in Wolmar hat ein verheiratheter Gelehrter Heydemann eine Pensionsanstalt mit zwei Lehrern (diese wird Bellermann gemeint haben); vor einem Jahre hat er etwas darüber in Druck gegeben. Ich habe sie noch nicht gesehen und habe kein Interesse für sie.“ Deutlicher noch spricht ein Brief vom 5. November 1782: „Ich habe H. Dr. Schlegeln seit seiner retour gesprochen, er ist mit dem Institute sehr zufrieden; die Methoden wären die einzigen und besten, besonders in Spracherlernung, die mit Sachkenntnissen zugleich verbunden wäre. Aber die Erziehung sei etwas zu frei, nicht Subordination genug; Büsching[21]) hätte es auch bemerkt an den dorthin gekommenen Philanthropisten. Diese Bemerkungen sollen uns hier nicht irre machen; 12 zu diesem Geschäfte sich fast gänzlich gewidmete Männer würden dem Mangel schon abhelfen, wenn sie einst für die ihnen anvertraute Jugend aus der freien Erziehung unglückselige Folgen abzählen. Dies letztere besorgte Schlegel. [Darauf folgt eine Bemerkung über Grave's Rückkehr]. Welche

Freude ich habe nichts als Bestätigungen des Rühmlichen, so ich vom Institut hier verbreitet habe, zu vernehmen, kann ich Ihnen nicht schreiben. Mein Herz hüpfte für Freude, besonders das Urtheil des ersteren, das für competent genommen wird. H. Schlegel rühmte sehr die körperliche Erziehung."

Mit dieser Stimmung stand es im Einklang, wenn Schilder im nächsten Monate dem Fürsten selbst eine Freude zu bereiten sucht: „Ich sandte an Ihren Fürsten ein Fäßlein Caviar und eine Kiste Haselhühner und wünsche, daß Sr. Durchlaucht dieser Tribut von unseren russischen Leckerbissen gnädig aufnehmen möchten. Meine drei Söhne sollen en corps mit der Versicherung meiner Ehrerbietung selbige überbringen, daß Sr. Durchlaucht diese geringen Opfer als einen Beweis von Dankbarkeit für das Glück der guten Erziehung, so meine Kinder in seinem Lande in seiner Residenz genießen, von mir gnädig anzunehmen geruhen. Der älteste soll das Wort führen — lehren sie ihm das Compliment. — Caviar und das Wild müssen allmählich aufgethaut werden, wenn es seinen Wohlgeschmack behalten soll." Die Stimmung hielt noch länger an: am 29. März 1783, an dem Tage da er Basedows Relegation forderte, schickte er einen Wechsel von 650 Thalern ab, „um aus der Noth zu helfen."

Im Herbste des Jahres aber faßte Schilder den Entschluß, seine drei Söhne in der Heimath durch einen Hauslehrer unterrichten zu lassen. Eine Sinnesänderung verräth schon ein Brief vom 14. Okt.; er wirft die Frage auf, ob die Fortsetzung der Pädagog. Unterhandlungen sehr glücklich sein werde, und bemerkt dagegen: „Die Sache ist schon zu alt, und wird man der collection für ein und dieselbe Sache überdrüssig, wenigstens die Geber." Um diese Zeit erwartet er den H. von Zimmermann, den er gebeten in Dessau auch seinen ältesten Sohn zu prüfen, mit Ungeduld zurück. Nach dessen Rückkehr zeigt er (spätestens zu Anfang des December) dem Institute jenen Entschluß an und tritt in Unterhandlung wegen Berufung eines Hofmeisters. Die Anstalt erblickte in dem Rücktritt ihres eifrigen Agenten einen empfindlichen Verlust, alle Anstrengung jedoch, ihn zu halten, blieb erfolglos; auch auf ein Schreiben des Prof.

Neuendorff im Auftrage des Fürsten antwortete er ablehnend „unter Mittheilung der wahren Ursache seines festen Entschlusses und des Planes, den er mit seinen Kindern verfolgte". Leider befindet sich diese Rechtfertigung nicht in unserem Nachlasse,[22]) so daß sich über seine Beweggründe keine volle Gewißheit gewinnen läßt. So viel steht fest, daß der Bericht von Zimmermanns über den ältesten Sohn ungünstig lautete, dies lehren mehrere an Wolke gerichtete Beschwerden über Vernachlässigung desselben bezüglich des geographischen und französischen Unterrichts. Ob aber die Unzufriedenheit mit dem Institute, der Unwille über einzelne Lehrer ausschlaggebend war, erscheint doch fraglich. Derjenige, der ihm Ungünstiges berichtet hatte, ließ den eigenen Sohn noch ein Jahr dort, und Schilder unterhielt den inzwischen gewonnenen Hauslehrer (einen H. Masson aus dem Elsaß), bevor er ihn im Mai mit den Söhnen nach Riga kommen ließ, mehrere Monate in dem Institute, um sich mit dessen Grundsätzen und Methoden bekannt zu machen. Denkbar ist, daß die Zurücknahme der Kinder, nach denen er sich sehnte, mit seiner zweiten Verheirathung[23]) zusammenhing, denkbar auch, daß die Erziehung der Kinder im Institute ihm zu theuer zu stehen kam.[24])

Als Schilder zu Anfang des Mai die Verbindung mit ihm löste, dankte er dem Fürsten und versprach der Direktion immer für dasselbe thätig sein zu wollen, lehnte es aber ab, den Vertrieb der Zeitungen — wegen des entsetzlich hohen Portos — und der Crome'schen Produktenkarte, weil sie keinen Beifall fände, fortzusetzen. Im Nachlasse des Philanthropins findet sich von Schilder's Hand kein Schreiben späteren Datums.

Wolke, der wenige Monate darauf mit dem jungen Grafen von Manteuffel nach Livland kam, hat Schilder zwar noch gesprochen, eine Auseinandersetzung mit ihm scheint ihm aber nicht geglückt zu sein, da er kurz nach seinem Eintreffen verreiste.[25]) So freundlich die Aufnahme war, welche Wolke, der verdienstvolle und beliebte Leiter der Anstalt, in Livland fand, auch er hatte mit seinen Werbungen, wenn er sie während seines kurzen Aufenthaltes überhaupt versucht hat, kein Glück mehr: nur drei Livländer wurden dem Institute in den letzten neun Jahren seines Bestehens noch zugeführt. Daß aber seine Lehrer nicht allen Ruf

einbüßten, dafür zeugt nicht nur die Wahl einiger von ihnen zu Führern der Söhne auf der Universität — Matthison begleitete den Grafen Gotth. Manteuffel, Spazier den Baron von Mengden —, sondern auch die Anstellung eines derselben in Riga. Als der Mag. Fr. Wilh. Götze[26]) mit einem anderen Sohne des Grafen Manteuffel nach Livland gekommen war, wurde er im Jahre 1789 Rektor der Domschule, drei Jahre später Rektor des Lyceums.

III.

In St. Petersburg und dem inneren Rußland verhallten Basedow's Aufrufe zu Gunsten seines Philanthropins zwar nicht ungehört, aber ohne die Wirkung einer stärkeren Bethätigung. Die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften hatte ihm auf die Uebersendung seines Elementarwerkes und anderer Schriften ein anerkennendes Zeugniß ausgestellt (vom 9. Oktober 1775; abgedruckt im 2. Stück des Philanthropischen Archivs). Kaiserin Katharina aber, die anhaltische Fürstentochter, deren Namen er kaum in einem Vorworte vergaß, der zu Ehren er ein Katharineum, ein Philanthropin für Töchter höherer Stände, stiften wollte, wurde nicht gewonnen. Der Pastor Grot an der Katharinenkirche in St. Petersburg fand für die Pädagogischen Unterhandlungen nur einen kleinen Kreis von Subskribenten, und der Staatsrath beim Reichscolligio der auswärtigen Angelegenheiten, Excellenz von Krook, auf den die Institutsfreunde große Hoffnung setzten, ließ durch Grot wohl Beiträge einschicken, sogar seinen achtjährigen Sohn anmelden, so daß Grot auf die Wichtigkeit dieses Vorhabens für die Anstalt wie für Rußland besonders aufmerksam machte[27]) und die Direktion in ihrer Vorfreude den Inhalt des Briefes noch am Empfangstage dem Fürsten kund gab, aber mit der Anmeldung hatte es sein Bewenden, dieser junge Russe erschien nicht.

Die Ankunft eines anderen bereitete Schilder folgendermaßen vor (23. Jan./9. Febr. 1779): „Mit Dahl und Helmersen, die gestern abgereist, kommt ein junger russischer Edelmann, Wassiley von Markoff, Neveu des russischen Generals von Zoritz (Favoriten, der mit Belohnung von mehr als einer Million seinen Ablaß erhielt, vielleicht bald wieder die vorige Stelle erhält) und

zum Erben desselben bestimmt. Der junge Mann soll zum vernünftigen Menschen gebildet werden . . . Er ist bereits Officier; sein Onkel hat ihm die Uniform abnehmen lassen, es soll ihm nichts zu Gute gehalten werden. Vor allem mache man ihm den Aufenthalt annehmlich und bringe ihm den Gedanken an den Nutzen bei. Zunächst sind zwei Jahre Aufenthalt in Aussicht genommen. Die glückliche Ausbildung eines jungen Russen (der dazu einer so angesehenen Person angehört) muß ohnfehlbar die Kaiserin aufmerksam aufs Institut machen, und dann wird ihre mächtige Unterstützung auch nicht ausbleiben. Wie vortheilhaft, wenn die russischen Herrschaften dem Beispiele des Gen. von Zoritz folgen! Für jetzt von ihm ein Geschenk von 100 Ducaten! u. s. w." Allein Wassiley von Markoff setzte den Absichten des Oheims den Widerstand eigener Neigungen entgegen und fügte sich schlecht in den Zwang des vorgezeichneten Unterrichts und geschmälerten Wechsels. Schon im Herbst des nächsten Jahres nahm ihn Schilder mit sich bis nach Riga zurück.[28])

Das Institut verlor darum Rußland nicht aus dem Auge. Gewiß war es seiner Anregung zu verdanken, wenn in den Dessauer Kirchen zum Besten eines in St. Petersburg zu errichtenden Schulgebäudes — der Katharinenschule — eine Sammlung veranstaltet wurde, welche die Summe von 230 Thalern ergab. Schilder bemerkt dazu (16. Dec. 1780): „Warum lassen Sie in Petersburg nicht einmal fürs Philanthropin sammeln?"

Vier Jahre später fand Wolke in der Stadt Peters des Großen, als er sie von Livland her mit der Gräfin von Manteuffel besuchte, die günstigste Aufnahme und sein Lehrgeschick eine solche Bewunderung, daß er unter Verzicht auf die ihm durch manche bittere Erfahrung verleidete Stellung am Dessauer Institute Petersburg zur Stätte seines Wirkens wählte, eine bekannte in jeder Geschichte der Pädagogik verzeichnete Thatsache.[29])

Einige genauere Angaben über die Philanthropisten aus den jetzt russischen Ländern bietet das folgende chronologisch geordnete Verzeichniß derselben:

№	Namen.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u. s. w.
1	von Thülen, C. G. E.	1777 12. März	1782 April ?	Kiemahlen i. Kurland.	Kammerherr.
2	v. Thülen, Heinr. J.	1777 12. März	1782 December.	Kiemahlen i. Kurland.	Kammerherr.
3	von Sacken	1777 1. April.	1782 1. Juli.	Riga.	Neffe d. russ. Ministers Baron v. S. i. Kopenh.
4	Schilder, Michael	1778 24. März	1784 Mai.	Riga.	Kaufmann Heinr. Sch., seit 1781 auch Stadt-Kasten-Notarius.
5	Berens, Johann Heinrich[30])	1778 4. Juli.	1780 Oktober.	Riga.	Rathsherr Johann Christoph B.
6	Graf v. Manteuffel (jun.), Gotthard[31])	1778 4. Juli	1785 Juli	Riga. Schloß Ringen.	Landrath Graf Ludw. Wilh. v. M., verm. m. Julie, geb. Gräfin von Münnich.
7	Graf v. Manteuffel (sen.) Ernst	1778 1. Novemb.	1786 17. April.	Riga. Schloß Ringen.	Landrath Graf Ludw. Wilh. v. M., verm. m. Julie, geb. Gräfin von Münnich.
8	von Rönne (sen).	1778 August.	1784 Ende Mai	Riga.	Kaiserl. russ. Generalmajor, Ritter des St. Georgordens.
9	von Rönne (jun.)	do.	do.	do.	do.
10	v. Mengden, Karl Gustav[32])	1778 1. Oktober.	1785 1. April.	Werro in Livland.	Karl Ludwig Baron von M., Erbherr auf Werro.
11	von Zimmermann, C. Bernhard.	1779 1. März.	1785 1. April.	Riga.	Ober-Consistorialassess.
12	v. Helmersen, Benedictus Andreas.	1779 1. März	1786 1. Juli.	Livland.	Ehemal. Kaiserl. russ. Obrist. Landr. i. Engelhardshoff, Erbherr zu Testama.
13	Dahl, Karl (sen.)	1779 1. März.	1783 Herbst.	Riga.	Neffe des Kais. russ. Licent-Inspekt. Dahl[33])
14	Dahl, Friedr. (jun.)	do.	do.	do.	do.
15	von Markoff, Wassiley.	1779 1. März.	1780 1. Nov.		Neffe des Kais. russ. Generals v. Zoritz.
16	Zuckerbecker, Fr. W.	1779 Anf. Mai	1782 1. Juli.	Riga.	Kaufmann.

Nr.	Namen.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u. s. w.
17	Grave, Valentin Friedrich.	1779 Anf. Mai.	1782 Oktober.	Riga.	Kaufmann Ludw. G., bis 1781 Stadt-Kasten-Notarius.
18	Stegmann, Gottl. Friedr.	1779 20. August.	1785 15. April.	Libau.	Friedr. St., königl. poln. Hofrath und der herzogl. kurländ. Stadt Libau Secretär, gest. 1782.
19	von Meiners, Friedr.	1780 April.	1786 4. Novemb.	Riga. (London ?)	Kapitän.
20	von Igelstrohm, Harald.	1780 7. April.	1785 1. April.	Tiguitz im Pernauisch. Kreise.	Karl Gustav Frhr. v. J., „ci-devant Major aux service de Sa Maj. l'Impératrice des toutes les Russies.“
21	von Leumern, Karl Magnus.	1780 Anf. Oktob.	1786 5. Novemb.	Livland.	Mündel des Obrist-Lieutenant Hagemeister auf Drostenhoff.
22	Schilder, Joachim Eberhard.	1780 Anfang	s. Nr. 4.		
23	Schilder, Hans	do.	s. Nr. 4.		
24	Tsiringk, Fritz (?) Leonhard.	1780 Anf. Okt.	1783 1. Juli.	Riga. London?	Kaufmann Anton Fr. Th.
25	Graf Sievers, Paul	1780 1. Novemb.	1784 1. April.	Kopkoy bei Dorpat.	Kais. russ. Obrist, verm. mit einer Gräfin Manteuffel.
26	von Schwengelm, Jakob Eberhard.	do.	do.	do.	Stiefsohn des Grafen Sievers.
27	von Schwengelm, Gotthard Gustav George.	do.	do.	do.	Stiefsohn des Grafen Sievers.
28	von Modszelewsky, Joseph.	1781 1. Sept.	1788 1. Juli.	Warschau oder Jaroslaw.	Rath; der Oheim ein Chevalier de Malte zu Warschau.
29	von Schwengelm, Peter.	1782 März.	1784 Jan.	vgl. Nr. 26.	
30	von Dorimond, Antonius.	1782 August.	1792 15. Okt.	Warschau ?	Mündel d. kgl. poln. Kammerh. O. H. v. d. Howen i. Mitau, Ritters d. St. Stanislausord., kurl. Rittersch.-Secret., Herrn auf Neu-Bergfried.
31	Berens, Arend Abraham.	1782 August.	1789 1. Mai.	vgl. Nr. 5.	

№	Namen.	Eintritt.	Abgang.	Herkunft.	Stand d. Vaters u.s.w.
32	von Igelstrohm, Ossip.	1785 Ende März.	1786 1. Juli.	vgl. Nr. 20.	
33	von Asch, George.	1787 1. Juli.	1793 Mai.	Warschau.	Russischer Gesandter.
34	von Schröder, Andreas.	1787 Juli.	1793 Mai.	Warschau (?).	Neffe und Mündel des Kurländers H. von Königsfeld i. Warschau.
35	von Korff, Peter.	1792 Anf. August.	1793 Mai.	Livland.	
36	von Korff, Ferdinand [94].	do.	do.	do.	

Anmerkungen.

[1]) Herrn W. Diederichs in Mitau verdankt diese Arbeit auch einzelne Berichtigungen und Zusätze.

[2]) „Das Basedow'sche Elementarwerk (3. Bd., 2. Aufl. Lpz. 1785, S. 140) rühmt auch von Herzog Petrus, daß von ihm „Europa weiß, wie weit er landesväterlich und als ein fürstlicher Weltbürger zur Erleuchtung der Zeiten aufwendet." — Der Herzog besuchte 1771 die Herbstjagden des Prinzen Eugen, des in chursächsischen Diensten stehenden Sohnes des alten Dessauers, zu Heinrichswalde bei Wittenberg und von dort auch den Fürsten Franz an seinem Hofe zu Dessau, an dem er auch im Jahre 1777 wieder erschien. s. v. Berenhorsts Tages-Bemerkungen in den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Geschichte und Alterthumskunde I. S. 193 u. 202.

[3]) Die Lage des Herrn v. Th. wurde so schwierig, daß er im J. 1779 sogar für den Unterhalt seiner Söhne um Kredit bat. Schilder schrieb nach einem Besuche in Mitau (15. Juni 1779): „H. v. Th. ist um 4000 Thlr. betrogen, die er einem Edelmanne in Litthauen auf sein Gut vorgeschossen, wofür er den Besitz in seinem Gute erhalten sollte. Kaum hatte er das Geld ausgezahlt und angefangen sich auf dem Gute einzurichten, so kamen 8 polnische Edelleute ins Gut eingeritten (Einreiten in ein Gut ist eine Gerechtsame nach polnischen Gesetzen und heißt durch gerichtliche Decrete Besitz nehmen), die mehr zu fordern haben als das Gut werth ist, und da die barbarischen Gesetze der Polen einem Einheimischen ein unwiderstehliches Vorrecht über den Ausländer geben, so ist H. v. Th. um sein ganzes Capital von 4000 Thlrn. betrogen und hat keine andere Hoffnung, sie zu retten, als wenn er durch baares Geld und Accord glücklich sein sollte diejenigen zu blenden (?), die den Besitz im Gute erhalten werden. Nun ist das Geld in Kurland sehr rar, bei diesen wohlfeilen Kornpreisen und doch zunehmendem Luxus und Verschwendung des Adels außerhalb des Landes, so daß es Herrn v. Th. schwer wird eine hinlängliche Summe (ca.

20 Mille Thlrn. haben die Polen mit Interessen und Unkosten zu fordern) baar zusammenzubringen, daher die Prolongirung der 600 Thlr. und der gewünschte Aufschub für die Kosten seiner Kinder." In der That dauerte es lange, bis er seinen Verpflichtungen gegen die Anstalt nachkam.

4) In den Jahren 1786 und 1789 kamen aus Lublin, resp. Warschau wegen Aufnahme eines Sohnes des Grafen Konifier, „Grand Echanson du Grand Duché de Litthuanie, chevalier de l'ordre de l'aigle blanc," die letzte von einem H. de Poncet, ancien garde de corps de Monsieur, geschrieben und adressiert „A Monseigneur Monseigneur le Recteur de l' Université à Dessaw."

5) Schilder äußert sich darüber nur im allgemeinen. „Die Verlegenheit der Eltern hier im Lande in Ansehung der Erziehung ist groß." Er mag den zweiten Sohn der öffentlichen Schule in Riga nicht übergeben, „wo er an Leib und Geist unter einem Haufen größtentheils unartiger Knaben verderben würde".

6) In Aussicht gestellt wurden dem Philanthropin, ohne daß die Eltern die Absicht verwirklichten, durch Schilder (1779 – 1781) ein Sohn des Geh.-Raths Exc. v. Vietinghoff („wenn er nicht in der École militaire zu Stuttgart Aufnahme findet"), zwei ältere Söhne des Kaufmanns Zuckerbecker, zwei des Herrn von Tunten auf Zoegenhoff, die, bereits in russischen Diensten, auf vier Jahre Urlaub erhalten hatten und, wie der Vater hoffte, in Dessau unter Vermeidung der Gefahren der Universitäten eine entsprechende Bildung erhalten würden. „Wir Liefländer erfahren nur zu häufig", bemerkt Schilder, „daß die Kinder auf der Universität das Geld verzehren, nichts wesentliches lernen und ein verderbtes Herz und neue Moden mitbringen"; ein von Liphard, ein Sohn des Rigaer Stadtsecretärs Stoever, Söhne des Majors Berens in Moskau, des Obrist Baron von Pahlen („jetzt mit seinem Regimente in Neu-Rußland," März 1780), ein Sohn des Generals Drewitz und zwei des Barons von Wolff, ehemaligen Ritterschaftssecretärs.

7) einem Schwager Schilders, von dem dieser gelegentlich der Anzeige eines Geschenkes desselben von 100 Rubeln schreibt, daß er das Kapital einer Erbschaft von 20,000 Thalern durch Rhederei in den letzten Jahren, da die Fracht der neutralen Schiffe enorm hoch, verdoppelt habe (Dec. 1782).

8) Von den Pränumerantenlisten Schilders sind einige handschriftlich erhalten. Vom Juni 1778: Ober-Consistorialassessor v. Zimmermann, Landrath Baron v. Schoultz, die Bürgermeister von Wiedau, v. Schick, die Rathsherren Gottfried und J. C. Berens, die Secretäre J. F. v. Wiecken, A. H. Schwarz, Sam. Holst, G. G. Stoever, ferner James Pierson, Carl Berens, Eberhard Wrede, Ludw. Berens v. Rautenfeld, Licensverwalter Begerow, Abrah. Roloff, Thom. Zuckerbecker, Dan. Boeteführ, J. D. Detenhof, Josua Stegmann, Ernst Heidevogel, Hofrath A. Truhart, F. W. Martens, A. H. Hersch, Notar Holst, Blumenthal, G. S. Beneken, Major v. Hagemeister, Heinr. Kroeger, Bar. v. Wolff, cand. theol. Heerwagen, Landrath v. Helmersen, Secretär Roth. – Vom Oct. 1778: Generalmajor v. Rönne, Landrath Graf von Manteuffel, Heinrich Strauch, ruff.

kais. Major von Liphard, Pastor Poorten, Rathsherr von Ulrichen, Assessor v. Ulrichen, 2 junge Freunde des Instituts in Petersburg, C. G. Scheumann, Ober-Notär Jankiewitz, Doctor Reinhold Berens, Kammerrath Gustav Berens, Landrath v. Helmersen auf Engelhardtshof, Oberst-Leutenant v. Hagemeister, Assessor Carl v. Rautenfeld; vom Jan. 1779: Licenz-Inspector Dahl, Kaufmann Herm. Frommhold; vom Mai: Geheimrath v. Vietinghoff, Paul Kroeger, George Remy, v. d. Hardt, A. v. Rautenfeld; vom Dec.: Herr v. Lieven auf Dünhoff in Kurland; vom Febr. 1780: Hofgerichtsassessor v. Taubler, Madame Collins, cand. Zimmermann, Joh. Friedr. Schroeder. — Im Frühjahr 1780 meldete Schilder, daß während des Landtags um Johanni auch General und Graf Manteuffel eine Subscription zum Besten des Instituts eröffnen wollten; von der Ausführung der Absicht aber schreibt er nichts.

[9]) Nicht unerwähnt möge bleiben, daß Schilder mehrmals auch Aurikel- und Fichtensamen aus Dessau bezog, andererseits Apfelbäume für den Fürsten dorthin schickte, die jedoch nicht recht gediehen.

[10]) zum Lehrer der Paedagogik an der Universität Halle.

[11]) Schrift von Schummel. Leipzig 1779.

[12]) Für den jungen v. Oettingen wurde der Besuch der unter Resewitz stehenden Schule zu Kloster Bergen in Magdeburg in Erwägung gezogen.
Ueber Olivier s. Hosäus, Olivier und Tillich in den Mittheilungen des Anh. Ver. f. Gesch. u. s. w. 1895. VIII. S. 101. ff.

[13]) Des Fürsten Reise kam wohl nicht zur Ausführung. Vielleicht hing die Nachricht mit einer Reise des Prinzen von Preußen zusammen, der gegen Ende des August Riga passierte. „Bin durch die Ankunft des Prinzen von Preußen aufgehalten, denn ich konnte mit Grund befürchten, keine Postpferde vor seiner passage zu bekommen" (Schilder 15/26 Aug. 1780).

[14]) Vermuthlich dieselbe „patriotische Schrift" von Karl Phil. Moritz, von der Schilder den 28. Nov. 1780 dem Institut ein Exemplar zugeschickt mit dem Rathe sie im nächsten Quartale mit aller Gelassenheit zu widerlegen. „Ein heiliger Eifer darin, aber falsches Urtheil; eine Erziehungsanstalt, keine Schule. Wir haben einem offenen Kopf von einer Erwiderung im hiesigen Wochenblatte abgerathen."

[15]) Ausführlich erzählt von dem Streite Rietzold, Wolke als Lehrer am Philanthropin zu Dessau. Leipzig. 1890.

[16]) Die Aeußerung geht auf die Vorenthaltung eines vom Markgrafen versprochenen Kapitals von 5000 Gulden, von dem das Institut die Zinsen bereits von Michaeli 1771 bis Jan. 1781 genossen hatte.

[17]) reformirten Predigers in Leipzig.

[18]) Duvrier, Basedow's Verfahren gegen Herrn Wolke, auch ein Beitrag zur Basedowschen Lebensbeschreibung. Dessau. 1781.

[19]) Reiche, Getreue Beschreibung der Umstände, unter welchen Herr Joh. Basedow . . . . . Schläge bekommen u. s. w. Dessau und Leipzig. 1783

[20]) Schilder hielt mit seinem Urteil auch über die Lehrer nicht zurück. Nach seinem zweiten Aufenthalte in Dessau drang er auf Entlassung des Dr.

med. Samson, der den Zeichenunterricht ertheilte. „Nun haben Sie den Charakter des Juden S. in seinem rechten Lichte gesehen, wollen Sie einen so schlechten Menschen noch länger behalten? Entledigen Sie sich dieses elenden Menschen und Zeichenmeisters, [redacted] macht dem Institut Schande. Die Kinder profitiren nichts bei ihm." — Eine Jeremiade über die Wirkungen des Turnens, die der Schreiblehrer Huot — aus welchem Anlaß, weiß ich nicht — an ihn geschickt hatte. (s. Fleckeisen-Masius, N. Jahrbl. f. Phil. u. Paed. II. Abth. 1893. S. 631) ließ er der Direction zugehen (Juni 1781).

[21]) A. F. Büsching, Ober-Consistorialrath und Director am Grauen Kloster in Berlin.

[22]) So wenig als seine Briefe an Hofrath Herrmann in Dessau, dem er bei seinem zweiten Besuche näher trat.

[23]) Schilder hatte seine erste Frau zu Anfang des Jahres 1780 nach der Entbindung vom siebenten Kinde verloren. Im Jan. 1784 verlobte er sich mit einer Predigerwitwentochter aus Marienburg, einer Frau Rose, geb. Prizbur. der Protektor der Familie war der Besitzer der Marienburgschen Güter, Geh.-Rath von Vietinghoff. Die Hochzeit fand im April statt.

[24]) Gelegentlich giebt Schilder Einblicke in seine Verhältnisse und kaufmännischen Unternehmungen. Im Jahre 1779 klagt er über schlechte Zeiten und Verluste, die er durch den Bankerott eines Russen in Weasma, dem er für einen Hanfkontrakt 1500 Rbl. vorgeschossen, und durch die Flucht eines Fuhrmannsknechts mit 2500 ihm aus Petersburg in einem Fäßlein zugeschickten Rubeln erlitten hatte. Günstiger „gestalteten sich die nächsten Jahre: er wurde im Mai 1781 als Nachfolger Grave's, der „wegen erweiterten Handels und gesegneter Umstände demissionirte", zum Stadt-Kasten-Notarius, „General-Einnehmer und Rentmeister der Stadt-Intraden und Ausgaben", gewählt — „gegen einen von der Bürgerschaft aufgestellten, stark verschwägerten und sonst anderweitig alliirten aus der sogen. Bank der Aeltesten (aber einen rechten Tropf!)". „Wohl bin ich nun gegen alle Noth gesichert, habe 750 Thl. Alb. Gehalt und 200—300 Thlr. Nebenvortheile." Und schon vorher (d. 3. Febr.) hatte er eine andere freudige Nachricht mitgetheilt: „Der Himmel war mir günstig bei einer Tobackentreprise von Riga auf Amsterdam, die ich von Dessau aus ordonnirte, und die vermuthlich wegen des Krieges zwischen Holland und England noch günstiger werden wird; ich habe einen großen Vorrath zu niedrigen Preisen angekauft u. s. w.." Für die Jahre 1783 und 1784 liegen keine direkten Beweise eines Rückganges in Schilders Vermögensverhältnissen vor, denn daß sein Hauslehrer Masson über Hamburg reisen sollte, um hier eine fatale Schuldforderung einzutreiben, will nicht viel sagen; man könnte es aber aus dem Umstande folgern, daß er sich, wie der Bankier Frege in Leipzig dem Institut im Juni 1786 anzeigte, zwei Jahre später für insolvent erklärte.

[25]) Vergl. den Brief Wolke's bei Fleckeisen-Masius a. a. O. 639.

[26]) Ueber Götze s. Schmidts anhalt. Schriftsteller-Lexikon. 1830. „Recke und Napiersky, Schriftst.- und Gel.-Lex der Prov. Livland, Ehstland u. Kurland 2, 79." Einige Lehrberichte Götzes sind abgedruckt in den Mittheilungen

der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin 1892 II. S. 181 ff.

[27]) Zugleich mit dem Briefe vom 31. Dec. 1778 übersandte Grot für die Anstaltsbibliothek seine drei ersten Kanzelreden für die Einimpfung und den Plan einer von ihm gestifteten Sterbekasse.

[28]) Längere Zeit verstrich, bis Schilder vom General, der in Szklow gelebt und finanzielle Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint, seine Auslagen und die gefälligen Dessauer Juden die an von Markow geliehenen Summen zurückerstattet bekommen.

[29]) Nach Dessau kam, so viel ich finde, von Petersburg noch einmal eine Anfrage (Jan. 1789): ein Mr. J. C. de Crouth, Major du Corps de Génie de Sa Maj. Imp., der Dessau im Jahre 1787 besucht hatte, wollte in der Erwartung, nach der Rückkehr aus dem Kriege zwischen dem Reiche und der Türkei bald wieder zu einer Campagne abberufen zu werden, den in Holland untergebrachten Sohn dem Philanthropin übergeben.

[30]) Schilder, ein Schwager des Rathsherrn, nahm diesen Neffen mit sich zurück, der, zuerst im Comptoir bei Berens und Zimmermann in Libau, schon 1782 in Königsberg an einem hitzigen Fieber starb, nachdem er die Lehre verlassen.

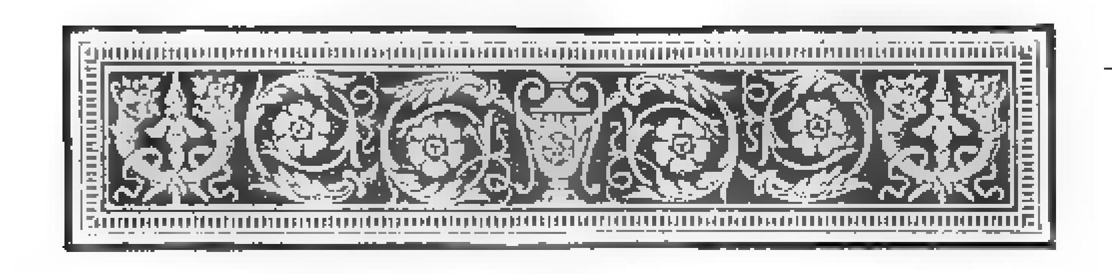
[31]) Er kam nach Dessau mit seinem Hofmeister Stücker.

[32]) v. Mengden studirte unter Führung des Mag. Carl Spazier, der sich später als Schriftsteller besonders durch das Buch „Carl Pilger, Roman seines Lebens" (Berlin 1792 und 1793) bekannt machte, das Staatsrecht und die Kameralwissenschaften. Ein Brief von ihm an seinen Musiklehrer Rust ist abgedruckt in den Mittheilungen f. Anhalt. Gesch. III, S. 323.

[33]) Der Inspektor Dahl zog sich im Frühjahr 1782, „nachdem er in der Bolderaa, ogbleich auf sandigem Boden seine Schafe gut gemästet, aufs Land ca. zwei Meilen von der Stadt (auf Bellenhoff) zurück." Bei seinem Abschied als Kais. russ. Kollegienassessor charakterisiert starb er im Dec. 1782.

[34]) Die letztgenannten vier Philanthropisten besuchten nach der Auflösung des Instituts die Hauptschule zu Dessau.





Ein noch ungedruckter Brief Immanuel Kants an Christian Heinrich Wolke.

Woldemar von Ditmars Nachlaß, aus welchem ich bereits in dieser Zeitschrift die Jugendbriefe seines Freundes Carl Ernst von Baer veröffentlicht habe, enthält unter Anderem eine ganze Reihe von Briefen hervorragender Dichter, Gelehrten, Schriftsteller, Staatsmänner, Feldherren und anderer Personen von historischer Bedeutung, welche der unermüdliche Sammler hauptsächlich wohl während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland (1815—1818) zusammengebracht hat. Ich nenne nur die Namen Schiller, Klopstock, Gleim, Fr. v. Stolberg, Novalis, La Motte Fouqué, Byron, Madame de Staël, Jean Jacques Rousseau, Moses Mendelsohn, Gauß, Axel Oxenstierna, Canning, General York u. a. m. Auch ein Schreiben Friedrichs des Großen liegt vor, gerichtet an seinen Lieutenant von Anrep vom Regiment Schorlemer*). Den Schillerbrief habe ich Herrn Dr. Fritz Jonas

*) Dieser Brief, auf sehr einfachem, grobem Papier geschrieben, trägt die Adresse: a mon Lieutenant d'Anrep au Regiment de Schorlemer, im Cantonnirungsquartier bey Wehlau. Der Inhalt desselben lautet:

Ich habe Euer Schreiben vom 6. dieses Monaths, worin Ihr, wegen der von Euch angeführten Umstände, abermahls umb Eure Dimission bittet, erhalten, und wird Euch darauf hierdurch in Andwort: daß Ihr Geduld haben sollt biß Ich nach Preußen komme, alßdann Ihr Euch darumb wieder bey Mir melden könnt. Ich bin Euer affectionirter König. Potsdam, den 13. März 1750.

(Darunter der Namenszug des großen Königs und die Bemerkung an den Lieutenant v. Anrep Schorlemerschen Regiments).

für seine große Ausgabe der Schillerschen Briefe überlassen*). Der umfängliche Brief Axel Oxenstiernas wurde von mir nach Stockholm gesandt, wo eine Gesammtausgabe der Briefe dieses großen Staatsmannes veranstaltet wird. Den für die Geschichte der mathematischen Wissenschaft nicht unwichtigen Brief von Gauß hat mein College Wirtinger, Professor der Mathematik an der Universität Innsbruck, für eine in Göttingen vorbereitete Ausgabe der Briefe des großen Mathematikers copirt.

Es hat sich unter diesen Papieren nun auch ein nicht uninteressanter Brief von Immanuel Kant gefunden, gerichtet an Christian Heinrich Wolke, den damals sehr bekannten Pädagogen und Schriftsteller auf dem Gebiete der Pädagogie, mit welchem W. v. Ditmar während seines Aufenthaltes in Berlin i. J. 1815 in freundschaftliche Beziehungen trat. Wolke wurde i. J. 1741 zu Jever geboren, studirte in Göttingen und Leipzig und entwarf i. J. 1770 den Plan zu einer Erziehungsanstalt nach einem naturgemäßen Stufengange. Hierdurch trat er mit dem bekannten Basedow in nähere Beziehung und wurde, als dieser einige Jahre später das Philanthropin in Dessau gründete, dessen hauptsächlichster Mitarbeiter. Später, nachdem das Philanthropin trotz aller Bemühungen eingegangen war, ging er nach St. Petersburg, kehrte dann wieder nach Deutschland zurück und

---

*) Derselbe ist nach Dr. Jonas' sehr wahrscheinlicher Vermuthung an Heinrich Voß (den Sohn) gerichtet und betrifft dessen Othelloübersetzung. Er lautet:

Weimar, 20. Dec. 1804.

Nur zwei Zeilen bester Freund für Ihren lieben Brief, dessen Inhalt mir sehr viel Freude machte. Der Monolog ist rund und nett ausgedrückt und bis auf ein paar eigentlicher Ausdrücke, die wir zusammen wohl noch finden wollen, ganz wie er ist zu brauchen. Dasselbe gilt auch von dem Anfang der Uebersetzung, die Sie mir hier zurückgelassen, und worüber wir mündlich ein weiteres conferiren wollen.

Möchten Sie mit den Ihrigen ein recht heiteres neues Jahr antreten. Der Catarrh herrscht noch bei mir und dieser verwünschte Saturnus wird mich wohl auch in das neue Jahr begleiten.

Wir grüßen Vater, Mutter, Brüder, Haus und Hof und auch den Vogel miteingerechnet allerseits herzlich und ich bin im neuen wie im alten Jahr

Ihr treuer Freund

Schiller.

lebte seit d. J. 1801 als Privatgelehrter in Leipzig, Dresden und zuletzt in Berlin, wo er i. J. 1825 starb*). Als Ditmar ihn kennen lernte, war er somit ein Greis von ca. 75 Jahren. Ditmar kam ihm mit dem ganzen liebenswürdigen Enthusiasmus seines Wesens und jener schönen, echten Pietät entgegen, welche ihn auch in seinen Beziehungen zu Elise von der Recke, Tiedge, Johann Heinrich Voß, Jean Paul u. a. auszeichnet. Er scheint Wolkes Herz rasch gewonnen zu haben, wie er ja überhaupt die Gabe, Herzen zu gewinnen, in ganz hervorragendem Maaße besaß. Oft berichtet er in seinen Briefen an die geliebten Eltern in der Heimath voll Begeisterung über den verehrungswürdigen Greis Wolke, dessen edle Eigenschaften, dessen Güte und Freundlichkeit er nicht genug rühmen kann. Weniger nachempfinden können wir es Ditmar, wenn er sich auch für Wolkes Gedichte erwärmt, die mit zum Wunderlichsten gehören, was die deutsche Poesie hervorgebracht hat. Wolke war, wie schon der Titel seines Hauptwerkes „Anleit" ꝛc. zeigt**), mit Leidenschaft Sprachreiniger und machte sich in dem Bestreben, die deutsche Sprache von ihren vielen Fehlern zu reinigen, ein eigenes Jargon zurecht, welches die verbesserte und geläuterte deutsche Sprache darstellen sollte, in Wirklichkeit aber als ein geradezu abenteuerliches Product seines zweifellos ehrlichen puristischen Bemühens bezeichnet werden muß, das heutzutage zum Glück ganz vergessen ist. In diesem Jargon sind nun auch Wolkes Gedichte verfaßt, von denen Ditmar in seinen Briefen an die Eltern einige mittheilt. Der alte Wolke, dessen Bescheidenheit Ditmar nicht genug rühmen kann, beanspruchte

---

*) Wolkes Hauptwerk trägt den Titel „Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur baldigen Erkennung und Berichtigung einiger (zuwenigst 20 tausend) Sprachfäler in der hochdeutschen Mundart" u. s. w. (1812, 2. Aufl. mit veränderten Titel 1816). Außerdem gab er heraus: „Erste Kenntnisse für Kinder" (Leipzig 1783); „Beschreibung der hundert von Chodowiecki zum Elementarwerk gezeichneten Kupfertafeln" (1781–87); „Anweisung wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen zu bringen sind" (1804); „Erziehlehre" (1805); „Mittheilungen der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe" (1805); „Düdsche or sassische Sinngedichte (1814; 2. Aufl. 1816). Durch die letztere Sammlung wollte er auf das Wohlklingende der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen. Vgl. Hasselbach, Lebensgeschichte Wolkes, Aachen 1826.

**) cf. die letzte Anmerkung.

nicht ein Dichter zu sein, er wollte nur seiner Meinung nach sprachlich correcte Muster bieten, zur Nachachtung für andere Dichter. Was wäre wohl aus der deutschen Poesie geworden, wenn sie sich nach diesen Mustern gerichtet hätte?! Sie können heutzutage wohl nur dazu dienen, ein Lächeln oder noch besser ein heiteres Lachen hervorzurufen. Um zu zeigen, daß ich damit nicht zuviel sage, theile ich eine Probe der Wolkeschen Poesie aus einem Ditmarschen Briefe vom 11. Nov. 1815 (aus Berlin) mit, — ein Gedicht, das an eine in ihrem Wesen nicht gerade sehr klar hervortretende Göttin gerichtet ist. Es lautet:

Wer kan doch von allen Weisen
Dich, Gottine! würdlich*) preisen,
Dich, die Gott uns hat gesandt!
Werde, Schenkin hoher Gaben,
Di di Himmelsgeister laben,
Allen Erduern doch bekant!

Du, des Jenseitwegs Beblumin,
Du, des Selheils Eigentumin,
Bist di Menschverengelin;
Den Verzagten Geisterhebin,
Den Halbtodten Neubelebin,
Allen Erduern Hochsgewin.

Dir wil ich mich gants ergeben,
Gants nach deiner Vorschrift leben,
Hier und in der Ewigkeit,
Warnin, Trostin, Huld und Libe,
Du Veredelin der Tribe,
Di der rohe Mensch entweiht.

Ist des Lebens Kraft verzeret,
Mir der letzte Wunscht gewäret,
Blikt mein Geist ins Heimatland —
Dan erscheinst du mir zur Freude,
Macht ein Ende jedem Leide,
Reichst mir liebreich deine Hand.

Ein anderes, sehr deutschpatriotisches Gedicht athmet Haß und Verachtung gegen die „Franslinge“ (d. h. Anhänger der Franzosen unter den Deutschen) und Bonaparte, welchen er den

*) Wolkes Verbesserungen für „Göttin“ und „würdig.“

„Hölner" nennt, weil er die Erde in eine Hölle verwandelt habe und dgl. m.

Wie groß Wolkes Ansehen damals war, wie hoch auch seine sprachreinigenden Arbeiten von Männern ersten Ranges geschätzt wurden, das zeigt uns das Gespräch, welches Ditmar bei seiner ersten Begegnung mit Jean Paul in Bayreuth hatte. Ditmar führt sich mit einem Brief Wolkes bei Jean Paul ein, findet diesen gerade beim Studium von Wolkes „Anleit" und Jean Paul spricht sich darauf mit wärmster Anerkennung nicht nur über Wolkes Person und Charakter, sondern gerade speciell über seine sprachreinigenden Arbeiten aus. Ja, er äußert, wenn er seine Opera omnia edire, woran er jetzt stark denke, so wolle er Wolkes „Anleit" noch einmal durchstudiren, um seine Schriften nach demselben zu corrigiren! Alles könne er aber doch nicht annehmen, namentlich die Orthographie nicht*). Das ist immerhin ein vielsagendes Zeichen der Anerkennung.

Werthvoller und bedeutender als Wolkes Bemühungen, die deutsche Sprache zu verbessern, war ohne Zweifel sein pädagogisches Wirken, in welchem er mit Basedow zusammen stand. Auf diese Seite seiner Thätigkeit, resp. auf das sogen. Philanthropin bezieht sich nun auch der Brief von Kant, welchen Ditmar offenbar von Wolke zum Geschenk erhalten hat. Wolke hat in seinem eigenthümlichen Jargon über denselben die Bemerkung gesetzt: „Schreiben des verstandberühmten Heldenkers Kant an Wolke." Der Brief selbst lautet:

Verehrungswürdiger Freund!

Wenn ich hier alle Lobeserhebungen, die nur die größte Schmeicheley erfinnen kann, häufete, so würden sie wirklich doch nur die aufrichtige und wahre Gesinnung meines Herzens ausdrücken. Sie sind der letzte Denker, auf dem alle Hofnung der Theilnehmer an einer Sache, deren Idee allein das Herz aufschwellen macht, itzt beruht. Die Beharrlichkeit, bey so vielen Hindernissen einen so großen Plan auszuführen, erwirbt Ihnen

*) Nach Ditmars Reisenotizen, Mai 1810 (Reise von Dresden nach Heidelberg).

mit Recht die Bewunderung und den Dank von iedermann, der da versteht, was heisse, nach seiner ganzen Bestimmung ein Mensch zu seyn, und wenn Sie auch nur durch einen feineren Ehrbegrif getrieben würden, alle Gemächlichkeit des Lebens so dem öffentlichen Besten aufzuopfern, so würde es überall kein gewisseres Mittel geben, Ihren Namen dem Danke der spätesten Nachkommenschaft zu überliefern, als das Geschäfte, dem Sie sich weihen und welches, wie ich mit vielen anderen ietzt hoffe, seinen Zweck (wenn der Himmel Sie nur gesund erhält) sicherlich nicht verfehlen wird.

Ich habe eben itzt das Pack mit den letzten Pädagogischen Stücken des ersten Jahrganges erhalten und werde sie gehörig vertheilen. Ich muß aber zugleich von einer Veränderung, und, wie ich hoffe, Verbesserung der Art, wie die philanthropinische Angelegenheit künftig in unserer Gegend betrieben werden kan, Nachricht geben. Die Kantersche Zeitung, durch welche allein gelehrte Ankündigungen im Publikum verbreitet werden können, ist bald in eines, bald des anderen Hände gegeben worden. Jetzt dirigirt sie der reformirte HE. Hofprediger und Doctor Theol: Crichton. Dieser sonst gelehrte Mann hat sich zeither nicht sonderlich günstig vors Philanthropin erklärt und, da sein Urtheil, theils durch seine weitläufige Bekanntschaft, theils die Zeitung, welche er ietzt in seiner Gewalt hat, meiner Ihnen gänzlich ergebenen Gesinnung ein großes Hindernis in den Weg legen könte, so habe ich, statt des fruchtlosen Controvertirens, das schmeichelhaftere Mittel ergriffen, diesen Mann auf Ihre Seite zu ziehen, nämlich dieses, daß ich ihn zum Haupte Ihrer hiesigen Angelegenheiten machte. Dieser Versuch ist mir gelungen, indem ich ihm, durch die Vorstellung der wichtigen Verbesserungen, welche unter HEn. Wolf's direction am Institute gemacht worden, einen Weg lies, ohne sein voriges Urtheil zu wiederrufen, zu einem ganz entgegengesetzten überzugehen. Ich glaube, daß dieses Mittel auch sonst nützlich sein kann: denn die, so ihren Beyfall verweigern, so lange sie nur die zweyte Stimme haben, werden gemeiniglich ihre Sprache änderen, wenn sie das erste und große Wort führen können.

Ich habe also HEn. Hofprediger Doctor Crichton die Liste der bisher Pränumerirenden und den Auftrag, den ich hatte, Ihre Angelegenheit künftig durch öffentliche Ankündigung, colligirung und anderweitige Bewerbungen aufs Beste zu treiben, übergeben, und er hat solchen gern übernommen. Und nun bitte ich inständigst an gedachten Herren Crichton doch so bald als möglich zu schreiben, Ihr Zutrauen zu ihm zu äusseren, vornemlich aber, entweder schriftlich von den neuen Verbesserungen die das Institut, entweder dem Plane oder der Ausführung nach, seit Ihrer Direktion erhalten hat, eine kurze Idee zu geben, oder solche im nächsten Stück der Unterhandlungen zu versprechen. Denn er schien über den Vorwand verlegen zu seyn, bey der öffentlichen hiesigen Ankündigung seine neue Denkungsart zu rechtfertigen und bedarf gewisse Gründe dieser Aenderung aus der Sache selbst, ohne sein voriges Urtheil wiederrufen zu dürfen.

Wir sind beyde in den Principien der Beurtheilung eines solchen Instituts zwar himmelweit auseinander. Er sieht die Schulwissenschaft als das einzige Nothwendige an und ich die Bildung des Menschen, seinem Talente sowohl als Charakter nach. Aber nach der guten Einrichtung di: Sie getroffen haben, kann beyden genug gethan werden. Ein Exemplar von allen Stücken des künftigen Jahrganges werden Sie auch nicht vergessen vor ihn künftig beyzulegen, imgleichen doch zu besorgen, daß die, so bisweilen einige Päcke von dieser Schrift hieher abzuliefern haben künftig keine spesen fordern, wie der Jude Hartog Jacobs kürzlich that, dem 5 fl. Frachtkosten (mit 24 gr. preußisch accise eingeschlossen) nach unserem Gelde bezahlt werden mußten, die sich nicht füglich auf die interessenten repartiren lassen.

Ob ich gleich mich auf solche Weise von der hiesigen Besorgung Ihrer Angelegenheit loszusagen scheine, so ist dieses doch keineswegs so zu verstehen. Denn da Ihnen der ietzigen Einrichtung unserer Zeitungen, von mir nicht anders als nach der schon gemeldeten Art gedient werden konte, so habe ich mich dazu entschlossen; gleichwohl Ihrem neuen Geschäftsträger meinen Beystand, in allen Fällen, wo es ihm zu viel Beschwerde machen möchte, angeboten, wie ich mich denn eben so willig, zu Ihren

anderweitigen Aufträgen und allem was Ihr interesse betrift, fernerhin darbiethe und nach herzlicher Begrüßung von Herren Motherby und seiner Frau an Sie und Ihren Sohn mit der größesten Hochachtung bin

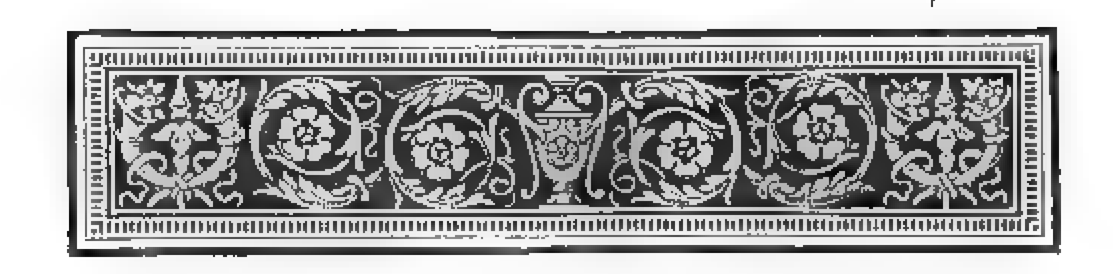
Ihr und des ganzen Instituts
ergebenster Diener
J. Kant.

Königsberg, d. 4. August 1778.

* * *

Man ersieht aus diesem Briefe, wie hoch ein Mann von der Bedeutung Kants die pädagogische Wirksamkeit Wolkes, die mit dem Philanthropin neu angebahnte Richtung schätzte. Wichtiger und interessanter erscheint aber der Einblick, den wir durch denselben in den Charakter Kants gewinnen. Der große Philosoph zeigt sich hier als ein weltgewandter Diplomat, der mit großer Klugheit die Schwächen seiner Nebenmenschen zur Förderung eines guten Zweckes zu benutzen weiß. So ist der Brief zwar nicht von wissenschaftlicher Bedeutung, dafür aber von um so größerem allgemein menschlichem, psychologischem Interesse, zur Charakteristik Kants nicht unwichtig und daher von jedem Biographen des großen Königsberger Denkers wohl zu berücksichtigen.





Aus einer Denkschrift des Professors Georg Friedrich Parrot.

Folgenden Brief des bekannten Dorpater Professors der Physik G. F. Parrot († 1852) an den Kaiser Nicolaus I. entnehmen wir der „Russkaja Starina" (1895, April S. 213 ff.). Die Umstände, unter denen er geschrieben worden, gehen aus den Anfangszeilen hervor.

1839, März 8. (20.)

Majestät!

Ich habe den Bericht des Ministers der Volksaufklärung vom 7. Juni 1838 gelesen und zwar in der deutschen „Allgemeinen Zeitung" vom 21. Februar 1839*), welche Nummer in Petersburg unterdrückt worden ist. Die Redaktion fügt nichts hinzu in der Ueberzeugung, daß die Sache an sich ihre Wirkung haben werde. Sie bemerkt nur einleitend, daß dieses Dokument in zahlreichen handschriftlichen Exemplaren russisch und deutsch zirkulire, und daß Eure Kaiserliche Majestät mit Bleistift darauf geschrieben: „Ich genehmige es."

Man fragt sich zunächst, warum dieses von Eurer Kaiserlichen Majestät gebilligte Reskript vom 7. Juni 1838 bis zum 27. Februar 1839, an welchem Tage es durch das Mittel einer deutschen Zeitung in Petersburg eintraf, nicht veröffentlicht worden ist.

*) Neuerdings wieder veröffentlicht in „Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen" (Leipzig 1883), S. 23—25.

Man fragt sich, warum das fremde Blatt, das eine so gewichtige, drei blühende Provinzen Ihres Reichs aufs lebhafteste interessirende Anordnung veröffentlicht, unterdrückt worden ist. Europa muß glauben, daß Eure Majestät fürchten, Ihren Willen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts bekannt zu geben. Was mich betrifft, so bin ich wohl überzeugt, daß Sie nicht glauben, ein Interresse daran zu haben, was Sie für die Zivilisation Rußlands thun, in ein dunkles Geheimnis zu hüllen. Sie bedürfen keiner Hintergedanken für das Gute, das Sie thun wollen. Das Geheimnis ist nur denen erforderlich, die, um Thatsachen und Grundsätze mit Gewalt zu verdrehen, Sie zum Irrthum verleiten und aus dieser Ursache die Oeffentlichkeit so sehr fürchten.

Eure Majestät haben von mir Wahrheit verlangt. Seit zwölf Jahren habe ich sie Ihnen ohne Umkleidung geboten. Mein Gewissen fordert mich laut auf, diese Pflicht heute gegenüber dem erwähnten Bericht zu erfüllen. Geruhen Sie mich zu hören.

Der Bericht sagt: Die russische Sprache dringt nur mit Mühe und sehr langsam in die baltischen Provinzen ein.

Meine Antwort darauf lautet: So ist es, und ich denke, daß wenn die Sache sich schneller machen ließe, sie sich von selbst gemacht hätte, da die baltischen Provinzen wohl überzeugt sind, daß es in ihrem Interesse liegt, wenn diejenigen, die sich dem Dienste der Provinzen und Rußlands widmen, das Russische vollkommen kennen. Keinesfalls ist der öffentliche Unterricht dieser Provinzen die Ursache dieser Langsamkeit. Jede öffentliche und private Schule und die Universität selbst hat Lehrer der russischen Sprache und Literatur, die besten, die man finden kann, und zu ihrer Aufmunterung hat man ihnen Rang und Bezüge der wissenschaftlichen Lehrer verliehen, deren sich die Lehrer der anderen lebenden Sprachen nicht erfreuen. Die Universität wendet sogar Zwangsmaßregeln zur Begünstigung des Studiums des Russischen überall an, wohin ihre Autorität reicht.

Diese beständigen Ausfälle gegen den geringen Fortschritt der russischen Sprache in den baltischen Provinzen rühren von Personen her, die die Dinge nicht kennen und glauben, es reiche hin, russisch zu sprechen, um ein guter russischer Patriot zu sein. Sie übersehen, daß heute die Gegenstände des wissenschaftlichen

Unterrichts auf Schule und Universität so zahlreich und so unumgänglich sind, daß es unmöglich ist, dem Studium einer lebenden Sprache mehr Zeit zuzuwenden als man sie dem Russischen widmet. Sie übersehen, daß eine lebende Sprache sich leicht und schnell nur da lernen läßt, wo das Volk diese Sprache redet. Der Verfasser des Berichts will die Bevölkerung der baltischen Provinzen in drei Jahren zum Russischsprechen bringen. Glaubt er denn wirklich infolge seines Plans die russische Nationalität den Provinzen aufzupfropfen, daß die russiche Sprache als solche dem Herrscher und dem Vaterlande ergebene Unterthanen mache? Dann hätten ja alle die Verräther, die der denkwürdige 14. Dezember enthüllt hat, kein Wort Russisch verstehen müssen.

Ich wiederhole: die russische Sprache wird in die gebildeten Klassen der baltischen Bevölkerung von selbst eindringen, aber langsam und im Verhältnis zum Fortschritt der Wissenschaft und Literatur in Rußland. Gewaltmaßregeln können nur den Eintritt dieser Epoche verzägern.

Der Bericht beklagt, daß die baltischen Provinzen während eines Jahrhunderts sich kernrussischem Charakter und kernrussischer Sitte so wenig genähert hätten, ohne offen zu sagen, worin dieser Charakter und diese Sitten bestehen.

Der Charakter eines Volkes hängt vom Einfluß des Klimas, der Gesetzgebung und der Religion ab; seine Sitte von mehr oder weniger alten Gewohnheiten, von seiner Geschichte und seiner Kulturstufe. Sehen wir zu, unter welchem von all diesen Gesichtspunkten der Balte sich dem russischen Charakter und russischer Sitte nähern sollte.

Das Klima? Gott giebt es allen; wir können mehr oder weniger Wälder verwüsten, Sümpfe trocken legen, Korn säen. Aber wir werden nie die Temperatur der Krim oder die Berge des Kaukasus nach Petersburg versetzen oder die Kälte Nordsibiriens in die Nachbarschaft des Ararat. Also giebt es nach dieser Richtung hin nichts zu modeln.

Die Gesetzgebung? Sie ist Menschenwerk und kann geändert werden. Will der Verfasser des Berichts, der die kernrussischen

Sitten fordert, die Zeiten wieder aufleben lassen, da die Nation in ihrem Schoße keinen Mann fand, der sie zu regieren fähig war, und deshalb den Normannen Rurik berief, oder die Jahrhunderte, da Rußland, in mehrere Großfürstenthümer getheilt, sich als Beute der Barbarenhorden sah, oder lieber jene neueren, da die Strelitzen die Prätorianer und Janitscharen Rußlands waren? Die gegenwärtige Gesetzgebung, durch Peter den Großen begründet, hat diese alten Sitten aufgehoben, und ohne dem russischen Charakter unrecht zu thun, läßt sich zweifeln, ob ein wohlunterrichteter Russe den Verlust jener vergangenen Zeiten bedauert.

Die Geschichte? Die neuere Geschichte Rußlands datirt von Peter dem Großen und hat mächtig auf die Sitten des russischen Volks eingewirkt. Prüfen wir die Wirkung unter den verschiedenen Regierungen.

Unter Peter I. war sie am sprunghaftesten, am gewaltsamsten. Es handelte sich darum, Rußland in die Reihe der europäischen Staaten zu stellen. Rußland haßte vor dieser Epoche fremde Sitten und folglich die Ausländer. Es litt damals nur Kaufleute, mit welchen es den Gewinn des Handels theilte. Peter I. wollte im Fluge die mechanischen Künste und Wissenschaften einführen, welche zur Flotten- und Heeresbildung in Beziehung stehen. Darum die Einführung der Ausländer, der Deutschen und Holländer. Darum die Bildungsreisen des Zaren und seine Anordnungen, die Russen zur Reise ins Ausland zu gewinnen. Diese Bemühungen eines vielleicht zu absoluten Geistes haben wohl Schiffe, geschulte Soldaten und Festungen geliefert, aber nicht Wissenschaft und Aufklärung befördert, die doch die Grundlagen der Zivilisation sind.

Katharina II. nahm das Werk fast an dem Punkte wieder auf, wo ihr großer Vorgänger es gelassen hatte. Sie hatte gleicherweise große Ideen und setzte die Kriege Peters I. fort. Sie begünstigte Wissenschaften, Künste und Handel. Sie triumphirte über die Türken, um das schwarze Meer zu beherrschen, und theilte Polen, um die Grenzen des Reichs dem übrigen Europa mehr zu nähern. Ihr Ruhm war ihr Wille, den Russen ein Gesetzbuch zu geben, und selbst hat sie ihre berühmte „Instruktion" geschrieben. Sie scheiterte, weil ihr Volk keine Rechtsgelehrten hatte. Indessen gab sie einige Gesetze, die in

Geltung verblieben sind, zu Gunsten der Bauern, und organisirte Rußland in Gouvernements. Der Russe reiste viel unter ihrer Regierung, nur bildeten diese Reisen Touristen, die mehr auf Vergnügen als auf Kenntnisse ausgingen. Immerhin ließ diese vorzeitige und überflüssige Zivilisation, die mit so wenig Einsicht erworben war, den Russen glauben, daß er viel weiter vorgerückt sei, als er es war. Was Gutes geschah, geschah größtentheils durch die Deutschen, die nach Rußland strömten, und durch die Bewohner der baltischen Provinzen, die sich in Petersburg sammelten; und die russische Zivilisation hätte viel mehr gewonnen, wenn die Menge französischer sogenannter Hofmeister nicht eingedrungen wäre, die nur den Gebrauch ihrer Sprache kannten und das Vorurtheil begründeten, das noch lange darnach gewährt hat: man brauche nichts zu lernen, wenn man mit Leichtigkeit französisch sprechen könne. Die derzeitige Armuth an Unterrichtsmitteln konnte nicht mit Erfolg gegen dieses bequeme Vorurtheil kämpfen, das den Fortgang der Bildung bis auf Kaiser Alexander I. aufgehalten hat.

Erst unter dieser dritten schöpferischen Regierung entstanden die zahlreichen öffentlichen Unterrichtsanstalten, die noch heute die Grundlage der nationalen Bildung ausmachen. Aber die Hauptträger dieser Bildung waren die baltischen Provinzen und die Ausländer; der Nationalrusse konnte zu diesem großen Werke nur wenige geeignete Personen bieten.

Kaiser Nikolaus I. wurde über diesen Mangel, wie über die verderblichen Wirkungen nationaler Eifersucht und des Despotismus der Kuratoren, unter dem die Universitäten im Innern hinwelkten, unterrichtet, und nahm den ihm vorgelegten Plan, eine Generation junger russischer Professoren zur Begründung einer wahrhaft nationalen Zivilisation heranzubilden, an. Doch so stark sein Eifer zum Ausdruck gekommen war, scheiterte er an einem Kunstgriff dieser selben inneren Universitäten. Sie erklärten, zusammen nicht mehr als zwanzig Personen für jenes Unternehmen liefern zu können. Indessen nahm seine Standhaftigkeit auch diese geringe Zahl an und der anerkannte Erfolg auch dieser kleinen Minderheit läßt bedauern, daß der Plan nicht im großen ausgeführt worden.

Die Kulturstufe? Ich müßte fürchten, Eurer Majestät Einsicht zu kränken, wollte ich erst zu beweisen suchen, daß der Kulturgrad der baltischen Provinzen höher ist als der des übrigen Rußlands. Alle aufgeklärten Russen gestehen das, wenn auch mit Bedauern, zu, und nur einige erhitzte und durch mißverstandenen Patriotismus irregeführte Köpfe bilden sich das Gegentheil ein. Wenn also der Verfasser des Berichtes die Annäherung der baltischen Provinzen an die Kultur derjenigen wünscht, die er als russisch par excellence betrachtet, will er, daß die Liv-, Kur- und Ehstländer einen Theil ihrer deutschen Kultur opfern, um sich den anderen Provinzen zu assimiliren. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß es gerade umgekehrt seine Pflicht sei, dahin zu arbeiten, daß die Kultur des übrigen Rußlands sich auf die Stufe der baltischen Provinzen hebe. Der Undankbare vergißt, daß er seine eigene Bildung einer deutschen Hochschule verdankt ...





Politische Korrespondenz.

Es mag lange her sein, seit ein Minister im deutschen Reichstage durch eine hochpolitische Rede einen solchen Sturm der Anerkennung entfesselte, als der Staatssekretair des Auswärtigen am 13. d. M., und die Reichsboten erinnern sich nicht einer würdigeren Sitzung in dieser Tagung beigewohnt zu haben, als hier bei der Berathung über Transvaal und das Verhältniß zu England. Die äußere Politik ist eben das Feld, wo allein noch eine Einmüthigkeit zu gewinnen ist. Und Herr von Marschall hat denn auch seine Sache so vortrefflich geführt, daß nicht blos Anerkennung, sondern ein gewisses Staunen darüber sich kund that, wie dieser Mann, den man vor ein paar Jahren den Minister étranger aux affaires nannte sich entwickelt habe und mit seinem Amte gewachsen sei. Die Rede war, wie gesagt, vortrefflich in ihrer Ruhe, Sachlichkeit und Festigkeit, und wenn die Engländer den Wunsch hegten, sich von der Unsachlichkeit ihrer Erregung zu überzeugen, so fänden sie in diesen offiziellen Darlegungen alle nöthigen Mittel dazu. Die Hauptsache war, daß nach der Versicherung des Staatssekretairs „unsere Beziehungen zu der englischen Regierung keinen Augenblick aufgehört haben gute, normale und freundliche zu sein." Das ist mehr, als was Manche für wahrscheinlich hielten, die seit Wochen aus englischen Blättern einen Strom von Galle sich ergießen sahen, von dem man annehmen durfte, daß er doch einigen Einfluß auch auf die Haltung der britischen Regierung ausüben könnte. Und man hatte zu solchen Befürchtungen um so besseren Grund als manche Leiter dieser

Regierung einen Ton in ihren Reden angeschlagen hatten, in dem kaum mehr die diplomatischen Formen der Freundschaft erkennbar waren. Balfour, Chamberlain, selbst der Lord auf der Kommandobrücke redeten als ob Deutschland gedroht hätte, nicht in Transvaal, sondern in Irland zu interveniren, und sie haben ja ohne Zweifel ihre Gründe dazu und ihre Zwecke gehabt. Denn selbst ein so ruhig und billig denkendes Volk, wie John Bull, wird doch endlich ungeduldig, wenn es ein Jahr lang Niederlage auf Niederlage erleidet, bald hier, bald da, ohne recht die Ursachen zu erkennen, warum man es denselben ausgesetzt hat, und da sammelt sich der Aerger im Innern auf, und in dem unbehaglichen Gefühl sucht man Luft zu bekommen durch tüchtiges Zanken gegen einen guten Mann. Da war denn Deutschland der gute Mann, um so lieber als es in Handel und Wandel auch oft unbequem ist und man sich schon des Oeftern über „made in Germany" und dergleichen geärgert hatte. So goß man denn also als praktischer Held die in Ostasien, am Mekong, in Armenien, in Konstantinopel, in Venezuela überreizte Leber gegen Deutschland, als den ungefährlichsten Nachbar aus und benutzte zugleich die Gelegenheit wie ein geriebener Börsianer, um die Nothwendigkeit einer bedeutenden Vermehrung der Flotte dem englischen Steuerzahler klar zu machen. Das war so die Gefühlsseite in dieser Angelegenheit. Hinter derselben steckt denn aber doch auch ein gut Theil politischer Realität, wenn man auch zugeben muß, daß es zu wenig ist, um den alten guten Ruf Lord Salisbury's als eines Politikers des thatkräftigen Realismus wieder herzustellen oder selbst um diesem Kabinet seine Popularität zu sichern. Gegenüber den Erklärungen des Herrn von Marschall und den klaren Thatsachen des deutschen Weißbuches über Transvaal ist es nicht möglich, die vorher beliebten Vorwürfe und Drohungen noch weiter fortzusetzen oder aufrecht zu halten, und man hat sich denn auch schon vorher in der Thronrede, mit der das Parlament am 11. d. M. eröffnet wurde, darauf besonnen, daß es mit Deutschland gar keinen Konflikt giebt. Ich wüßte mich keiner Thronrede eines europäischen Großstaates zu erinnern und keiner offiziellen Erklärungen, wie Lord Salisbury sie im Oberhause am selben Tage der Parlamentseröffnung abgegeben hat, welche schwere Niederlagen mit so

guter Miene der Welt kund gethan hätten. Das Spiel bleibt darum doch böse genug und es gehört dazu die ganze englische Selbstzufriedenheit, es gehört die englische Unbekanntschaft mit der Presse fremder Länder, um sich einzureden, daß England mit dem Gang der Dinge in der Türkei, in Venezuela, in Transvaal und Asien zufrieden sein dürfe und Alles zum Besten stehe. England erkennt ruhig das Recht der Union, sich in die südamerikanische Grenzfrage einzumischen an und der Premier meint ohne mit den Wimpern zu zucken, „daß die Einmischung der Vereinigten Staaten in die Angelegenheit Venezuelas befriedigende Resultate für England schneller herbeiführen könne, als es ohne die Einmischung möglich gewesen wäre.“ Die Monroe-Doktrin findet man heute sogar ganz annehmbar. Das sind, von anderen Demüthigungen zu schweigen, so schwere diplomatische Schläge als England seit hundert Jahren kaum ruhig welche hingenommen hat. Aber die Zeiten sind eben andere geworden, seit man aufhörte für ein europäisches Gleichgewicht zu schwärmen. Es handelt sich heute um ein Gleichgewicht nicht mehr in Europa, sondern in der Welt, und da giebt es nur zwei Konkurrenten, die Union und Rußland: mit beiden wird auch das „greater Britain“ sich hüten anzubinden ohne starken Rückhalt, und welchen Bundesgenossen könnte England etwa gegen die Union in Aussicht nehmen? Vorläufig jedenfalls keinen Staat von erheblichen Machtmitteln. Andererseits aber bedeutet ein ernster Zusammenstoß mit der Union für England den sofortigen Verlust von Kanada, welches, obwohl größer als die Union, doch sich mit dieser kriegerisch nicht messen kann, nicht etwa wegen der 10 bis 50,000 Mann Truppen, die Bruder Jonathan bereit hält, sondern wegen dessen sehr überlegener potentiellen Machtmittel. Inzwischen hält man es freilich doch für nöthig, in Kanada zu rüsten und sich zu befestigen — eine für den Ernstfall wahrscheinlich nutzlose Anstrengung. —

Was England will und trotz aller schmachvollen Behandlung, die es sich gefallen läßt, ruhig weiter verfolgen wird, das ist die Befestigung und Sicherung seiner Weltstellung. Diese hängt aber davon ab, ob es ihm gelingt, seine Kolonien enger als bisher mit dem Mutterlande zusammenzuschließen, insbesondere ob die großen und verfassungsmäßig der englischen Gesetzgebung nicht

unterstellten Kolonien von Australien, Kapland und Kanada sich dazu verstehen werden, an dem Schutz des Mutterlandes im Kriegsfalle pflichtgemäß sich zu betheiligen und entsprechende Ausgaben für Streitkräfte zu übernehmen. Denn bisher schützt Großbritannien fast allein seine Kolonieen mit Aufwand des größten Budgets für Heer und Flotte in der Welt. Diese großen Kolonien aber waren bisher solchen Forderungen sehr unzugänglich, weil sie sich von keiner Seite her bedroht sahen, also eine vermehrte Kriegssteuer nur einseitig dem Mutterlande oder andern Kolonieen wäre zu Gute gekommen. Heute ist Kanada bedroht, aber alle Rüstungen würden im Ernstfall gegen die Union unzureichend sein; Kapland mit seinen Nebenkolonieen bedarf ebenfalls verstärkter Kriegsmacht, aber nicht zum Schutze, sondern zur Fortführung der seit zehn Jahren in einem festen Plan gestalteten erobernden Politik, deren Ziel ist, Afrika, wenigstens den Süden bis hindurch zur Nilmündung für die angelsächsische Rasse zu gewinnen. Der Gedanke, daß dieser Plan durch Deutschland ernstlich könnte beanstandet werden, war es denn auch, was die Times und ihren Anhang neuerdings so in Aufregung brachte. Je weniger Aussicht vorhanden ist, Kanada zu halten, um so wuchtiger wirft man sich in London auf Afrika, um dort Entschädigung zu finden. Amerika hält man bereits für so verloren, daß man ruhig die Monroe-Doktrin hinnimmt, dafür aber eine ähnliche Lage für sich in Anspruch nimmt in Rücksicht auf das südliche Afrika. Hier soll die englische Weltstellung einen neuen Grundpfeiler erhalten, wie ein zweiter in Aegypten errichtet wird, und um diese Pläne durchzuführen, wird England vielleicht selbst große Konzessionen in der Türkei, in Ostasien machen. All der Lärm des letzten Jahres und alle Niederlagen, die England erlitten, haben England nichts gekostet, wenn man die Meinung der Welt nicht etwa veranschlagen will, vielmehr den Beutel des Steuerzahlers geöffnet, nur mit einer Ausnahme: in seiner Stellung zur dritten Weltmacht, zu Rußland. Hier ist die Niederlage sehr real und wird ihre Wirkungen wohl noch lange verspüren lassen.

Die von der „Pol. Correspondenz“ neulich gebrachte, von den Botschaften in Konstantinopel zusammengestellte Uebersicht über die armenischen Vorgänge des letzten Jahres geben ein etwas

anderes Bild, als welches man nach den Berichten der Tagesblätter sich gemacht hatte. Aus diesen amtlichen Darlegungen geht hervor, daß der Angriff in den Kämpfen und Metzeleien meist von den Muselmännern ausgegangen ist. Andrerseits ersieht man aus dem englischen Blaubuch, daß die Metzeleien der Muselmänner, wenn nicht hervorgerufen, so doch geschärft wurden durch Provokationen von armenischer Seite. Und diese Provokationen wurden mit Bewußtsein angestellt, geleitet von einem revolutionären Komité, das Anfangs in Athen, dann in London saß, und von dem man sagen darf, daß es, wenn nicht unterstützt, so doch von englischer Seite geduldet worden ist. Indessen sind Zustände, wie diese, wo 25,000 Menschen niedergemacht wurden, weil einige Morde an Muselmännern begangen und andere erbitternde Angriffe der Armenier gegen die türkische Herrschaft erfolgt waren, doch nach europäischen Begriffen solche, daß die Mächte allen Grund und eine starke Verpflichtung hatten, einzuschreiten und Ordnung auch für die Zukunft möglichst herzustellen. Ob es von England politisch klug war, wieder ohne Verbündete hier vorzugehn, wie es kurz vorher ohne Verbündete für Japan eingetreten war, bleibt zu erwägen. Der Erfolg zeigt, daß keine anderen Mächte in die armenischen Angelegenheiten sich verwickeln ließen, daß vielmehr Rußland eine Stellung aus diesen Wirren sich herausgeschält hat, wie es seit Jahrzehnten sie am Goldenen Horn nicht besessen hat. Und diese Stellung wird sich ohne Zweifel für England sehr bald unliebsam fühlbar machen, vor Allem am Nil, wo Rußland auf billige Weise es in der Hand hat, Frankreich für seine Liebenswürdigkeit abzulohnen. Zum Glück ist Deutschland in der Lage, diesen Wahrscheinlichkeiten mit vollem Gleichmuth entgegenzusehen, bis zu dem Augenblick, wo etwa die Frage aufgeworfen wird, wer statt Englands den Suezkanal bewachen solle. Und ehe es dazu kommt, werden wir wohl noch mancherlei Ueberraschungen durch die sprunghafte und versteckte Politik Englands erleben. Grade diese Position am Suez ist für England von solcher Bedeutung, daß es, wie ich meine, sie nicht freiwillig aufgeben kann, oder auf andere Weise sich die Beherrschung der Verbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean sichern muß. Das wird klar durch einen Blick auf die gegen-

wärtige Lage in Ostasien. Sobald Rußland, was ja vorauszusehen leicht ist, am Golf von Petschili beherrschende Stellung gewinnt, sobald es auch nur einen guten eisfreien Hafen von Korea erwirbt, ist die starke Stellung, ist der Handel Englands in China bedroht, und kommt dann hinzu, daß der Suezkanal für England nicht sicher ist, so sind die englischen Interessen in Ostasien völlig in der Hand Rußlands. Ein Hafen, etwa Port Hamilton oder Tschusan, würde dann nicht mehr das Gleichgewicht herstellen können. Die neuesten Wirren in Söul, wo der König die Japaner verlassen und sich in russischen Schutz begeben hat, sind eine neue und sehr derbe Mahnung an England. Und wenn ich nun nach einer Seite wenigstens einen Schluß aus dem äußeren Verhalten der englischen Regierung in den letzten Wochen ziehe, so ist es der, daß England gesonnen ist, sich für den Fall der Auflösung der Türkei vorzubereiten durch Verstärkung seiner Stellung in Aegypten, und daß es mit Preisgabe seiner europäischen Stellung zur Sicherung seiner Seeherrschaft alle Kraft aufbieten will, aber um dieses zu verdecken die Vorgänge in Transvaal und das Geschrei der kontinentalen Presse zum erwünschten Vorwand nimmt. Die taubensanfte Thronrede vom 11. Februar selbst ist ein Zeichen, wie ängstlich man sich in London hütet, seine wahren Sorgen zu enthüllen. Sie paßt zu dem großmäuligen Uebermuth der ministeriellen Reden, die vorausgingen, in keiner Weise.

Gegenüber der Bedeutung, welche das russisch-englische Verhältniß in der Politik heute einnimmt, treten die anderen Interessen sehr zurück. Die finanzielle Noth am Bosporus, die Umsalbung des Prinzen Boris, das sind Dinge, die jetzt bereits in den Kreis dieses russisch-englischen Interesses gehören. So gespannt man in Deutschland auf die Balkanhalbinsel hinblickt, so glaubt man nicht, daß Rußland, in dessen Hand die Dinge dort eben liegen, einen kriegerischen Konflikt gestatten wird. Ebensowenig wahrscheinlich ist, daß Rußland es in Ostasien ohne zwingenden neuen Zwischenfall zu Konflikten mit Japan oder England werde kommen lassen. Der Friede könnte nur von England, sei [illegible] mittelbar, sei es unmittelbar, gestört werden, wenn letzteres einen Bundesgenossen findet oder sich in Aegypten bedroht sieht.

Recht bedenklich wird die Lage in Cuba und Erythräa. Spanien wie Italien sind nicht reich genug, um jahrelange Kriege

zu führen, und weder die cubanischen Rebellen noch die abessynischen Feinde haben bisher eine Erlahmung ihrer Kräfte gezeigt. Seit weniger die Fürsten als die Völker die Kriege machen, ist es viel schwerer geworden, mit einer Schlappe den Kampf aufzugeben: die Ehre des Volks und die Erhaltung des Kabinets setzen weit mehr als die Fürsten früherer Zeit aufs Spiel um zu siegen, und so laufen beide Staaten Gefahr, an diesen Kämpfen zu verbluten, was weder für Spanier, noch Italiener, noch auch die Besitzer spanischer und italienischer Papiere eine angenehme Aussicht darbietet. Dazu ficht Spanien wenigstens für eine Insel von großem Werth und altem Besitz, Italien aber um neue Länder, deren Werth im Fall der Gewinnung erst erfahren werden soll. Das ist für den Dreibund ein ebenso unerwünschter als für Frankreich ein erwünschter Vorgang, weshalb denn auch die Bewaffnung der Schoaner vorwiegend französisch zu sein scheint.

In Frankreich ist die Krisis pro Februar wahrscheinlich wieder erledigt — wohl bis zum März. Indessen ist doch zu beachten, daß seit Jahr und Tag der Radikalismus Fortschritte macht und es dieses Mal nicht ein Ansturm blos einer Partei gegen den Senat war, wie er schon oft dagewesen, sondern eine prinzipielle Gegnerschaft zwischen dem Senat und den beiden andern Gewalten, die ungelöst geblieben ist. Besteht der Senat darauf, daß das Kabinet seine Verantwortlichkeit zwischen ihm und der Kammer gleichmäßig theilen solle, so kommt es bei nächster Gelegenheit zu einem Kongreß in Versailles, der, wie die Regierung heute zusammengesetzt ist, dem Senat und damit der ganzen Verfassung ernstlich gefährlich werden dürfte. Nach außen freilich sind auch die radikalsten Bourgeois nicht allzugefährlich.

Oesterreich-Ungarn steht vor dem gefährlichen Exempel des zu erneuerden Ausgleichs. Und so wunderbar es klingt, die Herren Magyaren scheinen selbst gewaltsam auf eine Lösung hinzustürmen, welche ihnen recht theuer zu stehen kommen würde. Man kann in Cislathanien kaum was Besseres wünschen, als daß die ungerechte Steuerbelastung von 1867 durch Ungarn selbst zerrissen würde. Allerdings gehen manche magyarische Wünsche noch weiter, indem sie einer reinen Personalunion zustreben. Nun, die Zersetzung des alten Reiches der Habsburgi-

schen Heirathen geht ja schon länger ihren Weg, und sollte sie in unsern Tagen schon ans Ziel gelangen, so glaube ich nicht, daß die nächsten Nachbarn mehr so viel Grund zum Trauern haben werden, als vor noch nicht gar langer Zeit. Der Dreibund hat manches an seiner systematischen Nothwendigkeit in den letzten Jahren bereits eingebüßt, — vor der letzten Consequenz aber wird man denn doch wohl selbst in Pest zurückscheuen, und vorläufig liegt in der Person Kaiser Franz Josef's noch die Garantie dafür, daß der mitteleuropäische Bund nicht vorzeitig in die Brüche gehen wird.

Berlin, d. 24. (12.) Februar 1896.



Berichtigung

zu dem Aufsatz „Einiges zur Geschichte der Doblenschen Kirche“ im Januarheft dieser Zeitschrift, Seite 13, Zeile 18 bis 28:

Die erste Schenkung Detlof von Plates ist nicht vor 1516, sondern nur vor 1593 geschehen; in welchem Jahre ist nicht bekannt, aber nach Dr. Otto, dessen erste Notiz ich mißverstanden hatte, vielleicht nur mehrere Jahre vor 1593. Dr. A. Bielenstein.



Eine neue Darstellung der livländischen Geschichte.

II.*)

Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung" des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Eine populäre Darstellung von Ernst Seraphim. II. Band. 1. Abtheilung: Die Provinzialgeschichte bis zur Unterwerfung unter Rußland von Ernst Seraphim. — 2. Abtheilung: Kurland unter den Herzögen von Dr. August Seraphim. Reval. Verlag von Franz Kluge. 1896. 714 Seiten.

Als Ernst Seraphim in dem Vorwort zum ersten Bande die Hoffnung aussprach binnen Jahresfrist den zweiten Band erscheinen zu lassen und mit ihm die livländische Geschichte bis 1721 fortzuführen, werden die meisten Leser ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Es mußte scheinen, als ob ein solches Unternehmen, an sich schon äußerst schwierig, Jahre vorbereitender Studien bedürfe und auch die Niederschrift mehr Zeit erfordere, als sie dem beruflich stark beschäftigten Verf. während eines Jahres zu Gebote stehen mochte. Wenn nun trotzdem der 2. Band zu Weihnachten 1895 der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte, so werden zunächst die Energie, der Fleiß und die Arbeitskraft des Verf. volle Anerkennung finden.

Von den 714 Seiten des zweiten Bandes entfallen 425 auf den Bearbeiter des ersten. Nun wird ein jeder sich selbst sagen, daß die Vorstudien zu diesem die Zeit von 1561—1721 umfassenden Theil unserer Landesgeschichte nicht erst aus dem letzten Jahre

*) Vgl. „Balt. Mon." 1895, S. 73 ff.

stammen. Was der Verf. bietet, ist vielmehr die Frucht einer durch Jahre fortgesetzten, mit Liebe und Eifer gepflegten Beschäftigung mit der Vergangenheit der Ostseeprovinzen. Immerhin waren diese Studien doch nicht mit direkter Rücksicht auf Verwerthung in einer allgemeinen Darstellung der livländischen Geschichte getrieben worden und es bleibt dabei, daß die schriftstellerische Produktivität Ernst Seraphims über gewöhnliches Maß hinausragt. Dasselbe gilt von August Seraphim, dem es gelungen ist, im verflossenen Jahre außer einer auf gründlichen gelehrten Forschungen beruhenden Doktordissertation diese ausführliche Geschichte Kurlands für die Zeit von 1561—1795 zu stande zu bringen.

Charakter und Zweck der Seraphimschen „populären" Gesammtdarstellung der livländischen Geschichte sind bekannt. Was von der Kritik zum Lobe der warmen, zu Herzen gehenden Sprache Ernst Seraphims gesagt worden ist, findet auch auf den vorliegenden Band uneingeschränkte Anwendung. Ich behaupte sogar noch ein Aufsteigen in dieser Linie, obgleich der Satzbau nicht immer tadellos ist und der Stil sich von etlichen feuilletonistischen Gepflogenheiten und Inkorrektheiten, die sich schon im 1. Bande gelegentlich störend bemerkbar machten, nicht frei gehalten hat*). Wenn sich Darstellung und Sprache des 1. Bandes in der Geschichte Bischof Alberts und des Zerfalls zu besonderer Höhe erheben und am meisten gefallen mußten, so ist dieses wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Perioden nicht nur klarer vor uns liegen und reicher an verständlichen, charakteristischen Einzelheiten sind, sondern vor allem Persönlichkeiten hervortreten lassen, denen man in Liebe und Abneigung gegenüber steht und deren Schilderung die geschichtliche Darstellung so reizvoll macht. In dieser Hinsicht hat

*) Z. B. S. 81: „Neben den andern Rechten der Stadt, der Gerichtsbarkeit, der Verfassung, der Münze etc. waren die Gesandten angewiesen, dem vom littauischen Adel geforderten freien Handel in Riga nicht zu willfahren." Oder S. 206, wo von dem in den Niederlanden weilenden Grafen Johann von Nassau erzählt wird: „Schnell entschloß er sich einen im Hafen von Travemünde liegenden Livlandsegler zu besteigen u. schon am 12. Juli 1601 betrat er in Pernau den Boden unserer Heimath..." Als ob die Trave ein niederländisches Gewässer ist. Das „schon" fließt aber dem Verf. gleichsam aus Gewohnheit in die Feder, obwohl es doch nur angebracht wäre, wenn er den Zeitpunkt des Entschlusses zur Reise oder der Abfahrt mitgetheilt hätte.

aber die Zeit, mit welcher es der 2. Band zu thun hat, vor dem Mittelalter unendlich viel voraus. Das Mittelalter bietet bei weitem mehr leere Namen, an die sich Handlungen knüpfen, aus denen doch nur unter besonders günstigen Umständen ein Rückschluß auf die Persönlichkeit gestattet ist. Umgekehrt in der neueren Geschichte. Wie oft ist da das geschichtliche Ereigniß in seiner wahren Bedeutung erst aus der Kenntniß der handelnden Persönlichkeit erschlossen worden. Nun ist ja unsere Geschichte von 1561—1721 nicht gerade reich an überragenden Gestalten. Aber wir haben es doch mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun, wir erkennen, wie ihr Eingreifen den Gang der Ereignisse beeinflußt, und schließlich sind doch in diesem Zeitraum, abgesehen von den hervorragenderen Söhnen des Landes, auch in unserer Geschichte eine ganze Anzahl welthistorischer Persönlichkeiten thätig, die mehr oder weniger in den Mittelpunkt der Erzählungen treten. Namen wie Stefan Bathory, Gustav Adolf, Karl XI., Karl XII., Peter d. Gr., und andererseits die ganze Reihe namhafter Patrioten bis hinauf zu Patkul, — sie erleichtern es, frisch, farbenreich und amüsant zu erzählen. Diese Vortheile hat der Verf. sich nicht entgehen lassen, sie sind der gesammten Darstellung zu gute gekommen. Hervorheben möchte ich einzelne Partieen aus der polnischen Zeit, insbesondere die Kalenderunruhen in Riga und die Zeit der ausgehenden schwedischen Herrschaft. Hier ist die Rede von großen Leidenschaften, ergreifenden Katastrophen, Willkür und Vergewaltigung auf der einen, Vaterlandsliebe, Rechtsbewußtsein und Stolz auf der anderen Seite. Diese elementaren und doch größten Themata der Geschichte, die das Gemüth unmittelbar ergreifen und von jedermann verstanden werden, sie mußten dem Verf. einer populären Landesgeschichte am besten gelingen. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich beobachte, daß Seraphim da am besten schreibt, wo er selbständig geforscht hat und die Darstellung aus dem Rahmen der Kompilation heraustritt und auf selbstgebahnten Wegen einhergeht. Für die Kalenderunruhen hat Seraphim die von L. Napiersky hinterlassene Abschriftensammlung mit glücklichem Erfolge verwerthet und für diesen Zeitabschnitt dadurch die wissenschaftliche Erkenntniß der livländischen Geschichte auch ihrem Umfange nach erweitert und gefördert, ein Ruhm, auf den er dem

ganzen Plan und Charakter des Werkes nach für die übrigen Partieen verzichtet. Bekanntlich bietet S. grundsätzlich nicht mehr, als was den Fachgenossen aus früheren Monographien oder umfassenderen Darstellungen bereits bekannt war. Ich will gleich hier hervorheben und anerkennen, daß in und trotz dieser Beschränkung eine durchaus nothwendige und zeitgemäße Arbeit geleistet worden ist. Wenn schon der 1. Band einem allgemein empfundenen Bedürfniß nach Zusammenfassung des zerstreuten historischen Materials entgegenkam, wie der in den Annalen unserer Litteraturgeschichte überaus seltene buchhändlerische Erfolg desselben erweist, so trifft das für den 2. Band in noch höherem Maße zu. Denn bis zum Zusammenbruch des alten Livlands führte die weit verbreitete und gern gelesene Arbeit von Schiemann; für die folgende Zeit fehlte es aber an zusammenfassenden Darstellungen ganz und gar, so daß dieser 2. Band eigentlich zum ersten Mal das Fazit aus der landesgeschichtlichen Arbeit einer ganzen Generation zieht. Seit dem Erscheinen der Richterschen Geschichte der Ostseeprovinzen sind fast 40 Jahre verflossen. Welche Masse an gelehrter Arbeit ist auch für den in Rede stehenden Abschnitt der livländischen Geschichte geleistet worden! Nirgends aber konnte man sich darüber ausreichend und sicher orientiren. Hier ist nun endlich ein Gesammtbild der Provinzialgeschichte Livlands in der polnischen und schwedischen Zeit geliefert, dessen Einzelzüge und Farben mühsam aus Zeitschriften und Monographieen zusammengetragen werden mußten. Da auch die Ergebnisse der neuesten Forschung gebührende Berücksichtigung gefunden haben, so werden nicht nur „Liebhaber" der livländischen Geschichte nach diesem Bande greifen, nicht nur diejenigen, welche sich durch eine populäre Darstellung belehren lassen wollen, sondern das Seraphimsche Buch wird auch dem ernsten Forscher bis auf Weiteres ein willkommenes Mittel der Orientirung sein. Allerdings kein ausreichendes. Das hat der Verf. aber auch nicht schaffen wollen und wer in der Lektüre für seine speziellen Bedürfnisse das Erwartete nicht findet, darf das dem Verf. nicht zur Last legen. Mit Recht kann sich dieser auf das Vorwort zum 1. Bande berufen, welches daran erinnert, daß ein Buch von dem Charakter des vorliegenden nicht auf jede Detailfrage Antwort zu geben braucht.

Ich habe in der Kritik des 1. Bandes rühmend hervorgehoben, daß aus ihm eine eindrucksvolle und im Allgemeinen richtige Gesammtanschauung der livländischen Geschichte zu gewinnen ist, war aber doch genöthigt festzustellen, daß die Zuverlässigkeit im Einzelnen keine unbedingte genannt werden könne und daß darum bei der Benutzung einzelner Daten Vorsicht geboten sei. In dieser Allgemeinheit muß ich das Urtheil für den 2. Band wiederholen. Es ist weder meine Aufgabe, rein äußerlich die Fehler auszuzählen und danach das Urtheil zu gestalten, noch wäre der Sache damit gedient. Es geschieht daher ganz unabhängig von der Zahl der nachstehend geltend gemachten Beanstandungen, wenn ich mich zu dem Eindruck bekenne, daß dieser Band doch weniger Veranlassung zu Ausstellungen im Allgemeinen und zu Berichtigungen im Einzelnen bietet. Eine unserer einheimischen Tageszeitungen hat eine Anzeige des Buches gebracht, welche die Bemerkung enthält, es sei allerdings verbesserungsbedürftig, aber auch in hohem Maße verbesserungsfähig. Diesem treffenden Urtheil schließe ich mich vollkommen an und bin überzeugt, daß eine 2. Auflage das Werk von den ihm noch anhaftenden Schlacken und Unvollkommenheiten befreien wird.

Will ein Buch als Ganzes genommen und beurtheilt werden, so wird man das äußere Gewand, das die geistige Arbeit des Verfassers vermittelt, nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen. So gewiß Ausstattung und Druck Aeußerlichkeiten sind, so gewiß können sie unter Umständen und bis zu einem gewissen Grade für den objektiven Werth eines Buches von Einfluß werden. Die Ausstattung des Seraphimschen Werkes wird nun jeder gern als eine durchaus rühmliche anerkennen. Dankenswerth ist auch die Beigabe der Löwisschen historischen Karte der Ostseeprovinzen; nur ist der Maßstab zu klein. Wie sie hier in 1: 2,300,000 vorliegt, läßt sie die Abgrenzungen der Territorien allerdings in wünschenswerther Deutlichkeit erkennen, die eingezeichneten Namen bleiben aber dem unbewaffneten Auge größtentheils unzugänglich. Nun aber die Druckfehler! Wie eine böse Krankheit haften sie dem ganzen Werke an und in solcher Menge, daß man den geehrten Verfassern den Ärger über diese Verunstaltung ihrer Arbeit wahrlich lebhaft nachempfinden kann. Ein auf besonderem Blatte beigefügtes Verzeichniß der Errata ist bei weitem nicht erschöpfend und läßt

leider die sehr vielen verdruckten Jahreszahlen, bei deren größtem Theile ein sachlicher Irrthum der Verfasser ausgeschlossen erscheint, völlig unberücksichtigt. Beim ersten Blick in das Buch starren dem Leser unter dem Bilde Patkuls die Worte Johann Heinrich Patkul entgegen! Es liegt mir fern, wegen solches Mißgeschicks mit den Verfassern zu rechten, aber unerwähnt durfte es auch nicht bleiben. Sehr gute Dienste leistet das ausführliche Inhaltsverzeichniß und ersetzt zum Theil das Sachregister. Mit diesem hat es eine eigene Bewandtniß. Ein „Personen- und Sachregister" ist auf dem Titel allerdings angekündigt, im Texte aber lautet die betr. Ueberschrift „Personen- und Ortsregister". In Wirklichkeit finden sich auch Ansätze zu einem Sachregister; sie sind aber sehr spärlich und durchaus willkürlich, sodaß es fast scheint, als ob der ursprüngliche Plan während der Arbeit geändert wurde, die einmal ausgezogenen und eingefügten Anführungen aber aus Versehen stehen geblieben sind. Auch sind die beiden Verfasser in der Registerarbeit offenbar nicht nach gleichen Grundsätzen verfahren. Das Personen- und Ortsregister wird vermuthlich in den meisten Fällen seinem Zweck entsprechen. Ich muß aber gestehen, daß es mich auch wiederholt im Stich gelassen hat. Und zwar läßt nicht nur die Vollständigkeit zu wünschen übrig, sondern die Art der Zusammenstellung ist zuweilen auch irreführend. Wo im Texte der Namen Chodkewicz erwähnt wird, ist es nicht jedes Mal sofort ersichtlich, ob der erste polnische Administrator oder ein anderes Glied dieser Familie gemeint ist, da die begleitenden Titel wechseln und man gelegentlich den Vornamen vermißt. Auch verschwindet der Administrator Chodkewicz vom Schauplatze seiner verhängnißvollen Wirksamkeit, ohne daß der Leser erfährt, wann und wie*). Nur aus einer ganz beiläufigen Erwähnung seines Todes in einer wörtlich mitgetheilten Rede der rigaschen Deputirten in Warschau v. J. 1583 ist zu entnehmen, daß er damals nicht mehr unter den Lebenden weilte. Wer nun diesen Passus, was leicht geschehen kann, übersieht, muß sich unwillkürlich fragen, ob

---

*) Daß übrigens Jan Chodkewicz in Livland ärger gewüthet habe als Alba in den Niederlanden, eine Behauptung, die der Verf. in Form eines Citates giebt, wird durch seine eigene Darstellung keineswegs glaubhaft gemacht.

der zum Beginn des 17. Jahrhunderts auf S. 183 erwähnte „weitgebietende Chodkewicz", dessen Schwager Woldemar Farensbach war, mit dem Administrator identisch ist. Schlägt man nun zur Orientirung das Register auf, so erhält man sogar eine bejahende Antwort, denn die Anführungen dieses zweiten Chodkewicz erfolgen nicht getrennt, sondern in fortlaufender Reihe mit denen des Administrators gleichen Namens. Ganz ebenso werden die im Text S. 580 u. S. 598 zu den J. 1697 u. 1726 erwähnten beiden Franz Lefort, von denen der ältere schon 1699 starb, im Register als eine Person behandelt.

Wenn zu den unzweifelhaften Vorzügen der Schreibweise des Verf. eine frische Lebendigkeit und Lebhaftigkeit gehört, so ist es doch ebenso zweifellos, daß diese nur zu oft in eine Flüchtigkeit ausartet, welche den Autor den einzelnen Ausdruck nicht genügend beachten oder seine Tragweite unterschätzen läßt. Es ist verständlich, daß die unerquickliche, nach vielen Seiten doch nur dürftig bekannte polnische Periode besonders schwer zu behandeln war. Hier drängen sich nun auch an einzelnen Partieen die fehlerhaften Stellen. Aus der Geschichte Rigas greife ich das Folgende heraus. Auf S. 83 wird die am 14. Januar 1581 zu Drohiczin erfolgte Unterzeichnung des corpus privilegiorum Stephaneum erwähnt, das dann der König auf dem Warschauer Reichstage des folgenden Jahres (1582) mit dem Reichssiegel versehen läßt (S. 85.). Auf S. 88 hat der Verf. diese Angaben bereits vergessen, denn indem er eine Aeußerung des Königs vom 7. Januar 1582 über seine katholisirenden Absichten bezüglich Livlands anführt, sagt er, daß sie „in eigenthümlicher Weise die am 14. Januar, also knapp 7 Tage später, folgende Bestätigung der Privilegien Rigas" illustrire. Er kann damit nur jene eben erst zum 14. Jan. 1581 vermerkte Unterzeichnung des corpus privilegiorum Stephaneum meinen. Auf S. 99 aber heißt es: „Am 4. Oktober 1582 versammelten sich die polnischen Landboten zu Warschau ....: bereits am 16. Nov. erfolgte, wie eben schon erzählt wurde, die Bestätigung der Privilegien der Stadt." Hiermit ist offenbar wieder jene oben erwähnte auf dem Reichstag zu Warschau erfolgte Besiegelung der Bestätigungsurkunde gemeint. Ganz abgesehen von der Verwechselung der Jahre 1581 u. 1582

kann man sich in dieser Sache kaum unpräciser und mißverständlicher ausdrücken. Ebenso läßt den Verf. das Gedächtniß im Stich, wenn er S. 85 mittheilt, daß ... „Nik. Fick im Mai 1571 [soll heißen 1581] den Versuch machte, Dr. Welling wegen des Drohicziner Vertrages ... zur Rede zu stellen", nachdem kurz zuvor, S. 81, erzählt worden ist, daß Dr. Welling an den Verhandlungen zu Drohiczin nicht Theil nahm, weil ihm wegen seiner Thätigkeit auf der zweiten Legation in Wilna Vorwürfe gemacht worden seien, deren Hauptvertreter eben jener Nik. Fick war. Es muß dem Verf. überlassen bleiben hier die Korrektur nach der einen oder anderen Seite vorzunehmen.

Man kann es gerne und mit Recht anerkennen, daß Seraphim nicht nur Ereignisse hübsch erzählt, sondern auch in der Schilderung des Zuständlichen ein beneidenswerthes schriftstellerisches Talent offenbart. Nur wo es sich um Rechts- und Verfassungsfragen handelt, wo die größte Klarheit und Präcision im Ausdruck und in der Entwickelung eines Gedankens das erste Erforderniß ist, bleibt manches zu wünschen übrig. Besonders leidet darunter der Abschnitt über das Emporkommen der Gilden und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse in Riga. Wie an einigen anderen Stellen wird allerdings auch hier die Beurtheilung erschwert durch die Vermuthung oder den Wunsch, daß Druckfehler vorliegen mögen. Schließlich muß aber der Text doch genommen werden, wie er ist. Unpräcise ist von vornherein die Bezeichnung „Zunft" der Handwerker, statt „Zünfte". Gleich darauf werden die Gilden für die Zeiten des Mittelalters, also wohl spätestens für das 14. Jahrh., das nach dem Zusammenhang allein in Frage kommt, als die eigentliche „Gemeinde" bezeichnet, wie sie denn im 15. Jahrh. (im Text heißt es allerdings 16. Jahrh.) zur Berathung allgemein städtischer Fragen herangezogen werden. Jener Zeitbestimmung über die verfassungsmäßige Bedeutung der Gilden widerspricht aber 2 Seiten weiter (S. 75) der Satz: „Zuerst setzten sie um die Mitte des 16. Jahrh. durch, daß ... nur die beiden Gilden als die Gemeinde anerkannt wurde." — Es bedarf ferner längeren Nachdenkens, um festzustellen, wen der Verf. jedesmal meint, wenn er auf S. 77 wiederholt von „den Aelterleuten", „den anderen Aelterleuten" und „den Aeltesten" spricht.

Sind die „anderen Aelterleute" und „Aeltesten" identisch, was des Verfassers Meinung zu sein scheint, so wären diese beiden Bezeichnungen im Interesse größerer Verständlichkeit wohl besser durch ein „oder" zu verbinden gewesen. Die Verwirrung wächst, wenn die Bildung der Aeltestenbank auf derselben Seite zweimal erzählt wird, als ob es sich um zwei verschiedene Fakta handelte. Daß der Ausarbeitung hier nicht die genügende Sorgfalt zugewendet worden, zeigt auch das Vorkommen eines so unfertigen Satzes, wie der folgende (S. 79): „Man braucht nur die Forderungen zu lesen, die in diesen Jahren üblich sind, die ernstlichen Wünsche, die Aelterleute und der zur Regel gewordene Bürgerausschuß dem Rath vorlegen, der Hohn... den Rathsherren gegenüber..., um den Terrorismus der Bürgerschaft... vor Augen zu haben."

Recht und Verfassung erfahren natürlich eingehende Berücksichtung auch in der schwedischen Zeit. Die Entstehung des livländischen Landesstaates im 17. Jahrh., die Organisation der Ritterschaft, der ländlichen Verwaltung und der Landeskirche sind im ganzen übersichtlich und verständlich geschildert. Vermißt wird eine wenigstens kürzere zusammenhängende Darlegung der entsprechenden Verhältnisse in Estland. Eine noch nicht ausgeglichene Differenz waltet in den Angaben über die Eintheilung Livlands in Kreise ob. S. 249 werden Riga, Dorpat, Pernau, Kokenhusen, Wenden und sogar Narwa als solche genannt, S. 259 dagegen nur Wenden, Dorpat und Pernau. Unklar bleibt auch die Tragweite der durch Gustav Adolf und die Königin Christine erfolgten Privilegienbestätigungen. Zunächst ist es wohl nicht richtig, wenn an zwei Stellen (S. 238 und S. 246) der Regierung Gustav Adolfs eine feindselige Haltung zum Adel überhaupt nachgesagt wird. Bekanntlich hat der König in Schweden die Rechte des Adels nicht nur nicht angetastet, sondern noch beträchtlich vermehrt. Diese dem Adel ungünstige Stimmung habe, fährt Seraphim fort, den König im J. 1629 nur zu einer Art Bestätigung der livländischen Privilegien vermocht. „Die spezielle Konfirmation einzelner Punkte erreichte die Ritter- und Landschaft jedoch nicht." Endeten solchergestalt die bezüglichen Verhandlungen mit einem Mißerfolge für die Ritterschaft, — so fragt es sich, warum die unter der Königin Christine 1648 erfolgte „Generalkonfirmation der Landesrechte",

die nach dem Wortlaute der Darstellung kaum einen anderen Charakter als die von 1629 gehabt haben kann, offenbar eine allgemeine Befriedigung hervorrief. Die Regierungszeit Karls XI. und die Schilderung der Güterreduktion in Schweden und Livland sind gleichfalls von solchen Stellen nicht frei, die den Mangel oder die Flüchtigkeit der letzten Revision verrathen. Wie die Reduktion in Livland thatsächlich begann, läßt sich aus dem Buche nicht entnehmen, da die betreffenden Mittheilungen auf Seite 292 und 293 wenn nicht einen unlösbaren Widerspruch, so doch jedenfalls eine Lücke enthalten. Was ist 1681 vor dem Zusammentritt des Landtages eigentlich geschehen und was beabsichtigt worden? Der Verf. schreibt: „...1681 begann die schwedische Regierung auch hier vorzugehen... An den Gen. Gouverneur Christer Horn erging der Befehl, die Reduktion der schwedischen Adelsgüter ins Werk zu setzen, die Güter der Livländer dagegen nicht anzurühren, der König wolle die Entscheidung [worüber denn?] auf einen Landtag verweisen." Nur im Falle der Widersetzlichkeit würde eine umfassende Reduktion durchgeführt werden. Dem Landtag d. J. 1681, dem also, wenn ich recht verstehe, die Entscheidung über die Einziehung der „schwedischen Adelsgüter" zustehen sollte, lag aber eine ganz andere Proposition, die nur eine allgemeine Reduktion ins Auge faßte, zur Berathung vor. War das die als Strafe für die Widersetzlichkeit angedrohte Erweiterung der Reduktion? Es scheint aber, nach des Verf. Worten, daß bis zum Zusammentritt des Landtages, der denn doch erst das wirksame Organ eines Widerstandes war, die heftige Erbitterung sich noch nicht in Thaten, sondern nur in Worten, wie den sarkastischen Reimen Gustav v. Mengdens, Luft gemacht hatte, sodaß die Voraussetzung für die Steigerung der Reduktion erst auf dem Landtage selbst eintreten konnte. Ich muß wegen der Weitläufigkeit, mit der hier ein verhältnißmäßig untergeordneter Punkt behandelt wird, um Entschuldigung bitten. Aber es soll an diesem typischen Falle deutlich gemacht werden, worin die Unterlassungssünde des Verf. besteht. Der Leser hat keineswegs das Verlangen, alle Einzelheiten des geschichtlichen Herganges zu erfahren, wohl aber nach ausreichender Klarheit und Präzision für das was geboten wird. Es hätte garnichts geschadet, wenn die Erzählung einfach mit den Landtagspropositionen eingesetzt hätte. Nachdem

aber einmal auch die ersten vorbereitenden Maßnahmen erwähnt wurden, war es unbedingt geboten, auch zu erzählen, ob und wie ein thatsächlicher Widerstand gegen das Vorgehen der Regierung sich geltend machte. Ueberhaupt wäre es aber der Reduktionsgeschichte zu gute gekommen, wenn an einem Beispiel das Verfahren der Reduktionskommission veranschaulicht worden wäre. Vieles wäre dadurch klarer geworden. Auch die Wirkungen der Reduktion für das praktische Leben werden zu wenig hervorgehoben und gezeigt. Die Entrüstung über sie klingt dazwischen etwas nach Deklamation, denn die Erzählung bewegt sich großentheils in solcher Allgemeinheit, daß man sich kein Bild von den wirklichen *wirthschaftlichen* Folgen, von dem Umfang des Besitzwechsels und dem Grade der allgemeinen Verarmung machen kann. Erst sehr spät erfährt man, daß $^{4}/_{5}$ der Güter reduzirt wurden. Die Erwähnung des Tertials der Arrende hätte doch jedenfalls eine nähere Erklärung dieses an sich vieldeutigen Ausdrucks nöthig gemacht. So ist die Vermuthung nicht ausgeschlossen, daß das *materielle* Elend nicht so sehr groß gewesen sein könne, wenn die Gutsbesitzer sich nur in wolbestallte Inhaber perpetueller Arrenden verwandelten. — Auch hier macht sich des Verf. Gepflogenheit bemerkbar, wichtige Mittheilungen an einer Stelle unterzubringen, wo man sie nicht sucht und wo sie den Effekt, den sie haben könnten, nicht erzielen. Daß $^{5}/_{6}$ aller Güter in Livland reduzirt wurden*), eine Mittheilung, welche dem Bilde des 1690 vollendeten „materiellen Zerstörungswerks" in Livland erst Licht und Farbe giebt, erwähnt der Verf. nicht zu diesem Jahre und überhaupt nicht mit Nachdruck, sondern nur in Klammern, beiläufig, als Erläuterung zu der Wiedergabe der Begründung der den Landesstaat aufhebenden schwedischen Verordnung von 1694. — In der ganzen Darstellung der Reduktion, in der Gruppirung des Stoffes, auch in den mancherlei wörtlichen Ent-

*) Wenn der Verf. daraus weiterhin den Schluß zieht, daß die Zahl der besitzlichen Edelleute auf $^{1}/_{8}$ des früheren Bestandes herabgesunken sei, so muß dem die bekannte Thatsache entgegengehalten werden, daß die schwedischen Magnaten doch ungeheure Güterkomplexe besessen hatten, deren Reduktion den privaten Güterbesitz allerdings sehr stark, die Zahl der Grundbesitzer aber nur sehr wenig verminderte.

lehnungen tritt die Abhängigkeit von den Vorlagen wieder, wie in einigen Partieen des ersten Bandes, recht stark hervor. Der kompilatorische Charakter des Werkes und die Unmöglichkeit einer Nachprüfung aller fremden Arbeiten entschuldigen den Verf. bis zu einem gewissen Grade, aber er geht darin gelegentlich zu weit, wenn er durch Uebernahme und wörtliche Anführung fremder Urtheile und Behauptungen bemüht erscheint, alle Verantwortung für den Inhalt von sich abzuwälzen. Auf manche solcher entlehnten und auf Autorität angenommenen Behauptungen ist der Leser durch den bisherigen Gang der Erzählung garnicht vorbereitet. Sie mögen an ihrer Ursprungsstelle als abschließendes Urtheil nach längerer Beweisführung ihre volle Berechtigung haben; hier wirken solche Schlußfolgerungen, deren Prämissen unbekannt bleiben, im höchsten Grade befremdend. Und doch treten sie so auf, als ob es sich um Dinge von feststehender Notorietät handelt, was nur selten der Fall ist. Weder ist es von vornherein klar, warum das Gyllenstiernasche Milizsystem in Schweden bei dänenfeindlicher Politik ein Unding sein mußte, noch daß die Reduktion „im besten Falle nur ein vorübergehendes Heilmittel" der finanziellen Noth sein konnte. Und wenn Seraphim der Reduktion jeden greifbaren Erfolg für den Staat abspricht, wenn er mit Berufung auf Schirren, es eine Thatsache nennt, daß der Schatz bei Karls XI. Tode leer und Schweden im Angesicht drohender Verwickelungen ohne Kredit war, — so hätte er doch mindestens seiner Verwunderung über diese merkwürdige Thatsache Ausdruck geben müssen, nachdem er wenige Zeilen vorher erwähnt hatte, daß Karl allein im Laufe von 6 Jahren der Krone einen Grundbesitz zurückbrachte, dessen Jahresrente die für jene Zeit gewaltige Summe von 3,200,000 Rthlr. betrug. Gewiß theile ich des Verf. Meinung, daß eine Politik willkürlicher Gewalt und brutaler Rechtsverhöhnung schließlich sich gegen ihre Urheber wendet und zum Verderben führt, weil die moralischen Kräfte des Staates unterbunden und gelähmt werden. Das pflegt aber weder eine ganz direkte, unmittelbar eintretende Folge zu sein, noch ist es immer sicher, daß einer solchen Politik auch zeitweilige materielle Erfolge versagt sein müssen. Im vorliegenden Falle hat die bisher herrschende Meinung in Karl XI. noch immer den Mann gesehen, der Schweden nach tiefem Sturze

wieder zu achtunggebietender Stellung unter den europäischen Staaten erhob, der Heer und Flotte neu in Stand setzte, und man glaubte bisher, daß die reichen, durch die Reduktion erschlossenen Geldmittel ebensolchen Zwecken dienten. Mit dieser herschenden Meinung mußte der Verf. sich auseinander setzen, wenn er die absolute Erfolglosigkeit der Regierung Karls XI. behauptete, und eine Erklärung für ihr unbegreifliches Fiasko versuchen. Wo blieb denn das Geld? Mit dem Hinweis auf den geistlosen, verknöcherten Despotismus des Königs und die moralische Verwerflichkeit seines politischen Systems ist noch nichts erklärt. Ich bedauere, die vom Verf. angezogenen kritischen Arbeiten Schirrens in den Gel. Göttinger Anzeigen nicht zur Hand zu haben und auf ein ausreichendes Urtheil über die Art ihrer Benutzung durch Seraphim verzichten zu müssen. Ich urtheile also vom Standpunkt des Lesers einer populären Darstellung, den nicht eine überlegene wissenschaftliche Einsicht, sondern nur aufmerksame Lektüre zu diesen aus dem Text selbst sich ergebenden Beobachtungen und Ausstellungen drängt.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Liste nicht einwandfreier Stellen noch um einige Nummern vermehrt werden könnte. Aber schließlich haben derartige Einzelheiten doch vornehmlich den Zweck zur Charakterisirung des Ganzen beizutragen. Hierbei die Grenze nicht zu eng und nicht zu weit zu ziehen, ist mein Bestreben gewesen, nachdem mir durch die ausführliche Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift eine eingehende Würdigung auch des zweiten zur selbstverständlichen Pflicht geworden war. Es widerstrebt mir zu wiederholen, was ich schon einmal gesagt habe. Ich muß daher für die Beurtheilung des ganzen Buches auf die allgemeiner gehaltenen Stellen jener Anzeige verweisen. Denn im Grunde genommen bewegen sich Lob und Tadel für beide Bände in der gleichen Richtung. In Vorzügen und Fehlern ist Ernst Seraphim während eines Jahres kein anderer geworden, seine ganze Arbeit trägt überall dieselben unverkennbaren Züge. Er ist derselbe warmblütige Patriot geblieben, ausgerüstet mit wohlthuender Empfänglichkeit für jedes hohe Ideal, derselbe liebenswürdige Erzähler, dem man gerne lauscht und dem man es gelegentlich auch verzeiht, wenn er es nicht mit jeder Kleinigkeit

gleich genau nimmt. Der Polemik ist in vorstehenden Zeilen freilich ein unverhältnißmäßig viel breiterer Raum gewährt worden, als er für die Empfehlung des Buches in Anspruch genommen wird. Aber das liegt in der Natur der Sache, zumal das, was ein Buch sonst immer am besten empfiehlt, eine das Wesentliche hervorhebende Angabe seines Inhalts, hier, weil zwecklos, in Wegfall kommen mußte. Das Thema der livländischen Geschichte spricht für sich selbst. - - Wohl aber möchte ich hier ausdrücklich erwähnen und zum Theil wiederholen, daß nicht nur der Gang der politischen Geschichte erzählt wird, sondern daß diese durchsetzt und belebt erscheint durch charakteristische Züge des kleinen Lebens, durch vieles kulturhistorische Detail und eindrucksvolle Schilderung der historischen Persönlichkeiten. Der Kulturgeschichte ist sogar ein Kapitel: Stadt und Land im XVII. Jahrhundert ausschließlich gewidmet und darf um seines reichen Inhalts willen besonders willkommen geheißen werden. Die fingirte Person des nach Reval und wieder zurück reisenden Fremdlings, dessen Gespräche und Erlebnisse die Form hergeben, in welche der Verf. mit unleugbarem Geschick einen Theil der kulturhistorischen Mittheilungen flicht, hätte ich freilich lieber vermieden gesehen. Der Abschnitt gemahnt etwas an die Schablone kulturhistorischer Schilderungen in historischen Romanen. Er widerspricht dem ernsthaften Charakter des übrigen Buches und erzeugt so im Leser eine gewisse Disharmonie der Stimmung, welche den Genuß der Lektüre beeinträchtigt.

* * *

Die Geschichte des Herzogthums Kurland von Dr. August Seraphim muß als eine überaus werthvolle Bereicherung des ganzen Werkes bezeichnet werden. Es hätte, von einigen wenigen Verweisungen auf den Inhalt der Arbeit Ernst Seraphims abgesehen, ebenso gut als selbständiges Buch erscheinen können. Unverkennbar trägt es einen anderen, wissenschaftlicheren Charakter. Außer der gedruckten darstellenden Literatur sind die Quellen selbständig verwerthet und auch archivalisches Material in erheblichem Umfange zu Rathe gezogen worden.

Der wesentliche Inhalt der politischen Geschichte Kurlands erschöpft sich nach außen in dem Verhältniß zum Königreich Polen,

nach innen in den unausgesetzten Streitigkeiten zwischen Herzog und Adel. Für einen Fremden kann die Geschichte Kurlands somit nur sehr wenig Interesse haben. Ist es doch nur eine Periode, die Regierungszeit Herzog Jakobs, welche die Kennzeichen eines wirklichen Aufschwungs trägt, und an sich der Theilnahme weiterer Kreise werth ist. Aber die vielverheißende Entwickelung des kleinen Staates unter der weitblickenden, fürsorglichen Regierung dieses vortrefflichen Fürsten bricht plötzlich mit einer gewaltsamen Katastrophe ab, die einerseits als unverschuldetes Mißgeschick erscheint, andererseits doch in der Konsequenz der unseligen Thatsache lag, daß ein völlig machtloser Staat zu einer politischen Selbständigkeit gelangt war, die er aus eigener Kraft keinem ernstliche Angriffe gegenüber behaupten konnte. Von vornherein waren Kurland und Pilten ein Spielball fremder Mächte und sie mußten es in immer höherem Maße werden, je weniger der einzig maßgebende Stand der Bevölkerung, der Adel, Verständniß für diese Sachlage zeigte, je rücksichtsloser und erfolgreicher er bemüht war, die fürstliche Gewalt zu schwächen, die doch allein noch im Stande gewesen wäre, die Kräfte des Landes zur Wahrnehmung seiner wichtigsten Lebensinteressen zusammenzuhalten und zu verwerthen. So steht man bei der Betrachtung der Geschichte Kurlands unter dem peinlichen und betrübenden Eindruck einer nur selten unterbrochenen retrograden Entwickelung, die folgerecht mit der Selbstauflösung endet. Auch der Sohn des Landes wird diese Empfindung theilen. Aber wie die Geschichte seiner Heimath auch verlaufen ist, er wird ihr, weil sie diese ist, das gesteigerte Interesse entgegenbringen, das eben die Liebe zur Heimath in ihm erweckt, und so wird er auch dem Verf. Dank wissen für seine mühevolle gewissenhafte Arbeit, die auf dem Grunde derselben Gesinnung erwachsen ist.

Die herzogliche Zeit Kurlands ist ein in sich völlig abgeschlossenes, spezielles Gebiet der Geschichte unserer Ostseeprovinzen. Ich bekenne, daß mir die besonderen Kenntnisse fehlen, die ich nothwendig besitzen müßte, um eine eingehende kritische Würdigung der vorliegenden Arbeit zu versuchen und ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen allgemeiner Natur. — Nicht geradezu einen Mangel, aber eine Eigenart dieser Arbeit möchte ich hervor-

heben: Der Verf. giebt nur politische Geschichte. Da ist es denn ganz außerordentlich zu bedauern, das ein kulturhistorisches Kapitel, zu dem der Stoff schon gesammelt war, aus äußeren Gründen nicht mehr aufgenommen werden konnte. Mir scheint die Anlage der Arbeit ein solches ergänzendes kulturhistorisches Kapitel geradezu zu fordern, sowohl im Interesse der Darstellung als für das Verständniß der geschilderten Zeit. Ich gebe der Vermuthung Raum, daß der Verf. absichtlich jedes Eingehen auf die Agrar- und sonstigen wirthschaftlichen Verhältnisse, auf Handel und Wandel an Edelhöfen und in den Städten, auf die literärischen und Bildungsverhältnisse, ja selbst auf die Persönlichkeit und das Hofleben der Fürsten vermieden hat, um ihre Schilderung für jenes leider in Fortfall gerathene kulturhistorische Kapitel aufzusparen und Wiederholungen zu vermeiden. So gestaltet sich das Bild der kurländischen Herzogszeit vielleicht noch ungünstiger als sie es wirklich war. Es muß unter der wenig erfreulichen Oberfläche dieser eigennützigen, unpolitischen und eines höheren Strebens baren Adelsoligarchie, wie sie in den Verfassungshändeln hervortritt, doch auch ein anderer Geist rege gewesen sein, der nicht nur der Entwickelung kräftiger Individualitäten förderlich war, sondern Kurland auch dem geistigen Kontakt mit dem Mutterlande im Westen offen hielt und so dem demoralisirenden Einfluß des Polenthums ein kräftiges Gegengewicht bot. Die Beschränkung auf die rein politische Geschichte hat zur Folge gehabt, daß solche Gesichtspunkte in der Darstellung nur gestreift sind, deren Berücksichtigung aber den unerquicklichen Gesammteindruck gemildert hätte. Vielleicht aber wäre es doch auch im Rahmen der vorliegenden Anordnung des Stoffes möglich gewesen, wenigstens von den Persönlichkeiten der kurländischen Herzöge ein anschaulicheres Bild zu geben. Selbst eine so markante Fürstengestalt wie Herzog Jakob wird doch nur in den allgemeinsten Zügen geschildert. Seine innere und äußere Politik kommen ja vollauf zur Geltung, der Verf. hat aber darauf verzichtet oder verzichten müssen, ihn den Lesern menschlich nahe zu bringen. Gerade als Bestandtheil einer umfassenden populären Darstellung konnte diese Geschichte Kurlands meinem Empfinden nach eher eine kürzere Behandlung der Verfassungs- und diplomatischen Geschichte, als diesen Verzicht auf die Ausfüllung der nur in Konturen ge-

gebenen Bilder der leitenden Persönlichkeiten vertragen. Dafür hat aber der Verf. die Möglichkeit gewonnen, so manche Partieen seiner Heimathsgeschichte durch die Ergebnisse eigener Forschung zu ergänzen, zu bereichern und zu berichtigen und darum darf jenes subjektive Bedauern der Werthschätzung des objektiven Gehalts seiner wissenschaftlichen Leistung keinen Eintrag thun.

In der Vorrede bemerkt Aug. Seraphim, daß [illegible] ihm schwer gefallen sei, die Darstellung auf den Ton zu stimmen, den der Verf. dieses Werkes, sein Bruder, anschlägt, aber sein Stoff entbehre des großen Zuges, der dem Autor unwillkürlich die wohlthuende Wärme der Darstellung ermögliche. In der That fühlt man sofort, daß hier eine andere schriftstellerische Individualität waltet. Niemand wird ihrem Stil aber das Zeugniß versagen, daß er dem Gegenstande angemessen, würdig und durchaus entsprechend ist.

A. Bergengrün.

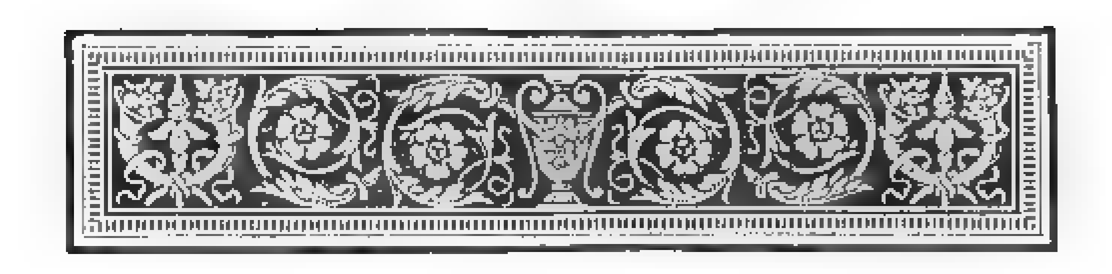
Schwerin, Februar 1896.



Druckfehler

(die sich in einige Exemplare eingeschlichen haben).

S. 166, Z. 7 v. u. l. Chodkewicz st. Chodkiewicz. — S. 170, Z. 16 v. o. „worüber denn?" muß in eckigen statt in runden Klammern stehen. Z. 16 v. u. l. angedrohte st. angedachte. — S. 171, Z. 3 v. o. l. gegen das st. gegen des. Z. 10 v. o. l. wohlbestallte st. wolbestellte. — S. 174, Z. 7 v. u. ist nach dem Worte „abgesehen" ein Komma zu setzen, desgleichen Z. 9 v. u. nach „es hätte".



Ueber den Begriff der Entwickelung nach Herbert Spencer.

Es gehört gewiß unter die schwersten Aufgaben des wissenschaftlichen Denkens, gute Definitionen für allgemeine Begriffe zu geben — und doch ist es so außerordentlich nothwendig solche gute Definitionen zu besitzen, weil ohne sie ein fruchtbarer Austausch von Erfahrungen und Urtheilen über allgemeine Fragen und somit jegliche erfolgreiche Förderung derselben unmöglich wird. Wie soll man sich über komplizirte Zusammenhänge verständigen, wenn man nicht jederzeit genau weiß, welche Vorstellungen beim Gebrauch eines in einer Auseinandersetzung vorkommenden Terminus mit letzterem zu verbinden sind. Es ist daher vielleicht eine dankenswerthe Arbeit, sich gelegentlich genauer über solche im Vordergrunde des zeitgenössischen Denkens stehenden Begriffe und über die Bedeutung zu instruiren, welche ihnen in der Auffassung ihrer hervorragendsten Bearbeiter und Vertreter zukommt.

Die folgenden Zeilen haben den Zweck ein Referat darüber zu liefern, wie der bedeutende Philosoph Herbert Spencer den Aufgaben einer solchen Begriffsbestimmung gerecht wird: es ist der Begriff der „Entwickelung“, von dem geredet werden soll, ein Wort, dem man bei der Lektüre moderner Werke auf Schritt und Tritt begegnet; nennt sich doch die Lehre, auf der die ganze moderne Naturauffassung — man möchte sagen Weltanschauung — beruht, „Entwickelungs-“ oder „Evolutionstheorie.“

Mit echt englischer Umständlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Klarheit, — an einer Fülle aus allen Gebieten des Lebens herbeigezogenen Beispielen verweilend, nie sich übereilend, nie den Faden verlierend und mit unglaublichem pädagogischen Geschick im Geiste des Lesers allmählich seine Gedanken aufbauend — geht der große Meister bei der Lösung seiner Aufgabe zu Werk. Er giebt uns nicht gleich eine fertige Definition, die dann nachträglich analytisch behandelt, durch Umschreibung und Beispiele erläutert wird — nein, seine Methode ist wie alles natürliche Erfahren — synthetisch: wir müssen uns durch eine 120 Druckseiten umfassende, zusammenhängende Gedankenreihe durcharbeiten, bis alle nothwendigen Elemente des Begriffes zusammengetragen und geordnet sind — bis die Formel für den Begriff in ihrer gedrungenen, alles Wesentliche in kürzester Form enthaltenden, abgerundeten Gestalt vor uns dasteht. Für den aufmerksamen Leser bedeutet nun aber auch und vergegenwärtigt jedes Wort den Inhalt einer ganzen Abhandlung, welcher sich auf's treueste dem Gedächtnis einprägt.

Diese Formel und unser Verständniß dafür scheinen bei der Lektüre organisch zu wachsen. Das wesentlichste, augenfälligste Merkmal des Begriffes wird zunächst herangezogen, in einem Satz ausgesprochen und seine durchgehende Gültigkeit bei allen Vorgängen, die wir mit dem Worte Entwickelung bezeichnen, nachgewiesen. Dieses Merkmal, dieser Satz ist gleichsam die Keimzelle, aus der das ganze künftige Gedankengebilde hervorgeht, sich differenzirt und auswächst: bei der nun folgenden Besprechung desselben stellt sich die Nothwendigkeit von Ergänzungen, Beschränkungen oder weiteren Zusätzen heraus, — am Schluß eines jeden neuen Kapitels ist unsere Formel um einige wenige bedeutungsvolle Worte gewachsen, und so geht es Schritt um Schritt fort, bis der Gedanke seine volle Ausprägung in der Schlußformel erhalten hat.

Wissenschaftliches Erkennen unterscheidet sich von sonstigem Wissen und Erkennen, abgesehen von der größeren Strenge und Genauigkeit, darin, daß es sich dabei nicht um gelegentliches und ungeordnetes Erfassen dieser oder jener Einzelthatsache handelt, sondern, daß es Erkenntnisse sind, die typische Bedeutung haben;

ist ein Wissen von Gesetzen, von Allgemeinheiten. — — Auch bei der Gliederung und Rangabstufung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ist es ein entscheidendes Merkmal, ob es sich um mehr oder weniger umfassende Allgemeinheiten handelt. Die oberste Stelle nimmt in dieser Hinsicht die Philosophie ein, schlechthin als die Wissenschaft von den letzten und umfassendsten Allgemeinheiten. Je tiefer eine Disciplin zu der Betrachtung und Erforschung von Spezialitäten und Einzelthatsachen absteigt, desto geringer ist ihr philosophischer Gehalt (womit ihr, nebenbei gesagt, nichts von ihrem Werth und ihrer Würde genommen sein soll) — je höher sie andererseits zu den großen Gesetzen alles Daseins aufsteigt, desto größer ist derselbe. Je mehr ein Schriftsteller, und sei es auch ein Novellist, Romanschreiber, Feuilletonist — in seiner Darstellung bemüht ist, die Einzelthatsachen in Natur und Leben als von jenen allgemeinen Gesetzen beherrscht und getragen darzustellen, um so mehr werden wir ihn einen Philosophen nennen können — und ja ist auch im täglichen Leben das Verhalten jedes einzelnen Menschen mehr oder weniger „philosophisch,“ je nachdem er ein zerstreutes Dasein führt oder seinen Erlebnissen Zusammenhang zu geben weiß — ob er nach Zufälligkeiten oder nach Ideen lebt und sein Leben anschaut.

In seinem Werke „Die Grundlagen der Philosophie“ sucht nun Spencer zu den letzten, allgemeinsten, das gesammte Leben des Universums wie auch aller Einzelexistenzen in demselben beherrschenden Merkmalen vorzudringen und glaubt in der „Entwickelung“ und ihrem Gegenstück der „Auflösung“ — wie er dieselben im Folgenden erläutert — das oberste Gesetz des Verhaltens alles dessen gefunden zu haben, was da entsteht, wird und vergeht. Die Geschichte jeder Einzelexistenz, jedes Dinges — ist ein Verlauf, der mit seiner Entstehung anhebt und dann nach kürzerer oder längerer Dauer mit seinem Vergehen abschließt. Das ist eine Wahrheit von der größten Allgemeinheit — so sehr, daß sie fast trivial erscheint!

Was geht denn nun aber eigentlich vor sich, wenn ein Ding entsteht? In einer eingehenden Prüfung dieser Frage zeigt uns Spencer, daß ein Ding, sei es ein Lebewesen oder gehöre es dem Reich der anorganischen Materie an, nur insofern entsteht,

als seine bereits vorhandenen Bestandtheile, die ehedem zerstreut und aufgelöst in der Natur gegenwärtig waren, räumlich zu einer engeren Gruppirung zusammentreten, wobei sie einen Theil ihrer relativen Bewegung einbüßen; denn es können Bestandtheile nicht zu einem Ganzen sich vereinigen, ohne etwas von ihrer beziehentlichen Bewegung zu verlieren.

Somit ist das erste allgemeine Merkmal der Entstehung oder besser Entwickelung von Etwas gefunden; Spencer faßt es in die vorläufige kurze Formel zusammen: Integration des Stoffes und damit verbundene Zerstreuung der Bewegung.

Der der Entwickelung entgegenarbeitende Prozeß der Auflösung besteht hingegen in einer Absorption von Bewegung mit begleitender Disintegration des Stoffes (die Worte Integration, Disintegration bedeuten, das erstere: Vereinigung zu einem Ganzen, das letztere: Aufhebung des Zusammenhanges). Es können vereinigte Theile nicht anders getrennt werden, als durch Mittheilung von Bewegung, daher geht, wie gesagt, die Auflösung unter Absorption von Bewegung vor sich.

Die beiden Prozesse stellen die Geschichte jeder wahrnehmbaren Existenz in ihrer einfachsten Form dar; denn jede Veränderung, die irgend ein Ding erleidet, ist immer ein Fortschreiten in der einen oder der anderen Richtung. Alle Dinge wachsen oder zerfallen, alle Dinge nehmen an Masse zu oder schwinden dahin, alle nehmen Bewegung, sei es als Wärme oder in anderen Formen, auf oder theilen solche anderen Körpern mit: kurz, jede Andersvertheilung des Stoffes oder der Bewegung in einem körperlichen Aggregat ist entweder ein Fortschreiten zur Integration oder Disintegration, — in der Entwickelung oder in der Auflösung. Dabei ist nochmals besonders in's Auge zu fassen, daß die Integration des Stoffes immer mit Zerstreuung der Bewegung verbunden ist und umgekehrt die Disintegration des Stoffes mit Aufnahme von Bewegung. Wo sich Stoff anhäuft, gelangt er zu einer relativen Ruhe: Bewegung wird abgegeben; — durch Mittheilung und Aufnahme von Bewegung wird der Stoff aufgestört, die Theile eines Aggregats werden versprengt: — Wenn ein Körper beispielsweise Wärme, d. i. Bewegung, abgiebt, so erstarrt er, seine Theile lagern sich dichter an einander, er wird

integrirt, wenn er dagegen Wärme aufnimmt, so beginnt damit sein Auflösungsprozeß (alle Verwesung verläuft unter dem Einfluß der Wärme schneller) -- der Körper nimmt durch die Wärme an Volumen zu, seine Theilchen rücken von einander ab, bei zunehmender Wärme verlieren sie immer mehr ihren festen Zusammenhang, -- derselbe wird im flüssigen Zustande ganz labil und schließlich ist im gasförmigen Zustande die Auflösung vollzogen, die Theile sind gänzlich versprengt.

Die beiden Grundprozesse der Entwickelung und Auflösung gehen an allen Existenzen stets gleichzeitig und neben einander vor sich; keiner von ihnen kommt im ganzen Verlauf der Geschichte einer wahrnehmbaren Existenz je zum Stillstande. Im ersten Abschnitt einer solchen Geschichte herrscht im Ganzen die Integration vor, das Individuum wächst, dann pflegt ein Abschnitt zu folgen, in welchem relatives Gleichgewicht ist, der letzte Abschnitt ist durch ein Ueberwiegen der Disintegration bis zur gänzlichen Auflösung gekennzeichnet. In keinem Augenblick jedoch halten sich Zunahme und Abnahme die Waage, oder nehmen sie auch nur ein konstantes Verhältniß zu einander an, sondern, wie der Rhythmus das allgemeine Gesetz aller Bewegung ist, so ist auch hier ein ewiges Schwanken, ein Steigen und Sinken der gegen einander arbeitenden Prozesse vorhanden.

In der bisher gefundenen Formel: Integration des Stoffes mit begleitender Zerstreuung der Bewegung — ist das allgemeinste Merkmal der Entwickelung erfaßt: es giebt keinen Entwickelungsvorgang, bei welchem dieses Merkmal fehlte. Wenngleich es jedoch Entwickelungsprozesse giebt, die außer demselben nichts aufzuweisen haben — wie z. B. die Ablagerung eines Sediments am Grunde einer Flüssigkeit, -- so ist der Begriff damit doch noch nicht vollständig erschöpft, denn in den allerwenigsten Fällen handelt es sich um eine derartige „einfache Entwickelung," sondern fast immer ist die Entwickelung, wo sie auch auftreten mag, das, was Spencer „zusammengesetzte Entwickelung" nennt. Bevor daher Spencer dazu schreitet, an einer zweckmäßig geordneten Reihe von Beispielen das oben gekennzeichnete Gesetz zu erläutern und sein durchgehendes Zutreffen nachzuweisen — sucht er, ohne seine Formel vorläufig noch durch

weitere Zusätze zu vervollständigen, andeutungsweise eine Vorstellung von der zusammengesetzten Entwickelung zu geben, um den Leser dadurch für das Verständniß des Folgenden besser zu befähigen. Um es kurz zu sagen: das Merkmal zusammengesetzter Entwickelung ist, daß ein materielles Aggregat während seines Aufbaues — seiner Integration — nicht zu einem zufälligen, innerlich unterschiedslosen Klumpen geballt wird, sondern daß es dabei eine ausgesprochene innere Gliederung erfährt. In Spencer's Sprache rückübersetzt heißt das: neben der primären Integration gehen sekundäre Andersvertheilungen des Stoffes vor sich.

Die Bedingungen für eine besonders reiche Entfaltung solcher sekundärer Gliederungen während des allgemein fortschreitenden Wachsthumes sind vorzüglich in den organischen Körpern gegeben und zwar sieht Spencer dieselben in folgenden Eigenschaften:

Zunächst darf die Entwickelung nicht so schnell vor sich gehen, daß für die nebenbeilaufenden, sekundären Prozesse keine Zeit übrig bleibt. Ferner: das Aggregat darf bei seiner Integration nicht zu viel Bewegung zerstreuen, sondern muß möglichst viel davon zurückbehalten, weil die zurückgehaltene Bewegung das Zustandekommen sekundärer Andersvertheilungen erleichtert. Spencer führt zum Verständniß dieser im Uebrigen genügend auf Erfahrungen gestützten Thatsache ein besonders einfaches und instruktives Beispiel an: — wenn wir in ein Gefäß voll Getreidekörner etwa eine Bleikugel thun, so hat die Schwerkraft sofort das Bestreben, in diesem körperlichen Aggregat eine Andersvertheilung hervorzurufen, insofern die Kugel unter ihrem Einfluß die Tendenz hat nach unten zu sinken; — allein der Widerstand der ruhenden Körner ist genügend, um die Bleikugel in ihrer Anfangslage in der oberen Schicht zu erhalten. Schütteln wir aber das Gefäß, so wird diese Widerstandskraft herabgesetzt: die labil gewordenen Körner können die sekundäre Andersvertheilung nicht mehr hindern, die Bleikugel sinkt allmählich zu Boden. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese Thatsache noch genauer verfolgen — es genüge uns, im Auge zu behalten, daß in einem Aggregat, dessen Theile in Bewegung begriffen sind, durchschnittlich ein geringerer Widerstand gegen Andersvertheilungen vorhanden ist.

Es sind nun bekannte Thatsachen der Physik und Chemie, daß die flüssigen Körper mehr Molekularbewegung enthalten als die festen (der flüssige Zustand tritt ja auch durch Zufuhr von Wärme, d. i. Molekularbewegung ein) — und daß ferner diejenigen Stoffe eine größere Molekularwärme und damit zugleich auch eine größere Zersetzlichkeit besitzen, deren chemische Zusammensetzung eine komplizirtere ist.

Die Körper der organischen Wesen zeichnen sich aber gerade durch diese Eigenschaften aus: sie bestehen vorzugsweise aus den Kohlen- und Stickstoffverbindungen, die bekanntlich von der komplizirtesten chemischen Struktur sind, und sind reich an beweglichen flüssigen Bestandtheilen, — und daß es gerade der Gehalt an Molekularbewegung ist, der den Organismen die große Entwickelungsfähigkeit giebt, dafür spricht auffallend der Umstand, welche Rolle im Leben der Pflanzen und Thiere Wasser und Sonnenwärme spielen. — Aber noch ein anderes ist es, was die organischen Körper auszeichnet und sie zu einer hochgradigen Entwickelung geeignet macht. Dieses läßt sich am besten an einem Beispiel ausführen: — Wenn heiße Dämpfe kondensirt werden und sich zur Flüssigkeit integriren, so wird dabei noch eine gewaltige Menge Molekularbewegung zurückgehalten. Es finden dementsprechend in Flüssigkeiten von relativ hoher Temperatur auch energische Andersvertheilungen in Form von inneren Strömungen statt. Allein sie werden nicht wahrgenommen, so rasch und umfangreich sie sein mögen, weil sie in der Flüssigkeit keine bleibende Spur hinterlassen. „Bei der Annäherung an den festen Zustand gelangen wir auf einen Punkt, wo der Stoff plastisch wird, wo Andersvertheilungen immer noch, aber viel weniger leicht vorgenommen werden können und wo dieselben eben der geringen Veränderlichkeit wegen, eine gewisse Dauer erreichen, eine Dauer jedoch, die nur dann vollständig gesichert ist, wenn weitere Verfestigung jede fernere Andersvertheilung unmöglich macht."

Die körperlichen Bestandtheile der organischen Wesen sind nun im höchsten Grade plastisch mit ihrer für diesen Zweck so sehr geeigneten Vereinigung fester, Gestalt und Dauer verleihender und labiler, eine große Menge innerer Bewegung enthaltender Bestandtheile, die in ihrem Zusammenwirken die große Fülle

langsam vor sich gehender, sich genügend verfestigender, sekundärer Andersvertheilungen gestattet.

Nachdem nun in allgemeinen Umrissen der Begriff der Entwickelung gekennzeichnet ist und hervorgehoben, daß die Entwickelung mit Ausnahme der allereinfachsten Prozesse stets zweierlei umfaßt, nämlich erstens: Verdichtung, festere Verknüpfung, Ansammlung, mit einem Wort Integration des Stoffes: — Wachsthum, und zweitens: innere Gliederung und Anordnung der Theile des sich entwickelnden Aggregats: — Organisation, geht Spencer zur genaueren inductiven Behandlung der ersten Seite des Entwickelungsgesetzes über, indem er uns an einem überaus reichhaltigen Material von Erfahrungsthatsachen zeigt, daß das von ihm ausgesprochene Gesetz bei allen Entstehungs- und Entwickelungsprozessen seine Bestätigung findet, seien diese nun kosmischer oder terrestrischer, anorganischer, organischer oder auch überorganischer Natur (mit letzterem Terminus wird die Welt geistigen Lebens bezeichnet).

Zunächst sind es die Thatsachen der Astronomie, welche es hinlänglich wahrscheinlich machen, daß die sog. Kant-Laplace'sche Nebular-Hypothese Recht hat, welche die Entstehung der Himmelskörper mit ihren Trabanten aus Konzentrationen locker vertheilter Nebelmassen erklärt. Aber abgesehen von dieser Hypothese liefert auch das Sonnensystem Beweise genug: die Sonne integrirt fortwährend Stoff durch Aufnahme der auf sie in Massen einstürzenden Meteore — ein Schicksal, dem auch die Planeten und die um die Sonne kreisenden Kometen langsam entgegengehen. Dabei wird unausgesetzt eine große Menge Bewegung in Form von Wärme ausgestrahlt: die nothwendige Begleiterscheinung der fortdauernden Integration der Sonnenmasse.

Es folgen Beispiele aus dem Gebiet der terrestrischen Erscheinungen: die Erde kann noch zur Zeit, wo sie sich an ihrer Oberfläche unter die Rothgluthhitze abgekühlt hatte, nicht die ungeheuren Wassermassen auf ihrer Oberfläche gehabt haben, die heute drei Fünftel derselben bedecken, sondern diese müssen damals in Form heißer Dämpfe der Atmosphäre angehört haben: erst mit weiterer Abkühlung der Erde sind die Wassergase zur Flüssigkeit integrirt worden, was sie noch in viel größerem Maßstabe wären,

wenn hier nicht der Integration ein beständiger Auflösungsprozeß entgegenarbeiten würde, insofern das Wasser beständig durch Aufnahme von Sonnenstrahlen wieder verdunstet. —

Die Thatsachen der Geologie sprechen auch für eine seit der Entstehung der Erde begonnene und eben noch fortdauernde stetige Integration derselben, — was auch mit den neuesten modernen Erdbebentheorien übereinstimmt: die Erde wird im Inneren weiter kontrahirt, — die hart gewordene, unelastische oberste Schicht folgt, wird faltig und brüchig — bildet dadurch Oberflächenerhöhungen heraus und ruft beim Bersten Erschütterungen hervor. Nebenbei laufen an der Erdoberfläche unzählige lokale Integrationen, aber auch Auflösungsprozesse einher: hier wird Land abgespült, ein Felsen wird abgewaschen, dort bilden Ablagerungen des Meeres neues Festland.

Gehen wir zum organischen Leben über, dessen Schauplatz die Oberfläche der Erde ist, so sehen wir, wie jede Pflanze wesentlich dadurch wächst, daß sie Stoffe in sich vereinigt, die bisher gasförmig in der Atmosphäre vertheilt waren; denn die Ernährung geschieht ja vorzugsweise durch die Blätter und nur zum weit geringeren Theile durch die Wurzeln. — Die Thiere unterhalten ihr Wachsthum auch theilweise durch Aufnahme von Gasen, aber mehr noch durch Stoffe, die bereits durch Pflanzen oder andere Thiere integrirt waren.

Während des allgemeinen Wachsthums von der Zelle, die im Gewebe des Eierstockes eingebettet ist, bis zum ausgewachsenen Individuum — gehen ununterbrochen sekundäre Entwickelungsprozesse vor sich. Die Entwickelung eines jeden Gliedes, eines jeden Organs, einer jeden Zelle ist eine solche sekundäre, lokale Integration. Das Auswachsen und die Verfestigung der einzelnen Theile geht mit fortschreitendem Alter immer weiter vor sich (man denke nur an die Vorgänge am menschlichen Schädel) — Knorpel werden zu Knochen, unzusammenhängende Knochen wachsen zusammen — das ganze Gewebe wird dichter und zäher. Dürfen wir uns nun auch der Hypothese bedienen, welche in den niederen und höheren Arten und Gattungen der Organismen eine Entwickelungsreihe erblickt — der bekannten Darwinschen Hypothese, — so können wir in aufsteigender Richtung dieser Reihe eine Fülle

von fortschreitenden Integrationen erkennen; ich erlaube mir hierfür einige Beispiele mit Spencer's eigenen Worten anzuführen: „Von longitudinaler Integration liefert uns das Unterreich der Annulosen (Gliederthiere) eine Fülle von Beispielen. Die niedrigeren Formen desselben, wie die Würmer und die Tausendfüßler, zeichnen sich meistens durch die große Anzahl der sie zusammensetzenden Segmente aus; dieselbe kann in einigen Fällen bis auf mehrere Hundert ansteigen. In den höheren Abtheilungen jedoch, bei den Krustazeen, Insekten und Spinnen, sehen wir diese Zahl auf 22, 13 und selbst noch weniger reduzirt, während in Verbindung mit dieser Reduktion eine Verkürzung oder Integration des ganzen Körpers auftritt, die ihr Extrem in der Krabbe und Spinne erreicht. Die Bedeutung dieser Gegensätze für die allgemeine Lehre von der Entwickelung wird erst klar, wenn man berücksichtigt, daß dieselben genau den Verschiedenheiten entsprechen, welche während der Entwickelung eines einzelnen Gliederthieres zur Erscheinung kommen. Beim Hummer bilden der Kopf und der Brusttheil zusammen eine feste Kapsel, die aus der Verschmelzung einer Anzahl von Segmenten hervorging, welche im Embryo gesondert erkennbar waren. — Ebenso finden wir beim Schmetterling Segmente, die so viel inniger mit einander verbunden sind, als sie es bei der Raupe waren, daß sie, zum Theil wenigstens, nicht mehr von einander zu unterscheiden sind. Auch die Wirbelthiere bieten in der Stufenfolge ihrer verschieden hoch stehenden Klassen ähnliche Beispiele einer longitudinalen Verschmelzung. Bei den meisten Fischen und bei denjenigen Reptilien, die keine Gliedmaßen besitzen, verwachsen die Wirbel nirgends mit einander. Bei den meisten Säugethieren und Vögeln dagegen verschmilzt eine wechselnde Anzahl von Wirbeln, um das Kreuzbein zu bilden, und bei den höheren Affen und beim Menschen verlieren auch die Schwanzwirbel ihre gesonderte Individualität und gehen in ein Kukuksbein über. Das, was wir als transversale Integration unterscheiden, findet unter den Gliederthieren seine beste Bestätigung in der Entwickelung des Nervensystems. Abgesehen von seinen im höchsten Grade rückgebildeten Formen, welche keine deutlichen Ganglien erkennen lassen, ist beobachtet worden, daß die niedrigeren Gliederthiere und übereinstimmend damit die Larven der höheren, durchgängig eine doppelte

Ganglienkette besitzen, die von einem Ende des Körpers zum andern verläuft; bei den vollkommener ausgebildeten Gliederthieren dagegen verschmilzt diese doppelte Ganglienkette zu einer einfachen. Newport hat den Vorgang dieser Konzentration beschrieben, wie er bei den Insekten vorkommt, und Rathke hat dasselbe für die Krustazeen festgestellt. — In den frühesten Lebensstadien von Astacus fluviatilis (dem gemeinen Flußkrebs) ist für jeden Ring des Körpers ein Paar gesonderter Ganglien vorhanden. Von den vierzehn Paaren, die dem Kopf und Brusttheil zugehören, verschmelzen die drei vor dem Munde gelegenen Paare in eine Masse und bilden das Gehirn oder das Kopfganglion. Unterdessen vereinigen sich von den übrigen die vordersten sechs Paare jeweils ebenfalls in der Mittellinie, während die andern mehr oder weniger getrennt bleiben. Von diesen so entstandenen sechs Doppelganglien verwachsen die vorderen vier zu einer Masse, die hinteren zwei ebenfalls, und dann verschmelzen diese beiden Massen in eine einzige. Hier sehen wir also longitudinale und transversale Integration gleichzeitig vor sich gehen, und bei den höchsten Krustazeen schreiten beide noch weiter fort."

Zu den Integrationen der organischen Welt muß man auch die Wechselbeziehungen rechnen, in welche die Individuen derselben Art oder aber auch verschiedener Arten zu einander treten und dadurch in gegenseitige Abhängigkeit gerathen.

„Mehr oder weniger Neigung zu gesellschaftlicher Vereinigung ist allgemein unter den Thieren verbreitet, und wo sie stark ausgeprägt ist, da besteht neben der einfachen Heerdenbildung noch ein gewisser Grad von innigerer Verbindung. Geschöpfe, die in Rudeln jagen, Schildwachen ausstellen oder von Anführern geleitet werden, stellen durch gemeinschaftliches Handeln theilweise verschmolzene Körperschaften dar. Bei polygamisch lebenden Säugethieren und Vögeln geht diese gegenseitige Abhängigkeit noch weiter, und die gesellig lebenden Insekten zeigen uns Gesellschaften von Individuen von noch festerem Zusammenhang; einige derselben haben ja die Vereinigung so weit ausgebildet, daß die Individuen vereinzelt garnicht mehr leben können."

Aber auch zwischen Organismen verschiedener Gattung finden solche Integrationen statt. Pflanzen und Thiere, Thiere ver-

schiedener Gattung, sind in ihren Existenzbedingungen auf einander angewiesen, — und mit der höchsten Entwickelung des Kulturmenschen hat diese soziale Integration auch ihren Gipfelpunkt erreicht.

Mit der letzten Betrachtung sind wir schon theilweise aus dem Gebiet des Organischen heraus und haben uns auf das nächsthöhere Gebiet des „Ueberorganischen", wie Spencer es nennt, — auf das Gebiet des Geistigen begeben. Die Formel: Integration des Stoffes mit gleichzeitiger Zerstörung von Bewegung darf nun hier nicht mehr unmittelbar angewandt werden. Allein durch den engen Zusammenhang, in dem die geistige Entwickelung mit der physischen steht, ist es bedingt, daß die materiellen Vorgänge in den geistigen ihr Widerspiel finden. Wie wir aus dem veränderten Abdruck im Siegelwachs eine Veränderung des Stempels erkennen, so sehen wir in den Integrationen der sich fortentwickelnden Sprache, Wissenschaft und Kunst gewisse Integrationen der sich fortentwickelnden materiellen Beschaffenheit des Menschen und der Gesellschaft sich abspielen.

Es ist ein Verfahren, das man in den Sprachen aller Völker antrifft, — daß zur Bezeichnung ungewöhnlicherer Gegenstände neue Wörter durch Zusammensetzung von bereits gebräuchlichen gebildet werden, welche die Merkmale des zu Bezeichnenden beschreiben sollen. Diese Integration pflegt dann später noch weiter vorzuschreiten: Die Wörter schmelzen zur Untrennbarkeit zusammen, schließlich sind die Bestandtheile nicht mehr herauszuerkennen. Je unentwickelter eine Sprache ist, desto weniger fest und beständig pflegt diese Integration zu sein, was man hauptsächlich aus der leichteren Trennbarkeit der zusammengesetzten Wörter und aus der großen Anzahl von Silben erkennen kann bei Wörtern, die beständig vorkommende Dinge und Handlungen bezeichnen. Der Tag heißt in der Pawneesprache: shakovroveeshairet, der Teufel tsaheekshkakovraiwah. Die Wörter Hand, Auge, Hund, Bogen sind mindestens dreisilbig — die einfachen Zahlwörter sind zwei- bis fünfsilbig, in der Rikareesprache bis siebensilbig. Bei den modernen Kultursprachen läßt es sich dagegen leicht verfolgen, wie stets die Tendenz zur Verschmelzung, Verkürzung und weiteren Integration besteht, wie die alten Formen

immer silbenreicher sind als die neuen; — am meisten integrirt erscheinen naturgemäß die am häufigsten angewandten Ausdrücke: „Good bye“ wird aus „Good be with you“, statt „ich wünsche Ihnen einen guten Morgen“ sagt man „moyn!“.

Es findet hier eine beständige Verdichtung des geistigen Inhalts statt; eine längere Gedankenreihe, eine reichlichere Anzahl begrifflicher Merkmale wird in einen möglichst kurzen sprachlichen Ausdruck eingeschlossen; Ansammlung, Verdichtung, Verfestigung, das ist auch hier der Vorgang wie bei den materiellen Integrationen.

Auch im Satzbau schreiten die Kultursprachen in der Richtung der Integration fort: die Rede wird zusammenhängender, die Sprachperioden werden fester gefügt, die Wörter im Satze durch Präpositionen, Flexionssilben und Conjunctionen in engere Beziehung zu einander gebracht. Wenn man die chinesische Sprache in dieser Beziehung mit den europäischen vergleicht, so tritt die stärkere Zusammenhangslosigkeit der ersteren deutlich hervor. Spencer charakterisirt das in folgenden Beispielen: Wenn wir statt zu sagen: ich gehe nach London, Feigen kommen aus der Türkei, die Sonne scheint durch die Luft, uns so ausdrückten: ich gehe Ziel London, Feigen kommen Ursprung Türkei, die Sonne scheint Durchgang Luft, so würden wir ungefähr nach Art der Chinesen sprechen. — Doch verlassen wir das Gebiet des Sprachlichen und wenden wir uns der Entwickelung der Wissenschaften zu. Auch hier überzeugt uns ein flüchtiger Blick, daß der Fortschritt im Wesentlichen in einer stets weitergreifenden Verknüpfung von Einzelerfahrungen zu Gesetzen von immer größerer Allgemeinheit und von Gesetzen zu Systemen von stets umfassenderem Umfang besteht. Die Wissenschaft in ihren ersten Stadien beginnt mit der Klassifizirung von Naturobjekten. Schon das Volk vollzieht hier die erste grobe Vorarbeit, indem es die verschiedenen Naturreiche als da sind: Steine, Pflanzen, Thiere rc. ohne Zuhülfenahme eines wissenschaftlichen Verfahrens unterscheiden lernt und innerhalb dieser umfassenden Naturreiche die Einzelobjekte in eine Fülle von Unterabtheilungen zusammenordnet und somit in seinem Geiste integrirt. Durch die Wissenschaft werden die dermaßen vom Volke geschaffenen, noch größtentheils verworrenen, unzulänglichen und rohen Zusammenhänge vollkommener, auf Grund geeigneterer Merkmale und schärferer

Beobachtung sicherer zusammengeordnet und somit noch inniger und besser integrirt. Deutlicher noch läßt sich dieser Prozeß in jenen Wissenschaften verfolgen, die sich mit der Ermittelung der Gesetze des Geschehens beschäftigen. Wir wählen uns als Beispiel den Entwickelungsgang, den die Physik genommen hat: — Zuallererst sind es Naturgesetze von verhältnismäßig speziellem Charakter und geringerer Allgemeinheit, die also eine verhältnismäßig geringe Summe von Einzelerscheinungen integriren, die von den ersten Naturforschern ermittelt werden, so z. B. das Hebelgesetz, das nach Archimedes benannte Gesetz über den Gewichtsverlust von festen Körpern in flüssigen Medien &c. &c. Welch einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Integration bezeichnet es, wenn ein Newton findet, daß die von Galilei beobachteten Fallgesetze schwerer Körper an der Erdoberfläche und die von Kepler beobachteten Gesetze der Planetenbewegungen um die Sonne sowie überhaupt der Bewegungen sämmtlicher Gestirne am Firmament identisch sind und in die e i n e kurze Formel des Gravitationsgesetzes zusammengefaßt werden können.

Ganze Abtheilungen der Physik, wie Schall- und Lichtlehre einerseits und die Lehre von der Elektrizität und vom Magnetismus andererseits, ist es gelungen unter gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen, und die jüngsten Versuche des zum Schaden der wissenschaftlichen Welt zu früh verstorbenen Physikers Hertz sind ein erheblicher Schritt zur Integration dieser beiden bereits in der oben angegebenen Weise zusammengeordneten Gruppen, da Hertz es sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß die vier genannten Abtheilungen der Physik in einer allgemeinen Wellenlehre sich werden zusammenfassen lassen.

Wer einen genaueren Einblick in die außerordentlich geistvollen wissenschaftlichen Arbeiten unseres Landsmannes Nicolai Baron Dellingshausen genommen hat, der wird daraus ersehen haben, in wie folgerichtiger und kühner Weise der Verfasser derselben dem Ideale einer letzten und abschließenden Integration der gesammten anorganischen Naturlehre nachstrebt: nicht nur Akustik, Optik, Elektrizitätslehre und Magnetismus, sondern auch die Gesetze der Mechanik, die Erklärung der Gravitation und

der chemischen Vorgänge werden in einer einheitlichen, besonders gehandhabten Wellenlehre vereinigt.

„Und wenn," mit diesen Worten schließt Spencer sein Kapitel, „das möglich ist, was wir hier unter Philosophie verstehen, so muß sich schließlich eine universale Integration aller Wissenschaften erreichen lassen." -- Wir können darüber nicht im Zweifel sein, daß Spencer das glaubt und daß er mit der Feststellung des universalen Entwickelungs- und Auflösungsgesetzes dieses Ziel im Wesentlichen gewonnen zu haben meint, indem er darin die allgemeinsten charakteristischen Merkmale aller Vorgänge in der Welt der Erscheinungen und des menschlichen Erfahrens zum Ausdruck gebracht hat.

Zum Schluß dieser Reihe von Betrachtungen sei es mir gestattet, Spencer selbst noch einmal reden zu lassen: „Auch die industriellen und ästhetischen Künste liefern uns ebenso schlagende Beispiele. Der Fortschritt von rohen, kleinen und einfachen Werkzeugen zu vollkommenen, verwickelten und großen Maschinen ist ein Fortschritt in der Integration. Unter den sogenannten mechanischen Potenzen ist der Uebergang vom Hebel zum Rad an der Welle ein Uebergang von einem einfachen Agens zu einem aus mehreren einfachen zusammengesetzten Agens. Und vergleichen wir das Rad an der Welle oder irgend eine der in früheren Zeiten gebräuchlichen Maschinen mit den gegenwärtig verwendeten, so sehen wir, daß in jeder von unseren Maschinen mehrere von den ursprünglichen Maschinen zu einem Ganzen verbunden sind. Ein moderner Apparat zum Spinnen oder Weben, zur Verfertigung von Strümpfen oder Spitzen, enthält nicht blos einen Hebel, eine schiefe Ebene, eine Schraube, ein Rad an der Welle, alle mit einander verbunden, sondern mehrere derselben sind zu einem Ganzen integrirt. Ferner war in früheren Zeiten, wo die Kraft des Pferdes und des Menschen fast allein in Anwendung kamen, das bewegende Agens nicht mit dem bewegten Geräth verbunden; jetzt aber sind in vielen Fällen beide in eins verschmolzen. Der Feuerraum und der Dampfkessel einer Lokomotive sind mit der ganzen Maschinerie in Verbindung gebracht, welche der Dampf in Bewegung setzt. Eine noch ausgedehntere Integration ist in jeder Fabrik erreicht. Hier finden wir eine große Zahl komplizirter

Maschinen, alle durch Triebstangen mit derselben Dampfmaschine verbunden, alle mit dieser zu einem großen Apparat vereinigt.

Man braucht blos die Mauerverzierungen der Aegypter und Assyrier mit modernen historischen Gemälden zu vergleichen, um sich den großen Fortschritt in der Einheit der Komposition, in der Unterordnung der Theile unter die Idee des Ganzen klar zu machen. Solche alte Freskogemälde sind in der That aus einer Anzahl von Gemälden zusammengesetzt, die nur in geringer gegenseitiger Abhängigkeit stehen. Die einzelnen Figuren, aus denen jede Gruppe besteht, lassen in ihren Stellungen nur unvollkommen und in ihrem Gesichtsausdruck ganz und garnicht die Beziehungen erkennen, die zwischen ihnen obwalten, — die einzelnen Gruppen könnten, ohne den Sinn erheblich zu stören, von einander getrennt werden, und der Mittelpunkt, an den sich das Hauptinteresse knüpft und der alle Theile zusammenhalten sollte, ist oft in keiner Weise ersichtlich. Dasselbe Wesen kennzeichnet auch die gewirkten Tapeten des Mittelalters. Es mag vielleicht eine Jagdszene darauf dargestellt sein, die Menschen, Pferde, Hunde, wilde Thiere, Vögel, Bäume, Blumen enthält, Alles regellos vertheilt, die lebendigen Gegenstände mannigfaltig beschäftigt und zumeist ohne daß erkennbar wäre, daß sie von ihrer gegenseitigen Nähe irgend eine Ahnung hätten. In den Gemälden aber, die seither erzeugt wurden, findet sich, so mangelhaft auch manche in dieser Hinsicht noch sind, doch stets eine mehr oder weniger deutliche Zusammenordnung, — eine Gruppirung der Stellungen, des Ausdrucks, der Lichter und Farben, die darauf abzielt, das Gemälde zu einem organischen Ganzen zu verbinden, und der Erfolg, mit welchem durch eine Mannigfaltigkeit von Bestandtheilen eine einheitliche Wirkung hervorgebracht wird, gilt als wesentliches Zeugniß für die erlangte Vollkommenheit.

In der Musik macht sich eine fortschreitende Integration in noch mannigfaltigerer Weise geltend. Die einfache, nur aus wenigen Noten bestehende Cadenz, welche in den Gesängen der Wilden in eintöniger Weise wiederholt wird, bildet sich bei gesitteten Völkern zu einer langen Reihe von verschiedenen, zu einem Ganzen verbundenen musikalischen Sätzen aus, und so vollkommen ist die Integration, daß die Melodie nicht in der Mitte

abgebrochen oder ihrer Schlußnote beraubt werden kann, ohne daß ein peinliches Gefühl von Unvollständigkeit in uns hervorgerufen würde. Wenn sich zu der Melodie eine Baß-, eine Tenor- und eine Altstimme gesellen und wenn zu der Harmonie der verschiedenen Stimmen noch eine Begleitung hinzugefügt wird, so erkennen wir darin Integrationen einer andern Ordnung, welche ebenfalls allmählich immer umfassender werden. Und noch um eine Stufe höher wird der Prozeß geführt, wenn die verschiedenen Soli, Konzertstücke, Chorgesänge und Orchesterwirkungen zu dem großen Ganzen eines musikalischen Dramas vereinigt werden, dessen künstlerische Vollendung, um nochmals daran zu erinnern, in hohem Grade von der Unterordnung der Einzelwirkungen unter die Gesammtwirkung abhängt.

Endlich erkennen wir auch in den Künsten der litterärischen Darstellung, der erzählenden sowohl wie der dramatischen, ähnliche Verhältnisse. Die Geschichten der früheren Zeiten, wie diejenigen, mit welchen die Märchenerzähler des Ostens noch heute ihre Zuhörer unterhalten, sind aus aufeinanderfolgenden Vorfällen zusammengesetzt, die nicht allein an sich unnatürlich sind, sondern auch jedes natürlichen Zusammenhangs entbehren: es sind nur ebenso viele besondere Abenteuer, die ohne nothwendige Folgerichtigkeit an einander gereiht wurden. In einem guten Dichterwerk der Neuzeit dagegen werden die Begebenheiten recht eigentlich durch die Charaktere der unter bestimmten Bedingungen handelnden Personen herbeigeführt und ihre Reihenfolge oder ihre Eigenthümlichkeiten können deshalb auch nicht nach Belieben abgeändert werden, ohne die Gesammtwirkung zu schädigen oder ganz zu vernichten. Ferner werden uns die Charaktere selbst, die in früheren Dichtungen ihre betreffenden Rollen spielen, ohne daß ersichtlich wäre, wie ihre geistigen Verhältnisse durch einander oder durch die Begebenheiten bestimmt werden, heutzutage so dargestellt, daß sie durch moralische Beziehungen zusammengehalten werden und gegenseitige Wirkung und Gegenwirkung auf ihr Wesen ausüben."

Wir haben uns überzeugen können, daß die Entwickelung von ihrer wesentlichsten Seite aus betrachtet ein Uebergang aus einer weniger zusammenhängenden Form in eine mehr zusammenhängende ist, welche durch Integration des Stoffes zu Stande

gebracht wird. Dieser Vorgang ist mit physikalischer Nothwendigkeit stets mit Zerstreuung von Bewegung verbunden; dadurch wird das sich integrirende Aggregat zu einem Ausgangspunkt von Wirkungen auf die Umgebung, zu einem aktiven Zentrum, und diese Wirkungen steigern und vermehren sich mit fortschreitender Entwickelung des Aggregats. Soviel über das Gesetz der einfachen Entwickelung.

Ich hoffe durch dieses gedrungene Referat ein Bild von der Gründlichkeit Spencerscher Darlegungen vor Augen gebracht zu haben. Die zusammengesetzte Entwickelung soll nicht in gleicher Ausführlichkeit behandelt werden. Ich werde es versuchen die Spencersche Formel in kurzen Worten zu erläutern und werde aus der Fülle der erklärenden Beispiele, welche Spencer für jeden einzelnen Satz seiner Formel giebt, einige besonders instruktive herausgreifen.

Der nächste Zusatz, den Spencer zu seiner bisher gewonnenen Formel macht, ist der, daß der Stoff während seiner Integration aus einem gleichartigen in einen ungleichartigen Zustand übergeht; d. h. während des Wachsthums, das eine sichtbare Existenz in der Zeit seiner aufsteigenden Entwickelung erfährt, wird durch innere Differenzirung und besondere Verlagerung des Stoffes eine stets fortschreitende Mannigfaltigkeit des inneren Baues bewirkt. Jeder thierische Körper beginnt, so weit wir die Sache verfolgen können, seine Existenz mit einem winzigen, undifferenzirten Schleimbläschen, welches, auf den geeigneten Mutterboden gebracht und genügend mit assimilirbaren Stoffen versehen, alsbald energisch zu wachsen beginnt; aber energischer noch als das Wachsthum ist die innere Differenzirung, welche das Wachsthum begleitet: die eine Zelle spaltet sich, die Bestandtheile zerfallen abermals, und so geht das in geometrischer Progression vorwärts, während die einzelnen neu entstandenen Zellen unter einander einen stets ungleichartigeren Charakter annehmen, lokale Integrationen eingehen und sich so zu den höchst ungleichartigen Geweben und Organen eines thierischen Individuums zusammenschließen: welch ein enormer Fortschritt zur Ungleichartigkeit des inneren Baues hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit vollzogen, wenn das einstige, einfache, befruchtete Samenbläschen des weiblichen Eier-

stockes als reife Frucht den Mutterleib verläßt. Ich greife noch ein zweites Beispiel und zwar aus der Reihe der überorganischen Entwickelungsprozesse heraus, um daran die fortschreitende Differenzirung des Gleichartigen zum Ungleichartigen nachzuweisen. Es ist die Thatsache, daß die verschiedenen Formen der Schriftsprache, der Malerei und der Bildhauerkunst, wie sich das historisch nachweisen läßt, einen gemeinsamen Ursprung haben: sie alle sind aus den Wandmalereien hervorgegangen, mit denen die alten Kulturvölker ihre Paläste und Tempel schmückten. Diejenigen Figuren und Bildnisse, welche in diesen bildlichen Darstellungen sich am häufigsten wiederholten, gewannen allmählich typisch symbolische Bedeutung für gewisse Vorgänge oder Begriffe, und darin war der Anlaß zur Entwickelung der Bilderschrift gegeben, welche ihrerseits durch weitergehende Verkürzung und Vereinfachung in die Buchstabenschrift überging. – Die Umrisse der Figuren auf den Wandgemälden, wurden, um letzteren eine größere Deutlichkeit zu verleihen, häufig in die Wand geritzt: in diesem Verfahren lag der Grund zur Entstehung des Relief's, welches mit der Zeit ausgeprägter gearbeitet wurde, bis die Figur sich als selbständiges Kunstwerk von der Wand löste, während es seine Abstammung vom Wandgemälde noch in der Bemalung verrieth, welche die älteren plastischen Bildwerke aufweisen. In späterer Zeit hat sich dann die Plastik selbständig weiterentwickelt und sich ihrerseits in ungezählte Varietäten differenzirt. Schließlich hat auch die Malerei sich von der Baukunst emanzipirt und sich als selbständige Kunst in mannigfache Gattungen, als da sind: historische, Landschafts-, Marine-, Bau-, Genre-, Thier-, Stilllebenmalerei u. s. w. getrennt.

„So sonderbar es also auch erscheinen mag, es bleibt nichtsdesto weniger ganz richtig, daß alle Formen der Schriftsprache, der Malerei und Bildhauerei in den politisch-religiösen Ausschmückungen alter Tempel und Paläste ihre gemeinsame Wurzel haben. So geringe Aehnlichkeit sie auch heutzutage haben: die Büste, die dort auf dem Sockel steht, das Landschaftsbild, das an der Wand hängt und der Abdruck der „Times“, der auf dem Tische liegt, sind entfernt verwandt mit einander, und zwar nicht blos ihrem Wesen nach, sondern wirklich durch ihre Abstammung.

Das metallene Gesicht an dem Klopfer, den der Postbote eben in Bewegung setzte, steht in solchem Verhältnis nicht blos zu den Holzschnitten der Illustrated London News, die er abliefert, sondern auch zu den Schriftzügen des billet-doux, welches jene begleitet. Zwischen dem gemalten Kirchenfenster, dem Gebetbuch, auf welches sein Licht fällt, und dem Denkmal an der Seite besteht Blutsverwandtschaft. Die Bildnisse auf unseren Münzen, die Zeichen an den Kaufläden, die Ziffern, welche jedes Hauptbuch füllen, das Wappenschild auf der Außenseite des Kutschenschlags und die Plakate inwendig im Omnibus sind nebst Puppen, Blaubüchern und Papiertapeten, direkte Abkömmlinge der rohen Bildhauermalereien, durch welche die alten Aegypter die Triumphzüge und die Verehrung ihrer Gott-Könige darstellten. Es ließe sich wohl kaum ein anderes Beispiel finden, daß so lebhaft die Vielfältigkeit und Ungleichartigkeit der Erzeugnisse deutlich macht, die alle im Laufe der Zeit durch fortwährende Differenzirungen von einem gemeinsamen Grundstock aus entstehen können."

Der zweite Zusatz zur Formel des Entwickelungsgesetzes lautet: Jede sichtbare Existenz schreitet während ihrer Entwickelung von einem verhältnismäßig unbestimmten zu einem ausgeprägteren und mehr bestimmten Zustande fort: es findet ein Uebergang von der Verwirrung zur Ordnung, vom Chaos zum Kosmos statt. Wenn einen gesunden Organismus eine Krankheit befällt, so werden durch die entzündlichen Prozesse und die Gewebeveränderungen, welche die Krankheit verursacht, in den betreffenden Körper neue Momente der Ungleichartigkeit hineingetragen, und doch bedeuten diese Vorgänge für den Organismus nicht: Entwickelung, sondern: Auflösung. Die Krankheit hat die Tendenz, die bestimmte, ausgeprägte Organisation des gesunden Körpers zu vernichten und die einst so scharf gezeichneten Linien der Organisation zu verwischen. „Nicht anders soziale Veränderungen von außergesetzlicher Art. Die Mißstimmung, welche einem politischen Ausbruch vorausgeht, bringt eine Lockerung der Bande mit sich, durch welche die Bürger in besondere Klassen und Unterklassen abgegrenzt werden. Die Volksbewegung erzeugt aufrührerische Zusammenkünfte und verschmilzt gewöhnlich getrennte Rangordnungen mit einander. Unbotmäßige Handlungen durchbrechen

die der Führung des einzelnen gesetzten Schranken und streben die Linien zu verwischen, welche bisher Höhergestellte und Untergebene schieden. Durch die Stockungen des Handels verlieren zugleich Künstler und Andere ihre Beschäftigungen, und indem sie aufhören durch ihre Thätigkeit unterschieden zu sein, verlieren sie sich in der unbestimmten großen Masse. Und wenn es endlich zum Aufstande kommt, dann hören alle behördlichen und amtlichen Vollmachten, alle Klassenvorzüge und alle Unterschiede der Gewerbsthätigkeit auf: die organisirte Gesellschaft sinkt in den Zustand einer unorganisirten Zusammenhäufung gesellschaftlicher Elementarbestandtheile zurück." - -

Es ist bisher nur von der Integration des Stoffes und den nebenhergehenden sekundären Andersvertheilungen desselben geredet worden und nur gelegentlich ist dabei auf das Verhalten der Bewegung hingewiesen worden. Zwar ist es ausgesprochen worden, daß bei einer Ansammlung und Verdichtung des Stoffes, letzterer zu einer relativ größeren Ruhe gelangt, was nicht anders vor sich gehen kann, als wenn Bewegung von dem sich integrirenden Aggregat eingebüßt und den umgebenden Körpern mitgetheilt wird und daß das Aggregat auf diese Weise zum Ausgangspunkt von Kraftleistungen und Wirkungen auf die Umgebung wird. Allein eine zusammengesetzte Entwickelung mit fortschreitender innerer Organisation einer wahrnehmbaren Existenz wäre nicht denkbar, wenn dieselbe bei ihrer Integration alle die Bewegung, welche ihr von den sie integrirenden Bestandtheilen zugeführt wird, zerstreuen wollte: es bliebe ja dann nichts nach, um die inneren Verlagerungen zu bewerkstelligen. Die bei der Integration zugeführte Bewegung muß die Kosten sowohl der nach außen gerichteten Leistungen als auch der inneren funktionellen Vorgänge bestreiten. Hochentwickelte Existenzen, wie z. B. die Thiere höherer Ordnung halten ein sehr bedeutendes Quantum von Bewegung zurück, um ihre inneren Lebensfunktionen aufrecht erhalten zu können. Die Wärme des Blutes, die chemischen molekularen Energieen, die in den Säften und Geweben aufgespeichert sind, die Energie des zirkulirenden Blutes und der kreisenden Säfte repräsentiren diesen zurückgehaltenen Vorrath an Bewegung.

Wie die sekundären Andersvertheilungen des Stoffes auf einen Uebergang von einem mehr gleichartigen und unbestimmten zu einem mehr ungleichartigen und bestimmten Zustande abzielten, so erleidet auch das Quantum an zurückgehaltener Bewegung eine entsprechende Umformung: auch die zurückgehaltene Bewegung wird bei aufsteigender Entwickelung immer mannigfaltiger, präziser und inniger zusammenhängend. Wir brauchen, um das Gesagte zu verstehen, uns nur im Geiste das innere funktionelle Leben im Körper eines niederen Weichthieres neben dasjenige im Körper eines hochentwickelten Säugethieres zu stellen und an das präzise arbeitende, höchst komplizirte Ernährungs-, Zirkulations-, Muskel- und Nervensystem des letzteren zu denken. Auch im sozialen Organismus sowie im höheren Nerven- und Geistesleben ist es nicht anders. Man denke an den komplizirten, präzisen Bewegungsapparat, den ein moderner Staat präsentirt, wie auch hier die anfangs diffusen, zersplitterten Kräfte und Bestrebungen der Individuen sich bei aufsteigender Entwickelung zu immer kräftiger werdenden Gesammtwirkungen von Körperschaften, Ständen und Institutionen integriren, immer mannigfaltiger werden und in besseren, präziseren Zusammenhang kommen.

Fassen wir jetzt rückblickend die wesentlichen Momente zusammen, so ergiebt sich als Endresultat, daß der Begriff der Entwickelung jeder wahrnehmbaren Existenz in ihrem universalsten Sinn folgende Theilbestimmungen in sich faßt: Es findet bei aufsteigender Entwickelung eine fortschreitende Ansammlung und Verfestigung des Baumaterials, des Stoffes statt; das Baumaterial wird in stets fortschreitendem Maaße mannigfaltig verlagert. Diese innere Gliederung der Masse wird immer ausgeprägter, präziser und besser zusammenhängend. Während der Stoffansammlung, des Wachsthums wird durch die zusammentretenden Bestandtheile dem sich bildenden Ganzen fortwährend Bewegung zugeführt, welche zum Theil auf die Umgebung übertragen und dadurch zum Träger der nach außen gerichteten Wirkungen wird, zum Theil aber zurückgehalten, sich zu inneren Funktionen herausbildet, wobei sie ebenso wie der Stoff von einer gleichartig-unbestimmten zu einer ungleichartig-bestimmten Anordnung schreitet; oder mit Spencer's eigenen Worten:

„Entwickelung ist Integration des Stoffes und und damit verbundene Zerstreuung der Bewegung, während welcher der Stoff aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte zusammenhängende Ungleichartigkeit übergeht, und während welcher die zurückgehaltene Bewegung eine entsprechende Umformung erfährt."

Das ganze, viele Bände umfassende Lebenswerk Spencer's „Das System der Philosophie" behandelt im Grunde genommen nichts weiter als die spezielle Darlegung des Entwickelungsgesetzes auf den einzelnen Lebensgebieten, wo dasselbe natürlich eine noch viel konkretere, lebendigere Gestalt gewinnt, als ihm hier in der Kürze und in allgemeinsten Zügen verliehen werden konnte.

Dieses universale Werdegesetz gilt in gleicher Weise beim Zustandekommen von Himmelskörpern, Sonnen- und Weltsystemen, wie bei der Entstehung eines Krystalls, eines animalischen Individuums oder eines Volkes; es beherrscht die anorganischen Entstehungsprozesse ebenso wie die organischen und überorganischen, seien es nun astronomische oder biologische Vorgänge, psychologische oder soziale. Wie sehr deutet solche universale Planmäßigkeit auf das Hervorgehen alles dessen, was ist, aus dem schöpferischen Willen eines einigen allmächtigen Wesens hin. Doch wir wollen nicht Eigenes in die Spencersche Darlegung mischen und nicht den Boden strenger Wissenschaft verlassen.

Die Wissenschaft und ihre oberste Disziplin, die Philosophie, so lehrt uns Spencer, hat es nur mit der geistigen Aufnahme, Sichtung und Ordnung der Erfahrungsthatsachen in der Welt der Erscheinungen zu thun. Sie weiß wohl von einer unendlichen Macht jenseits der Erscheinungen, welche die allmächtige, zeugende und leitende Ursache derselben ist; sie ist auf das tiefste von ihrem Dasein und ihrer Bedeutung durchdrungen, aber in Demuth bekennt sie, daß sie hier vor einem für sie undurchdringlichen, heiligen Mysterium steht, dessen Schleier sie nicht zu lüften vermag. Das sind nicht mehr Dinge der Erkenntnis, hier schweigt die Wissenschaft, und Dichtung und Religion greifen ein, um dem Menschen geeignete Symbole für das Unaussprechliche zu schaffen. Ich kann es mir nicht versagen, ein paar Verse

unseres Dichters Rückert hierherzusetzen, die ich in ähnlichem Zusammenhange von Prof. Friedrich Paulsen zitirt gefunden habe:

Ein Vorhang hängt vorm Heiligthume
Gestickt aus bunten Bildern,
Von Thier und Pflanze, Stern und Blume
Die Gottes Größe schildern.

Die Andacht knieet anzubeten
Vor diesen reichen Falten;
Ein Lichtstrahl hinter den Tapeten
Verkläret die Gestalten.

Ich neige mich zum tiefsten Saume
Und küss' ihn nur mit Beben,
Mir fällt nicht ein im kühnstem Traume
Den Vorhang wegzuheben!

R. von Schulmann.





Baron Eduard von der Brüggen.

Selten ist in unserem Lande eine Nachricht mit so lebhafter Theilnahme und so schmerzlichem Bedauern aufgenommen worden wie die Trauerkunde von dem unerwartet raschen Hinscheiden Eduard von der Brüggens. Man hatte allgemein das Gefühl, daß Kurland einen schweren unersetzlichen Verlust erlitten habe. Seinen Freunden, Allen, die ihn persönlich näher kannten und ihn noch eben munter und frisch gesehen hatten, war es zunächst ein kaum zu fassender Gedanke, daß er nicht mehr unter uns weile. Unter dem Eindrucke der frischen Trauer sind von verschiedenen Seiten dem Verewigten warme und pietätvolle Worte der Verehrung und des Dankes in den öffentlichen Blättern nachgerufen worden, sie haben Zeugniß davon abgelegt, welche Hochschätzung Brüggen unter seinen Landsleuten genoß. Wenn ich jetzt, nachdem der erste Schmerz gedämpft ist, das Gefühl des herben Verlustes aber lebendig fortdauert, es an dieser Stelle unternehme dem Dahingeschiedenen ein Blatt der Erinnerung zu weihen, so erfülle ich damit zunächst eine Pflicht des Herzens, da eine langjährige Freundschaft mich mit Brüggen verbunden hat. Es ist mir Bedürfniß, mir und andern das Bild des seltenen Mannes in voller Frische noch einmal zu vergegenwärtigen, ehe die Zeit es langsam und unmerklich erblassen läßt, es ist gleichsam ein letzter Abschied, den ich von dem heimgegangenen Freunde nehme. Außerdem hat ein Mann wie Brüggen darauf Anspruch, von den

verschiedensten Gesichtspunkten aus aufgefaßt und geschildert zu werden. Es wird nur eine Skizze sein, die ich im Folgenden biete, nicht Weniges kann darin nur angedeutet, Anderes muß ganz übergangen werden. Ein volles Bild von Brüggens Persönlichkeit und Wirken zu entwerfen, ist gegenwärtig noch nicht möglich. Indem ich mich aber über ihn zu reden anschicke, ist es mir, als sähe ich den theuern heimgegangenen Freund vor mir, wie er mich ernst anblickt, und als hörte ich ihn mit dem aufgehobenen Finger der Rechten mir zuwinkend, wie er im Eifer zu thun pflegte, sprechen: ich hasse Schmeicheleien und Lobpreisungen. Ich werde ihn darum bei aller Verehrung und Liebe so schildern, wie er wirklich war, auch seine Schwächen nicht verschweigen, kurz so, wie ich es verantworten zu können glaubte, wenn ihm selbst diese Blätter vor die Augen kämen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst Brüggens äußern Lebensgang.

Er war am 4. Januar 1822 als das dritte von 6 Geschwistern zu Arishof in Kurland geboren. Sein Vater Julius v. d. Brüggen, der damalige Besitzer von Arishof, war ein durch seine Rechtschaffenheit und Redlichkeit allgemein geachteter Mann von aufrichtiger tiefer Frömmigkeit. Seine Mutter, Charlotte, geb. Baronesse Fircks aus Heyden, war eine Frau von großer Begabung und guter Bildung; der Sohn hat, wie das so oft vorkommt, die geistigen Anlagen von der Mutter geerbt. Als Neunjähriger schon verlor Brüggen die Mutter im Jahre 1831, der Vater hat sich über diesen Verlust niemals völlig zu trösten vermocht und vergaß zunächst in seinem Schmerze alles. Da war es ein Glück, daß die Großmutter, Baronin Fircks geb. Finck von Finckenstein, eine energische Frau, sich der Erziehung der Kinder annahm. Der junge Eduard erhielt, nachdem ihm die ersten Elemente des Wissens durch eine Gouvernante beigebracht waren, kurze Zeit von einem Hauslehrer, dem spätern Pastor Otto in Angern, Unterricht und trat dann im August 1836 in die Tertia des Gymnasiums zu Mitau ein, wohin seine Großmutter mit ihm übergesiedelt war. Im Gymnasium zeichnete er sich durch großen Fleiß und gewissenhafte Arbeit aus. Von seinen Lehrern hat nur E. G. Engelmann eine tiefere Einwirkung auf ihn ausgeübt. Zu Johannis 1840

verließ Brüggen nach wohlbestandenem Abiturientenexamen das Gymnasium und bezog die Landesuniversität, um jura zu studiren. Er trat in die Curonia ein und nahm auch am Burschenleben Antheil, vernachläßigte aber dabei das Studium durchaus nicht. Von seinen juristischen Lehrern verdankte er am meisten dem höchst anregenden charaktervollen E. O. von Madai und dem eleganten Latinisten C. Eduard Otto. 1842 siedelte Brüggen nach Berlin über, um dort sein juristisches Studium zu vollenden. Der große C. F. v. Savigny las zwar nicht mehr, da er sehr zum Schaden der Wissenschaft Minister geworden war, aber sein Schüler, der ausgezeichnete Romanist G. F. Puchta, vor kurzem nach Berlin berufen, stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Seine vielbewunderten Vorlesungen übten auch auf Brüggen bedeutenden Einfluß aus und er hob noch in späteren Lebensjahren nicht selten hervor, wieviel er Puchta verdanke. Ob er auch andere juristische Professoren gehört, wissen wir nicht, ebenso wenig vermag ich anzugeben, ob er F. J. Stahls oder Leopold Rankes Kollegien besucht hat. Jedenfalls hat er mit Fleiß und Ernst seinen Fachstudien obgelegen. Auch mit Philosophie hat er sich in Berlin viel beschäftigt, namentlich mit der Logik, dieser für den Juristen so wichtigen Disziplin; er hat Adolf Trendelenburg und Karl Werder fleißig gehört und auch ihre logischen Werke eifrig studirt. Das gährende, leidenschaftlich erregte politische Leben im damaligen Berlin hat auch Brüggen nicht unberührt gelassen. Er wurde ein Anhänger des fortgeschrittenen Liberalismus jener Tage, Arnold Ruges Schriften, Herweghs Gedichte und R. Prutz' Satire: die politische Wochenstube las er mit Eifer und lebhafter Zustimmung. Man darf dabei nicht vergessen, daß die gesammte Jugend, die ideal Gesinnten unter ihr am meisten, damals dem Liberalismus anhing, ja sogar dem Radikalismus begeistert zujubelte. Brüggen zeichnete sich unter seinen zahlreichen Landsleuten in Berlin durch die seltene Reinheit seines Sinnes und die ideale Richtung seines Geistes aus; alles Rohe und Gemeine war ihm in tiefster Seele zuwider. Früh gereift erschien er seinen Altersgenossen weit voraus in Urtheil und selbständiger Auffassung. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Deutschland kehrte Brüggen auf's trefflichste vorbereitet und mit einem reichen Schatz von Kenntnissen ausgestattet in die

Heimath zurück. Im Mai 1846 begann er seine Laufbahn im Landesdienste als Assessor des Grobinschen Hauptmannsgerichts. Die politischen Bewegungen des Jahres 1848 ergriffen ihn lebhaft und beschäftigten ihn in hohem Grade. 1852 wurde Brüggen Assessor des Mitauschen Hauptmannsgerichts. Auf dem Landtage von 1854, an dem er als Landbote für Sessau Theil nahm, wurde er in Folge des plötzlichen Todes des neuerwählten Ritterschaftssekretärs zum Protokollführer gewählt und waltete dieses Amtes in so glänzender Weise, daß noch lange seiner Sekretärthätigkeit gedacht wurde. Die Schärfe seiner Auffassung, seine ungewöhnliche Intelligenz machten sich hier zuerst bemerkbar und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Sehr bezeichnend ist die damals zirkulirende Anekdote, manche Redner hätten aus Brüggen's Protokoll mit Verwunderung ersehen, daß sie am Tage vorher viel klüger und einsichtiger gesprochen, als ihnen selbst bewußt war. 1856 wurde er Hauptmann zu Grobin. Hier lebte er in regem Verkehre mit dem Dichter Karl von Fircks, der damals Friedensrichter des Kreisgerichts daselbst war. Brüggen nahm an den Lebensschicksalen des Freundes lebhaften Antheil und sprach auch später nicht selten mit liebevoller Wärme von dessen Streben nach dem Höchsten und seinem ernsten innern Ringen. 1859 wurde Brüggen dann Mitauscher Oberhauptmann und 1862 trat er als jüngerer Rath in das Oberhofgericht ein. In Folge seiner hervorragenden juristischen Tüchtigkeit wurde er im Mai 1864 zum Mitglied der Zentral-Justiz-Reformkommission in Dorpat erwählt und hat hier eine tiefeingreifende Thätigkeit entfaltet. Der Ausgang dieser Justizkommission ist bekannt. Als dann im November 1865 ein berathendes Komité in Sachen der Justizreform beim Generalgouverneur eingesetzt wurde, war Brüggen auch dessen Mitglied, trat aber bald aus ihm aus. 1868 wurde er zum Präsidenten des Konsistoriums gewählt. Im Oberhofgericht bekleidete er nach einander die altehrwürdigen Aemter eines Landmarschalls, Oberburggrafen, Kanzlers und seit 1886 das des Landhofmeisters; er sah mit Schmerz voraus, daß er der letzte sein werde, der diesen Titel führte. Im Dezember 1889 nahm das Oberhofgericht mit Einführung der neuen Justizverfassung ein Ende und damit schloß

auch Brüggens richterliche Thätigkeit. Präsident des Konsistoriums blieb er noch bis 1890, dann legte er auch dieses Amt nieder. Was er als Mitglied des Oberhofgerichts, in dem vorzugsweise die Zivilprozesse seiner Entscheidung unterlagen, geleistet, welche Bedeutung er für die heimische Rechtspflege gehabt, das auseinanderzusetzen und zu charakterisiren ist nicht meines Amtes und Berufes, ich muß das Sachkundigen überlassen. Aber gewiß ist: das hohe Ansehen, dessen sich das Oberhofgericht in den letzten Jahrzehnten im Lande erfreute, war zu nicht geringem Theile Brüggens Verdienst. Und mit welchem Ernst, Eifer und Fleiß er seines Richteramtes waltete, weiß Jeder, der ihn näher gekannt hat. Auch was er als Präsident des Konsistoriums für das Wohl der Kirche gewirkt und gearbeitet, kann hier selbstverständlich nicht auseinandergesetzt werden.

Aber noch auf einem anderen Gebiete hat Brüggen eine tiefeingreifende, fruchtbare Thätigkeit entwickelt, auf dem der Landespolitik. Seitdem er zuerst an dem Landtage von 1851/52 als Landbote für Grobin Theil genommen, ist er als Deputirter auf fast allen Landtagen und ebenso auf allen Konferenzen der folgenden 30 Jahre thätig gewesen. Was aber noch mehr sagen will und von seiner Bedeutung und seinem Ansehen auf der Landbotenstube ein glänzendes Zeugniß ablegt, ist die Thatsache, daß Brüggen nicht nur auf dem Landtage von 1858/59 einstimmig zum Landbotenmarschall gewählt worden ist, sondern daß er diese Vertrauensstellung noch viermal eingenommen hat und ihm außerdem dreimal das noch schwierigere Amt des Direktors der brüderlichen Konferenz übertragen worden ist. Meines Wissens ist keinem andern Mitgliede der Ritterschaft während dieses Jahrhunderts eine solche ehrenvolle Anerkennung und auszeichnende Würdigung zu Theil geworden. Der Landtag von 1881/82 ist der letzte, an dem Brüggen thätigen Antheil genommen hat, seitdem zog er sich von der aktiven Betheiligung an der Landespolitik zurück. Zu einer vollen und gerechten Würdigung der großen Verdienste Brüggens um Kurland wäre es nothwendig die bedeutende Wirksamkeit, welche Brüggen als Landbote sowie als Landbotenmarschall oder Konferenzdirektor ausgeübt, eingehend zu beleuchten und zu charakterisiren. Allein das ist an dieser Stelle nicht möglich. Einem außerhalb

der Landbotenstube Stehenden kommt es nicht zu, über die dort geführten Verhandlungen und den Antheil eines hervorragenden Deputirten an denselben sich zu äußern; wenn ihm auch vieles von den Vorgängen auf den Landtagen bekannt geworden ist, er weiß davon doch nur durch die Berichte Anderer, wenn auch Nahebetheiligter. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Angehöriger der Ritterschaft, der die letzten 45 Jahre oder wenigstens einen großen Theil von ihnen als Mithandelnder durchlebt hat, Brüggens Landtagsthätigkeit im Zusammenhange schilderte. Soviel ist aber allgemein bekannt, daß Brüggens energische, von genauer Sachkenntniß getragene Leitung, die Klarheit und Schärfe seiner Formulirungen, sein durchdringender, juristisch geübter Scharfblick, seine Unparteilichkeit und seine genaue Kenntniß der Verfassung zum gedeihlichen Fortgange der Verhandlungen, zur Ausgleichung widerstreitender Meinungen und zur Herbeiführung vieler für das Landeswohl wichtiger Beschlüsse außerordentlich viel beigetragen hat; gründlich motivirte Meinungsäußerungen von ihm haben, so sagt man, manchmal im letzten Augenblicke noch entscheidend auf die Beschlüsse der Landboten eingewirkt. Brüggen war allmählich eine allgemein anerkannte Autorität in allen Landtagsangelegenheiten geworden, an die man sich auch später oft wandte und deren Rath man einholte.

Was aber war es, was Brüggen ein so großes Ansehen im Lande verschaffte, seine Autorität zu einer allgemein anerkannten machte, seine ganz einzigartige Stellung begründete? Ohne Frage trug dazu seine hervorragende geistige Begabung und sein reiches Wissen nicht wenig bei. Sein heller, durch vieles Nachdenken und Studium gereifter Geist war auch schwierigen Problemen des Lebens wie des Denkens gewachsen, sein natürlicher durch Logik und juristische Thätigkeit geübter Scharfsinn vermochte auch verwickelte Fäden mit Leichtigkeit zu lösen, die Originalität seiner Gedanken überraschte immer von Neuem. Er war von einer außerordentlichen geistigen Regsamkeit und besaß eine umfassende, in die Tiefe gehende allgemeine Bildung. Jeder schwierigere Fall in seiner richterlichen Thätigkeit, jede verwickelte Frage, die ihm als Präsidenten des Konsistoriums aufstieß, veranlaßte ihn zu gründlichen eingehenden Studien, die alle dafür

in Betracht kommenden Schriften und Werke heranzog. Aber nicht auf seine Fachwissenschaft beschränkten sich seine Studien, das Gebiet seiner geistigen Interessen war ein viel weiteres. Er las und kannte die hervorragendsten Geschichtswerke der neueren Zeit und ebenso war es selbstverständlich, daß er der baltischen Geschichte stets lebendiges Interesse zuwandte. In gewissem Zusammenhange mit seiner Amtsthätigkeit steht seine langjährige Beschäftigung mit dem Gefängnißwesen, namentlich dem englischen, das er auf's genaueste kannte. Auch für Geographie interessirte er sich sehr und verfolgte die neueren Entdeckungen und Forschungsreisen, namentlich in Afrika, mit großem Eifer. Eine Lieblingsbeschäftigung endlich war für Brüggen das Studium der deutschen Sprache; er vertiefte sich gern in die Ableitung und den Zusammenhang der jetzigen Wörter und Sprachformen mit denen des Altdeutschen und ebenso auch in die dialektischen Eigenthümlichkeiten des baltischen Sprachidioms. So war Brüggen auf mannigfachen Gebieten des Wissens heimisch wie wenige im praktischen Leben stehende Männer in unseren Provinzen. Es war daher ganz natürlich, daß er zum Präsidenten der Gesellschaft für Literatur und Kunst erwählt wurde und dieses Amt fast 25 Jahre lang innegehabt hat. Welchen regen Antheil er an den Verhandlungen der Gesellschaft und an ihren Sitzungen genommen, wie würdig er sie nach außen vertreten hat, ist allen Mitgliedern der Gesellschaft bekannt.

Aber reiches Wissen, Geist und Klugheit würden ebenso wenig wie die Aemter, die er bekleidete, allein hingereicht haben, um Brüggen die einzigartige Stellung, die er einnahm, zu verschaffen, am wenigsten in Kurland. Geistreiche Menschen hat es hier nicht wenige gegeben, ohne daß sie großen Einfluß ausgeübt haben, und Manche, die ein hohes Landesamt bekleidet, sind vorübergegangen, ohne ein Spur zu hinterlassen. Das, was Brüggen so vielen Einzelnen, was er dem ganzen Lande geworden und gewesen ist, hat seinen tiefsten Grund in seinem Charakter; erst in Verbindung mit diesem übten seine geistigen Eigenschaften ihre volle Wirkung aus, durch ihn war er die eigenartige Persönlichkeit, die wir Alle kennen. Gewisse Seiten seines Wesens sprangen Jedem, der mit ihm in nähere Berührung kam, sogleich

in die Augen und sind daher auch überall hervorgehoben worden. Wahrhaftigkeit, Lauterkeit, Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit waren Grundzüge seines Charakters. Zu ihnen gesellten sich aber noch andere, nicht weniger ausgeprägte Eigenschaften, das waren die Festigkeit und die Ueberzeugungstreue, die absolute Zuverlässigkeit und das rückhaltlose Eintreten für der als richtig und wahr Erkannte. Verstellung, Intrigue, Kleinlichkeit waren ihm ganz unbekannt. Gerechtigkeit war das Leitstern seines Lebens, er übte sie gegen Jeden und ist in dem Streben nach völliger Unparteilichkeit politischen und sachlichen Gegnern gegenüber manchmal wohl zu weit gegangen. Aber dieses gewissenhafte Bestreben, auch dem Gegner nicht Unrecht zu thun, ist immer das Kennzeichen einer edlen hochgesinnten Natur. Brüggen würde kein echter Kurländer gewesen sein, wenn nicht in ihm auch etwas von der kurischen Souveränität des Individuums gewesen wäre. Diese aus der Ordenszeit überkommene, durch die lange Verbindung mit Polen verstärkte und gesteigerte Selbstherrlichkeit des Einzelnen, diese Schrankenlosigkeit des Eigenwillens, diese Abneigung gegen jede Autorität sind mehr oder weniger im jedem Kurländer vorhanden. Oft genug führt diese Naturanlage zu körperlicher und geistiger Zerrüttung und nicht wenige begabte, vorzüglich beanlagte Naturen sind so durch Maß- und Zuchtlosigkeit, durch den Mangel an jeder Selbstbeherrschung elend zu Grunde gegangen. Wie ganz anders war Brüggens Entwickelung! Von Natur mit einem leidenschaftlichen, leicht aufbrausenden, heftigen Temperamente ausgestattet, hat er diesem nicht die Zügel schießen lassen, sondern in strenger Selbstzucht und ernstem Ringen es zu bekämpfen und zu beherrschen gestrebt. Daß das, namentlich in früheren Jahren, ihm nicht immer gelungen, wird Niemand wundern, der die Menschennatur kennt. Hatte er sich aber einmal von einer leidenschaftlichen Aufwallung hinreißen lassen, so genügte der Appell an seinen Gerechtigkeitssinn, um ihn zu beruhigen und es war rührend und ergreifend, wie er dann oft nachher sein Unrecht zugestand. Brüggen war überhaupt ein Mensch, der fortwährend an sich arbeitete und es zu einer bewunderswürdigen Selbstbeherschung gebracht hatte. Bei den qualvollsten Körperschmerzen, bei starkem Unwohlsein kam kein Laut der Klage über seine Lippen und ebenso verschloß er

Kummer und Seelenleiden tief in seine Brust. In diesem Sinne war er wirklich ein antiker Charakter und die tiefe Verschlossenheit, die ihm zur Natur geworden war, ließ nur selten und Wenige einen Blick in sein inneres Wesen thun. Mochte er auch bisweilen bei sich vordrängenden Gefühlsäußerungen und nur auf ein unbestimmtes Gefühl beruhendem Handeln über „Gefühlsduselei" spotten, er selbst besaß ein tiefes Gefühl, das er aber keusch in sich verschloß, und ein reines tiefes Gemüth.

Einem alten Adelsgeschlechte des Landes entstammend hatte Brüggen wohl ein Gefühl seines Standes, aber alles junkerliche Wesen lag ihn völlig fern; ihm war die durch die Geburt ihm gewordene bevorrechtete Stellung nur ein Sporn und Antrieb, die damit verknüpften Pflichten und Aufgaben jeder Zeit in vollem Maße zu erfüllen. Und in der That, hat es je einen echten, wahren Edelmann gegeben, so war es Brüggen, das bezeugt sein ganzes Leben. Selbst wahrhaft gebildet, schätzte er die Bildung auch an Andern hoch und betrachtete jeden wirklich Gebildeten als einen Gleichstehenden. Er war sich seines Wesens wohl bewußt, wie das bei jedem ausgeprägten Charakter nicht anders sein kann, aber nie ließ er andere, zumal geistig unter ihm Stehende, seine Ueberlegenheit fühlen, nie empfanden die mit ihm Verkehrenden sein Uebergewicht drückend; nur die Schlechten und die selbstzufriedenen Thoren scheuten die fühlbare Wucht seiner Persönlichkeit. In ihm lebte wahre und echte Humanität, sie äußerte sich aber weniger in Worten als in Thaten und Handlungen und nie hat Jemand seine Hilfe angerufen, dem sie nicht zu Theil geworden ist. Und welches freundliche Wohlwollen beseelte ihn und welche Liebenswürdigkeit zeigte er fast immer, wenn man zu ihm kam. Es gab keinen treuern, keinen zuverlässigeren, keinen unerschütterlichern Freund als Brüggen; wem er seine Fraundschaft geschenkt hatte, der konnte unbedingt auf ihn bauen, für den war er auch jeder Zeit zu jedem Handeln, mochte es ihm persönlich noch so unangenehm sein, bereit. Jede Art von Menschenfurcht war ihm vollkommen fremd; sein stark ausgebildeter Unabhängigkeitssinn ließ nur das als Autorität gelten, was er achten und ehren konnte. Er drängte seine Meinung Niemand auf, und war im Allgemeinen duldsam gegen die Anderer, nur wenn

unüberlegter Widerspruch und unbegründete Einwendungen gegen seine wohlerwogenen Ansichten und Ueberzeugungen erhoben wurden, konnte er ungeduldig werden oder fertigte er die Widersprechenden mit sarkastischer Ironie ab. Eine gutmüthige Ironie wandte er oft im Gespräch an, da zeigte er auch die ihm verliehene köstliche Gabe des Humors. Starken Zorn äußerte er nur gegen das Niedrige, Gemeine, Unwahre, wo es ihm entgegentrat und tiefen Widerwillen erregte ihm stets alles Gemachte, Gespreizte, jede Art von eitler Selbstbespiegelung und selbstgefälliger Phrasenhaftigkeit. Sein ideal gerichteter Geist und die Reinheit seines Wollens wirkten auf alle dafür irgend Empfänglichen stärkend und erhebend. Jeder wußte, das Brüggen nie bei seinem Reden und Thun geheime Hintergedanken hatte, Niemand zweifelte, daß, wenn Brüggen etwas aussprach, es ihm voller Ernst damit war. Dadurch wurde er der Vertrauensmann des ganzen Landes und das gute Gewissen Kurlands, wie man ihn treffend bezeichnet hat. Wieviel Streitigkeiten hat er geschlichtet, wie oft hat er als Schiedsrichter gewirkt, wieviele schwierige Fragen persönlicher und allgemeiner Art sind ihm zur Entscheidung vorgelegt worden! Bei seinem Ausspruche beruhigte man sich meist und wenn Brüggen etwas für nicht anständig erklärte, war damit das Urtheil gesprochen. Kaum je hat ein einzelner Mann bloß durch die Macht seiner Persönlichkeit, die Idealität seines Charakters ein so großes Ansehen in Kurland besessen wie er, in Kurland, wo man nicht so leicht einer Autorität sich beugt. „Das ist Brüggens Ansicht, so meinte auch Brüggen" oder „Brüggen denkt ganz anders" — das waren oft gehörte schwerwiegende Argumente und ebenso häufig hieß es, „wir wollen Brüggen um seine Meinung fragen". Einen Mann zu besitzen, dem alles so vertraut, den Alle so hochachten und verehren, wie das bei Brüggen der Fall war, ist ein Glück und ein Segen für das Land, vor allem für die Korporation, der er angehört.

Brüggen war ein kluger, erfahrener Politiker und, es ist kaum nöthig das noch zu sagen, einer der edelsten Patrioten, der mit seinem ganzen warmen Herzen an der Heimath, an den baltischen Provinzen hing. Mit den Jahren wurde er immer konservativer, übrigens ohne in irgend eine Parteischablone sich

zu fügen. Staatsmann im vollen Sinne des Wortes war er nicht, ihm fehlte dazu der vorwärtstreibende Schaffensdrang, der berechtigte Ehrgeiz Bedeutendes zu vollbringen und besonders das diplomatische Talent, das mit wechselnden Mitteln und auf verschiedenen Wegen das Ziel zu erreichen sucht. Es wäre ihm schwer, ja unmöglich gewesen seine Ueberzeugung zurückzudrängen, das von ihm als richtig Erkannte nicht unumwunden auszusprechen und zu vertreten. Dazu kam, daß er sich durch seine lange richterliche Thätigkeit daran gewöhnt hatte, die Gründe für und gegen eine Sache aufs sorgfältigste und gründlichste zu prüfen und zu erwägen, und daß es ihm in Folge dessen schwer wurde rasche Entschlüsse zu fassen; das Streben nur ja alle in Betracht kommenden Momente nicht außer Acht zu lassen, verursachte, daß er bisweilen auch da zögerte, wo Andere mit Leichtigkeit zum Entschluß kamen.

Brüggen war eigentlich kein Redner, schwerflüssig, in verschlungenen Perioden entfloß die wohl vorbereitete Rede seinem Munde. Aber durch den Gedankenreichthum des Inhalts, durch die Macht der Persönlichkeit machten Brüggens Reden doch tiefen Eindruck und waren von großer Wirkung.

Daß Brüggen ein tief sittlicher Charakter war, ergiebt sich aus der bisherigen Ausführung von selbst, es sei gestattet noch ein paar Worte über seine religiöse Stellung hinzuzufügen. Sein Verhältniß zum christlichen Glauben hat im Laufe der Jahre manche Wandlungen durchgemacht, das ließ sich aus vereinzelten Andeutungen entnehmen, die er gelegentlich machte. Ueber religiöse Dinge sprach er sich, namentlich in früheren Jahren, nur höchst selten und ungern aus, er verschloß seine Gedanken in dieser Beziehung, wie seine Empfindungen, nach seiner Art, fest in sich. Ob er allen Glaubenssätzen der Kirche zugestimmt hat, lasse ich dahingestellt, aber das kann ich nach dem, was ich von ihm selbst in den letzten Jahren gehört und erfahren habe, mit Bestimmtheit aussprechen: Brüggen war mit Ueberzeugung ein evangelischer Christ. Wie hätte sich auch sein Charakter so entwickeln und solche Früchte bringen können, wenn er nicht auf ewigem Grunde geruht hätte?

Brüggen war unvermählt geblieben und entbehrte daher der Freuden und Sorgen des Familienlebens. Als seine Großmutter 1866 gestorben war, zog er mit seiner Schwester Lina und seiner Tante, der verwittweten Baronin Lina von Sacken-Tondangen, der Schwester seiner Mutter, einer klugen und höchst originellen Dame, zusammen. Er lebte nun jahrelang in einem angenehmen heitern Familienkreise und hatte dabei doch die Möglichkeit nach Neigung und Bedürfniß sich stets zurückziehen zu können. Wem es vergönnt gewesen ist, namentlich an den Abenden, die alle drei Familienglieder beim Theetisch vereinigten, in diesem Hause zu verkehren, der wird der dort herrschenden angeregten und munteren Unterhaltung, an der die Tante einen wesentlichen Antheil hatte, stets mit Vergnügen sich erinnern. Der Tante, wie überhaupt den Damen gegenüber bewies Brüggen stets die größte Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit. Die Schwester, eine kluge, sehr gebildete Dame von großem Wohlwollen, liebte und verehrte den Bruder über Alles und war stets darauf bedacht, ihn zu erheitern und aus zeitweiliger Verstimmung und Mißmuth herauszureißen. Dieses schöne gemüthliche Familienleben erlitt einen schweren Stoß durch den Tod der Tante am 30. December 1886, und löste sich völlig auf, als auch die Schwester am 1. December 1891 aus dem Leben schied. Der Tod der Schwester war für Brüggen ein Schlag, den er aufs tiefste empfand; er hatte immer gemeint, er werde früher als sie sterben. Jetzt blieb er allein und einsam zurück; der einzige Bruder weilte seit vielen Jahren in weiter Ferne. Und dazu war Brüggen seit längerer Zeit schon körperlich behindert und gehemmt. Eine nicht rechtzeitig erkannte Knochenentzündung hatte bereits 1879 zur Amputation des linken Beines genöthigt; der künstliche Fuß, den er seitdem trug, verursacht immer wieder Entzündungen und Schmerzen des Stumpfes und machte ihm überhaupt weitausgedehntes und häufiges Gehen unmöglich. Brüggen trug dies harte Geschick anfangs sehr schwer, aber mit der ihm eigenen männlichen Fassung; die Gebundenheit und Beschränkung in der freien Bewegung empfand er auch später sehr schmerzlich. Er zog sich immer mehr von der Oeffentlichkeit zurück. Nur das Amt des Direktors des mitauschen Bezirkskomités der evangelisch-lutherischen Unterstützungskasse übernahm

er noch 1891 und bekleidete es bis zu seinem Tode. Mit dem Leben hatte er eigentlich seit dem Tode der Schwester abgeschlossen und fühlte tief die Vereinsamung des Alters. „Die mit mir jung gewesen, sind nun meist dahin und die Bekannten aus späterer Zeit haben doch nicht zusammen mit mir dasselbe erlebt, daran merkt man das Alter," sagte er mir wehmüthig einmal im vorigen Herbst. Und wenn er auf sein Leben zurückblickte, meinte er wohl mißmüthig, er habe die in ihm vorhandenen Anlagen doch nicht so entwickelt und ausgebildet, wie er es hätte thun sollen. Solche Selbstkritik ist die Art edler Naturen, denen das, was sie geleistet und gewirkt haben, gering erscheint gegenüber dem ihnen vorschwebenden Ideale. Dabei blieb aber Brüggen frischen und regen Geistes bis zu seinem Lebensende. Er las außerordentlich viel und sprach mit großer Einsicht über die ihn gerade interessirende Lektüre; so beschäftigten ihn z. B. Taine, Les origines de la France contemporaine, Sybels und Treitschkes Geschichtswerke und namentlich Iherings Vorgeschichte des römischen Rechtes in seinen letzten Jahren und regten ihn zu mannigfachen Gedanken und Aeußerungen an. Er konnte in Gesellschaft noch ebenso heiter sein wie früher und scherzte gern. Den ihn Besuchenden empfing er mit der alten liebenswürdigen Freundlichkeit und seine Unterhaltung war bis zuletzt geistreich und voll origineller Gedanken. Nur darin zeigte sich das Alter, daß er stiller war als früher und bisweilen in sich versank. Eine Lieblingsbeschäftigung war ihm allezeit das Schachspiel, dem er viele Stunden widmete und in dem er es zu großer Fertigkeit gebracht hat. Wer ihn um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres gesehen hatte, der würde nicht geahnt haben, daß er uns so bald entrissen werden würde. Nach kurzem, aber schwerem Leiden ist er am Morgen des 25. Januar heimgegangen. Nun sind sie geschlossen für immer, die hellen, klugen, guten Augen und was sterblich war von Brüggen, ruht jetzt in der Erde der Heimath, die er so warm und tief geliebt. Ein Mann wie er wird so bald nicht wieder erstehen, denn nur unter den Verhältnissen vergangener Zeit vermochte sich eine Individualität wie die seinige frei und ungehemmt zu entwickeln und auszugestalten. Diese Vereinigung von reinem Idealismus und echt kurischem

Wesen, wie sie in Brüggen sich einzigartig verkörperte, kehrt so nicht wieder. Wir, die wir ihn gekannt und geliebt haben, werden die Lücke, die sein Scheiden in unser Leben gerissen, immer schmerzlich empfinden und das, was er uns gewesen, festhalten, bis wir früher oder später ihm nachfolgen. Aber wenn auch Alle einst dahin sind, die ihn von Angesicht gekannt, sein edles Bild wird auch auf die spätern Geschlechter übergehen, denn nur mit Kurland selbst kann Eduard Brüggen's Gedächtniß untergehen.

H. Diederichs.





Notizen.

Der deutsche Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Während die ersten Kämpfe zwischen Deutschen und Russen zu Anfang des 13. Jahrhunderts an den Ufern der Düna und dann vornehmlich im ehstnischen Gebiet stattgefunden haben, datiren die ersten deutsch-russischen Beziehungen aus früherer Zeit: es sind das Handelsbeziehungen gewesen. Stattgehabt haben sie (etwa von Bremen aus) vielleicht schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts, sicher nachweislich jedoch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, zumal sich erst um diese Zeit die deutsche Herrschaft dauernd am Südufer der Ostsee festgesetzt hat. Interessant ist, daß damals noch russische (d. h. eigentlich wohl warägische) Schiffe nicht nur bis Wisby auf Gotland, sondern auch bis zur deutschen Stadt Lübeck, welche der Sachsenherzog Heinrich der Löwe 1158 an der Stelle einer ursprünglich wendischen Niederlassung gegründet hatte, vorgedrungen zu sein scheinen. Freilich, die russischen Handelsschiffe sind sehr bald von der Ostsee verschwunden, aber um so zahlreicher erschienen von nun an deutsche Kaufleute in den russischen Städten, vor allen im ehrwürdigen Nowgorod am Wolchow.

Dieser „Deutsche Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts" bildet das Thema einer sehr lesenswerthen, instruktiven Abhandlung, welche Dr. W. Buck im letztjährigen Programm der St. Annenschule veröffentlicht hat (St. Petbrg. 1895, im Separatabdruck 90 Seiten 8°). Ihre Lektüre kann auch nichtfachmännischen Kreisen bestens empfohlen werden, da sie ohne großen gelehrten Apparat in leicht faßlicher Darstellung einen hübschen Ueberblick über ein interessantes Stück deutscher Kulturgeschichte bietet. Erwähnt sei, daß der erste Theil bereits im Jahre 1891 als Berliner Dissertationsschrift, aber doch nur in wenigen Pflichtexemplaren erschienen ist und in der vorliegenden Veröffentlichung — wie der Verfasser in der Vorbemerkung selbst angiebt — eine „ziemlich gründliche" Umarbeitung erfahren hat.

Den Stützpunkt des deutschen Handels in Nowgorod bildete der nach Dr. Buck in den „letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts" angelegte Deutsche Hof oder St. Petershof, so genannt nach der offenbar 1184 erbauten St. Petrikirche. „Ein mit einem Zaun oder Wall umgebener und befestigter Gebäudekomplex, war er bestimmt, den Kaufleuten und ihren Waaren Unterkunft zu bieten, so daß sie nur in Fällen starken Andranges außerhalb Wohnung nahmen; aber auch das Recht gehabt zu haben scheinen, bestimmte Höfe zu belegen." Nachgewiesen wird, daß diese Gründung vom Verein deutscher Kaufleute in Wisby ausgegangen ist, und daß die Gründer vorzugsweise Westfalen waren. Des Weiteren werden wir über die verschiedenen Wege unterrichtet, auf welchen die deutschen Kaufleute nach Nowgorod gelangten, und über die Art und Weise, wie die Reisen dorthin unternommen und ausgeführt wurden. Mehrfach hat der Verkehr in Folge von Streitigkeiten und Kriegen Unterbrechungen erfahren, welche durch den Abschluß neuer Verträge mit den nowgoroder Fürsten (in den Jahren 1199, 1269 und 1269) beendigt wurden. Ausführlicher berichtet der Verfasser über die aus dem 13. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 14. erhaltenen Scras oder Schragen, die Satzungen des Deutschen Hofes. Namentlich zeigt er, wie Wisby sich sehr bald in die Oberhoheit über den Hof mit Lübeck hat theilen müssen und letzteres schließlich das Uebergewicht erlangt hat, und schildert sehr eingehend die Verfassung und Einrichtung des Hofes und die Art des dort betriebenen Handels. Die zum Schluß gebotene Uebersicht über die Handelsartikel und die üblichen Zahlungsmittel ist freilich im Verhältniß zur Anlage des Ganzen etwas zu knapp gehalten. — Sehr dankenswerth wäre es, wollte der Verfasser die Bearbeitung des einmal aufgenommenen Themas um weitere anderthalb Jahrhunderte fortsetzen, zumal ihm auch für diese Periode N. G. Riesenkampf in der trefflichen Magister-Dissertation „Der Deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Iwan Wassiljewitsch III. im Jahre 1494" (Dorpat 1854) vorgearbeitet hat!

Bedeutsamer, weil selbständiger, ist der Inhalt des ersten Theiles — gleichwohl ist Einiges aus demselben zu beanstanden. Wenn der Verfasser gleich auf den ersten Seiten im Gegensatz zu den bisherigen Darstellungen den Anfang der deutschen Handelsfahrten nicht in die zweite, sondern in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen will, so leuchtet seine Beweisführung insofern nicht recht ein, als nach letzterer diese ersten Handelsreisen auch um die Mitte des 11. Jahrhunderts stattgefunden haben könnten; auch wäre zu dem S. 4 bezüglich Lübecks Berichteten hinzuzufügen, daß schon Heinrich der Löwe gleich nach Gründung der Stadt die Russen zum Besuche des neuen Freihafens eingeladen hat (siehe Kurd von Schlözer, die Hansa und der deutsche Ritter-Orden S. 8). S. 14 wird erzählt, daß russische „Kaufleute" in der Terra Adzelle überfallen und ermordet worden seien; es sind das aber pleskausche Tributeinsammler gewesen, welche hier, vierzig an der Zahl, im Jahre 1285 von den deutschen Ordensrittern umgebracht wurden (über die näheren Umstände siehe meinen Aufsatz „Die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer" in den „Mitth. a. d. livl. Geschichte" Bd. XIV, speziell S. 106 f.). Wenig glaub-

würdig erscheint S. 14 Anm. 2 das Zitat aus C. Croegers livl. Geschichte. Es ist vielmehr hinlänglich bezeugt, daß es zwischen Riga und Pleskau einen direkten Handelsweg gegeben hat, und aus einer neuerdings aufgefundenen Urkunde wissen wir sogar, daß — allerdings in späterer Zeit — die Stadt Wenden für den Handel mit und aus Pleskau als Stapelplatz gedient hat. Leider eben hat der Verfasser sich hinsichtlich der livländischen Beziehungen lediglich mit der Kenntnisnahme der wenig zuverlässigen Darstellung C. Croegers und der von K. E. Napiersky publizirten „Russisch-livländischen Urkunden" begnügt; eine ausgebreitetere Kenntniß der livländischen Quellen und der baltischen Geschichtsliteratur wäre seiner interessanten Schrift sicherlich sehr zu Gute gekommen!

Friedrich v. Keußler.





Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

Die Küstenländer des baltischen Meeres sind für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in tiefes Dunkel gehüllt.

Die vergleichende Sprachforschung hat festgestellt, daß die ugro-finnischen Völker, welche dem ural-altaischen Sprachstamme angehören, schon im ersten Jahrhundert n. Chr. mit germanischen Stämmen in Berührung gekommen sein müssen und zwar in so nachhaltiger Weise, daß sie einen großen Theil ihres Wortschatzes dem Altgothischen entnommen hätten. Wo und wie aber hat diese enge Berührung der zwei Rassen stattgefunden? Müllenhoff nimmt an, daß die Nordgermanen die Finnen bereits in Skandinavien vorgefunden hätten[1]. Dagegen führt Meitzen in seinem großartigen Werke „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen rc." aus, daß diese Annahme nicht genügend erkläre, wie die Dialekte vieler östlicher Finnenstämme die germanische Beeinflussung in so hohem Maaße zeigten. Die von Thomsen und Koskinnen als germanisch bezeichneten Stammwörter der finnischen Völker umfaßten die wichtigsten Kulturbegriffe[2]. Es sei ganz unmöglich, daß durch bloße Uebertragung unter den

[1] K. Müllenhof. Deutsche Alterthumskunde. Berlin 1887. II. S. 51 f.

[2] W. Thomsen, Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Halle 1870. Y. Koskinnen, Sur l'antiquités des Lives en Livonie. Acta societ. scient. Fennicae Bd. VIII. Th. II. Helsingfors 1867.

Finnen selbst diese Kulturwörter zu den östlichen Stämmen gedrungen seien. „Diese Weiterverbreitung würde eine allmähliche Bewegung steigender Bildung voraussetzen, in der mannigfacher Wechsel und das Schaffen eigener Begriffe unvermeidlich eingetreten wären."

Ebenso wenig könne man annehmen, „daß etwa sämmtliche finnische Stämme bei Ankunft der Germanen in irgend einer Gegend konzentrirt gelebt hätten," oder, „daß vor unserer Zeitrechnung eine nachbarliche allmähliche Wanderung der Nordgermanen längs der Grenzgebiete der Finnen stattgefunden habe, welche diesen die germanische Kultur zugetragen hätte."

Es bleibt nur übrig, so folgert Meitzen, „weitzerstreute Niederlassungen nordgermanischer kriegerischer Kaufherren in allen südlicheren, klimatisch bevorzugten finnischen Landschaften anzunehmen, Niederlassungen, welche durch ihre Kulturhilfsmittel der benachbarten Bevölkerung so große Vortheile boten, daß sie ohne Widerstreben und ohne die Nationalität der Finnen an sich zu zerstören, aufgenommen wurden." [1])

Diese einleuchtende Hypothese gewinnt für uns ein ganz besonderes Interesse, wenn wir sie auf die Resultate der bisherigen prähistorischen Forschung in den Ostseeprovinzen anzuwenden versuchen.

Hier zeigen nämlich zahlreiche archäologische Funde die Spuren germanischer Siedelung. Bei dem an und für sich hypothetischen Charakter der prähistorischen Forschung ist bisher aber keine Einigung darüber erzielt worden, in welchem Verhältniß die Spuren solcher germanischer Siedelung zu derjenigen anderer Rassen, vornehmlich der finnischen und litoslavischen stehen, welche sich — wahrscheinlich als gleichzeitig — in großer Anzahl nachweisen lassen. Mit andern Worten: Archäologen und Ethnologen wissen nicht recht, was sie mit den Spuren germanischer Elemente anfangen sollen. Bedeutende skandinavische Gelehrte wie Worsaae

---

[1]) August Meitzen „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven." (I. Abtheilung von „Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen") Berlin. 1895. S. 170. Vgl. auch S. 212 u. Müllenhoff a. a. O. S. 69.

Montelius und Aspelin[1]) gehen soweit, daß sie behaupten, germanische Stämme hätten in den Ostseeprovinzen während der ersten Jahrhunderte n. Chr. gesessen. Aspelin bezeichnet als Endpunkt der rein germanischen Siedelung die Hunneninvasion (um 375), alsdann seien die Germanen von Finnen und Letten abgelöst worden. Grewingk[2]) dagegen nimmt an, daß zwischen der ugro-finnischen Urbevölkerung gothische Elemente gesessen hätten. Er unterstützt seine Annahme auch durch etymologische Beweise und meint, daß als historische Erklärung dieses Zusammenlebens der zwei Rassen die Erzählung des Jordanis dienen könne, nach welcher der Ostgothenkönig Hermanarich die Nation der Aestier sich unterworfen habe. Unter den Aestiern des Tacitus und des Jordanis seien in erster Linie lito-slavische Stämme, in zweiter die Ostländer überhaupt, also auch die finnischen Urbewohner der Ostseeprovinzen zu verstehen. Die Nachrichten des Jordanis spielen überhaupt eine wichtige und, wie mir scheint, unberechtigte Rolle in der Darstellung dieser dunkeln Epoche[3]). Schon Wattenbach hat nachgewiesen, daß Jordanis, der um 550 schrieb, für diese Zeit Cassiodors Geschichte der Gothen und zwar blos nach dem Gedächtniß benutzte und daß er überhaupt flüchtig und unzuverlässig ist[4]).

---

[1]) J. J. A. Worsaae, „Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern," a. d. Dän. von Mestorf. Hamburg. 1878. S. 96. Dr. Montelius „Sur le premier age du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne." Compte-rendu de la 8. session du congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques à Budapest 1876. P. 481. sq. R. Aspelin. „Antiquités du Nord Finno-Ougrien." Helsingfors o. J. I. S. 355.

[2]) C. Grewingk. „Die neolithischen Bewohner von Kunda in Estland." Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat Bd. XII. 1884. S. 50 ff. Vgl. auch dessen „Die Steinschiffe von Muisching rc." Dorpat 1878. S. 49. ff.

[3]) Vg. J. L. v. Parrot, „Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung rc. rc. der Liven, Lätten, Esten" Berlin 1839 S. 223 nach Crantz' „Suecia", Messenius, Torfaeus, Dlugoss. Ferner: K. v. Schlözer „Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden". Berlin 1850. S. 34 u. 49. f. E. Seraphim „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands rc." Bd. 2. Reval 1895. S. 11. Auch Meitzen, Siedelung rc. II. S. 145 u. 154 zitirt den Jordanis (oder Jornandes).

[4]) W. Wattenbach „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh." Berlin 1858. S. 47 ff. Jordanis steigert nur die Verwirrung, die seine Vorgänger angerichtet haben, z. B. macht er auch die Skythen und Amazonen zu Gothen.

Wir müssen daran festhalten, daß uns für diese Epoche keine sicheren historischen Quellen zu Gebote stehen und daß wir uns mit den Forschungen der Archäologie und Ethnologie begnügen müssen.

Angenommen nun, daß sich unzweifelhafte Spuren germanischer Siedelungen in dem Gebiete zwischen Memel und Narowa finden, so fragt es sich jetzt, wie weit germanische Einflüsse aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. festzustellen sind. Ob in der That germanische Stämme das ganze Gebiet eingenommen haben, wie Montelius und Aspelin behaupten, oder ob blos ein Herrschaftsverhältniß der Gothen existirt habe, wie andere Forscher, gestützt auf Jordanis, annehmen, oder ob endlich die Meitzensche Hypothese von der Niederlassung germanischer Kaufleute in den südfinnischen Landschaften auch auf die Gegenden der heutigen Ostseeprovinzen auszudehnen wäre. Das muß die nächste Aufgabe der prähistorischen Forschung sein.

Wir kommen jetzt zu einer andern Frage: In welche Zeit fällt die Abgrenzung der Siedelungsgebiete der beiden Rassen, welche die deutschen Eroberer im 12. Jahrhundert in den Ostseeprovinzen vorfanden? Auch diese Frage läßt sich nicht mit absoluter Bestimmtheit beantworten. Denn auch darüber sind die Forscher nicht einig, welche Nation zuerst in den Ostseeprovinzen gesiedelt habe — die finnische oder die lettische. Grewingk ist, wie oben ausgeführt worden, der Meinung, daß das ganze Gebiet von Preußen bis Finnland oder, wie er es nennt, das „Ostbaltikum" von ugro-finnischen Stämmen besiedelt gewesen sei. Er kommt unabhängig von andern Forschern, die dasselbe behauptet haben, zu dieser Ansicht [1]. Dagegen haben Schirren [2] und Koskinnen [3]

---

[1] K. W. Watson, „Ueber den lettischen Völkerstamm". Jahresverhandlungen der Kurl. Gesellschaft für Litteratur und Kunst. 1818.

J. Döring, „Ueber die Herkunft der kurländischen Letten". Sitzungsberichte der kurl. Ges. f. Lit. u. Kunst von 1880, Anhang. Mitau 1881. S. 63 u. 113, behauptet, daß Letten nur im südöstlichen Livland i. e. S. gesessen hätten. A. L. Schlözer, „Allgemeine Nordische Geschichte". Halle 1771, ist zweifelhaft. Vgl. S. 303, dagegen S. S. 318 und 319.

[2] C. Schirren, „Nachrichten der Griechen und Römer über die Küstenländer des baltischen Meeres". Riga 1852.

[3] Y. Koskinnen, „Sur l'antiquités des Lives en Livonie".

die Anschauung ausgesprochen, daß eine Invasion finnischer Stämme, theils auf dem Landwege von Norden, theils zur See von Westen, in lettisch-lithauisches Siedelungsgebiet stattgefunden habe. Diese Anschauung ist neuerdings von Bielenstein aufgenommen und mit großem Geschick vertheidigt worden [1]. Auch Meitzen schließt sich in seinem jüngsten Werke den Ausführungen Bielensteins vollständig an und bestimmt als Zeitpunkt der finnischen Invasion das 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. [2].

Was uns die Geschichte über den Zeitraum bis zum 12. Jahrhundert bietet ist undeutlich und unzuverlässig. Herodot, Ptolemaeus, Tacitus, Plinius können wir bei Seite lassen, ebenso Cassiodor und Jordanis [3]. Sie bieten der Hypothese ein zu weites Feld. Als warnendes Beispiel mag das gelehrte Werk des Archäologen Kruse dienen [4], dem in Bezug auf unwahrscheinliche und gezwungene Hypothesen nur noch das Buch des Linguisten Parrot gleichkommt.

Das Licht der Geschichte dringt erst spät in das Dunkel, welches über den Ostgestaden des baltischen Meeres ruht.

Mit Sicherheit erkennen wir sehr alte Beziehungen der Skandinavier zu dem „Oesterrike." Runensteine und die alten nordischen Sagas sprechen dafür [5]. Diese Beziehungen mögen meist kriegerischer, vielleicht aber auch wirthschaftlicher Natur gewesen

---

[1] Dr. A. Bielenstein. „Welches Volk hat an den Küsten des Rigischen Meerbusens die historische Priorität, die indogermanischen Letten oder die mongolischen Finnen?" Baltische Monatsschrift. XXVI. Bd. Reval 1880. S. 90, und wiederholt in „Die Grenzen des lettischen Volksstammes etc." Petersburg 1892. S. 348 ff.

[2] Meitzen, Siedelung etc. II. S. 143 u. 154 f. Müllenhoff a. a. O. II. S. 69 meint, daß die sämmtlichen Finnen frühestens im 5., spätestens im 8. Jahrh. die Letten von der baltischen Seeküste abgedrängt hätten.

[3] Herodot (Hist. L. III. C. 115). Ptolemaeus (Geogr. L. III. C. 5.) Tacitus (Germania C. 43-45). Plinius (nach den Berichten des Pytheas). Hist. natur. Lib. XXXVII. C. 2.) Vgl. darüber C. Schirren, Nachrichten etc.

[4] F. Kruse, „Urgeschichte des Esthnischen Volksstammes" Moskau 1846. Parrot, a. a. O.

[5] Ingvarsaga, Heimskringla, Ynglinga-Saga des Snorre Sturlesson, Egil Skalla-Grimson's Saga. Ueber den in Södermannland gefundenen Runenstein vgl. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte u. Alterthumskunde der Ostseeprovinzen v. 1884. S.S. 14 u. 20. Ferner: Dr. A. Bielenstein, Grenzen etc. S. 373.

sein. Auch hier müssen wir an die oben ausgeführte Meitzensche Hypothese denken.

Eine genauere Nachricht haben wir erst aus dem 9. Jahrhundert. In Rimberts Vita Anscharii werden die Chori im jetzigen Kurland (oder in Oesel) erwähnt. Wir hören von erbitterten Kämpfen der Nordmänner mit diesem Volke. Um 850 soll die Kurenstadt Apule von dem Schwedenkönig Olaf erobert worden sein, nachdem zuvor die Dänen, welchen das Land zinspflichtig gewesen, einen verunglückten Feldzug dorthin unternommen hatten[1].

Aus dem 11. Jahrhundert haben wir den Bericht des Adam von Bremen. Zwar ist das, was er uns von Kurland und Ehstland erzählt, noch sehr märchenhaft, aber wir erfahren von ihm, daß ein dänischer Kaufmann auf der Insel Churland eine Kirche gebaut habe; das habe er — Adam — aus dem eigenen Munde des Königs Sven Estridson. (1047—1076[2]).

Aus diesen Nachrichten können wir entnehmen, daß die Skandinavier schon sehr früh versucht haben an den östlichen Küsten des baltischen Meeres Fuß zu fassen. Mehr als Wickingerzüge sind es aber kaum gewesen. Wir wissen, daß die kühnen Ehsten und Kuren ihnen diese Raubzüge mit gleicher Münze zurückzahlten, ja daß ehstnische Seeräuber die reiche Stadt Sigtuna am Mälar verbrannten[3]).

Von diesen Seeräuberzügen wird noch später die Rede sein. Weniger undeutlich als die Beziehungen der Eingeborenen zu den Skandinaviern sind diejenigen zu ihren östlichen Nachbaren, den Russen[4]).

Die auf bloßer Ueberlieferung beruhenden Nachrichten der russischen Chroniken über die Zeiten bis zum 11. Jahrhundert können wir füglich übergehen.

---

1) Vgl. Kurländische Sitzungsberichte von 1883 S. 63. f.

2) Adam von Bremen IV. 16. 17. 19. Ed. Mon. Germ. Pertz II. S. 373 f.

3) Vgl. Schlözer, Livland rc. S. 37.

Nach K. Lamprecht „Deutsche Geschichte" Bd. IV. S. 160 wurde Sigtuna um 1187 verbrannt.

4) Die russischen Beziehungen sind klar und übersichtlich dargestellt von Th. Schiemann „Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert." Berlin. 1887. Bd. II. S. 5 ff. (im 10. Theil der II. Hauptabtheilung von W. Oncken, Allgemeine Geschichte rc.).

Als sich die Reiche von Nowgorod und Polozk gefestigt hatten, mögen deren Fürsten versucht haben ihre Herrschaft bis an die Ostseeküste auszudehnen. Die nach Nestor benannte Chronik (um 1100) berichtet uns, daß Wladimir der Große (980—1015) die Dünagegend unterworfen habe.

Sicher ist, daß im Jahre 1030 der Großfürst Jaroslaw die Ehsten besiegte und in ihrem Lande die Stadt Jurjew an der Stelle des späteren Dorpat gründete. Die russische Chronik berichtet dann weiter, daß dem Großfürsten schließlich sämmtliche Völker der Ostseeprovinzen: Ehsten, Liven, Letten, Semgallen, Lithauer, Samaiten und Kuren zinspflichtig wurden. Das ist jedoch kaum anzunehmen. Nach Jaroslaws Tode empören sich die Ehsten, zerstören 1061 Jurjew und machen sogar den Versuch Pleskau zu erobern. Im folgenden Jahrhundert gelingt es den Russen auch nicht dauernd festen Fuß zu fassen. 1107 erleiden verbündete süd- und westrussische Fürsten durch die Semgallen eine blutige Niederlage; 9000 Russen decken das Schlachtfeld[1]. Allerdings eroberte Mstislaw von Nowgorod 1116 die Ehstenfeste Odenpäh und 1130 wurde den Ehsten wieder ein Tribut auferlegt, aber 1132 schlugen diese den Wsewolod Mstislaws Sohn völlig aufs Haupt. „Es geschah groß Unheil," sagt die russische Chronik, „viel gute Männer aus Nowgorod wurden erschlagen." Die Erfolge, welche Wsewolod 1134 errang, waren auch nicht von Dauer. 1177 wird wieder eine größere Niederlage der Russen bei Pleskau durch die vereinigten Ehsten berichtet. Auch für die spätere Zeit ist eine faktische Abhängigkeit der Ehsten von Nowgorod oder Pleskau nicht nachzuweisen[2], wohl aber finden wir vorübergehende Bündnisse der Ehsten mit den Russen gegen die deutschen Kreuzfahrer.

Während sich also die Ehsten und auch die Semgallen der wiederholten Unterjochungsversuche der Russen erfolgreich erwehrten,

---

[1] Vgl. hierüber auch Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs. Deutsche Uebers. Bd. II. S. 18 und 114.

[2] Vgl. F. v. Keußler, „Die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer". „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte" Bd. XIV, S. 95 u. 98 Anm. und desselben „Zur Frage der Beziehungen der russischen Fürsten zu den Eingeborenen der gegenwärtigen Ostseeprovinzen im XII. u. XIII Jahrh." Sitzungsber. d. Ges. f. Gesch. u. Alterth., Riga, v. 1891. S. 110 f.

gelang es diesen über den Stamm der eigentlichen Letten, der Lettgallen, und über einen Theil der Liven dauernde Herrschaft zu gewinnen.

In welchen Zeitpunkt die Begründung derselben fällt, wissen wir nicht. Als in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Deutschen in die Dünamündung drangen, fanden sie die Liven und Letten am rechten Dünaufer, sowie die Lettgallen in Tolowa unter russischer Botmäßigkeit. Für die Wende des 12. Jahrhunderts sind zwei russische Machtbereiche zu unterscheiden: der Machtbereich des Fürstenthums Polozk an der Düna und der des Fürstenthums Pleskau, welcher die lettische Landschaft Tolowa am oberen und mittleren Laufe der livländischen Aa umfaßte[1]. Das Abhängigkeitsverhältniß war nur locker, es bestand in Tributzahlung und vielleicht in Heeresfolge. Hierüber wird an anderer Stelle noch ausführlich die Rede sein.

Wir müssen jetzt, da wir zeitlich bei der deutschen Eroberung, also an der Grenze unserer Darstellung, angelangt sind, Halt machen und die ethnographischen Verhältnisse schildern, wie sie von den Deutschen im 13. Jahrhundert vorgefunden wurden.

II.

Durch die umfassenden Forschungen des gelehrten Pastors und Etymologen Dr. A. Bielenstein sind wir in der Lage uns ein ziemlich deutliches Bild der **ethnographischen Verhältnisse** Alt Livlands im 13. Jahrhundert zu machen[2].

Wir haben gesehen, daß Völkerschaften finnischer, also mongolischer, und lettisch-lithauischer, also arischer, Rasse die Küstenländer zwischen Memel und Narowa, das spätere Alt-Livland, besiedelten.

---

[1] Vgl. F. v. Keußler „Das livische und lettische Dünagebiet und die Fürsten von Polozk, Gercike und Kokenhusen am Ausgange des XII. und zu Beginn des XIII. Jahrhunderts." Mittheil. a. d. livl. Geschichte. Bd. XV, S. 2 f., auch desselb. Tributpflichtigkeit ꝛc. von Tolowa S. 81 f.

[2] Dr. A. Bielenstein „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert." Mit einem Atlas von 7 Blättern. St. Petersburg. 1892. Nähere Einzelheiten über die verschiedenen Nationen und Stämme, z. B. die Nationalitäten-Frage der Wenden an der Aa, werde ich hier bei Seite lassen.

Die finnischen Stämme nahmen das heutige Ehstland und nördliche Livland sowie die livländische und kurländische Küste ein. Wir unterscheiden zwei Hauptstämme: die Ehsten und die Liven. Erstere saßen in geschlossenen Massen in Ehstland, dem nördlichen Livland und den vorgelagerten Inseln, d. h. ungefähr in ihren heutigen Grenzen. Letztere theilten sich in zwei gesonderte Stämme: die eigentlichen Liven, welche einen durchschnittlich 5--6 Meilen breiten Küstenstrich vom Orrobache bis zur Düna und das Gebiet am rechten Dünaufer bis hinter Lenewarden einnahmen, und die Kuren an der Küste vom Angernschen See, beziehungsweise von der Dünamündung, bis gegen Memel und am unteren Laufe der Windau.

Die Letten zerfielen in drei Hauptstämme: die Lettgallen südlich von den Ehsten und östlich von den Liven in den jetzigen Kreisen Walk und Wenden, im östlichen Theile der Kreise Riga und Wolmar, sowie einem Theile des jetzigen Polnisch-Livland; ferner die Selen in einem schmalen Streifen am linken Dünaufer von Dünaburg bis Selburg, und endlich die Semgallen. Diese bewohnten das ganze mittlere und südöstliche jetzige Kurland zu beiden Seiten der Semgaller Aa und am oberen und mittleren Laufe der Windau. Sie grenzten also im Norden und Westen an die Kuren, im Osten an die Liven und im Südosten an die Selen. Das ganze Gebiet südlich von den Kuren, Semgallen und Selen wurde von den Lithauern eingenommen, einer den Letten nahe verwandten Nation.

Mit Ausnahme der ehstnischen sind aber die geographischen Grenzen der Nationen keineswegs sauber durchzuführen, weil auch eine ethnographische Scheidung nicht immer möglich ist.

Es ergeben sich Gebiete, in denen Sprach- und Geschichtsforschung gemischte Bevölkerung annehmen müssen -- wenigstens im 13. Jahrhundert. Namentlich ist das in Kurland der Fall, wo wir auf einem großen Theile des finnischen Siedelungsgebietes lettische Spuren antreffen. Desgleichen in Livland im Bezirke Idumea (zwischen Wenden und Lemsal) und an der Düna bei Lenewarden.

Dieser Umstand wirkt deswegen besonders störend, weil, wie wir sehen werden, ein prinzipieller Unterschied zwischen der Siedelungsweise der finnischen und lettischen Völkerschaften bestand.

III.

Es ist nun zu untersuchen, welcher Art der Kulturzustand dieser Nationen zu der Zeit war, als die Deutschen mit ihnen in Berührung kamen.

Wir besitzen für diese Zeit eine unschätzbare Quelle in der trefflichen Chronik des Lettenpriesters Heinrich, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß seine Berichte über das Zusammentreffen der Deutschen mit den Eingeborenen Alt-Livlands auf Autopsie beruhen[1]).

Es liegt auf der Hand, daß die Chronik Heinrichs in erster Linie kriegerische und politische Vorgänge schildert und sich nicht mit ethnologischen Fragen beschäftigt; eine solche Betrachtungsweise lag ja jener Zeit vollkommen fern, aber wir finden in der sorgfältigen Aufzählung von Thatsachen nicht selten Fingerzeige, die wir zu unseren Zwecken ausbeuten können.

Natürlich erlangen wir auf diese Weise keine vollständige Kenntniß der politischen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse oder gar der ethischen Vorstellungen unserer Völker, auch wenn wir versuchen die Lücken durch Rückschlüsse aus späteren Quellen auszufüllen. Das kulturgeschichtliche Bild, das wir gewinnen, bleibt unvollkommen genug; aber wir haben doch allen Grund unserem Chronisten auch für das Wenige dankbar zu sein, wenn wir bedenken, wie selten im Allgemeinen glaubwürdige Quellen für die Geschichte eines Volkes vor dessen Berührung mit überlegener Kultur sind. Wir befinden uns z. B. in einem bedeutenden Vortheil gegenüber unserem Nachbarlande Preußen, dessen früheste historische Quelle über die Zustände der Eingeborenen — abgesehen von den Fabeleien des Reisenden Wulfstan — Petrus de Dusburg ist, welcher seine Chronik ein Jahrhundert nach der deutschen Eroberung schrieb.

---

[1]) „Heinrici Chronicon Lyvoniae", ex recens. Wilh. Arndt. In G. H. Pertz' Monum. Germaniae. Hannover 1874. Die Zitate aus Heinrich von Lettland beziehen sich auf diese Ausgabe. Ueber Heinrich v. L. vgl. H. Hildebrand, „Die Chronik Heinrichs von Lettland." Berlin 1865. Die Abfassung der Chronik wird von Hildebrand in die Jahre 1225—27 gesetzt, vgl. S. 19.

Die inneren politischen und sozialen Verhältnisse der Indigenen lassen sich aus der Chronik Heinrichs von Lettland nicht deutlich erkennen.

Während wir bereits im 9. und 10. Jahrhundert bei den Nord-Slaven politisch selbständige fest organisirte Staaten mit Fürsten und Beamtenthum konstatiren können, finden wir bei den lettischen und finnischen Stämmen im 13. Jahrhundert keineswegs organisirte Staatswesen, sondern nur die Spuren staatenähnlicher Gebilde. Die einzelnen Stämme der beiden Nationen scheinen untereinander nur in sehr lockerem Zusammenhange gestanden zu haben. Zwar finden wir Bündnisse zweier Stämme, wo es sich um größere Feldzüge oder ernsthafte Vertheidigung handelt[1], doch ist das National-, oder besser gesagt: Rassegefühl, so gering, daß nicht selten zwei Stämme eines Blutes in feindlichen Lagern kämpfen[2]. Da wir auch andererseits Bündnisse zweier Nationen untereinander[3], ja sogar mit auswärtigen Nachbaren antreffen[4], so brauchen wir nicht einen politischen Zusammenhang der Stämme eines Blutes vorauszusetzen. Eine Ausnahme macht vielleicht die ehstnische Nation. Es wird uns nämlich berichtet, daß in der Landschaft Harrien ein Dorf Raigele lag, in welchem die umwohnenden Stämme alljährlich zu einer Berathung zusammenzukommen pflegten[5]. Leider ist nicht näher angegeben, welche ehstnischen Stämme sich zu diesem jährlichen „Thing" versammelten, jedenfalls nicht alle, was schon aus dem Ausdruck „umwohnend" (circumiacentes), sowie aus dem Umstande hervorgeht, daß die Insel-Ehsten auf einem beständigen Kriegsfuße mit den Festland-Ehsten gelebt zu haben scheinen[6]. Immerhin liegt der Gedanke an einen engeren Zusammenhang mehrerer Ehstenstämme — eine Art Völkerbund — nahe und wir werden in lebhafter Weise an ähnliche Erscheinungen bei den alten Germanen und Slaven

---

[1] Heinrici Chr. Lyv. $10_{6,8}$ 12_{6} 14_{8} 15_{3} 16_{3} 21_{2} 22_{8} $26_{4,5,7,8}$ 10_{9}.

[2] Ebenda 14_{5} (23_{7}), 24_{2} $20_{3,4}$.

[3] Z. B. ebenda 14_{5}.

[4] Der Ehsten mit den Russen cf. ebenda 20, 21, 22 ff.

[5] Ebenda 20_{2}.

[6] Ebenda 23_{9} $24_{3,4}$.

erinnert. Es ist übrigens anzunehmen, daß auch dieser in Friedenszeiten zu Raigele abgehaltene Thing den Zweck gehabt hat, in erster Linie kriegerische Berathungen zu pflegen. Wir wissen ja, daß die Ehsten seit Jahrhunderten mit ihren mächtigen Nachbaren, den Russen, in Kriege verwickelt waren; solche Unternehmungen, wie die gegen Pleskau (1061 und 1177), mögen auf der Jahresversammlung von Raigele geplant worden sein.

Die innere Organisation des einzelnen Stammes ist ebensowenig deutlich erkennbar.

Jeder Stamm zerfiel in eine Reihe größerer und kleinerer Gemeinwesen. Heinrich von Lettland verfügt über mehrere Bezeichnungen für das Land, welches von einem Stamme bewohnt wird, aber er gebraucht dieselben nichts weniger wie präzis. So wendet er den Ausdruck provincia bald auf das ganze Siedelungsgebiet einer Nation an, bald auf eine größere Landschaft, die von einem Stamme bewohnt wird, bald auf den einzelnen Bezirk oder Gau einer solchen Landschaft.

Für die kleineren Bezirke findet sich noch ein ehstnischer Ausdruck „Kylegunda", welcher soviel wie Gauverband bedeutet und den der Chronist an einer Stelle ausdrücklich für provincia setzt[1].

Mit Sicherheit können wir annehmen, daß das Siedelungsgebiet einer Nation in mehrere Landschaften und jede Landschaft wiederum in eine Reihe kleinerer Bezirke zerfiel. Ueber die Entstehung dieser Gemeinwesen ist aus Heinrichs Chronik nichts zu entnehmen. Sie fällt in eine weit frühere Zeit. Möglicherweise sind die Gauverbände aus Geschlechtsverbänden hervorgegangen. Bei wachsender Kopfzahl haben die Geschlechter sich aus wirthschaftlichen Gründen getrennt und sich so räumlich immer weiter

---

[1] Ebenda. $28,_{4}$. In $28,_{2}$ hat die Landschaft Maritima 7 Kylegunden, in $28,_{7}$, hat dieselbe 7 Provinzen; cf. auch $29,_{7}$ und $30,_{5}$. Der Ausdruck Kiligunda findet sich auch in Kurland. vgl. Livl. Urk. Buch. I. 103 u. 104. Jetzt heißt Kihlakunta im Finnischen Bezirk, Kihhelkond im Ehstnischen Kirchspiel. Vgl. A. J. Sjögren, „Reise nach Livland u. Kurland 1846." St. Petersburg 1847. S. 120 ff. Über d. Etymologie des Wortes vgl. die Ausführungen Kuniks in Bielenstein, Grenzen ꝛc. S. 274. A. 296 u. 297. A., ferner: L. Meyer, „Über Esten und Estenthum bei Heinrich dem Letten" in „Sitzungsberichte der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft." Dorpat 1877 S. 11.

ausgebreitet. Gemeinsame Gefahr hat einen lockern Zusammenhang der Sippen erhalten, nicht fest genug, um zu einer Staatenbildung zu führen, aber doch genügend stark, um ein Gemeinwesen zu bilden, welches im Falle der Vertheidigung oder eines Raubzuges unter einheitlicher Leitung vorgehn konnte.

IV.

An der Spitze der einzelnen Gemeinwesen, sowohl der größern Landschaften als der kleinern Gaue standen **Häuptlinge**, für deren politische und besonders soziale Stellung sich keine ganz scharfen Umrisse in der Darstellung Heinrichs finden.

Er nennt sie meist seniores: Aelteste, daneben principes oder principes ac seniores[1]; parallel gebraucht er die Ausdrücke: meliores[2], primores, nobiles[3], sogar divites[4]. Den Semgallenhäuptling Vesthard nennt er an einer Stelle maior natu[5], offenbar eine Umschreibung von senior, sonst einfach dux oder dux et princeps; von Caupo sagt er: „der gewissermaßen König und Aeltester der Liven war" und an anderer Stelle: „welcher der Erste der Liven war"[6]; die Gesammtheit der seniores der Ehsten nennt Heinrich caput Estonie: Das Haupt Ehstlands[7].

Ob Heinrich den Ausdruck senior aus der Sprache der Eingeborenen übernommen hat, erscheint mir fraglich. Allerdings finden sich später sowohl im Ehstnischen („Wannem") als im Lettischen („Wezzakais") die gleichbedeutenden Wörter, aber wir haben keinen Anhalt dafür, daß sie schon um 1200 gebraucht und nicht etwa später aus dem deutschen Sprachgebrauch übernommen worden sind. Bei den südslavischen Stämmen giebt es eine Analogie in den Starosten oder Supanen, den Ortsvorstehern und

---

1) Heinr. Chron. Lyv. 10,$_{10}$ 25,$_{2}$ (dux et princeps) 10,$_{8}$ 16,$_{4}$ (17,$_{5-7}$). 21,$_{2}$ 25,$_{2}$ (principes ac seniores).

2) 4,$_{4}$ 10,$_{14}$ 12,$_{6}$ 21,$_{7}$ 30,$_{5}$ (22,$_{5}$).

3) 30,$_{5}$.

4) Also „Reiche" 15,$_{7}$ (divites et seniores).

5) 9,$_{2}$ cf. 10,$_{10}$ 12,$_{2}$.

6) „qui quasi rex et senior Lyvonum erat" 7,$_{5}$. „quorum primus erat (Caupo)" 16,$_{3}$.

7) Ebenda. 15,$_{3}$.

Gemeindehäuptern, welche in lateinischen Urkunden ebenfalls Seniores genannt werden.

Die Bezeichnung des Supans als Aeltester ist nach Meitzen „füglich nur auf den slavischen Begriff des Starešina, des Familienhaupts in der Sadruga wie in Bratstvo und Pleme zurückzuführen"[1]. Wenn wir also die südslavische Analogie wenigstens für die lettischen Stämme anerkennen wollten, so müßten wir auch bei ihnen eine ursprüngliche Hauskommunion voraussetzen. Dafür fehlen nun aber, wie später noch ausgeführt werden soll, alle Voraussetzungen, da wir keine Anhaltspunkte für irgend welche kommunistische Einrichtungen bei Letten oder Ehsten und Liven haben.

Eine andere Erklärung der Bezeichnung Senior für die Häuptlinge der Eingeborenen ist neuerdings von A. v. Bulmerincq gegeben worden[2]. Heinrich von Lettland hätte den Ausdruck senior „den ihm nicht unbekannten Verhältnissen in Holstein und auf Gotland" entnommen. In Holstein unterstand Gericht und Verwaltung den „seniores terrae" unter Führung des Overboden; in Gotland hießen die Vorsteher der Landgemeinde, die Radmannen, ebenfalls seniores. Heinrich hätte, um die Seniores der Eingeborenen von den seniores de civitate de Riga zu unterscheiden, ersteren den Zusatz terrae hinzugefügt. Diese Erklärung scheint jedoch unrichtig, denn erstens kommt der Zusatz terrae nur zwei Mal vor[3] gegenüber ungezählten Malen, in denen einfach von seniores der Eingeborenen die Rede ist, und zweitens gebraucht Heinrich den Ausdruck senior bei allen Gelegenheiten und im allerweitesten Sinne, um Führer oder Haupt eines Volkes, einer Kommune, eines Heeres u. dgl. zu bezeichnen; so spricht er von den seniores der Russen (22, 3), so nennt er wiederholt die Führer des Kreuzheeres seniores der Deutschen[4], so sagt er endlich an einer Stelle ausdrücklich: „merket und sehet es ihr Obersten (principes) der Russen oder der Heiden oder der Dänen oder auch jedweden Volkes Aelteste (seniores) ꝛc." (23, 9). Aus dem

---

[1] Meitzen, Siedelung und Agrarwesen ꝛc. II. S. 243, vgl. S. 215.

[2] A. v. Bulmerincq, „Sine ira et studio." Sitzungsberichte der Gesellschaft für Gesch. und Alterthumskunde d. Ostseeprov. von 1894. S. 140.

[3] Heinr. Chron. Lyv. 4, 4 14, 10.

[4] 23, 9 wird Herzog Albert von Sachsen senior genannt.

Gebrauche des Wortes senior bei Heinrich dürfen wir also weder den Schluß ziehen, daß damit die Familien- oder Geschlechts-Aeltesten im südslavischen Sinne gemeint sind [1], noch daß Heinrich damit eine Vorstellung bestimmter Funktionen und Amtspflichten hat erwecken wollen. Fassen wir dagegen die dem Worte senior parallel oder analog gebrauchten Ausdrücke ins Auge, so sind wir berechtigt anzunehmen, daß sich bei sämmtlichen Stämmen der Eingeborenen hervorragende Männer fanden die den Deutschen als Häuptlinge und wegen ihrer großen Zahl [2] zugleich als eine bevorzugte Kaste, also eine Art Aristokratie, erschienen.

Was die Funktionen der Aeltesten betrifft, so tritt uns naturgemäß in Heinrichs Chronik die kriegerische Seite derselben besonders entgegen. Die Aeltesten sind Heerführer; als solche befehligen sie ihre Volksgenossen auf dem Zuge und in der Schlacht [3], sie zetteln Verschwörungen an [4], sie schließen Bündnisse [5], Frieden [6] und Unterwerfungsverträge [7], sie stellen Geiseln oder werden selbst als solche angenommen [8].

Die Kompetenzen der Aeltesten in Friedenszeiten sind weniger deutlich gezeichnet. Jedenfalls stehen sie bei ihren Landsleuten in hohem Ansehn, wie es sich tapfern Heerführern gegenüber von selbst versteht [9].

---

[1] Die einzige Stelle in Heinr. Chron. Lyv., die darauf deutet, daß mit dem Ausdruck Senior das Alter bezeichnet werden soll, ist $9,_{2}$, wo maior natu für senior gebraucht ist.

[2] Ebenda $12,_{6}$ werden 300 „ex melioribus viris ac senioribus Saccalanensis provinciae" getödtet, und $23,_{8}$ fallen über 100 seniores der Semgallen bei Mesothen. Die „fere mille de melioribus" der Öseler in $21,_{7}$ sind wohl nur die auserlesensten Krieger. —

[3] Ebenda $10,_{10}$ $11,_{2}$ $12,_{6}$ $13,_{5}$ $14,_{8\ 10}$ $15,_{1\ 2\ 3\ 7\ 9\ 10}$ $19,_{3}$ $21,_{2\ 3}$ $26,_{13\ 32}$ ꝛc.

[4] $10,_{4\ 5\ 6}$ ꝛc.

[5] $12,_{6}$ $13,_{5}$ $20,_{7}$ $27,_{3}$ ꝛc.

[6] $21,_{5}$ $23,_{2\ 6\ 7\ 8}$ $24,_{5}$ ꝛc.

[7] $23,_{7}$.

[8] $4,_{4}$ $10,_{9\ 14}$ $18,_{7}$ $30,_{5}$.

[9] Ebenda $2,_{10}$. 1190 retten im Livenlande zurückgebliebene Kaufleute ihr Leben durch Geschenke an die seniores. Als 1200 die Esthen den Gesandten Alobrand tödten wollten, verhinderten es „quidam ex senioribus" $14,_{6}$. Welchen Einfluß Caupo hatte geht aus $10,_{3}$ hervor; seine Bedeutung $21,_{4}$.

Von den Deutschen werden sie auch im Frieden als Vertreter ihres Volkes betrachtet; mit ihnen werden staatsrechtliche Fragen verhandelt, sie werden zu Verträgen mit fremden Mächten herbeigezogen[1]. Sie mögen als angesehene Männer, die das allgemeine Zutrauen genossen, auch als Richter fungirt haben; aus ihrer Mitte wurden von den Deutschen Richter eingesetzt, die den landesherrlichen Vögten zur Hand gingen und aus denen sich das später zu besprechende Institut der Rechtsfinder entwickelte[2]. Man muß sich aber die richterlichen Funktionen der Aeltesten nicht als geordnet vorstellen, wie ja überhaupt alle staatlichen Gebilde durchaus ungeordnet waren. Sie werden in den mehrfach erwähnten Volksversammlungen[3] präsidirt und größere Streitfragen mit Hülfe der Volksgenossen entschieden haben. Da von geordneten Rechtsbegriffen keine Rede sein kann, da überall Selbsthülfe eintrat: Blutrache, Raub, Recht des Stärkeren[4], so können die Aeltesten nur kraft ihres persönlichen Ansehns, getragen vom Volkswillen, vermittelnd oder ordnend gewirkt haben.

An ein geregeltes Herrschaftsverhältniß haben wir nach alledem kaum zu denken.

Es fragt sich nun ob die Seniorenwürde, wenn auch nicht de jure, d. h. verfassungsmäßig, so doch de facto erblich war oder nicht. Ich möchte mich dafür aussprechen. Mehrfach wird berichtet, daß Söhne oder Brüder eines Aeltesten in die Stellung ihrer verstorbenen Verwandten einrückten[5], und sehr häufig werden „die Verwandten und Freunde“ (cognati et amici) eines Seniors

---

[1] Ebenda $1,_{14}$ $16,_{2}$ $24,_{4}$ $25,_{2}$ $26,_{2}$ ($12,_{6}$). Die Wichtigkeit der seniores in Heinrichs Augen geht auch aus dem Lobliede auf d. heil. Jungfrau $25,_{2}$ hervor.

[2] Ebenda $29,_{7}$ und Vertrag des Meisters Andreas von Velven mit den Oeselern. 1241. Vgl. Livl. Urk. Buch. I. 169 u. III. 169a. vgl. ferner das. I. 249, 250, 253, 285 ꝛc.

[3] Ebenda $2,_{8}$ $10,_{4\ 5}$ $12,_{6}$ $13,_{6}$

[4] Ebenda $10,_{16}$.

[5] Ebenda. Talibald und seine Söhne Rameko, Drivinalde und Waribule $19,_{3}$ ꝛc. ꝛc. Die Söhne scheinen schon zu Lebzeiten des Vaters Aelteste gewesen zu sein. — Unipewe, Bruder des Lembitu $21,_{5}$.

erwähnt[1]), woraus sich schließen läßt, daß die „Sippe" eines solchen in den Augen der Stammesgenossen einen besonderen Rang behauptete. Bis zur Entwickelung einer erblichen Fürstenwürde ist aber noch ein weiter Schritt. Durch persönliche Tüchtigkeit, vor Allem Tapferkeit und Stärke, wohl auch durch Weisheit, ragen die Häuptlinge über den freien Volksgenossen empor; vielleicht auch durch Reichthum, durch großen Grundbesitz, denn von mehreren Aeltesten wissen wir, daß sie bedeutende Ländereien ihr eigen genannt haben, so vom Liven Caupo und vom Letten Talibald und dessen Söhnen, die ihrerseits großen Landbesitz hatten[2]). Wenn, was selten geschieht, der Besitz näher bezeichnet wird, so treten uns alle Merkmale eines Bauerngutes entgegen: Aecker, Bienenbäume, Badstuben[3]). Wir haben uns diese Besitzungen der Aeltesten mithin als große Bauerhöfe zu denken, die je nach der Siedelungsweise des Volksstammes allein oder in einem Dorfe neben den Höfen anderer Volksgenossen lagen. Der Reichthum bestand in erster Linie in Aeckern, zahlreichen Heerden und Bienenbäumen, daneben in angesammeltem Edelmetall, Familienschmuck, Waffen und dgl.[4]).

Wenn wir aus diesen Betrachtungen auch kein ganz abgeschlossenes Bild von dem Wesen und der Stellung der Aeltesten erhalten, so geht doch aus ihnen unabweisbar hervor, daß wir die M e r k m a l e e i n e r s t ä n d i s c h e n G l i e d e r u n g vor

---

[1]) Ebenda 14,$_{5}$ 15,$_{7}$ 19,$_{3}$ 26,$_{12}$ Caupo's Sohn Berthold und Schwiegersohn Wane („vir fortis et virtuosus") 11,$_{8}$. Die Brüder Roboam und Reko 21,$_{3}$ ꝛc.

[2]) Ebenda 10,$_{13}$ (11,$_{3}$) 21,$_{4}$ Talibald von Toluwa (18,$_{3}$) saß in Tricatua (15,$_{7}$ 17,$_{2}$ 18,$_{3}$), sein Sohn Drivinalde am Astijerwe (23,$_{9}$). Die Entfernung von Tricatua, wenn man das Ordensschloß Trikaten oder auch die Burg Beverin (12,$_{6}$) am Waidau-See (vgl. Bielenstein, Grenzen S. 78) als Ausgangspunkt nimmt, bis zum Astijerwe (Burtneck-See) beträgt in der Luftlinie ca. 20 Kilom. Vielleicht befanden sich die Besitzungen des Rameko (vgl. Livl. Urk.-Buch I, 70 und Perlbachs Berichtigungen dazu in Mittheil. a. d. livl. Gesch. Bd. 13 S. 5 u. 13) zwischen den Sitzen des Vaters und des Bruders.

[3]) Ebenda 10,$_{13}$ 19,$_{8}$

[4]) Reichthum der Familie Talibalds an Geld vgl. Heinr. Chron. Lyv. 18,$_{5}$. 19,$_{8}$. Ueber die Wohnsitze der Aeltesten wird bei Besprechung der Heidenburgen und der Siedelungsweise noch die Rede sein.

uns haben. Die Aeltesten und ihre Sippe standen sozial höher als die große Masse des Volkes. An einen privilegirten Stand, einen Adel im modernen oder auch nur mittelalterlichen Sinne, müssen wir dabei nicht denken. Wir haben — meines Wissens — kein einziges Zeugniß dafür, daß ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß zwischen den Aeltesten und dem Volke oder auch nur einem Theile desselben bestanden habe. Wir finden keine Spuren persönlicher Unfreiheit. Alle Volksgenossen waren Freie. Die zahlreichen Sklaven waren Kriegsgefangene oder Kaufsklaven, also jedenfalls Fremde.

Der Grundsatz der Gleichheit aller Volksgenossen, die sich in der persönlichen Freiheit ausspricht, muß also im Auge behalten werden; aber es ist nothwendig, daß soziale Unterschiede überall da entstehen müssen, wo der Sohn vom Vater nicht nur dessen Ansehen, sondern auch dessen Privatvermögen erbt. Diesen Vorgang kann auch ursprüngliche soziale Gleichheit nicht hindern. Angenommen auch, die Volksgenossen eines demokratischen Gemeinwesens wählten in Zeiten der Bedrängniß einen Mann zum Führer oder Häuptling, der sich nur durch Tapferkeit, Stärke oder Klugheit auszeichnet, der also außer diesen idealen Gütern nichts sein eigen nennt, so kann sich doch dieser Zustand nach jedem glücklichen Feldzuge vollständig ändern; der Löwenantheil der Beute fällt ihm zu, er verwandelt ihn daheim in Grundbesitz und Heerden. So wird aus dem tapferen Emporkömmling ein Besitzender und im Laufe einer ruhmreichen Epoche vielleicht ein reicher Mann. Er vererbt seinen Kindern nicht nur den Ruhm seines Namens, sondern auch das Ansehen und die Macht, welche Reichthum überall und zu allen Zeiten gewährt. Er wird der Ahnherr eines vornehmen Geschlechts.

Daher spricht Heinrich von meliores, primores, nobiles und divites der Eingeborenen[1]). Die Prägnanz der Ausdrücke läßt ja Manches zu wünschen übrig, aber wir verstehen, daß damit eine sozial über der Masse des Volkes stehende Gruppe, die Aeltesten und ihre Sippe, bezeichnet werden soll.

---

[1]) Im Gegensatz zu den „Reichen“ (divites) wird auch einmal ein „Armer“ (pauperem quendam de castro Holme) erwähnt, der sich bestechen läßt. Heinr. Chron. Lyv. 10, 2

Nochmals muß aber betont werden, daß wir unter den Aeltesten keine Fürsten, sondern nur Häuptlinge — etwa Wojewoden — zu verstehen haben. Sie waren primi inter pares. An einer Stelle nennt Heinrich einen Aeltesten ausdrücklich rusticus, also Bauer[1]), und damit hat er, meinem Gefühle nach, das Richtige getroffen; die seniores oder Aeltesten sind nichts Anderes gewesen, als die Angesehensten, Tüchtigsten und Reichsten in einem Volke kriegerischer Bauern.

V.

Wie uns in Heinrichs Chronik die Häuptlinge zunächst als Heerführer entgegentreten, so erscheinen auch die Eingeborenen hauptsächlich als Krieger, so daß wir von ihrem Kriegswesen weit besser unterrichtet sind, als von ihren sozialen und wirthschaftlichen Verhältnissen.

Die verschiedenen Völkerschaften Alt-Livlands befanden sich bis zum 13. Jahrhundert in fast ununterbrochenem Kriegszustande[2]). Nicht nur die mächtigen Nachbaren, vor Allem die Russen und Lithauer, dann auch die Dänen und Schweden, beunruhigten sie, auch unter sich lebten sie in beständiger Feindschaft. Heinrich berichtet uns, daß die Semgallen immer Feindseligkeiten hatten gegen die Liven von Treiden (10, $_{10}$). Von den Letten erzählt er, daß sie durch die Lithauer oft verheert und von den Liven immerdar unterdrückt wurden, gleichwie auch von den Ehsten (11, $_{7}$ 12, 6). Desgleichen schildert Heinrich blutige Raubzüge der Ehsten wider die Liven und umgekehrt. Sogar die einzelnen Stämme eines Volkes bekriegen sich untereinander, wie wir oben gesehen haben.

Als die kriegstüchtigsten und mächtigsten erscheinen uns, abgesehen von den Lithauern, vor welchen sogar die Russen nach Heinrichs Bericht zu fliehen pflegten wie die Hasen vor dem Angesichte der Jäger (13, $_{4}$), die ehstnischen Stämme, ganz besonders die Oeseler und Harrier, während die Wierländer und

---

[1]) Ebenda 24, $_{5}$ „rusticus, qui fuit senior eorum."

[2]) Ebenda 29, $_{1}$. Vgl. über die ununterbrochenen Kriege der Germanen des Tacitus: O. Seek, „Geschichte des Untergangs der antiken Welt". Berlin 1895. I, S. 193.

Jerwier zahmer als die übrigen Ehsten genannt werden (26, 5). Unter den lettischen Stämmen zeichnen sich die Semgallen als tapfer aus[1]; die Lettgallen dagegen waren „demüthig und verachtet“ und wurden von sämmtlichen Nachbaren: Russen, Lithauern, Liven und Ehsten verfolgt und unterdrückt.

Die Entstehung der meisten Kriege ist unzweifelhaft in der Gier nach Beute zu suchen; ein solcher Raubkrieg zog naturgemäß einen Rachezug des beraubten Volkes nach sich. Falls die kriegführenden Stämme sich einigermaßen gewachsen waren, konnte auf diese Weise zwischen ihnen ein immerwährender Kriegszustand entstehen. War der eine Stamm offenbar schwächer und weniger kriegstüchtig als der andere, so war er gezwungen die Ueberfälle, so gut es ging, abzuwehren, ohne sie regelmäßig vergelten zu können, ja es konnte ein oberflächliches Abhängigkeitsverhältniß entstehen, das sich in Tributpflichtigkeit und Heeresfolge äußerte. Bei günstiger Gelegenheit, etwa wenn die Unterdrücker in auswärtige Händel verwickelt waren, versuchten die Unterjochten dann Rache zu nehmen, indem sie hinterrücks in das Land ihrer Feinde einfielen.

Sollte ein Feldzug unternommen werden, so beriefen die Häuptlinge eine Versammlung[2]) des waffenfähigen Volkes und man berieth das Nähere, entwarf den Feldzugsplan und schickte Boten zu den Stammesgenossen, eventuell auch Gesandte zu den Nachbarvölkern. Vor dem Feldzuge, wie überhaupt vor entscheidenden Handlungen, vor einem Sturm oder Ueberfall, wurde der Wille der Götter durch's Loos erforscht. Fiel das Opferthier beim Zuschlagen nach rechts, so waren die Götter dem Unternehmen günstig gesinnt, die linke Seite dagegen bedeutete Unglück[3]). War die Antwort der Götter günstig und trafen Zusagen von Stammesgenossen oder Nachbaren ein, so verschwor man sich zu gemeinsamem Vorgehen durch eine symbolische Handlung, welche Heinrich „Schwertertreten“ nennt[4]). Alsdann versammelte sich das

---

[1]) Vgl. Heinr. Chron. Lyv. 23, $_4$ u. $_8$.

[2]) Vgl. Ebenda 10, $_{4}$ $_{5}$.

[3]) Ebenda 15, $_3$. Vgl. 12, $_2$ 14, $_5$ 20, $_2$ 24, $_5$. Vgl. unten die Abhandlung über religiöse Vorstellungen der Eingeborenen.

[4]) 16, $_3$ vgl. 12, $_6$ 14, $_8$ „gladiorum calcationes“.

Volksheer, die „malewa"[1], an einem bestimmten Orte und der Zug in das feindliche Land begann.

Meist bestanden die Kriegszüge in plötzlichen Ueberfällen des ungewarnten Feindes, da es ja hauptsächlich auf Raub und Beute, Plünderung und Verwüstung abgesehen war, doch finden wir auch formelle Absage durch symbolische Handlungen: man bedrohte sich gegenseitig mit Speeren oder warf einen solchen in einen Strom[2].

Die Feldzüge wurden fast immer im Winter unternommen. Heinrich sagt ausdrücklich, daß die Heiden meist um die Fastenzeit, also im Februar, ihre Heerfahrten anzustellen pflegten[3]. Der Mangel an Heerstraßen, die riesigen undurchdringlichen Wälder und vor Allem die vielen unpassirbaren Moräste machten einen Feldzug in einer anderen Jahreszeit, als im Winter, wo Schnee und Eis natürliche Wege schufen, höchst schwierig, ganz besonders solche Unternehmungen, bei denen, wie wir sehen werden, Schnelligkeit der Bewegung die Hauptsache war. Sogar die deutschen Eroberer unterwarfen sich aus diesen zwingenden Gründen den Unbilden eines Winterfeldzuges[4], auch sie haben ihre größeren Unternehmungen meist im Winter ausgeführt.

Das Heer bestand bei den meisten Völkerschaften aus Reiterei und Fußvolk. Als Reitervolk werden die Litthauer besonders hervorgehoben, doch scheinen sie stets auch Fußvolk auf Schlitten mitgeführt zu haben[5]. Auch die Reiterei der Ehsten, vor Allen der Oeseler und Jerwier, wird vielfach genannt[6]. Litthauen, Oesel und Jerwen zeichnen sich ja auch heute noch durch Pferde-

---

1) Ebenda $9,_{3}$ $19,_{9}$ $20,_{2}$ $23,_{3}$. malewa, vielleicht ein altehstnisches Wort; in Livland für „Aufgeboot, Heeresfolge" bis ins 16. Jahrh. gebräuchlich.

2) Ebenda $12,_{6}$ $17,_{2}$.

3) Ebenda $9,_{1}$. Vgl. $15,_{7}$ $30,_{3}$ auch $10,_{14}$. Die Chronik Heinrichs berichtet aber auch von zahlreichen Unternehmungen in den andern Jahreszeiten. Nicht selten werden dann die Schwierigkeiten betont, welche durch die ungünstige Jahreszeit entstanden, z. B. $12,_{2}$ $15,_{7}$.

4) Vgl. Ebenda $22,_{9}$.

5) Ebenda $9,_{1}$ $11,_{5}$ $12,_{6}$. Schlitten: $9,_{4}$ $11,_{5}$.

6) Ehsten: $12,_{6}$ $15,_{3}$. Oeseler: $15,_{8}$ $21,_{7}$ $23,_{9}$. Jerwier: $23,_{7}$. Vgl. Livländische Reimchronik. Herausgegeben von Leo Meyer. Dorpat 1876. V. 1122 f.

zucht aus. Bei den Lettgallen erwähnt Heinrich nur des Fußvolkes[1], wie er überhaupt von dieser friedfertigen Nation, die sich sofort den Deutschen anschloß, weniger kriegerische Einzelheiten giebt, doch wissen wir aus der livl. Reimchronik, daß auch bei ihnen, sogar bei den Frauen, die Sitte des Reitens verbreitet war. Bei vielen germanischen Stämmen gab es bekanntlich eine aus Reiterei und Fußvolk zusammengesetzte Truppe. Der Fußgänger klammerte sich an die Mähne des Pferdes oder saß unter Umständen hinter dem Reiter auf, wodurch eine große Beweglichkeit dieser gemischten Truppe erreicht wurde. Von einem solchen Brauche finden wir bei den livländischen Eingeborenen keine Spuren; es scheint daß zur Erhöhung der Marschschnelligkeit das Fußvolk auf Schlitten gesetzt wurde[2].

Die Bewaffnung war mangelhaft; sie bestand mit Ausnahme des Schildes in Trutzwaffen, so daß Heinrich die Eingeborenen wiederholt „ungewappnet“ (inermes) nennt[3]. Der Schild, welcher bei den Oeselern zwei Mal erwähnt wird und auch sonst gelegentlich bei Liven und Letten, war wahrscheinlich nur aus Holz oder aus Flechtwerk und Leder[4]. Die Schilde der Kuren werden uns genau beschrieben; sie bestanden aus hölzernen Tafeln, zusammengesetzt aus zwei Brettern und gestützt durch eine hirtenstabartige Keule[5]. Von den Trutzwaffen wird am häufigsten die Lanze erwähnt, die in der Schlacht meist als Wurfspieß gebraucht wird; daneben giebt es besondere Wurfstäbe oder Wurfkeulen[6]. Die zweite Hauptwaffe war das Schwert. Die Oeseler, deren Kriegsweise uns am Ausführlichsten geschildert wird, führten ferner:

---

[1] 14,$_{8}$ dagegen Reimchron. V. 9230. Vielleicht ist Heinr. Chron. Lyv. 24,$_{9}$ lettische Reiterei gemeint.

[2] Ebenda 9,$_{4}$ vgl. oben: Lithauer.

[3] Ebenda 7,$_{3}$ 10,$_{12}$ (Liven und Ehsten).

[4] Ebenda 15,$_{3}$ 23,$_{9}$ (Oeseler). Liven und Letten schlagen Schwert und Schild aneinander. 15,$_{7}$ 28,$_{5}$. Vgl. auch J. B. Holzmayer „Osiliana I. Das Kriegswesen der alten Oeseler“, Arensburg 1868. S. 14 (nach Heinr. 15,$_{7}$).

[5] Ebenda 14,$_{5}$.

[6] Wurfstab (pedum) der Lithauer. Heinr. Chron. Lyv. 12,$_{2}$, der Oeseler 19,$_{5}$. Vgl. Reimchron. V. 10765, wo die Wurfkeulen („klupfel“) der Semgallen erwähnt werden.

Keulen, Beile, Bogen und Steinschleudern [1]), deren Gebrauch wir auch bei den übrigen Völkerschaften voraussetzen können.

Die Qualität der Waffen muß sehr gering gewesen sein; sie werden von den Deutschen nicht einmal als Beute betrachtet [2]). Größtentheils bestanden sie aus Holz und Eisen, doch können wir aus Funden in Heidenburgen und auf dem Schlachtfelde von Karmel (1266) schließen, daß noch im 13. Jahrhundert Streitäxte aus Stein gebraucht worden sind [3]). Sobald es der prähistorischen Forschung gelungen sein wird, die zahlreichen Funde aus Gräbern, Heidenburgen und sog. Kjökkenmöddingern chronologisch und ethnologisch wirklich sicher zu bestimmen, wird unsere Kenntniß der Waffen und Geräthe noch bedeutend erweitert werden. Bis dahin müssen wir uns mit dem Wenigen aus Heinrichs Chronik begnügen.

Nachdem sich das Heer an einem zuvor bestimmten Orte, etwa einem größeren Dorfe oder einer Burg versammelt hatte, rückte man ohne besondere Ordnung, solange man in Freundesland marschirte, vor. Auf der letzten Rast, in der Nähe der feindlichen Grenzen, ordnete sich dann das Heer [4]). Heinrich nennt diese Versammelungs- und Lagerplätze mit einem autochthonen Worte „maja", was ursprünglich sowohl im Lettischen als im Ehstnischen Heimstätte, Haus bedeutet [5]).

War das Heer geordnet, so galt es, so schnell wie möglich in das feindliche Gebiet einzufallen. Dieses war nicht so einfach. Meist umgaben breite Wald- und Sumpfgürtel die Siedelungen. Es gab nur wenige und schmale Wege, die außerdem häufig durch

---

[1]) Heinr. Chron. Lyv. $18,_{8}$. Keule (clava) und Beil. Bogen und Schleuder $19,_{5}$.

[2]) Ebenda $28,_{6}$, wo blos die Waffen der mit den Ehsten verbündeten Russen als Beute angesehen werden. Dagegen $9,_{4}$ werden auch die Waffen der Lithauer als Beute betrachtet.

[3]) Vgl. Grewingk, Kunda. S. 54 f. Holzmayer „Osiliana I." S. 9 (№ 6). Vgl. auch: V. Hehn „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Europa." Berlin 1877. S. 501.

[4]) Heinr. Chron. Lyv. $12,_{6}$.

[5]) Ebenda $15,_{7}$ $24,_{7}$ u. $_{9}$. Ehstnisch: maja, lettisch: mahja Haus, Herberge, Heimstätte, livisch: mai und moi Nachtlager. Vgl. E. Pabst, Heinrichs von Lettland Livl. Chronik S. 154. Anm. u. L. Meyer, Esten und Estenthum bei Heinrich d. Letten S. 11.

tiefen Schnee die Fortbewegung des Heeres hemmten, indem sie die Krieger zwangen in langer Reihe, einer hinter dem andern, einherzuziehn [1]. Zudem wurden die Ausgänge der Wege durch Wächter und Kundschafter gehütet [2]. Entdeckten diese rechtzeitig den Anmarsch der Feinde, so eilten sie in die Dörfer der Ihrigen und ihr Warnruf verbreitete sich rasch von Dorf zu Dorf. Gelang es aber den Feinden die Wächter zu überrumpeln oder gleichzeitig mit ihnen in die Dörfer einzudringen, so begann ein schreckliches Blutbad. Unbarmherzig wurden die Männer niedergemetzelt, Weiber und Kinder gefangen, die Höfe niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben, Alles, was irgend Werth besaß, geraubt. Schnell verbreiteten sich die Sieger über das Land, alle erreichbaren Dörfer wurden ausgeplündert und von Grund aus verwüstet.

Nach gethaner Blutarbeit verschwand der Feind so schnell, als er gekommen war. In langem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Beute auf Schlitten verpackt, ging es eilig hinaus aus dem überfallenen Gebiete, denn das durch Beute beschwerte Heer hatte alle Ursache einen Ueberfall der dem Schwerte Entronnenen zu fürchten. Diese, welche nur ihr nacktes Leben gerettet hatten, warfen sich, von Rache und Blutgier dürstend, auf die Heimziehenden, sperrten ihnen durch Verhaue die schmale Straße und überfielen die in fürchterliche Enge Zusammengekeilten im Rücken und von allen Seiten [3]. Bei dieser Gelegenheit tödteten die Ueberfallenen gewöhnlich ihre Gefangenen, da diese in Kampf und Flucht nur hinderlich waren, ja sogar gefährlich werden konnten, wie wir aus der Erzählung Heinrichs von den Weibern der Jerwier entnehmen, welche 1220 von den Oeselern gefangen genommen waren, sich während eines solchen Ueberfalls befreiten und die verwundeten Feinde mit Knütteln erschlugen [4]. Gewöhnlich aber gelang es den Räubern unbehelligt heimzukehren, denn, war der

---

[1] Ebenda 9,$_{3}$ 23,$_{9}$. Wege 15,$_{3}$. Richtwege (compendia) 9,$_{3}$. Weg längs der Küste sehr beliebt 14,$_{10}$ 21,$_{7}$ u. besonders auf dem Eise des Meeres 18,$_{6}$ 19,$_{8\ 9}$ 22,$_{9}$.

[2] Ebenda 14,$_{10}$ „custodes viarum“ „exploratores“.

[3] Ebenda 9,$_{3}$ 12,$_{4}$ u. $_{6}$ 20,$_{2}$ ꝛc.

[4] 23,$_{9}$ vgl. 17,$_{2}$ 27,$_{1}$.

Raubzug schnell ausgeführt, die Feinde ungewarnt überfallen worden, so hatte man die wenigen überlebenden Flüchtlinge nicht zu fürchten.

Frohlockend schlug das siegreiche Heer seine maja auf heimathlichem Boden auf. Dann wurde die Beute an Gefangenen, Vieh und sonstigen Werthgegenständen getheilt, wobei die Aeltesten ohne Zweifel den Löwenantheil erhielten, und jede Schaar zog heim in ihren Gau[1]). Zunächst aber konnte man sich nicht sicherer Ruhe hingeben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach unternahm der heimgesuchte Stamm noch in derselben Jahreszeit einen Rachezug. Den Wächtern der Wege wurde verdoppelte Aufmerksamkeit anempfohlen, die Wege selbst durch Verhaue gesperrt, die Burgen in Vertheidigungszustand gesetzt, Weiber, Kinder und Vieh in denselben geborgen[2]). (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Ebenda 12,$_{6}$ 27,$_{1}$.

[2]) Ebenda 12,$_{6}$ 13,$_{5}$ 14,$_{8\ 10}$ 15,$_{8\ 12}$.





Typus und Individuum in der Litteratur.

Fassen wir Geschichte in der Bedeutung von Entwickelung, so läßt sich jede historische Wissenschaft in diesem weiteren Sinne in zwei Theile zerlegen: 1) in einen rein geschichtlichen Theil, der den Gang der einzelgeschichtlichen Entwickelung schildert, und 2) in einen allgemeinen Theil, der die allgemeinen Erscheinungen zusammenfassend behandelt, die Gesetze sucht und aufstellt, die in der betreffenden einzelgeschichtlichen Entwickelung bemerkbar sind. Man könnte einen solchen allgemeinen Theil die Philosophie der dazu gehörigen Geschichtswissenschaft nennen, wie ja auch die Bezeichnung „Philosophie der Geschichte" seit Herder häufig gebraucht wird. Ebenso könnte man auch von einer Philosophie der Kulturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Sprachgeschichte u. s. w. reden. Aber ein Ausdruck wie „Philosophie" in obigem Zusammenhange ist zu verschwommen, zu vieldeutig und zu leicht mißzuverstehen, als daß man ihn ohne genauere Begriffsbestimmung schlechthin gebrauchen könnte. Denn z. B. unter „Philosophie der Geschichte" werden gewöhnlich nicht die in der Geschichte enthaltenen Entwickelungsgesetze verstanden, sondern vielmehr die allgemeinen Lehren, die Nutzanwendung und Moral, die sich aus dem Gange der geschichtlichen Entwickelung erschließen lassen. Ein Ausdruck wie „Philosophie der Sprachgeschichte" könnte leicht mit „Sprachphilosophie" verwechselt werden, während beides doch ganz verschiedene, streng auseinanderzuhaltende Begriffe sind. Erstere befaßt sich mit den sich in der

Sprachgeschichte zeigenden Entwickelungsgesetzen, letztere behandelt die allgemeinen Erscheinungen, die allen Sprachen, ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Entwickelung, gemeinsam sind. Mit andern Worten, die Sprachphilosophie ist weniger die Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens, der Entwickelung in der Sprache, sondern eher die Wissenschaft von den allgemeinen Erscheinungen des sprachlichen Seins, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jene Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens in der Sprache könnte man zum Unterschiede von der Sprachphilosophie, und um überhaupt den vieldeutigen Ausdruck „Philosophie“ zu vermeiden, im Anschluß an den Germanisten Prof. Hermann Paul in München, besser die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte“ nennen. Paul hat in seinem Werke „Prinzipien der Sprachgeschichte“ für diesen allgemeinen Theil der Sprachwissenschaft eine neue vortreffliche Grundlage geschaffen. In entsprechender Weise wäre auch zwischen der „Prinzipienwissenschaft der Rechtsgeschichte“ und der Rechtsphilosophie, oder der „Prinzipienwissenschaft der Kunstgeschichte“ und der Kunstphilosophie zu unterscheiden, und auch die Litteraturgeschichte ließe sich so in einen besonderen Theil, die eigentliche Litteraturgeschichte, und einen allgemeinen, die „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte“, zerlegen, welche letztere sich zur Poetik ebenso verhält, wie die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte“ zur Sprachphilosophie u. s. w.

Bisher ist man bei der Betrachtung der allgemeinen in der Litteratur hervortretenden Erscheinungen und Gesichtspunkte viel zu sehr ausschließlich von der Aesthetik ausgegangen, und hat dabei außer acht gelassen, daß dadurch ein — ich möchte sagen — fremdartiges Element, ein Element, das in der Litteraturgeschichte als solcher nicht enthalten ist, von außen in diese hineingetragen wird. Denn die Aesthetik als die Lehre von den Gesetzen des Schönen hat nichts mit den realen Erscheinungen der Litteratur zu schaffen, sondern stellt ideale Forderungen an diese. Die auf die Litteraturgeschichte angewandte Aesthetik untersucht die Werke der Litteratur nicht daraufhin, wie sie sind, sondern daraufhin, wie sie sein sollen; sie mißt deren Werth an dem Maßstab des sich aus den Gesetzen des Schönen ergebenden Ideals. Neben und unabhängig von dieser ästhetischen Betrachtung der Litteratur

ist eine andere Art ihrer Behandlung durchaus berechtigt, ja nothwendig, die nichts von außen her in sie hineinträgt, sondern gerade umgekehrt, von innen heraus, aus den Einzelheiten der litteraturgeschichtlichen Entwickelung, die darin enthaltenen allgemeinen Gesichtspunkte und Gesetze hervorsucht und sammelt. Auf diesem Wege kommen wir zu der schon oben erwähnten „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte“. Sie ist eine noch zu begründende Wissenschaft; wir befinden uns hier auf einem noch sehr wenig angebauten, fast jungfräulichen Boden. Die folgenden Ausführungen sollen ein kleiner Beitrag zu dieser neuen Betrachtungsweise sein.

Ehe wir nun zu dem eigentlichen Thema übergehen, ist es vor allem nöthig, sich darüber klar zu werden, was überhaupt unter einem Typus zu verstehen sei. Vor einigen Jahren las man in den Zeitungen von einem interessanten Versuch, der in Amerika gemacht worden ist, je dreißig oder mehr Personen von gleicher Berufsart auf dieselbe Platte, immer ein Bild auf das andere, photographisch aufzunehmen, und auf diese Weise ein Durchschnittsbild aller jener Vertreter des betreffenden Berufes zu gewinnen. Das so hergestellte Bild enthielt, in rohen und groben Umrissen, nur die Züge, die allen photographierten Personen gemeinsam waren, während alle andern nur für den einzelnen eigenthümlichen Züge als unwesentlich wegfallen mußten. Die in dem Durchschnittsbild vorhandenen sind die für den betreffenden Stand *typischen* Züge, die in Wegfall gekommenen *individuelle* Züge. So gelangen wir zu dem Gegensatze zwischen dem Typischen und dem Individuellen, der das Hauptthema unserer Untersuchung bildet.

Auf die soeben geschilderte Weise versuchte man die Durchschnittsbilder von Ärzten, Lehrern, Seeleuten u. s. w. zu erhalten. Je mehr Personen bei diesen Versuchen — natürlich innerhalb des Bereiches der technischen Möglichkeit — auf jedes einzelne Bild kamen, desto eher konnte man dieses auch wirklich als ein von allen individuellen Zügen freies Durchschnittsbild der betreffenden Berufsart ansehen.

Obiges Verfahren dient vortrefflich zur Veranschaulichung dessen, wie wir uns das Entstehen eines neuen Typus in der

Litteratur im Geiste des Dichters, dessen schöpferische Thätigkeit bei der Aufstellung eines solchen Typus, zu denken haben. Dieser Vorgang auf geistigem Gebiete entspricht jenem mechanischen Verfahren recht genau. Der Typus in der Litteratur entsteht in ganz ähnlicher Weise, indem bei einer Reihe gleichartiger Individuen alle rein individuellen Charakterzüge ausgeschieden, und nur die allen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten beibehalten werden. Der Begriff des Typus läßt sich also mit dem naturwissenschaftlichen Begriff der Gattung vergleichen. Aber während dieser ein rein abstrakter Sammelbegriff ist, gewinnt der Begriff des Typus ihm gegenüber dadurch an konkretem Inhalt, daß beim Typus alle der betreffenden Menschengattung gemeinsamen Eigenthümlichkeiten in einer Persönlichkeit vereinigt werden, gleichsam Fleisch und Blut annehmen. Man könnte den Typus eine personifizierte Gattung Menschen nennen. In genauerer Weise ließe sich der Begriff des Typus etwa folgendermaßen definieren: ein Typus in der Litteratur ist der in einer Persönlichkeit dargestellte Inbegriff aller der Eigenthümlichkeiten, die einer ganzen Reihe von in irgend einer Beziehung gleichartigen menschlichen Individuen gemeinsam sind. Je nach der Beschaffenheit dieser gleichartigen Individuen kann man unterscheiden zwischen Standes- und Berufstypen, Nationalitätstypen, Charaktertypen, Alterstypen und Geschlechtstypen. Alle diese verschiedenen Arten von Typen lassen sich wieder in zahlreiche Unterarten zerlegen; außerdem können auch mehrere Arten von Typen in einer einzigen Persönlichkeit vereinigt auftreten, wie wir noch weiter unten sehen werden. Ferner lassen sich die Typen eintheilen in solche von allgemein menschlicher Art, die zu allen Zeiten und an allen Orten denkbar und möglich sind, und in Typen, die bloß eine durch rein zeitliche oder örtliche, oder zugleich zeitliche und örtliche Züge begrenzte Bedeutung haben. Die letztere Art von Typen kann keinen allgemeinen Werth, sondern höchstens ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen.

Für alle in den verschiedenen Litteraturen auftretenden dichterischen Gestalten giebt es zwei Hauptarten von Quellen, nämlich 1. unmittelbare und 2. mittelbare. Die

unmittelbaren Quellen der Litteratur zerfallen wieder in a) eine innere unmittelbare Quelle: die dichterische Einbildungskraft und b) eine äußere: das unmittelbare den Dichter umgebende Leben. Die mittelbaren Quellen lassen sich auch wieder in zwei Unterabtheilungen zerlegen, in a) direkt übermittelnde: die (schriftliche oder mündliche) geschichtliche Ueberlieferung und b) indirekt übermittelnde: durch die Litteratur überlieferte Vorbilder, die selbst auf irgend eine andere Litteraturquelle zurückgehen können. Dichterische Gestalten, die so aus der Litteratur selbst abgeleitet sind, sind also gleichsam als potenzierte Litteraturgestalten anzusehen. So erhalten wir im ganzen vier Quellenarten, je nachdem die Gestalten der Litteratur freie dichterische Erfindungen, oder aus dem „vollen Menschenleben" selbst gegriffen, oder Darstellungen von geschichtlichen Persönlichkeiten, oder endlich Nachahmungen irgend welcher litterarischer Vorbilder sind. Keine dichterische Gestalt läßt sich nur auf eine von diesen Quellen allein zurückführen; stets können mindestens zwei nachgewiesen werden; in den allermeisten Fällen lassen sich aber drei von diesen Quellen zugleich annehmen oder feststellen. Auch die unbedeutendste und geistloseste Dichtung, das armselige Machwerk irgend eines Nachtreters selbständigerer Geister, muß, wenn es nicht bloße Abschrift eines fremden Musters ist, einen wenn auch noch so kleinen Bestandtheil eigener Erfindungsgabe des Verfassers enthalten. Auch die phantastischste, unglaublichste, abstrakteste Gestalt, die je einem Dichtergehirn entsprungen ist, knüpft in irgend einer Beziehung an die Erfahrung und somit an das wirkliche konkrete Leben, oder an irgend eine geschichtliche oder sagenhafte Ueberlieferung an. Auch der originellste und selbständigste Dichter ist in Form und Inhalt seiner Dichtungen mehr oder weniger an gewisse in seiner Kunst vorherrschende Ueberlieferungen gebunden, und somit von litterarischen Vorbildern abhängig. Keine Gestalt aus der Geschichte ist ganz ohne weiteres für die Zwecke des Dichters zu gebrauchen; sie läßt sich nicht einfach aus der Geschichte abschreiben, sondern erfährt auf dem Wege von der Geschichte zur Dichtung verschiedene wenn auch oft nur unbedeutende Veränderungen, Zusätze oder Weglassungen, die durch die Persönlichkeit des Dichters und seine

subjektive Auffassung, oder durch die aus der Ueberlieferung überkommenen Kunstgesetze der betreffenden Dichtungsgattung bedingt sind. Die geschichtliche Gestalt bedarf also auch, um in der Litteratur verwerthet zu werden, der Mitwirkung dichterischer Phantasie oder litterarischer Vorbilder.

Wenn auch, wie schon erwähnt, in jeder in einem Litteraturdenkmal uns begegnenden Gestalt sich gewöhnlich drei von jenen Quellen vereinigt finden, eine solche Gestalt also als das gemeinsame Produkt dreier Faktoren anzusehen ist, so ist doch die Stärke und der Grad der Betheiligung dieser Faktoren an ihrem Produkt auf den verschiedenen Entwickelungsstufen der Litteratur sehr verschieden.

In jeder Litteratur pflegt, bevor ein einzelner Dichter überhaupt auftritt und auftreten kann, eine Zeit der Volksdichtung vorauszugehen, in der der Antheil des einzelnen an dem dichterischen Schaffen sich ebenso wenig nachweisen läßt, wie der einzelne Tropfen, der in den Fluß fällt, im großen weiten Meere; wo das ganze Volk dichtet, wo auch die subjektivste aller Dichtungsgattungen, die Lyrik, nur den Gefühlen einer ganzen Volksmasse Ausdruck giebt, ohne die allergeringsten individuellen Züge. Die lyrische Dichtung einer solchen Zeit besteht aus Gebeten, Opfersprüchen u. s. w., die Priestermund vor versammelter Menge, oder diese selbst zu sprechen pflegt. Auf der Grundlage dieser allgemeinen Volks- und Massenpoesie ist überhaupt erst eine individuelle Dichtung möglich, die sich zuerst nur schüchtern hervorwagt und noch ganz in den Formen jener allgemeinen Volkspoesie befangen ist, allmählich aber sich von ihren festen starren Formen loslöst, immer kecker und selbständiger auftritt und die einzelne Persönlichkeit immer mehr zur Geltung kommen läßt.

Und so sind wir wohl berechtigt zu sagen, so widersinnig es auch anscheinend klingen mag: je roher und unentwickelter eine Litteratur ist, desto größer ist die Abhängigkeit des Dichters von litterarischen Vorbildern, von überlieferten Formen; desto weniger Spielraum hat seine eigene Erfindungsgabe; desto weniger ist es ihm auch möglich, seine Gestalten unmittelbar dem Leben, unbeeinflußt durch andere Litteraturdenkmäler, zu entnehmen. Zwar ist das Menschenleben zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen reich genug an mannigfachen Verzweigungen und Gestaltungen,

um, wo man's auch packt, interessant zu sein und sich litterarisch verwerthen zu lassen. Und doch ist ein solcher Griff ins volle Menschenleben durchaus nicht zu allen Zeiten möglich. Im siebzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, als Shakspeare die englische Litteratur schon längst auf den Höhepunkt ihrer Blüthe gebracht hatte, hätte auch ein Dichtergenius höchsten Ranges sich in Deutschland durch die noch so ungehobelte deutsche Sprache, und die noch so wenig ausgebildete litterarische Technik beengt und an hohem Fluge behindert gefühlt. So lange die Form noch so große Schwierigkeiten macht, läßt sich der Inhalt noch nicht reich und tief genug gestalten; und erst wenn die dichterische Gestaltungskraft schon eine hohe Entwickelungsstufe erreicht hat, läßt sich das unmittelbare Leben selbst wirklich ausgiebig und ganz uneingeschränkt als reichste litterarische Quelle verwenden.

Eine geschichtliche Persönlichkeit unbefangen zu erfassen und objektiv zu schildern ist ebenfalls unmöglich zu einer Zeit, wo die Litteratur sich noch auf einer rohen Anfangsstufe befindet. Zu einer solchen Zeit steckt auch der begabte Dichter noch ganz in den engen Anschauungen seines eigenen Volkes und seiner Zeit, und ein auch nur annähernd richtiges Verständnis für fremde Eigenart und fremdartige Verhältnisse ist ihm unmöglich. So erklärt es sich leicht, daß der Dichter des altniederdeutschen Gedichtes „Heliand" im neunten Jahrhundert Christus darstellt wie einen mächtigen deutschen Herrscher; die zwölf Apostel werden unter den Händen des altdeutschen Dichters ganz von selbst zu zwölf edlen Mannen, die auf der Burg ihres Herrn wohnen und ihm in Treue dienen.

Ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach zerfallen alle in der Litteratur dargestellten dichterischen Gestalten in zwei große Gruppen, in Typen und in Individuen. Bei diesen beiden Gruppen, deren Merkmale und Unterschiede wir schon oben besprochen haben, sind nur die beiderseitigen äußersten Endpunkte reine Gegensätze; eine scharfe Grenze zwischen beiden läßt sich nur in theoretischer Begriffsbestimmung ziehen, ist aber thatsächlich nirgends vorhanden. Es giebt ebensowenig ganz reine absolute Typen, ohne irgend welche individuelle Beimengung, wie es absolute Individuen giebt, die gar keine mit andern gleichartigen Wesen

gemeinsamen, also typischen Eigenschaften besitzen. Typen ganz ohne individuelle Züge wären beim Zugreifen in nichts zerfließende wesenlose Schemen ohne feste Formen und deutlich erkennbare Umrisse, bloße abstrakte Allegorien, wie die als Personen auftretenden Tugenden und Laster in der „Moralitäten“ genannten Dramengattung des französischen und englischen Mittelalters; ihre Worte und Handlungen wären genau schematisch vorgezeichnet und rein schablonenhaft. Kurz, einem solchen Typus würde alles das fehlen, was für eine Persönlikeit wesentlich ist; die Eigenschaft der Persönlichkeit aber, die, wie wir oben gesehen haben, ein nothwendiger Bestandtheil des Typusbegriffs ist, macht es unbedingt erforderlich, daß jeder Typus wenigstens mit einigen individuellen Zügen ausgestattet werde. Gerade diese und nur diese sind das wesentliche Merkmal der Persönlichkeit; sie allein rufen auch am Typus den Eindruck der Lebenswahrheit in uns hervor. — Noch viel weniger ist ein Individuum denkbar ohne wenigstens einige Eigenschaften, die sich auf eine Allgemeinheit beziehen lassen, ein Individuum, das sich nicht in irgend einer Hinsicht mit ähnlichen Wesen vergleichen läßt und somit typische Eigenschaften an sich hat. Wenn wir also zwischen Typen und Individuen unterscheiden, so hat eine solche Unterscheidung nur relative Bedeutung, indem bei einigen Gestalten in der Litteratur die typischen, bei andern die individuellen Züge vorherrschen.

Hier bemerken wir nun bedeutsame Unterschiede in dem Verhältnis der verschiedenen Litteraturgattungen zu dem Typischen und dem Individuellen, Unterschiede, die in dem Wesen der einzelnen Litteraturgattungen begründet sind: die typischen Gestalten überwiegen in den Litteraturgattungen, die das Leben des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen zum Gegenstande haben, also im sogenannten „bürgerlichen“*) Drama, im „bürgerlichen“ Epos und Roman. Ganz besonders wichtig sind die Typen für alle Zweige der komischen Litteratur, soweit diese das Alltagsleben behandelt.

*) Ich gebrauche hier den Ausdruck „bürgerlich“ in Ermangelung eines besseren, weil er sich einmal in der Litteraturgeschichte eingebürgert hat, und bemerke dabei ausdrücklich, daß ich damit nicht nur das Leben der mittleren u. d. unteren Stände, sondern das Alltagsleben der Durchschnittsmenschen überhaupt, also auch der oberen Gesellschaftsklassen, bezeichnen will.

In den Dichtungen aber, die sich auf geschichtlicher Grundlage aufbauen, also im geschichtlichen Drama, im Heldenepos und im geschichtlichen Roman, sind die Individuen in der Mehrzahl. Weil die Sage nichts anderes ist, als die sich in dichterische Formen kleidende Geschichtsauffassung eines noch in den Anfängen der Kultur steckenden ganzen Volkes, oder in späterer Zeit, auf höherer Kulturstufe, nur der naiv denkenden und empfindenden unteren Volksschichten, sind auch die in der Litteratur auftretenden sagenhaften Persönlichkeiten eher zu den Individuen als zu den Typen zu rechnen.

Die Ursachen für dies Ueberwiegen der Typen einerseits, der Individuen andrerseits sind leicht aufzudecken. Als Helden der Dichtungen, die ihre Stoffe der geschichtlichen Ueberlieferung entnehmen, werden meistens die großen Gestalten der Geschichte verwandt. An einer großen Persönlichkeit interessirt uns aber gerade das Individuelle, theils weil dieses gerade sie vom Durchschnittsmenschen unterscheidet, und den Kern ihrer Größe ausmacht, theils weil auch das, was an ihr gewöhnlich und unbedeutend ist, durch den Glanz, der von der ganzen Persönlichkeit ausstrahlt, mitverklärt, durch die mächtige Wirkung der gesammten Persönlichkeit in eine höhere Sphäre emporgerückt wird. Umgekehrt interessirt uns der Alltagsmensch als Individuum garnicht; nur diejenigen Seiten seines Wesens ziehen unsere Aufmerksamkeit an, in denen wir irgend eine Beziehung auf eine Allgemeinheit entdecken können, also, mit andern Worten, an einem unbedeutenden Menschen sind nur die typischen, nicht die individuellen Eigenschaften allgemeiner Beachtung werth.

Auch der kleinste Zug aus Bismarcks Leben, jedes Wort, das er spricht, und jede wenn auch noch so alltägliche Handlung, die er vornimmt, wird in der Presse ausführlich berichtet; alle Schilderungen, die mit seiner wuchtigen Persönlichkeit in Zusammenhang stehen, dürfen sicher sein, ein millionenfaches Lesepublikum zu finden. Ein gewöhnlicher, den Durchschnitt in keiner Weise überragender Tagelöhner wird hingegen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise kaum in irgend einer andern Hinsicht fesseln können, als insofern er sich als sozialer Typus auffassen und verwerthen läßt.

Im Alltagsleben sind es gerade die Fehler und Schwächen des einzelnen Menschen, die sich am ehesten und leichtesten auf eine Allgemeinheit beziehen lassen; gerade diese fallen dem Betrachter des großen menschlichen Ameisenhaufens als hervorstechendste gemeinsame Eigenthümlichkeiten all der vielen Einzelwesen zuerst und am stärksten auf. Die menschlichen Fehler und Schwächen eignen sich so ganz besonders zu einer typischen Behandlung. Kein Wunder, daß gerade der Zweig der Litteratur, der alle jene Fehler und Schwächen zum Gegenstande hat, sie entweder mit bitterem Spotte geißelt, oder sich mit gutmüthigem Humor über sie lustig macht, kein Wunder, daß gerade die komische Litteratur an typischen Gestalten am reichsten ist.

Aus dem Obigen läßt sich nun die durch Erfahrung gewonnene Regel aufstellen, daß der dramatische, epische, oder Romanheld, wenn eine bedeutende Persönlichkeit in ihm dargestellt werden soll, möglichst reich mit individuellen Zügen ausgestattet sein muß, um eine starke Wirkung auszuüben. In den Zweigen der dramatischen und epischen Dichtung aber, die ihre Stoffe aus dem bürgerlichen und Volksleben schöpfen, ganz besonders in der komischen Litteratur, soweit ihre Gestalten dem alltäglichen Leben abgelauscht sind, sind die typischen Charaktere am wirksamsten. Hier soll oder darf das Typische über das Individuelle überwiegen; die feine Kunst des Dichters zeigt sich aber gerade hier in der richtigen Mischung beider Elemente, da der Typus einen Zusatz von individuellen Zügen, wie schon hervorgehoben wurde, bis zu einem gewissen Grade nicht entbehren kann, um den Eindruck der frischen Lebendigkeit, der Persönlichkeit mit Fleisch und Blut, zu erwecken*).

Der Bösewicht war in der englischen Litteratur vor Shakspeare eine durchaus typische Gestalt. Es ist eine psychologisch merkwürdige Thatsache, daß unsere abendländischen Kulturvölker das Schlechte so gern mit dem Fluch des Lächerlichen umkleiden. Es liegt offenbar ein gewisser Trost für die arme, durch das Be-

*) Ein anderes Mittel, Einförmigkeit in der Gestaltung gleichartiger Typen zu vermeiden, ist ihre möglichst mannigfaltige Spaltung und Scheidung in Unterarten, wobei die verschiedensten Gesichtspunkte und Eintheilungsgründe von mehr oder weniger nebensächlicher Bedeutung in Betracht kommen können.

wußtsein von Sünde und Schuld bedrückte und gequälte Menschenseele darin, sich über all dies Elend mit überlegenem Humor hinwegzusetzen, indem man die Figur, die nach christlicher Auffassung die Personifikation und zugleich der Urheber alles Bösen in der Welt ist, mit Spott und Hohn übergießt. So macht der Teufel in der mittelalterlichen Litteratur des Abendlandes fast immer einen durchaus lächerlichen Eindruck. Man braucht nur in die deutschen Volksmärchen einen Blick zu werfen, um zu sehen, wie häufig er überlistet wird und in die Klemme geräth. Aus solchen Vorstellungen stammen noch heute übliche Ausdrücke, wie „armer Teufel", „dummer Teufel" u. s. w. Und seinem ständigen Begleiter in den englischen „Moralitäten", dem „Laster" (Vice) haftet die Eigenschaft der Lächerlichkeit noch viel mehr, und zwar in so hohem Grade an, daß er allmählich vollständig zum Hauptträger der Komik, zur lustigen Person des Stückes, und Vice schließlich mit Clown und Narr gleichbedeutend wird. Erst Shakspeare hat in seinem Richard III. den Bösewicht zu einem Helden nach der schlechten Seite umgestaltet, und ihn zugleich mit feinem Verständnis für die einem Helden zukommenden Eigenschaften so reich mit individuellen Zügen versehen, daß wir diesen Richard III. wohl als den bedeutendsten Bösewicht aller Litteraturen ansehen dürfen. Wie der Held nicht als Typus gezeichnet werden darf, so ist auch der Bösewicht, der ja nur eine besondere Art Held ist, nicht als Typus darzustellen; denn ebenso wie es zu wenig ist, wenn wir von einer dichterischen Gestalt weiter nichts sagen können, als daß sie ein Held ist, so ist auch der bloße Bösewicht ohne individuelle Eigenthümlichkeiten zu blaß und farblos, um einer starken und nachhaltigen Wirkung fähig zu sein. Von diesem Standpunkt aus muß ein Franz Moor, der als einer der beiden Haupthelden der „Räuber" zugleich als Charakter der Gegenpol des andern ist, verworfen werden, eben weil er weiter nichts als ein Bösewicht und zu sehr Typus ist. Einen ähnlichen Einwand können wir gegen die Gestalt des Jago im „Othello" erheben, obgleich dieser nicht eigentlich als Hauptheld anzusehen ist. Andere Gestalten verwandter Art sind als Mischungen von Held und Typus aufzufassen; so ist Shylock zugleich Bösewicht und Rassentypus.

Als das hervorragendste Beispiel eines tragischen Helden, der durchaus Individuum ist, wäre vor allem Hamlet zu nennen. Und zwar ist dieser so reich mit individuellen Zügen ausgestattet, daß sein Wesen fast unerschöpflich scheint, daß die Auffassung seines Charakters je nach dem individuellen Standpunkte des Beurtheilers auch ganz individuell verschieden zu sein pflegt. Der Begriff des Individuums ist reicher an Inhalt, der Begriff des Typus reicher an Umfang in logischem Sinne. So muß das Individuum als verwickelter einzelner Organismus einer viel mannigfaltigeren und verschiedenartigeren Beurtheilung unterliegen als der allgemeinere, leichter verständliche Typus.

Als Beispiel eines bedeutenden Typus im Charakter- und Sittenlustspiel, das gegenüber der bloßen Situationskomik der Posse oder des Lustspiels niederer Art den Gipfel dramatischer Komik bezeichnet, sei Tartuffe angeführt, der berühmteste Typus eines Heuchlers in allen Litteraturen. Sein Wesen erscheint zwar durch Ort und Zeit begrenzt, denn er ist nicht schlechthin Heuchler sondern ein echt französischer Heuchler, und noch dazu ein Heuchler, wie er nur in der Zeit Ludwigs XIV. denkbar ist, und doch enthält dieser Heuchlertypus soviel allgemein menschliche Züge, daß er auch außerhalb Frankreichs und noch heutzutage eine sprichwörtliche Bedeutung besitzt. Bekanntestes Beispiel eines englischen Heuchlers ist Pecksniff in Dickens' Roman „Martin Chuzzlewit", ein rein englischer unserer Zeit angehörender Typus. Da es einen modernen Heuchlertypus außer in der englischen Litteratur kaum giebt, so läßt sich annehmen, daß nur in England die Heuchelei sich gegenwärtig noch der Mühe lohne. Aus den Verschiedenheiten in den Heuchlertypen eines Tartuffe und eines Pecksniff lernen wir, daß ein allgemeiner Typus, wie schon mehrfach angedeutet wurde, wieder nach Zeit, Ort und andern Umständen in zahlreiche Unterarten zerfallen kann. So ergiebt sich für jeden Typus eine unendliche Fülle von in Besonderheiten sich unterscheidenden Erscheinungsformen.

Während in den Trauer- und Schauspielen, deren Mittelpunkt ein Held bildet, die Verwickelung dadurch geschieht, daß dieser Held gerade infolge seiner Heldennatur mit feindlichen Mächten in Widerstreit geräth, die der freien Entfaltung und

Bethätigung seiner kraftvollen Individualität hinderlich sind, dreht sich die Handlung des „bürgerlichen" Dramas nicht um einen Helden im eigentlichen Sinne, und überhaupt nicht um einzelne Individuen als solche; hier sind es meistens die großen sozialen Gegensätze ganzer Gesellschaftsschichten, die aufeinander platzen, wie z. B. in Schillers „Kabale und Liebe", Standesvorurtheile, oder Verschiedenheiten der Weltanschauung, die die Verwickelung herbeiführen. Daraus folgt, daß die Gestalten des „bürgerlichen" Dramas nicht Individuen, sondern Typen sein müssen, typische Vertreter eines bestimmten Standes oder Berufes, oder einer bestimmten Geistesrichtung. So ist z. B. der alte „Stadtmusikant Miller" in „Kabale und Liebe" ein wohlgelungener Typus eines ehrlichen braven Mannes aus dem Bürgerstande, der als solcher zum Opfer aristokratischer Anmaßung und Willkür wird. Der Konsul Bernick in Ibsens „Stützen der Gesellschaft" ist ein typischer Vertreter der sogenannten „guten Gesellschaft".

Umgekehrt im geschichtlichen Lustspiel. Hier, wie im geschichtlichen Drama und Roman überhaupt, dürfen zwar die Nebenpersonen mehr skizziert als sorgfältig gezeichnet, eher Typen als Individuen sein. Als Nebenpersonen nehmen sie unser Interesse weniger in Anspruch, und wenn es nicht erfundene, sondern wirklich geschichtliche Gestalten sind, so sind doch ihre Namen weniger wegen ihrer eigenen Bedeutung, als durch zufällige Umstände der Nachwelt überliefert; sie sind nicht hervorragend genug, um ihr geschichtliches Charakterbild dauernd vor dem alle scharfen Umrisse verwischenden Staube der Vergessenheit zu bewahren. Sie sind, mit einem Worte, keine Helden*). Aber die Hauptträger

*) Das Vorwiegen individueller Züge knüpft sich natürlich nicht an die der Geschichte entnommene Dichtung an sich, sondern, wie ich nochmals nachdrücklich hervorhebe, nur insoweit diese eine große Persönlichkeit, eine Heldennatur schildert. Daher kann das Individuelle auch ebenso wohl bei Gestalten hervortreten, die dem unmittelbaren Leben entlehnt, oder frei erfunden sind, wenn wir nur diese Gestalten als Helden aufzufassen haben. Solche frei erfundene Gestalten, freilich ohne eine sehr plastische Charakterzeichnung, sind z. B. die beiden feindlichen Brüder Don Manuel und Don Cesar in Schillers „Braut von Messina". Ganz entsprechend haben auch die typischen Gestalten nicht in der „bürgerlichen" Dichtung, oder in der komischen Litteratur als solcher ihren Platz, sondern nur in den Arten dieser Litteraturgattungen.

der Handlung im geschichtlichen Lustspiel dürfen keine Typen sein. Ein Typus ist ja, wie ich schon klar gezeigt zu haben glaube, niemals das Abbild einer einzelnen Person, sondern einer ganzen Gattung von Menschen. Jene Hauptpersonen wenigstens müssen Individuen sein; denn sie besitzen ja, wenn sie auch komische Züge an sich tragen mögen, doch die Eigenschaften, die den Helden ausmachen; außerdem bietet die Geschichte in den meisten Fällen so reichlichen Stoff für die Beurtheilung ihres Wesens und ihrer Eigenart, daß der Dichter sich leicht aus der Geschichte selbst ein deutliches Bild von ihrer Persönlichkeit machen kann. Als passendes Beispiel eines Helden im geschichtlichen Lustspiel sei der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Gutzkows „Zopf und Schwert“ genannt, dieser gutmüthig polternde Soldatenkönig, der durch und durch originelles knorriges Individuum ist; denn ein Original ist stets durchaus Individuum, niemals Typus; der so komisch und dabei doch nicht lächerlich ist; denn sonst wäre er eben kein Held.

Der Unterschied zwischen der typischen und der individuellen Behandlung fällt uns besonders drastisch in die Augen, wenn wir „Wallensteins Lager“ einerseits mit den „Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“ anderseits vergleichen. Dort das Alltagsleben des Kriegslagers, nicht ohne Beimischung von komischen Zügen, das buntbewegte Leben und Treiben der gemeinen Soldaten; hier die lange Reihe ihrer Führer, geschichtlich bekannter Persönlichkeiten, die als Freunde oder Feinde sich um die alle überragende Gestalt des Helden gruppieren. So zeugt es von Schillers dichterischem Feingefühl, daß jeder einzelne Soldat des „Lagers“ das volksmäßige Abbild seines Truppenführers ist, die Soldaten also den individuellen Hauptcharakteren in den beiden andern Stücken nachgebildete Typen sind. Auch die andern Personen des „Lagers“ neben den Soldaten, der Bauer, der Bürger und der Kapuziner, sind, wie schon aus diesen allgemeinen Bezeichnungen selbst hervorgeht, durchaus typische Vertreter ihrer Stände. In den „Piccolomini“ und in „Wallensteins Tod“ aber, deren Gestalten der Geschichte entlehnt sind, überwiegen selbstverständlich die Individuen. So steht das „Lager“ zu den beiden übrigen Theilen der Wallenstein-Trilogie,

auch was das Typische und das Individuelle betrifft, in ähnlichem Verhältnis, wie das „bürgerliche“ zum geschichtlichen Drama.

Ganz entsprechend verhält sich auch das Heldenepos zum bürgerlichen Epos. Auch im Heldenepos begegnen uns vorherrschend Individuen; durchaus als solche sind die homerischen Helden Achilles, Odysseus u. s. w. aufzufassen, obwohl Nestor eher als typischer Vertreter des weisen Alters gelten könnte. Aehnlich sind auch die Helden der „Nibelungen“, Siegfried, Hagen, Gunther und Gestalten wie Aeneas, Parzival u. a. zu beurtheilen. Die Helden der großen Volks- und Kunstepen sind also meist als Individuen anzusehen, wenn auch oft die noch ungeübte Kunst der alten Zeit eine scharfe lebendige individuelle Charakterisierung vermissen läßt, und wenn auch, besonders im Volksepos, der Schwerpunkt nicht in den Charakteren, sondern in den Ereignissen liegt. Das „bürgerliche“ Epos jedoch, als dessen herrliches Muster Goethes „Hermann und Dorothea“ zu nennen wäre, erfordert seiner Natur nach vorwiegend typische Gestalten. Der Wirth zum Goldenen Löwen und seine Gattin in dem genannten Epos sind z. B. typische Vertreter des gemüthvollen kleinbürgerlichen deutschen Lebens, und zugleich ein typisches Eltern- und Ehepaar. Die strenge und leicht aufbrausende Gemüthsart des Vaters steht hierbei zu der sanften, versöhnenden und vermittelnden Natur der Mutter in schönem Gegensatz. So sind die sonst gleichartigen Typen des Vaters und der Mutter als Geschlechtstypen von einander gesondert. Dies ist auch insofern lehrreich, als wir daraus ersehen können, daß nicht nur ein einheitlicher Typus, wie der oben erwähnte des Heuchlers, sich in mehrere Unterabtheilungen zergliedern läßt, sondern daß auch in einer einzigen Persönlichkeit mehrere Typen zugleich vereinigt werden können. Aehnlich sind auch der Pfarrer und der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ nicht allein als Berufstypen neben einander, sondern zugleich auch als Charaktertypen einander gegenüber gestellt.

Die Gestalten vieler mittelalterlichen Ritterepen nehmen eine Mittelstufe zwischen Individuum und Typus ein. Persönlichkeiten wie Erek und Iwein bei Hartmann von Aue, oder Willehalm bei Wolfram von Eschenbach lassen sich als eine

Art Zwitterwesen, halb als Helden im eigentlichen Sinne, halb als typische Vertreter des Ritterthums auffassen.

Als Beispiel einer feinen individuellen Charakteristik im geschichtlichen Roman führe ich die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Königs Ludwig XI. von Frankreich in Walter Scotts Roman „Quentin Durward" an. In der Persönlichkeit dieses Königs wird uns ein Charakter vor die Augen gestellt, dessen geistige Ueberlegenheit über seine Umgebung gerade in dem unköniglichen, geradezu ärmlichen Gewande, in dem der König aufzutreten liebt, nur um so schärfer hervortritt. Er ist reich an abstoßenden und widerwärtigen Zügen, oft kleinlich, und doch groß genug, um das Hauptinteresse des Romans in seiner Person wie in einem Brennpunkt zu vereinigen.

Es giebt auch eine andere Art von geschichtlichen Romanen, worin der Dichter nicht an bestimmte Persönlichkeiten der Geschichte anknüpft, sondern es ihm hauptsächlich darum zu thun ist, uns überhaupt ein wahres und getreues Kultur- und Sittenbild der betreffenden Zeit darzubieten, wobei die Personen, deren Schicksale erzählt werden, auch ganz frei erfundene Gestalten sein können. Bei dieser Art des geschichtlichen Romans, die eine Brücke zwischen dem eigentlich geschichtlichen und dem „bürgerlichen" Roman bildet, ist auch eine typische Behandlung der einzelnen Personen möglich und zwar desto eher, je mehr die einzelnen Theile des Romans den Charakter von geschichtlichen Genrebildern annehmen. Hierbei kann man die frei erfundenen Gestalten als zur bloßen Staffierung dienende typische Vertreter ihrer Zeit auffassen. Einzelne Theile von Gustav Freytags „Ahnen" glaube ich zu dieser Romanart rechnen zu dürfen.

Daß im „bürgerlichen" Roman die typischen Gestalten vorwiegen, sehen wir am besten an einem so ausgezeichneten Werke wie Freytags „Soll und Haben". Hier erblicken wir eine bunte Menge von durchaus typischen Charakteren; der deutsche Kaufmannsstand einer Provinzstadt von mittlerer Größe wird uns in einer Reihe von typischen und dabei unter sich mannigfaltig gegliederten Vertretern vorgeführt; und auch die Herren Ehrenthal, Veitel Itzig u. s. w. verdienen es, als wohlgetroffene Typen des „auserwählten" Volkes bezeichnet

zu werden. Zur Vergleichung und als Gegenbild sei hier der in der Gestalt des Mr. Dombey in Dickens Roman „Dombey und Sohn“ dargestellte Typus eines englischen Kaufmanns herangezogen, des stolzen, hochmüthigen, auf seinen Reichthum pochenden Großkaufmanns der Londoner City.

Je mehr ein Typus allgemein menschliche Züge enthält, je weniger er in seiner allgemeinen Bedeutung durch rein zeitliche oder örtliche Züge beschränkt ist, desto länger erhält er sich, ohne zu welken oder zu verblassen, auch in der Nachwelt. Shakspeare zeigt sich uns nur in einigen komischen Typen seiner frühesten Jugenddramen noch ganz in dem engen Gesichtskreis des damaligen Englands befangen. Eine Gestalt wie der Spanier Don Adriano de Armado in der „Verlornen Liebesmüh“, ein Vertreter des sogenannten „Euphuismus“, jenes gezierten schwülstigen Stils, der sich, von dem „Marinismus“ der Italiener ausgehend, damals in der englischen Litteratur breit machte, kann in unseren Tagen kein objektives Interesse mehr in Anspruch nehmen, sondern nur als satirischer Typus einer Modethorheit in der Geschichte der Geschmacksverirrungen einen Platz finden. Später hat sich Shakspeare aus den Anschauungen seiner Zeit und seines Vaterlandes zu den höchsten Gebilden der dramatischen Kunst durchgerungen. Sein berühmter Zeitgenosse Ben Jonson blieb jedoch als Dramatiker zeitlebens an der heimathlichen Scholle kleben; seine damals so hoch angesehenen Werke sind für uns ungenießbar, weil ihre unzähligen zeitlichen und örtlichen Anspielungen ohne einen ausführlichen Kommentar unverständlich sind, und so einen reinen ästhetischen Genuß unmöglich machen. Er war zwar ein sehr witziger und scharfer Satiriker, aber ihm fehlten die Schwingen des Genius, die einen Shakspeare zu der erhabenen Sphäre reiner Menschlichkeit emporgetragen haben.

Daß auch rein äußere Umstände einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und Entwickelung von Typen ausüben können, sehen wir an den stehenden Charaktermasken der mittleren und neueren attischen und der römischen Komödie, die die Ausbildung von festen komischen Typen zur unabweislichen Folge hatten. Diese stehenden Masken des Alterthums haben sich nicht nur in ununterbrochener Kette in den typischen Gestalten der heutigen

italienischen Volkskomödie, dem Harlekin, Policinell u. s. w. fortgesetzt, sondern auch durch das Bindeglied des Humanismus sehr befruchtend an der Ausbildung des kunstmäßigen Lustspiels unserer modernen Kulturvölker mitgewirkt.

Von den erwähnten vier Hauptquellen für alle in der Litteratur begegnenden Gestalten kommen Geschichte und, in größerem oder geringerem Zusatz, eigene Erfindungsgabe des Dichters, vorzugsweise für die Individuen in Betracht, soweit es hier überhaupt möglich ist, Grenzen zu ziehen; für die Typen dagegen sind das unmittelbare Leben und litterarische Vorbilder von größerer Wichtigkeit*). Die meisten Typen entsprechen nicht allein, mit mehr oder weniger Aehnlichkeit, irgend einer im wirklichen Leben vorkommenden Menschengattung, sondern haben zugleich gewisse fest überlieferte Züge an sich, die sich durch Nachahmung forterben.

Je mehr ein Typus sich mit seinen im wirklichen Leben vorhandenen Originalen, der Gattung Menschen, die er darstellen soll, deckt, je mehr wir ihn als naturgetreu und lebenswahr empfinden, desto mächtiger ist seine Wirkung auf uns. Oft wird durch einen glücklichen Griff ins volle Leben ein neuer Typus geschaffen, und wenn es seinem Schöpfer gelingt, dem neuen Stoff auch eine recht kräftige in die Augen fallende Form zu geben, so kann er eines großen Erfolges sicher sein. Aber gerade der Erfolg lockt die Nachahmer an, wie das Licht die Motten. Jede litterarische Neuschöpfung, die einen bedeutenden Erfolg erlebt hat, pflegt eine Zeit lang unermüdlich, mit mehr oder weniger Geschick, oft ganz blindlings, nachgeahmt zu werden. Die Nachtreter betreiben ihr Handwerk gewöhnlich noch immer mit großem Eifer, wenn der betreffende Typus unterdessen schon längst veraltet ist und die ihm im Leben entsprechenden Originale überhaupt nicht mehr vorkommen. Während das Leben seine Formen ewig wechselt

*) Es kann allerdings auch ein hervorragendes Individuum aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart dichterisch behandelt werden, aber einem solchen Individuum müssen wir dann jedenfalls auch geschichtliche Bedeutung zuschreiben. Ein solcher Fall würde z. B. vorliegen, wenn jemand Bismarcks Persönlichkeit jetzt dichterisch verwerthen wollte. Dieser Fall ist also nur scheinbar eine Ausnahme.

und umgestaltet, hält also der Typus in der Litteratur nicht Schritt mit diesen Veränderungen, er hat eine längere Dauer als seine Originale; wir bemerken, daß die blinde Nachahmung älterer Vorbilder ihn in eine gewisse Erstarrung der Formen verfallen läßt. Eine solche Erstarrung muß ja in jeder Kunst unvermeidlich eintreten, die nicht unmittelbar nach der Natur und nicht immer wieder auf diese zurückgreift. Nur eine stets erneute Vergleichung mit dem Leben und mit der Natur der Originale, beständige Anpassung an die ewig neuen Lebensformen, kann die Typen vor der ihnen so leicht drohenden Erstarrung bewahren. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß die Typen schon ihrem Wesen nach zu einer gewissen Einförmigkeit und Gleichartigkeit ihrer Formen neigen, weil auch im Leben selbst immer dieselben Typen wiederkehren. So können sich auch sehr ähnliche Typen ganz unbeeinflußt und unabhängig von einander herausbilden, wie wir dies z. B. besonders an den überraschenden Uebereinstimmungen der Typen des indischen Dramas und Shakspeares beobachten.

Der Typus des zerstreuten Professors in den „Fliegenden Blättern“ ist durchaus nicht mehr das getreue Abbild des heutigen deutschen Gelehrten. Jener Typus stammt aus einer längst vergangenen Zeit, wo der deutsche Universitätsprofessor noch in kärglichen Geldverhältnissen und in weltfremder Abgeschiedenheit nur seinen Büchern lebte, und für die praktischen Bedürfnisse der Außenwelt kein Verständnis hatte. Der Professor der Gegenwart lebt meist in behaglichen Vermögensumständen, schon deshalb, weil unsere akademische Laufbahn heutzutage für den minder Bemittelten so gut wie verschlossen ist. Diese veränderten äußeren Verhältnisse haben dem heutigen Professor auch in den meisten andern Beziehungen ein neues Gepräge gegeben, ihn vielfach zum gewandten Weltmann umgebildet, und wenn die Zerstreutheit unter dem Gelehrtenthum auch jetzt noch immer, besonders unter den Vertretern der rein theoretischen, abseits vom praktischen Leben liegenden Wissenschaften, häufig genug sein mag, so ist sie doch keineswegs mehr der hervorragendste Zug im Wesen des heutigen deutschen Professors. Mindestens einseitig wird auch in den Witzblättern, die für die komischen Typen des Alltagslebens die willkommenste Heimstätte darbieten, der deutsche Student

aufgefaßt. Nicht nur der ewig durstige, jeden anrempelnde Bummler ist ein dankbarer komischer Typus des deutschen Studententhums, sondern ebenso auch der beständig „ochsende", vor seinem Professor kriechende Streber, den die Witzblätter nicht kennen, und den der sich in der Neuzeit immer mehr verschärfende Kampf ums Dasein doch leider nicht mehr so ganz selten hervorbringt. In welcher Weise der unglückselige Typus der bösen Schwiegermutter in unzähligen gleichartigen Witzen noch immer todtgeritten wird, das ist schon oft rügend erörtert worden.

Aus meinen Ausführungen ergiebt sich der merkwürdige Widerspruch, daß der realistische Dichter es im Allgemeinen mehr mit den eigentlich doch abstrakteren Typen zu thun hat, während die konkreteren Individuen eher im Bereich gerade des idealistischen Dichters liegen. Doch dürfen wir einen solchen Satz natürlich nur unter Vorbehalt aussprechen. Außerdem ist, wie schon betont wurde, nur der absolute Typus der Theorie rein abstrakt. Die in der Litteratur wirklich vorkommenden Typen erhalten einen konkreteren Inhalt durch eine Beimischung individueller Bestandtheile, oder dadurch, daß sie nach verschiedenen Gesichtspunkten in unzählige Unterarten zerlegt werden können. Und umgekehrt entfernen sich die Individuen oft von ihrer ursprünglichen Konkretheit, indem sie durch Idealisirung Veränderungen erfahren. So findet von beiden Seiten eine Art Ausgleich statt, die beiden Endpole schließen sich im Kreise wieder zusammen, und jener Widerspruch verliert seine anfangs so auffallende Sonderbarkeit. Gerade die bekanntesten Typen der Litteratur sind auch an individuellen Eigenthümlichkeiten besonders reich. So ist z. B. der berühmteste aller Prahlhänse, Falstaff, durchaus nicht schlechthin Prahlhans, sondern eine Mischung von Prahlhans und originellem Individuum. Hingegen können wir die größten Individuen aller Litteraturen, Hamlet und Faust, jenen in seinem tiefsinnigen Grübeln über die Räthsel des Daseins, diesen in seinem unablässigen Streben nach vollkommener innerer Befriedigung, auch als typische Vertreter der gesammten Menschheit auffassen.

Ed. Eckhardt.





Politische Korrespondenz.

Die letzten Wochen haben in den zu Berlin tagenden beiden Kammern, welche die politische Leitung im Reich und Staat in der Hand haben, einige Debatten gebracht, welche auch außerhalb Deutschlands auf einiges Interesse Anspruch machen können. Da war erstens die dreitägige Verhandlung über den Kolonial-Etat, die im Grunde ein Angriff auf die Kolonialpolitik des Reiches war. Die Kolonialgegner hatten sich als augenblickliche Blöße in der Feste, den Dr. Peters herausgesucht, und fielen über ihn her, um an ihm die Verwerflichkeit der in den Kolonieen angewandten Mittel, die Verletzungen von Recht und Moral nachzuweisen, aus denen sie Brennstoff für populäre Entrüstung holen könnten. Die koloniale Sache soll dem Volk verekelt werden. Es wurde also der arme Peters allerlei Schandthaten bezüchtigt, die er in Ostafrika soll begangen haben und die ich dem Leser dieser Zeitschrift wohl nicht brauche in Erinnerung zu bringen. Es war weder schön, einen Abwesenden, der auch keinen berufenen Vertreter hatte — oder fand, so gröblich zu beschimpfen, noch war es erbaulich, das Weibergezeter über Gewalt und Härte und Rohheit und Unmoral anzuhören, welche nun doch einmal nicht zu vermeiden sind, wenn man dem kolonialen Gewerbe überhaupt nachgehen will. Die Bebel und Richter spielten zur Abwechselung einmal christliche Missionäre und Diakonissinnen in einer Berliner Missionsstunde,

und da der Vertreter der Regierung, seine Stellung mißverstehend, seinen Beamten preisgab, so blieb schließlich dem Herrn Bebel die Leitung dieses ganzen Stückes. Denn die Redner der andern Parteien thaten — bis auf den Grafen Arnim-Muskau — so gut wie nichts, um von dem Reichstage die Schmach dieses Bebel'schen Halsgerichts abzuwehren. Man fragt sich, warum das so kam. Nun, einmal fehlt eine überragende Leitung in der Regierung, und mehr noch fehlt es an überragenden Führern bei den Parteien der Ordnung. Es ist leider ein Symptom des parlamentarischen Niederganges, was uns diese Debatte darbot. Der Reichstag hat unter seinen Gliedern viele Kolonialfreunde und manche Leute, welche Peters, trotz seiner Mängel, für eine in kolonialen Dingen sehr brauchbare Kraft halten. Aber sie wagen nicht für Dr. Peters und nur schüchtern für die kolonialen Interessen einzutreten, aus Furcht, dem Bestande der Partei zu schaden, die wählenden Politiker der Bierbank zu erzürnen, auf welche die Frauen ihren Einfluß üben. Und die Frauen waren natürlich in feierlicher Tugend-Entrüstung ob eines Menschen, der — nun, der so klobig mit dem schönen Geschlecht, wenn es auch schwarz war, verfuhr. Offen zu sagen, daß es eine geschlechtliche Moral, wie wir sie — nämlich theoretisch — in Berlin haben, in Afrika nicht giebt und man daher an unsere Afrikaner drüben einen andern moralischen Maaßstab legen muß, als an einen Berliner Schulmeister oder auch Polizeilieutenant, — dazu fehlt der Muth nicht nur bei Leuten wie Hammacher, sondern auch bei Frhr. von Manteuffel. Die Sache, nicht blos die Person des Herrn Peters, litt davon erheblich Schaden, denn auch der Vertreter der Regierung wurde von dieser Angstmeierei beeinflußt, und im Volke setzten sich falsche Vorstellungen von den Aufgaben und Zuständen in unseren Kolonieen fest. Und dann ist nicht zu unterschätzen, daß Bebel der Held der Tage wurde. — Dieselbe Angstmeierei zeigte sich bald darauf in den Debatten vom 20. und 21. April über das Duell. Herr von Kotze, der einfache, in nichts bedeutende Zeremonienmeister, den hatte man seit Jahr und Tag gehetzt mit der Beschuldigung Dinge ausgeführt zu haben, deren im Grunde ihn Niemand für geistig fähig hielt. Er stürzte sich, von allen Seiten umstellt, endlich auf den zunächst Stehenden, der erreichbar und angreifbar

war, den Baron Schrader, und erschoß ihn im ehrlichen Zweikampf. Welch' erwünschte Gelegenheit zum Angriff auf Regierung und Heer! Ein Zentrumsmann interpellirt, Liberale und Sozialisten sekundiren, was ja nicht auffallen kann. Wohl aber fällt es manchen Leuten auf, wenn man in dem nun folgenden Wehgeschrei über die Unsitte des Duellwesens, über die Sündhaftigkeit des Duells, über die schwere Verletzung des Rechtsbewußtseins des Volkes keine Stimme vernahm, die alle diese Uebertretungen auf ein vernünftiges Maaß zurückführte. Nur Herr von Bennigsen trat mäßigend dem Geschrei entgegen, leider um später — vielleicht unter dem Druck der gegen ihn gerichteten Vorwürfe — seine Mäßigung zu bereuen und so dem Reichstag zu seinem einmüthigen Beschluß zu verhelfen, von der Regierung energische Maaßregeln zur Abschaffung des Duellwesens zu fordern. Der Liberalismus ist in diesen Debatten über das Duell und über Dr. Peters völlig von den radikalen Führern in Schatten gestellt worden, die mittleren und konservativen Gruppen haben sich gefügt einem Urtheil, welches in beiden Fällen denn doch auch von einem liberalen und christlichen Staatsbewußtsein aus sehr anfechtbar ist.

Ueber das Duell ist seit Menschenalter viel geredet und geschrieben worden, und es läßt sich viel Berechtigtes gegen dasselbe in der That sagen. Aber es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, das Duell verletze in roher Weise das Rechtsbewußtsein des Volkes und die christlich-kirchlichen Gebote. Das Duell erhält sich erfahrungsmäßig bisher in demselben Maaße, als in einem Lande geschlossene Stände sich erhalten, welche eine besondere Standesehre pflegen. In Ländern, wo der Unterschied der Klassen nur durch das Geld bezeichnet wird, wie in den angelsächsischen Staaten, da wird die Ehre durch den Richter und das sittliche Urtheil der Menge gesucht. Aber wenn man stets auf England verweist, so glaube ich nicht, daß sich der Ehrbegriff eines deutschen Edelmannes oder Offiziers dort sehr gesichert fühlen würde. Dieser Ehrbegriff ist zu fein, um mit Gefängniß- oder Geldstrafen sich zu begnügen, er ist eine sittliche Kraft, die dem Stande einen Halt verleiht, wie kein Gesetz es vermag, und die kaum zu theuer erkauft wird durch die Möglichkeit, daß ihr auch ein Menschenleben einmal zum Opfer gebracht wird. Dieser Ehrbegriff kann aus-

arten, wie in Frankreich, in England im 17. und 18. Jahrhundert, aber er bleibt darum doch ein an sich unschätzbares Gut. Und wenn ein Mann für ihn sein Leben einsetzt, so glaube ich nicht, daß irgend ein Volk sich in seinem moralischen oder gar rechtlichen Bewußtsein davon verletzt fühlt. Das Volksbewußtsein hat stets den Muth und die Todesverachtung bei den oberen Klassen auch in der Vertheidigung der verfeinerten Ehre hochgeachtet, die ihm selbst im Ganzen nicht in gleicher Weise eigen ist. Es bedarf der Verhetzung, der Verfälschung des natürlich-richtigen Empfindens im Volk um dasselbe das Duell als ein Unrecht empfinden zu lassen. Und es ist ebenso eine Fälschung, wenn behauptet wird, der Zweikampf widerspreche den Grundsätzen des Christenthums. Vielleicht verletzt er das Empfinden und Meinen der Mehrheit des heutigen Christenthums, aber sicherlich hat, seit es Christen giebt, die ungeheure Mehrheit derselben, und die Kirche eingeschlossen, den Zweikampf für eine nicht unerlaubte, sondern für eine christliche und löbliche Einrichtung gehalten. Wer sich, wie das üblich ist, auf das „Du sollst nicht tödten“ beruft, der weise doch auch gleich nach, daß damit das Tödten im Zweikampf verboten, aber das Tödten in der Schlacht erlaubt sei; oder er sei konsequent genug, um sich den Lehren Leo Tolstoi's anzuschließen; denn es ist nichts damit gethan, irgend einer Gefühlsduselei einen Satz aus der Bibel überzuhängen, um sie als christlich erscheinen zu lassen.

Wenn der Staat, wenn die Gesellschaft, wenn die oberen Stände selbst gegen das Duell anstreben, so thun sie recht daran; nur sollte man, sollte besonders der Staat in seinen Gesetzen und seiner Handhabung der Gesetze dem Empfinden seiner Zeit und dem Ehrbegriff im Volk oder Stand Rechnung tragen, wie das ja auch thatsächlich in Rücksicht der Handhabung der Gesetze meist geübt wird. Es soll auch Niemand von den Genossen in Volk oder Stand zum Duell gezwungen werden. Ein Stand, der seine besondere Standesehre sich bewahren will, möge sie nicht nur durch das Duell, sondern auch durch Ehrengerichte schützen, welche die Nöthigung zum Duell, wenn nicht zu beseitigen, doch in Schranken zu halten vermögen. Was man aber hier in den Kreisen liberaler und anderer Eifrer fordert, das ist eine Ver-

gewaltigung eines Ehrbewußtseins, das nicht allein seine historische, sondern auch seine rein menschliche Berechtigung hat. Und zuletzt kämpft der Demokrat gegen das Duell, weil ihm dasselbe als etwas den oberen Klassen Eigenthümliches verhaßt ist: er wünscht nur Pöbel oder höchstens Bauern um sich zu sehen, er erhebt ein Geheul ob eines im Duell gefallenen Edelmannes und sagt, wie Herr Bebel im Reichstage, doch in demselben Athem: „uns kann es recht sein, wenn die Edelleute einander umbringen." Verpöbelung — das ist die Signatur des öffentlichen Lebens unserer Zeit, eine Strömung, die leider ihren Einfluß bis in die parlamentarischen Körper hin geltend macht. Was ist in diesen 25 Jahren aus dem deutschen Reichstage geworden! Wie tief steht der heutige unter dem der siebziger Jahre! Und wenn wir noch weiter zurückblicken: welche Fülle hochgesinnter, vornehmer Männer sah man 1848 in der Paulskirche! Wie klein sind heute Gesinnungen und Ziele in diesen Parteien des do ut des-Spieles!

Ich möchte Ihre Leser nun noch auf die in den letzten Tagen stattgehabten Verhandlungen des preußischen Hauses der Abgeordneten über die Kornlagerhäuser aufmerksam machen. Die Frage ist seit lange auf der Tagesordnung der agraren Presse. Reichs-Lagerhäuser, genossenschaftliche Lagerhäuser mit oder ohne Warrants, Silo oder Bodenspreicher — das sind die wesentlichen Fragen, um die es sich handelt. Die preußische Regierung hat nun 3 Mill. Mk. angeboten zu einem Versuch mit Lagerhäusern, welche die Landwirthe oder die landwirthschaftlichen Genossenschaften selbst verwalten sollen. Es soll der Kornhandel von der unlauteren Spekulation möglichst losgelöst und der Produzent in direktere Verbindung mit dem Konsumenten gebracht werden. Da in Riga bereits ein Silo-Speicher erbaut ist, so wird es vielleicht für die baltischen Landwirthe von Werth sein, der Entwickelung der Frage in Preußen nachzugehen. Was bisher sich schon bemerklich macht, ist einmal der Wunsch der Landwirthe, mit diesem Versuch eigener Lagerhäuser der Gefahr zuvorzukommen, daß der Handel mit dem Bau eines Netzes von Silo-Speichern vorgeht und durch diese Silos den Handel mit Korn noch mehr als bisher in seine alleinige Herrschaft bringt; ferner die Abneigung gegen die Annahme des amerikanischen

Warrant-Systems, und zwar wieder aus dem Grunde, weil die Ausgabe von Warrants der Börse es erleichtern würde, die vorhandenen Vorräthe zu übersehen, zu erwerben, und den Preis zu beherrschen. So viel ich weiß, ist der Rigaer Silo ganz in der Hand der Börse und wird vom Landwirth gemieden; es ist dort also wohl ein falscher Weg eingeschlagen worden, den man hier meiden will, indem man durch den Bau des Silo nur die Börse gekräftigt hat zu Ungunsten der Landwirthe. Aber wenn auch der Rigaer Silo nur für Transit-Getreide aus dem innern Rußland jetzt Bedeutung hat, so dürfte für die baltischen Landwirthe die Silo-Frage damit nicht erledigt sein. Trotz mancher übler Erfahrungen, die auf genossenschaftlichem Boden gemacht wurden, bleibt dieses doch der einzige Boden, auf dem eine Besserung der Lage nicht nur hier in Deutschland, sondern auch in den Ostseeprovinzen zu erreichen ist. Genossenschaftliche Silos und genossenschaftliche Getreideausfuhr werden versucht werden müssen, so ungern man sich auch in seinen Gewohnheiten stören läßt, und so wenig geschulte Kräfte für solche Unternehmungen auch vorläufig noch im Lande selbst sich finden. Der Druck der Noth, der hier zu Silos oder Schüttboden-Speichern führt, wird die baltischen Provinzen nicht verschonen, und je zeitiger man sich der neuen ökonomischen Konjunktur anpaßt, um so weniger wird man von der Noth Schaden leiden.

Die äußere Politik mag heute nur mit ein paar Worten berührt werden, um so mehr als sich in derselben in den letzten Wochen im Ganzen wenig verändert hat. Immer noch wird sie von der Frage beherrscht, welche Entschlüsse England in Ostasien, in Südafrika, am Nil fassen wird. Die großen Geberden, mit denen englische Minister gelegentlich auf „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" hindeuten, die in Südafrika geplant würden, dürfen wohl kaum Jemanden in Schrecken setzen; denn die Herren dort pflegen es stets für billiger zu halten, mit Worten einen Zweck zu erreichen statt mit Thaten — so lange das sich irgend thun läßt. Daß England in aller Stille in Washinton den Vorschlag gemacht hat, alle Streitigkeiten zwischen Großbritannien und der Union durch ein ständiges Schiedsgericht zum Austrag zu bringen, ist ein deutliches Zeichen dafür, wie viel England daran

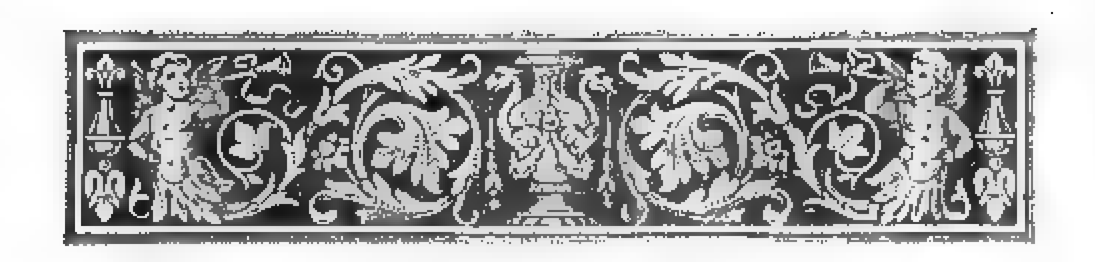
gelegen ist, nach jener Seite hin sich aller Differenzen zu entledigen. Die Drohungen gegen Deutschland, keine Einmischung in Transvaal zu dulden, dürften vorläufig nur ein Versuch sein, Deutschland einzuschüchtern. Ebenso halte ich den Dongola-Zug nur für einen Vorwand, um die Truppenmacht in Aegypten zu stärken, und nebenher auch für einen Versuch, Italien Hilfe zu bringen.

In Frankreich ist die Krisis nun zum Ausbruch gelangt, der Senat hat gesiegt, Bourgeois ist gegangen. Herr Faure will es mit einem gemäßigten Kabinet versuchen. Der Versuch ist gelungen. bietet aber doch nur geringe Aussicht auf Bestand.

E. v. d. B.

Berlin, 27. April 1896.





Notizen.

Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausgegeben sowie mit Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, Cotta. 1896. XIII. u. 242 Seiten.

Graf Ernst von Münnich (geb. 1708 † 1788) ist der Sohn des bekannten russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph von Münnich (geb. 1683 † 1767). Seine erste Jugend verlebte er mit den Eltern auf den Schauplätzen des spanischen Erbfolgekrieges, kam dann nach Warschau und als der Vater in russische Dienste trat, nach Riga, wo er die Domschule besuchte. Seine eigentliche Ausbildung erhielt er in Genf. 1727 wurde er am Petersburger Hof eingeführt und machte nun als Sohn eines der hervorragendsten russischen Staatsmänner und Feldherrn eine brillante Carrière. 1729 war er Cavalier d'Ambassade in Paris, und zwei Jahre darauf vertrat der junge Graf schon ganz allein die russischen Interessen am französischen Hof. Doch kehrte er 1733 nach Petersburg zurück, bekleidete mehrere Hofämter, erhielt die höchsten Orden und stand in glänzender Stellung da, als er in den Sturz seines Vaters i. J. 1741 verwickelt und gleichfalls verbannt wurde. Von 1743–1762 führte er mit seiner Familie ein kümmerliches Dasein in Wologda. Von Kaiser Peter III. zurückgerufen wurde er 1763 Generaldirektor sämmtlicher Reichszölle und starb 1788 als Präsident des Kommerzkollegiums. Beerdigt ist er an der Seite des berühmten Vaters auf seinem Gute Lunia.

Seine in Wologda i. J. 1758 verfaßten Memoiren behandeln die Jahre 1708–1741. Von vornherein ist anzunehmen, daß die Lebenserinnerungen eines hochgestellten Mannes, der mit allen leitenden Persönlichkeiten in unausgesetzten Beziehungen stand, viel amüsantes Detail und auch historisch werthvolle Nachrichten bieten müssen. Zu ersterem sind die Mittheilungen über Ernst Münnich's eigenes Leben, zu den letzteren die über seinen Vater zu zählen, ja,

das historische Interesse an den Memoiren konzentrirt sich in der Hauptsache auf die Person des älteren Münnich. Das Uebrige, wie die Charakteristiken der Kaiserin Anna, Birons, der Regentin Anna Leopoldowna und ihres Gatten Anton Ulrich von Braunschweig sind doch mehr oder weniger Staffage gegenüber der Erzählung von dem stetigen Emporsteigen des Feldmarschalls. Die Erzählung schließt mit der Enthebung Münnichs vom Posten eines Premierministers. Seine Verschickung nach Sibirien wird nicht mehr erwähnt.

Der Werth der nach der deutschen Originalhandschrift besorgten vorliegenden Ausgabe des Memoirenwerkes ist verschieden für Russen und für Deutsche. In russischer Uebersetzung sind die Memoiren nämlich bereits zweimal 1817 und 1891 gedruckt worden. Unter anderen hat sie Prof. Engelmann schon 1892 in Bd. 39 der „Balt. Monatsschrift" für seinen Aufsatz über den Feldmarschall Graf Münnich benutzen können. Aber auch der nicht russischen Lesewelt sind nicht alle Partieen der Memoiren vollständig neu. Bruchstücke derselben finden sich mit nur wenigen Veränderungen in Büschings Magazin, Theil 9 vom Jahre 1775, unter dem Titel: „Antwort auf die vorhergehende Schrift des Herzogs von Curland, von einem der nächsten Verwandten des Feldmarschalls Grafen von Münnich." Sie umfassen gerade den interessantesten Theil der Memoiren und behandeln das Ende der Kaiserin Anna, die Regentschaft und den Sturz Birons. Berücksichtigt man ferner, daß der andere wirklich historische Nachrichten bietende Theil der Memoiren, nämlich die Schilderung der Feldzüge des älteren Münnich in russischen Diensten, größtentheils aus den weit verbreiteten und oft gedruckten Memoiren Mansteins und dessen Vorlagen ausgeschrieben ist, so schrumpft der Theil der vorliegenden Ausgabe, welcher einen wirklich originalen historischen Werth für sich in Anspruch nehmen kann, doch recht erheblich ein. Wenn der Herausgeber etwa 5 Sechsteln des Memoirenwerkes einen hohen Werth als ursprünglicher Quelle und selbständigen Mittheilungen eines Augenzeugen beimißt, so muß doch daran erinnert werden, daß von den ca. 150 Seiten Text die ersten 40 von sehr geringem allgemeinen Interesse sind, die folgenden ca. 70 Seiten die schon bekannten Nachrichten über Münnich's Feldzüge wiederholen und nur das letzte Drittel im Lichte einer wirklich werthvollen ursprünglichen Quelle erscheint, und auch dieser Theil ist seinem wesentlichen Inhalte nach aus Büschings Magazin schon bekannt — doch wird man sich der vollständigen Veröffentlichung der Memoiren in ihrem Originaltext immerhin freuen dürfen. Sie bietet immerhin eine recht unterhaltende Lektüre und auch der Wissenschaft ist ein schätzenswerther Dienst geleistet, in dem die bisher zerstreuten Nachrichten nun zusammengefaßt und in der ursprünglichen Folge bequem zur Benutzung vorliegen.

Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, die Ausgabe handlich zu gestalten und wissenschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Um die Identität oder die Verwandtschaft der einzelnen Partieen mit den vorhin genannten älteren Veröffentlichungen und einigen anderen Schriften in jedem Fall kenntlich zu machen, ist ein komplizirter Apparat von Klammern, Anführungszeichen, Textvarianten und verschiedenartigen Typen in Bewegung gesetzt worden, wie er für

die Edition älterer Quellenwerke allerdings durchweg nöthig ist, dessen Anwendung auf dieses Memoirenwerk aber doch in keinem Verhältniß zu der wissenschaftlichen Bedeutung desselben steht. Nach Ansicht des Referenten hätten quellenkritische Notizen und ein Verzeichniß der entlehnten Stellen, resp. der Parallelstellen im Vorwort genügt. Statt dessen werden mit ermüdender Weitschweifigkeit an den verschiedensten Stellen die textkritischen Bemerkungen und die Angaben über die Editionsmethode ohne ersichtliche Nöthigung wiederholt. „Vorwort", „bibliographische Einleitung", „Anweisung für den Leser (vor dem Gebrauch des Memoirentextes zu lesen!)" und die Wiederholung des in diesen Abschnitten Mitgetheilten in den Anmerkungen zum Text — das ist des Guten zu viel. Der Herausgeber scheint nach den Worten der Vorrede das auch zu empfinden, doch nimmt er bei seinen Lesern ein merkwürdig schlechtes Gedächtniß an, wenn er den häufigen Wiederholungen doch eine gewisse Berechtigung zuspricht, die nur dem mit dem Gedächtniß eines Wunderkindes Ausgestatteten unlieb sein könnten. Jedes Buch kann aber von seinen Lesern Ernst und Aufmerksamkeit beanspruchen und ein normales Gedächtniß bedarf solcher Krücken nicht, welche, wie alles Unnütze, die, ich möchte sagen, ästhetische Freude an einer tüchtigen Arbeit, auch einer Quellenedition, beeinträchtigen. So sehr eine größere Exaktheit und Genauigkeit für die Ausgabe der Quellen zur russischen Geschichte gewünscht werden muß, so wenig ersprießlich wäre es, wenn die russischen Historiker das „philologische" Verfahren des Herausgebers unter allen Umständen zur Richtschnur nehmen wollten, wozu er die Anregung geben will. Auch hier heißt es: distinguendum est.

Bereichert wird die Ausgabe der Memoiren Ernst Münnich's durch eine fleißig gearbeitete, ausführliche Biographie des Verfassers, in dem wir eine vertrauenswürdige, wahrheitsliebende Persönlichkeit kennen lernen. Dieses Urtheil wird im Ganzen auch für die Memoiren zutreffen. Um so befremdender ist es, wenn er die Kaiserin Anna eine der größten Herrscherinnen nennt, die je auf dem russischen Throne regiert haben. Die auf dieses Gesammturtheil folgende Charakteristik der Kaiserin im Einzelnen und einige vom Herausgeber mitgetheilte anderweitige Aussprüche Münnich's über sie rechtfertigen dieses Urtheil keineswegs.

Bgn.

Hörschelmann, D. F., Andreas Knopken, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. Leipzig. A. Deichert. 1896. 8°. 257 Seiten.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, einen historisch-biographischen und einen historisch-theologischen. Der letztere bietet eine eingehende Analyse von Knopkens Kommentar zum Römerbrief, welcher von Bugenhagen i. J. 1524 in Wittenberg herausgegeben wurde. Entstanden ist er aus den Vorträgen, die Knopken i. J. 1522 in Riga über dieses Thema hielt. Ueber die Bedeutung des bisher von der theologischen Wissenschaft nicht beachteten Kommentars urtheilt Hörschelmann folgendermaßen: „In diesem Kommentar liegt uns eine der ältesten

uns erhaltenen evangelischen Auslegungen der für die reformatorische Lehre bedeutsamsten Epistel Pauli vor. Und da der Kommentar entsprechend der damaligen Art der Schriftbehandlung eine ziemlich vollständige Behandlung der Heilslehre enthält, steht er als ein bedeutsames Dokument evangelischer Lehrfassung aus der Anfangsperiode der Reformationszeit da." Somit werden die Theologen denn mit Interesse von den Untersuchungen Hörschelmann's über Knopken's Kommentar Kenntniß nehmen, während die der wissenschaftlichen Theologie ferner Stehenden es mit dankbarer Genugthuung begrüßen müssen, daß die Bedeutung des livländischen Reformators nun in ihrem vollen Umfange zur Geltung kommt und der Name Knopken's jetzt einer über die Grenzen der Ostseeprovinzen hinausgehenden Werthschätzung sicher ist. Von einer Würdigung dieses rein theologische Fragen behandelnden 2. Theiles von Hörschelmann's Arbeit muß Referent absehen. Dagegen mögen den anderen Partieen des Buches, die von allgemeinerem Interesse sind, einige Worte gewidmet sein.

Wenn man den Lebensgang und die Wirksamkeit Knopken's überschaut, so muß man doch immer wieder mit Bedauern feststellen, daß wir so wenig Nachrichten über die Reformationsgeschichte Livlands besitzen. Mit gewissenhaftem Fleiß hat der Verf. alles benutzt, was an Nachrichten über seinen Helden und die allgemeinen Verhältnisse zu finden war, soweit ihre Berücksichtigung in seinem Plane lag. Auch an archivalischen Forschungen hat er es nicht fehlen lassen. Doch war die Ausbeute sehr gering. In Küstrin, dem Geburtsort Knopken's konnte nichts ermittelt werden; ja, die Küstriner Vertreter dieses jetzt noch blühenden Geschlechts hatten von dem einzigen zu größerer Bedeutung gelangten Vorfahren keine Ahnung. Auch in Treptow, wo Knopken als Schüler und Lehrer sich auf seine reformatorische Wirksamkeit vorbereitete, konnte nichts direkt auf ihn Bezügliches entdeckt werden; nur wurden einige nähere Nachrichten über die beiden Schulen daselbst gewonnen, aus denen sich Schlüsse auf Knopken's Verhältnisse ziehen lassen. Erfreulich ist dagegen die Entdeckung des Dankbriefes des rigaschen Rathes vom 11. November 1523 an Luther als Antwort auf dessen bekanntes Sendschreiben an die Christen zu Righa, Revell und Tarbthe. Der Fundort dieses Schreibens ist wieder das reiche revalsche Stadtarchiv. So dankbar wir nun auch jeden neuen Beweis der direkten Beziehungen zwischen Wittenberg und Livland entgegennehmen, so bietet doch der Inhalt auch dieses Briefes keine Bereicherung unserer Kenntniß von der Lebensgeschichte Knopken's oder der Geschichte der Epoche. So ist es denn dem Verfasser auch nicht möglich gewesen, über Knopken wesentlich Neues zu sagen. Er ist darauf angewiesen, die wenigen Mittheilungen über ihn und die bekannten geschichtlichen Thatsachen möglichst nach allen Seiten zu beleuchten und Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Im Ganzen charakterisirt sich der erste Theil des Buches als eine ausführliche Kirchengeschichte Rigas in der Zeit von Knopken's († 1539) Wirksamkeit mit gelegentlichen dankenswerthen Ausblicken in die späteren Zeiten. Besondere Beachtung verdient wohl der 5. Abschnitt: Pflege und Organisation der Gemeinde. Hier werden in gemeinverständlicher und klarer Darstellung der Ausbau des Gottesdienstes, das Rigasche Gesangbuch und die kirchliche Verfassung behandelt, also die durch

die Reformatoren ins Leben gerufenen neuen kirchlichen Ordnungen, mit denen unser Lesepublikum naturgemäß weniger vertraut zu sein pflegt, als mit den geschichtlichen Thatsachen der Reformation.

Wenn der Verf. etwas zaghaft der Hoffnung Ausdruck giebt, seine Arbeit werde „vielleicht" auch in Kreisen Berücksichtigung finden, in denen das wissenschaftliche Interesse nicht das vorwaltende ist, so glaubt Referent, daß das Buch trotz der etwas breiten und geistlich reflektirenden Darstellungsweise einen nicht geringen Leserkreis finden wird. Die Ausführlichkeit, mit welcher einige uns sehr geläufige Gesichtspunkte für die Bedeutung der Reformation in Livland erörtert werden, erweckt allerdings den Anschein, als ob Verf. sich doch nicht, wie das Vorwort will, in erster Linie an seine Heimathgenossen, sondern an solche wendet, denen das Wesen baltischer Eigenart erst erläutert werden muß.

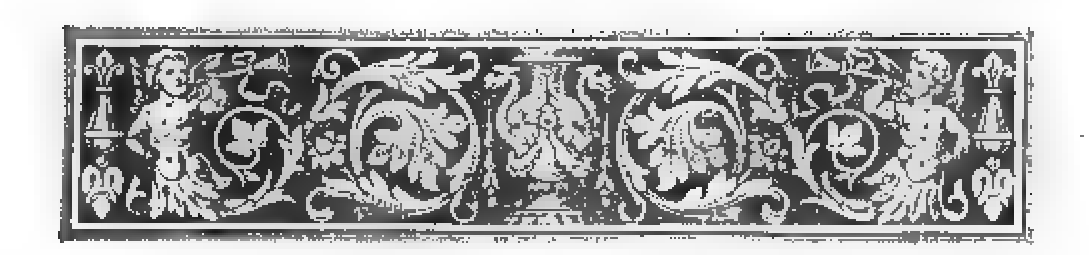
Die politische Geschichte wird vom Verf. nur kurz gestreift, für die Reformationsgeschichte Rigas, dem Wirkungsfelde Knopken's, wohl zu kurz. Schon die Mitwirkung Luthers an dem Zustandekommen des Lübecker Vertrags von 1529, die verhältnißmäßig eingehende Würdigung, welche der Verf. Lohmüller widmet, hätten nach Meinung des Referenten doch ein näheres Eingehen auf diesen Vertrag und das spätere Verhältniß der Stadt zum Erzbischof erfordert, in dem doch ein sehr wesentliches Stück der rigaschen Reformationsgeschichte beschlossen liegt.

Eine einschränkende Bemerkung möchte Referent sich über Plettenbergs Verhalten zur Reformation zu dem Urtheil des Verf. erlauben. Hörschelmann sagt: Wohl hätte eine offene Parteinahme für die Reformation .... den äußeren Fortgang derselben in nicht geringem Maaße beschleunigt. Aber reichere innere Förderung sei ihr ohne Zweifel aus seiner Politik des neutralen Gewährenlassens erwachsen. Die Anhänger der Reformation wurden davor bewahrt, sich auf Menschen zu verlassen und Fleisch für ihren Arm zu halten und die Führer der evangelischen Gemeinde durch das Fehlen äußerer Stützen und weltlicher Förderungsmittel in die rein geistliche Arbeit hineingeleitet. Sind diese Bemerkungen in ihrer allgemeinen Fassung wirklich ganz zutreffend? Lassen sich im geistlichen Sinne segensreiche Folgen der Plettenbergschen Politik für das Land als Ganzes nachweisen oder nur vermuthen? Referent ist geneigt, sie nur für die Städte gelten zu lassen. Wäre Plettenberg evangelisch geworden und als Folge davon schon zu seiner Zeit eine allgemeine Säkularisation eingetreten, so wäre — die rein politischen Fragen kommen hier nicht in Betracht — dem Lande eine 30jährige Zeit verlogener Zwitterhaftigkeit erspart geblieben, in der der evangelische Glaube der höheren Stände sich nach der katholischen Decke strecken mußte, eine Zeit, welche aus äußeren Gründen die staatlich-kirchlichen Formen der innerlich überwundenen katholischen Vergangenheit ängstlich aufrecht erhielt und so der rechte Nährboden der Entsittlichung und Charakterlosigkeit werden mußte, die sich beim Untergang der Selbständigkeit so trostlos offenbarten. Hat denn das Bekenntniß der Fürsten zum evangelischen Glauben in Norddeutschland und in Skandinavien nicht gute Früchte getragen?

Schließlich sei es gestattet im Anschluß an diese neueste Darstellung der rigaschen Reformationsgeschichte eine Frage aufzuwerfen, die sich Referenten bei Betrachtung derselben jedesmal aufdrängt. In allen Darstellungen wird nämlich der Bruder Andreas Knopken's Domherr an der Petrikirche genannt. Aus dieser nicht ganz genauen, aber herkömmlichen Bezeichnung geht hervor, daß bei der Petrikirche ein Kollegiatstift bestand und man wird annehmen müssen, daß dasselbe mit den gewöhnlichen Vorrechten ausgestattet war, daß [illegible] also selbst aus der Zahl der Kanoniker den ordentlichen Pfarrer oder einen Vikar bestellte. Trifft das zu, so fragt es sich, wie das Patronatsrecht des Rathes damit zu vereinigen und wie die Berufung Andreas Knopken's zum Archidiakonus durch den Rath zu verstehen ist. Lag hier ein revolutionärer Schritt vor oder hielt sich der Rath in den Grenzen seiner rechtlichen Befugnisse? Für die Reformationsgeschichte Rigas ist die Frage doch von erheblicher Bedeutung und es lohnte sich wohl, sie einmal näher in's Auge zu fassen.

Bgn.





Der Ursprung des altlivländischen Landtages.

Unser mittelalterlicher Landtag ist das Zentralorgan des livländischen Bundesstaates und derjenige Faktor im politischen Leben der Kolonie, in welchem das staatliche Band, das die livländischen Territorien umschloß, in erster Linie zum Ausdruck kam. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Geschichte des altlivländischen Landtages zu behandeln. Der livländische Bundesstaat und der livländische Landtag bedingen sich gegenseitig, der eine ist ohne den anderen undenkbar.

Eine umfassende Geschichte des livländischen Landtages wird erst dann geschrieben werden können, wenn die Rezesse und Akten desselben veröffentlicht sein werden. Das reiche Material aber, das bereits im Livländischen Urkundenbuche niedergelegt ist, ermöglicht sehr wohl schon jetzt eine Untersuchung über den Ursprung dieses Institutes, in dem das politische und das Rechtsleben der Kolonie einen Mittelpunkt gefunden haben.

Die livländischen Stifter waren in völliger Unabhängigkeit von einander begründet worden und auch der Deutsche Orden errang eine solche im ersten Danziger Frieden von 1366. Doch das Gefühl der Solidarität knüpfte schon früh ein natürliches Band zwischen den einzelnen Territorien, das wohl nie so prägnant zum Ausdruck gekommen ist, als in dem ältesten erhaltenen Bündnisvertrage der livländischen Landesherren; in der Urkunde

vom 1. Oktober 1243 heißt es: „Quum omne regnum in se divisum desolabitur et frater, qui adjuvatur a fratre, sit quasi civitas firma, videtur expedire, ut nos, quos una causa eademque voluntas immediate sub uno capite, domino papa, ad excolendam Domini vineam in gentibus adunavit, nobis vicissim feramus consilium et auxilium opportunum.“ [1]). Ein dauernder Verband ist erst im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts begründet worden und da ist es bezeichnend, daß der Ursprung des Landtages und die Anfänge des Bundesstaates zeitlich zusammenfallen.

Der Landtag, wie er sich im mittelalterlichen Livland ausgebildet hat, ist eine in der Verfassung begründete und im Prinzip an eine gewisse Regelmäßigkeit gebundene Versammlung der Vertretungen sämmtlicher Territorien des Landes, auf welcher die Fragen von allgemeinem Interesse berathen und auf dem Wege des Vertrages Beschlüsse gefaßt werden, die für alle betheiligten Staatswesen in gleicher Weise verbindlich sind. Damit ist nun aber auch schon die Grundlage gegeben, auf welcher der Bundesstaat ruht; in der Existenz des Landtages liegt der Begriff des Bundesstaates begründet, insofern er das politische und das Rechtsleben der einzelnen Territorien bis zu einem gewissem Grade mit einander verknüpft und die Staatsgewalt innerhalb derselben zu Gunsten des Gesammtwillens beschränkt.

Zusammenkünfte der livländischen Landesherren lassen sich natürlich seit ältester Zeit nachweisen, völkerrechtliche Verträge sind häufig zwischen ihnen abgeschlossen worden, der Ursprung des Landtages aber und damit auch der Ursprung des livländischen Bundesstaates geht auf eine Tagsatzung zurück, die im Januar 1422 von den livländischen Landesherren in Walk veranstaltet wurde.

Alle jene zahlreichen Zusammenkünfte der livländischen Landesherren im 13. und 14. Jahrhundert, über die sich in unseren Quellen Nachrichten erhalten haben, waren durch vorübergehende Bedürfnisse veranlaßt worden; weder waren sie in der Verfassung begründet, noch zeigen sie die geringste Spur einer Regelmäßigkeit — sie waren keine Landtage im eigentlichen Sinne.

[1]) Livl. Urkundenbuch 6, [illegible]

Die erste Tagfatzung, auf welcher nachweislich Beschlüsse gefaßt wurden, die in das Rechtsleben der Kolonie in ihrer Gesammtheit eingriffen, fand im Jahre 1374 statt.

Das dreizehnte Jahrhundert ist in Livland das Zeitalter der Eroberung, mit dem vierzehnten beginnt der politische und wirthschaftliche Aufschwung der Kolonie. Während im dreizehnten Jahrhundert das Deutschthum alle Kräfte daran setzen muß, um Fuß zu fassen im fremden Lande und die Grundlage zu legen zu einem gedeihlichen Wirthschaftsleben, fällt das vierzehnte Jahrhundert schon unter den Gesichtspunkt eines inneren Ausbauens, einer organischen Entwickelung der im Zeitalter der Eroberungen gelegten Grundlage. Die Zahl der Berührungspunkte zwischen den einzelnen Interessengruppen ist in stetem Steigen begriffen und bald gilt es die Grenzen des Rechtszustandes zwischen ihnen dauernd zu fixiren und dem Rechts- und Wirthschaftsleben der Kolonie eine der Interessensolidarität entsprechende Richtung zu geben. Die erste Frage, die hier die livländischen Landesherren nachweislich beschäftigt hat, ist die Münzfrage gewesen.

Die Verschlechterung der Münze in Livland, die seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts nachweisbar ist, mußte in ungünstigster Weise auf das Wirthschaftsleben des Landes einwirken; eine Aufbesserung der Münze that schon sehr früh dringend noth. Am 30. Juni 1374 versammelten sich zu Dorpat die Vollmächtigen des Ordens und des Bischofs von Dorpat, der erzstiftische Generalvikar in Vertretung des an der Kurie weilenden Erzbischofs sowie die Sendeboten der Städte Riga, Dorpat, Reval, Wenden, Vellin und Wolmar zu einer Tagfatzung und verboten „van al des landes wegen Liflande und Estlande" unter Androhung strenger Strafen die Einfuhr schlechter Münzen und die Zirkulation solcher Münzsorten, die im Lande nicht „genge und geve" wären. Die Bischöfe von Oesel, Kurland und Reval waren nicht vertreten, dagegen aber waren die Städte, die an einer Ordnung des Münzwesens besonders interessirt waren, herangezogen worden, die Gebiete der genannten drei Bischöfe spielten im Wirthschaftsleben der Kolonie noch eine so untergeordnete Rolle, daß in Dorpat sehr wohl auch ohne Heranziehung derselben Beschlüsse gefaßt werden konnten, die für das ganze Land verbindlich werden sollten. Der Rezeß

dieser Tagsatzung, die noch nicht als Landtag im eigentlichen Sinne aufzufassen ist, hat sich im Revaler Stadtarchiv erhalten[1]).

Die inneren Unruhen, die um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts in Livland herrschten, scheinen weitere Versammlungen der livländischen Landesherren behufs Berathung und Beschlußfassung über allgemeine Landesinteressen unmöglich gemacht zu haben. Erst die Gefahren, die nach der Schlacht bei Tannenberg dem Lande drohten, haben die unter einander zerfallenen Fürsten wieder zusammengeführt und eine segensreiche Reformperiode veranlaßt; und wieder ist es hier die Münzfrage, die im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht.

Im Mai 1415 erfahren wir, daß bis auf Weiteres die Prägung der sog. Artige und Lübischen verboten worden war; obgleich auch aus dem Schreiben des Ordensmeisters an den Revaler Rath, dem wir diese Nachricht entnehmen, nur hervorgeht, daß ersterer und der Bischof von Dorpat für ihre Territorien eine diesbezügliche Verpflichtung übernommen[2]), so können wir doch nicht daran zweifeln, daß hier eine für das ganze Land verbindliche Maßregel in's Leben gerufen war: Denn außer Reval und Dorpat besaß nur noch Riga einen Münzhammer, das Erzstift aber befand sich seit 1394 in Abhängigkeit vom Orden, wird ihm also wohl schwerlich in der Münzfrage entgegengewirkt haben; zu dem hatten so radikale Maßregeln, wie die Einstellung der Prägung überhaupt nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn sie für die ganze Kolonie verbindlich waren.

Auf Reminiscere 1416 hatte der Ordensmeister mit den Prälaten des Landes einen „fruntlichen tag" vereinbart, der zu Walk „umme des besten und gemeinen nutz disses landes zu betrachten" stattfinden sollte[3]). Hier war ausdrücklich die Betheiligung der Bischöfe von Dorpat, Oesel und Kurland in Aussicht genommen, doch wird eine Vertretung des abwesenden Erzbischofs jedenfalls nicht gefehlt haben. Mit diesem „Tage" ist wahrscheinlich eine Versammlung identisch,

1) Livl. Urkundenbuch, 3, [illegible]

2) U. B. 5, [illegible] vgl. [illegible]

3) U. B. 5, [illegible] [illegible] letztere Urkunde, die dem Jahre 1416 angehört, ist im Urkundenbuche falsch (1418) datirt.

die vor dem 5. Juni 1416 zu Langenbruggen am kleinen Embach stattgefunden hat und auf welcher Bestimmungen über die Prägung der sog. Lübischen getroffen wurden [1].

Auf den 12. Februar 1419 war in Walk ein „Tag" der Landesherren anberaumt; in Aussicht genommen war die Betheiligung des Ordensmeisters, des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Oesel. Ob diese Tagfahrt zu Stande gekommen ist und was auf ihr verhandelt wurde, wissen wir nicht. Doch da eine Heranziehung der drei großen Städte Riga, Dorpat und Reval erwartet wurde, so ist es anzunehmen, daß auch diese Versammlung der Münzfrage gewidmet war [1].

Am 1. August 1419 sollte eine durch litauische Beziehungen veranlaßte Versammlung des Erzbischofs und der Bischöfe von Dorpat und Oesel in Walk und zu Reminiscere des folgenden Jahres (3. März) eine Tagfahrt wegen Aufbesserung der Münze gleichsfalls in Walk stattfinden, an welch letzteren Versammlung sich der Meister, der Erzbischof und der Bischof von Dorpat betheiligen wollten [1]; die Bischöfe von Oesel, Kurland und Reval kamen nicht in Betracht, da sie keine Münzhämmer besaßen. Ueber das Zustandekommen dieser beiden Tage wissen wir nichts.

Am 8. Juni 1420 kamen die Vollmächtigen des Ordensmeisters und des Bischofs von Dorpat beim Erzbischof in Lemsal zusammen und trafen hier eine für das ganze Land verbindliche Bestimmung: unter Androhung der strengsten Strafen wird geboten, überall im Lande von St. Johannis ab die Münzprägung auf zwei Jahre zu sistiren [1]. Diesem Beschlusse lag wohl die Absicht zu Grunde, Zeit zu gewinnen, um durch ein möglichst vollkommenes, allen Theilen gerecht werdendes Regulativ der Verschlechterung der Münze, die die wirthschaftliche Entwickelung des Landes zu hemmen drohte, ein Ende machen zu können. Und wirklich sollte eine für den Februar (Mittfasten) 1421 in Aussicht genommene Tagfahrt

---

1) U. B. 5, 2070.
1) U. B. 5, 2298.
1) U. B. 5, 2138. 2452.
1) U. B. 5, 2479 bis 2480.

in Walk sich mit der Verbesserung der Münze beschäftigen[1]. Ob sie zu Stande gekommen ist, wissen wir nicht.

Die Versammlung der Landesherren, die zu Ende Januar 1422 in Walk stattfand, hat nicht nur Beschlüsse in der Münzfrage gefaßt, sondern sich auch mit Mißständen anderer Art befaßt; ein Rezeß, der vom 28. Januar datiert ist und sich im schwedischen Reichsarchiv erhalten hat, trifft Bestimmungen, die die Kirchlichkeit und Sittlichkeit der Eingeborenen heben sollten, und verbietet dem Landesfeinde Pferde und Waffen zu verkaufen; über die Beschlüsse hinsichtlich der Münze ist ein zweiter Rezeß aufgesetzt worden, der sich aber nicht erhalten hat. An der Tagfahrt betheiligten sich der Erzbischof für sein Stift und in Vollmacht der Bischöfe von Oesel und Kurland, der Bischof von Dorpat für sein Stift und in Vollmacht des Bischofs von Reval und der Ordensmeister für seinen Orden und gleichfalls in Vollmacht des Bischofs von Oesel. Das ganze Land ist vertreten, die Rezesse schaffen Normen, die für das ganze Land verbindlich sind[2].

Der Rezeß vom 28. Januar 1422 hat den livländischen Landtag geschaffen und damit die Grundlage gelegt zum livländischen Bundesstaat. In den Rezeß ist der folgende Beschluß aufgenommen worden: um größerer Einigkeit willen gedenken Erzbischof, Bischöfe und Ordensmeister jährlich einmal zusammenzukommen an Ort und Stunde, welche der Erzbischof bestimmen soll; „*in welker tosampdekominge men oversprekén, handelen, nach vormöge schicken und richtigen fall alsodane brokelicheit geystliker und werltliker achte, de dessem lande schedelich edir unbequeme syn mochten, und de to schickende und to makende, als man denn tor kennende würde dessem lande notürftig und nutte to synde.*“ Dieser Beschluß hat in die Verfassung der livländischen Staatswesen ein neues Institut eingefügt, er hat die Tagfahrten der

[1] U. B. 5, 2518.

[2] C. Schirren, Verzeichniß livländischer Geschichtsquellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken, pag. 14 Nr. 125 (fälschlich von Schirren in das Jahr 1442 gesetzt) und U. B. 5, 2582.

Landesherren, die bisher von Zufälligkeiten und vom guten Willen der Betheiligten abhängig gewesen waren, stabilirt und in ihnen ein Organ geschaffen, in dem das politische und das Rechtsleben der Kolonie in ihrem ganzen Umfange einen Mittelpunkt fand. Damit ist der Landtag, wie er sich uns in der Folge darstellt, geschaffen, eine in der Verfassung begründete und im Prinzip an eine gewisse Regelmäßigkeit gebundene Versammlung der Vertreter der einzelnen Territorien, deren Beschlüsse für die Kolonie in ihrem ganzen Umfange verbindlich sind.

Der Rezeß macht es den Landesherren, wenn dieses auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, zur Pflicht, sich an der vom Erzbischof ausgeschriebenen Tagfahrt zu betheiligen. Es wird eine alljährliche Veranstaltung des Landtages geplant und wenn die Zeitverhältnisse eine Einhaltung dieser Bestimmung auch oft unmöglich gemacht haben, so war doch im Prinzip eine Regelmäßigkeit gegeben und damit der verfassungsmäßige Charakter des Landtages zu prägnantem Ausdruck gebracht. Der Berathung und Beschlußfassung auf dem Landtage sollen „alsodane brokelicheit geystliker und wertliker achte, de dessem lande schedelich edir unbequeme syn mochten", unterliegen, also nicht nur Fragen der Gesetzgebung, sondern auch vorübergehende Streitigkeiten zwischen den Kontrahenten, ja, die innere und auswärtige Politik in ihrem ganzen Umfange. Der Landtag wurde nicht nur eine berathende, sondern auch eine beschließende Institution; das ergiebt sich aus den Worten „nach vormöge schicken und richtigen." Obwohl nun hier, wie überhaupt im Mittelalter an eine Unterordnung der Minderheit unter den Willen der Mehrheit nicht zu denken ist und mithin die Beschlüsse des Landtags, wie diejenigen der früheren Tagfahrten, nur als Kompromisse zwischen den Betheiligten anzusehen sind, so hat doch erst die prinzipielle Unterordnung der Kolonie in ihrem ganzen Umfange unter die Beschlüsse des Landtags diesem in der Verfassung des Landes denjenigen Platz eingeräumt, den er in der Folge eingenommen hat. Die übliche Bezeichnung für diese in der Verfassung begründeten Tagfahrten ist Landtag, Landestag oder gemeiner Landestag, seltener gemeine Tagesleistung oder gemeiner Tag.

Insofern nun der Landtag zu einem in der Verfassung begründeten Institut erhoben wurde, das die verschiedenen Theile der Kolonie dauernd zusammenfaßte und seine Wirksamkeit über das politische wie über das Rechtsleben der einzelnen Territorien in gleicher Weise ausdehnte, ist an jenem denkwürdigen 28. Januar 1422 auch der livländische Bundesstaat konstituirt worden. Wohl war das Band ein lockeres, doch hier kommt es auf das Prinzip an. Erst der fortschreitende innere Ausbau der Konföderation befestigte das Band, das die Kolonie fortan umschloß, und nur allmählich prägte sich in greifbarer Gestalt der Charakter des Bundesstaates aus.

Haben wir somit den Zeitpunkt fixiren können, in welchem der livländische Landtag und mit ihm der Bundesstaat entstanden sind, so liegt es uns jetzt noch ob, die Entwickelung zu verfolgen, in der die Grundlagen zur inneren Gestaltung dieser Schöpfungen gelegt worden sind. Zu dem Zweck müssen wir die Geschichte des Landtages in den nächsten vierzehn, auf den epochemachenden Tag von Walk folgenden Jahren betrachten.

Aus einem Memorial, welches die Landstände bei der Unterwerfung unter Polen im Jahre 1562 dem Bevollmächtigten des Königs, dem Fürsten Radziwil überreichten, ersehen wir, daß sich der Landtag bei den Deliberationen nicht nach Territorien, sondern nach Ständen in vier Kammern oder Kollegien theilte, in deren jedem die gesammten gleich benannten Landstände aller Territorien gleichsam einen vereinten Stand bildeten; den ersten Stand, auch Kurie genannt, bildete der Erzbischof nebst den Bischöfen von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval, dann folgte der Ordensmeister mit seinen Gebietigern und Rittern, den dritten Stand bildete der Adel des gesammten Livlands, mit dem die fürstlichen Räthe sich vereinigten, den vierten und letzten Stand aber die Städte Riga, Dorpat, Reval, Pernau, Wenden, Wolmar, Narwa, Fellin und Kokenhusen, mit denen zusammen auch die Schloßhauptleute stimmten[1].

Dieses Vierkuriensystem geht in seinen Anfängen in die älteste Periode des livländischen Landtages zurück; sie beruht

[1] Vgl. Prof. Dr. O. Schmidt. Rechtsgeschichte Liv-, Ehst- u. Kurlands; hrsg. von Dr. E. v. Nottbeck. S. 181/199 f.

auf der Heranziehung der Landstände als gleichberechtigter Faktoren, wie sie bereits in der Landeseinigung, die am 4. Oktober 1435 in Walk abgeschlossen wurde, rechtlich fixirt worden ist.

Der Ursprung der landständischen Verfassung ist in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuführen und knüpft gerade an die Geschichte des Landtages an. In der Verfassung war nur eine Beeinflussung des Landesherrn durch das Dom- resp. Ordenskapitel begründet. Nun hatte aber eine Entwickelung zweier Jahrhunderte die zu Korporationen sich zusammenschließenden Vasallenschaften des Erzstifts, der Bisthümer Dorpat und Oesel und der Lande Harrien und Wirland, sowie die dem Hansabunde angehörigen Städte Riga, Dorpat und Reval zu einer so mächtigen Position erhoben, daß ihnen auf die Dauer eine Betheiligung am Regiment nicht versagt werden konnte, zumal sie den der livländischen Heimath nicht entsprossenen Landesherren gegenüber als die natürlichen Vertreter der Landesinteressen gelten mußten.

In den Urkunden und Briefen, die auf die ersten Tagfahrten des fünfzehnten Jahrhunderts Bezug haben, erscheinen die Landesherren noch als unbeschränkte Vertreter ihrer Territorien. Doch schon die Materie, die diese Tagfahrten beschäftigte, veranlaßte eine Heranziehung der Städte: die Aufbesserung der Valuta war nur durch Konzessionen seitens der großen im Besitze von Münzhämmern befindlichen Städte möglich. Es ist bekannt, daß zur Tagfahrt im Februar 1419 der Rath von Riga und zum März 1420, zum Februar 1421 und zum Januar 1422 der Rath von Reval geladen war, und es scheint, daß 1419 und 1420 auch die Magistrate von Reval und Dorpat von ihren Landesherren Aufforderungen erhalten haben; 1419 waren auch Vertreter der Harrisch-Wirischen und der Dörptschen Ritterschaft und des Dörptschen Domkapitels anwesend[1]. Wie weit diese Stände die von den Landesherren gefaßten Beschlüsse beeinflußt haben, wissen wir nicht.

Ein Einfluß der Stände zeigt sich erst im Rezeß des in Wenden veranstalteten zweiten Landtages. Diese Urkunde ist vom 27. August 1422 datirt und trifft Bestimmungen über

---

[1] U. B. 5, 2294. 2297. 2452. 2464. 2518. 2572.

die Münzprägung. Es rezessiren hier der Erzbischof, der Ordensmeister nebst einer Anzahl Gebietiger, auch in Vollmacht der Bischöfe von Oesel, Kurland und Reval, sowie eine Vertretung des Bischofs von Dorpat „noch rade und volbort und willen allen unsen undersaten, als capittelle, rittere und knechte und der stede in Lifflande, der wi alle ere vullmechtigen boden bi uns gehat haben"[1]. Zum Landtage vom Januar 1424, dessen Rezeß sich nicht erhalten hat, waren auch die Domcapitel von Riga, Dorpat und Oesel, sämmtliche Ritterschaften, sowie Bürgermeister und Rathmannen in Walk versammelt[2]. Der Rezeß vom 25. Oktober 1424 ist von den Landesherren, beziehungsweise von ihren Vertretern „für sich und in Vollmacht ihrer Untersassen" ausgestellt[3]; ein Artikel dieses Rezesses lautet: „Und wes desulven desses landes herrn denne na rade und gutdunckende erer getruwen eyndrechtichliken ordenerende und schickende wurden..., dat men sigh denne furbat darna richte." Demgemäß sind auch die Beschlüsse des Landtages von 1426, die am 18. Januar rezessirt wurden, von den Landesherren „nach rade unde vulbort unser rede unde ghetruwen desses landes" gefaßt[4]. Somit sind die Landesherren vom Augustlandtage des Jahres 1422 ab in ihren Beschlüssen vom Rath und Volbort ihrer Stände abhängig, während die Rezesse nach wie vor nur von ihnen untersiegelt werden.

Einen gewissen Abschluß hat diese Entwickelung in der Landeseinigung gefunden, die am 4. Dezember 1435 auf einem Landtage in Walk abgeschlossen wurde und in der die Grundlagen zum inneren Ausbau des Landtages und des Bundesstaates gelegt worden sind[5].

Die Landeseinigung von Walk bewegt sich vollkommen in dem Rahmen, der dem Verfassungsleben der Kolonie

---

1) U. B. 5, 2632.
2) U. B. 7, 70.
3) U. B. 7, 206.
4) U. B. 7, 409.
5) U. B. 8, 1020.

durch die Begründung des Landtages gegeben war, und ist lediglich als eine Phase im Ausbau des Bundesstaates anzusehen. Es entsprach vollkommen den Aufgaben, die dem Landtage bei seiner Gründung 1422 zugewiesen worden, wenn hier in Walk die auf dem Landtage vertretenen Faktoren sich gegenseitig ihren Rechtszustand garantirten und die Bestimmung trafen, daß fortan alle Streitigkeiten unter ihnen, bevor die Parten den Rechtsweg einschlügen, einer aus den unbetheiligten Gliedern des Landtages bestehenden Austrägalinstanz vorzulegen seien, daß fernerhin mit vereinten Kräften alle „Selbstgewalt" unterdrückt und feindliche Einfälle abgewehrt werden sollten und daß schließlich Angriffskriege nicht ohne Rath und Volbort der Konföderation unternommen werden dürften, wollte die kriegführende Partei sich aufs Land stützen.

Die eigenartige Form, in der diese Beschlüsse ins Leben traten, — eine auf sechs Jahre abgeschlossene Landeseinigung — erklärt sich einerseits daraus, daß die Existenz des Bundesstaates den Zeitgenossen noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen war, andererseits aber daraus, daß die kontrahirenden Parteien bei den unsicheren politischen Verhältnissen im Lande daran zweifeln mußten, daß Beschlüsse, wie die hier auf dem Landtage gefaßten, von längerer Dauer sein könnten. Schon 1425, drei Jahre nach dem Landtage, der den Bundesstaat geschaffen, stand der Abschluß einer Landeseinigung in Aussicht, ebenso im Sommer 1429[1]); in der Folge sind wiederholt Landeseinigungen abgeschlossen worden, die sich in der Form an diejenige vom 4. März 1435 anlehnten.

Seit dem Landtage vom August 1422 erscheinen die Landesherren in ihren Beschlüssen von dem Rath und Volbort ihrer Stände abhängig, in der Urkunde vom 4. Dezember 1435 rücken die Stände den Landesherren als gleichberechtigte Kontrahenten zur Seite. Schon eine zeitlich nicht mehr zu bestimmende, den Jahren 1413 bis 1433 angehörende Einigung der Dorpater Stiftsstände beruhte auf einem Vertrage zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen[2]). In Walk ist ein Vertrag

---

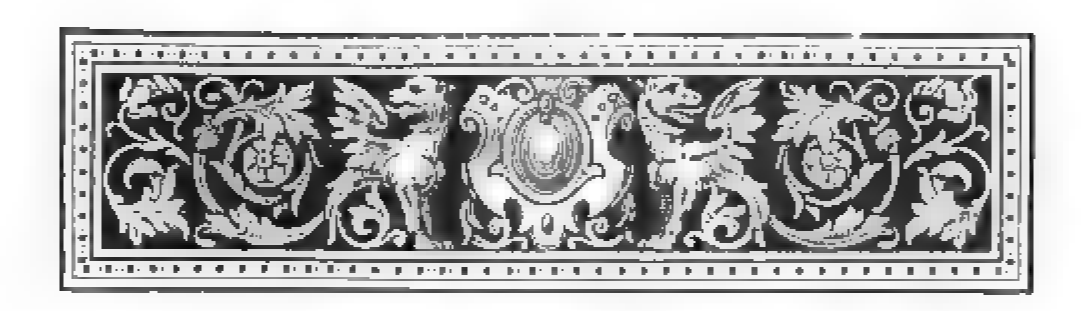
[1]) U. B. 7, $_{316}$ S. 65.

[2]) U. B. 8, $_{780}$.

zwischen Landesherren und Ständen des ganzen Landes abgeschlossen worden. In der Urkunde vom 4. Dezember 1435 erscheinen die Kontrahenten in folgender Reihenfolge: der Erzbischof, die Bischöfe von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval, Pröpste, Dekane und Domkapitel der genannten Stifter, der Ordensmeister mit einer Reihe von Gebietigern, die Vollmächtigen der Ritterschaften des Erzstifts, der Bisthümer Dorpat und Oesel und der Lande Harrien und Wirland, sowie Bürgermeister und Rath der Städte Riga, Dorpat und Reval. Die Urkunde ist von sämmtlichen Kontrahenten besiegelt worden.

Deutlich unterscheiden wir hier fünf Gruppen: die Prälaten des Landes, ihre Domkapitel, den Orden, die Ritterschaften und die drei Städte. Wenn wir nun von diesen fünf Gruppen die Domkapitel streichen, deren politischer Einfluß im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts ganz auf die Stiftsräthe überging, so haben wir hier die Gruppirung, wie sie sich für den Ausgang der angestammten Periode aus dem 1562 dem Fürsten Radziwil von den Ständen überreichten Memorial ergiebt. Somit ist, wenn wir von einigen Modifikationen absehen, schon auf dem Landtage vom Jahre 1435 die Grundlage zum Vierkuriensystem gelegt worden, das für den altlivländischen Landtag charakteristisch ist und Analogien zur Organisation des deutschen Reichstages bietet. A. v. Gernet.





Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

In jedem Gebiete befand sich nämlich eine Anzahl befestigter Plätze, **Burgen**, welche den Umwohnern als Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr dienten.

Solche Burgen, welche Heinrich von Lettland castra nennt, und die im früheren Latein auch als civitates bezeichnet werden, finden sich in großer Zahl über ganz Mittel- und Ost-Europa zerstreut, besonders auf dem Siedelungsboden der Westslaven[1].

Diese sog. Heiden- oder Bauerburgen waren im alten Livland an möglichst unwegsamen Orten angelegt, so daß die Natur die Vertheidigung derselben erleichterte. Natürliche Bodenerhebungen, Bergkuppen oder Landzungen an einem See oder einer Flußbiegung wurden ausgesucht und dann künstlich befestigt. Nicht selten lagen die Burgen auf Morastinseln, wie sie häufig hierzulande vorkommen, und nur eine schmale künstliche Straße aus Eichen-

---

[1] Litteratur über Burgwälle, vgl. P. Jordan, „Beiträge zur Geographie und Statistik des Gouv. Ehstland." Anhang „Ueber die Bauerburgen." Reval, 1889. S. 84, Anm. Civitates in der St. Emmeraner Urkunde (zw. 800 u. 900). Vgl. Meitzen, Siedelung 2c. II. S. 234 ff. Rimbert, „Vita Anscharii" Kap. 30 braucht civitas und urbs promiscue. Seine 5 civitates der Cori werden wohl auch Burgen gewesen sein.

stämmen, eine Art Knüppelbrücke, dazwischen auch ein gepflasterter Damm führte dahin[1]).

Die Burgen scheinen alle nach demselben Prinzipe angelegt worden zu sein; die Unterschiede erklären sich durch die Verschiedenheit der topographischen Verhältnisse und des Baumaterials, sowie durch Größe und Stärke. Ein meist runder oder ovaler Wall[2]) aus Erde und Steinen mit sehr breiter Basis, nach oben schmäler werdend, wurde zunächst mit Benutzung natürlicher Bodenerhebungen am gewählten Orte aufgeführt und zwar so, daß der Boden des Innenraumes höher als die äußere Umgebung war. Die Umwallung hatte meist zwei Zugänge oder Thore, zu welchen schmale Auffahrten hinaufführten. Oben auf dem Walle befand sich eine starke Brustwehr aus Palissaden, seltener aus Steinen, welche letztere, je nach ihrem Material durch Erde oder Moos verbunden, in Art eines Cyklopenbaues aufeinbergeschichtet waren[3]). In den stärkeren Burgen scheint innerhalb dieser Brustwehr noch eine zweite gewesen zu sein, jedenfalls wieder ein starker Palissadenzaun[4]). Das Innere der Burg, in welcher sich stets ein Brunnen oder eine Quelle befanden[5]), war durch hölzerne Gebäude eingenommen, in denen Menschen und Vieh während der Winterkälte Unterkunft fanden und der nöthige Proviant aufbewahrt wurde.[6]).

---

[1]) 1821 fand man bei Neu-Karrishof (Kreis Pernau) eine über 1800 Fuß lange Knüppelbrücke aus schwarz gewordenen Eichenklötzen von 6,5 F. Länge und 1,5 F. Dicke. Vgl. A. v. Löwis, „Ueber die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Ehstland." Dorpat. 1824. S. 251 f. Bei Warbola (Harrien) und Waltel (Wiek) fanden sich gepflasterte Wege. Vgl. Jordan, Bauerburgen. S. 92.

[2]) Eine 1895 untersuchte Heidenburg bei Neuhof (Kirchsp. Kremon) hat die Form eines Kreissektors und einen Vorwall. Vgl. „Düna-Zeitung" vom 27. Juni 1895. Nr. 142.

[3]) Ueber Burgenbefestigungen vgl. Heinr. Chron. Lyv. 10, 9 18, 7 23, 8 30, 3 und 4 ꝛc. ꝛc. auch Reimchronik V. 6844 f., 6865, 6873 f. Vgl. auch Holzmayer, Osiliana I. S. 47.

[4]) Heinr. Chron. Lyv. 15, 7.

[5]) Ebenda 30, 5. Vgl. Holzmayer, Osiliana I. S. 61 (Nr. 4), der in allen Burgen Oesels Brunnen fand. Desgl. Graf L. A. Mellin in Warbola. Vgl. Hupels „Nord. Miscell." Bd. 17. S. 740.

[6]) Heinr. Chron. Lyv. 16, 4 30, 4.

Die Größe der Burgen war sehr verschieden; sie hing von den gegebenen topographischen Verhältnissen ab. Meist war sie nicht bedeutend, denn dem Bestreben einen möglichst großen Raum zur Unterbringung der geflüchteten Weiber, Kinder und Heerden zu gewinnen, trat der Umstand entgegen, daß die Befestigungen nicht zu ausgedehnt sein durften, da das die Vertheidigung erschwert hätte[1]).

Daher finden wir bei mehreren Burgen eine Art Vorburg, welche, im Schutze der eigentlichen Burg gelegen, mehr oder weniger befestigt war. Die Befestigung derselben bestand meist in einem einfachen Hagen. Abgesehen von solchen Vorburgen, welche durch ihre günstige Lage den Charakter einer zweiten Burg hatten und die deshalb wohl auch sorgfältiger befestigt wurden, waren die meisten derselben nichts weiter wie befestigte Dörfer. Der lateinische Ausdruck für dieselben war suburbium. Heinrich erwähnt ihrer nur bei drei Orten: Holme, Mesothen und Wenden[2]); doch braucht er an mehreren Stellen den Ausdruck urbs von Plätzen, die er sonst nur mit castrum bezeichnet[3]), und, da sich bei fast allen diesen Plätzen neben der Burg Vorburgen nachweisen lassen, so ist es möglich, daß er damit die bewohnten suburbia meint. An Städte im eigentlichen Sinne ist nicht zu denken; Heinrichs Bezeichnung für Stadt ist übrigens civitas[4]). Die livländ. Reimchronik nennt die befestigten Dörfer bei einer Heidenburg „Hachelwerk.“ Der Name rührt von dem Hagen her, der sie umgab; er wird von den deutschen Eroberern auf die Flecken übertragen, welche sich im Schutze fast aller ihrer Burgen bildeten und aus denen später die kleineren livländischen Städte hervor-

---

1) Die Größe einiger Heidenburgen nach ihrem Flächeninhalt ist berechnet worden von Bielenstein. Vgl. dessen „Kimberts Apulia.“ Magazin d. Lettisch-Litterär. Gesellschaft. XIX, 3. Mitau, 1894. S. 10 f.

2) „menia suburbana“ 10, $_{9}$. Vgl. 23, $_{8}$. 25, $_{2}$.

3) 9, $_{8}$ und $_{11}$. 11, $_{5}$ (Lenewarde). 11, $_{11}$ (Meskole). 30, $_{4}$ (Mone). 30, $_{5}$ (Waldia).

4) Vgl. Pabst, Heinrich von Lettlands Chronik. S. 52, Anm. Holzmayer, Osiliana I. S. 64 hält die urbes in Oesel für Städte. Bielenstein, Kimberts Apulia. S. 9 erklärt die urbes für Hakelwerke.

wuchsen. Noch jetzt wird in den Ostseeprovinzen ein Flecken, der keine Stadtrechte besitzt, Hakelwerk genannt[1]).

Abgesehen von den Vorburgen, welche nur den Zweck hatten, den fehlenden Flächenraum der eigentlichen Burg zu ergänzen, waren die meisten also befestigte Dörfer am Fuße des Burgberges und natürlich auch in Friedenszeiten bewohnt, während die eigentliche Burg nur in unruhigen Zeiten bezogen wurde[2]).

Man hat gemeiniglich angenommen, daß die Burgen zugleich Wohnsitze, gewissermaßen die Residenzen, der Aeltesten gewesen seien, indem man gewohnte Vorstellungen von mittelalterlichen Verhältnissen anderer Völker auf unsere Eingeborenen übertrug. Zugleich stützte man sich auf Heinrich von Lettland, der die Seniores nicht selten nach den Burgen benannte.

Ich möchte mich aber durchaus dagegen aussprechen. Die Aeltesten waren als Heerführer die Kommandanten der in ihren Gebieten belegenen Burgen. Es ist Nichts natürlicher, als daß Heinrich sie daher mit dem Namen der Burg bezeichnet oder umgekehrt eine Burg nach ihnen benennt. Zugleich giebt er aber den Aeltesten den Namen ihres Gaues oder sogar der ganzen Landschaft, während er andererseits mehrere Leute als die Aeltesten einer und derselben Burg bezeichnet. Es lassen sich dafür zahlreiche Beispiele anführen, so wird der Lette Talibald nach der Landschaft Tolowa (18, $_{3}$), nach seinem Gau Tricatua (15, $_{7}$. 17, $_{2}$. 19, $_{3}$) und schließlich nach der in Tricatua belegenen Burg Bewerin (12, $_{6}$) benannt[3]); als Aelteste der Letten von Bewerin werden aber auch Dote und Paike angeführt (15, $_{7}$). Während Heinrich also den Häuptlingen den Namen der Burg ihrer Gebiete giebt, um sie als Befehlshaber der Burgen zu

[1]) Livl. Reimchronik. V. 9144, 11010 (Doblen). 9570 (Terweten). 11045 (Racketen). 11290 (Sydobren). Allgemeiner Gebrauch von „hachelwerk," ebenda V. 11357 ꝛc. Bei Riga findet sich schon 1210 eine Art Hakelwerk. Vgl. Heinr. Chron. Lyv. 14, $_{5}$. Suburbia und Hakelwerke in späterer Zeit, vgl. W. v. Gutzeit, „Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands" I. 3. Riga, 1877. S. 469 f.

[2]) Heinr. Chron. Lyv. 15, $_{3}$ ferner: 12, $_{6}$ 13, $_{6}$ 14, $_{10}$ 16, $_{3}$ 19, $_{3}$ ꝛc.

[3]) Wenn es noch einen Ort oder eine Burg Tricatua gegeben hat, wie F. v. Keußler, „Zur Geographie Alt-Livlands" Mittheil. a. d. Livl. Gesch. 13. S. 328 annimmt, so wird der Fall noch komplizirter.

kennzeichnen, bezeichnet er nicht selten den Wohnort derselben als villa, also Dorf oder Hof, ja von dem mächtigen und angesehenen Talibald wird sogar erzählt, daß er nach dem Abzuge der brandschatzenden Ehsten aus seinem Waldversteck heimgekehrt sei zu den „Bädern" (ad balnea), womit unzweifelhaft seine gewöhnliche Heimstätte gemeint ist[1]).

Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Wohnsitz, der Hof des Häuptlings in der Nähe der Burg lag, was ja auch wünschenswerth war, damit er im Falle der Gefahr gleich am Platze sein konnte. Wenn aber die Burg, wie so häufig, mitten in einem Moraste erbaut war, so ist der Gedanke von vornherein abzuweisen, daß der Häuptling, fern von seiner Acker- und Viehwirthschaft, am feuchtesten, heißesten und ungesundesten Orte der Gegend leben sollte. Schließlich ist es nicht unmöglich, daß ein Häuptling seinen Wohnsitz in der Burg selbst aufgeschlagen hatte, falls ihn das in seiner Beschäftigung als „Bauer" nicht weiter störte.

Wir haben uns also unter den Burgen der Eingeborenen eine Art stehenden befestigten Lagers vorzustellen, das im Allgemeinen unbewohnt war, vielleicht auch durch eine geringfügige Besatzung bewacht wurde[2]). Der Zweck derselben ist: der Bevölkerung mit ihrer Habe Unterschlupf vor Kriegswettern zu gewähren. Das System der Anlage ist in Folge dessen immer das gleiche: ein durch die Natur möglichst unzugänglicher Ort wird durch Wall und Graben noch mehr befestigt, so daß er der primitiven Belagerungskunst der Eingeborenen widerstehen kann[3]).

---

[1]) Heinr. Chron. Lyv. 19, $_3$. Ueber die Bedeutung der Badstube für das Haus der Letten und Finnen wird in dem Kapitel über Siedelung ausführlich die Rede sein.

[2]) Vielleicht ist so Heinr. Chron. Lyv. 14, $_6$ zu verstehen. Vgl. auch Meitzen, Siedelung, II. S. 237.

[3]) Vgl. P. Jordan, Bauerburgen. Ueber Burgen in Oesel: vgl. Dr. J. W. L. v. Luce, Notizen zur topograph. Geschichte der Insel Oesel. Mittheil. a. d. livl. Gesch. V. und Holzmayer, Osiliana I. Ueber die Burgen in Livland und Kurland nichts Zusammenfassendes. Kleinere Aufsätze von A. v. Löwis (Mittheil. I). Hueck (Verhandl. d. Gel. Ehstn. Ges. I). Bielenstein (Lett. Magazin 14 u. 15) 2c. Vgl. auch Meitzen, Siedelung, II. S. 237 u. III. S. 121.

In welche Zeit der Bau der Heidenburgen fällt, entgeht unserer Kenntniß. Sie werden nicht viel jünger sein als die Siedelung der Eingeborenen überhaupt.

Die Anlage dieser Burgen zeugt zugleich von niedriger Kultur und großer Energie der Erbauer. Da die Eingeborenen die verbindende Kraft des Mörtels nicht kannten[1], so waren sie genöthigt, ihre Wälle dammartig aus Erde und Steinen mit sehr breiter Basis aufzuführen, was ungeheure Massen an Material und mithin sehr viel Arbeitskräfte erforderte. Man hat für die Burg Warbola in Harrien die Anfuhr der Steine auf über 32,000, für Karmel in Oesel gar auf über 60,000 Fuhren angeschlagen[2].

Trotz der nicht geringen Anzahl solcher größerer und kleinerer Burgen[3] konnten diese dem Bedürfniß nach Schutz nicht immer entsprechen, denn einerseits genügten sie räumlich nicht bei zunehmender Bevölkerung, und andererseits waren die einzelnen Gebiete doch so ausgedehnt, daß die entfernter Lebenden bei plötzlichem Kriegslärm nicht mehr hingelangen konnten. In diesen Fällen boten die mächtigen sumpfigen Urwälder den gewünschten Schutz. Hier müssen die Eingeborenen sichere, nur den Dorfgenossen bekannte Schlupfwinkel gehabt haben, wohin sie ihre Weiber, Kinder und Heerden brachten. Sehr häufig erzählt uns Heinrich von den „Verstecken der Wälder"[4], in welchen die Eingeborenen Sicherheit fanden, ja in welche sie sogar flüchteten, wenn ihre Burgen ihnen nicht mehr sicher genug erschienen[5]. Da es aber

---

[1] Heinr. Chron. Lyv. I, $_{6}$.

[2] Warbola nach Mellins Angaben. Nord. Misc. XVII. 32,300 Fuhren. Die Angabe ist aber zu gering. Vgl. Jordan, Bauerburgen. S. 84. Für Karmel hat Holzmayer Osiliana I. S. 62 60,130 Fuhren berechnet. Merkwürdiger Weise wird Karmel in der livl. Reimchronik als Hagen bezeichnet. V. 6106 ff. Ebenso in Balth. Rüssows livl. Chronik.

[3] Die Zahl der Burgen scheint sehr groß gewesen zu sein. Pastor A. Bielenstein und C. v. Löwis sind im Begriffe eine Arbeit über dieselben zusammenzustellen. Vgl. „Neue Dörptsche Zeitung" 1895, 26. Sept. (Nr. 218). Auf ehstnischem Siedelungsboden allein vermuthet Bielenstein über 90 Burgen.

[4] „latibula silvarum" 10, $_{14}$ 11, $_{5}$ $_{9}$ 13, $_{4}$ 15, $_{7}$ 2c. „silvarum latebra" 9, $_{8}$. „tutiora loca nemoris" 9, $_{8}$.

[5] 9, $_{9}$ 10, $_{10}$; sogar Russen 11, $_{9}$.

doch vorkam, daß die raubenden Feinde die Waldverstecke ausspürten, so wurden sie, falls die Zeit dazu reichte, durch Verhaue in Festungen umgewandelt[1]). Von den Harriern berichtet uns Heinrich, daß sie sich in unterirdischen Höhlen vor dem Auge der Feinde verbargen (23, 10).

Fanden die einfallenden Feinde die Bevölkerung mit ihrer Habe in den Burgen verschanzt oder in die Wälder geflüchtet, so konnten sie ihren Feldzug als mißlungen betrachten, denn, da es ihnen in erster Linie auf Beute ankam, so hätten sie die Burgen erobern und die Waldverstecke aufsuchen müssen, um dazu zu gelangen. Es scheint aber, daß sie sich nur sehr selten daran machten, eine Burg zu belagern, da eine solche in den meisten Fällen für uneinnehmbar galt. Ein erfolgreicher Sturm konnte bei der primitiven Kriegskunst der Indigenen nur nach Verbrennen der hölzernen Theile der Befestigungen versucht werden. Dabei mußte aber schnell operirt werden, da das Belagerungsheer sich in der von Lebensmitteln entblößten Umgebung, zumal bei starker Kälte, nicht lange halten konnte. Außerdem fürchtete man, wie schon oben auseinandergesetzt worden, einen verspäteten Rückzug. Heinrich berichtet nur von einer Belagerung der Lettenburg Beverin durch die Ehsten, die schon nach einem Tage resultatlos aufgehoben wurde (12, 6), ferner von der Belagerung der alten Burg Wenden durch die Ehsten 1210, die schon ernsthafter war. Die Belagerer bauten große Holzgerüste, unter deren Schutz sie die Palissaden der Burg in Brand zu setzen suchten. Erst am vierten Tage zogen sie ab, als sie hörten, daß Entsatz nahe (14, 7). Aehnlich verlief die Belagerung der großen Burg Caupos durch die verbündeten Ehsten 1211. Die Heiden umschlossen von allen Seiten die Burg, begannen die Wälle zu unterminiren und schleppten Holzhaufen zusammen, um die Befestigungen zu verbrennen. Währenddessen wurden einige der tapfersten Krieger in die Umgebung geschickt, um zu fouragiren.

Da die Liven sich rechtzeitig in ihre Burg zurückgezogen hatten, so müssen die Ehsten die Verstecke der Zurückgebliebenen in

---

[1]) Ebenda 15, 7. Vgl. livl. Reimchr. V. 3969 ff. und 7315 ff. Die Verhaue oder Hagen (indago) spielten noch im Ehstenaufstande 1343 eine Rolle.

den Wäldern gefunden haben, denn es gelingt ihnen Gefangene zu machen und Vieh in ihr Lager zu treiben. Die Belagerung verlief jedoch erfolglos, da das deutsche Entsatzheer die Ehsten in offener Feldschlacht und auf der Flucht fast gänzlich aufrieb (15, $_3$).

Die Vertheidigung der Burgen wurde ebenso energisch und kunstlos geführt wie die Belagerung. Die von den Belagerern gebrauchten Schutzdächer werden von oben durch Feuer zerstört, indem Schlitten mit Brandstoff oder Feuerräder darübergestürzt werden. Die anstürmenden Feinde werden mit Steinen und Balken überschüttet, die in Brand gerathenen Palissaden der Brustwehr auseinander gerissen und durch neue ersetzt, die Krieger, welche den Wall erstiegen haben, mit Lanzen hinabgestoßen. Zugleich geschehen Ausfälle in größeren und kleineren Trupps, wobei die Anlage der zwei Thore den Vertheidigern zu statten kommt[1]).

Alles das konnte genügen, um den Ansturm eingeborener Feinde erfolgreich abzuwehren, da Bewaffnung und Kriegskunst die gleiche war und die Vertheidiger den Vortheil der gedeckten und erhöhten Stellung hatten.

Gewöhnlich hielten sich daher die Eingeborenen mit der Belagerung der Burgen nicht auf. Sie zogen schnell durch das Land, verbrannten die leeren Dörfer und versuchten die Waldverstecke zu entdecken und diejenigen Flüchtlinge abzufangen, die auf der Suche nach Mundvorrath sich zu den verlassenen Dörfern zurückwagten[2]).

Offene Feldschlachten kamen bei dieser indianerartigen Kriegsführung nur selten vor. Stießen aber zwei Heere aufeinander, so wurde mit großer Erbitterung und Tapferkeit gekämpft. Da Jedermann über die Klinge springen mußte, falls er nicht siegte oder fiel, so focht man mit wahrer Todesverachtung. Der Angriff selbst war ungestüm und mit großem Geschrei und Lärm verbunden. Heinrich sagt, daß es Sitte der Heiden gewesen sei, Schwert und Schild aneinanderzuschlagen und ein Kriegsgeschrei auszustoßen,

---

[1]) Vertheidigung von Fellin 1211 bei Heinr. Chron. Lyv. 15, $_1$ von Dorpat 1224 das. 28, $_5$ von Mone 1227 das. 30, $_4$; vgl. auch das. 12, $_6$ u. 15, $_3$.

[2]) Ebenda 15, $_7$ 19, $_8$. Vgl. 15, $_1$ und $_2$.

wenn sie auf den Feind eindrangen[1]). Kurz vor dem Feinde schleuderte man einen Hagel von Speeren über diesen, dann griff man zum Schwerte und der Nahkampf begann. Zahl und Tapferkeit entschieden den Sieg, von Taktik oder Strategik finden sich so gut wie keine Spuren[2]).

Die Kampfesweise der Lithauer, die überhaupt den ehstnischen und lettischen Stämmen überlegen erscheinen, schildert uns Heinrich anschaulich. Als die Kreuzfahrer mit den Semgallen 1208 einen Zug nach Lithauen unternommen hatten, fanden sie alle Dörfer verlassen. Die Bevölkerung war also rechtzeitig in die Burgen geflüchtet. Der eingeborenen Sitte folgend, machte sich das Kreuzheer sofort zum Rückzuge fertig. „Als die Lithauer das bemerkten, flogen sie auf ihren schnellen Pferden allerseits um sie her und jagten, wie es ihre Gewohnheit ist, rechts und links umher, indem sie bald flohen bald verfolgten und durch den Wurf ihrer Lanzen und Stäbe gar Viele verwundeten" (12, $_{2}$). Die Kampfesweise eines echten Reitervolkes! An anderen Stellen wird uns berichtet, daß die Lithauer auf ihren kleinen Rossen mit Leichtigkeit breite Ströme passirten, ja sogar im Frühlingshochwasser die Düna durchschwammen[3]). Sie sind das einzige Volk, welches den deutschen Eroberern gefährlich werden sollte und ihnen mehrfach, z. B. in den blutigen Schlachten an der Saule (1236) und bei Durben (1260) schwere Niederlagen beibrachte. Die übrigen Völker wurden in offener Feldschlacht, auch wenn sie in überwältigender Ueberzahl auftraten, und trotz ihrer wilden Tapferkeit fast regelmäßig geschlagen[4]).

---

1) Liven 2, $_{6}$ Lithauer 11, $_{5}$ Oeseler und Ehsten 15, $_{3}$ Oeseler und Letten 24, $_{9}$ Liven und Letten 28, $_{4}$.

2) Am ehesten bei den Lithauern. Vgl. Heinr. Chron. Lyv. 9, $_{3}$ und sonst.

3) Ebenda 17, $_{2}$ 18, $_{9}$ 25, $_{4}$. Das erinnert an den Bericht des Mauricius Strategicus (Lib. XI. Cap. 5) über die Kriegsweise der Donau-Slaven. Vgl. R. Henning „Das deutsche Haus." Straßburg, i./E. 1880. S. 100. und Müllenhof, a. a. O. S. 36 f.

4) Besonders die Ehsten schildert Heinrich als sehr tapfer, vgl. 15, $_{1}$ u. $_{3}$ 19, $_{3}$ 27, $_{1}$ u. $_{2}$ ꝛc. Schlacht bei Karmel (1260) in Reimchronik V. 6196 ff. Auch die Semgallen müssen rühmend hervorgehoben werden; den Vertilgungskrieg gegen dieselben schildert die livl. Reimchronik. Erst 1290 sind sie völlig besiegt.

Hatte bei einem Ueberfalle oder in einem Zusammenstoß ein Stamm den andern besiegt, so wurden alle Männer niedergemetzelt oder gefangen genommen. Die Gefangenen sowie die ganze Beute wurden in die Maja der Sieger gebracht und hier zur Feier des Sieges Spiele mit großem Geschrei und Schlagen der Schilde angestellt[1]. Dabei ging es wild und blutig her. Ganze Schlitten waren bepackt mit den Köpfen der Feinde[2]. Die gefangenen Männer wurden auf das Grausamste gemartert, lebendig gebraten, verstümmelt, mit Stricken auseinandergerissen, wohl auch den Göttern geopfert[3]. Während die Leichname der Feinde liegen bleiben oder den Hunden vorgeworfen werden[4], sammelt man die eigenen Gefallenen sorgfältig zur Bestattung. Die finnischen Völker verbrennen dieselben, wobei sie die Todtenfeier mit vielen Klagen und Trinkgelagen abhalten[5].

In der Natur dieser Raub- und Rachekriege liegt es, daß sie fast nie aufhörten, doch konnten äußere Umstände, wie beiderseitige Ermattung, allgemeine Hungersnoth und Seuchen oder Verwickelung der Sieger in auswärtige Kämpfe, einen Frieden herbeiführen[6].

Der Friede wurde, wie die Absage, durch symbolische Handlungen geschlossen. Man schickte sich zur Versicherung desselben gegenseitig Lanzen zu, worauf die Verhandlungen durch blutige Opfer bestätigt und bekräftigt wurden[7].

Es bleibt nur noch übrig das Kriegswesen der Eingeborenen zur See zu besprechen.

Vorausgeschickt muß werden, daß dabei, gemäß der geographischen Gruppirung, ausschließlich die finnischen Völkerschaften in Betracht kommen.

Schon mehrfach ist erwähnt worden, daß die Bewohner der ostbaltischen Küsten, besonders die Kuren und Oeseler, als See-

[1] Heinr. Chron. Lyv. 15, 7.

[2] Ebenda 9, 4.

[3] Ebenda 10, 5. 12, 6. 14, 8. 15, 7 ꝛc. ꝛc.

[4] Ebenda 26, 5 und 6.

[5] Ebenda 14, 5 (Kuren). 12, 6. 26, 8 (Ehsten). Vgl. unten das Kapitel über Religion.

[6] Ebenda 13, 5. 15, 11.

[7] Ebenda 2, 5. 5, 3.

räuber im Mittelalter berüchtigt waren. Die alten skandinavischen Sagas und Chroniken erzählen uns von fortdauernden Kämpfen mit den Piraten des „Oesterike", von Raubzügen derselben in Schweden und Dänemarck, von Rachezügen der Nordmänner in ihren Landschaften. Die Chronik Heinrichs bestätigt diese Nachrichten. Sie berichtet uns wiederholt von den Seeräubern Oesels und Kurlands. Als Bischof Albert im Frühjahre 1203 mit Kreuzfahrern nach Livland segelte, fand er eine Piratenflotte der Oeseler im südlichen Schweden, welche daselbst das Land verheert, eine Kirche verbrannt, Glocken und sonstiges Kirchengeräth geraubt und Menschen in großer Zahl erschlagen oder gefangen hatten, „so wie die heidnischen Esten und Kuren", fügt Heinrich hinzu, „bisher in den Königreichen Dänemarck und Schweden zu thun gewohnt waren" [1]).

Aus den vielfachen Zusamenstößen, welche die Kreuzfahrer mit den Piraten hatten, können wir Einiges entnehmen, was uns die Technik des Seewesens derselben verdeutlicht. Heinrich unterscheidet zwei Arten von Raubschiffen; die eine nennt er pyratica, die andere liburna [2]). Die pyraticae waren mit Segeln und Rudern ausgerüstet [3]); sie müssen ziemlich groß gewesen sein, da sie Raum für eine Besatzung von mindestens 30 Mann und für Gefangene, lebendes Vieh und sonstige Beute hatten [4]). Dabei waren sie leicht und von geringem Tiefgang, so daß die Piraten die flachen Flußläufe der Trender Aa und der Salis meilenweit hinauffahren konnten [5]). Was Heinrich unter liburna versteht, ist aus seiner Darstellung nicht ersichtlich. Im Alterthume verstand man unter navis liburna ein Schiff mit zwei (später bis fünf) Ruderreihen und leichter Takelage, nach dem Muster der

---

[1]) 7, $_{1}$. Vgl. 14, $_{8}$ und 30, $_{1}$. Vgl. auch über die Oeseler Reimchronik V. 361—366.

[2]) Pyratica: 7, $_{2}$ 8, $_{4}$ 14, $_{1}$ 15, $_{1}$ u. $_{3}$ ɪc. Liburna: 19, $_{2}$ u. $_{5}$.

[3]) Ebenda 7, $_{2}$ 19, $_{5}$.

[4]) Ebenda 7, $_{2}$ werden 22 Mann in einem Schiff erschlagen und es bleiben 8 übrig. In zwei andern werden 60 Mann erschlagen. Gefangene und Vieh: 7, $_{1}$ 14, $_{3}$ 22, $_{6}$ 30, $_{1}$.

[5]) Ebenda 15, $_{1}$ bis $_{3}$: Die Ehsten fahren bis Treiden. 19, $_{11}$: Die Oeseler fahren auf der Salis bis zum Burtneck-See.

Schiffe der als Seeräuber berüchtigten Liburner [1]. Wahrscheinlich will Heinrich mit liburna ein kleineres und leichteres Raubschiff bezeichnen, denn an anderer Stelle nennt er neben den pyraticae noch minores oder aliae naves [2]. Jedenfalls wurden die liburnae ebenso zum Seeraub gebraucht, wie die pyraticae.

Die Zahl der Raubschiffe scheint sehr bedeutend gewesen zu sein. 1211 erbeuteten die Deutschen bei Thoreida nicht weniger wie 300 große Raubschiffe und viele kleinere Schiffe von den Ehsten. Als die Kreuzfahrer sich 1215 durch eine Flotte der Oeseler durchschlagen mußten, zählt Heinrich etwa 200 Raubschiffe, so daß „das ganze Meer wie mit einer düstern Wolke überschattet erschien." Diese 200 Schiffe hatten sich über Nacht versammelt, es sind also bei der Kürze der Zeit gewiß noch viele Schiffe nicht in Aktion getreten [3].

Ob die Insel- und Strand-Ehsten einen besonderen Hafen für ihre Raubschiffe, also einen Kriegshafen, gehabt haben, wie behauptet worden ist, muß dahingestellt bleiben [4].

Ueber förmliche Seeschlachten, welche die Ehsten und Kuren liefern, berichtet uns Heinrichs Chronik mehrfach. Wir finden hier sogar Spuren von Taktik. Die Flotte wird in zwei Treffen geordnet, um die feindlichen Schiffe zu umzingeln; oder die Raubschiffe werden je zwei und zwei nebeneinander in Zwischenräumen aufgestellt, so daß die Kähne der Angreifer in diese eindringend eingeschlossen werden können. Dabei werden die Vordertheile der Schiffe entladen, wodurch sie sich heben und den auf ihnen postirten Kriegern den Vortheil gewähren, von einer erhöhten Stellung herab ihre Gegner zu bekämpfen [5]. In der Schlacht werden die Schiffe ausschließlich durch Ruder fortbewegt und zwar mit großer Schnelligkeit und Kraft [6]. Ob die Raubschiffe eine oder mehrere Ruderreihen hatten, wissen wir nicht.

---

[1] Vgl. E. Guhl u. W. Koner, „Das Leben der Griechen und Römer." Berlin, 1876. S. 323.

[2] 8, $_4$. 15, $_8$.

[3] 15, $_3$ (A. 1211), 19, $_6$ (A. 1215). Vgl. 14, $_6$.

[4] Holzmayer, Osiliana I. S. 66 f.

[5] Heinr. Chron. Lyv. 7, 2 (Oeseler), 14, $_2$ (Kuren).

[6] Vgl. ebenda 19, 5.

Auch die Belagerungskunst im Seekrieg ist recht ausgebildet. Zwei Mal berichtet uns Heinrich von förmlichen Blockaden. Holzflösse und ausgediente liburnae werden, mit Steinen beschwert, in das Fahrwasser versenkt. Gegen die im Hafen eingeschlossenen Feinde werden Brander ausgeschickt, Flösse, auf denen Scheiterhaufen aus trockenem Holz mit Fett übergossen, lodern [1]).

Wenn die Seeräuber in der Schlacht eine Niederlage voraussahen, so setzten sie schleunigst Segel auf und flohen ins offene Meer; wahrscheinlich waren ihre leichtgebauten Raubschiffe den schwerfälligen Koggen ihrer skandinavischen und deutschen Gegner in Beweglichkeit und Schnelligkeit weit überlegen.

Wie weit die nautischen Kenntnisse der Seeräuber und überhaupt der ostbaltischen Küstenbewohner reichten, können wir nicht feststellen. Offenbar müssen sie nicht gering gewesen sein, denn sonst hätten sich die Piraten in ihren leichten Fahrzeugen nicht über die Ostsee nach Schweden und Dänemark gewagt; noch jetzt gelten ihre Nachkommen als kühne und geschickte Schiffer, wohlvertraut mit den Bildern des gestirnten Himmels [2]).

VI.

Wir wenden uns nun zur Untersuchung der wirthschaftlichen Zustände der Eingeborenen.

Der Umstand, daß wir es mit zwei ganz verschiedenen Rassen zu thun haben, fällt hierbei weit mehr ins Gewicht als bei der Betrachtung der politischen und kriegerischen Verhältnisse. Denn, da die Beziehungen der Nationen zu einander so gut wie ausschließlich kriegerischer Natur waren, mußten sich die ursprünglichen Unterschiede der Kriegsführung der finnischen und lettischen Stämme — soweit wir nämlich solche bei dem niederen Kulturstande derselben voraussetzen können — fast ganz verwischen. Abgesehen von geringerer oder größerer Kriegstüchtigkeit, wie sie sich aus Charakter, geographischer Lage und Geschichte jedes Volkes

[1]) 19, $_2$ und $_5$.

[2]) Die Sternbilder haben bei den Insel-Ehsten eigenthümliche, wahrscheinlich uralte, Namen; so heißt der Polarstern „Nagel des Kopfes" oder „der erlöschende Stern", die Milchstraße „Steg der Vögel" 2c. Vgl. Holzmayer, Osiliana I. S. 69.

oder Stammes herleitet, ist die Art der Kriegsführung, Bewaffnung, Burgen-Anlage u. s. w. dieselbe. Wenigstens in den Augen des deutschen Chronisten.

Aehnlich war es, wie wir gesehen haben, mit den politischen und sozialen Verhältnissen. Auch hier haben wir eigentlich maßgebende Unterschiede nicht feststellen können. Die Rechtsvorstellungen waren so ungeordnet, daß von einer Verfassung der einzelnen demokratischen Gemeinwesen nicht die Rede sein kann. Wo kein Recht ist außer dem Rechte des Stärkeren, da sind auch keine Vorrechte, außer solchen, welche persönliche Stärke und Macht verleihen. In diesem Sinne haben wir die Stellung der Häuptlinge, der Aeltesten, aufgefaßt. Daß in derselben die rohen Keime einer sozialen Gliederung liegen, ist betont worden. Zu einer Entwickelung von Ständen mit fest umrissenen Prärogativen waren aber die Keime zu schwach, die Lebensführung der Einzelnen zu wild. Was heute oben war, konnte morgen unten sein; es gab kein festes Bestehn, keine organische Entwickelung.

Der Schatten ewiger Kriege fällt auf das Leben der Eingeborenen Alt-Livlands. Raub und Mord, Feuer und Blut drücken ihm ihren Stempel auf.

Wie ein rother Faden zieht sich der Einfluß des ununterbrochenen Kriegszustandes auch durch die wirthschaftlichen Verhältnisse der Völker; auch hier verwischt er manche nationale Verschiedenheiten. Das giebt uns die Möglichkeit, die wirthschaftlichen Zustände der finnischen und lettischen Stämme gleichzeitig zu besprechen. Dabei soll die nationale Eigenart jedes Volkes, soweit sie uns deutlich erkennbar entgegentritt, sorgfältig betont werden.

Der Kulturzustand der Eingeborenen war soweit gediehen, daß sie aus der Phase des Nomadenthums in die des Ackerbaues übergetreten waren, und zwar seit geraumer Zeit.

Im 13. Jahrhundert finden sich überall feste Siedelungen. Schon oben ist der prinzipielle Gegensatz in der Siedelungsweise der finnischen und lettischen Stämme berührt worden. Erstere wohnten in Dörfern, letztere in Einzelhöfen. Diese Verschiedenheit der Siedelungsweise finden wir bis in die neueste Zeit. Erst in unserem Jahrhundert ist sie im Begriffe zu ver-

schwinden, seitdem man begonnen hat, die ehstnischen Dörfer streuzulegen. Wo wir in früheren Jahrhunderten Ausnahmen von der regelmäßigen Siedelungsweise treffen, sind sie in den meisten Fällen auf fremde Einflüsse oder außergewöhnliche wirthschaftliche Verhältnisse zurückzuführen [1]).

Heinrich von Lettland macht keinen Unterschied zwischen dorfartiger und einzelhofartiger Siedelung; er nennt beide villa, seltener villula. Vielleicht will er mit letzterem Ausdruck, der zweimal für die Siedelungen der Lettgallen gebraucht wird [2]), Einzelhöfe bezeichnen. Dagegen betont die livländische Reimchronik ausdrücklich, daß die Letten in Einzelhöfen wohnten. Sie sagt:

dâ nâch liet ein ander lant,
die sint Letten genant.
die heidenschaft hât spêhe site,
sie wonet nôte ein ander mite
sie bûwen besunder in manchen walt [3]).

Daß dagegen die Ehsten in großen und volkreichen Dörfern lebten, geht aus vielen Stellen der Chronik Heinrichs hervor. Es werden sogar im Dorfe Carethen in Jerwen Straßen und Häuser aufgeführt [4]). Wir haben uns jedoch unter den Dörfern der Ehsten keine planvolle Dorfanlage mit geraden Straßen und geschlossenen Dörferreihen vorzustellen. Was Tacitus von den Dörfern der Germanen erzählt, läßt sich auch auf die Dörfer der Ehsten übertragen [5]). Sie bestanden ohne Zweifel in einer Reihe

---

[1]) Vgl. A. v. Transehe-Roseneck. „Gutsherr und Bauer in Livland im 17. u. 18. Jahrh." Straßburg, 1890. S. 11 f. Semgallen; siehe weiter unten.

[2]) 17, $_{2}$ 13, $_{4}$; dagegen villulae bei Ehsten (Walgatabalwe): 24, $_{6}$ und villae bei Letten: 11, $_{7}$. Der Sprachgebrauch ist überhaupt unsicher, z. B. bezeichnet die lex salica (um 500) mit villa bald ein Dorf, bald ein einzelnes Gehöft. Vgl. R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig, 1889. S. 196, Anm. 4.

[3]) V. 341—345. Spêhe site = seltsame Sitte, nôte = ungern. Meitzen, Siedelung II. S. 183 bezieht diese Stelle fälschlich auch auf die Ehsten.

[4]) 24, $_{5}$. Vgl. 15, $_{7}$ „villa Carethen pulcherrima et magna et populosa, sicut omnes ville in Gerwen et in tota Estonia fuerunt." Ferner: 20, $_{2}$ 24, $_{1}$ 2c.

[5]) Germania XVI. Vgl. Henning, d. deutsche Haus, S. 22 und Meitzen, Siedelung I. S. 46 f.

von Höfen, welche an einem Flußlaufe, oder sonst in geeigneter Lage, weilerartig zusammengerückt waren.

Die dorfartige Siedelungsweise der finnischen Stämme muß sehr alt sein. Vielleicht ist sie gleich beim Uebergange aus dem Nomadenthum zur festen Siedelung entstanden, der in eine sehr frühe Zeit fällt. Koskinnen sagt in seiner Finnischen Geschichte: „Die Zeit, in welcher die kota (das Zelt) des Lappen dem Finnen zum koti (Haus und Hof) ward, gehört der Geschichte nicht mehr an; denn schon die ältesten Sprachschätze deuten auf einigen Ackerbau und feste Wohnsitze hin" [1]).

Da wir im 12. und 13. Jahrhundert die lettischen Stämme in Einzelhöfen, die finnischen in Dörfern finden, so können wir annehmen, daß die finnischen Stämme die dorfartige Siedelungsweise schon vor Berührung mit den Letten gehabt haben. Denn es ist kaum anzunehmen, daß sie bei den sonstigen Beeinflussungen, welche sie durch die lito-slavische Nation in Bezug auf ihre Wohnstätten erlitten, ihre Siedelungsweise geändert hätten, während die Letten die ihre beibehielten.

Der lettisch-lithauische Einfluß auf das Haus der West-Finnen ist deutlich erkennbar. Wir finden nämlich neben der Urform des finnischen Hauses, der aus der Jurte der Nomaden hervorgegangenen kota oder koda, einer zeltförmigen mit Baumrinde gedeckten Stangenhütte, die pirtti [2]). Die pirtti ist ein viereckiges Blockhaus ohne Rauchfang mit einer Feuerstelle aus locker übereinandergeschichteten Steinen. Das Wort pirtti kommt aus dem Lithauisch-lettischen und bezeichnet Baderaum. Noch jetzt heißt die altlettische Badstube pirts. Die Art des Badens ist bei den lettischen und finnischen Stämmen dieselbe: durch Begießen der glühendheißen Ofensteine wird ein starker Dampf erzeugt, so daß die Badstube nach Schließen der Thüre und etwaiger Fensterluken zu einem Dampfbade wird. Der lithauisch-lettische Typus der Pirte hat sich also bei den finnischen Stämmen eingebürgert und die dortigen Haus-Typen, kota und saun verdrängt. Der

---

[1]) Y. Koskinnen, „Finnische Geschichte." A. d. Schwed. Leipzig, 1874. S. 16.

[2]) Vgl. Meitzen, Siedelung II. S. 196 ff. 212 und F. von Hellwald, „Haus und Hof in ihrer Entwickelung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker." Leipzig, 1888. S. 388.

saun oder die sauna war eine in den Boden gegrabene Höhlung mit einem Ofen in der Mitte und einem Dache über der Erde, also offenbar aus der Gamme, der Erdhütte der finnischen Nomaden hervorgegangen. Neben dem Typus der Pirte, welche zugleich Badstube und Wohnhaus war, haben sich bei den Ehsten bis auf den heutigen Tag kota und saun erhalten [1]).

Da der Haustypus der Pirte sich aber auch bei den eigentlichen Finnen nachweisen läßt und sehr alt sein muß, da das finnische Nationalepos, die Kalevala, ihn kennt, so ist es immerhin möglich, daß er schon vor Berührung der finnischen Stämme mit den Letten im spätern Livland ersteren bekannt gewesen ist [2]).

Eine zweite Beeinflussung des finnischen Hauses durch die Letten findet sich, wie mir scheint, im Worte maja. Im Lettischen heißt mahja Wohn- oder Heimstätte, dann Haus, Heimath; im Ehstnischen ebenfalls Haus, Wohnung; im Livischen bedeutet mai oder moi Nachtlager. Nach Ahlquist ist das finnische Wort maja dem Lettischen entnommen [3]). Im 13. Jahrhundert war der Ausdruck maja jedenfalls üblich. Heinrich von Lettland nennt, wie wir gesehen haben, den Versammlungsort, das Lager, der indigenen Heere maia [4]).

Wenden wir uns nun zu dem Hause der Letten.

Bezzenberger hat in seinen Untersuchungen über das lithauische Haus festgestellt, daß das älteste lithauische Wort für Haus námas ist [5]). Námas, lettisch nams ist der Heerdraum, das Rauchhaus. Pastor F. Beuningen meint, daß der als Küche und Rauchhaus benutzte Flur des ältern kurländischen Hauses, der speziell nams genannt wird, ebenfalls als Kern des altlettischen Hauses anzusehen ist [6]). Wie der ursprüngliche nams der lito-

---

[1]) Ueber kota und saun vgl. A. Ahlquist, „Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen." Deutsche Ausgabe. Helsingfors, 1875. S. 104 f. 205. Ferner: Meitzen: Siedelung II. S. 169 ff. III. S. 107 ff.

[2]) Vgl. A. Ahlquist, Kulturwörter. S. 107 und 225.

[3]) Ueber maja vgl. Ahlquist, Kulturwörter S. 107, F. Beuningen, „Das lettische Haus." Magazin d. Lett.-Litter.-Gesellsch. 19,$_{2}$. Mitau, 1893. S. 30.

[4]) 15,$_{7}$ 23,$_{7}$ und $_{8}$. Vgl. oben S. 241.

[5]) A. Bezzenberger, „Ueber das litauische Haus." Altpreußische Monatsschrift 23. Königsberg, 1886. S. 41 und 51.

[6]) Beuningen, d. lettische Haus. S. 38 f.

slavischen Stämme aber ausgesehen hat, wird von keinem Forscher gesagt. Bielenstein vermuthet, daß eine Art Sommerküche, wie sie dazwischen in Livland (nicht in Kurland) vorkommt, „der alleräl̈teste Typus der lettischen Wohnungen ist." Er beschreibt diese Sommerküche, welche nams oder naminsch genannt wird, als „vom Wohnhause abgesondert, oft nur von spitz zusammengestellten Stangen erbaut [1])." Das ist aber, wie mir scheint, weiter nichts wie die altfinnische kota. Ihr Vorkommen in Livland würde sich auf altlivischem Siedelungsboden ohne Weiteres erklären lassen; sollten sie sich auf altlettischem Gebiete finden, so wird man eine spätere Uebertragung dieser einfachen und praktischen Gebäude annehmen können [2]).

Ich möchte mich aber dagegen aussprechen, daß der Typus der Kota der Urtypus des lithauisch-lettischen Hauses gewesen ist. Sollte dieser vielleicht nicht in der Pirte zu suchen sein?

Zwar werden, nach Bezzenberger, die Pirten „in den ältesten Quellen nicht erwähnt, obgleich es unzweifelhaft ist, daß diese Häuschen schon in sehr früher Zeit vorkamen, da sie einen echt litauischen Namen führen und mit demselben (pirts) auch von den Letten benannt werden" [3]), aber wir müssen doch annehmen, daß der Typus der Pirte nicht nur sehr alt, sondern auch herrschend gewesen sein muß, da er zu den Westfinnen übergehen und deren ursprünglichen Haustypus verdrängen konnte [4]). Daß der nams aus dem pirts hervorgegangen sein kann, ist um so leichter möglich, als zwischen beiden in Form und Bauart eigentlich kein Unterschied besteht. Das Spezifische, welches beide gemein haben, ist der Heerd, der Ofen, welcher nicht nur zum Wärmen und

[1]) Anmerkung zu Bennigsen, d. lett. Haus S. 39. Auch in Bezzenberger, d. lit. Haus. S. 69.

[2]) Noch jetzt finden wir überall in Finnland und Ehstland solche Sommerküchen, die auch den alten Namen kota bewahrt haben. Vgl. Ahlquist. Kulturwörter. S. 101 f. u. 120.

[3]) D. litauische Haus. S. 53 f.

[4]) Und zwar nicht nur als Badstube, denn eine solche heißt blos in der Gegend von Abo pirtti, sonst saun oder sauna, sondern als Wohnstube, Haus. Das ist umso bemerkenswerther, als die Finnen die Sitte des Dampfbades ebenfalls von den Litoslaven übernommen haben. Vgl. Ahlquist. Kulturwörter. S. 106 f. u. 120 f.

Speisebereiten, sondern auch zum Dampferzeugen dient, ferner zum Dörren des Getreides, wovon noch ausführlicher gehandelt werden wird.

Es ist also immer derselbe Raum, welcher je nach seiner Funktion pirts, nams oder rija (Korndarre) genannt wird. Mit zunehmender Kultur verändert sich das Haus soweit, daß gesonderte Räume und sogar gesonderte Häuser diesen verschiedenen Funktionen dienen, doch gehört diese Entwickelung einer späteren Zeit an und fällt aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit.

Für das 13. Jahrhundert glaube ich annehmen zu können, daß das Haus der Letten wie der Ehsten und Liven in einer Pirte bestand, welche zugleich Wohnraum, Badstube, Rauchkammer, Korndarre und wohl auch Stall war.

Ich möchte mich dabei, außer auf das oben Angeführte, noch auf zwei Stellen in Heinrichs Chronik stützen. Diese berichtet, daß die Düna-Liven 1198 nach Abreise der Kreuzfahrer „de balneis consuetis", d. h. aus den gewohnten, üblichen Bädern hervorgekommen seien, um die Christentaufe abzuschwören; ferner erzählt sie, daß die Ehsten 1215 den Letten Talibald gefangen hätten als er aus seinem Waldversteck zu den Bädern heimgekehrt sei („ad balnea rediisse")[1]. In beiden Fällen erscheinen uns die Bäder oder Badstuben als Wohnstätte, Behausung. Daß dem deutschen Chronisten die charakteristische Eigenschaft des autochthonen Hauses als Badstube auffiel, ist meines Erachtens bezeichnend.

Die abgesonderte Badstube (pirts, saun) fehlt auch heute auf keinem lettischen oder ehstnischen Bauerhofe. In vielen Fällen wird sie noch bewohnt, theils als Altentheil, theils als Tagelöhnerwohnung. In Finnland bringen die Bauerweiber ihr Wochenbett am liebsten in der Badstube zu[2]. Nach ihr führte früher eine ganze Klasse der bäuerlichen Knechtsbevölkerung Livlands, die sog. Lostreiber, den Namen Badstüber[3].

---

[1] Heinr. Chron. Lyv. 2, 8. 19, 8. Vgl. livl. Reimchronik, V. 1292 f., wo eine Badstube der Ehsten erwähnt wird.

[2] Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 107.

[3] Badstüber, lett. pirtineeks, ehstn. saunamees. Vgl. Tranſehe, Gutsherr und Bauer. S. 18 f. und 95.

Wir müssen uns also den Hof der Eingeborenen im 13. Jahrhundert als eine sehr primitive Wohnstätte vorstellen. Er bestand in der Hauptsache aus einem mäßig großen Blockhause ohne Rauchfang und wohl auch ohne Fensterluken. In dem dunkeln raucherfüllten Raume drängten sich im Winter um den wärmenden Heerd Menschen und Vieh. Die kleinen zottigen und abgehärteten Pferde verbrachten den größten Theil des Winters im Freien, wie dieses noch jetzt bei den ugrischen Völkern der Fall ist [1]. Neben dem Haupthause befanden sich bei den Wohlhabenderen vielleicht noch einige kleine Vorrathshäuser. Im Finnischen führt eine Art von Vorrathskammern, welche zum Schutz gegen Raub- und Nagethiere auf hohen Pfosten errichtet wird, den genuinen Namen aitta. was auf hohes Alter derselben deutet, obgleich der Pfostenbau auf Einflüsse des skandinavischen Nordens weisen könnte [2]. Der gewöhnliche Aufbewahrungsort des Getreides und sonstiger Lebensmittel bestand bei der Unsicherheit der Zustände in siloartigen Gruben. Nach Heinrich von Lettland fanden die Kreuzfahrer bei den Liven von Holme in verschiedenen Gruben große Massen Getreide und auch andere Speisevorräthe (4, 8). Diese Art unterirdischer Speicher ist sehr alt. Sie gehören zu den ältesten Bauwerken der Steppe und schon die Alten berichten uns von den Thrakern und Skythen, daß sie in solchen Silos ihren Weizen aufbewahrten [3]. In Livland hat sich der Gebrauch dieser Vorrathsgruben sehr lange erhalten. Der Reisende Brand findet sie daselbst noch 1693. Er erzählt, daß die Silos mit Birkenrinde und Stroh ausgepolstert waren, daß Getreide und Eßwaaren, wie

---

[1] Vgl. Ahlquist, Kulturwörter. S. 23 und 119.

[2] Aitta bei Ahlquist, Kulturwörter. S. 103 und 119. Ueber skandinavische Vorrathshäuser auf Pfosten, sog. Stolpeboden, vgl. Henning a. a. O. S. 68 und Meitzen, Siedelung, III. S. 488. Der Name für die Vorrathshäuser der lito-lettischen Stämme kletis, deutsch: Klete, ist nach Bezzenberger (das litauische Haus, S. 42 und Magazin d. lett.-litterär. Ges. XIX. 3. S. 121) nicht genuin.

[3] Vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen. S. 488 und Meitzen, Siedelung, III. S. 118.

Schinken und Speck, darin verwahrt wurden, und daß man das Erdreich darüber zur größeren Sicherheit zu besäen pflegte [1]).

In den kurzen und heißen Sommern lebten Menschen und Vieh wohl im Freien. Die finnischen Stämme zogen nach uralter Gewohnheit in die leichte, mit Baumrinde gedeckte Sommerkota, die sich überall aufschlagen ließ, wo wirthschaftliche Zwecke: Rodung, Feldbestellung oder Beaufsichtigung der Heerden es erforderten. Wie leicht beweglich im Sommer auch die Letten waren, geht aus Heinrichs Chronik (23, 5) hervor, die erzählt, daß die Letten von Autenoys ihre Pflüge verließen und das Land der Russen von Pleskau bewohnten, indem sie daselbst den Männern allenthalben auflauerten, sie tödteten und ihnen „Pferde, Vieh und Weiber" fortnahmen.

Das Leben der Eingeborenen, soweit es nicht auf dem Kriegspfade verbracht wurde, bewegte sich in bäuerlichen Geleisen. Die Hauptbeschäftigung war die Landwirthschaft. Wie alt der Ackerbau bei Finnen und Letten ist, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls reicht er in sehr frühe Zeiten. Tacitus erzählt von den Aestiern, daß sie fleißiger Getreide bauten, als die trägen Germanen [2]). Die finnischen Völkerschaften kannten einen primitiven Ackerbau wahrscheinlich schon vor ihrer Berührung mit indogermanischen Elementen.

Es muß an dieser Stelle eine Bemerkung über das Studium der prähistorischen Kulturgeschichte eingeschoben werden. Was wir von der Kultur der Finnen in den Jahrhunderten bis zu ihrer Christianisirung wissen, beruht größtentheils auf Vermuthungen der vergleichenden Sprachforschung. Es ist am Anfange dieser Abhandlung ausgeführt worden, daß die von Thomsen und Koskinen als germanisch bezeichneten Stammwörter die wichtigsten Kulturbegriffe umfaßten. Die Untersuchungen Ahlqvists bestätigen dieses. Daneben aber finden sich unstreitig Einflüsse der slavischen und litto-lettischen Nationen, welche jedenfalls früher zu seßhafter

[1]) S. J. A. v. Brand's Reisen durch die Mark Brandenburg, Preußen, Churland, Liefland, Pleskovien rc. Wesel, 1702. S. 144. Vgl. A. v. Löwis, Ueber die ehemalige Verbreitung der Eichen in Liv- und Ehstland. Dorpat, 1824. S. 231.

[2]) Germania, Cap. 45.

Lebensweise gekommen waren, als die Finnen. Es liegt auf der Hand, daß der Zeitpunkt der Beeinflussung ebenso schwer zu finden ist, als der Ort, an welchem sie stattfand[1]. Und schließlich sind Irrthümer in der vergleichenden Sprachforschung gar nicht zu vermeiden; das zeigen deutlich die so häufig auseinandergehenden Meinungen der Etymologen über einzelne Wortstämme[2].

Diese Erwägungen erschweren der Geschichtsschreibung die Benutzung der aus der Sprachforschung hervorgegangenen Resultate. Auch die gewissenhafteste kritische Untersuchung kann irren, wenn ihre Grundlagen schwankend sind.

Wir haben oben die Siedelungsart der Eingeborenen untersucht und gefunden, daß die finnischen Stämme in Dörfern lebten, während die Letten nach dem ausdrücklichen Zeugniß der livl. Reimchronik die einzelhofartige Siedelung hatten. Ferner ist erwähnt worden, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Nationen nicht sauber auseinander zu halten seien, weil wir größere Gebiete mit gemischter Bevölkerung annehmen müssen. Auf solchen Gebieten wäre eine gegenseitige Beeinflussung der Nationen vorauszusetzen. In der That lehrt die Sprachforschung, daß die höhere lettische Kultur die niedrigere livische stark beeinflußt habe; die Liven hätten dann das Erworbene den übrigen finnischen Stämmen weiter übermittelt[3]. Daß die Letten ihrerseits durch die verhältnißmäßig alte Kultur ihrer Stammesbrüder, der Litthauer, beeinflußt worden sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Eine genauere Untersuchung dieser Beeinflussung würde uns aber zu weit führen; ebensowenig können wir die Unterschiede zwischen den Hochletten im jetzigen Livland und den Niederletten im jetzigen Kurland scharf hervorheben. Daß die Semgallen ein ganz anderer

---

[1] Bezzenberger meint, gestützt auf Thomsen, Veröringer ꝛc., daß die lithauisch-lettischen Aisten schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. friedlich neben finnischen Völkern in den jetzigen Ostseeprovinzen gesessen hätten. Vgl. Magazin d. lett.-literär. Ges. XIX, 3. S. 130 f.

[2] Ric. Anderson spricht sich gegen absolute Feststellung von Entlehnungen fremder Wortstämme in den finnischen Sprachen aus und meint, daß sich Vieles auf ursprüngliche Verwandtschaft der ural-altaiischen und indo-germanischen Sprachen zurückführen lasse. (Verh. d. Gel. Ehstn. Ges. IX. Dorpat. 1879).

[3] Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 38, 39, 153, ferner: 10, 22, 31, 40, 48, 58, 61, 71, 75, 217 u. A.

Menschenschlag waren wie die Lettgallen, ist mehrfach betont worden; an dieser Stelle muß noch hinzugefügt werden, daß die Semgallen jedenfalls auch dorfartige Siedelung gekannt haben; ihre Hakelwerke, welche die livl. Reimchronik so häufig erwähnt, waren ja befestigte Dörfer, nicht Einzelhöfe [1].

Wir haben nun den Landwirthschaftsbetrieb der Eingeborenen zu untersuchen.

Vorausgeschickt muß werden, daß sich derselbe bei Ankunft der Deutschen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung befand. Denn obgleich der Ackerbau den Eingeborenen seit vielen Jahrhunderten bekannt war, hatte er sich nicht aus den rohesten Anfangsgründen erheben können, da eine Reihe von ungünstigen Faktoren seine Entwickelung verhindert hatte. Zunächst fehlte vollständig die nachhaltige Berührung mit einer absolut höheren friedlichen Kultur, wie das westliche Europa sie durch Rom erfahren hatte. Alsdann war die kriegerische und wilde Lebensführung ein Hemmniß für den normalen Ausbau wirthschaftlicher Verhältnisse, denn kein Wirthschaftsbetrieb ist so sehr abhängig von friedlichen und geordneten Zuständen als der Ackerbau, da er dauernde Ansprüche an die Zeit und Arbeitskraft der Menschen stellt. Auch das Klima muß damals sehr schlecht gewesen sein; es hat lange Zeit gedauert, bis die niedersächsischen Kreuzfahrer, die doch wahrlich nicht verzärtelt waren, sich an den endlosen nordischen Winter gewöhnten. Nach dem Zeugnisse Heinrichs von Lettland, der livl. Reimchronik und vieler Urkunden, bedeckten im 13. Jahrhundert riesige, oft undurchdringliche Wälder und Moräste das ganze Land.

Die Bevölkerung war daher nur spärlich. Man hat früher das Gegentheil angenommen, da nach Heinrich die Heere der Eingeborenen meist sehr stark waren [2]. Aehnliche Schlüsse sind auch von den großen Germanenheeren auf die Bevölkerung und die Intensität der Landwirthschaft Deutschlands gezogen worden. Schon Roscher [3] hat nachgewiesen, daß eine derartige Schluß-

---

[1] Die alten Preußen scheinen dorfartige Siedelung gehabt zu haben. Vgl. K. Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. Gotha, 1881. S. 34.

[2] J. B. Parrot, a. a. O. S. 399 f.

[3] W. Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft. Leipzig, 1861.

folgerung falsch ist, und Victor Hehn sagt: „Gerade der umgekehrte Schluß ist richtig: je höher die Lebensform, die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Prozentsatz, den es zu kriegerischen Zügen verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann“[1]). Die starken Heere bei Heinrich von Lettland deuten also weder auf dichte Bevölkerung noch auf lebhaften Ackerbau. Allerdings betont Heinrich mehrfach[2]), daß die Dörfer und Landschaften Ehstlands, besonders Jerwen und Wierland, volkreich waren, und spricht von der großen Zahl der Täuflinge, doch haben wir allen Grund anzunehmen, daß der eifrige Missionär die Zahl der Neophyten zur größeren Ehre Gottes übertrieben hat, auch wenn wir voraussetzen, daß einzelne Theile von Jerwen und Wierland im 13. Jahrhundert dichter bevölkert waren, wie das übrige Livland.

Die ununterbrochenen Kriege sorgten überdies dafür, daß die Bevölkerung nicht anwachsen konnte. Wir haben gesehen, daß die Krieger — und jeder erwachsene Mann war ein solcher — erschlagen wurden, falls sie lebend in Feindeshand fielen; nur selten theilten sie das Loos der Weiber und Kinder: in die Gefangenschaft geführt zu werden. Wie gründlich die Blutarbeit verrichtet wurde, zeigt der Bericht Heinrichs über das Jahr 1215: „Die Letten hatten nicht Ruhe, bis sie desselbigen Sommers mit neun Heerschaaren Ugaunien durch Verwüstung verstört und verödet hatten, so daß sich weder Menschen noch Speisevorräthe mehr fanden.“ (19, 3).

Mangelnde Kultureinflüsse höher gesitteter Völker, friedlose Lebensart, rauhes Klima und spärliche Bevölkerung sind die Hauptfaktore, welche auf das Wirthschaftsleben der Eingeboren hemmend wirkten.

Die mächtigen Urwälder bildeten im 13. Jahrhundert die Signatur der livländischen Landschaft. Um den Wald drehte sich der ganze Wirthschaftsbetrieb der Eingeborenen. Der Wald war ihnen Alles; aus ihm gewannen sie durch Rodung den Acker für

---

1) Kulturpflanzen. S. 488.

2) Chron. Lyv. 15, 7. 18, 5. 24, 5. 6. (14, 10) 2c. Vgl. auch Löwis, Eichen. S. 110 f.

ihr Getreide, die Weide für ihr Vieh; er gab in unerschöpflicher Menge sein Holz zur Feuerung [1]) und zum Bau der Hütten; sein Inneres barg unzähliges Wild, dessen Felle Kleidung und Tauschmittel lieferten; und im Falle der Noth boten die „düstern Verstecke der Wälder" die letzte und sicherste Zuflucht.

Mitten im Walde lag der Hof oder das aus mehreren Höfen bestehende Dorf der Eingeborenen. Die Aecker entstanden in der Nähe, wie es das augenblickliche Bedürfniß des Einzelnen gerade erforderte. Das gerodete Stück Waldes, der Waldacker, gehörte seinem Bearbeiter nach dem natürlichen Rechte der ersten Besitzergreifung (jus primi occupantis). Der Wald selbst, die große Nährmutter Aller, war Niemandes Eigenthum (res nullius), d. h. er gehörte jedem, der ihn nutzen wollte.

Soviel die Quellen uns erkennen lassen, existirten keine kommunistischen Einrichtungen [2]). Abgesehn von Wald und Wasser gab es kein Gemeineigenthum. Es scheint sogar kein gemeinschaftliches Eigenthum der Familie im Sinne einer Hauskommunion gegeben zu haben. Wir finden den Talibald und seine Söhne auf gesondertem Besitz; auch erwähnt Talibald selbst ausdrücklich des Geldes seiner Söhne [3]). In Urkunden des 13. Jahrhunderts wird nicht selten individuelles Grundeigenthum Eingeborener erwähnt [4]), dagegen niemals anderer Gemeinbesitz als an Wald, Wasser und in späteren Zeiten an Weide und Wiesen. Daß es Gemeinweiden gab, läßt sich dadurch erklären, daß ursprünglich

---

[1]) Heinr. Chron. Lyv. 23, 9 erwähnt der Haufen Brennholz (congeries lignorum) im Dorfe Carethen.

[2]) J. Sjölin in Helsingfors scheint eine Art agrarischen Kommunismus bei den alten Finnen anzunehmen, doch sagt er ausdrücklich: ein Gemeindeverband wie der großrussische Mir bestand niemals. Vgl. Meitzen, Siedelung II S. 185 und 187. Genuine Worte für irgend eine soziale Vereinigung, Genossenschaft und dgl. giebt es nach Ahlqvist (Kulturwörter S. S. 220, 222) im Finnischen nicht, blos pitäjä (Kirchspiel) „scheint die genuine Benennung irgend einer Kommune zu sein." S. 224.

[3]) Heinr. Chron. Lyv. 19, 7. Vgl. oben, S. 235 Anm.

[4]) Livl. Urk. Buch. I. 70, 238, 529, 544. Vgl. auch Mittheil. der livl. Gesch. 12. S. 376 Nr. 8. Das Grundeigenthum der Eingeborenen hieß hereditas-Erbe. Vgl Livl. U. B. I. 285, 405, 432 ꝛc. Daß auch die Höfe in den ehstnischen Dörfern so hießen, geht deutlich hervor aus Livl. U. B. III. 475 a.

der Wald selbst die Weide bildete [1]). Markgenossenschaft, Allmend, Feldgemeinschaft mit Flurzwang oder gar mit Verlosung der Antheile, kurz alle die Formen kommunistischen Grundeigenthums, scheint es weder bei den lettischen noch bei den finnischen Stämmen gegeben zu haben [2]).

Die Technik des Ackerbaues war äußerst primitiv. Es herrschte ganz allgemein die wilde Brennwirthschaft, die man als eine Art nomadischen Ackerbaues bezeichnen kann. Die Waldbrennwirthschaft besteht darin, daß an einer beliebigen Stelle des Urwaldes die Bäume niedergeschlagen und an Ort und Stelle verbrannt werden, wodurch ein freier, Luft und Licht zugänglicher Platz geschaffen wird, der dann zum Acker gemacht werden kann. Der Wald wurde im Sommer geschlagen, im darauffolgenden Frühling wurde das Holz verbrannt und der durch die Asche gedüngte Boden oberflächlich aufgerissen und nach einem Regen besäet. Im August fand die Ernte statt, dann blieb das Land den Winter über liegen, um im Frühling abermals besäet zu werden. Das dauerte solange, bis der Boden vollständig erschöpft war; alsdann wurde dieser Acker verlassen und eine neue Rodung in Angriff genommen [3]). Das verlassene Land, welches sich allmählich mit einer Grasnarbe und Gesträuch bedeckte, diente — wie übrigens der ganze Wald — als Weide, bis es vielleicht wieder einmal durch Rodung in Feld verwandelt wurde. An eine Regelmäßigkeit der Nutzung haben wir beim Ueberflusse jungfräulichen Bodens nicht zu denken.

Eine Abart dieser einfachsten und natürlichsten Brennkultur, welche im europäischen Norden jedenfalls die älteste Methode des Ackerbaues darstellt, war das sog. Schwenden der finnischen Völker.

---

[1]) Ueber die Ausbildung der Eigenthums- und Besitzverhältnisse der Eingeborenen unter deutscher Herrschaft wird an anderer Stelle ausführlich gehandelt werden.

[2]) K. Lamprecht (Deutsche Litteratur-Zeitung. 1892. Nr. 6) setzt bei den Eingeborenen Alt-Livlands kommunistische Einrichtungen voraus. Ob blos nach Analogieschlüssen oder auf Grund mir unbekannter historischer Quellen, weiß ich nicht.

[3]) Vgl. W. Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaus. Stuttgart, 1885. S. 80 f. Meitzen, Siedelung I. S. 69.

Diese ebenfalls uralte Methode der Brennwirthschaft besteht darin, daß das niedergeschlagene Waldholz, besonders das Strauchwerk, in regelmäßigen Haufen über die Holzungsfläche verbreitet, mit Erde oder noch besser mit Rasen belegt und dann angezündet wird. Die verbrannte Grasnarbe macht die Aschendüngung noch intensiver, so daß es möglich wird, bis 4 Ernten nacheinander zu erzielen. Allerdings verwandelt sich der seiner Grasnarbe beraubte Boden noch langsamer in Buschland oder gar Wald als der gewöhnliche Rodungsacker. Da aber die Waldäcker klein waren und sich daher schnell besamten, so konnte aus ihnen in 20 bis 30 Jahren immerhin wieder Wald werden [1].

Die rohe extensive Brennkultur hat sich in Livland bis in unser Jahrhundert erhalten. Sie muß bei den Eingeborenen das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit üblich gewesen sein, denn viele Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wie Einhorn, Kelch, Olearius, Gubert und Hermann [2]) sprechen von ihr, ebenso die ökonomischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts [3]): Hupel, Friebe, Fischer, und noch in unserem Jahrhundert veranlaßte dieser Raubbau lebhafte Klagen [4]). (Schluß folgt.)

---

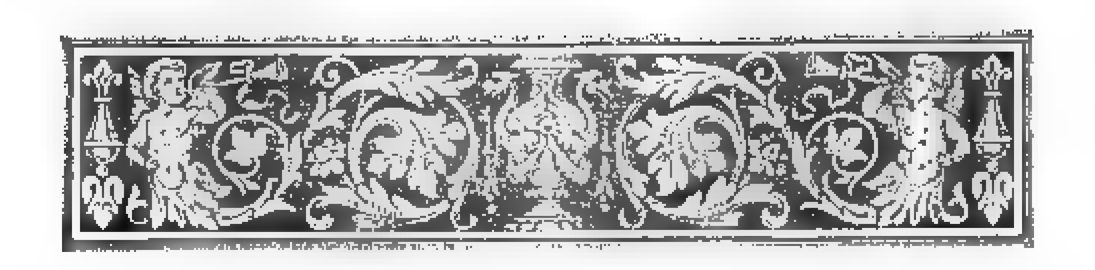
[1]) Meitzen, Siedelung. II. S. 132. Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 26 und 264. Die alte finnische Bezeichnung für den April ist Schwendmonat. Ebendas. S. 250. E. G. Geiger, Geschichte Schwedens. I. Hamburg 1832. S. 101.

[2]) P. Einhorn. Historia lettica ꝛc. (1649) Cap. 10. Script. rer. Livon. II. 1848. C. Kelch, Liefländische Historia ꝛc. Reval 1695. S. 7. Adam Olearii ausführliche Beschreibung der — Reise nach Muskau ꝛc. Schleswig 1663. SS. 101, 105, 156. Salamonis Guberti Stratagema oeconomicum ꝛc. Riga 1688 (3. Aufl.) S. 101 f. Joh. Hermann von Neidenburgs Liefländischer Landmann. Riga 1695. S. 14 f. 17.

[3]) A. W. Hupel, ökonomisches Handbuch. Riga 1796 I. SS. 19 f. 22 ff. J. B. v. Fischer, Livl. Landwirthschaftsbuch. Halle 1753. S. 4. W. Chr. Friebe, Grundsätze zu einer — Verbesserung der Landwirthschaft in Livland. Riga 1802. IV S. 25.

[4]) v. Sievers, „die Buschländer in Livland durch Feuer verheert." Livl. Jahrb. d. Landwirthschaft Bd. VIII 3. S. 241 ff. Vgl. (A. v. Hueck) Darstellung der landwirthschaftl. Verhältnisse in Esth-, Liv- und Curland. 1845. S. 77 ff. Löwis, Eichen. SS. 113 f. 131 f.





Politische Korrespondenz.

Gestatten Sie mir heute einmal, von den großen Angelegenheiten der Staaten und Völker auf das Gebiet persönlichen Interesses abzuschwenken. Ich darf bei Ihren Lesern gewiß warme Theilnahme für den Verlust voraussetzen, welchen jeder Deutsche in und außerhalb Deutschlands durch den Tod Heinrichs von Treitschke erlitten hat. Und genau genommen, wäre kein Ereigniß in Berlin, in Deutschland, aus der jüngsten Zeit zu verzeichnen, welches von so eminent politischer Bedeutung wäre, als dieser Todesfall. Welcher Deutsche kennt den Namen, die Werke Treitschke's nicht! Aber nicht jedem ist es gleich klar, wie groß der Einfluß dieses Mannes auf unser Volk war; erst der Tod wird Vielen seinen Werth für Denken und Fühlen der Menge, für das ganze nationale Leben zum Bewußtsein gebracht haben. Denn wenn seine schriftstellerischen Werke in weiten Kreisen mit ihrem von Patriotismus geläuterten Stoff wirkten, so vermag Niemand des reinen Feuers zu vergessen, das ihn einmal von der Hand Treitschkes sei es im Hörsaal, sei es bei gelegentlichen Festreden, oder auch im privatem Verkehr vorangeleuchtet hat. Andere mögen seine Schriften beurtheilen; für mich stand der Mensch höher als seine Schriften, und je länger je mehr empfinde ich die Lücke, welche mir persönlich dort klafft, wo ich seit nunmehr etwa zwanzig Jahre gewohnt war, ihn zu sehen.

Das Donnerstag-Kränzchen! Einst unter Führung von Julian Schmidt, dem Litterarhistoriker, in der Potsdamer Straße bei Schulz, ein Stelldichein von etwa 20 Männern verschiedenen Berufs, meist Gelehrten, Künstlern, Beamten, aber auch Offizieren, Journalisten, Abgeordneten, oft besucht von Professoren und Künstlern von auswärts, eine zwanglose Gesellschaft, die sich Abends

an jedem Donnerstag, zwischen 9 und 12 oder 1 zusammenfand. Welche bunte Mannigfaltigkeit! Oben der kleine wortkarge, hitzige, derbe, kurz entscheidende, treue, biedere, Grog trinkende, knorrig tyrannische „Julian" mit den großen Brillengläsern und dem wie eine Perrücke den Kopf umgebenden Haar; daneben der glatte Berliner Hermann Grimm; dessen Bruder Rudolf; der schneidige Bürgermeister und spätere Minister Hobrecht und sein Bruder, der Baurath; Meitzen, der Nationalökonom; Tiedemann, der Sekretär Bismarck's; G. Schmoller, V. Hehn, Brunner, der Germanist, Wehrenpfennig, K. Rösler, Max Weber, Zimmermann, Treitschke; der Dichter Heinrich Kruse, von Cuny, der Staatsrechtler, gelegentlich auch der Maler Mentzel, B. Auerbach, L. Pietsch, kurz, eine Reihe von Männern von Klang, die wieder andere hinbrachten, Abgeordnete, meist nationalliberale, etwas antisemitisch angehaucht, auswärtige Professore während der Ferien. Nach Schmidt's Tode schmolz der Kreis stark zusammen. Denn so anziehend die nun führende Persönlichkeit Treitschke's war, so fehlte die sammelnde, bewußte, leitende Hand Schmidt's, und so fand man seit Jahren wenige Reste von dem früheren Kreise draußen im Albrechtshof am Kanal. Aber sobald um $^1/_2$11 Uhr Abends sich die Thür öffnete und Treitschke's hohe, volle Gestalt mit einem freundlichen Lächeln und warm tönenden „guten Abend" hereintrat, bedurfte es nicht neuer Gäste mehr. Die sonnige Heiterkeit, der unerschöpfliche Quell der Erzählung, der Zauber dieses Mannes war uns Allen genug um Stunden bei Wein oder Bier zu plaudern, bis der Wirth die Hausthür den letzten Gästen aufschließen mußte. Wie Viele ihrer da seit zwanzig Jahren verkehrt haben — es war Keiner, der an Treitschke — für mein Empfinden — heranreichte. Plaudern! Ja, das konnte man doch im eigentlichen Sinne nicht mit Treitschke, denn im sechsten Lebensjahre hatte er als Folge eines Scharlach's das Gehör verloren, und sobald er an den Tisch hertrat, kramte er vor Allem aus mehren Taschen Blockpapier und Bleistifte heraus, die rasch sich über den Tisch hin vertheilten: wer ihm was sagen wollte, schrieb hastig einige Zeilen, schob sie ihm hin, er warf einen Blick drauf, und dann nickte er mit einem langen „Ah" dem Schreiber zu, oder antwortete lebhaft, oder brach in lautes, herzliches Lachen

aus, oder die Faust dröhnte auf den Tisch und dazu erklang ein Kraftwort, wie „Diese verfluchten Bierphilister, die kenne ich von Heidelberg her" u. s. w. Die ganze Kraft des Mannes, und die ganze Tiefe und Zartheit dieses Gemüths und die ganze sonnige Heiterkeit dieser Seele und die ganze krystallreine Schönheit dieses Herzens — das klang Jedem aus jedem Wort, jedem Lachen Treitschkes entgegen. Welche Fülle des Wissens, und doch wie fern allem Dünkel, aller Salbung, aller prunkenden Lehrhaftigkeit! Welcher Schatz angeborener Größe und anerarbeiteter Erfahrung! Welche Fülle des Wohlwollens und welcher Ernst der Leidenschaft für das Schöne wie gegen das Häßliche! Wie unnahbar war ihm das den Tauben so leicht beschleichende Mißtrauen! Wie leuchtete aus ihm die Wahrhaftigkeit! Wie spürte man immer und in Allem den Mann, edel, hilfreich und gut! Wie unverwüstlich der Humor, ein steter Quell ergötzlicher Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart, ein dankbarer Hörer und Lacher für den Erzähler. Treitschke hat lange geglaubt, zum Dichter berufen zu sein, er hat eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und erst als reifer Mann und unter dem Sturm der umwälzenden Politik Bismarcks sich der Geschichte ganz zugewandt. Er war kein kritisch-zersetzender Geist; metaphysischen Haarspaltereien hat er sich sicher nie gern hingegeben. Er war vor Allem ein schaffender Geist, darum verneinte er ungern und bewunderte er gern, darum ist sein Geschichtswerk so real bauend, so persönlich darstellend, und auch so leicht und stürmisch über Fehler und Zweifel hinwegblickend. Er war Poet und wäre er es nicht gewesen, so wäre er nicht der mächtig wirkende Historiker geworden, dessen Schriften erheben durch die Kraft der Darstellung, dessen Rede aber fortriß in der Wucht des nationalen, des sittlichen Empfindens.

Er schrieb, wie er oft klagte, schwer, mit Anstrengung, aber das lebendige Wort floß ihm leicht von den Lippen, und packte darum mehr als die Schrift, ob es nun in den dichtgefüllten Hörsälen der Universität oder an fröhlicher Tafel in humorvollem Tischsermon erklang. Und dabei welche Bescheidenheit, welche einfache Natürlichkeit! Vor Jahren saß ich an einem der Donnerstage einmal B. Auerbach gegenüber, der ohne viel zu reden sich damit

beschäftigte, auf Papierfetzen immer wieder etwas hinzukritzeln; endlich fragte sein Nachbar ihn: „Auerbach, was schreiben Sie da?“ — „Ich schreibe Autographen“ (richtiger wäre wohl Autogramme gewesen) — „wollen Sie eins haben?“ und schob ihm einen der Zettel hin. Das ist das Gegenstück zu Treitschke, wiewohl die Eitelkeit Auerbachs zu oberflächlich-naiv war um mehr als ein Lächeln hervorzurufen, um seine herzlich-gutmüthige Natur zu verderben. Von solchem Wahne aber klebte an Treitschke auch nicht der geringste Tropfen. Bei gesundem Selbstbewußtsein keine Spur von Eitelkeit; und was das bedeutet, wußte Bismarck als er meinte, man müsse, wenn man den Werth eines Mannes wissen wolle, alle guten Eigenschaften summiren und die Summe gegen seine Eitelkeit abwägen: was dann nachbleibe, das sei sein realer Werth. Bei Treitschke wäre kaum etwas von der Tugendsumme abzuziehen gewesen. Er hatte nichts Kleinliches an noch in sich, weder jene bewunderungssüchtige Eitelkeit, noch selbst die kleinen Bewegungen des Körpers; er dachte, fühlte groß, er bewegte sich, trug sich in großen und einfachen Formen. — Treitschke war bei derber, guter Sinnlichkeit ein froher Zecher, ein Genießer ohne jeden Schein noch Zimperei, ein stets reger Beobachter, ein Hasser des leeren Zwanges, der Heuchelei, jeder Art von Muckerei; zugleich aber ein Mann von tiefer Religion, ein Idealist in allen Dingen, ja mehr noch, ein Schwärmer. Aber seine Schwärmerei war nie auf eitle Dinge, stets auf Großes und Schönes und Edles gerichtet, und wo er in seinem Wirken irrte aus diesem Drange der Leidenschaft, da irrte er in dem Wege zum Guten, nicht in dem Guten selbst. Er war das Gegentheil von einem Doktrinär und hat deshalb seine Meinung oft geändert — ein Ruhm, der ihn vor nur zu vielen großen Namen unserer Zeit auszeichnet, und der eben nur dem blüht, dem es möglich ist, die Eitelkeit des einmal gefällten Urtheils dem Selbstbekenntniß der geläuterten Einsicht zu opfern. Sein Idealismus, sein stürmender, ruhig und scharf zergliedernder Beurtheilung nicht sehr geneigter Geist waren nicht immer dem praktischen Urtheil günstig. So z. B. wenn auf Engländer und englische Politik die Rede kam. Heringskrämer, Heuchler, und wie er sie nannte — stets war es der unideale, auf Geldgeschäfte zielende Sinn, den er in der

englischen Politik mit zornig-lachenden Worten traf; und in diesem gerechten Zorn achtete er oft nicht derjenigen Eigenschaften der Engländer, welche dieses Volk so groß gemacht haben und es auch heute vor Andern auszeichnen. Mit welch jugendlicher Liebe und Verehrung hing er anderseits an Deutschland, an den Hohenzollern, vor Allen an Wilhelm dem Alten; mit welcher Begeisterung an den großen Männern von 1870, an diesen Zeiten und Vorgängen! Aus einem alten sächsischen Soldatengeschlecht entsprossen und als Kind für den Kriegsdienst bestimmt, lebte die Soldatennatur bis zuletzt in ihm. Mit Begeisterung sprach er von der Herrlichkeit des Krieges, er selbst durchglüht von den edlen und erhebenden Leidenschaften des Kampfes, der Schlachten, des Heldenthums, der Aufopferung für eine große und edle Sache, unfähig der kleinen, sentimentalen Friedensseligkeit unserer Tage, welche im Kriege nur immer den Verlust an Gut und Blut nach Pfennig und Gramm genau zu berechnen weiß. Darum ist Niemand da, der ihn ersetzen könnte in dem stürmischen Schwunge, mit dem er die Jugend zu Selbstlosigkeit, Hingebung, Größe hinriß, in dem veredelnden Einfluß, mit dem er Tausende emporhob aus dem Tagesstaube. Um die Summe zu ziehen: ich bin nicht von denen, die leicht oder gern die Fehler bei Anderen übersehen oder verdecken; ich weiß aber nichts, was ich bei Treitschke hätte missen oder zulegen mögen. Und das ist mehr als ich von einem andern Manne sagen könnte.

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn."*)

* *
*

Wenn ich heute noch einige Zeilen der großen Politik glaube widmen zu dürfen, so wünsche ich das Bild festzuhalten, welches in ungewöhnlichem Maaße einheitlich geschlossen die gesammten Beziehungen der europäischen Mächte in diesem Augenblick wiedergiebt. Die Krönungsfeier zu Moskau mit ihrem Prunk amüsirt, interessirt Viele; es ist wohl das großartigste Fest, welches jemals

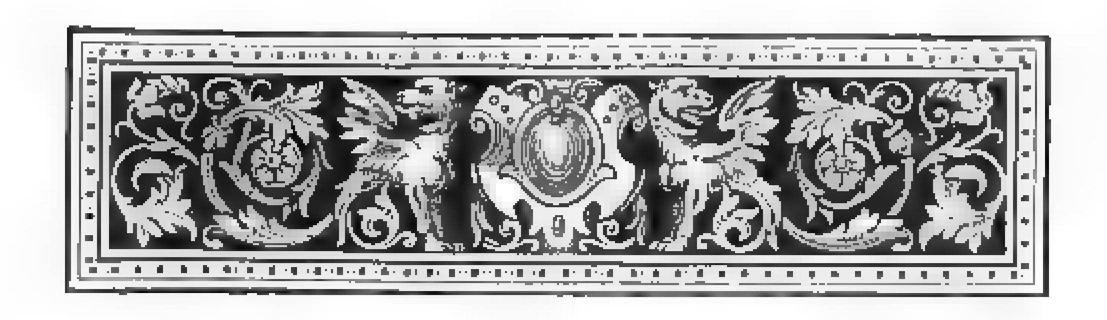
*) Dieser Tage wird ein Aufruf zu Sammlungen für ein Denkmal Treitschke's ergehen.

in der Welt gefeiert wurde. Denn war in Wien zur Zeit des großen Kongresses auch die gesammte politische Macht Europa's in seinen Fürsten versammelt, so hat man doch nie eine solche Menge von huldigenden Vertretern fremder Völker des Erdenrundes beisammen gesehen, als im heutigen Moskau. Aber nicht das ist es, was meine Gedanken nach Moskau fliegen ließ, nicht in der Aureole des äußern Scheines liegt die heutige Bedeutung Rußlands, sondern in der außerordentlichen Konzentration großen Einflusses auf die gegenwärtig wichtigsten Fragen der europäischen und außereuropäischen Politik. Das Bewußtsein hievon drückt sich allenthalben in der Meinung aus, daß die Entwickelung der politischen Beziehungen heute stille stehe, weil man in Moskau mit der Krönung beschäftigt sei, und daß nach der Krönung eine neue Aera beginnen, oder wenigstens wieder Leben in die erstarrte politische Welt kommen werde. Man hat da so unrecht nicht. Von dem Willen Rußlands hängt es ab, ob irgend ein Staat weiter in Frieden leben oder in den Kampf um die wichtigsten Interessen gestürzt werden soll. Ein Wink genügt, um die Franzosen gegen Deutschland zu entfesseln. Ein kräftiger Griff in Ostasien wirft dort Chinesen, Japaner, Engländer durcheinander; ein keckes Vorgehen in Persien entfacht einen englisch-russischen Krieg; die armenischen Gräuel können schnell und sicher nur durch russisches Eingreifen beendet werden; eine russische Flotte braucht in aller Stille sich vor Konstantinopel zu legen, und die Türkei fliegt, sobald die bulgarisch-serbischen Minen angezündet werden, in die Luft, Byzanz wird russisch; an zehn Punkten kann Oesterreich von Rußland verwundet werden, ohne daß es sich wirksam auf friedlichem Wege dagegen schützen kann; in Aegypten wartet man auf das russische Kommando um gegen England vorzugehen. Diese Fragen sind der Hauptinhalt der Politik im heutigen Europa, und sie können alle durch Rußland zur Entscheidung gebracht werden, auch wenn andere Mächte es nicht dazu wollten kommen lassen. Niemals seit Napoleon I. ist eine solche Menge politischer Interessen, politischen Stoffes in einer Hand vereinigt gewesen. Und es giebt darunter Interessen, welche zu einer Entscheidung drängen. In früheren Korrespondenzen habe ich darauf hingewiesen, daß nachdem Rußland in so feste Verbindung

mit der Pforte getreten ist, die Wirkung davon sich bald in Ägypten werde spüren lassen, und daß die meisten lärmenden Kundgebungen, die England zu Hause und außerhalb, in Europa, Afrika, Asien veranstaltet, nur oder großen Theils dazu dienen, um seine Furcht vor einer Katastrophe in Aegypten zu verdecken; daß endlich der Feldzug in Dongola dazu dienen werde, die Streitkräfte in Aegypten zu verstärken. Das trifft nun ein, man kann in Paris die Beendigung der Krönungsfeste kaum erwarten in der Ungeduld, die ägyptische Szene zu öffnen: indische Regimenter werden nach Suakim geworfen, die dort frei werdenden Truppen an den Nil vorgeschoben, und in Paris wird das mit Vergnügen auf die große Rechnung gesetzt, die, wie man hofft, recht bald den Engländern wird präsentirt werden. Diese Aussichten wirken wieder zurück auf das Verhalten zu Deutschland und erleichtern es dem neuen Ministerium gemäßigter Männer, die Beziehungen zu Berlin nicht von der steten Rücksicht auf gallischen Chauvinismus und Revanchelust trüben zu lassen. Dieses hat eine erhebliche Beruhigung der Gemüther diesseits und jenseits des Wasgau's zur Folge. Nimmt man hinzu, daß Italien mit überraschendem Glück und wohl auch Geschick zu der Aussicht gelangt ist, aus dem leidigen Sumpf des Krieges in Abessynien herauszukommen, und daß es ihm ebenso glücklich gelungen ist, seine Finanzen in Ordnung zu halten, sogar zu bessern, so versteht man die Beruhigung auch auf jener Seite der Alpen und die Stille, welche im Ganzen in Europa jetzt herrscht. Freilich darf man sich darüber nicht täuschen, daß diese Stille weniger durch allgemeine Befriedigung der Wünsche, als durch die Erwartung dieser Befriedigung herbeigeführt wird. Es ist die Spannung, mit der man, der Ruhe des Waffenstillstandes sich hingebend, der Eröffnung entscheidender Kämpfe entgegensieht. Und für diese Zukunft bahnen sich Wandlungen in den Beziehungen der Mächte an, die vielleicht dauernd die alten staatlichen Kombinationen verändern werden.

Berlin, den 25. Mai 1896. E. v. d. B.





Zeitgeist und Volksgeist in der naturalistischen Dichtung.

Das naturalistische Wahrheitsprinzip, das von je her mit dem idealistischen Schönheitsprinzip um die Herrschaft über die Dichtung gekämpft hat, ist in diesem Kampfe niemals so siegreich gewesen, wie in unserer Gegenwart. Hat auch die litterarische Partei, die den Naturalismus im engsten und strengsten Wortsinne vertritt, den Höhepunkt ihrer Macht und ihres Ansehens bereits überschritten, so dauert ihr Einfluß doch immer noch fort und zeigt sich namentlich darin, daß selbst die vorwiegend idealistische Dichtung der Gegenwart mehr als die irgend einer früheren Zeit mit naturalistischen Bestandtheilen durchsetzt ist. Ohne Zweifel gewinnt dadurch der dichterische Naturalismus eine kennzeichnende Bedeutung für den gegenwärtig herrschenden Zeitgeist.

Nun sind aber die Träger der geistigen Eigenthümlichkeiten, die wir unter dem Worte „Zeitgeist" zusammenfassen, nicht bloß menschliche Einzelwesen, die durch irgend eine Art geistiger Ueberlegenheit ihre Zeitgenossen beherrschen, sondern in noch höherem Grade menschliche Gesammtheiten, namentlich tonangebende Völker, die in Bezug auf irgend einen Kulturzweig oder auch auf mehrere zugleich die Führung und Vertretung der gesammten zeitgenössischen Kulturwelt übernehmen. Das gilt von der Kunst kaum weniger, als von der Kleidermode, und nicht am wenigsten von der Dichtung.

So hat im Zeitalter des modernen Klassizismus das französische Volk für die gesammte Kunstdichtung Europas den Ton

angegeben, während im darauf folgenden Zeitalter der Neuromantik das deutsche Volk den übrigen Litteraturvölkern tonangebend voranging. Wie verhält es sich nun mit unserer Gegenwart? Welches Volk hätte darauf Anspruch, in Bezug auf den Naturalismus, der die ihr eigenthümliche Dichtung kennzeichnet, als tonangebend zu gelten?

Bekanntlich ist diese Kunstrichtung bei den verschiedensten Völkern fast gleichzeitig zu Tage getreten und hat bei mehr als einem von ihnen so hervorragende und einflußreiche, zugleich aber auch so eigenartige Vertreter gefunden, daß die Entscheidung darüber unmöglich erscheint, welches dieser Völker den andern gegenüber die Führerrolle spielt. Am ehesten noch haben die Franzosen Anspruch auf die Ehre, wenigstens im zeitlichen Sinne des Wortes an der Spitze der modernen Naturalisten zu stehn, denn auf französischem Boden sind schon im Zeitalter der Neuromantik einzelne Schriftsteller aufgetreten, die neben entschieden romantischen Zügen schon eben so entschieden naturalistische aufweisen, und von diesen hat namentlich Balzac einen weit über sein Vaterland hinausgehenden Einfluß auf die Folgezeit ausgeübt.

Aber der Naturalismus dieser Folgezeit unterscheidet sich von dem aller früheren Zeiten nicht bloß durch eine viel weitere Verbreitung, sondern auch durch eine viel rücksichtslosere Folgerichtigkeit in der Anwendung seines Kunstprinzips, und zu den entschiedensten Vertretern dieses rücksichtslosen Naturalismus gehören auch Angehörige solcher Völker, die als Gesammtheit von je her eben so entschiedene Vertreter eines idealistischen Kunstprinzips gewesen sind.

Sollte der Nationalgeschmack dieser Völker so veränderlich sein, daß er im Stande wäre, einer modischen Kunstrichtung zu Liebe seine ganze Vergangenheit zu verleugnen? Oder steht der Privatgeschmack der einzelnen Vertreter dieser modischen Kunstrichtung in einem ausgesprochenen Gegensatz zum Nationalgeschmack ihrer Völker? In keinem dieser beiden Fälle hätte der nationale Gesammtgeist irgend eines Volkes darauf Anspruch, als Beherrscher und Vertreter des wesentlich naturalistischen Zeitgeistes der gegenwärtigen Litteraturperiode in demselben Sinne zu gelten, in welchem der französische Volksgeist während der neuklassischen und der

deutsche während der neuromantischen Litteraturperiode den Geist der Zeit beherrschte und vertrat.

Wird aber der Geist unserer Zeit, sofern er in der Dichtung sich offenbart, nur durch die Einzelgeister der naturalistischen Dichter aus verschiedenen Völkern vertreten, wie läßt sich dann die Uebereinstimmung zwischen ihnen in Bezug auf die allen gemeinsame Kunstrichtung erblicken? Das überall gleichmäßig gefühlte Bedürfniß nach einer Reaktion gegen die Ausschweifungen der Neuromantik wäre noch kein ausreichender Erklärungsgrund für diese Uebereinstimmung, da eine solche Reaktion sehr mannigfaltig gedacht werden kann. Eben so gut wie zum Naturalismus hätte sie die Franzosen zum Klassizismus zurück, die Deutschen zu einer neuen, geläuterten Art von Romantik vorwärts führen können. Warum führte sie nun die Dichtung beider Völker, den nationalen Ueberlieferungen beider zum Trotz, gerade der Kunstrichtung zu, die der klassischen wie der romantischen gleich entschieden widerspricht? Hierauf läßt sich Folgendes antworten: Der Zeitgeschmack, d. h. der Zeitgeist, so weit er auf ästhetischem Gebiete zu Tage tritt, wird nicht nur durch den Nationalgeschmack tonangebender Völker in seiner Eigenart bestimmt, sondern zugleich durch die Gesammtkultur der Zeit, da alle Kulturzweige unter einander im Verhältniß der Wechselwirkung stehn. In der Gesammtkultur der Gegenwart aber spielen Wissenschaft und Gewerbe, die in raschem und stetigem Fortschreiten begriffen sind, eine viel maßgebendere Rolle, als die schöne Kunst, die ihrem Wesen nach nur langsam und sprungweise fortzuschreiten vermag, sofern die zeitlichen Veränderungen, die mit ihr vorgehn, als wirkliche und nicht als bloß scheinbare Fortschritte gelten können. Demgemäß hat der Zeitgeschmack einer Wandlung unterliegen müssen, die dem innersten Wesen der schönen Kunst weniger gerecht wird, als denjenigen ihrer Seiten, die ihr mit der Wissenschaft und dem Gewerbe gemeinsam sind. In der That läßt der dichterische Naturalismus nicht nur dem Wahrheitsprinzip, das die Kunst mit der Wissenschaft theilt, sondern auch der künstlerischen Technik, d. h. dem Handwerksmäßigen an der Kunst, eine größere Würdigung zu Theil werden, als dem Künstlerischen im engsten und eigentlichsten Sinne des Worts, d. h. der schöpferischen Thätigkeit der Phantasie.

So richtig aber das alles ist, — es bleibt dabei immer noch unerklärt, warum der moderne Naturalismus im Gegensatz zu dem aller früheren Zeiten so weit geht, geradezu das Häßliche vor dem Schönen zu bevorzugen, und zwar in der Wahl seiner Stoffe eben so gut, wie in deren Behandlung. Weder im Wesen der Wissenschaft, noch in dem des Gewerbes läßt sich etwas entdecken, was zu einer solchen Bevorzugung des Häßlichen in der „schönen" Kunst verführen könnte. Sollte sie auf einer bloßen künstlerischen Willkür der modernen Naturalisten beruhen, d. h. eine übermüthige Geschmackslaune sein, wie sie hier und da schon bei einzelnen Neuromantikern, namentlich französischen, in allerlei fratzenhaften Gestaltungen sich gefiel?

In diesem Falle wäre jeder weitere Versuch, den modernen Naturalismus psychologisch zu erklären, völlig aussichtslos; denn die reine Willkür läßt sich eben so wenig psychologischen Gesetzen unterordnen, wie den Gesetzen des Staats.

Oft aber ist das, was uns als bloße Willkür erscheint, nur ein Gesetzmäßigkeit, die als solche von uns noch nicht erkannt worden ist, und bei näherer Betrachtung dürfte es sich erweisen, daß auch an den Ausschweifungen des modernen Naturalismus das freie Belieben der einzelnen naturalistischen Dichter wenigstens nicht allein die Schuld trägt, sondern zum Theil auch die zwingende Gewalt äußerer Umstände, wie sie den gesammten Gang der kulturgeschichtlichen Entwickelung — bald hemmend, bald fördernd — beeinflussen.

Um das zu veranschaulichen, mag der Hinblick auf den normalen Entwickelungsgang eines Kulturzweigs dienen, der mit der schönen Kunst zwar wenig, aber doch das gemein hat, worauf es hier ankommt.

Wenn auf jungfräulichem Boden Ackerbauer sich ansiedeln, dann nehmen sie den dankbarsten Theil dieses Bodens zuerst in Angriff. Erst später, sobald die Zunahme der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse sie dazu nöthigt, wird auch das weniger dankbare Ackerland bearbeitet; dann aber dringt der Bodenanbau immer weiter und weiter vor, bis er in irgend einer Wüste seine natürliche Grenze erreicht.

Einen ähnlichen Entwickelungsgang, wie die Kultur des Bodens, nehmen auch die übrigen Glieder des Kulturganzen.

Selbst die schöne Kunst — die Blüthe der Geisteskultur — zeigt hierin ihren Zusammenhang mit dem Ackerbau — der Wurzel aller Kultur überhaupt.

Je weiter wir die Entwickelung der Kunst in der Richtung nach ihren Ursprüngen hin verfolgen, um so dankbarer erweisen sich uns — trotz aller Schwankungen des Zeitgeschmacks — die von ihr bearbeiteten Stoffgebiete, d. h. um so weniger widerstreben diese der künstlerischen Bearbeitung im engsten und höchsten Sinne des Worts: der künstlerischen Idealisirung.

Ganz besonders deutlich zeigt sich uns das in der Geschichte der Dichtung, die als die zugleich ursprünglichste und entwickelungsfähigste aller schönen Künste für deren Gesammtentwickelung am meisten typische Bedeutung hat.

Aus der idealen Wunderwelt der ältesten Volkspoesie, deren Helden Götter und Halbgötter sind, steigt die Dichtung der europäischen Völker überall auf wesentlich gleiche Weise in die weniger ideale, aber immer noch vornehme und feiertägliche Welt herab, der nicht nur die höfischen Dichter des Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, sondern auch die klassischen und romantischen Kunstdichter der Neuzeit ihre Stoffe entnahmen, — dann aus dieser in die bürgerliche Alltagswelt, die erst lange um ihr Daseinsrecht im Reiche der Dichtung kämpfen muß, ehe sie — in der nachromantischen Zeit — zu vorwiegender Geltung in ihr gelangt. Seit dieser Zeit aber, d. h. etwa seit den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts, sucht die europäische Kunstdichtung in fortwährend steigendem Maße statt des Tüchtigen und Gesunden, das sie anfangs auch in dieser Stoffwelt aufzufinden weiß, lieber das Schwächliche und Krankhafte, das Niedrige und Rohe aus ihr hervor, bis sie in der Welt des proletarischen Elends und des gemeinen Verbrecherthums bei einem Stoffgebiet anlangt, wie es dichterisch undankbarer wohl kaum gedacht werden kann.

Dieser Entwickelungsgang der Dichtkunst läßt sich aus denselben Ursachen erklären, wie der entsprechende des Ackerbaus. Die fortwährend wachsenden und wechselnden Bedürfnisse des Menschen nöthigen diesen zu immer wieder erneuten Versuchen, bisher unbeachtete, weil als undankbar geltende Stoffgebiete zu ihrer

Befriedigung zu verwerthen, und zwar der ästhetischen Bedürfnisse eben so gut wie der leiblichen.

Ist ein derartiger Entwickelungsgang als ein Fortschritt zum Besseren zu betrachten? — Diese Frage darf man nicht vorschnell verneinen; denn an dem Werthe von Kulturerzeugnissen jeder Art hat die menschliche Arbeit keinen geringeren, an dem Werthe von Kunstwerken sogar einen unvergleichlich viel höheren Antheil, als der naturgegebene Rohstoff, — und gerade die zunehmende Undankbarkeit der noch unbearbeiteten Rohstoffe bildet einen Hauptanreiz für die menschliche Kulturarbeit, ihre Leistungsfähigkeit fortwährend zu steigern, um den sich fortwährend erhöhenden Schwierigkeiten gewachsen zu bleiben. In Folge dessen wird die Grenze des Ackerlandes immer weiter in Urwald und Steppe vorgeschoben, und es läßt sich nicht absehn, ob nicht einmal auch Sand- und Steinwüsten gezwungen sein werden, dem Herrn der Erde ihren Tribut zu entrichten.

Sollte auf dem Gebiete der Kunst nicht etwas Aehnliches der Fall sein? — Sollte die fortwährende Verschlechterung des Rohstoffs nicht in der Dichtung eben so gut, wie im Ackerbau, eine fortwährende Verbesserung der Arbeit im Gefolge haben?

In der That ist dies bis zu einem gewissen Grade der Fall. Die dichterische Technik kann sich einer fast eben so stetigen Fortentwickelung rühmen, wie die Technik des Ackerbaus, und nur dadurch ist es der Dichtkunst möglich geworden, immer weitere und weitere Stoffgebiete für sich zu erobern.

Wenn es nun dem Dichter gelänge, die von Natur abstoßenden Gegenstände, die der moderne Naturalismus bevorzugt, durch seine Arbeit so weit umzuschaffen, daß sie einen gewissen Grad ästhetischer Anziehungskraft gewinnen, dann dürfte er sich eines ähnlichen Erfolges rühmen, wie der Ackerbauer, dem es gelungen ist, eine Wüste urbar zu machen.

Dieser schwierigsten aller dichterischen Aufgaben ist aber die bloße Technik der Dichtkunst — selbst auf der denkbar höchsten Stufe ihrer Entwickelung — nicht gewachsen. Wenn irgendwo, so bedarf es hier der spezifisch künstlerischen Fähigkeit des Dichters d. h. der selbstschöpferischen Dichterphantasie. Diese aber ist — im Gegensatz zur technischen Fertigkeit jeder Art — weder erlernbar

noch entwickelungsfähig im geschichtlichen Sinne des Wortes; -- sie ist ein freiwilliges Geschenk der Natur, das sich als solches gerade mit den ursprünglichsten Zuständen der Gesammtkultur weit besser verträgt, als mit den höchstentwickelten.

Im Jugendalter der Völker wie der Einzelmenschen regt die Phantasie am freisten und am kräftigsten ihre Schwingen; -- später wird sie durch den immer mehr erstarkenden Wirklichkeits- und Nützlichkeitssinn immer mehr in ihrer Flugbahn beengt und in ihrem Aufschwunge gehemmt. Es stände daher schlimm um die geschichtliche Fortentwickelung der Dichtkunst, wenn nicht auch der Schönheitssinn unter günstigen Bedingungen sich zu entwickeln und genugsam zu erstarken im Stande wäre, um die dichterische Phantasie in seinen Schutz und Dienst nehmen zu können. Was aber die Technik der Dichtung anlangt, so erfüllt sie nur dann ihre Aufgabe als künstlerische Technik, wenn sie eben so gut, wie die dichterische Phantasie, der Idealisirung des Darstellungsgegenstandes und damit dem Schönheitszwecke dient, durch den sich das dichterische, wie jedes andere Kunstwerk, von den nichtkünstlerischen Kulturschöpfungen unterscheidet.

Die Idealisirung selbst solcher Gegenstände, wie sie der moderne Naturalismus in die Dichtung eingeführt hat, ist nicht undankbar; aber sie erfordert nicht nur ein um so größeres Maß schöpferischer Phantasie, sondern auch einen um so höher entwickelten Schönheitssinn, je leichter die hochentwickelte Technik der Gegenwart den Dichter dazu verführt, mit ihrer Hilfe unkünstlerische Zwecke zu verfolgen.

Die modernen Naturalisten machen daher nur aus der Noth eine Tugend, wenn sie grundsätzlich auf jede Idealisirung ihres Gegenstandes verzichten und in der Theorie die Ansicht vertreten, daß die charakteristische Wahrheit in der Kunst mehr als hinreichenden Ersatz biete für den Mangel an idealer Schönheit.

Mögen sie aber hierin auch irren, — darin haben sie Recht, daß eine gewisse Art der Wahrheit ein wesentliches Element in aller Kunst ist, und es läßt sich nicht leugnen, daß der moderne Naturalismus durch seine entschiedene, wenn auch einseitige und übertriebene Geltendmachung des Wahrheitsmoments in der Kunst sich ein sehr schätzenswerthes Verdienst um deren Fortentwickelung erworben hat.

Zur ästhetischen Bedeutung des Naturalismus gesellt sich aber eine außerästhetische, die vielleicht noch höher anzuschlagen ist: seine Bedeutung für die Völkerpsychologie.

Zwar ist der Dichter immer und überall das Glied irgend eines Volkes und noch vieler andern Gesammtheiten, von deren Geiste er mehr oder weniger beeinflußt wird, und schwerlich dürfte sich ein solcher finden, in dessen Werken sich nicht Spuren dieses Einflusses nachweisen ließen. Aber zwischen dem idealistischen und dem naturalistischen Dichter ist in dieser Beziehung doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Während jener in der Wahl wie in der Behandlung seiner Gegenstände zunächst und vor Allem seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen sucht, drängt dieser die seinige zurück, um möglichst sachlich zu verfahren. Er verzichtet darum auf frei erfundene Stoffe ganz und beschränkt sich am liebsten auf solche, die einer ihm genau bekannten Wirklichkeit entnommen sind. Die Folge davon ist, daß seine Dichtungen in der Regel auf dem Boden seiner Heimath sich abspielen und die in ihnen auftretenden Personen und Verhältnisse seinem eigenen Volke und seiner eigenen Zeit angehören. Da ihn zugleich das Wahrheitsprinzip seiner Kunstrichtung dazu drängt, allen von ihm geschilderten Personen und Zuständen eine möglichst typische Bedeutung zu geben, so gewinnen diese in demselben Maße in welchem ihm seine Absicht gelingt, ein zunächst ethnographisches Interesse für alle diejenigen, die dem Lande und Volke des Dichters ferner stehen als er selbst. Dies Interesse aber vertieft sich zum völkerpsychologischen nicht nur in Folge des Umstandes, daß der Dichter als Volksgenosse der von ihm geschilderten Personen einen tieferen und unmittelbaren Einblick in deren seelisches Innere besitzt, als ein Fremder, sondern auch in Folge dessen, daß er in alledem, was er bei der Darstellung seines Gegenstandes wider Willen von seinem eigenen seelischen Innern verräth, nicht sowohl seine persönliche Eigenart zur Anschauung bringt, als vielmehr die Gesammteigenart seines Volkes und seiner Zeit. Er schildert also nicht nur nationale und zeitgenössische Typen, sondern er schildert sie auch von einem nationalen und zeitgenössischen Standpunkte aus und in nationaler und zeitgenössischer Färbung und Bedeutung, so sehr er dabei auch bemüht sein mag, seinen Dichter-

werken die objektive Wahrheit eines wissenschaftlichen Werkes zu verleihen.

Zwar kennt auch die Kunst eine Wahrheit und eine Objektivität; aber diese beiden Bezeichnungen bedeuten für sie etwas ganz anderes, als für die Wissenschaft, da sie sich nicht, wie bei dieser, auf den Inhalt, sondern nur auf die Darstellungsform des Werkes beziehen. Die Wahrheit des wissenschaftlichen Werkes beruht auf der Uebereinstimmung seines Inhalts mit dem Wesen seines Gegenstandes, die Wahrheit des künstlerischen dagegen nur in der überzeugenden Charakteristik, mit welcher die Kunstform nicht sowohl den Gegenstand selbst darstellt, als vielmehr dessen Auffassung durch den Künstler. Diese aber ist ihrem Wesen nach immer subjektiv. Wenn trotzdem von künstlerischer Objektivität die Rede ist, so meint man damit nur jene lebendige Anschaulichkeit der Darstellung, welche die Persönlichkeit des Künstlers allerdings zurücktreten läßt, aber nicht hinter das Wesen seines Gegenstandes, sondern nur hinter die Kunstform seines fertigen Werkes. Eine solche Art von Wahrheit und Objektivität verträgt sich aber auch mit einer idealistischen Auffassung und mit einem märchenhaften Stoffe, wie nicht wenige der Balladen Goethes beweisen.

So ist z. B. Goethes Fischerballade ein Muster von künstlerischer Wahrheit und Objektivität. Das Wasser erscheint hier allerdings in mythischer Personifikation als Nixe; aber was der Dichter in dieser Ballade darstellen will, ist nach seiner eigenen Angabe auch nicht das Wasser in seiner sinnlichen Erscheinung oder gar in seinem inneren, nur wissenschaftlich erfaßbaren Wesen, sondern nur der Reiz, mit dem das Wasser an einem heißen Sommertage die Menschen zum Bade ladet, den Menschen d. h. zunächst den Dichter selbst. Dieser lockende Reiz nun kann mit dichterischen Mitteln unmöglich überzeugender charakterisirt und lebendiger veranschaulicht werden, als dadurch, daß sich das Wasser in den Augen des Fischers zu einem schönen Weibe vermenschlicht, welches zu ihm wie zu seines Gleichen spricht und singt, und zwar mit dem berückenden Wohllaut Goethe'scher Verse und Reime.

Wenn nun der naturalistische Dichter, statt nach der spezifisch künstlerischen Wahrheit und Objektivität eines Goethe, nur nach Sachlichkeit im Sinn der Wissenschaft strebt, so bleibt er doch

hinter diesem Ziele um so weiter zurück, je mehr er Künstler d. h. je mehr er geeignet und geneigt ist, seinen Gegenstand mit dem Gemüthe und der Phantasie, statt bloß mit dem Verstande aufzufassen. Wenn es ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelingen mag, bei der Auffassung und Darstellung seiner nationalen und zeitgenössischen Typen die persönliche Theilnahme zurückzudrängen, die er jedenfalls für oder wider sie empfindet, so geschieht das doch nicht zu Gunsten der kalten, weil rein verstandesmäßen Unparteilichkeit, die der Wissenschaft eigen ist, sondern nur zu Gunsten einer Parteinahme, die ihm selbst verborgen bleibt, weil sie noch tiefer wurzelt, als in seinem persönlichen Gemüthe, nämlich im Gesammtgemüthe eines Ganzen, von dem er selbst ein lebendiges Glied ist, das eben deshalb von allen Regungen desselben miterregt wird, ohne es zu wissen und zu wollen.

Wo die naturalistische Dichtung den Namen einer Dichtung wirklich verdient, da ist ihre Wahrheit und Objektivität wesentlich derselben Art, wie die Wahrheit und Objektivität der Volkspoesie, in welcher ebenfalls der individuelle Geist der einzelnen Dichter hinter irgend einem Gesammtgeiste verschwindet.

Was aber diese beiden Arten der Dichtung in völkerpsychologischer Beziehung von einander unterscheidet, ist zunächst die Art ihrer Entstehung. Das Erzeugniß der Volkspoesie ist wirklich das gemeinsame Werk irgend einer menschlichen Gesammtheit; denn viele einzelne Dichter, die nicht selten durch Zeit und Raum weit von einander getrennt und nur durch den Geist einer alle gleichmäßig umfassenden Gesammtheit vereinigt sind, haben an seinem Entstehen, wie an seinem Wachsthum und seinen sonstigen Veränderungen, ihren Antheil. Das naturalistische Dichterwerk dagegen ist nur das zeitlich beschränkte Werk eines Einzelnen, weil der Dichter mit bewußter Absicht schweigen läßt, was sein Geist an persönlicher Eigenart besitzt. Diese Art von Selbstverleugnung ist aber für ihn bei Weitem nicht in dem Grade erreichbar, wie sie für die ungenannten Dichter der Volkspoesie nicht nur möglich, sondern sogar unvermeidlich ist. Denn in den jugendlichen Kulturzuständen, die das Entstehen der Volkspoesie voraussetzt, steht die persönliche Individualität des Dichters noch auf einer zu tiefen Entwickelungsstufe, um sich der Herrschaft des Gesammtgeistes, der

ihm in Sitte, Recht, Religion und Sprache verkörpert entgegentritt, so weit entziehen zu können, wie das die hochentwickelten Kulturzustände, aus denen der moderne Naturalismus erwachsen ist, dem Einzelnen nicht nur gestatten, sondern bei einem gewissen Bildungsgrade desselben sogar zur Nothwendigkeit machen. Was aber beide Arten der Dichtung noch weiter von einander entfernt, ist der Umstand, daß die Volkspoesie als Erzeugniß eines jugendlichen Kulturzustandes auch die Vorzüge der Jugendlichkeit an sich trägt, indem sie zu einer phantasievollen und wesentlich optimistischen Auffassung der Dinge neigt und demgemäß lieber die Lichtseiten ihrer Gegenstände hervorkehrt, als deren Schattenseiten, während bei der naturalistischen Dichtung als dem Erzeugniß einer phantasiearmen, zur Verstandeskritik und zum Pessimismus neigenden Altersperiode der Kultur das Umgekehrte der Fall ist. Der größte völkerpsychologische Gegensatz endlich, der wenigstens die aus alter Zeit stammende Volkspoesie von der naturalistischen Kunstpoesie der Gegenwart trennt, liegt darin, daß jene als das Erzeugniß vieler verschiedener Generationen einer und derselben Gesammtheit mehr deren bleibende Grundzüge d. h. den Volksgeist, diese dagegen als das Erzeugniß einer litterarischen Partei, deren Kunstprinzip in unserer raschlebigen Zeit — wie jede andere Mode — schnell von einem Volke zum andern übergeht, mehr nur eine Eigenthümlichkeit des überall herrschenden Zeitgeistes zum Ausdruck bringt.

Doch da die nationale Gesammtheit des Volkes als die durchschnittlich am schärfsten abgegrenzte und am vollkommensten organisirte auch die widerstandskräftigste aller menschlichen Gesammtheiten ist, so läßt sich der Volksgeist nur sehr unvollkommen vom Zeitgeist zurückdrängen. Wenigstens gilt das von allen den Aeußerungen des menschlichen Geisteslebens, in denen die Subjektivität eine entscheidende Rolle spielt, so namentlich von der Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft. Wie diese wesentlich international ist, weil der Verstand sich bei allen Völkern gleicht, so ist jene wesentlich national, weil das Gemüth, die Phantasie und selbst der Geschmack bei allen Völkern verschieden sind. Mag die naturalistische Theorie als wissenschaftliches, aus dem naturalistischen Kunstprinzip logisch entwickeltes System bei den verschiedensten Völkern Europas gleichmäßige Anerkennung finden, —

die Praxis der naturalistischen Kunst läßt überall die nationale Eigenart mehr oder weniger deutlich hervortreten.

In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß diejenigen naturalistischen Dichter der Gegenwart, deren Namen man am häufigsten und meist zusammen nennt, um mit ihnen zugleich drei verschiedene Modifikationen des Naturalismus zu bezeichnen, nämlich Zola, Ibsen und Leo Tolstoi, nicht nur drei verschiedenen Völkern, sondern zugleich den drei arischen Hauptvölkerstämmen Europas angehören, und in den verschiedenen Modifikationen ihres Naturalismus zugleich die Verschiedenheiten ihres Volks- und Stammescharakters vertreten.

Wenn unter diesen Dreien der Franzose Zola bisher den stärksten Einfluß auf die europäische Litteraturwelt ausgeübt hat, so ist dies nicht etwa die Folge künstlerischer Ueberlegenheit über die beiden Andern, sondern nur des Umstandes, daß er das naturalistische Prinzip mit rücksichtsloserer Folgerichtigkeit vertritt, als sie, und zwar nicht bloß als Dichter, sondern mehr noch als Theoretiker und Kritiker. Hierin aber zeigt er einen echt französischen Charakterzug, der den internationalen Einfluß Frankreichs auch auf andrem, als dem ästhetischen Gebiet erklärt. Er besteht in der Neigung, jedes für richtig gehaltene praktische Prinzip in logischer Geradlinigkeit auf die Spitze zu treiben. Wird es dadurch auch nicht selten ad absurdum geführt und in diesem Falle nur allzuleicht mit dem entgegengesetzten Prinzip vertauscht, das dann ebenso auf die Spitze getrieben wird, so imponirt doch die logische Folgerichtigkeit, sowie die Entschiedenheit und Raschheit eines solchen Vorgehens überall den Massen des Volkes mehr, als ein maßvolleres Vorgehen, das auf das geschichtliche und natürliche Recht des Bestehenden Rücksicht nimmt und deshalb langsamer und auf gewundeneren Wegen sein Ziel verfolgt. Besonders ist dies bei romanischen Völkern der Fall, die sich alle mehr durch logischen, als durch historischen Sinn und durch Natursinn auszeichnen, und deren politisches Leben deshalb, auch unabhängig von französischen Antrieben, nur allzu leicht zwischen den entgegengesetzten Extremen der Pöbelherrschaft und der Säbelherrschaft sich hin und her bewegt. Die Nachfolge, welche die verschiedenen französischen Revolutionen auch außerhalb der romanischen Länder gefunden haben, und die Weltherrschaft der französischen Kleidermoden, beweisen allerdings,

daß die moderne Kulturwelt überall für die Reize der Abwechselung empfänglich ist, aber zugleich auch, daß sie dabei dem Einfluß der veränderlichsten aller großen Kulturnationen unterworfen bleibt, weil diese in der praktischen Initiative mit der sie allgemein gefühlten Zeitbedürfnissen abzuhelfen weiß, den übrigen Völkern immer um einen Schritt voraus ist.

Auf dem Gebiete der Litteratur zeigt sich dieser tonangebende Einfluß Frankreichs, sowie der nationale Charakterzug, auf dem er beruht, schon seit dem Zeitalter der Kreuzzüge, also ungefähr so lange, als das französische Volk überhaupt besteht, — am entschiedensten aber im Zeitalter Ludwigs XIV. Nirgends erreichte die höfische Konvenienz der neuklassischen Geschmacksrichtung einen so hohen Grad engherziger Beschränktheit, wie in der französischen Litteratur dieser Zeit. Dafür aber waren die Phantastereien der neuromantischen Dichtung auch nirgends so ausschweifend und unwahr, wie in Frankreich, als dieses sich endlich entschloß, mit dem Prinzip des Klassizismus zu brechen. Die Uebertreibungen des romantischen Prinzips aber haben, eben so gut wie die des klassischen, den Litteratureinfluß Frankreichs auf das übrige Europa eher gefördert als gehemmt. Ganz dasselbe ist nun auch mit den Ausschweifungen des Zolaschen Naturalismus der Fall. Diese stammen zum nicht geringen Theile geradeswegs aus der französischen Neuromantik, von der Zola stärker beeinflußt ist, als er eingestehen will. Selbst in Bezug auf seinen Kultus des Häßlichen sind die französischen Neuromantiker seine Vorgänger. Während aber diese das Häßliche vorwiegend zu rein ästhetischen Kontrastwirkungen benutzten, stellt Zola dasselbe meist ohne jeden Gegensatz hin, der im Stande wäre, es ästhetisch zu ergänzen. Er thut dies im Interesse der „objektiven Wahrheit" seines „experimentalen Romans," und sucht diesem durch den trockenen Ernst, mit dem er in ihm natur- und sozial-philosophische Lehrmeinungen verbildlicht, einen „wissenschaftlichen Charakter" zu geben, weil der moderne Roman „das moderne Leben wiederspiegeln" müsse und „die Wissenschaften die Führung des Jahrhunderts übernommen haben." Was aber Zolas Romane an unzweifelhafter Wahrheit enthalten, ist nicht wissenschaftliche, sondern höchstens künstlerische Wahrheit, und von dieser enthält schon das altfranzösische Rolandslied, trotz

seiner mittelalterlichen Wundergeschichten, wenigstens eben so viel. Für den französischen Volksgeist aber ist dies alte Volksepos noch weit charakteristischer, als die Romane Zolas. Auch diese berichten, indem sie den Verfall der französischen Gesellschaft unter dem zweiten Kaiserreich schildern, nicht sowohl Thatsächliches und Beweisendes, als sie vielmehr den niederschlagenden Einfluß bekunden, den das Unglück Frankreichs im deutsch-französischen Kriege auf das französische Volk hervorgerufen hat. In seiner muthlosen Schwarzseherei zeigt Zola hier zugleich den Einfluß des modernen Pessimismus, während doch die unausrottbare französische Nationaleitelkeit sich darin bei ihm äußert, daß er gleich der Mehrzahl seiner zeitgenössischen Landsleute für alles nationale Unglück der letzten Zeit nur einzelne Verräther verantwortlich macht. Auch das Rolandslied zeigt schon diesen echt französischen Charakterzug. Ohne Verrath wäre schon zur Zeit der Kreuzzüge eine Niederlage der „großen Nation" ein für diese undenkbares Ereigniß gewesen. Aber die unbekannten Dichter des Rolandsliedes standen unter dem Einfluß des mittelalterlichen Idealismus und der religiösen Begeisterung der Kreuzzugszeit, und das französische Volk, das damals wirklich und in vollerem Sinne des Worts, als jemals später „an der Spitze der Zivilisation" marschirte, hatte zu dem muthvollen Glauben, die vereinzelte Niederlage bei Ronceval durch eine ganze Reihe glänzender Siege rächen zu können, um so mehr Veranlassung, als seine Nationalfeinde zugleich die Feinde der ganzen Christenheit waren. Seitdem haben sich die Zeiten sehr wesentlich geändert; der französische Nationalcharakter aber ist sich wesentlich gleich geblieben. Auch heutzutage ist der Glaube an eine glorreiche Zukunft Frankreichs und an einen siegreichen Rachekrieg gegen den Nationalfeind im französischen Volke wach, und die sittlichen Zustände Frankreichs sind keineswegs so schlimm, wie sie in der pessimistischen Darstellung Zolas erscheinen. Im Grunde ihres Herzens sind die Franzosen, als Gesammtheit betrachtet, auch heutzutage noch eben solche Optimisten, wie im Zeitalter der Kreuzzüge, und eben solche Verehrer klarer und geschmackvoller, wenn auch rein konventioneller und damit unwahrer Formen, wie im Zeitalter Ludwigs XIV. Am französischen Naturalismus der Gegenwart aber ist nichts französisch, als die

rücksichtslose Folgerichtigkeit in der Anwendung des naturalistischen Kunstprinzips. Der französische Formensinn verleugnet sich auch bei ihm nicht ganz; aber an die Stelle des ästhetischen Formalismus der französischen Klassiker tritt bei ihm ein bloß logischer, und wenn ihm im Gegensatz zu diesem die Wahrheit mehr gilt als die Schönheit, so gilt ihm doch die Klarheit noch weit mehr als die Wahrheit.

Wenn Zola unter allen Gattungen der Dichtung den Roman am höchsten stellt, während er in der Lyrik nur „eine Musik für nervöse Frauen" sieht, „eine dichterische Ueberspannung, die keine Analyse gestattet und an den Wahnsinn grenzt," so befindet sich hierbei sein naturalistisches Glaubensbekenntniß noch im Einklang mit dem französischen Nationalgeschmack, denn die zugleich beliebtesten und bedeutendsten Erzeugnisse der französischen Litteratur gehören der Prosa und innerhalb dieser dem Romane an; zugleich aber verräth er damit die Grenzen seiner persönlichen Begabung für die Dichtkunst, denn nur der Roman gestattet das außergewöhnlich große Maß epischer Breite, mit der Zola seine Stoffe behandelt. In den oft nur allzu weitläufig ausgeführten Schilderungen, die nur zum Theil dem „wissenschaftlichen" Zwecke seiner Romane dienen, tritt die mehr malerische als dichterische Kunstbegabung des französischen Volks hervor. Dagegen hat Zola von dem französischen Sinn für das Theatralische nur sehr wenig an sich. Das Drama weiß er allerdings zu schätzen; aber seine Neigung zu breiten Analysen steht mit dem Wesen der dramatischen Technik allzu sehr im Widerspruch, als daß er auf der Bühne hätte heimisch werden können.

Um so besser ist das dem Norweger Ibsen gelungen, dessen internationaler Einfluß aber viel beschränkter ist, als derjenige Zolas. Außerhalb der skandinavischen Länder hat er nur in Deutschland große und nachhaltige, wenn auch nicht unbestrittene Erfolge errungen, sonst überall nur bloße Achtungserfolge. Sein Publikum ist also ein vorwiegend germanisches. Dies aber hängt damit zusammen, daß er trotz mancher Eigenheiten, die er mit Zola theilt, z. B. der Neigung, moderne Vererbungstheorien dichterisch zu verwerthen, eine durch und durch germanische Natur ist. Dies verräth sich namentlich in der eigensinnigen Selbstän-

digkeit seines Wesens wie seines Dichtens, die beide weniger durch den Verstand, als durch den Willen bestimmt erscheinen. Auch er verfolgt in seinen Dichtungen mehr lehrhafte als künstlerische Zwecke, aber seine Lehrhaftigkeit ist weniger wissenschaftlicher als ethischer Natur; denn es handelt sich in ihr nicht um eine wissenschaftliche Erklärung der physischen und moralischen Schäden, an denen die moderne Gesellschaft krankt, sondern um die sittlichen Probleme, die aus dem Vorhandensein dieser Schäden für den Einzelnen erwachsen, dem deren Heilung, oder falls diese unmöglich sein sollte, seine eigene Gesundheit am Herzen liegt.

Für die Darstellung des Gegensatzes zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, auf die er in Folge dieser Absicht angewiesen ist, eignet sich aber keine Dichtungsart so gut, wie die dramatische, für die Ibsen nicht nur ein großes technisches Geschick, sondern wenigstens eben so viel natürliche Begabung hat, wie Zola für den Roman. Während diese epische Litteraturgattung das größte Maß breiter Schilderung aller Außenseiten des Lebens verträgt, verlangt das Drama den höchsten Grad straffer Konzentration. Liegt eine solche dem Willensmenschen an sich schon näher als dem Verstandesmenschen, so wird sie doch zugleich nicht wenig durch den Lakonismus des Ausdrucks begünstigt, den Ibsen mit der Mehrzahl seiner norwegischen Landsleute theilt, und der innerhalb weiterer Grenzen eine Eigenheit der germanischen Völker überhaupt ist. Nicht nur die echtgermanischen Dramen Sheakespeares, des größten Dramatikers der Neuzeit, sondern auch die englischen Volksballaden die ebenso wie die Gesänge der altnordischen Edda einen wesentlich dramatischen Charakter haben, verdanken ihre energische Wirksamkeit zum nicht geringen Theil der bündigen Kürze, mit der in ihnen das äußere, wie das innere Geschehen im Wechselgespräch der dabei betheiligten Personen bloß angedeutet wird. Diese Kürze aber ist nur eine Aeußerungsform der germanischen Innerlichkeit und darum dem rein lyrischen deutschen Liede nicht weniger eigen, als der englischen Ballade. Eine andere Aeußerungsform dieser Innerlichkeit ist die Neigung Ibsens und seiner Dramenhelden zu grüblerischer Versenkung in das eigene Ich, um sich eine individuelle Weltanschauung und ein selbständiges ethisches Prinzip zu erringen. Sie beruht wesentlich auf derselben

Geistesrichtung, aus der auf wissenschaftlichem Gebiete die deutsche und die schottische Philosophie, auf religiösem der germanische Protestantismus erwachsen ist, und wurzelt gleich dieser in dem germanischen Bedürfniß nach individueller Unabhängigkeit, einem Bedürfniß, welches nur allzu leicht zum Sonderlingswesen, zu selbstsüchtiger Engherzigkeit und zu spießbürgerlichem Partikularismus führt, aber auch zu ächtester Charaktergröße und zur höchsten sittlichen Thatkraft führen kann. Diese germanische Neigung zu vereinzelnder Unabhängigkeit, die auf den einsamen Hochebenen Norwegens einen eben so günstigen Boden gefunden hat, wie die germanische Schweigsamkeit, steht im entschiedensten Gegensatz zur romanischen Geselligkeit und Gesprächigkeit, die in Frankreich eine geradezu künstlerische Ausbildung gewonnen haben und auf die französische Prosalitteratur einen kaum geringeren Einfluß ausüben, als die entgegengesetzten Eigenheiten der germanischen Völker auf deren Lyrik und Dramatik. Derselbe Gegensatz trennt auch Ibsen von Zola.

Der norwegische Dichter behandelt die gesellschaftlichen Zustände seines Vaterlandes nicht weniger naturalistisch und pessimistisch, als der französische diejenigen Frankreichs; beide kämpfen für die Wahrheit, und gegen die Lüge, die das moderne Gesellschaftsleben überall beherrscht, und beiden gelten nur die Schattenseiten der Wirklichkeit als Wahrheit. Aber Zola sucht durch ausführliche Schilderungen zu wirken, die an derber Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, Ibsen dagegen durch eine schlichte und bündige, oft bezeichnende oft aber auch dunkle Ausdrucksweise. Zola, der in oder bei Paris, dem Zentrum der französischen Gesellschaft lebt, beurtheilt alle Einzelerscheinungen derselben vom Standpunkt des gesellschaftlichen Ganzen aus, während Ibsen in der möglichsten Wahrung der individuellen Freiheit gegenüber der verlogenen gesellschaftlichen Convenienz das einzige Heil für den sittlich Strebenden erblickt und, getreu dieser Ueberzeugung, zerfallen mit der Gesellschaft seines Vaterlandes, meist im Auslande lebt und in Folge dessen immer tiefer in die Gefahr geräth, ein subjektives Zerrbild der vaterländischen Zustände, wie es unter dem Einfluß pessimistischer Verbitterung in seiner Phantasie sich malt, für deren wahrheitsgetreues Bildniß zu halten.

In Bezug auf diese eigensinnige Vereinzelung steht Ibsen nicht nur zum Franzosen Zola in einem entschiedenen Gegensatz, sondern auch zum Russen Tolstoi, der in seinen dichterischen Werken eben so gut, wie er, ethisch-didaktische Zwecke verfolgt. Aber das ethische Prinzip Tolstois ist im Gegensatz zum individualistischen Ibsens ein entschieden sozialistisches. Nicht in der freien Selbstbestimmung des Einzelnen sieht er das sittliche Ideal, sondern in der Verleugnung des eigenen Selbst zu Gunsten eines gesellschaftlichen Ganzen, dessen Urbild er in der altchristlichen Gemeinde zu finden glaubt, und da unter allen sozialen Gebilden der Gegenwart die russische Dorfgemeinde diesem Urbilde am nächsten kommt, so steht sie auch seinem Herzen unter allen am nächsten. Deshalb lebt er, nachdem er die Zustände seines Vaterlandes in verschiedenen Stellungen kennen gelernt, und die nichtigen Freuden der vornehmen Welt, der er durch Geburt und Erziehung angehört, zur Genüge gekostet, schon seit geraumer Zeit fern von dieser Welt auf dem Lande mitten unter seinen Bauern, wie ein Bauer mit niedriger Handarbeit beschäftigt, und seine Schriftstellerei beschränkt sich seitdem fast ausschließlich auf das Abfassen volksthümlicher Lehrschriften, die immer mehr den Gegensatz hervortreten lassen, der ihn von allen übrigen, namentlich aber den nichtrussischen Vertretern des modernen Naturalismus trennt. Der volksthümlichen Wirksamkeit zu Liebe kleidet er seine Sittenlehren am liebsten in die Form von Legenden, die mehr durch Wunderberichte als durch Vernunftgründe oder durch Berufung auf das Gewissen zu überzeugen suchen, und in letzter Zeit hat seine Ethik ein Entwickelungsziel erreicht, das nur scheinbar mit der Schopenhauerschen „Verneinung des Willens zum Leben“, in Wirklichkeit aber mit dem Ideal mönchischer Askese übereinstimmt. Hierin allerdings steht er selbst unter seinen russischen Landsleuten und deren slavischen Stammverwandten vereinzelt da, sofern diese nicht durch die Kirche zu ähnlichen, wenn auch weniger folgerichtig ausgebildeten ethischen Anschauungen erzogen sind. Dagegen zieht er in der Art seines gemeinnützigen Wirkens nur die äußersten praktischen Konsequenzen einer Sinnesrichtung, die von je her die Eigenart der spezifisch slavischen Ethik bestimmt hat. Nicht ein weitherziger Rechtssinn, der Jedem das Seine läßt, giebt für diese den Ton

an, sondern ein warmherziger Gemeinsinn, der im Gegensatz zum westeuropäischen, sich weniger in verständiger Erwägung des für das Ganze der Gesellschaft Nützlichen äußert, als vielmehr in der unmittelbar natürlichen Nächstenliebe eines mitleidigen Herzens, welches auch die selbstverschuldeten Leiden des Armen und Unglücklichen lebhaft mitempfindet, während es die eigenen Leiden als wohlverdiente Strafe geduldig erträgt.

Wie die Ethik Tolstois aus allgemein-slavischen Keimen entsprossen ist, so wurzelt sein religiöser Glaube im Boden des russischen Volkes. Obgleich er ein Gegner alles orthodoxen Kirchenthums ist, und sein Christenthum, das auf selbständiger Bibelforschung beruht, wesentliche Elemente mit dem westeuropäischen Rationalismus gemein hat, so steht er doch, im Gegensatz zu diesem, außerhalb aller Fühlung mit der Gesammtentwickelung der modernen Wissenschaft und hat eine entschiedene Neigung zum Mystizismus aus den kirchlichen Ueberlieferungen seines Volkes sich bewahrt. So tief wurzelt Tolstoi in seiner Heimath und in seinem Volksthum, daß er trotz der weitherzigsten Humanität der Gesinnung, in seiner Verachtung der westeuropäischen Kultur und in seinen Vorurtheilen gegen den Westen überhaupt, den er nur sehr oberflächlich kennt, wesentlich mit den Slavophilen übereinstimmt. Je mehr er aber nicht nur in den Kräften, sondern auch in den Schranken seines Wesens ein echter Vertreter seines Volkes ist, um so besser ist er im Stande, aus dem Herzen seines Volkes heraus zu dichten, wie zu fühlen und zu glauben.

Als Künstler ist er sowohl Ibsen als Zola weit überlegen; aber er verdankt diese Ueberlegenheit viel mehr seiner angeborenen Begabung, als seiner ästhetischen Bildung. Auch er bekennt sich mit aller Entschiedenheit zum naturalistischen Wahrheitsprinzip und bleibt diesem Prinzip auch in seiner dichterischen Praxis so treu, als es einer hochbegabten Dichternatur überhaupt möglich ist. Aber er darf sich eher an die dichterische Darstellung abstoßender Gegenstände wagen, als Zola und Ibsen, weil er jenem an ethischem, diesem an ästhetischem Takte, beiden aber an Schöpferkraft der Phantasie überlegen ist. Nicht nur in der Behandlung, sondern schon in der Wahl seiner Gegenstände bewährt sich diese künstlerische Ueberlegenheit; denn neben den Schattenseiten russischer

Zustände und Volkstypen deckt er auch deren Lichtseiten auf, und wenn wir von der Lektüre seiner Dichtungen scheiden, so geschieht das nicht mit dem bitteren Gefühl der Hoffnungslosigkeit gegenüber einem materialistischen Fatum, oder mit dem bitteren Gefühl der Unzulänglichkeit auch des edelsten und thatkräftigsten Einzelmenschen gegenüber der Engherzigkeit, Kurzsichtigkeit und Gemeinheit der Menge, sondern mit der Hoffnung auf die allmähliche Entwickelung des Edlen und Guten, dessen Keime er gerade in den niedrigsten Schichten seines Volkes zu entdecken und hervorzukehren weiß. Es könnte deshalb fraglich erscheinen, ob die Kunstrichtung, der er als Dichter huldigt, nicht eher den Namen einer idealistischen, als einer naturalistischen verdient? Jedenfalls ist diese Art des Naturalismus die künstlerisch am meisten berechtigte.

Sie ist aber zugleich die völkerpsychologisch bedeutsamste, weil sich in ihr die charakteristischen Eigenschaften der alten Volkspoesie mit denen des modernen dichterischen Naturalismus vereinigen. Das gilt in ganz besonderem Maße von Tolstois großem Roman „Krieg und Frieden.“ Man hat diesen Roman, der zur Zeit des russisch-französischen Krieges von 1812 spielt, als „die russische Iliade“ bezeichnet, und insofern treffend, als der Roman in der That viel vom Charakter eines alten Volksepos an sich hat; nur daß er sich noch weit besser mit dem Rolandsliede als mit der Iliade vergleichen läßt, weil er eine nicht bloß nationale, sondern zugleich eine humane Bedeutung hat. Wie Frankreich in jenem mittelalterlichen Volksepos den Glauben der gesammten Christenheit gegenüber den Völkern des Islam vertritt, so vertritt Rußland im Tolstoischen Roman die Unabhängigkeit Gesammteuropas gegenüber seinen französischen Unterdrückern. Freilich wie dort zunächst nur um den Ruhm des „süßen Frankreich“ gekämpft wird, so hier zunächst nur um die Freiheit des „heiligen Rußland.“ Aber ein heiliger Kampf ist auch dieser; denn es handelt sich auch in ihm um eine Vertheidigung alles dessen, was nur immer einem Volke heilig sein kann. Und auch in diesem Kriege geht es nicht ohne Wunder ab, — wenigstens in der Darstellung Tolstois. Die allgemein herrschende Ueberzeugung, daß weniger die Heere Rußlands, als dessen Klima den mächtigen Feind besiegt haben, ergänzt Tolstoi dahin, daß nicht die Kriegskunst der russischen Feld-

herren, sondern der standhafte Opfermuth der russischen Soldaten das Vaterland gerettet, und daß Kutusow gerade wegen seiner persönlichen Unthätigkeit der größte Feldherr dieses Krieges war, weil er als echter Volksmann den Heldenmuth des gemeinen Soldaten ruhig gewähren ließ, wie ein verirrter Reiter den Instinkt seines Rosses. Er überließ damit das Schicksal Rußlands mit fatalistischer Ergebung einer höheren Macht, und da diese dem russischen Volke trotz aller Planlosigkeit der Kriegführung den endlichen Sieg verlieh, so kann dieser Sieg nur auf einem Wunder beruhen, — wenn nicht auf einem bloßen Zufall.

Tolstoi, der als ehemaliger Offizier das Kriegsleben aus eigener Erfahrung kennt, schildert es mit einer lebendigen und überzeugenden Anschaulichkeit, wie sie nirgends in der modernen Litteratur ihres Gleichen hat. Zugleich aber schildert er das russische Gesellschaftsleben in allen Schichten des Volks mit einer so ergreifenden Macht der Darstellung, wie sie nur ein Dichter entfalten kann, der seinen Gegenstand nicht bloß kennt, sondern auch von ganzem Herzen liebt. Die Theilnahme seines Herzens für die geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, spricht in seinem geschichtlichen Roman, dem naturalistischen Prinzip zum Trotz sogar noch viel lauter, als das Verstandesinteresse an ihrer wissenschaftlichen Wahrheit. Allerdings äußert sie sich nicht in lyrischer Unmittelbarkeit, sondern mit der künstlerischen Objektivität des echt epischen Stils nur in den Eigenthümlichkeiten der Färbung und Beleuchtung, der Anordnung und Deutung aller der Einzelheiten, aus denen das Ganze des Gegenstandes besteht. Die geschichtliche Wirklichkeit wird unter dem Einfluß einer derartigen Behandlung zur wunderbaren Sage — ganz wie im Volksepos — und — ganz wie in diesem — ist der Dichter nicht nur im Glauben an die Wunder, die er berichtet, sondern in der ganzen Auffassung seines Gegenstandes durchaus national, d. h. es tritt in dieser Auffassung nicht nur seine persönliche Herzenstheilnahme an dem dargestellten Gegenstande zu Tage, sondern zugleich die Herzensstellung, die derartigen Gegenständen gegenüber dem ganzen Wesen des russischen Volkes am meisten entspricht.

Eben deshalb hat dieser Roman Tolstois eine größere völkerpsychologische Bedeutung, als irgend ein anderes Dichterwerk,

welches der moderne Naturalismus hervorgebracht hat. Und eben deshalb hat er zugleich eine größere Bedeutung für die Weltlitteratur, als irgend ein anderes Werk der russischen Kunstpoesie, die sonst nirgends in dem Grade, wie hier, von fremdländischen Einflüssen frei erscheint.

Die romanischen Völker haben bereits im Zeitalter der Renaissance diejenige Kunstrichtung eingeschlagen, die ihrer gemeinsamen Eigenart am meisten entspricht, weil sie in der allen gemeinsamen Vergangenheit des römischen Alterthums wurzelt; und die Franzosen haben in ihrer klassischen Litteraturperiode dieser Kunstrichtung eine spezifisch-französische Gestaltung gegeben, die deshalb — allen Wandlungen des jeweiligen Zeitgeschmacks zum Trotz — dem Kern des französischen Volks auf die Dauer am meisten zusagt, wenn auch nur in einer zeitgemäßen Modifikation.

Dagegen ist die Kunstrichtung der germanischen Völker seit deren Auftreten in der Weltlitteratur immer eine vorwiegend romantische gewesen, sofern ihnen am Kunstwerke die Tiefe und der Reichthum eines über alle Form hinausstrebenden seelischen Inhalts von je her wichtiger erschienen ist, als die Schönheit der sinnlichen Form, welche von den romanischen Völkern, auch abgesehen vom Inhalt, schon um ihrer selbst willen geschätzt wird. Die romantische Dichtung im engeren Sinne ist allerdings zunächst eine Schöpfung des deutschen Volkes, aber wie sehr sie auch dem Gesammtgeiste der germanischen Völkerfamilie entspricht, offenbart sich in der Thatsache, daß die Skandinaven dem Kunstideal dieser spezifisch-deutschen Romantik sogar länger treu geblieben sind, als die Deutschen selbst.

Bei den romanischen Völkern bildet die Herrschaft der deutschen Romantik, bei den germanischen die des französischen Klassizismus nur eine vorübergehende Episode der Nationallitteratur, weil sie als litterarische Fremdherrschaft empfunden wurde, sobald der Reiz ihrer Neuheit seine Wirksamkeit eingebüßt hatte. Ebenso scheint es nun beiden Völkerfamilien auch mit dem gegenwärtig bei ihnen herrschenden Naturalismus gehen zu wollen; denn schon regt sich gegen dessen Herrschaft überall bei ihnen eine sehr thatkräftige Opposition, die unter verschiedenen Bezeichnungen, wie

„Symbolismus", „Individualismus" u. s. w. fortwährend an Anhang gewinnt.

Anders aber verhält es sich in dieser Beziehung mit den Russen und bis zu einem gewissen Grade mit den Slaven überhaupt. Auch sie sind der allgemeinen Herrschaft des klassischen, wie des romantischen Idealismus unterworfen gewesen, aber weder haben diese aus dem Westen stammenden Kunstrichtungen bei ihnen in den tieferen Volksschichten Wurzel fassen können, noch ist es den aus ihrer Mitte entstandenen Klassikern und Romantikern gelungen, eine nennenswerthe Rückwirkung auf die nichtslavische Litteraturwelt auszuüben. Der Naturalismus dagegen, der in der modernen russischen Litteratur schon frühzeitig eine eigenartige Gestaltung angenommen hat, die künstlerisch um so berechtigter ist, je weniger sie sich von theoretischer Prinzipienreiterei beirren läßt, hat alle Aussicht hier länger fortzudauern, als irgendwo anders. Erst seitdem diese Geschmacksrichtung in Rußland zur herrschenden geworden ist, hat die russische Novellistik den gewaltigen Aufschwung genommen, der ihr eine allgemeine Hochschätzung in der Litteraturwelt und einen bestimmenden Einfluß auf die Weltlitteratur erobert hat. Keinem Erzeugniß slavischer Kunstpoesie ist bisher Aehnliches gelungen. Nur die alte serbische Volksepik hat schon früher die Bewunderung nichtslavischer, namentlich deutscher Kenner erregt. Diese aber ist mit der modernen russischen Novellistik durchaus wesensverwandt. In Folge des Umstandes, daß die letztere nicht nur durch ihre national-slavischen Stoffe, sondern auch dadurch, daß sie den echt epischen Stil, d. h. die ruhige und anschauliche Plastik der Erzählung und Schilderung, mit der serbischen Volksepik theilt, und nur durch tiefere psychologische Charakteristik sich über sie erhebt, hat sie allen Anspruch darauf, eben so als spezifisch-slavische Kunstpoesie zu gelten, wie die serbische Volksepik als spezifisch-slavische Volkspoesie. Deshalb wird die Macht des Einflusses, den sie durch eine Reihe glänzender Vertreter gewonnen hat, innerhalb des russischen Volkes und der Slavenwelt überhaupt, sich voraussichtlich noch viel stärker geltend machen, als in der westeuropäischen Litteraturwelt. Dann aber würden die slavischen Völker durch Tolstoi und seine Genossen mit ähnlicher Gewalt im Banne einer vorwiegend naturalistischen

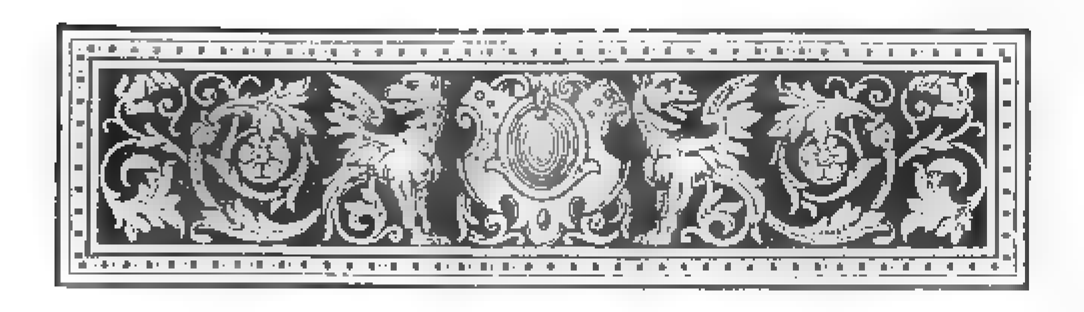
Geschmacksrichtung festgehalten werden, wie die Romanen durch die größten ihrer Dichter in einem wesentlich klassischen und die Germanen durch Shakespeare und Goethe in einem wesentlich romantischen Idealismus bis in die Gegenwart hinein festgehalten worden sind.

Die dichterischen Höhepunkte der Weltlitteratur sind immer zugleich Höhepunkte der verschiedenen Nationallitteraturen, aus denen sie emporgewachsen sind. Deshalb haben die Dichtungen, welche solche Höhepunkte bezeichnen, überall eine völkerpsychologische Bedeutung, die national und international zugleich ist und mit ihrer künstlerischen Bedeutung innig zusammenhängt; denn die höchsten künstlerischen Vorzüge, deren eine Dichtung fähig ist, stammen aus den tiefsten aller Quellen menschlichen Dichtens, d. h. nicht aus dem Herzen des einzelnen Dichters allein, sondern zugleich aus dem Herzen seines Volks und aus dem Herzen der Menschheit.

Woldemar Masing.

Rom.





Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

(Schluß).

Welche Getreidearten die Eingeborenen vor Ankunft der Deutschen kultivirten, wissen wir nicht genau; jedenfalls die den nordischen und finnischen Völkern von Alters her bekannte Gerste; ferner den Roggen, welchen Heinrich von Lettland an einer Stelle ausdrücklich erwähnt (10, 13), während er sonst nur ganz allgemein von Getreide, Saaten und Aeckern spricht.

Daß Heinrich auch mit Getreide (annona, frumentum), Roggen meint, ist wohl anzunehmen, aber nicht gewiß. Unter Getreide oder Korn wird volksthümlich immer die Hauptfrucht des Landes verstanden. So bezeichnet der Romane damit den Weizen, der Deutsche den Roggen, der Schwede die Gerste. Je nach dem Vorherrschen einer Getreidegattung kann also unter Getreide oder Korn etwas Verschiedenes verstanden werden[1]).

Die eigentliche Frucht des alten Germanen, aus der er Brod und Brei gewann, war der Hafer. Somit haben wir uns unter dem frumentum des Tacitus eher Hafer als Weizen oder Sommer-Roggen zu denken[2]). Der Hafer blieb in Deutschland das Haupt-

---

[1]) Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 490. Geijer, Gesch. Schwedens I. S. 285.

[2]) Vgl. G. Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen. Leipzig 1880. I. S. 86 f.

getreide bis ins 13. Jahrhundert, besonders im Norden und Osten[1]). Es wäre also möglich, daß Heinrich mit frumentum Hafer meint, wenn er der deutschen, oder Gerste, wenn er der skandinavisch-finnischen Vorstellung folgte. Aber das einzige Mal, wo er eine Getreideart bei Namen nennt, gebraucht er den Ausdruck siligo, was unzweifelhaft Roggen bedeutet, und da es sich in diesem Falle um eine Getreideabgabe, einen Ackerschoß handelt, so können wir wohl annehmen, daß auch sonst bei Getreideabgaben unter frumentum und annona Roggen verstanden ist[2]). Jedenfalls wurde 1206 von den Liven Roggen gebaut.

Aus Urkunden der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ersehen wir, daß in Livland Roggen, Hafer, Gerste und Weizen gebaut wurde. Es fragt sich aber jedes Mal, ob nicht vielleicht der Einfluß der deutschen Einwanderer, besonders der Cistercienser, vorauszusetzen ist. Roggen wird in den Verträgen mit den Kuren 1231 und mit den Oeselern 1241 erwähnt[3]). Beide Stämme hatten zu der Zeit noch keine deutsche Beeinflussung erfahren, müssen also den Roggen schon gehabt haben. Dasselbe gilt auch vom Hafer, den die Kuren laut einer Urkunde von 1252 neben Roggen und Gerste ihren Pfarrgeistlichen zu liefern hatten[4]). Auch Weizen wird schon 1242 und zwar im Stifte Dorpat, also in Nord-Livland erwähnt[5]; wir können aber nicht genau wissen, ob hier nicht schon deutscher Einfluß mitgewirkt hat. Koskinnen[6]) behauptet zwar, daß die westfinnischen Stämme den Weizen schon seit Urzeiten kannten, doch scheint das ein etymologischer Irrthum. Auch Ahlqvist hat zuerst das finnische Wort für Weizen: nisu für genuin gehalten und erst später für ein slavisches Lehnwort erklärt[7]). Der Weizen ist aber eine Getreideart, welche erst spät

---

[1]) Vgl. K. Th. v. Inama-Sternegg. Deutsche Wirthschaftsgeschichte II. Leipzig 1891 S. 226 f.

[2]) Chron. Lyv. $10,_{13}$: siligo $2,_{7}$ $4,_{3}$ $15,_{1}$ $18,_{8}$ $21,_{6}$ etc.: annona $9,_{11}$ $22,_{4}$ $23,_{5}$ $30,_{5}$: frumentum. Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 491 und die betreff. Worte bei Ducange.

[3]) Livl. Urk. B. I, 105, 169. III, 169 a.

[4]) Ebendas. I, 240.

[5]) Ebendas. I, 173.

[6]) Finnische Geschichte. S. 16 f.

[7]) Kulturwörter. S. 36.

aus dem Süden in Mitteleuropa eingedrungen ist und, wie Hehn nachweist[1]), seinen Weg von Gallien zu den Deutschen und von diesen zu den Litthauern genommen hat. Bei den alten Skandinaviern war der Weizen blos Gegenstand des Handels, aber im Westgothengesetz (1160) wird bereits ein Zehnte vom Weizen verordnet[2]). In Deutschland galt er noch im 12. Jahrhundert als eine Luxusfrucht, die mehr im Süden als im Norden gebaut wurde[3]). Daß die Eingeborenen Alt-Livlands, besonders die finnischen Stämme, den Weizen vor dem 12. oder 13. Jahrhundert gebaut haben, ist nicht anzunehmen, immerhin ist es nicht unmöglich, daß sie ihn vor der deutschen Eroberung kannten.

Soweit die Körnerfrüchte. Von den Hülsenfrüchten sprechen unsere Quellen nicht. Es sei hier nur erwähnt, daß Erbse, Linse und Bohne nach Ahlqvist[4]) von den Letten zu den Liven und von diesen zu den übrigen westfinnischen Stämmen übergangen sind.

Eine uralte Frucht der finnischen Völker ist die Rübe, welche besonders gut im Aschenboden der Waldäcker gedeiht und noch jetzt bei den Ehsten und Finnen sehr beliebt ist[5]).

Auch Flachs und Hanf werden in unseren Quellen nicht erwähnt. Vermuthungen auf ethymologischer Grundlage würden kaum zu positiven Ergebnissen führen; die lettischen und finnischen Bezeichnungen für Flachs können sowohl deutscher als indogermanischer Herkunft sein. Victor Hehn meint, daß die deutschen Eroberer den Flachs einführten. Das lettische Wort für Hanf kannepes scheint das griechisch-römische cannabis zu sein und ist nach Ahlqvist aus dem Lettischen in die westfinnischen Sprachen übertragen worden[6]). Von den Westfinnen wissen wir, daß sie leinwandartiges Gewebe aus Nesseln verfertigten, wie es bei den

---

[1]) Kulturpflanzen. S. 480.

[2]) Vgl. Geijer. Gesch. Schwedens I. SS. 107 und 285.

[3]) Vgl. Inama, a. a. O. S. 226.

[4]) Kulturwörter S. 38 f.

[5]) Ebenda SS. 35 und 265 und Hehn, Kulturpflanzen. S. 496 f. Vgl. auch Blumberg, Ueber den Culturzustand der Esten 2c. Sitzungsber. d. gel. estn. Ges. 1876. S. 149.

[6]) Kulturwörter S. 43 f. Hehn, Kulturpflanzen S. 165.

Halbnomaden auf der Grenze zwischen Asien und Europa seit Urzeiten üblich ist [1]).

Die Eingeborenen kultivirten also vor Ankunft der Deutschen Gerste, Roggen und Rüben, höchst wahrscheinlich auch Hafer, vielleicht Weizen, Erbsen und Bohnen, dagegen kaum Flachs und Hanf.

Es fragt sich nun, ob die Eingeborenen ausschließlich Sommer- oder auch Wintergetreide bauten. Die Waldbrennwirthschaft schließt Letzteres nicht aus; andererseits braucht der Umstand, daß Roggen und vielleicht auch Weizen gebaut wurde, nicht nothwendig Wintergetreide vorauszusetzen, denn beide Getreidearten können Sommerfrucht sein. In den umliegenden Ländern: Deutschland und Skandinavien ist Wintergetreide seit Jahrhunderten bekannt. In Livland finden wir in einer Urkunde von 1226 einen Ackerschoß von Winterfrüchten [2]). Diese Abgabe wird aber von den in der Rigaschen Stadtmark auf livischem Boden angesiedelten Colonen entrichtet, es ist also der Einfluß deutscher Kultur nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich.

Zieht man den ganzen Kulturzustand der Eingeborenen in Betracht, so müßte man eher annehmen, daß sie vor Ankunft der Deutschen noch keine Winterfrucht bauten.

Von landwirthschaftlichen Geräthen erwähnt Heinrich von Lettland bloß des Pfluges, welchem er falscher Weise den Namen des Räderpfluges aratrum giebt [3]), während er ihn eigentlich uncus — Hakenpflug nennen müßte. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts dagegen wird der Pflug fast immer uncus genannt, besonders in seiner Bedeutung als Steuerbasis [4]).

Der Pflug des 13. Jahrhunderts war ein einfacher karstartiger Haken ohne eiserne Schaar, wie ihn Herberstein noch im 16. Jahrhunderte in Lithauen fand [5]). Der jetzige baltische Haken-

---

[1]) Vgl. Ahlqvist a. a. O. SS. 43 f. u. 206. Hehn, Kulturpflanzen. S. 522.

[2]) „fruges hyemales.“ Livl. Urk. B. I, 89.

[3]) Chron. Lyv. 2, 7. 10, 13. 23, 7.

[4]) Livl. Urk. B. I, 105 und 248. uncus als Steuerbasis: ebendas. I. 84, 125, 135, 136 ꝛc.; dagegen aratrum: III, 101 a.

[5]) Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 493 f. A. Meitzen, Der Boden und die landwirthschaftl. Verhältnisse des preußischen Staates. II. Berlin 1869. S. 68 f. und desselb. Siedelung I. S. 273 ff.

pflug ist zweischaarig, doch wird in einigen Gegenden Ehstlands noch der einschaarige Haken, der sog. Schweinsrüssel gebraucht [1].

Außer dem Pfluge hatten die Eingeborenen die Egge, ohne Zweifel das Urbild der jetzt noch in vielen Gegenden gebräuchlichen hölzernen Egge, welche aus mehreren gespaltenen Fichtenstämmchen mit daranhaftenden Astenden besteht. Die Egge wird in dem Vertrage mit den Kuren von 1231 als Steuerbasis erwähnt [2].

Ob Hake und Schaufel bekannt waren, mag dahingestellt bleiben, es sei hier nur erwähnt, daß nach Ahlqvist die Liven und Ehsten ihre Benennung für Hake dem Lettischen entlehnt haben, und den westfinnischen Bezeichnungen für Schaufel ein lithauisches Wort zu Grunde liegt [3].

Zum Mähen des Getreides und Grases bedienten sich die Eingeborenen der Sense, welche in Urkunden mehrfach erwähnt wird, und ebenfalls als Steuerbasis diente [4]. Von der Sichel sprechen unsere Quellen nicht; auch dieses Geräth scheinen die Liven und Ehsten von den Letten erhalten zu haben [5]. Merkwürdiger Weise gebrauchen jetzt die Letten die kurzstielige Sense zum Mähen des Getreides, die Ehsten die Sichel.

Das Getreide wurde nach der Ernte, ganz wie heute, in Haufen oder Hocken auf dem Felde zusammengestellt, um bei gelegener Zeit gedörrt und dann gedroschen zu werden [6].

Die Sitte das Getreide vor dem Dreschen zu dörren, ist außerordentlich alt, sowohl bei den lito-slavischen, als besonders bei den finnischen Völkern. Sie scheint mir mit der Sitte der Halbnomaden, das Getreide in unterirdischen Silos aufzubewahren, zusammenzuhängen. Die luftdichten Erdsilos setzten das Getreide leicht der Gefahr aus, sich zu erhitzen und zu verfaulen, daher mußte es, um widerstandsfähiger zu werden, vorher gedörrt

---

[1] Vgl. Hueck, Landwirthschaft. S. 84 f. Abbildungen in A. W. Hupel, Topographische Nachrichten von Liv- und Esthland II. Riga 1777. Taf. III.

[2] L. Urk. B. I. 105.

[3] Kulturwörter. S. 31 f. Schaufel ehstn. labidas, lapja, liv. labidi — lith.: lopeta. Warum nicht aus dem Lettischen, wo Schaufel lahpsta heißt?

[4] Livl. Urk. B. I, 248, Reg. III, 1248.

[5] Ahlqvist, Kulturwörter. S. 45.

[6] Heinr. Chron. Lyv. 22, 4. 25, 2.

werden. In der That können wir das Dörren wie die Silos auf die Zeit der halbnomadischen Lebensweise der finnischen Völker zurückführen. Als Dörrkammer wurde das Haus benutzt. Wir finden bei den Westfinnen die Pirte, bei den Ostfinnen die Kota und die Gamme dazu verwandt [1]. Das Dörren muß also älter sein als das Eindringen des Pirten-Typus bei den Westfinnen.

Uns interessirt nur die Dörrmethode der Westfinnen und Letten. In der Pirte waren in Mannshöhe starke Stangen quer gelegt; auf diese wurde das Getreide in Garben bis an das Dach gelagert. Alsdann wurde der mächtige aus runden Feldsteinen über einer vertieften Feuerstelle erbaute Ofen stark geheizt, so daß er eine gewaltige Hitze ausströmte; zugleich schloß man die Thüre und etwaige Fensterluken. Durch die Hitze und den Rauch wurde das Getreide in verhältnißmäßig kurzer Zeit genügend gedörrt [2].

Das Haus in dieser Funktion heißt Rije. Diese Bezeichnung kommt mit geringfügigen Veränderungen bei den Woten, Ehsten und Liven, sowie bei den Letten, Litthauern und Russen vor. Nach Ahlqvist ist das ist das finnische riihi auf das skandinavische ri zurückzuführen, was eine Holzstange bedeutet, auf welche Getreide zum Trocknen gehängt wird. Ahlqvist meint, daß die lito-slavischen Völker das Wort und den Gebrauch der Rije durch die finnischen Völker überkommen hätten; Thomsen läßt diese Frage offen, Bielenstein führt hypothetisch eine genuine Ableitung des lettischen Wortes rija an [3].

Jedenfalls war und ist der Name wie der Gebrauch der autochthonen Kornbarre, der Rije, in den Ostseeprovinzen üblich. Während das Haus der Ehsten schon lange nicht mehr als Badstube benutzt wird, dient es noch jetzt sehr häufig als Rije. Auch bei den Letten im südlichen Livland findet man noch dazwischen Wohnstube und Rije vereinigt; in Kurland dagegen muß die Trennung derselben schon seit so langer Zeit vorsichgegangen sein,

---

[1] Vgl. Meitzen, Siedelung II, S. 202 ff.

[2] Vgl. Meitzen, Siedelung II. S. 198 und Bielenstein in Magazin d. Lett. Litter. Ges. 19, 2 S. 51 Anm.

[3] Ebendas. S. 53 Anm. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 16.

daß jetzt nicht einmal eine Erinnerung daran übrig geblieben zu sein scheint [1].

Das gedörrte Getreide wurde im Hause oder im Freien gedroschen; eine besondere Dreschtenne, wie man sie jetzt meist mit der Rije unter einem Dache findet, gab es nicht. Das Korn wurde von Finnen und Letten auf einer Handmühle vermahlen [2].

Die landwirthschaftlichen Arbeiten: Ackern, Säen, Ernten und Dreschen wurden wohl in erster Linie von den Weibern, besonders Sklavinnen, dann auch von Haussklaven und erst in letzter Linie von freien Männern betrieben. Desgleichen war das Drehen der Handmühle eine Weiber- und Sklavenarbeit [3]. Der freie Mann befaßte sich lieber mit den angenehmeren Theilen des Wirthschaftslebens, mit Pferde-, Vieh- und Bienenzucht, mit Jagd und Fischerei, Beschäftigungen, die ihm jederzeit erlaubten, dem Kriegsrufe seines Stammes zu folgen. Auch jetzt noch finden wir in einigen Theilen Oesels und der übrigen, dem Rigaschen Meerbusen vorgelagerten Inseln die Feldarbeit von Weibern gethan, während die Männer Fischfang und Schifffahrt treiben, oder sich als Erd- und Holzarbeiter auf dem Festlande verdingen.

Eine ungleich wichtigere Stelle als der Ackerbau, scheinen Pferde- und Viehzucht im Wirthschaftsbetriebe der Eingeborenen eingenommen zu haben. Deren Hauptreichthum bestand eben in den Heerden, die ihnen Nahrung und Kleidung boten und ihren greifbaren Besitz repräsentirten. Während sie bei feindlichen Ueberfällen genöthigt waren ihre Aecker preiszugeben, unter Umständen auch das geerntete und versteckte Getreide, konnten sie ihr Vieh mit sich nehmen in die Burgen, welche daraufhin eingerichtet waren, oder in die Waldverstecke. War das Kriegswetter vorübergerauscht, so erschienen die Flüchtlinge wieder bei ihren Hütten, brachten diese mit leichter Mühe in den vorigen Zustand, retteten, was von der Ernte zu retten war, und begannen von Neuem den Kampf ums Dasein. Ihr wichtigster Besitz, den sie dem

---

[1] Vgl. Beuningen, lett. Haus. S. 58.

[2] Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 18. Beuningen, lett. Haus. S. 44 u. 58.

[3] Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 493. „Die Mühle ziehn", Arbeit der Sklavin im Westgothengesetz 1160. Geijer, Gesch. Schwedens I. S. 287.

Verderben entzogen hatten: Pferde und Vieh, unterstützte sie darin wirksam.

Heinrich von Lettland berichtet häufig von der großen Menge der den Kreuzfahrern als Beute anheimgefallenen Pferde und Viehheerden; so werden z. B. 1209 in Sontagana 4000 Ochsen und Kühe, ferner Pferde und Kleinvieh ohne Zahl erbeutet, desgleichen in Harrien unzählige Rinder und Schafe; 1211 fielen den Deutschen bei Thoreida an 2000 Pferde des ehstnischen Heeres in die Hände, eine gleiche Anzahl 1217 in Saccala.[1] Auch sonst wird betont, daß die Beute an Vieh und Pferden in den ehstnischen Landschaften sehr bedeutend war.

Von Hausthieren werden, außer dem Pferde und Rinde, Schafe, Ziegen und Hunde erwähnt[2], dagegen erfahren wir nichts von Schweinen und Geflügel. Es ist jedoch anzunehmen, daß den Eingeborenen das Schwein und vom Geflügel jedenfalls das Huhn, vielleicht auch die Gans bekannt war[3]. In einer Urkunde von 1242 werden Zinshühner der Dörptschen Ehsten erwähnt[4].

An eine zielbewußte Züchtung des Rindviehs haben wir nicht zu denken; eine solche hat in den Ostseeprovinzen überhaupt erst in moderner Zeit begonnen. Vielleicht haben solche Stämme, welche meist zu Pferde ins Feld zogen, wie die Lithauer, Jerwier, Wierländer und Oeseler, einige Sorgfalt auf die Aufzucht guter Pferde verwandt[5]. Im Allgemeinen muß im Auge behalten werden, daß, entsprechend den rohen wirthschaftlichen Vorstellungen jener Zeiten, ein größeres Gewicht auf Quantität als Qualität der Nutzthiere gelegt wurde.

---

[1] Chron. Lyv. 14, $_{10}$. 20, $_{2}$. 21, $_{3}$. 30, $_{5}$ 2c.

[2] Ebendas. 16, $_{4}$.

[3] Ahlqvist, Kulturwörter. SS. 17 ff. 20 f. aber S. 22 Anm.! Das Schwein ist eins der ältesten und beliebtesten Hausthiere Mitteleuropas. Vgl. K. Lamprecht, Wirthschaft und Recht der Franken zur Zeit der Volksrechte. Histor. Taschenbuch ed. W. Maurenbrecher. Leipzig 1883. S. 54 f. Ebenso die Gans. Vgl. Hehn, Kulturpflanzen. S. 323 f. Nach Plinius wurden in Italien Gänsefedern aus Deutschland eingeführt. Vgl. Meitzen, Boden I. Berlin 1868. S. 344.

[4] L. U. B. I. 173.

[5] Vgl. oben S. 230. 1224 schickten die Wierländer und Jerwier den Deutschen „equos et munera" Heinr. Chron. Lyv. 28, $_{5}$.

Von besonderen Viehweiden ist nicht die Rede. Es herrschte die sog. wilde Weide, wie das ja bis auf unsere Tage geblieben ist. Pferde und Vieh weideten meist ohne Hirten, wo sie wollten, hauptsächlich wohl auf den durch Raubbau gewonnenen Buschländereien und überhaupt im Walde. An eine Beschränkung des Weideganges dachte man das ganze Mittelalter hindurch nicht, höchstens wurden die jungen Saaten durch Zäune geschützt. Ebensowenig fand eine Pflege der natürlichen Wald- und Flußwiesen statt, obgleich die Heugewinnung bei den langen Wintern für den zahlreichen Viehstand von großer Bedeutung sein mußte. Auch die Wiesen galten, wie alles übrige Land mit Ausnahme der ungemähten Aecker, als offenes Weidegebiet; noch in unserem Jahrhunderte ließ man die Wiesen hier zu Lande absichtlich abweiden, „damit das Moos durchgetreten werde“[1]).

Sehr alt und beliebt, wie bei sämmtlichen Völkern des Nordens, war die Bienenzucht.

Heinrich berichtet uns von den Bienenbäumen des Caupo, welche die Liven zerbrochen hatten (10, $_{10}$), ferner über einen Aufstand der Letten von Antine 1212 wegen Aecker und Bienenbäumen (16, $_{3, 4}$). In späteren Urkunden finden wir unzählige Zeugniße über die sehr ausgebreitete Bienenzucht der Eingeborenen. Stets ist von Bienenbäumen die Rede; die Bienen wurden also im Walde in hohlen Bäumen gehalten. Diese waren im Gegensatze zum Walde selbst, der Jedermann gehörte, Privateigenthum. In späteren Zeiten wurden sie ausdrücklich als solches anerkannt und vererbt[2]). Noch jetzt finden wir nicht selten in laubwaldreichen Gegenden Spuren solcher urwüchsigen Bienenzucht.

Die Produkte der Bienenzucht: Honig und Wachs, waren für die Eingeborenen von besonderer Bedeutung, denn sie stellten nicht nur einen Gebrauchswerth, sondern auch einen Tauschwerth, einen Handelsartikel dar.

Daß die Liven den Honig zur Bereitung von Meth gebrauchten, geht aus Heinrichs Chronik hervor[3]). Ob die Eingeborenen noch

[1]) Hueck, Landwirthschaftl. S. 92.

[2]) Livl. U. B. I, 477. II 683, 804. VI 2760. Vgl. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 16.

[3]) 2, $_{6}$. Vgl. 9, $_{1}$ und Hehn, Kulturpflanzen. S. 136 f.

andere berauschende Getränke gekannt haben, können wir unseren Quellen nicht entnehmen. Wulfstan berichtet, daß die Aisten Meth und gegorene Stutenmilch getrunken, Bier aber nicht gekannt hätten. Dagegen versichert Ahlqvist, daß die Finnen seit Urzeiten ein aus Malz ohne Hopfenzusatz gebrautes Bier kannten; auch giebt es genuine ehstnische und livische Benennungen für Malz und Dünnbier, dagegen ist der lithauisch-lettische Name für Bier alus dem Altnordischen entnommen, wie auch der gewöhnliche finnische Name olut[1]). Vom Gebrauche der den meisten Nomadenvölkern eigenthümlichen Stutenmilch finden wir bei den Eingeborenen keine Spuren.

Neben Ackerbau und Viehzucht spielten Jagd und Fischerei eine große Rolle.

Die mächtigen Wälder und Moräste, die das ganze Land bedeckten, nur unterbrochen von den inselgleichen Siedelungen, bargen einen reichen Wildstand: Bär, Wolf, Luchs und Fuchs lieferten warmes Gewand, der mächtige Elch unübertreffliches Leder[2]), Eichhorn, Marder, Fischotter und Biber ihr wundervolles Pelzwerk, den von Russen und Nordmännern eifrig gesuchten Handelsartikel, den wichtigsten Tauschwerth, das Geld der Eingeborenen. Auch für die Nahrung war die Jagd von Bedeutung, wenn auch nicht in so hervorragendem Maaße wie die Fischerei an der langgestreckten buchten- und inselreichen Meeresküste, in den unzähligen Seen und Flüssen des Inlandes.

Dem Häring und dessen Vettern, den an der livländischen Küste besonders heimischen Strömlingsarten, dem Lachs und dessen Familie, sowie den unzähligen übrigen Fischgattungen wurde eifrig mit Netz und Angel, mit Fischwehre und Setzkorb nachgestellt[3]).

Wir kommen nun zu der Frage, wie weit von einem **Handel** der Eingeborenen im 13. Jahrhunderte die Rede sein kann. Diese Frage hängt mit einer andern, in der Einleitung erörterten, zusammen, welcher Art nämlich die Beziehungen der Nordmänner

---

[1]) Ebendas. S. 133 f. Ahlqvist, Kulturwörter. S. 50 f.

[2]) Die Kunst Felle zu bereiten und zu färben, ist von Alters den Finnen bekannt. Vgl. Ahlqvist, Kult. S. 98 f. Vgl. auch L. U. B. I, 603.

[3]) Vgl. Urkunde von 1259 (Transsumpt v. 1330, Sept. 7). Mittheil. a. d. livl. Gesch. XIII. S. 20 f.

zu den Bewohnern der ostbaltischen Küsten waren, ob blos kriegerischer oder auch wirthschaftlicher Natur. Wir haben diese Frage offen gelassen. Eine Thatsache ist, daß es Gegenstände bei den Eingeborenen Alt-Livlands gab, die ihren Nachbarn begehrenswerth erschienen und welche diese auf die eine oder andere Weise zu erlangen suchten. Die gewöhnliche Art solcher Versuche bestand, wie wir gesehen haben, in räuberischen Ueberfällen. Diese konnten zu vorübergehender oder dauernder Abhängigkeit eines Stammes führen, welche sich in Tributpflichtigkeit d. h. in regelmäßiger Lieferung der begehrenswerthen Gegenstände äußerte.

Die Gegenstände des Tributes waren daher auch zugleich Handelsartikel, sie wurden gegen andere Waaren eingetauscht. An einen Handel im gewöhnlichen Sinne haben wir keinenfalls zu denken, sondern nur an Tauschhandel.

Die gewöhnlichsten Tributgegenstände und Handelsartikel waren Honig und Wachs, sowie die auf der Jagd erbeuteten Felle wilder Thiere. Wir haben oben das Pelzwerk als Geld der Eingeborenen bezeichnet. In der That ist das Wort Geld sowohl bei den Finnen als den Letten von finnischen Bezeichnungen für Fell und Pelz abzuleiten[1]). Heinrich von Lettland nennt das als Geld gebrauchte Pelzwerk nagatae, er spricht von marcae nagatarum. Die technische Bezeichnung nagatae ist auch bei russischen Chronisten zu finden, sie stammt vom livischen nagad = Felle; ihr ganz analog ist der russische Begriff Kuny (куны) gedacht, der eigentlich Marder und übertragen Geld bedeutet[2]).

Ferner erwähnt Heinrich einer zweiten Geldsorte, welche wie die Nagaten den livländischen Eingeborenen eigenthümlich ist, nämlich der Oseringe.

---

[1]) Im Finnischen und Ehstnischen heißt Geld raha, was ursprünglich Fell des Waldthieres bedeutet. Ahlqvist, Kult. S. 180 f. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 17. Im Lettischen heißt Geld nauda, welches Wort auch im Ehstnischen vorkommt (Kalewipoëg, II, 782) und von nahk, Plur. nahad, livisch: nag. nagad = Fell stammt. Vgl. Ahlqvist, Kult. S. 98 und Pabst, Heinrich v. L. S. 123, Anm. 6.

[2]) Heinr. Chron. Lyv. 14, 2 15, 8. Vgl. F. J. Wiedemann, Joh. A. Sjögrens Livische Grammatik. Petersburg 1861. Einl. S. LXV. Koskinnen, Finn. Gesch. S. 627. Löwis, Eichen, S. 66. Ferner: Mittheil. a. d. livl. Gesch. III, S. 142.

Von den Oseringen wissen wir nur, daß sie Silber waren, wahrscheinlich ein vielgebrauchter Schmuckgegenstand, vielleicht Brustspange oder Hemdschnalle. Ihr Werth wird von Heinrich einer halben Mark Silbers, also gegen 8 Loth reinen Silbers gleichgesetzt[1]. Der Osering wäre also etwas der alten Griwna der Russen Analoges, welche ebenfalls ursprünglich einen Schmuck, wahrscheinlich einen mit Münzen behangenen Halsschmuck bedeutete[2].

Beide Geldsorten, Nagaten und Oseringe, sind kulturhistorisch äußerst interessant. Wir finden in ihnen typische Geldformen einer gewissen Kulturstufe: den hervorragendsten Gegenstand des Austausches mit fremden Völkern und einen Gegenstand, welcher einen wichtigen Theil des beweglichen veräußerlichen Besitzthums bildet. Der Osering entspricht schon einer weiteren Entwickelung des Geldverkehrs als die Nagate, da er durch seinen Metallgehalt einen stabileren Werth darstellt als Pelzwerk. Wir finden ihn daher in Livland das ganze Mittelalter hindurch, am Längsten in Kurland, wo er noch in einer Bauerverordnung des Meisters Freytag v. Loringhof 1492 vorkommt[3].

Da wir keine geprägte Münze kennen, die Osering genannt wird, so müssen wir annehmen, daß damit stets ungeprägtes Silber, wahrscheinlich Schmuck, im Gewichte von 8 Loth gemeint ist.

Im Lande selbst gab es keine Bergwerke, in denen Metalle gewonnen werden konnten, sie mußten also auf dem Wege des Tauschverkehrs eingeführt oder durch Seeraub erworben werden. Zahlreiche Gräberfunde haben Münzen der verschiedensten Nationen zu Tage gefördert, neben römischen, kufischen, byzantinischen, angelsächsische,

---

[1] Chron. Lyv. 16, 4. Die Etymologie des Wortes Osering ist kontrovers. Vgl. Script. rer. Liv. I, S. 171. Pabst, Heinr. v. L. S. 177, Anm. 25. Sitzungsber. d. Ges. f. Gesch. 1886. SS. 11 und 28.

[2] F. Kruse, Necrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands &c. Dorpat 1842. Beilage E. S. 17.

[3] Livl. U. B. I, 169, 536, 603. II 803. VII 229 und 230. Urk. des Meisters Johann Freytag von dem Lorinckhove d. d. Wenden 12. Nov. 1492. Reichs Arch. Stockholm. Liv. Conv. 10. Vgl. C. Schirren, Verzeichniß der livl. Urk. in schwed. Arch. Nr. 218. Die noch ungedruckte Urk. verdankt Verf. der Liebenswürdigkeit des Herrn O. Stavenhagen. Oseringe kommen auch vor im Kalewipoëg VI 367 und im sog. kur. Bauer-Recht, abgedruckt in F. G. v. Bunge, Beiträge zur Kunde der liv-, esth- und kurländ. Rechtsquellen. Riga 1832.

skandinavische und deutsche, dem Alter nach einen großen Zeitraum umfassend, die jüngsten aus einer Epoche, welche mit der deutschen Eroberung zusammenfällt.

Der Reichthum an Edelmetallen scheint nach unseren Quellen sehr bedeutend gewesen zu sein. Die Summen, welche der Chronist Heinrich als Tribut, Strafzahlungen oder Beute anführt[1]), rufen durch ihre Höhe unser gerechtes Erstaunen hervor. Den aufständischen Aa-Liven wird 1212 eine „mäßige“ Geldstrafe von 100 Oseringen oder 50 Mark Silber auferlegt; der gemarterte Talibald verräth den Ehsten einen Theil seines Baarvermögens: 50 Oseringe, also 25 Mark; die Söhne des Talibald erbeuten in drei Tagen in Rotalien (Wiek) allein an Silber drei livische Talente, was nach den Berechnungen Karamsins 180 russische Pfund, nach denen Kruses sogar 204 Pfund, zum mindesten aber, wenn man das livische Talent mit dem Liespfund identifizirt, 60 Pfund wären[2]). Bedenken wir nun, daß außer den Söhnen Talibalds das übrige 6000 Mann starke Heer gewiß auch nicht unbedeutende Beute an Edelmetall gemacht haben wird, so können wir eine Vorstellung von dem Reichthum der Ehsten in der Wiek gewinnen. Von vielen sonstigen Beispielen sei dann noch angeführt, daß die Lithauer als Lösegeld für den Häuptling Lengewin 500 Oseringe, also 125 Pfund Silber zahlten[3]) und daß das Strafgeld der Eingeborenen für versagte Heeresfolge von den Kreuzfahrern 1207 auf 3 Mark, also anderthalb Pfund Silber, pro Kopf festgesetzt wurde[4]).

Bringen wir die Zeugnisse unserer Chronisten mit der Thatsache in Zusammenhang, daß sich in den Gräbern der baltischen Indigenen sehr häufig Münzen und Schmuckgegenstände finden, so ist unsere Annahme von dem Reichthum der Eingeborenen an Edelmetall gewiß berechtigt.

---

[1]) Chron. Lyv. 16, 4 19, 8 18, 5. Vgl. 14, 2 15, 8 27, 8.

[2]) Vgl. Karamsin. Russ. Gesch. III, S. 102. F. Kruse, Ueber die Burg Soontagana rc. Verh. d. gel. Ehstn. Ges. III, 1.
Pabst, Heinr. v. L. S. 74, Anm. 16 und S. 192, Anm. 17 meint nach Arndt, Livl. Gesch. II S. 177, Anm. daß unter einem livischen Talent ein Lpfd. (= 20 Pfd.) zu verstehen sei. Derselben Meinung ist Ahlqvist, Kulturwörter, S. 202.

[3]) Livl. Reimchron. V. 3072.

[4]) Heinr. Chron. Lyv. 11, 5.

Wie weit ihre Fertigkeit ging, das geraubte oder eingetauschte Rohmetall künstlerisch zu behandeln, kann an dieser Stelle nicht entschieden werden. Es ist eine der Aufgaben der prähistorischen Forschung durch Vergleichung der Funde festzustellen, ob es ein autochthones Kunstgewerbe gegeben hat. Da ein sehr großer Theil der bisher gefundenen Gegenstände unstreitig in fertiger Form von fremden Nationen geraubt oder erhandelt ist, so wird eine Bestimmung der einheimischen Erzeugnisse nicht leicht sein. Wenn wir überdies noch in Betracht ziehen, daß die Siedelungs-Gebiete und Perioden der germanischen, litoslavischen und finnischen Nationen wissenschaftlich keineswegs ganz feststehen, so kann vor übereilten Schlüssen und haltlosen Hypothesen nicht genug gewarnt werden[1].

Was hier von den Edelmetallen gesagt worden ist, muß auch auf die gewöhnlichen Metalle, vor Allem das Eisen, ausgedehnt werden. Wir wissen, daß die finnischen Völker seit Alters die Gewinnung des Sumpf- oder Raseneisens verstanden, und daß sie in der Bearbeitung desselben eine hohe Geschicklichkeit erlangt hatten[2]. Sie waren wegen ihrer Schmiedekunst bei allen nordischen Völkern berühmt: finnische Schwerter werden in den isländischen Sagen häufig erwähnt; der berühmteste Schmied der Edda ist ein finnischer Königssohn. In der finnischen Sage selbst spielt die Schmiedekunst eine große Rolle: eine alte Rune singt von der Geburt des Eisens aus Sümpfen und Seen[3], der vergötterte Heroe Ilmarinen der Kalevala war ein Schmied.

Die Ehsten und Liven aber scheinen die Kunst der Eisengewinnung nicht in ihre neuen Sitze an der baltischen Küste mitgebracht zu haben. Die Namen für Schmied, Schmiede und Schmiedegeräthe haben sie zum größten Theil von ihren lettischen Nachbarn übernommen[4]. Bezeichnend ist auch, daß der ehstnische Nationalheros Kalewipoëg sich sein Schwert in Finnland schmieden

---

[1] Vgl. J. Girgensohn, Bemerkungen über die Erforschung der livländ. Vorgeschichte. Riga 1885. S. 15 f.

[2] Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 56 ff. Geijer, Gesch. Schwedens 1, S. 95. J. Sjögren, Gesammelte Schriften 1. Petersburg u. Leipzig 1861. SS. 629, 631, 637.

[3] Kalevala IX. V. 27—106.

[4] Ahlqvist, Kulturwörter, S. 58 ff.

läßt. Wir müssen also annehmen, daß die Eingeborenen das Eisen, welches sie für Geräthe des täglichen Gebrauchs und besonders für ihre Waffen benöthigten, ebenfalls aus der Fremde und zwar hauptsächlich durch Raub bezogen haben.

Gegenstände der friedlichen Einfuhr waren, wie aus einer Stelle in Heinrichs Chronik geschlossen werden kann, das durch Seeraub nur sehr schwer zu erlangende Salz und gothländischer Wadmal, ein fester dunkeler Wollenstoff, der im Großen und Ganzen in dem heutigen, denselben Namen führenden, Wollenzeuge der Letten und Ehsten wiederzufinden ist[1]. Man könnte nun aus dem Bedürfnisse nach fremdländischen Wollenstoffen den Schluß ziehen, daß die Eingeborenen — wenigstens die finnischen Völker — die Behandlung der Wolle noch nicht kannten. In der That waren die ältesten Stoffe der Finnen ein Gewebe aus Nesselfäden und der bei allen mongolischen Hirtenvölkern gebräuchliche Filz aus Kuh- oder Pferdehaaren; die Behandlung der Schafwolle kam erst viel später auf, die Werkzeuge dazu: Scheere und Kratze sind im Livischen und Ehstnischen dem Deutschen entlehnt[2]. Dagegen kann aber angeführt werden, daß die älteste Wollgewinnung durch Ausrupfen nicht durch Scheeren vor sich ging, ferner daß die Kalevala (23. V. 388 ff.) das Weben der Schafwolle kennt. Die Frage muß also offen bleiben.

Heinrich von Lettland erzählt (27, 6), daß die unterjochten Harrier im Winter 1223 den Kreuzfahrern Tribut und unzählige „waypas" schickten. Das ehstnische Wort vaip bedeutet Decke, Umschlagetuch und ist dem Altnordischen entlehnt, wo veipa eine Decke aus grober Wolle oder Kuhhaar bedeutet[3]; es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei Heinrich darunter die altfinnischen Filzdecken verstanden sind, welche den Deutschen auf dem Winterfeldzuge die besten Dienste leisten mußten; wären es gewöhnliche Wollendecken gewesen, so hätte der Chronist kaum die autochthone Bezeichnung gebraucht.

---

[1] Chron. Lyv. 1, 11. Vgl. Pabst, Heinr. v. L. S. 9. Ahlqvist, Kulturwörter S. 89.

[2] Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 80 f. 84, 266.

[3] Ebendas. S. 153. Das Wort findet sich auch Livl. U. B. 1 603.

Ein weiterer Handelsartikel, den Heinrich ausdrücklich bezeugt[1], waren Sklaven.

Es ist oben wiederholt geschildert worden, wie auf den Raubzügen der Eingeborenen die Männer meist niedergemacht, die Weiber und Kinder aber in die Gefangenschaft geführt wurden. Offenbar scheute man sich davor, allzuviel männliche Sklaven zu halten, da sie bei der häufigen Abwesenheit aller kriegstüchtigen Männer leicht gefährlich werden konnten. Die Sklaven und besonders Sklavinnen wurden theils verkauft, theils in der Wirthschaft als Haussklaven verwandt.

Bis zur Einführung des Christenthums ist das Institut der Sklaverei in allen Küstenländern der Ostsee und in Rußland allgemein verbreitet[2]. Später wurde der Menschenhandel als unvereinbar mit den Grundideen des Christenthums eingeschränkt, wenigstens soweit er Christen betraf, während Heiden nach der Anschauung des Mittelalters in dieser Hinsicht nicht als Menschen betrachtet wurden. An anderer Stelle soll gezeigt werden, daß der Handel mit Kriegsgefangenen und die damit verbundene Sklaverei bis gegen Ausgang des Mittelalters in unserer Heimath angetroffen wird und eigentlich nur aufhört, weil es keine Heiden giebt, die bekriegt werden können.

Die Handelsartikel der Eingeborenen bestanden also in Honig, Wachs, Pelzwerk und vielleicht gegorbenen Häuten als Export, in Edelmetall, Eisen, Salz und Wadmal als Import. Dazu kam der Handel mit Kriegsgefangenen. Der Handel kann beim Mangel von Städten, also größeren Verkehrszentren, sowie jeder Organisation nur sehr geringfügig gewesen sein. Es war ein Tauschhandel ohne jeden Markt, wie er bei unzivilisirten Völkern üblich ist; Begierde und Zufall bestimmten die Preise. Meist aber wurden sowohl Einfuhr- wie Ausfuhr-Artikel ohne jede andere Gegenleistung als Mord und Brand beschafft.

---

1) Chron. Lyv. 30, 1.

2) Vgl. Geijer, Gesch. Schwedens I. SS. 106, 109, 157. Karamsin, Gesch. Rußlands I. SS. 113, 124, 196. II S. 40. Nach Nestors Chronik wurden schon Anno 969 vom Großfürsten Swjätoslaw Pelzwerk, Wachs, Honig und Sklaven als Gegenstände der russischen Ausfuhr bezeichnet. Vgl. Löwis Eichen S. 50. Vgl. ebendas. S. 78 f.

VII.

Der schwierigste Theil unserer Untersuchungen über die vordeutsche Kultur der Eingeborenen ist unstreitig derjenige, welcher sich mit **Religion und Ethik** derselben befaßt. Denn hier bewegt sich der Historiker noch mehr als sonst auf gleichsam schwankendem Boden. Er kann nicht unternehmen, eine vollständige Mythologie aufzustellen; dazu gehören weit tiefergehende Studien, die in das Gebiet der vergleichenden Völker- und Sprachkunde fallen. Auch darf er die Gefahren derartiger, meist retrospektiver Forschungen nicht gering anschlagen. Thatsachen im Sinne historischer Wahrheit lassen sich auf diesem Gebiete nicht leicht feststellen, denn es ist unendlich schwer, ja oft unmöglich, die ursprünglichen religiösen und ethischen Vorstellungen von späteren fremden, sowohl heidnischen als christlichen Einflüssen zu reinigen. Es laufen bei alledem mehr Hypothesen unter, als ein Historiker verantworten darf; zudem können sich selbst die Mythologen von Fach in sehr vielen Fragen nicht einigen.

Daher bleibt dem Historiker nur übrig, sich mit den wenigen nakten Thatsachen zu begnügen, welche ihm die geschichtlichen Quellen bieten, wodurch seine Darstellung karger und nüchterner wird, als es ein Stoff von so allgemein menschlichem Interesse verdiente.

Das Gebiet der religiösen Vorstellungen ist seit uralten Zeiten ein beliebter Tummelplatz für die Phantasie der Chronisten und Reisenden gewesen. So können wir von den märchenhaften Berichten eines Wulfstan und Adam von Bremen absehn. Letzterer erzählt, daß die Aestuer Drachen und Vögel angebetet hätten.

Chronisten des 16. Jahrhunderts: Erasmus Stella, Simon Grunau und nach ihnen Lukas David haben auf Grund der spärlichen Berichte des Peter von Dusburg für die alten Preußen eine komplizirte Religion erfunden. Mit Zuhilfenahme freier Phantasie haben sie einen ganz ausgebildeten Kultus mit einer Göttertrias, unzähligen Nebengöttern und einem hierarchischen Priesterthum zu Stande gebracht [1].

---

[1] Vgl. G. Berkholz, Ueber lettisch-littauische Urgeschichte. (ed. H. Diederichs) Baltische Monatsschrift Bd. 33 Heft 7. 1886.

Bis in die neueste Zeit sind diese Fälschungen geglaubt worden; bedeutende Historiker, wie z. B. Johannes Voigt [1]), haben sie auf Treu und Glauben angenommen.

Es lag nahe, Religion und Kultus der alten Preußen auf die stammverwandten Letten zu übertragen. Das ist im vorigen Jahrhunderte mehrfach geschehen. Männer vom Schlage eines Merkel [2]) haben solche Fälschungen, als ihren Zwecken entsprechend, wiederholt und erweitert. So ist es gekommen, daß heutzutage die sogenannten gebildeten Letten glauben, ihre heidnischen Vorfahren hätten der Göttertrias Perkunos, Potrimpos und Pikolos geopfert, ehrwürdige Waidelotten hätten im Dunkel der heiligen Haine mystische Handlungen vorgenommen, Widewut der „Moses der Letten" hätte Worte des Lebens verkündet und Anderes mehr.

Thatsache ist, daß wir von den Religionsvorstellungen der alten Letten so gut wie Nichts wissen. Das phantastische Gebäude, welches schriftstellerische und nationale Eitelkeit errichtet hat, fällt in sich selbst zusammen.

Untersuchen wir nun, was der historischen Kritik Stand hält.

Wir können wohl annehmen, daß die ganze lithauisch-lettische Völkerfamilie dieselben Grundzüge religiöser Vorstellungen gehabt hat. Dusburg sagt von den heidnischen Preußen: „Die Preußen hatten keine Kenntniß von Gott. Weil sie einfältig waren, konnten sie ihn nicht mit der Vernunft erfassen und weil sie keine Buchstaben hatten, konnten sie ihn auch nicht in Schriften erschauen — — — darum verehrten sie in ihrem Irrthum jede Kreatur als Gott: Sonne, Mond und Sterne, Donner, Vögel, vierfüßige Thiere, selbst die Kröte. Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, in denen sie nicht wagten, Holz zu fällen, zu ackern oder zu fischen." Es ist also ein Natur- und Elementardienst, welchem die Preußen ergeben waren. Die Namen von Gottheiten führt Dusburg nicht an; daß die einzelnen Naturgewalten in Gottheiten verkörpert, wenn auch nicht vergeistigt, gedacht wurden, ist anzunehmen. Aus einer Urkunde von 1249

---

[1]) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten 2c. I Cap. 9.

[2]) Vgl. dessen „Die Vorzeit Lieflands." Berlin 1789.

erfahren wir vom Dienste eines Götzen Kurche, der ein Gott des Feldbaues gewesen zu sein scheint. Die Namen der Götter Patollus und Natrimpe erscheinen erst im 15. Jahrhunderte[1]).

Die Nachrichten über die Religion der alten Letten sind noch spärlicher. Der Chronist Heinrich, den man selbst für einen Letten gehalten hat, berichtet uns nicht das Geringste darüber. Er erzählt nur, daß Semgallen und Letten durch das Loos den Willen ihrer Götter erforscht hätten[2]). Merkwürdiger Weise holten die Lettgallen den Rath und die Einwilligung ihrer Götter ein zum Uebertritt zur christlichen Religion, wobei sie ihnen blos freistellten, sich für den römischen oder griechischen Glauben zu entscheiden. Die Reimchronik spricht ebenfalls nur ganz allgemein von dem Heidenthume und den falschen Göttern der Letten und ihrer Stammesgenossen; blos einmal erwähnt sie des Perkun als Abgottes der Lithauer[3]).

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch die Lithauer und Letten gleich den Preußen, entsprechend ihren bäuerlichen Lebensgewohnheiten und Anschauungen, einem einfachen Naturdienste gehuldigt haben werden. Berichte Geistlicher aus dem 16. und 17. Jahrhunderte über die Reste des Heidenthumes unter den Letten weisen deutlich darauf hin. So sagt Saloman Henning (1589) „Vorzeiten sich dieses undeutsche Volk, wie auch noch wohl einestheils heimlich, großer Abgötterei gebrauchet, die Sonne, Stern, Mond, Feuer, Wasser, Ströme und schier alle Kreaturen angebetet.“ Auch der Verehrung „böser Kröten“ als Milchspenderinnen erwähnt Henning[4]). Aehnliches erzählt uns Paulus Einhorn (1636 und 1649). Die Letten hätten Sonne, Mond, Donner, Blitz und Winde verehrt, daneben hätten sie Natur-

---

[1]) Vgl. Lohmeyer, Gesch. v. Ost- und Westpreußen. S. 26 ff.

[2]) Chron. Lyv. 11, 7. 12, 2.

[3]) V. 1436.

[4]) S. Henning. Wahrhaftiger Bericht, wie es bisher — — in Religionssachen im Fürstenthumb Churland — ist gehalten worden. Rostock 1589 S. 8. Vgl. Th. Kallmeyer, Die Begründung der evang.-luth. Kirche in Kurland ꝛc. Mittheil. a. d. livl. Gesch. VI. S. 80.

Götter gehabt; er spricht von Müttern und Göttinnen des Meeres, des Ackers, der Wälder, Wege, Gärten[1]).

Dem Elementar- und Naturdienste entsprechend, fand die Götterverehrung im Freien statt, meist wohl im Walde. Wir finden in mittelalterlichen Urkunden mehrfach heilige Haine und Wälder auf lettischem Siedelungsgebiete[2]). Noch bis in das 17. Jahrhundert haben sich Spuren heidnischer Opferfeste erhalten, so berichtet uns Einhorn, daß die Letten zur Zeit der Pest 1602 und 1625 ihren Göttern Vieh geopfert und dabei Trinkgelage abgehalten hätten.

Derartige Trinkgelage mit religiösem Charakter wurden wohl auch bei der Leichenbestattung gefeiert. Heinrich von Lettland bekundet es von den Lithauern[3]). Dieselbe Sitte findet sich, wie wir sehen werden, auch bei den finnischen Völkern. Die Form des Begräbnisses bei den alten Letten ist uns nicht überliefert worden. Die alten Preußen pflegten ihre Todten wie die finnischen Völker zu verbrennen[4]); auf lettischem Siedelungsboden haben sich aber bisher — meines Wissens — keine Brandgräber gefunden.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Letten an ein besseres Jenseits und ein Fortleben in demselben geglaubt haben. Die Preußen thaten es nach Dusburg; und Heinrich von Lettland giebt uns den Bericht eines in Lithauen gefangenen Priesters, der Augenzeuge davon war, wie sich 50 lithauische Weiber nach dem Tode ihrer Männer erhängten, „sintemal sie glauben, daß sie mit diesen bald in einem andern Leben wieder leben werden“[5]).

Daß die Letten gleich den Ehsten und Liven ihren Göttern Menschen geopfert haben, wird nicht ausdrücklich berichtet, ist aber nach ihrem sonstigen Kulturzustande wahrscheinlich. Die Lithauer

[1]) P. Eichhorn, Historia Lettica, Dorpt in Liefland. 1649. Cap. III. Desselben „Reformatio gentis Letticae 2c. Riga 1636. Beide Schriften abgedruckt in Script. rer. Liv. II. 1848.

[2]) Livl. U. B. I 540, VI 2911; auch I 240 und 248, wo die heiligen Wälder aber wohl auf kurisch-finnischem Boden.

[3]) Chron. Lyv. 17, $_{6}$.

[4]) Vgl. Lohmeyer, Gesch. v. Preußen. S. 32.

[5]) Chron. Lyv. 9, $_{3}$. Ganz dasselbe berichtet schon Mauricius Strategicus von den Donau-Slaven. Vgl. Müllenhoff. Deutsche Alterthumskunde II. S. 36 f.

von Medenike verbrannten nach Dusburg (Cap. 331) noch 1320 den Vogt von Sambien, Gerhard Rude, indem sie ihn ihren Göttern opferten.

Ueber die sittlichen Vorstellungen der alten Letten erfahren wir aus unseren Quellen nur sehr wenig. Was über ihr Familienleben berichtet wird, stammt von Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts; Hiärn und Einhorn behaupten, daß die heidnischen Letten weder Polygamie noch Konkubinat gekannt hätten[1]. Das ist nach der niedrigen Kulturstufe, auf der sie noch im 13. Jahrhunderte standen, nicht anzunehmen. Aus ihrer Poesie geht hervor, daß Raub- und Kaufehe herrschten, wie bei den stammverwandten Preußen[2]. Bei diesen war das Familienleben so wenig entwickelt, „daß Vater und Sohn sich aus dem gemeinsamen Vermögen eine gemeinsame Frau kauften."

Wenn wir den Nationalcharakter der Letten beleuchten wollen, wie er den Deutschen im 13. Jahrhunderte erschien, haben wir den oft hervorgehobenen Unterschied zwischen den thatkräftigen und tapfern Niederletten und den Hochletten im Auge zu behalten, welche nach des Chronisten Ausdruck „demüthig und verachtet" waren. Während die trotzigen Semgallen in erbitterten Kämpfen fast ein Jahrhundert hindurch ihre Unabhängigkeit zu wahren verstanden, unterwarfen sich die Lettgallen ohne Schwertstreich den Deutschen, in der richtigen Voraussetzung, daß sie in diesen einen starken Schutz gegen die Bedrückungen ihrer alten Feinde finden würden[3]. Der Chronist Heinrich ist den Letten wegen ihrer Demuth und Unterwürfigkeit sehr wohlgesinnt, ihm erscheinen diese Nationalfehler als christliche Tugenden. Seine Vorliebe für die Letten geht so weit, daß sie seine sonst unparteiische Schilderung beeinflußt[4]; wie wir ja überhaupt sein direktes Urtheil nur mit Vorbehalt aufnehmen müssen, denn er erscheint in seinen Ge-

---

[1] Th. Hiärn, Ehst-, Lyf- und Lettländische Geschichte. S. 42. Monum. Livon. I. Riga, 1835. P. Einhorn, Hist. Lett. Cap. XI.

[2] Vgl. A. Winter, Ueber Hochzeitsbräuche der Letten. Verh. d. gel. Estn. Ges. XVI, 3. Dorpat 1894. S. 162 f. Lohmeyer, Gesch. v. Preußen. S. 36.

[3] Vgl. Heinr. Chron. Lyv. 11,$_7$ 12,$_6$ auch 10,$_8$ 13,$_4$ 18,$_3$.

[4] Chron. Lyv. 14,$_8$ 16,$_4$. Vgl. Hildebrand, Chron. Heinr. SS. 9 und 169. Pabst, Heinr. v. L. S. 175, Anm.

fühlen und Anschauungen stets als ein Kind seiner Zeit. Dagegen sprechen die Thatsachen, die Heinrich meist wahr und ungeschminkt mittheilt, eine deutliche Sprache. Die Vorwürfe der Treulosigkeit und Heimtücke, die der Chronist den übrigen Heiden oft macht, und die er als teuflische Verstocktheit und Arglist auffaßt, erspart er den Letten völlig. Der Grund ist sehr einfach. Die Letten hielten sich treu zu den Deutschen, nachdem sie einmal die Vortheile des christlichen Schutzes eingesehen hatten; nur ein einziges Mal erfahren wir von einem Konflikt zwischen den Letten von Autine und den Ordensbrüdern von Wenden [1]). In dem Heere der Kreuzfahrer finden wir das Aufgebot der Letten immer wieder, die grobe Arbeit den deutschen Kerntruppen überlassend, auf Flucht bedacht, sobald der Feind einen Vortheil erringt, anderenfalls zur Verfolgung und Plünderung des geschlagenen Feindes bereit [2]). Der Kulturstufe aller Eingeborenen und dem ununterbrochenen Kriegszustand entsprach es, daß sie blutdürstig und grausam gegen ihre Feinde verfuhren. Wenn Heinrich an einer Stelle die Liven und Letten grausamer nennt als andere Völker [3]), so brauchen wir darauf kein besonderes Gewicht zu legen. Dasselbe sagt er an anderer Stelle von den Lithauern [4]), und die Ehsten erscheinen uns in Nichts menschlicher.

Was endlich die geistige Bildung der Letten betrifft, so fehlt uns gleichfalls fast jeder Anhaltspunkt zur Kenntniß derselben. Von den vielen uns überkommenen Volksliedern wird gewiß manches in die heidnische Periode reichen; ein nationales Epos, wie die Ehsten, besitzen die Letten aber nicht. Die Kunst des Schreibens werden sie nicht geübt haben; vielleicht ist ihnen die Runenschrift nicht ganz unbekannt gewesen, wie Harder schon 1764 behauptet [5]). Der Gebrauch von Kerbhölzern an Stelle von Schrift-

---

1) Chron. Lyv. 16, 8. 9.

2) Ebendas. 11, 8. 22, 5.

3) Ebendas. 18, 5.

4) Ebendas. 11, 5.

5) „Untersuchung des Gottesdienstes, der Wissenschaften rc. der alten Letten aus ihrer Sprache" in Winklers Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1764. S. 54. Ueber rakstit vgl. auch Winter, Hochzeitsbräuche. S. 220 f.

stücken findet sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit; vermittelst Kerbhölzer oder geknoteter Riemen haben nach Dusburg die alten Preußen ihre Zeitrechnung angestellt [1]. Welcher Art die Kenntniß der Jahreszeiten und Monate sowie überhaupt der Zeitrechnung war, muß einer besonderen Untersuchung überlassen bleiben. Was Einhorn über die Monate der Letten sagt, kann auch einer späteren Kulturentwickelung angehören. Die Namen der Wochentage stammen jedenfalls aus später Zeit.

Wenden wir uns nun zu den finnischen Völkerschaften. Die ursprüngliche Religion der Finnen war das allen ural-altaiischen Völkern gemeinsame Schamanenthum [2]. Die Westfinnen unterlagen aber in ihren neuen Sitzen an der Ostsee dem Einfluß der arischen Nachbarn soweit, daß sie nicht nur neue Benennungen, sondern auch neue Begriffe in ihre Religionsvorstellungen aufnahmen; es sei hier an die reiche ehstnische Sagenwelt, die poetische Schöpfungsgeschichte und den Kult des Allvaters Tara erinnert. Es ist sogar behauptet worden, daß die heidnischen Ehsten Monotheisten gewesen seien [3]; das ist aber nicht der Fall, wir finden in ihrer Religion sogar noch Spuren von Fetischismus.

Hier ist nicht der Ort, näher auf diese Fragen einzugehn, wir wollen uns auf eine Darstellung der religiösen Gebräuche beschränken, wie sie unsere historischen Quellen bieten.

Heinrich von Lettland spricht stets im Plural von Göttern der Ehsten, Liven und Kuren [4], doch nennt er uns auch einen Gott bei Namen: Tarapita oder Taraphita. Er erzählt, daß die Kreuzfahrer in Wierland einen schönbewaldeten Berg fanden, auf welchem nach Aussage der Eingeborenen der Gott der Oesilier Tarapita geboren sei (24, 5). Bei der Eroberung der Burg Mone (1227) rufen die Christen Jesum an, die Oesilier aber den

---

[1] Vgl. Parrot a. a. O. S. 401.

[2] Vgl. Ahlqvist, Kulturw., S. 244 ff. Chr. J. Peterson, Chr. G. Thomasions Finnische Mythologie a. d. Schwed. in J. H. Rosenplänters Beiträgen zur — Kenntniß der ehstn. Sprache. Pernau 1822. H. 14.

[3] von Fählmann im Anhang zu Boecler, der Ehsten abergläubische Gebräuche 2c. Script. rer. Liv. II, S. 683. Vgl. das. ed. von F. R. Kreutzwald, Petersburg 1854. S. 98.

[4] Vgl. auch d. livl. Reimchronik. V. 1145 und 1277.

Tarapita. Schon der alte Kelch hat darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Feldgeschrei der Oeseler: Tarapita der Schlüssel zur Verstümmelung des Namens des Gottes zu suchen sei, denn awita heißt ehstnisch: hilf! Aus dem Rufe Tara awita! kann durch Mißverständniß leicht Taraphila oder Tarapita werden. Es ist also der Allvater Tara gemeint [1]).

Nach dem Zeugnisse Heinrichs war aber dieser nicht der einzige Gott der Osilier; er sagt ausdrücklich: die Priester vertrieben den Tarapita und die übrigen Götter der Heiden (30, 5). Auch dort, wo der Wald des Tarapita erwähnt wird, spricht Heinrich von den Bildern der Heidengötter (24, 5).

Der Kultus des Tara und wohl auch der übrigen Götter fand offenbar im Freien und zwar in heiligen Hainen statt, denn außer dem bewaldeten Berge des Tara in Wierland wird noch ein heiliger Wald bei Carethen in Jerwen erwähnt; und ganz wie bei den lettischen Stämmen finden wir auch auf finnischem Siedelungsboden im späteren Mittelalter ja bis auf die neueste Zeit Spuren von Hain- und Baumkultus [2]).

Ihre Götter haben sich die finnischen Völker materiell gedacht. Heinrich spricht von den „Bildern und Gleichnissen" der Ehsten-Götter. Als die Christenpriester diese umhieben, wunderten sich die Heiden, daß kein Blut herausfloß (24, 5). Die Götzenbilder waren wohl in die heiligen Bäume hineingeschnitzt. In einem alten ehstnischen Volksliede, das vom Untergange des Heidenthumes handelt, findet sich der Stabreim: „tapper tabbas Tara tamme", das Mordbeil verletzte Tara's Eiche [3]). Wie einst Bonifaz die Sachseneiche, so fällten nun die Sachsenpriester die Götterbäume

---

[1]) Heinr. Chron. Lyv. 30, 4. Kelch, Liefl. Historia 1695. S. 20. Welches Unheil die falsche Lesart Tharapilla (bei Gruber, Origines) gestiftet hat vgl. bei Parrot a. a. O. S. 313. Vgl. E. Pielisch, Heinrichs v. Lettland Mittheilungen über das Heidenthum der Esten und Liven. Petersburg 1889. S. 9.

[2]) Heinr. Chron. Lyv. 23, 9. Im Kataster der Diöcese Reval (c. 1240) wird ein heiliger Hain beim Dorfe Waerkaela angeführt. Vgl. G. v. Brevern, Der Liber census Daniae. Dorpat 1858. Ferner: F. Wiedemann, Aus dem innern und äußern Leben der Ehsten. Petersburg 1876. S. 413. Kreutzwald, Boecler. S. 9 und Pielisch a. a. O.

[3]) Vgl. Fählmann, Script. rer. Liv. II S. 683.

der Ehsten, und hier wie dort staunten die Heiden in abergläubischer Furcht ob des stummen Unterganges ihrer Idole.

Daß die Liven denselben oder einen ähnlichen Kultus hatten, geht aus mehreren Stellen bei Heinrich hervor[1]); von den Kuren ist dasselbe anzunehmen, auch bei ihnen finden wir im Mittelalter heilige Wälder.

Den Göttern wurden Thiere und Menschen geopfert[2]). Heinrich berichtet (15, $_{3}$), daß die Ehsten Rinder und anderes Vieh, und daß die Liven Hunde und Böcke ihren Göttern opferten (16, $_{4}$).

Menschenopfer werden ausdrücklich bezeugt[3]); sogar einen Fall von Kanibalismus finden wir bei den Ehsten: die aufständischen Sakkalaner fingen 1223 den dänischen Vogt Hebbe und seine Begleiter, peinigten dieselben mit grausamer Marter, und rissen dem noch lebenden Vogt das Herz aus dem Leibe, brieten es am Feuer, vertheilten es unter sich und fraßen es, „damit sie stark würden wider die Christen[4]).

Von der Grausamkeit der Eingeborenen ist schon bei der Darstellung ihres Kriegswesens gehandelt worden. Martern der Kriegsgefangenen aller Art, theils als Folter um Geständnisse zu erpressen, theils als Form der Hinrichtung und Opferung waren im Gebrauche, wie wir das bei den meisten Völkern auf ähnlicher Kulturstufe finden.

Von den Götterorakeln ist gleichfalls die Rede gewesen. Die Götter wurden vor kriegerischen oder überhaupt wichtigeren Unternehmungen um ihren Rath, beziehungsweise um ihre Einwilligung befragt. Die Art der Befragung scheint verschieden gewesen zu sein. Der Chronist Heinrich spricht meist allgemein vom Befragen der Götter durch das Loos[5]); an einer Stelle

---

[1]) Chron. Lyv. 2, $_{8}$ 10, $_{14}$.

[2]) Ueber Opfer und Opfersteine vgl. Kreutzwald, Boecler. SS. 2 und 13. Wiedemann, Leben der Ehsten. S. 409 ff. 413 ff. Verhandl. d. gel. Estn. Ges. II, 3.

[3]) Heinr. Chron. Lyv. 1, $_{10}$ 9, $_{12}$ 16, $_{7}$. Vgl. Hielieich a. a. O. S. 24 und Peterson a. a. O. S. 18. Falsche Angaben bei Fählmann a. a. O.

[4]) Heinr. Chron. Lyv. 26, $_{6}$.

[5]) Ebendas. 14, $_{5}$ 20, $_{2}$ 23, $_{9}$ Vgl. Reimchronik. V. 4080 ff. Auch die Skandinavier erforschten durchs Loos den Willen ihrer Götter. Vgl. Rimberti vita Anscharii. Cap. 30.

(15, $_{3}$) führt er dann die schon erwähnte Schlachtung der Opferthiere an; fallen diese beim tödtlichen Hiebe nach rechts, so sind die Götter dem Unternehmen günstig gesinnt. Aber noch eine zweite Art Orakel finden wir sowohl bei den Liven als den Ehsten. Die Liven von Thoreida wollten den Missionär Theodorich ihren Göttern opfern; zuvor aber erforschen sie den Willen derselben; man setzt den Priester auf ein Roß und führt dieses über eine vorgehaltene Lanze; zweimal schreitet es mit dem rechten Fuße, dem Fuße des Lebens, über die Lanze und rettet so seinem Reiter das Leben[1]. Derartige Pferdeorakel finden sich auch bei andern Völkern, so bei den Wenden im nordöstlichen Deutschland[2]. Ein ähnlicher Vorgang, wie die Rettung des Theodorich, wird vom Chronisten aus dem Jahre 1223 berichtet. Der Priester Hartwich soll von Dorpater Ehsten geopfert werden; zuvor aber befragen die Heiden ihre Götter und setzen den Priester auf einen sehr fetten Ochsen, weil, wie sie in blutdürstiger Ironie sagten, der Priester ebenso fett sei. Der Vorgang mit der Lanze wird nicht erzählt, auch hier rettete das Orakel dem Priester das Leben[3].

Dem Willen der Götter, welchen sie durch das Orakel kundgeben, wird aber nicht unbedingt gehorcht; so stürmen die Ehsten 1211 die Burg Caupos, obgleich das Orakel dagegen war[4].

Ueber das Wesen der Götter fehlen uns nähere Aufschlüsse. Die Reste des Heidenthumes, welche sich in abergläubischen Gebräuchen in späterer Zeit finden, deuten wie bei den lettischen Stämmen auf Elementar- und Naturdienst, so die Wald-, Baum- und Quellenverehrung, ferner Gottheiten, welche die Ehsten Waldesvater, Wasser-, Windes-, Nebelmutter nennen, doch alles dieses gehört bereits in das Gebiet der vergleichenden Mythologie.

Daß die finnischen Völkerschaften an ein Leben nach dem Tode geglaubt haben, ist aus den historischen Quellen nicht ersichtlich; aber vielleicht deutet der hartnäckige Widerstand gegen

---

1) Heinr. Chron. Lyv. 1, $_{10}$. Von demselben Theodorich glaubten die Liven bei einer Sonnenfinsterniß, daß er die Sonne fräße. ibid. Vgl. Pabst. Heinr. v. L. S. 8. Harder a. a. O. S. 50.

2) Vgl. J. Grimm. Deutsche Mythologie. Ed. sec. S. 627 f.

3) Heinr. Chron. Lyv. 26, $_{7}$.

4) Ebendas. 15, $_{3}$.

das christliche Begräbniß, welcher uns sowohl in Heinrichs Chronik, als aus späteren Zeugnissen überall entgegentritt, darauf hin[1]. Auch der Gebrauch der sog. Seelenspeisungen, gegen welche das Kirchenstatut von 1428 eifert, spricht für den Glauben an das Fortleben der Seele[2].

Die Form der Bestattung war bei Ehsten und Kuren Leichenverbrennung; das geht aus Heinrichs Berichten deutlich hervor[3]; von den Liven wird nicht ausdrücklich gesagt, daß sie ihre Todten verbrannten, ist aber jedenfalls anzunehmen. Auf die Bestattung scheint Gewicht gelegt worden zu sein, denn die in einer Schlacht Gefallenen werden sorgfältig gesammelt, andererseits werden die Leichen der Christen auf die Felder geworfen, den Hunden zum Fraß[4]. Auch der Umstand der sorgfältigen Todtenbestattung weist auf den Glauben an ein Jenseits. Die Leichenverbrennung fand in feierlicher Weise statt, unter lauten Wehklagen und Trinkgelagen.

Ob die oben in der Schilderung des Kriegswesens angeführten symbolischen Handlungen, wie das Treten der Schwerter, die Uebersendung des Speeres u. s. w. einen religiösen Hintergrund haben, bleibe dahingestellt, desgleichen, ob auf der großen Jahresversammlung in Raigele kultuelle Handlungen vorgenommen wurden.

Von berufsmäßigen Priestern erfahren wir aus unseren Quellen nichts.

Die sittlichen Vorstellungen der finnischen Völker werden ähnliche vielleicht noch niederigere gewesen sein, als die der Lithauer und Letten.

Von dem Familienleben meint Ahlqvist, daß sich ein solches in geordneter Weise bereits bei den Urfinnen annehmen lasse, da in verschiedenen finnischen Idiomen zahlreiche genuine Benennungen

---

[1] Heinr. Chron. Lyv. 2, $_{4}$ 14, $_{10}$ 26, $_{8}$. Kreutzwald, Boecler, SS. 6, 76 f. 146. Peterson, Thomasson. S. 18.

[2] Livl. U. B. VII (69). Vgl. Einhorn, Hist. Lett. Cap. 13. Desselb. Reform. gent. Lett. Cap. 6 u. 7. F. Amelung, Baltische Kulturstudien. Dorpat 1885, S. 224 f.

[3] Chron. Lyv. 12, $_{6}$ 14, $_{5}$ 26, $_{8}$ (more paganorum pristino).

[4] Ebendas. 26, $_{5}$ $_{6}$ $_{7}$.

auf dem Gebiete der Familie nachzuweisen seien; die baltischen Finnen hätten dann Vieles von den lithauischen Völkern angenommen [1]).

Volksliedern und Hochzeitsgebräuchen entnehmen wir, daß die Form der Eheschließung wie bei den Letten der Frauenkauf oder -raub war [2]). Aus Heinrichs Chronik erfahren wir, daß bei den Ehsten Polygamie geherrscht habe [3]). Von den Oeselschen Seeräubern hätte Mancher sich aus den geraubten Skandinavierinnen zwei, drei oder mehr Frauen beigelegt. Es sei hier angedeutet, welchen Einfluß auf Wesen und Sitten eine solche Blutmischung haben mußte, zumal wenn sie, wie wir annehmen können, häufig vorkam.

Was den Nationalcharakter der finnischen Völker anbetrifft, so erscheint er allenthalben ausgeprägter und, man könnte sagen, männlicher als der der lettischen Völker. Vor Allem zeigt sich Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Gegen die Christianisirung wehren sich Kuren, Liven und Ehsten, besonders die Letzteren, mit aller Macht. Das Urtheil des Chronisten Heinrich ist in Folge dessen sehr abfällig, er nennt sie falsch, treulos und verstockt [4]). In der Schlacht sind die Ehsten außerordentlich tapfer, gegen ihre Feinde von großer Grausamkeit; wie den meisten Völkern auf ihrer Kulturstufe ist ihnen jedes Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde recht. Den deutschen Eroberern waren sie wegen ihres Trotzes und ihrer Blutgier, besonders aber wegen ihrer Tücke und bodenlosen Treulosigkeit verhaßt. Es hat Jahrhunderte gedauert und viel Blut gekostet, bis die Ehsten ihre trotzigen Nacken unter das Joch des Christenthums beugten.

Ueber den Intellekt der finnischen Stämme können wir uns hier nicht verbreiten. Diese Frage wäre wohl einer näheren Untersuchung werth. Die Volkspoesie der Finnen hat wunderbar schöne Blüthen gezeitigt, sowohl auf dem Gebiete der Lyrik, als der Epik; es sei hier an die Heldengesänge der Kalevala und des

---

1) Kulturwörter, SS. 204 ff. 219.

2) Vgl. L. Schröder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten. Verh. d. gel. Estn. Ges. XIII. Dorpat 1888. SS. 167 ff. 172 ff. 177.

3) Chron. Lyv. 26, $_{8}$ 30, $_{1}$.

4) Ebendas. 2, $_{5}$ 9, $_{12}$ 10, $_{15}$ 14, $_{5}$ (Liven) 19, $_{10}$ 23, $_{2}$ 24, $_{8}$ rc. (Ehsten).

Kalewipoëg erinnert. Zwar haben wir auch auf diesen Gebieten eine starke germanische Beeinflussung vorauszusetzen, doch ist es unzweifelhaft, daß die finnische Rasse große künstlerische Begabung zeigt [1]).

An Intelligenz aber scheinen die Letten den finnischen Stämmen überlegen, ihr Verstand ist beweglicher, leichter fassend, bildungsfähiger. Der Lette mit seinem biegsamen Charakter war den Einflüssen einer höheren Kultur weit leichter zugänglich als der starre Ehste.

So ist es gekommen, daß es den verachteten Letten in Livland und Kurland gelang, ihre finnischen Bedrücker in friedlichem Kulturkampfe zu schlagen, sie allmählich zu entnationalisiren, sie endlich fast ganz aufzusaugen.

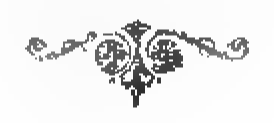
Die finnischen Kuren in Kurland sind beinahe, die Liven in Livland ganz und gar aus der Geschichte geschwunden, sie sind Letten geworden.

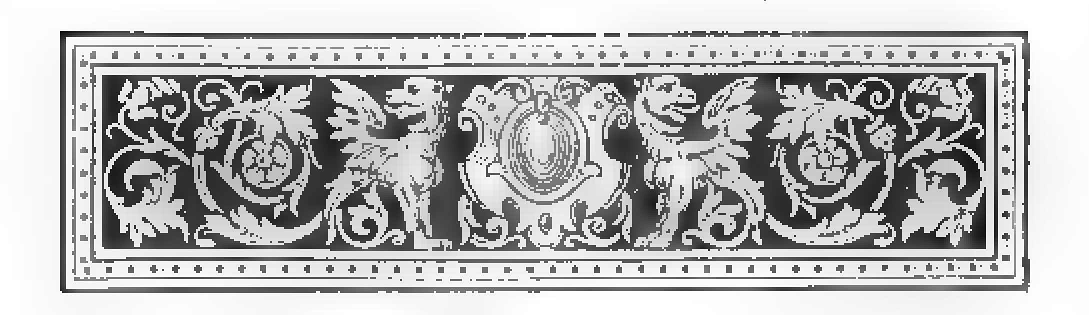
Astaf von Transehe.

---

[1]) Vgl. Ahlqvist, Kulturwörter, S. 263.

Anm. d. Red. Vorliegende Abhandlung ist der einleitende Theil einer größeren Arbeit des Verf., welche demnächst in den Mittheilungen aus der livländ. Geschichte erscheinen soll.





Politische Korrespondenz.

Seit dem Herbst vorigen Jahres habe ich über die Dinge in der Türkei Ihnen gegenüber schweigen können. In Armenien erlosch der Aufstand allmählich, die Kräfte hatten sich erschöpft, nachdem der Tod vieler Tausende — man sagte bis zu 25,000, bis zu 40,000 Menschenleben — und weite Verwüstungen gezeigt hatten, wie stark auch drüben in Asien die nationalen Leidenschaften die staatlichen Zustände beherrschen. Aber Europa gewöhnt sich allmählich an den Anblick solcher Gräuel. Wo sind die Zeiten hin, da man es für eine christliche Pflicht hielt, die Ungläubigen aus Europa zu verjagen, da man Philhellene wurde und die Lieder vom grausamen Pascha und dem edlen Rajah bis in die Häuser kurländischer Edelleute hinein sang; die Zeiten der Befreiung von Wallachen, Rumänen und Serben, endlich die Zeiten der „bulgarischen Gräuel“ und des letzten russischen Befreiungskampfes! Von Jahrhundert zu Jahrhundert kühlte sich der Eifer ab, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und in unserer Zeit von Jahr zu Jahr stumpft die Leidenschaft ab, die in ihrem ersten Aufflammen einst ganz Europa zum ersten und letzten Mal in einem großen verbündeten Heerlager vereinigt hatte! Wir ziehen nicht mehr aus zur Befreiung des Heiligen Grabes, wir hören keinen Ruf mehr durch Europa gehen zur Vertreibung der Ungläubigen, und doch wäre heute so leicht, was vor 800 Jahren und vor 200 Jahren nicht gelang. Was denn hat sich geändert, wer hat sich geändert,

um es dahin kommen zu lassen, daß heute selbst ein Gladstone machtlos zusehen muß, wie wieder geschieht was vor 20 Jahren ihn in Flammen setzte? Sind die Gräuel des letzten Jahres minder schlimm gewesen als die „bulgarian atrocities“, die den alten Schwärmer gegen die „unspeakable“ Türken auflodern ließ? Sind wir christliche Europäer andere geworden, oder ist der Türke ein Europäer geworden? Nun, die Gräuel sind schlimm genug, und gäbe es ein Gemeinbewußtsein in Europa wie dasjenige war, welches die Kreuzfahrer begeisterte, so wären die Tage der türkischen Herrschaft sehr bald und sicher gezählt. Aber wir sind sehr tolerant geworden nicht bloß gegenüber dem Halbmond, sondern auch gegenüber „Gräueln“, wenn sie an fremden Unterthanen geübt werden und wenn solche Toleranz uns vor der Störung unserer Ruhe bewahrt. Der Türke hat sich nur darin geändert, daß er uns Europäern nicht mehr bedrohlich ist. In seiner ethischen Art hat er sich wenig geändert, sein religiöser Fanatismus ist der alte, die starren Gebote des Islam beherrschen sein Denken und Fühlen wie ehedem, er ist noch immer der Gegner unseres christlichen Kulturlebens. Und er wird es, wie es scheint, bleiben solange ein türkisch-islamitisches Reich bestehen wird, solange das staatliche Oberhaupt dort zugleich der Nachfolger des Propheten ist und solange die Satzungen des Koran das Leben seiner Bekenner ordnen.

Aber das Leben des neunzehnten Jahrhunderts dringt von allen Seiten in die nichttürkischen Fundamente dieses Reiches und bildet bald hier bald da Zentren treibender Kräfte, die zu gelegener Zeit ausbrechend diesen und jenen Pfeiler stürzen oder erschüttern. Ohne Hinderung von außen, wie im vorigen Jahre in Armenien, ist die Kraft des Türkenthums noch immer ausreichend, um die Aufstände gewaltsam niederzuwerfen. Und das ist ja die Signatur der heutigen Orientpolitik, daß die Großmächte stillschweigend an der Direktive der Nichtintervention festzuhalten entschlossen sind. Wie sie heute verstanden wird, ist die Nichtintervention ein Prinzip des nationalen oder staatlichen Egoismus, in den Mantel des Rechts nothdürftig gehüllt. Die Gemeinsamkeit kulturlicher Interessen, wie sie bis vor wenig Jahrzehnten zu den Fundamentalsätzen der europäischen Politik gehörte, ist aufgegeben worden zu Gunsten

des Strebens, die eigenen Kräfte nur für unmittelbar eigene staatliche Interessen zu verwenden. Es ist ein Produkt der Furcht, eine Folge der übergroßen Einsätze, welche jede Einmischung in Verhältnisse fremder europäischer Staaten und ein daraus hervorgerufener Krieg von jedem Staat fordern. Die Gewaltsamkeit heutiger Kriege läßt das Verlangen nach Erhaltung des Friedens so stark werden, daß Niemand sich ohne äußerste Noth oder Leidenschaft entschließt, für allgemeine Interessen der Humanität, der Kultur, des Glaubens, ohne die möglichste Sicherheit dafür zum Schwert zu greifen, daß er auf diesem Wege nicht einer ebenbürtigen Staatsmacht begegne. Darin liegt der Schutz, dessen die Türkenherrschaft heute genießt. Was auch die verborgenen Zwecke der Engländer im vorigen Jahre gewesen seien, sie hätten ohne die Abneigung der andern Mächte vielleicht versucht, wieder ein Stück türkischen Erbes von dem Fluch türkischer Herrschaft zu lösen. Die Hoffnung auf England hat den Aufstand genährt und die Täuschung das Elend nur verdoppelt. Seitdem hält sich England zurück und überläßt das Feld den Diplomaten Europas. Und wenn durch Diplomaten, durch Noten und Mahnungen den Völkern der Türkei könnte geholfen werden, so wäre vielleicht nie eine Zeit für die Lösung der Orientfrage günstiger gewesen, als es die gegenwärtige ist. Als Zar Nikolaus vor 45 Jahren dem Lord Seymour vorschlug, Aegypten für England zu nehmen, und England es ausschlug, da wußte man noch nicht, welchen Werth das Nilland für England in sich barg. Seit die Engländer den Werth erkannten, würden sie sich mit Aegypten wohl begnügen auch wenn die übrige Türkei aufgetheilt würde. Ein Hauptinteressent ist damit ausgeschieden soweit die Balkanhalbinsel und Kleinasien in Frage kommen; es bleiben Rußland, Oesterreich, Frankreich, in geringeren Grenzen des Interesses Italien und in zweiter Linie Deutschland, Griechenland und die Donaustaaten. Führend und überragend ist dabei doch nur die Stellung von Rußland und von Oesterreich. Wie Rußland seine Politik sich vorgezeichnet hat, haben wir neulich aus dem Munde des Grafen Goluchowski gehört. Dieser Minister sagte am 9. Juni vor den österreichischen Delegirten, Rußland habe sich gegen jede Abweichung von dem Pariser Vertrage, auch wenn sie in einer Aktion aller Vertragsmächte bestehe,

erklärt, und Oesterreich nehme mit Befriedigung von dieser Erklärung Kenntniß. „So lange", fuhr der Minister fort, „die russische Regierung auf dem eingeschlagenen Wege verharrt, kann sie auf unsere unbedingte loyale Unterstützung zählen, denn Oesterreich strebt nichts anderes an, als die Konsolidirung der Zustände im Orient, die Erhaltung der Türkei, die Unabhängigkeit, die Erstarkung und die freie Entwickelung der einzelnen Balkanstaaten, freundschaftliche Beziehungen zu denselben und endlich den Ausschluß des prädominirenden Einflusses irgend einer Großmacht zum Nachtheil der übrigen." Und am 11. Juni sagte vor derselben Delegation der Verwalter von Bosnien und Herzegowina, Finanzminister Baron Kallay, durch die Okkupation von Bosnien und Herzegowina sei Oesterreich ein Balkanstaat geworden. Die ganze Geschichte der Habsburger deute darauf hin, daß Oesterreich-Ungarn einen Stützpunkt im Balkan suche, sowohl um die beiden Ufer der Grenzflüsse Sara und Donau beherrschen zu können, als auch um sich in dem ganzen Völkergebiet des Balkan's zur Geltung zu bringen. Darum habe Oesterreich Bosnien und Herzegowina okkupirt und die nordwestliche Balkanecke sich gesichert, von wo es die politischen Interessen des Balkans zu den seinigen machen könne. Darum wolle und dürfe Oesterreich auch nicht ein Mehr an Besitz in jenen Gegenden anstreben. Jeder Nachbar müsse wissen, daß die Stellung Oesterreichs in Bosnien nicht ohne Gefahr berührt werden könne, weil dieselbe ein Lebensinteresse Oesterreichs enthalte. — Hiernach scheint es klar zu sein, daß sowohl Rußland als Oesterreich entschlossen sind, den äußeren Bestand der Staaten auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu halten, solange eine dieser Mächte nicht einen ausschließenden Einfluß dort gewinnt oder anstrebt, wobei es freilich noch fraglich bleibt, in wie weit das Streben Oesterreichs, die Bildung neuer Balkanstaaten zu fördern, mit den Wünschen Rußlands übereinstimmt. Und da diese beiden Staaten bei ihrem respectiven Verhältniß zu Frankreich und Italien im Stande sind, anderweitige störende Einflüsse von außen her fernzuhalten, so wäre die Türkei in der ungewohnten Lage, ruhig für ihre inneren Zustände sorgen und sich innerlich kräftigen zu können. Ohne Zweifel wäre das genau das Ziel, welchem der Sultan am liebsten zustreben wollte. Leider aber ist hier die

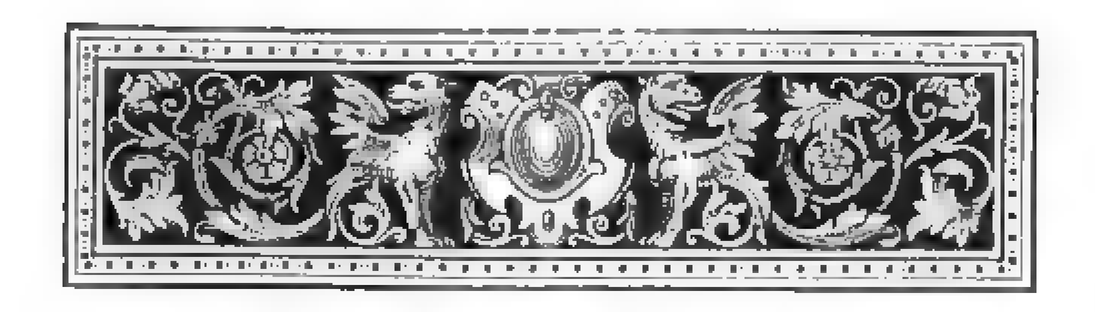
Grenze der Macht sowohl des Sultans als der fremden Staaten. Nicht von außen, sondern von innen heraus kommt die Gefahr. Man hat für Armenien vor einigen Monaten Reformen, beruhigende und das Wohlergehen der christlichen Bevölkerung angeblich sichernde Institutionen durchgesetzt. Ist es dadurch dort anders geworden? Haben nicht jüngst wieder Metzeleien in Wan stattgefunden? Ist in Syrien der Stamm der Drusen nicht im Aufstande? Haben wir nicht Kreta wieder im Fieber vor uns trotz aller dort früher schon von den Mächten verordneten Reformen? Den Sultan zur Durchführung der im Sinn von Freiheit, von Gleichstellung des Moslem mit den Christen entworfenen Reformen zwingen, heißt die Türkei zum Selbstmord zwingen. Mit Reformen hat stets die Abtrennung von Provinzen der Türkei begonnen, so in Aegypten wie an der Donau, und wenn wirklich in Kreta unter christlichem Stadthalter europäische Verwaltung eingeführt werden sollte, so wäre damit eben Kreta für die Türkei verloren. Werden die Reformen aber nur dekretirt, nicht von den Mächten durchgeführt, so bleibt alles beim Alten wie in Armenien. Religion und Geschichte dulden keine Gleichstellung der Christen und Türken in einem türkischen Staat. Der Türke ist der Staat und der Staat ist der Islam, und das Andere ist geboren, dem Türken und dem Propheten dienstbar zu sein: so steht's im Koran und so ist es immer gewesen seit den Zeiten Mohamed's. Eine Religion ist um so unfähiger sich dem Gange der Kultur anzuschließen, je positiver sie das staatliche und bürgerliche Leben in Satzungen und Vorschriften regelt. Darum vielleicht giebt es keine jüdische Kultur, darum ist zum guten Theil die kulturliche Blüthe islamitischer Reiche stets so kurz gewesen. Alle Sympathie, die wir für den Türken als Einzelnen empfinden im Gegensatz zu andern Völkern der Türkei, kann uns nicht vergessen machen, daß er und seine religiöse Verknöcherung bisher wenigstens die Ursache waren der Zerstörung, des Verfalles ehemals blühender Länder. Bisher! Aber es giebt eine große Partei, die jungtürkische, welche meint, das brauche nicht immer so weiter zu bleiben, welche Reformen verlangt nicht für die Christen, sondern für die Türken. Vor 50 Jahren schon gab es türkische Fortschrittler, türkische liberale Minister sogar, und man hat auch schon parlamentarische Maskeraden gemacht.

Aber eine wirkliche freiheitliche Verfassung und Verwaltung unter dem Szepter eines islamitischen Herrschers — das ist wenigstens in Ländern mit christlicher Grundbevölkerung, wie mir scheinen will, ein innerer Widerspruch. Der Kalif kann so wenig als der Pascha und der letzte Mollah den Christen als Seinesgleichen in Recht und Rang ansehen, das erlaubt die Religion ihm nicht, dazu wird man ihn nie erziehen, daß widerstreitet seinem Herrscherbewußtsein. Und das türkische Beamtenthum ist so verrottet, so unfähig für jede feineren Formen des Lebens sich anpassende, die Kultur fördernde Art der Verwaltung, daß es sehr zweifelhaft bleibt, ob eine von liberalem Geist geleitete und von der Starrheit des Islam abweichende jungtürkische Reform im Stande wäre, mit diesen Kräften, wie sie jetzt allein zu haben sind, etwas Lebensfähiges wenn nicht zu schöpfen, so doch zu erhalten. Darum glaube ich wohl, daß dem Sultan aus den Jungtürken heute mehr Gefahr droht, als von den Mächten Europa's, nicht aber, daß wenn die Herrschaft des Sultans gebrochen würde, ein türkisches Reich bestehen könnte, in dem die Masse der Christen frei, sicher, als Gleiche unter Gleichen leben könnten; der Islam selbst müßte denn reformirt werden. Und so ist und bleibt diese türkische Ecke der Brander Europa's. In Kreta, Mazedonien, in Syrien, Armenien, in Stambul selbst flakert er auf, und die 6 diplomatischen Spritzenmänner kommen täglich zusammen und bereden sich und berathen den Sultan über die Reformen für Kreta wie sie es für Armenien gethan haben: eine Danaidenarbeit. Die letzten Berichte melden, der Aufstand habe sich über die ganze Insel ausgebreitet. Wird er von den Türken niedergeworfen, so sind wieder Metzeleien wie in Armenien zu erwarten, und diese wird man nicht wie dort ruhig geschehen lassen können. Im Jahre 1878 wurde zwischen der Pforte und den kretischen Rebellen der Vertrag von Haleppa geschlossen. Darin wurde versprochen, eine Verbesserung der Verfassung des Landes, ein christlicher Vali mit Bestätigung durch die Mächte, Unterbeamte aus der Religionsgenossenschaft, welche im betreffenden Bezirk die Mehrheit bildet; Verbesserung der Gesetze und Sicherheit gegen Eingriffe der Pforte in die Justiz; Beschränkung der militärischen Besatzung; Verwendung der Hälfte der kretischen Einkünfte zu Gunsten der Insel; Ernennung von Friedens-

richtern; Kenntniß des Griechischen bei den Beamten; Anstellung von Christen im Zolldienst. Wäre das Alles durchgeführt worden, so wäre jetzt vielleicht kein Aufstand da. Aber Kreta wäre bereits so gut wie unabhängig geworden durch den Geist, in dem diese Reformen wären gehandhabt worden. Und nun ist man auch mit diesen Reformen nicht mehr zu befriedigen, man verlangt mehr, man will eben los von der Türkei. Kreta wird vielleicht sehr bald mit Griechenland vereinigt werden — das ist das Wahrscheinliche. Und das Beispiel wird Nachahmung hervorrufen. Dieses Zerbröckeln, dieses sich Auflösen, das bildet die Gefahr für Europa. Denn fällt die alte Ruine trotz aller Stützen einmal in sich zusammen, dann sind doch die einander widerstreitenden Interessen Rußland's und Oesterreichs zu groß, um auf die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs sicher zu rechnen. Man mag, mit andern Dingen grade beschäftigt, den Moment der Theilung noch so eifrig hinausschieben, er wird doch einmal kommen und er kann sehr plötzlich eintreten. Und noch ein Moment vermehrt die Gefahr: ehe England sich aus Aegypten hinausdrängen läßt, wird es lieber den Zerfall der Türkei beschleunigen und seinen Antheil in Aegypten vorweg nehmen. E. v. d. B.



Druckfehlerberichtigung. Auf S. 317, Zeile 7 von oben muß es statt „schneidige" heißen „schmeidige."



Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preußischen Staatsarchivs.

Das für die Geschichte der Unterwerfung Kurlands wichtigste Archiv ist natürlich das russische Staatsarchiv. Demnächst aber dürfte kein Staatsarchiv für diesen Gegenstand interessanteres Material enthalten als das preußische, und zwar deshalb weil Preußen längere Zeit sich bemühte, der dauernden Festsetzung Rußlands in Kurland sich zu widersetzen. Es wird einigen Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein, daß Preußen zwischen den Jahren 1790 und 1793 einen eigenen Residenten, den Herrn von Hüttel am Mitauer Hofe beglaubigt hatte. Ich beabsichtige nun, Auszüge aus der Korrespondenz Hüttel's mit seinem Hof sowie aus anderen einschlägigen Akten des preußischen Staatsarchivs an diesem Ort zu veröffentlichen, zu deren besserem Verständniß ich mir erlaube, die vorliegende geschichtliche Rückschau über den Hergang des politischen Ringens jener Zeit vorauszusenden.

* * *

Obwohl wir jüngst den Ablauf eines Jahrhunderts seit der Einverleibung des Herzogthums Kurland-Semgallen und des Kreises Pilten in Rußland erlebten, ist die Geschichte dieses Ereignisses bisher noch in sehr lückenhafter Weise bekannt geworden. Es hat nicht an dem Mangel an Material gelegen, wenn kein Historiker sich dieses Gegenstandes in eingehender Weise bemächtigte, denn das Material ist in Fülle vorhanden. Aber es ist zu einem Theil in den Händen von Privaten oder von Korporationen verstreut, zum andern Theil in Staatsarchiven zu suchen, die, wie ich ver-

muthe, dem Forscher wohl zugänglich wären, aber leider eben keinen Erforscher gefunden haben. Was uns der alte Cruse, Richter und neuerdings Bilbassow, Seraphim geboten haben, erschöpft die privaten wie staatlichen Quellen nicht. Und diese Reichhaltigkeit des Stoffes ist theils aus dem Gegenstande, um den es sich handelte, theils aus den Eigenheiten jener Zeit recht wohl erklärlich.

Der Untergang Kurlands war für große politische Mächte von erheblich weiterem Interesse als die geringe Ausdehnung dieses Landes an sich hätte bieten können; sein Herzogsstuhl war materiell so reichlich gepolstert, daß eine Schaar von Prinzen jederzeit Sehnsucht verspürte, den etwa leer werdenden Sitz einzunehmen; die Unterwerfung fiel in eine Zeit, welche noch nicht wie heute ihre politischen Gedanken stets und ganz durch bezahlte Zeitungsschreiber sich zubereiten ließ, sondern gewohnt war selbst zu denken und viel zu schreiben. Diese drei Umstände hatten zur Folge, daß eine Menge von Leuten sich mit Kurland brieflich oder amtlich beschäftigten, die nicht nothwendig oder unmittelbar an dem Geschick Kurlands betheiligt waren. Zugleich tobte im Innern des Landes ein Kampf der Parteien, der in einer sehr lebhaften Korrespondenz zwischen den Führern derselben, in vielen öffentlichen Streitschriften, in langen Verhandlungen bei den Oberinstanzen und Gewalthabern in Warschau, in endlosen Berichten von Gesandten und Bevollmächtigten ihren Ausdruck fanden. Dieses alles läßt mich vermuthen, daß wenn einmal die Staatsarchive von Moskau, Berlin, Wien, Dresden, Stockholm und mancher kleiner deutscher Höfe, die Briefladen und Archive in Kurland, in Polen, in Wartenberg ihre Schätze hergäben, wir vor einer Menge an geschichtlichem Rohstoff ständen, die des Unterganges einer größeren Staatsmacht würdig wäre, als an sich dieses Herzogthum war.

Dieser Stoff bezieht sich nicht nur auf den kurzen Prozeß, mit dem nach dem Verschwinden der Lehnsmacht Polen der kurländische Landtag das Land der russischen Kaiserin überantwortete, sondern die Geschichte der Unterwerfung Kurlands hat mit dem Aussterben des Kettler'schen Herzogshauses oder doch mindestens mit dem Tode Peter's III. und der Vertreibung des Herzogs Karl zu beginnen, als dem Zeitpunkt, von welchem ab Katharina II.

mit einer, wenn nicht in Rücksicht auf die Form der Ausführung, so doch auf das Prinzip vollen Klarheit beschlossen hatte, Kurland gänzlich und dauernd in ihre Gewalt zu bekommen.

Diesem Ausgange strebten die Dinge freilich sehr langsam bereits seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts zu. Peter I. hatte zwar seinen Plan, das von ihm besetzte Mecklenburg festzuhalten und das dortige Fürstenhaus mit Kurland zu entschädigen, aufgeben müssen, aber er hatte Kurland weder militärisch noch politisch aufgegeben, sondern seine Nichte Anna Iwanowna an den Herzog Friedrich Wilhelm verheirathet. Als dieser gestorben war und mit Herzog Ferdinand das Erlöschen des Kettler'schen Mannesstammes bevorstand, begannen sich die Bewerber um die Nachfolge von allen Seiten her zu melden, und man kann von da ab bis 1795 leicht anderthalb Dutzend Fürsten und Prinzen aufzählen, welche zu verschiedenen Zeiten als Kandidaten auftraten. Aber es kam doch stets auf die Wünsche an, welche die zunächst betheiligten Mächte Polen und Rußland hegten, und wiewohl Polen als Lehnsmacht ohne Zweifel die erste Stimme bei Besetzung des Herzogsstuhls zustand, so war die wirkliche politische Macht doch seit 1717 bereits so sehr auf die russische Seite verschoben, daß es dem sächsisch-polnischem Hause nicht gelang einen seiner Prinzen gegen den russischen Schützling Biron durchzusetzen.

Von 1763 an blieben die Birons, Vater und Sohn, bis zum Schluß, in von außen ungestörtem Besitz des Herzogthums. Aber diese Herrschaft fiel in eine Periode außerordentlich heftiger Gährung in den staatlichen Verhältnissen von fast ganz Europa, die in unausgesetztem diplomatischem Ringen, in stets wechselnden politischen Kombinationen sich bekundete und gelegentlich auch in blutigen Kämpfen zum Ausdruck kam. Große staatliche Veränderungen drängten heran. Die staatliche Macht war weder durch konstitutionelle Fesseln beengt noch in Abhängigkeit von nationalem Uebereifer; sie suchte sich zu mehren, wo sie nur irgend Raum fand und fragte noch wenig nach Religion und Sprache in den Ländern, welche sie zu erobern trachtete. Nachdem zu Anfang des Jahrhunderts das übermüthig aufstrebende Schweden bei Seite war geworfen worden, dann Rußland durch den Frieden von Nystadt und den Vertrag mit Polen von 1717, welcher den Ein-

fluß Rußlands dort festsetzte, an die Düna seine Grenze, an die Weichsel seine Macht vorgeschoben hatte, war Preußen mit großen Ansprüchen hervorgetreten und hatte sie eben mit dem Abschluß des Hubertsburger Friedens endgültig durchgesetzt. Preußen war als europäische Großmacht, wenn auch unwillig, anerkannt. Friedrich II. hätte sich dabei wohl beruhigt und auf fernere Kämpfe verzichtet, wenn nicht um eben die Zeit des Abschlusses seiner langen Kriegsperiode Katharina den russischen Thron bestiegen hätte und Joseph II. bald darauf ihm in Oesterreich entgegengetreten wäre, zwei Herrschernaturen, die Friedrich das ruhige Stillesitzen bei bestem Willen verdorben hätten, auch wenn in ihm nicht zuletzt doch wieder eine recht kräftige Neigung zur Vervollständigung seiner schlesischen Eroberung sich gezeigt hätte. Denn beide Nachbarn wollten erobern, wollten Machtzuwachs und hinter der neuen Großmacht Preußen drängte eine noch neuere, Rußland, gewaltsam gegen Europa an, um als solche Anerkennung und festen Boden in den europäischen Interessen zu gewinnen. Zwischen diesen drei stürmischen Drängern lag in verhängnißvoller Abgeschlossenheit und noch unglücklicherer innerer Verfassung Polen, wo gleich nach dem Hubertsburger Frieden der sächsische August III. gestorben und der Schützling Katharin's Poniatowsky durch Wahl vom 7. Sept. 1764 auf den Thron erhoben worden war. Es war der Erfolg eines Vertrages, welchen Friedrich am 11. April desselben Jahres mit Katharina geschlossen hatte und in welchem die Nachbarn sich verpflichtet hatten, in Polen keine kräftige Staatsmacht aufkommen zu lassen. Beide wünschten dies, aber freilich aus verschiedenen Gründen, denn Friedrich wollte kein starkes Polen, weil es ihm gefährlich werden konnte, Katharina wollte ein schwaches, um es desto leichter in ihrem Interesse leiten zu können. Daher wurde kein fremder Fürst, sondern der geistvolle, glänzende, von bestem Wollen beseelte, aber charakterschwache, unangesehene, von den Parteien im Lande wie von dem russischen Hofe gleich abhängige Stanislaus August König. Wie Katharina in Kurland vor Kurzem „unsern eigenen Herzog“ durchgesetzt hatte, so hatte sie nun ihren eigenen König auf dem polnischen Thron, — dort einen Kurländer von geringer, wenn auch adeliger Herkunft, hier einen Polen aus eingesessenem einfachen Adel; fremde

Fürstensöhne konnten nur störend werden durch auswärtige Verbindungen.

Die Meisterschaft, mit der Katharina diese Angelegenheiten gleich nach ihrem Emporkommen zur höchsten Staatsmacht durchgeführt hatte, weckte in Friedrich einerseits Besorgnisse, mochte aber andererseits ihn in seiner Hinneigung zu einem Zusammengehen mit Rußland bestärken Angesichts der Isolirung, in der er sich damals befand. Der englisch-französische Krieg war zwar eben, 1763, durch den Pariser Frieden beendet worden, aber er hatte die alten Allianzen Friedrichs mit den Seemächten längst gelöst, und sehr bald folgte der nordamerikanische Befreiungskampf, der die Westmächte für mehr als ein Jahrzehnt in Athem hielt. Hatte aber Friedrich zu Anfang gehofft, die zerbstische Prinzessin, die er selbst auf ihre glänzende Bahn geleitet hatte, auch ferner zu leiten, so sah er sich sehr bald in die umgekehrte Lage versetzt. Katharina griff in die inneren Zustände Polens kräftig ein, was Unruhe, Konföderationen hervorrief, deren Folge wieder kriegerisches Einschreiten von russischer Seite war. So befand sich Katharina von 1767 an im Kampf mit der ihrem Druck feindlichen polnischen Partei und seit 1768 in offenem Kriege mit der durch russische Grenzverletzungen und französische Verhetzungen aufgebrachten Pforte. In Wien aber konnte man noch den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, und bot 1768 gegen Rückgabe dieses Landes dem alten Gegner an, ihm zur Erlangung von Preußisch-Polen und von Kurland zu verhelfen. Da hiermit nichts zu machen war, so wartete man auf eine gelegenere Zeit, wurde aber endlich genöthigt, die Blicke von Schlesien und den innerdeutschen Zuständen ab und wieder dem Osten zuzuwenden. Das Vordringen der russischen Macht in Polen, die Aussicht auf russische Eroberungen an der Donau, das waren sowohl für Friedrich als für Joseph II. bedenkliche Anläufe, die Friedrich einer Verbindung mit Oesterreich zustreben ließen. Und diese Lage überwand denn auch zuletzt die Abneigung Maria Theresia's gegen eine Einigung auf polnische Kosten: die erste Theilung kam 1772 zu Stande.

Die nächsten 14 Jahre bis zum Tode Friedrich's zeigten die drei Ostmächte in einem Verhältniß zu einander, das ziemlich das

umgekehrte war zu dem, in welchem sie standen, als Friedrich seine Regierung begann. Das feurige, erobernde Drängen war auf Oesterreich und Rußland übergegangen, der alternde Preußenkönig hielt sich stets in der Defensive und hatte alle Mühe sich in derselben zu erhalten.

Rußland schloß 1774 mit der Pforte den Frieden von Kutschuk-Kainardsche ab, der ihr den Besitz der Krim und die Schutzherrschaft über die Moldau und Walachei eintrug. Im Jahre vorher hatte es eine neue Verfassung in Polen durchgesetzt und übernahm 1775 die Garantie für diese und die innere Ruhe Polens, d. h. es sicherte sich eine förmliche Handhabe zu steter Einmischung. Joseph unternahm seinen ersten Versuch zur Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht auf deutschem Boden; es folgte der bairische Erbfolgekrieg und der Teschener Frieden, der Katharina zur Garantin nahm. Hatte Friedrich sich Oesterreichs damit vorläufig erwehrt, so hatte er doch Rußland zugleich zu dem ersten Schritt auf dem Wege in die deutschen inneren Verhältnisse verholfen, der nachher konsequent weiter verfolgt wurde und zwar mit preußischer Unterstützung. Denn es war der preußische Gesandte Graf Görz, der Katharina bewog, eine russische Gesandtschaft in Frankfurt zu errichten zur bessern Kontrole der von ihr garantirten deutschen Verfassung*). Der 1780 erfolgte Tod der Kaiserin Maria Theresia gab dem stürmischen Ehrgeiz ihres Sohnes freie Bahn. Joseph war von enthusiastischer Bewunderung Friedrich's ausgegangen, hatte dann diesen bewunderten Freund sich als Gegner gegenüber gesehen, und wandte sich nun von ihm ab und Katharina zu, die vorläufig in Polen keiner preußischen Hülfe mehr bedurfte, dafür aber um so mehr Werth auf Oesterreich legte zur Durchführung ihrer auf die Türkei gerichteten Pläne. Katharina's Deklaration der bewaffneten Neutralität gegenüber den kriegführenden Seemächten vom Jahre 1780 brachte ihr Joseph durch seinen im folgenden Jahre erklärten Beitritt näher. Im Mai 1781 wurde ein Allianzvertrag abgeschlossen, der gegen die Pforte offensive Ziele enthielt und zugleich Joseph zum Mitgaranten der polnischen Verfassung von 1773

*) Görz, Denkwürdigkeiten.

machte. Im September 1782 entwickelt Katharina in einem Brief an Joseph bereits einen fertigen Plan der Theilung der Türkei. Damit war das Bündniß zwischen Rußland und Preußen vom Jahre 1764 zerrissen und Friedrich wieder völlig vereinsamt. Er mußte es ruhig ansehen, wie Katharina 1783 ohne Umschweife, sogar ohne Widerstand seitens der Pforte sich der Krim, Taman's und Kuban's bemächtigte und wie Joseph im Reich seine Hausmacht in der Besetzung von Bisthümern und Erzbisthümern mit seinen Nepoten mehrte. Endlich wagte Joseph dann den alten Plan des bairischen Ländertausches doch wieder in Angriff zu nehmen, und Friedrich trat dieser Gefahr gegenüber aus seiner Zurückhaltung nothgedrungen heraus. Im Juli 1785 wurde der Fürstenbund vorerst zwischen Preußen, Sachsen, Hannover abgeschlossen, dem dann viele andere deutsche Fürsten beitraten. Und sonderbarer Weise ward dieser Bund mit dem Plane verknüpft, Frankreich oder Rußland als Garanten der Verfassung des deutschen Reiches heranzuziehen, während dasselbe Rußland eben die feindlichen Bemühungen Joseph's offen unterstützte. Das politische Elend Deutschlands fand hierin einen Ausdruck, der nur noch durch die Schmach der napoleonischen Zeit übertroffen wurde. Aber Friedrich erreichte wenigstens was er wollte: der bairische Ländertausch wurde vereitelt.

Am 17. August 1786 starb Friedrich. So ungleich ihm sein Neffe persönlich war, so wenig glich auch die Politik desselben dem System Friedrich's. Der ehrgeizige Bureaukrat Hertzberg bemächtigte sich der Leitung der äußeren Beziehungen. Er wollte um jeden Preis das alte Bündniß mit Rußland herstellen. Aber Katharina's Wünsche gingen über die Donau nach Byzanz hin, ihr verbündeter für den Kampf, der 1787 losbrach, war Joseph, der ihr nützlich, der ihr ein hochbegabter Fürst schien, für den sie sogar ein wenig weibliche Neigung übrig hatte. Nichts von alledem zog sie nach der preußischen Seite hin, und die Bemühungen Hertzberg's sie zu überzeugen, daß sie mit preußischer Hülfe eher als mit österreichischer ihre byzantinischen Pläne durchsetzen werde, zerschellten an der Thatsache, daß Katharina die preußische reale Macht und Willenskraft richtiger abschätzte als Hertzberg selbst. Was konnte Preußen bei Vertreibung der Türken

ihr nützen? Was konnte es ihr in Polen schaden, wo ihr „Ambassadeur“ Stackelberg wie ein Vice-König herrschte? Ihre Ziele waren einfach und klar, die Hertzberg's phantastisch, verwickelt.

Denn was wollte Hertzberg eigentlich? Er strebte nach Mehrung der Macht Preußens, er war voll Ruhmdurst für Preußen und besonders für sein Ministerium, wie Katharina selbst es in ihrer Weise auch war. Aber welcher Unterschied in der Methode!

Gleich 1787 setzte Hertzberg es durch, daß preußische Truppen in Holland einrückten und den Aufstand zur Ruhe brachten, der dort gegen die Statthalterschaft emporgelodert und die Gemahlin Wilhelm's V. von Oranien, eine Schwester des preußischen Königs, genöthigt hatte, den Bruder um Hülfe zu bitten. Das Erscheinen der Truppen hatte genügt, um Frankreichs Lust zur Unterstützung der Demokratie zu dämpfen und im Verein mit England den Frieden herzustellen. Von da ab scheint, als ob dieser Erfolg Hertzberg schwindlich gemacht hätte, indem er fortan wähnte, mit Truppenmobilisirung und endlosen Depeschen die abenteuerlichsten Wirkungen erzielen zu können. Indessen sollte man bei der Beurtheilung Hertzberg's nicht ihm alle Schuld aufladen. Vielmehr scheint mir wahrscheinlich, daß Hertzberg recht wohl auch zu einer Politik der That bereit gewesen wäre, wenn ihm der König nicht die Hand gezwungen hätte. Jetzt wünschte Hertzberg eine Erneuerung des alten Bundes mit Rußland, und da Rußland hiefür vorläufig nicht zu haben war, so verband er sich mit dessen Feinden, aber mehr um Rußland dadurch zur Freundschaft zu nöthigen als um ihm wirklich zu schaden. Erst sollte England helfen, dann die Pforte und endlich ein großer Bund: England, Holland, Polen, die Pforte, Schweden. Und was wollte er durch die russische Freundschaft, die stets seine tiefste Sehnsucht blieb, erreichen? Anfangs sollte sie vielleicht gegen Gefahren von österreichischer Seite schützen; aber diese Gefahr trat nicht ein, und es blieb nur der Wunsch nach, von Polen mit Rußlands Hülfe Thorn und Danzig nebst zwei Palatinaten zu erobern. In diesem Plan der Eroberung von Danzig und Thorn ging bis gegen das Ende von 1791 die ganze Politik Preußens eigentlich auf. Hertzberg arbeitete mit allen Mitteln für diese Zwecke; wo man ihn auch thätig sieht,

überall begegnet man dem leidenschaftlichen Streben nach den beiden Städten, für welche er weder einen Krieg mit Rußland noch mit Oesterreich scheute. Denn allmählich wächst die Macht Preußens in den Augen Hertzberg's immer schneller an im Verhältniß zu den beiden Kaisermächten, die sich im Kampf mit den Türken schwächen. Und es tauchen nun bereits großartige Pläne einer Stellung Preußens an der Spitze eines Bundes auf, der den Kaiserhöfen den Frieden diktiren und dem Ministerium Hertzberg die Geschichte Europas in die Hand geben soll.

Ein starker Antrieb sich nach Verbündeten umzuthun lag freilich in der engen Verbindung, die sich allmählich zwischen Katharina und Joseph herausgebildet hatte. Nach dem Abschluß der Allianz im Frühling 1781 trat Katharina mit ihren Absichten auf die Türkei dem Verbündeten gegenüber offen hervor. In einem Schreiben vom Sept. 1782 schlug sie eine Theilung der Türkei vor. Dieser berühmte Plan ging dahin, ein griechisch-byzantinisches Reich unter ihrem Enkel Konstantin, und an der Donau einen Zwischenstaat zu errichten. Wenn nun der Plan jetzt fallen gelassen wurde, weil Joseph für eine Betheiligung an der Vertreibung der Türken zu große Entschädigungen forderte, auch sein Auge weit ernster nach der Seite Preußens und seiner deutschen Interessen gerichtet war, so hielt Katharina doch stets an dem verlockendsten Ziele fest, welches den Ehrgeiz eines russischen Herrschers je reizen konnte. Sie unterstützte Joseph in seinem Projekt des bairisch-belgischen Ländertausches, sie schloß mit ihm ein Jahr später, 1785, den ersten russisch-österreichischen Handelsvertrag ab; schon in demselben Jahr sprach man in Petersburg von einer Begegnung Katharina's und Joseph's in Cherson für das Jahr 1786. Dieselbe fand um ein Jahr später statt, und in demselben Jahr erklärte die Pforte, von den gegnerischen Rüstungen dazu veranlaßt, den beiden Kaiserhöfen den Krieg. Im folgenden Jahre, 1788, erklärte auch Gustav III. von Schweden an Rußland den Krieg. Dieser doppelte Kampf in Nord und Süd lähmte, obwohl mit Oesterreich als Bundesgenossen und auf russischer Seite mit Glück geführt, doch die russische Aktion gegenüber Polen für mehrere Jahre.

Die Jahre 1788 bis 1792 sind für Preußen von so verhängnißvoller Bedeutung gewesen als wenige Epochen seiner Geschichte. Noch galt das preußische Heer als das tüchtigste der Welt, noch lebten ihm erprobte Generale Friedrich's, noch verfügte der König über den Schatz von 60 bis 70 Millionen Thalern, den Friedrich hinterlassen hatte. Die beiden Hauptgegner lagen im Kriege mit Türken und Schweden; England hatte sich Preußen wieder genähert und schloß mit ihm am 13. August 1788 ein Defensivbündniß ab, das Hülfe gegen jeden Angriff versprach. Ein Versuch Katharina's, diesem Bündniß durch eine Allianz mit Polen entgegenzutreten, wurde von Hertzberg durch Annäherung an die Gegner der russischen Freundschaft in Warschau vereitelt. Es lag für einen Mann wie Hertzberg in der That nahe, den Augenblick zu erfassen um einen großen Wurf zu wagen. Und so reifte jenes weitschauende Projekt des Bundes der Seemächte und der Mittelstaaten heran, von dem bereits die Rede war. Und wenn die Wünsche Hertzberg's sich noch wesentlich auf einen preußischen Landerwerb auf polnischem Boden, vor Allem auf die Erwerbung von Danzig und Thorn, und zwar womöglich ohne Krieg und mit Hülfe Rußlands, beschränkte, so flogen die Wünsche des stürmischen preußischen Gesandten in Konstantinopel, Diez, längst höher; sie gingen auf nicht weniger als eine Niederwerfung Oesterreichs und Rußlands, eine Erhebung Preußens zur leitenden Großmacht in Europa. Unermüdlich trieb er, seit die Türken sich siegreich zeigten, die Pforte zu energischer Kriegführung und zum Abschluß eines engen Bündnisses mit Preußen; und so ergab sich's, daß während der leitende Minister in Berlin auf einen Sieg Rußlands hoffte, der die Pforte zur Abtretung der Moldau und Wallachei an Oesterreich nöthigen sollte, der Gesandte in Konstantinopel einen Sieg der Türken wünschte.

Die Ereignisse des Jahres 1789 nährten allerdings weiter das Vertrauen, welches Hertzberg in die politische Stellung Preußens bei seinen Plänen setzen durfte. Der reformirende Uebereifer, mit dem Joseph in alle Verhältnisse seiner Länder eingriff, hatte allmählich alle Volksklassen auf's Aeußerste verletzt und Widerstand hervorgerufen. In Galizien und Ungarn war man zum Aufstande bereit, in den Niederlanden war er bereits ausgebrochen

und zu Anfang 1790 waren die Aufständischen Herren des ganzen Landes mit Ausnahme zweier Städte; die österreichische gesammte Heeresmacht stand den Türken gegenüber; Rußland war im Kriege nach zwei Seiten hin und im Innern bereits durch die früheren Anstrengungen so erschöpft, daß Unruhen unter dem Adel sich bemerkbar machten. Wenn Preußen jetzt einen großen Einsatz wagte, so mochte es wohl gelingen, Oesterreich schon damals aus seiner Vorherrschaft in Deutschland zu verdrängen und Rußland den Weg über die Dnieprlinie für immer zu verlegen. Die Lage hatte viel Aehnlichkeit mit der Lage Rußlands von 1792 bis 1795. Was jetzt die Türkei für Preußen, das war nachher Frankreich für Rußland. Wie Katharina die beiden deutschen Mächte im Krieg gegen Frankreich sich schwächen ließ und dann Polen nach ihrem Willen theilte, so hätte Friedrich Wilhelm um 1790 mit seiner frischen Kriegsmacht die beiden geschwächten Kaisermächte in Böhmen, Polen, Kurland zur Annahme schwerwiegender Friedensbedingungen wahrscheinlich zwingen können. Hätte Katharina an der Stelle Friedrich Wilhelm's gestanden, der Augenblick wäre sicher nicht ungenutzt vorüber gegangen. Aber freilich, mit Aufmarschiren von einem Korps, wie 1787 in Holland, war es nicht gethan, und Hertzberg glaubte an die Kraft seines diplomatischen Wolkenschiebens. Hertzberg wünschte von Oesterreich Abtretung Galiziens an Polen, von diesem Abtretung von Danzig und Thorn nebst einem Landstreifen an Preußen; dann sollte Oesterreich durch Moldau und Walachei entschädigt werden. Den Plan durchzusetzen, war er im Dezember 1789 bereit 200,000 Mann gegen denjenigen der interessirten Staaten marschiren zu lassen, der sich weigern würde, den Plan innerhalb vier Wochen anzunehmen. In dieser Lage und Stimmung mußte Hertzberg drauf ausgehen, die Polen für sich zu gewinnen. Diese knirschten unter dem festen Griff, mit dem der russische Gesandte Stackelberg sie hielt, und als an Stelle von Buchholtz der gewandte Lucchesini in Warschau mit Verlockungen eintraf, die Fesseln abzuschütteln, warf sich die große Mehrheit auf die Seite Preußens. Der Reichstag tagte in Warschau bereits seit 1787. Nun bildete sich eine Partei, welche unter dem Antriebe des russischen Druckes auf der einen Seite, der von Paris herüberwehenden Freiheitsideen andererseits

den Plan faßte, im Bunde mit Preußen die Verfassung zu reformiren und die Selbständigkeit Polens wiederzuerlangen. Mit leidenschaftlichem Eifer wandte man sich der preußischen Freundschaft zu und am 29. März 1790 wurde eine enge Allianz abgeschlossen, die Polen gegen äußere Angriffe wie gegen Eingriffe in seine innern Verhältnisse schützen sollte. Wenige Wochen früher, am 31. Januar, hatte Diez ein Offensiv- und Defensivbündniß mit der Pforte abgeschlossen, das zwar über seine Vollmacht hinausging, aber von Hertzberg doch nicht ohne Weiteres verworfen wurde*). Vielmehr war man in Berlin zur Zeit des polnischen Allianzabschlusses bereit, den Krieg gegen die beiden Nachbarn zu unternehmen; im Mai sollten die Türken den Feldzug mit aller Kraft eröffnen, die Polen sollten 30,000 Mann stellen, der König würde mit 80,000 Mann in's Feld rücken.

Inzwischen aber war Joseph am 20. Februar gestorben, und während Hertzberg zum Kampf stürmte, änderte Leopold die Stellung Oesterreichs völlig, indem er sein Hauptinteresse von der Donau ab und wieder den deutschen Dingen zuwandte. Im Sommer 1790 erlistete Leopold in persönlichen Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm den Vertrag von Reichenbach. Dieser Vertrag vom 27. Juli 1790 gab den großen Plan Hertzberg's auf und es blieb von Allem nun vor der Hand nur die hohle Schale nach: die Forderung, daß Rußland die Mediation Preußens zum Abschluß des Friedens mit der Pforte annehmen solle. Die stürmische und verschnörkelte Politik Hertzberg's, der Ehrgeiz, die Vergrößerung Preußens — Alles wurde vom Könige unter dem

*) Die ersten Aeußerungen, privaten und offiziellen, Hertzberg's über den Vertrag stimmen mit einander schlecht zusammen. Am 13. März macht er Diez heftige Vorwürfe: „Was haben Sie gedacht, zu versprechen, der König werde sowohl gegen Rußland als gegen Oesterreich den Krieg erklären und erst nach Wiedererwerbung der Krim die Waffen niederlegen . . . .?“ (Zitirt bei Häusser, Deutsche Gesch. I, 240). Aber am Tage vorher, 12. März, heißt es in einem von ihm kontrasignirten Erlaß des Königs an den Gesandten Goltz in Petersburg: „Ich habe eben durch einen Kurier Briefe meines Gesandten in Konstantinopel erhalten, wonach er am 30. Januar einen Vertrag mit der Pforte unterzeichnet hat, tel que je puis le désirer.“ (Berliner Staatsarchiv). Die Meinungen des Königs und Hertzberg's scheinen in diesem Fall eben so weit von einander abgewichen zu sein als z. B. 1791 über die neue polnische Konstitution.

Eindruck der schmeichelnden Redekünste Leopold's und seines Kaunitz bei Seite geworfen. Mit Oesterreich gemeinsam gegen Rußland sich wenden, nachdem der österreichisch-türkische Frieden würde geschlossen sein; Rußland den Frieden ohne alle Landerwerbungen, selbst mit Rückgabe der Krim diktiren, den russischen Einfluß in Polen dauernd durch den preußischen ersetzen und Danzig und Thorn auf friedlichem Wege des Vertrages von Polen erlangen: das waren fortan die Absichten des Königs. Und von nun ab wurde der Wille des Königs immer maßgebender in der Führung der äußern Politik, und wenn man beobachtet, wie die Jagd nach dem Schein, der Eifer des Notenschreibens, die Neigung den Gegner zu erschrecken ohne selbst etwas wagen zu wollen, nach wie vor in Berlin die hauptsächlichen Werkzeuge der Politik blieben, ja eher noch stärker als unter Hertzberg in Anwendung kamen, so muß man, wie ich glaube, zu dem Schluß gelangen, daß der König einen erheblichen Theil der Schuld dafür trägt, daß Hertzberg von 1787—1791 vor lauter Ideen und Worten nicht zu Thaten kam. Was nachher kam, der französische Krieg, waren Thaten, die schlimmer waren als Nichtsthun, und der Quell der Worte floß dabei noch reicher als vorher.

In dem Reichenbacher Vertrage hatte der König für die Friedensverhandlungen des Kaisers mit der Pforte den status quo als Grundlage durchgesetzt, was er sich später zur Beruhigung des Gewissens und zum Trost für Mißerfolge sehr hoch anrechnete. Preußen behielt sich die Mediation des russisch-türkischen Friedens gegenüber Oesterreich vor, welches sich in diesen Handel nicht mischen, den Russen keine Hülfe leisten sollte. Preußen hatte nichts von all der Mühe, als von nun ab die stete Sehnsucht, auch den Russen seine Friedensvermittelung aufzunöthigen ohne die Vortheile, die Hertzberg sich davon ehedem versprochen hatte. Außerdem freilich noch die unerfreuliche Erfahrung, daß Katharina's ganzer Zorn sich gegen Preußen wandte und daß Oesterreich sehr bald die Abmachungen von Reichenbach sehr gegen den Sinn Friedrich Wilhelm's auszulegen begann.

Hertzberg's Einfluß auf die preußische Politik hatte von nun an sehr an Boden verloren; indessen führte er noch die Geschäfte weiter und arbeitete nach wie vor in der alten Richtung.

Im August war der russisch-schwedische Krieg durch den Frieden von Werelä beendet worden; Rußland hatte in der Ostsee die Hände frei bekommen und begann seine Streitkräfte gegen Preußen und England zu wenden. Denn von dieser Seite drohte in der That jetzt Gefahr. Noch am 30. Oktober 1790 ist Hertzberg ganz kriegerisch. In einem Brief an den preußischen Legationsrath von Hüttel in Petersburg meint er, im Bunde mit England, Holland, Schweden, Polen und Türken den Frieden auf Grund des status quo zu erzwingen. Unter dem Herzog von Braunschweig sollten 100,000 Mann gegen Rußland vorgehen*).

Dieses ist nun der Moment, in dem Hertzberg es für nöthig hält, einen eigenen Residenten nach Mitau zu schicken. Die Lage ergiebt, daß dieser Resident die kriegerischen Vorbereitungen Rußlands an der Düna und in Riga aus nächster Nähe beobachten sollte; ferner aber sollte das Herzogthum eben so an Preußen herangezogen werden, wie es gerade jetzt mit Polen geschah. Die Auszüge aus der Korrespondenz Hüttel's mit seinem Hofe, welche ich weiter unten veröffentliche, spiegeln deutlich die Wandlungen wieder, welche von nun ab sowohl die russische als die preußische Politik durchmachen, und beleuchten zugleich die hitzigen Kämpfe, die in Kurland zwischen den einander dort gegenüberstehenden Mächten vollführt wurden. Zum Verständniß derselben wird es nöthig sein, nochmals dem Gange der großen Politik in den nächsten Jahren mit einigen Hinweisen zu folgen.

Rußland verhielt sich in Polen abwartend, so lange es seine Kräfte gegen Schweden und die Pforte nöthig hatte. Der einst allgewaltige „Ambassadeur" in Warschau, Stackelberg, sah dem Umschwung im Lande zu Gunsten einer Verfassungsreform und eines preußischen Bündnisses stillschweigend zu, und wurde dann im Sept. 1790 durch Bulgakow ersetzt. Gegen Ende des Jahres schloß Polen eine Allianz mit der Pforte gegen Rußland. Während aber so Polen, Preußen und die Pforte nun geeint Rußland gegenüber standen, während England Hülfe versprochen hatte, Schweden nicht abgeneigt war den Kampf wieder aufzunehmen, brachten die Polen einen argen Riß in die preußische Freundschaft

*) Berliner Archiv.

durch den Beschluß, Danzig und Thorn nicht zu opfern. Am 9. Sept. 1790 beschloß der Reichstag, es dürfe kein Antrag auf Abtretung polnischen Gebietes, an wen es auch sei, eingebracht werden. Diese Thorheit kreuzte die preußischen, auch nach Reichenbach festgehaltenen Wünsche und rächte sich an Polen schwer. Katharina hatte die Polen stets zum Widerstande gegen den Wunsch Preußens, Thorn und Danzig zu besitzen, getrieben. Sie stützte sich Preußen gegenüber darauf, daß sie 1775 die Grenzen Polens vertragsmäßig in ihren Schutz genommen habe bei Abschluß der Garantie der polnischen Verfassung. Sie gab eben nie etwas freiwillig her, was sie irgend als Tauschobjekt brauchen konnte. Danzig, Thorn, das Gebiet zwischen Preußen und Schlesien war andererseits und ist noch heute für Preußen und Deutschland so nothwendiger Besitz, daß nur Phantasien glauben konnten, denselben auf die Dauer Preußen vorenthalten zu können. Der thörichte Trotz der Polen hätte damals jede preußische Regierung zuletzt zu gewaltsamen Mitteln treiben müssen, um Danzig und Thorn zu erlangen, und hat sehr wesentlich die zweite Theilung gefördert. — Jetzt, in der patriotischen Gewitterluft des Reichstages, gelang es dem russischen Gesandten leicht, die Polen glauben zu machen, daß Rußland die Städte gegen Preußen schützen werde, und die so betrogenen polnischen Hitzköpfe nannten es dann Verrath, als Preußen nachher keine Ursache fand, einem Nachbar beizustehn ohne andern Gewinn als die Aussicht auf Hülfe in einem Kriege gegen Rußland mit einer noch erst zu schaffenden polnischen Armee.

Hertzberg's Stellung war unhaltbar geworden mit der Vereitelung seines hauptsächlichen politischen Zieles, und wiewohl er die beiden Städte mit Hülfe Rußlands doch noch zu erwerben sich einen Augenblick vorspiegeln mochte, so verlor er immer mehr die Leitung in der großen Politik. Zu Ende des Jahres begannen nun auch die Friedensverhandlungen zu Sistowa, die Oesterreich aber so schleppend führte, daß Preußen zuletzt durch eine drohende Deklaration den Kaiser zur Einhaltung der Reichenbacher Abmachungen „an die Wand drücken“ *) mußte, um den Frieden

*) Erlaß an Goltz, Berliner Archiv.

herbeizuführen. — In Polen aber stürmte man inzwischen dem völligen Bruch mit Rußland um so eifriger zu, und am 3. Mai 1791 kam die neue polnische Verfassung zu Stande, welche Polen zum Erbreich unter einem sächsischen Prinzen machen sollte. Dieser Ausgang war nicht mehr das Werk preußischen, sondern österreichischen Einflusses und verstieß sehr gegen Hertzberg's Politik, der weder ein starkes Polen noch eine sächsische Dynastie in Warschau wünschte. Aber auf die Stimme Hertzberg's wurde in Berlin nicht mehr geachtet, sondern man beglückwünschte die Polen zu ihrem patriotischen Werk, um dann, wenig später, doch die Konstitution vom 3. Mai zu verdammen und zu der alten Politik der Erhaltung der polnischen Schwäche zurückzukehren. War das in der verfahrenen Lage auch begründet, so war die Erbitterung nicht minder berechtigt, welche dieses Im-Stich-Lassen Preußens bei den Polen hervorrief. Noch in den Verhandlungen zu Grodno über die zweite Theilung im Jahre 1793 zeigte sich die Wirkung dieses preußischen Treubruchs in dem Haß der Polen.

Es ist ein entscheidender Augenblick für die gesammte politische Lage, und wenn die Polen sich über Preußens Abfall zu beschweren Ursache hatten, so war dieser Abfall doch kein ganz freiwilliger, vielmehr ein in den Umständen sehr stark begründeter*).

Nach dem Reichenbacher Vertrage hatte Preußen gegen Rußland gerüstet und mit England wegen der Unterstützung im Kriegsfall unterhandelt. Der General Möllendorff war als künftiger Kommandirender an die russische Grenze geschickt worden, um die Rüstungen zu leiten. Am 28. Oktober 1790 legte Hertzberg dem Könige einen neuen Plan vor, der sich auf die Meldung Goltzens aus Petersburg stützte, daß nach lange anhaltender Spannung zwischen dem russischen Hofe und dem preußischen Gesandten der Vice-Kanzler Graf Ostermann endlich sich dem Gesandten wieder genähert und ihm gesagt habe, daß, wenn Preußen seine Forderung der „Mediation" zwischen der Pforte und Rußland fallen lasse und sich mit „bons offices" begnügen wolle, die Sachen sich in befriedigender Weise würden erledigen lassen. Hertzberg räth nun dem Könige, diesen Vorschlag anzunehmen;

---

*) Das Folgende nach den Akten des Berliner Archivs.

er möge seinen Verpflichtungen treu auf dem status quo bestehen, aber die Pforte zur definitiven Abtretung der Krim auffordern, unter Sicherung der Rückgabe von Oczakow. Für die Vermittelung des Friedens solle Rußland helfen, den Tausch von Danzig und Thorn gegen einen günstigen Handelsvertrag und kleine Grenzberichtigungen in Polen durchzusetzen. In diesem Sinne wurde denn auch Goltz instruirt. Aber schon war in Petersburg wieder eine Schwenkung eingetreten; Ostermann wollte nichts mehr von seinen friedlichen Verheißungen wissen, seit aus Wien Nachrichten gekommen waren, daß man dort nicht nur Rußland Hülfe leisten, sondern den Reichenbacher Vertrag vernichten wolle. Die russischen Rüstungen in Livland nahmen ihren Fortgang und deuteten darauf hin, daß man sich zu Lande defensiv verhalten und nur zur See angreifend vorgehen wolle. Im Dezember fordert Rußland außer der Krim, die es behalten will, Oczakow und das Gebiet bis zum Dniestr, d. h. mehr als früher und mehr als Preußen bei der Pforte durchzusetzen vermag.

Am 10. Januar 1791 räth Goltz, eine feste Vereinbarung mit den Alliirten, England, Holland, der Pforte, Polen zu treffen und dann Rußland ein Ultimatum zu stellen; der König könne nur gewinnen, wenn er zu rechter Zeit breche und die Armee in Kurland ernährt werden könne. Admiral Tschitschagow behalte den Oberbefehl über die Flotte, der Prinz von Nassau den über die Flotille; die Seemacht solle 24,000 Mann Besatzung erhalten. Die Landarmee in Livland und Weißrußland solle nominell 138,071 Mann, ohne die 10,000 Mann Garde betragen, wovon aber ein Drittel abzurechnen sei für die Flotte und wegen unvollzähliger Truppenkörper.

Am 15. Februar 1791 berichtet Goltz, man spreche in Petersburg nur von Krieg gegen Preußen, auch daß Potemkin ihn führen solle, der am 4. Februar von Jassy sich auf die Reise nach Petersburg begeben habe, wo er am 20. oder 22. ankommen müsse. Die Kaiserin weise hartnäckig alle Mediation anderer Mächte in der türkischen Sache ab. Wenn der König ein Korps nach Weißrußland senden wolle, so werde er gutes Spiel haben, denn nach allen Nachrichten warte diese Provinz nur darauf, um sich gegen Rußland zu erheben. Die Rüstungen werden unterdeß

fortgesetzt, und Goltz treibt zum Angriff, da das Klima keinen Krieg nach dem September gestatte. Soltykow sei von seiner Inspektionsreise nach Livland sehr niedergeschlagen über den Zustand der Truppen heimgekehrt. Der englische Gesandte Sir Withworth habe erfahren, daß Schweden mit Rußland ein Bündniß abgeschlossen habe.

Am 14. März antwortet der König, er halte diese Nachricht für falsch, da Rußland den Schweden weder Subsidien noch die Aussicht gewährt habe, daß es den schwedischen Forderungen gemäß der Türkei den status quo einräumen werde. Die Kaiserin suche aber den König von Schweden durch Konzessionen in Finnland und Vorspiegelung der polnischen Krone zu gewinnen. Aber der König wolle seinerseits nun Schweden durch Subsidien gewinnen, die er mit England gemeinsam zahlen würde. Ferner solle England eine große Flotte in die Ostsee, eine zweite in den Pontus senden; dann glaube er, daß die Kaiserin werde nachgeben müssen, da auch die Türkei kriegseifrig sei. Und am 1. April meint der König triumphirend, man müsse doch sehen, ob „messieurs les Russes ne deviendront pas plus traitables,“ wenn sie erfahren, daß England 40 Linienschiffe nebst entsprechenden Fregatten in die Ostsee und 12 Kriegsschiffe in den Pontus zu schicken sich entschlossen habe; die holländische Eskadre werde sich den Engländern im Mittelmeer wohl anschließen. Aber Goltz zweifelt noch immer, daß die Kaiserin sich durch all diese Androhungen zur Annahme des status quo werde bewegen lassen. Er halte jede mittlere Maßregel für verfehlt und ein Ultimatum für durchaus nothwendig, welches den Krieg oder Modifikationen der Friedensbedingungen ankündige, die stark genug wären, um zur Annahme des Friedens mit den Türken zu nöthigen. Schweden scheine bereit zu sein, sich der Partei anzuschließen, die ihm die gewünschten 12 Millionen Subsidien verspreche, die Rußland aber zu zahlen außer Stande sei. Wenn man der Kaiserin nicht die Dniestr-Grenze einräume, so werde sie, wie Goltz fürchtet, den Krieg vorziehen, der zwar sehr gefährlich für sie wäre, dessen größte Last und größten Anstrengungen jedoch auf Preußen fallen würden. Zudem könne man ohne Schwedens Mitwirkung Rußland, trotz dessen Schwäche, nicht zwingen.

Inzwischen hat Golitzin den Auftrag erhalten, in Wien um Beistand gegen die Alliirten und gegen die Zession Danzigs an Preußen, für die England in Warschau wirkt, zu werben, was bei der immer fraglichen Haltung Wiens zu den Reichenbacher Abmachungen keineswegs aussichtslos ist und den König veranlaßt, durch die bereits erwähnte energische Erklärung das Wiener Kabinet wenigstens zum Aufgeben seiner Verschleppung der Friedensverhandlungen in Sistowa zu drängen. In Petersburg aber wuchs der Muth zum Widerstande, besonders als es immer klarer ward, daß in England die Ausführung der Flottensendungen wohl kühn beschlossen war, aber auf immer entschiednern Widerstand im Lande stieß. Von dem Entschluß Englands hing nun alles ab: Schweden wartete auf die Flotte um sich anzuschließen, Preußen um seine Truppen marschiren zu lassen. Trotz der Ungewißheit rieth Goltz zu einer positiven dem russischen Hof vorzulegenden Erklärung; zugleich aber solle man der Kaiserin auch ein Mittel darbieten um die Niederlage zu verschleiern, die in der Annahme des reinen status quo läge. Eine schnelle Flottensendung in's Schwarze Meer werde auch Potemkin's ehrgeizige Pläne, die ihn immer wieder zur Vereitelung des Friedens trieben, dämpfen, und ihn für den Frieden stimmen. Der Gesandte betont immer wieder, für wie nothwendig er die Mitwirkung Schwedens halte, besonders der schwedischen Flotte, welche eine Landung des Prinzen von Nassau an der preußischen Küste verhindern könne.

Da trat der Umschlag in London ein: Pitt mußte seine kriegerischen Pläne dem Widerwillen der Nation gegen den Krieg opfern. Es wurde beschlossen, nochmals einen friedlichen Ausweg zu suchen und zu diesem Zweck einen außerordentlichen Gesandten mit ermäßigten Friedensvorschlägen nach Petersburg zu senden. Preußen schließt sich sofort diesen Vorschlägen an und Sir Fawkener macht sich auf den Weg nach Petersburg mit Bedingungen, die, nach der Meinung des Königs, der Kaiserin die von Goltz gewünschten Mittel bieten dürften, um mit Schonung ihres Ruhmes und ihrer Empfindlichkeit zu einem Frieden zu gelangen, falls sie die englischen Schwankungen nicht zum Anlaß nähme, um den Ton wieder zu steigern. Indessen war man in Berlin doch so wenig des Erfolges sicher, daß man Goltz den Auftrag gab, beim

Verlassen Petersburgs wegen Ausbruch des Krieges das Archiv der Gesandtschaft zu verbrennen.

Der Muth der Kaiserin war indessen schon vor der Wendung in England keineswegs erschüttert. Sie hatte keinen Freund, wenn man das unzuverlässige Oesterreich nicht als solchen gelten lassen will: weder Schweden noch Spanien, noch Dänemark hatte sie zum Beistande emporreißen können. Sie hatte Krieg im Süden, sie hatte eine elende Armee, leere Kassen, ein über die vielen Rekrutirungen, die bis zu einem Mann vom Hundert fortnahmen, murrendes Volk. Das in Massen fabrizirte Papiergeld wurde nur noch mit 20, mit 25 Prozent unter dem nominellen Silberwerth genommen; Gold gab es noch weniger als Silber. Eine schlechte Ernte war die Ursache großer Theuerung der Brodfrüchte, besonders in Livland, wo die Armee sich sammelte. In einem Lande von 26 bis 28 Millionen Einwohnern hatte die Kaiserin, wie man ihr in Petersburg 1786 nachrechnete, in den letzten 20 Jahren 700,000 Mann ausgehoben, und es waren jetzt doch nur höchstens 140,000 Mann unter den Waffen. Die Fehlenden waren todt oder desertirt*). Das Land hatte eine Ausfuhr im Werth von etwa 10 Millionen Rubeln und hatte in letzter Zeit mehrere Anleihen in Holland und Genua gemacht, die sehr hoch in Metall mußten verzinst werden. Die neu eingestellten Rekruten waren großentheils Knaben und mußten entlassen werden noch ehe sie gebraucht wurden. Die Armee in der Moldau hatte seit 9 Monaten keinen Sold erhalten. Trotz Allem hielt Katharina an ihrer stolzen Unabhängigkeit fest, mit der sie keine Einmischung in ihren Kampf mit der Pforte duldete. Sie kannte ihre Gegner, sie vertraute ihrem alten Glück. Ihre Majestät, schreibt Goltz am 26. April an den König, welcher einige Glieder ihres Rathes gewagt haben vorzuschlagen, daß sie den Umständen nachgeben möge, soll geantwortet haben: „daß der Schutzgott Rußlands zu groß sei, um nicht auf seinen Beistand zu zählen." Man hielt im April in Petersburg den Krieg immer noch für unvermeidlich und suchte durch Bewilligung aller von Schweden gestellten Bedingungen, König Gustav auf die russische Seite hinüberzuziehen. Zugleich

---

*) Bericht Hüttel's vom 22. März 1786.

wurden neue 20 Millionen Papierrubel angefertigt und weiter gerüstet. Goltz erhält am 19. Mai den Auftrag, sobald der außerordentliche englische Gesandte Fawkener die Deklaration der Alliirten überbracht haben werde, behutsam die Dinge zur Entscheidung zu drängen, damit Rußland nicht durch Verschleppung es dahin bringe, daß die für den Krieg günstige Zeit von Preußen versäumt werde. Daß Schweden sich Rußland anschließen werde, sei sehr unwahrscheinlich, weil es dadurch ganz in die Hand Rußlands käme und auch Pommern an Preußen verlieren würde. Ende April erwartet man in Petersburg die baldige Abreise der Gesandten von Preußen und England.

Die von Fawkener überbrachte Deklaration ging nun dahin, den Frieden mit der Pforte auf Grund eines modifizirten status quo zu empfehlen, wonach Katharina Oczakow und den größern Theil seines Bezirkes behalten, aber die Festung schleifen, freie Schifffahrt auf dem für den polnischen Handel wichtigen Dniestr zusichern sollte. Katharina ließ sich aber nicht irre machen, sondern forderte die einfache Dniestrgrenze, im Geheimen auf die guten Beziehungen zu Wien und die Stimmung in England bauend, wo Pitt in Gefahr war, seine Stellung zu verlieren, wenn er es zum Kriege trieb. Suworow ward nach Finnland, Soltykow nach Livland abgeschickt zur Uebernahme ihrer Kommandos. Das Bankhaus Hope in Amsterdam ließ sich bewegen, zu freilich harten Bedingungen nachmals 6 Millionen herzugeben, und so entschlossen sich die Gesandten denn doch, im Wesentlichen die Forderungen Katharina's anzunehmen. Sie wurden in einer gemeinsamen Deklaration der drei Mächte am 22. Juli n. St. festgelegt.

Wehmüthige Betrachtungen über den Mißerfolg der mit solcher Ausdauer verfolgten Intervention stellte Friedrich Wilhelm an. Denn Rußland hatte mehr durchgesetzt, als es anfänglich gefordert. Die Schuld schob der König den Engländern zu. Und er hatte insoweit ohne Zweifel Recht, als die Engländer ihn bis dicht vor den Krieg getrieben und dann im Stich gelassen hatten, in einem Augenblick, wo alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß der Krieg ein siegreicher sein werde. Bei der Erschöpfung Rußlands und den gerade jetzt, dicht vor den Verhandlungen wegen einer Intervention in Frankreich, noch ungeminderten Kräften

Preußens, konnte unter Mitwirkung der englischen Flotte die Ueberlegenheit der preußischen Stellung gar nicht angezweifelt werden, was auch Goltz sehr klar war. Freilich meinte er, das Schwierige sei nicht das Siegen, sondern die Russen zum Schlagen zu nöthigen, sie zu finden. Aber Friedrich Wilhelm wurde längst von den Engländern als Waffe gegen Rußland mißbraucht. Und wenn man von dem verwickelten Tauschplan Hertzberg's absieht: welchen Nutzen konnte der König von einem Krieg erwarten, dessen ausgesprochener Hauptzweck war, die Türkei gegen russische Eroberung zu schützen? War das nicht eine Aufgabe, die im Interesse Englands so damals wie bis in die neueste Zeit hinein lag, aber mit preußischem Interesse kaum etwas zu thun hatte? War es nicht der Vortheil Englands, für den der König arbeitete, während er sich in der Rolle eines großmüthigen Schirmers der Pforte gefiel? War es nicht dieselbe Rolle, welche er sofort nach anderer Seite hin wieder auf sich nahm, indem er für und durch Oesterreich und Rußland die Waffen gegen Frankreich ergriff? Als ob ein falscher, idealer Wahn ihn ergriffen hätte, in der großen Politik Heldenthaten vollbringen zu müssen, ließ sich der König bald von England, bald von Oesterreich, bald von Rußland für ihre Zwecke verwenden, und das mit einer Unbefangenheit, die wunderbar ist Angesichts der Thatsache, daß seine Diplomaten sehr wohl erkannten, wo die eigentlichen Triebfedern der preußischen Aktion lagen. Oft genug hat der König die Warnung vernommen, Katharina triebe ihn gegen Frankreich, um desto ungestörter ihren polnischen Geschäften nachgehen zu können. Und nicht viel anders stand Oesterreich zu diesem preußischen Kreuzzuge.

Wäre es zum Kriege gegen Katharina gekommen, so hätten sich im Lauf desselben sicher praktische Ziele für Preußen gezeigt. Der Krieg wäre im Bunde mit Polen geführt worden, der preußische Einfluß hätte sich dauernd in Polen befestigt, die gewünschten Abrundungen hätten die Polen nicht verweigern können. Die Selbständigkeit Kurlands wäre erhalten worden. Auch nach Annahme der Deklaration blieb die Lage geraume Zeit hindurch kriegerisch. Potemkin kehrte keineswegs friedfertig zu seiner Armee an die Donau zurück, mit Schweden glückte es Stackelberg zuletzt doch, einen Defensivvertrag im Oktober 1791 abzuschließen. Aber

gerade jetzt starb Potemkin, der ehrgeizige, fast selbständige Vasall, der um jeden Preis sich eine Krone im Süden zu erkämpfen gedacht und den Friedensschluß zu hintertreiben gewußt hatte. Etwa drei Monate später konnte der Friede zu Jassy auf der in Petersburg vereinbarten Grundlage abgeschlossen werden, ohne die Mediation oder die bons offices Preußens.

Von dem Tode Potemkin's ab treten nun die türkischen Angelegenheiten zurück und die polnischen und französischen immer mehr in den Vordergrund. Während Friedrich Wilhelm nach der im August von Pillnitz aus erlassenen Deklaration sich gegen Frankreich zu rüsten begann, glaubte er seines Einflusses in Polen nach wie vor sicher zu bleiben. Die Kaiserin, meinte er, könne nicht hoffen, ihren Einfluß in Polen wiederzugewinnen, welches er, der König, „a retiré du néant et dont le futur souverain tiendra sa couronne de ses (des Königs) mains"*). Man mochte in Berlin noch die Konstitution vom 3. Mai für haltbar unter preußischem Schutz ansehen; hatte man sie doch von Hause aus mit günstigem Blick betrachtet**) und die Republik in ihrem Streben, sich von dem preußischen Griff zu befreien, ermuthigt. Jetzt aber begann Rußland, den Abschluß des Friedens in Jassy voraussehend, bereits in Polen gegen die Konstitution im Geheimen zu wühlen; Anzeichen mehrten sich, daß es dort zu ernsten Auseinandersetzungen kommen müsse. Kaum war der Frieden eine Thatsache geworden, so erklärte man in Berlin, daß man wohl die Umwälzung ruhig habe vor sich gehen lassen, aber keinerlei Verpflichtungen noch Versprechungen eingegangen sei. Stanislaus August und einige Magnaten suchen nun die frühern Beziehungen Preußens zu Polen dahin zu verwerthen, daß sie eine gewisse Garantie Preußens für die Konstitution daraus geltend machen. Lucchesini aber wird sofort angewiesen zu erklären, daß da der König nicht befragt worden noch irgend Einfluß oder auch nur Kenntniß von dem Projekt der Umwälzung erhalten habe, er sich allen Urtheils enthalte. Man werde hiernach über die wirkliche

---

*) Erlaß an Goltz vom 23. Sept. 1791.

**) „Je n'ai pu en conséquence que la voir de très bon oeil" heißt es in einem Erlaß an Goltz vom 9. Mai.

Meinung des Königs nicht mehr im Zweifel sein können. Sofort kann nun auch Goltz melden, daß seine Beziehungen zum russischen Hofe sich bessern.

Bei den Tendenzen, die Katharina in Polen verfolgte, war [redacted] klar, daß Preußen entweder mit den Waffen in der Hand Polen vor ihrem Angriffe werde vertheidigen, oder Polen seinem Schicksal überlassen müssen. Im Begriff gegen Frankreich loszubrechen, von England im Stich gelassen, des türkischen Bundesgenossen durch den Frieden von Jassy, des schwedischen durch den russisch-schwedischen Defensivvertrag beraubt: durfte, darf man es da Friedrich Wilhelm wirklich verdenken, daß er die Polen aufgab? Man mag ihm vorwerfen, daß er sich gegen Frankreich fortreißen ließ, und dadurch verhindert wurde, seine Pflichten gegen Polen zu erfüllen. Denn Pflichten, sie vor Rußland zu schützen, hatte er allerdings, wenn auch die Revolution vom 3. Mai ihm das formelle Recht gab, sich von den Versprechungen früherer Zeit loszusagen. Hatte er einmal sich gegen Frankreich gewandt, so gab er den Einfluß in Polen nicht allein, sondern auch die Möglichkeit auf, Katharina's Pläne zu vereiteln. Es nützt heute nichts, die Thatsache verschleiern zu wollen, daß Polen von Preußen im Stich gelassen wurde, wie dieses von England soeben war im Stich gelassen worden. Aber nicht so sehr Hinterlist, wie die Polen, und noch jüngst ihr Geschichtsschreiber Kalinka, behaupteten, war die Triebfeder der preußischen Politik, sondern Ungeschick, Unentschlossenheit — und die Treulosigkeit Englands. Und ging Katharina einmal an eine neue Theilung, so war Friedrich Wilhelm voll berechtigt, an ihr theilzunehmen und endlich jene Abrundung zu erwerben, die für Preußen nun einmal eine Nothwendigkeit war.

Unterdessen war aber beim Könige der phantastischste aller Pläne zur Reife gelangt: die französische Revolution sollte niedergeworfen werden wie die holländische im Jahre 1787. Preußen hatte zwar nicht, wie Oesterreich, eine Tochter dort zu retten, aber um der „guten Sache“ willen stellte es sich an die Spitze derer, welche der Monarchie, den vertriebenen Prinzen und Edelleuten zu ihrem Rechte verhelfen wollten. Oesterreich ergriff die Initiative für die Sache Maria Antoinettens, aber Preußen

wurde ihr eifriger Ritter, von Katharina mit schönen Reden und sittlicher Entrüstung in den Kampf getrieben, der ihr freie Hand in Polen geben sollte.

Hertzberg wurde am 6. Juli entlassen, und am 29. Juli 1791 wurde der preußisch-österreichische Vertrag geschlossen, der den unseligsten aller deutschen Kriege, den Feldzug gegen die französische Revolution einleitete.

Kaum hatte Rußland am 9. Januar 1792 zu Jassy den Frieden mit den Türken abgeschlossen, so trat es aus seiner Zurückhaltung gegenüber Polen mit einem Protest gegen die Konstitution vom 3. Mai heraus, dem russische Truppen auf dem Fuße folgten. Zugleich schwenkte Katharina von Wien nach Berlin hinüber. In jenem Vertrage vom 25. Juli 1791 hatten Preußen und Oesterreich eine Bestimmung aufgenommen, nach der Rußland sollte aufgefordert werden, mit beiden Mächten gemeinsam die Garantie der polnischen Verfassung zu übernehmen, wobei auf dem polnischen Throne kein Glied eines der drei vertragschließenden Regentenhäuser sollte erhoben werden. Als nach dem Tode Leopolds zu Anfang 1792 Franz II. zur Regierung gelangt war, theilte derselbe jene Konvention mit Preußen dem russischen Hofe zum Beitritt mit. Die Kaiserin lehnte den Beitritt in zwei Briefen vom 12. April und 2. Mai (a. St.) ab, und zwar weil die Konvention jenen geheimen Artikel in Betreff Polens enthalte, welcher nicht nur die von Rußland übernommenen Verpflichtungen, sondern auch die feierlichen Verträge vernichte, welche sie mit Oesterreich verbänden. Daher behalte sich die Kaiserin das Recht vor, direkt mit dem Könige von Preußen eine besondere Allianz zu schließen*).

Das war deutlich gesprochen: Der Einfluß, den Oesterreich in Warschau gewonnen, paßte ihr so wenig als die neue Erbmonarchie, und die Folge dieser deutlichen Sprache war, daß Franz II. schleunig am 14. Juli 1792 ein Bündniß mit Katharina abschloß, als Verlängerung der früheren Verträge auf [illegible] Jahre. Noch ehe der Vertrag mit Oesterreich abgeschlossen war, ließ Ostermann den Entwurf zu einem Allianz-Vertrage durch den russischen Geschäftsträger Alopäus auch dem Berliner Hofe zugehen**).

*) Martens, Recueil, II.

**) Berliner Archiv.

Es handelte sich wesentlich um die polnischen Angelegenheiten, und Ostermann ließ nun bereits in der strengen Zurückhaltung über die russischen Absichten auf Polen etwas nach. Der Entwurf werde, so schrieb er, den Berliner Hof über die Ziele aufklären, die man im Auge habe. In Berlin fand man, daß der Entwurf ein Abklatsch des preußisch-russischen Vertrages vom 12. Oktober 1769 und sehr annehmbar sei. Man bevollmächtigte also Goltz zum Abschluß fast ohne Aenderungen an dem Entwurfe, und so kam denn der Vertrag am 7. August 1792 zu Stande. Es war eine Defensivallianz, die man gegen jeden Angreifer abschloß, die aber einige geheime Artikel hatte, einen über Kurland und einen über Polen. Nichts war hier noch über territoriale Eroberungen von irgend welcher Seite geäußert; es sollten nur die alten Zustände in Polen und in Kurland wieder hergestellt werden. Als wesentich wurde betont, daß die beiden kontrahirenden Mächte niemals zugeben würden, daß man einen andern als einen Piasten auf den polnischen Thron erhebe, noch daß Polen ein Erbreich, noch absolute Monarchie werde. Indessen war doch die Freundschaft damit wiederhergestellt, nach der man sich in Berlin so lange Jahre gesehnt hatte, und man durfte hoffen, daß Katharina ihr gegebenes Wort halten, Preußen zu seinen Entschädigungen für die Söldnerdienste in Frankreich verhelfen werde. Um diese Entschädigungen ging fortan die Sorge und das Ringen in Petersburg, denn dort war man nach wie vor doch sehr abgeneigt, die polnische Beute sich durch den neuen Freund um mehr als das Allernothwendigste kürzen zu lassen.

Ostermann hatte Goltz gegenüber bereits am 17. Febr. die russischen Pläne dargelegt: Wenn das Werk des 3. Mai stehen bleibe und Konsistenz gewinne, so werde ohne Zweifel das mit Polen verbundene Sachsen eine Macht werden, welche den einzelnen Nachbarn sehr unbequem werden könne. Rußland wie Preußen hätten dann eine lange Grenze zu schützen, Preußen aber außerdem in Deutschland einen steigenden Einfluß, vielleicht sogar ein Uebergewicht Sachsens zu besorgen. Daher müßten beide Mächte sich über die Mittel zur Sicherung ihrer Grenzen verständigen. Hier war die Theilung zwar noch nicht klar ausgesprochen, aber man wußte nun in Berlin, daß eine solche in Petersburg vorbereitet

werde. In einem eigenhändigen und eingehenden Erlaß an die Minister vom 13. März erklärt der König den russischen Theilungsplan für das im preußischen Interesse Günstigste und Wünschenswertheste, vorausgesetzt, daß Preußen dann die Weichsellinie bekomme. Man ging in seinen Wünschen also schon weit über die erste Abrundung hinaus.

Bald aber wehte der Wind an der Newa wieder anders. Augenscheinlich hatte der in Aussicht stehende Kampf der beiden deutschen Mächte gegen Frankreich, Katharina auf den Gedanken gebracht, daß, wenn die beiden dort im Westen Eroberungen machen würden, sie von Polen nichts zu bekommen brauchten. Und die Wirkung dieses Gedankens war, daß Ostermann von Theilung schwieg und Rußland für vollkommen uneigennützig in den polnischen Händeln erklärte.

Man war in Berlin davon unterrichtet, daß Stackelberg sehr eifrig für eine neue Theilung wirke. In Wien habe das Ministerium eben dahin zielende Instruktionen dem russischen Botschafter Grafen Rasumowski gemacht, auch den Grafen Cobenzl beauftragt, den Petersburger Hof in diesem Sinne zu sondiren. Wenn, wie Goltz berichte, die Kaiserin suche, Oesterreich von den Verhandlungen zwischen Preußen und Rußland über Polen möglichst auszuschließen, so wäre das sehr unangenehm, da es Preußen in Verlegenheit gegenüber den mit Oesterreich getroffenen Abmachungen setzen müßte. Aber Katharina wünschte nicht nur, Oesterreich in Deutschland abzufinden, und zwar durch den baierischen Tausch, den sie in Anregung gebracht hatte, sondern hielt ihre Theilungspläne Preußen gegenüber noch immer verborgen, während der König immer heftiger nach Entschädigungen verlangte je geringer die Aussicht wurde, sie, wie Katharina wünschte, im Westen zu erhalten.

In einem geheimen Artikel des russisch-österreichischen Vertrages vom 14. Juli hatten beide Staaten die Garantie der polnischen Konstitution vom Jahre 1773 übernommen. Trotz dieses Vertrages aber arbeitete Oesterreich dem russischen Einfluß in Polen entgegen, was Katharina allmählich immer stärker auf die Seite Preußens hingedrängt hatte. In Berlin war man unterdessen trotz des Bündnisses gegen Frankreich für Oesterreich

kaum besser gestimmt als früher. In jenem Allianzvertrage mit Oesterreich hatte man sich im Voraus die Früchte des Sieges über die Revolution zugesichert: Preußen sollte mit polnischem Gebiete entschädigt werden, Oesterreich endlich seinen belgisch-baierischen Ländertausch vollziehen. Denn mittlerweile hatte Friedrich Wilhelm im Eifer, die Abrundung gegen Polen zu gewinnen, politische Prinzipien bei Seite geworfen, für welche Friedrich II. die Existenz Preußens drangesetzt hätte. Er war bereit, Oesterreich den baierischen Tausch vollziehen zu lassen, dem Friedrich durch die Gründung des Fürstenbundes entgegengetreten war. Er war sogar einen Augenblick bereit, Anspach und Baireuth mit in den Kauf zu geben, wenn ihm die ganze Lausitz für den Fall des Erlöschens des sächsischen Mannesstammes zugesichert würde*). Sehr bald freilich fand er das von Oesterreich geäußerte Verlangen nach den Markgrafschaften denn doch so empörend, daß er diesen Handel für immer von sich wies.

Aber die großen Opfer des französischen Feldzuges mußten doch irgend wie gesichert werden. Also ward Goltz in Petersburg angewiesen, die Nothwendigkeit hervorzuheben, zu festen Aussichten für die preußischen Entschädigungen zu gelangen. Ostermann, der vorsichtige russische Vize-Kanzler, spielte lange den Gleichgültigen und bemühte sich Oesterreich von allen Plänen auf polnisches Gebiet abzulenken. Indessen war Goltz doch überzeugt, daß man in Petersburg sehr lebhaft wünsche, den Plan einer neuen Theilung Polens auszuführen. Und er hatte allen Grund zu dieser Annahme, hatte er doch schon im Februar 1792 dem Könige Kopie eines Billets der Kaiserin an Subow über den beabsichtigten Einmarsch der russischen Truppen von der Donau in Polen übersenden können, dessen Schluß lautete: „Si l'Autriche et la Prusse s'opposent, comme il est vraisemblable, je leur proposerai ou dédommagement ou partage.“ Also Katharina wußte längst, was sie wollte, suchte aber den Handel kühl und zurückhaltend so günstig als möglich für sich zu gestalten. So hoffte sie denn auch, als Preußen den französischen Feldzug begann, auf preußische Siege und in Folge derselben auf die Möglichkeit, nicht nur

*) Erlaß an Goltz vom 11. Sept. 1792, Postskriptum.

Oesterreich, sondern auch Preußen von Frankreich für ihre Mühe entschädigen zu lassen*). Als es mit den Siegen nun aber nichts wurde, da begann Friedrich Wilhelm um seine Entschädigungen durch Frankreich besorgt zu werden. Vollends als er seinen ersten Feldzug unzweifelhaft mißglückt sah, und, von dem eigenen tief verletzten Ehrgefühl auf der einen Seite, von der lauten Entrüstung Katharina's über die preußischen Niederlagen andererseits aufgestachelt, sich zu einem zweiten Feldzug drängen ließ: da stieg seine Ungeduld, wenigstens der polnischen Entschädigungen sicher zu werden, auf's Höchste. Nicht mehr blos Danzig, Thorn, die Palatinate Gnesen und Kalisch fordert er nun, sondern von Groß-Polen das Land zwischen Preußen und Schlesien, und zu Anfang Dezember 1712 läßt er die Kaiserin durch Goltz wissen, daß die vorgeschlagene Entschädigung in Polen eine unbedingte Voraussetzung sei für fernere kriegerische Maßregeln, die man von ihm gegen Frankreich erwarte. Hier wurde in naivster Weise eingestanden, daß man sich von Katharina als Geißel gegen Frankreich brauchen lasse, aber dafür seinen Lohn auch von ihr fordere.

Gegen die Theilnahme Oesterreichs an der polnischen Theilung waren beide Mächte höchst eifersüchtig gesinnt, was auf der russischen Seite wohl erklärlich ist, weniger aber auf der preußischen. Denn wie konnte man in Berlin es vorziehen, Oesterreich zu dem Erwerbe von Baiern zu verhelfen als ihm eine Vergrößerung in Polen zu gönnen? Darauf aber kommt es hinaus, wenn der König am 7. Dezember an Goltz schreibt: „Ich fange an zu hoffen, daß die Kaiserin von Rußland, einmal gesichert gegen eine weitere Vergrößerung des Hauses Oesterreich in Polen, keine Schwierigkeiten mehr machen werde, meinem Plan einer Entschädigung zuzustimmen und ihn gleichen Schritt mit dem von ihr genährten einer Abrundung ihrer Grenze nach der Ukraine hin gehen zu lassen." In so bescheidenen Grenzen meinte man in Berlin also noch die Gebietserwerbung Rußlands geplant, so gerecht nach den im französischen Kreuzzuge gebrachten und zu bringenden

*) Depesche Ostermann's an Alopäus in Berlin vom 25. Dezbr. 1791: „D'ailleurs si l'entreprise est couronnée de succès comme on peut raisonnablement s'en flatter, il est juste que la France tienne compte de ces frais aux Puissances qui ont travaillé à sa restauration."

Opfern vertheilt dachte man sich die kommenden russischen und preußischen „Entschädigungen" in Polen.

Unmittelbar nach dieser Aeußerung des Königs erhielt derselbe von Goltz die Forderungen, welche Ostermann dem Gesandten endlich mitgetheilt hatte, und welche durchaus von den Hoffnungen des Königs abwichen. Während Preußen jene oben bezeichnete Abrundung zu erlangen wünschte, begrenzt durch einen von Czenstochau über Narva nach Soldau gezogenen Kordon, forderte Rußland für sich das ganze Gebiet, welches von Polen durch eine zwischen der Südspitze von Semgallen und einem Punkt an der Grenze von Galizien gezogenen Linie abgetrennt wurde. Der König hatte seine gegen früher erweiterte Demarkationslinie durch die Opfer für gerechtfertigt gehalten, welche durch eine Erneuerung des Krieges gegen die Revolution ihm auferlegt wurden. Nun war er doch überrascht zu sehen, welche Forderungen Katharina stellte, die bisher nur mit Worten den Krieg gefordert hatte. „Il y a de quoi en être effrayé," schreibt er am 27. Dezember, „mais ce serait tout gâter que de montrer de l'opposition." Goltz wird aufgetragen, nur noch den Fetzen Landes von Polangen zu fordern, welcher zwischen Kurland und Preußen liege und dessen der König bedürfe um einer sicheren Posteinrichtung willen sowie um überhaupt freiere Verbindung mit Rußland zu gewinnen. Aber man war nun in Berlin auf der Siedehitze angelangt, verfolgt von der brennenden Angst, daß man im Westen Mannschaft und Geld ohne Nutzen geopfert habe und im Osten das Nothwendige nicht erreichen werde. Wie war man da von dem hohen Glauben an preußische traditionelle Kriegskunst und Staatskunst hinabgestürzt worden! Man fühlte den Boden unter sich schwanken und taumelte in die Arme Katharina's mit geringem Lohn und noch weniger Würde.

Am 6. Januar 1793 unterzeichnete man eine Deklaration, in der nicht blos die Polen, sondern zugleich auch Wahrheit und Selbstachtung eines unabhängigen Staates preisgegeben wurden. Man hat sich damals vor Rußland tiefer gedemüthigt als später vor Napoleon; denn schlimm ist es, sich vor dem Sieger beugen zu müssen, weit schlimmer, um eines Vortheils willen vor einem schwachen Gegner den Rücken freiwillig zu krümmen. Man wagte

in jener Deklaration zu behaupten, die Polen hätten den heilsamen Absichten des russischen Hofes hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, während man sie doch selbst seit 1788 in diesem Widerstande stets unterstützt hatte. War man durch die Gewalt der Umstände gezwungen, die Polen im Stich zu lassen, so brauchte man doch nicht bis zu diesem Grade vor Katharina sich zu demüthigen. Wenn man am Hof zu Berlin vor solchem Benehmen nicht zurückschreckte, so darf das gleiche Betragen, welches man dem damaligen kurischen Adel gegenüber der „Schutzgöttin" vorgeworfen hat, doch wohl milder beurtheilt werden.

Preußen nahm nun mit Dank entgegen was Katharina ihm zu geben geruhte. Am 23. Januar 1793 wurde der Vertrag geschlossen, der im Grunde bereits das Dasein Polens beendete. Nachdem Stanislaus August genöthigt worden war, der Konföderation von Targowitsch beizutreten, wurde der Reichstag zu Grodno versammelt, der unter dem Druck russischer Waffen die verlangten Abtretungen an Rußland, und dann, nach heftigem Sträuben der mit vollem Recht über Preußen erbitterten Polen, auch die Gebietserwerbungen Preußens guthieß. Die beiden Mächte hatten in ihrem Abkommen den Beitritt und die Theilnahme Oesterreichs an dem Landerwerb offen gehalten.

Bald darauf brach die Erhebung unter Josef Poniatowski und Kosciuschko aus, welche zur letzten Auftheilung führte. Rußland warf diese Erhebung mit blutigen Schlägen nieder und forderte dann dafür in den gleichzeitig beginnenden Verhandlungen mit Wien bei einer dritten Theilung einen seinen Opfern angemessenen größeren Antheil an der Entschädigung. Kaum war Warschau von Suworow genommen worden, so ließ Kaiser Franz durch Thugut in Petersburg seine Bereitschaft erklären, zur Annahme der von Katharina vorgeschlagenen Bedingungen der Theilung. Schon am 22. Dezember 1794 begann die Verhandlung zwischen dem Gesandten Grafen Cobenzl und dem Grafen Ostermann. Es handelte sich hier um den Beitritt Oesterreichs zur preußisch-russischen Konvention über die zweite Theilung, der sich Oesterreich bisher hatte fern gehalten. Katharina hatte mit großem Geschick die Feindschaft der beiden deutschen Höfe zu benutzen verstanden, um die zweite Theilung mit dem einen, die dritte mit

dem andern Theilnehmer gesondert abzuschließen und so stets die Ueberlegene zu sein, die großmüthige Vertheilerin der Beute. Die Lage war wieder einmal so, daß Rußland und Oesterreich sich verständigten und auf den Beitritt Preußens warteten, denn auf den ersten gemeinsamen Konferenzen schon hatte der preußische Gesandte Graf Tauenzien erklärt, die geforderte Herausgabe von Krakau und Sandomir an Oesterreich verweigern zu müssen. Als am 19. Dezember die Verhandlungen den preußischen Widerstand nicht brechen konnten, entschloß sich Katharina kurzer Hand, mit Oesterreich allein abzuschließen. Am 3. Januar 1795 trat Oesterreich der preußisch-russischen Konvention vom 23. Januar 1793 über die zweite Theilung bei; ferner wurden die Bedingungen der neuen Theilung festgesetzt; endlich wurde in einer geheimen Deklaration vom gleichen Datum das Defensivbündniß, welches Rußland und Oesterreich gegen die Türkei geschlossen hatten, auf Preußen ausgedehnt: ein preußischer Angriff auf einen der Bundesgenossen sollte alle Kräfte des andern zu Hülfe rufen.

So war Preußen im Kampf mit den Franzosen, von Oesterreich auf dem westlichen Kriegsschauplatz verrathen, in seinen polnischen Interessen schwer bedroht; es erntete die seit Reichenbach heranreifenden Früchte seiner charakterlosen Politik. Und nun gerieth es sofort weiter in die Enge. Die elende, die frevelhafte Kriegführung in Frankreich brachte der Revolution mehr Brennstoff, als alle demokratischen Ideale und Phantastereien ihr jemals hätten bringen können. Preußen hatte seine schönen Kräfte in einer unglaublich thörichten Weise erschöpft, hatte sich mit Oesterreich wieder verfeindet, und als es nun mit Frankreich den Frieden zu Basel schloß, da mußte es erleben, daß Katharina, für die es Alles dienstwillig gethan, in hellem Zorn sich gegen Preußen erklärte. England hatte schon vorher, besorgt um den Ausgang dieses schmählichsten Ringens der deutschen Heere, sich von Preußen ab und an Rußland um Beistand gewandt. Aber Katharina verlor keinen Augenblick den Kopf in einer Zeit, wo kaum eine Regierung in Europa mehr wußte wo ihr der Kopf stand. Sie erklärte gemächlich, nicht eher ihre Hülfe gegen die französischen Rebellen aufbieten zu können, als bis ihr nächster

Feind, Preußen, niedergeworfen wäre*). In London und Wien ließ man sich indessen doch nicht so leicht irre machen, sonder schloß am 20. Mai einen defensiven Allianzvertrag gegen Frankreich ab.

Die nach Abschluß des Baseler Friedens von Preußen her vermehrte Gefahr bewog Thugut, dem Rathe Katharina's nachgebend, in die Mittheilung des russisch-österreichischen Theilungsvertrages vom 3. Januar 1795 an Preußen zu willigen. Kaum war dies im August geschehen, so fiel König Friedrich Wilhelm von dem Stoß nch der andern Seite hinüber, platt in die Netze Katharina's. Er willigte mit einer geringen Einschränkung in die Abtretung von Krakau und Sandomir, welche Gebiete er lange als nothwendig zur Sicherung Schlesiens gegen Oesterreich für sich gefordert und bereits besetzt hatte. Es gelang endlich den russischen Bemühungen, die Theilung nach Katharina's Willen durchzusetzen: in einer Deklaration vom 24. Oktober 1795 trat Preußen unter den angegebenen Einschränkungen in Bezug auf Krakau und kleine Grenzänderungen der dritten Theilung bei.

Inzwischen war auch das Schicksal Kurlands herangereift. Der österreichisch-russische Vertrag vom 3. Januar 1795 hatte die neue russische Grenze bereits von Schlock nach Polangen verlegt. Am 28. März entsagte Herzog Peter seinem Herzogshut und im April 1796 huldigten die Stände der neuen Staatsmacht.

* * *

Ich habe eine Darstellung dieser Vorgänge für nöthig gehalten, einmal um dem Leser der nachfolgenden Auszüge die äußere politische Lage in Erinnerung zu bringen, in der sich Kurland vor dem Untergang seiner Selbständigkeit befand; ferner aber auch deshalb, weil dieses Spiel der drei Mächte um die polnische Maus höchst lehrreich ist für denjenigen, der die kurischen Vorgänge jener Zeit aus ihrer Zeit heraus gerecht zu beurtheilen wünscht. Nur selten hat es große politische Fragen gegeben, auf deren Lösung so wenig Blut und so viel Tinte verwandt wurde, als auf die Verspeisung von Polen. Und in diesem diplomatischen Kampfe wiederum sind nur wenige gewaltsame Mittel der Art,

*) Depesche Ostermann's an Graf Rasumowski vom 23. April a. St. 1795 bei Martens, Recueil.

wie sie sonst wohl üblich waren, z. B. weder offener noch geheimer Mord, in Anwendung gekommen; aber um so mehr alle Mittel der Lüge, der Untreue, des Betruges. Und vielleicht trug hierzu bei, daß die Führung, die meisterhafte Führung dieser Sache in der Hand eines Weibes lag, welches zwar Hunderttausende seiner Unterthanen ohne Besinnen im Kriege opferte, aber sich doch auf seine geistige Waffe mehr verließ als ein Mann an seiner Stelle gethan hätte.

Ist nun dieses diplomatische Spiel vom Standpunkt privater Moral aus als höchst unmoralisch zu bezeichnen, und sind zu andern Zeiten große politische Kämpfe zwar nicht ohne Lüge, aber doch mit mehr Ritterlichkeit erfolgreich durchgeführt worden, so zeigen die einzelnen Menschen, soweit wir sie auf jener Schaubühne bemerken, noch weit deutlicher einen sittlichen Charakter, der den Anforderungen unserer Generation nicht genügt. Es war das Zeitalter der Aufklärung, der Auflösung der alten gesellschaftlichen Sitte, die vorwiegend äußerlich war, durch sittliche Meinungen, die mehr verneinend als innerlich festigend wirkten. Der sittliche Werth z. B. eines Voltaire ist kaum höher zu achten als der Ludwig XIV. Ferner war trotz der häufigen Kriege der materielle Erwerb überall vorgeschritten, hatte aber der ungünstigen staatlichen Stellung der unteren Klassen nicht nur in Rußland und Polen, sondern verhältnißmäßig auch in dem damaligen kultivirten Europa, vorzugsweise nur wenigen, und darunter besonders den Fürsten große Reichthümer zugeführt. Das Wohlleben von Versailles oder Dresden duftete noch in allen fürstlichen und adligen Winkeln nach, und die leichten Sitten der Höfe waren auch zu tieferen Schichten der Völker eingedrungen. Käuflichkeit im Streit der politischen Interessen war daher ein sehr verbreitetes Uebel. Sahen die meisten Fürsten in dieser Zeit des niedergehenden Absolutismus die Staatsgeschäfte zu erheblichem Theil als persönliche Geldgeschäfte an, so war der Private um so eher bereit, aus der Politik eine Anstalt für Gelderwerb zu machen. Talleyrand stieg um diese Zeit zur Berühmtheit auf durch seine diplomatischen Talente und war für jeden käuflich; in Deutschland gab es selbst am preußischen Hofe Leute wie Lucchesini, und die kleinen Staaten wimmelten von Politikern, die bereit waren, sich ihre Meinung

bezahlen zu lassen. Es kam hinzu, daß noch das nationale Prinzip in einem Halbschlummer lag. Der Wahnsinn, welcher als nationaler Absolutismus in der Rücksichtslosigkeit seiner Selbstsucht in nichts dem ärgsten fürstlichen Absolutismus früherer Zeit nachsteht, sollte erst im Gefolge der revolutionären Völkerbefreiung geboren werden. Noch fochten große Generale bald in dem vaterländischen Heere, bald in dem gegnerischen, noch boten Diplomaten ihre Dienste dem Staate an, der sie am besten bezahlte, noch war es in Deutschland nicht anstößig, sich gegen deutsche Mächte mit Jedermann in der Welt zu verbinden. Damals war Katharina II. sehr mächtig, und man eilte in Deutschland kaum weniger als in Kurland sie zu vergöttern. Friedrich II. selbst, freilich in bedrängter Lage, hatte Rußland in die deutschen Interessen hineingezogen, indem er die russische Garantie des Teschener Friedens und mittelbar sogar des westphälischen Friedens annahm und auch sonst dem russischen Einfluß in Deutschland die Wege ebnete. Auf dem Reichstag von 1781 rief Kurtrier geradezu Rußland als Bürgen des westphälischen Friedens an. Als Katharina beim Beginn des baierischen Erbfolgestreites sich zur Beschützerin der deutschen Reichstagsverfassung aufwarf, meinte ein deutscher Politiker: „das seien tröstliche Aussichten für die Verfassung, Freiheit und Ruhe Deutschlands."*). Noch ärger wurde die nationale Würde, das nationale Einheitsbewußtsein preisgegeben zu den Zeiten des Rheinbundes, und zwar nicht allein von den Fürsten, sondern auch von den Unterthanen derselben.

Am Aergsten wohl stand es mit der öffentlichen Moral in Polen, zu dem Kurland als dem Lehnsstaate gehörte. Dort war vom Könige angefangen Alles käuflich bis auf ein paar Männer, die nicht in den vordersten Reihen standen. Man tobte für nationale Ehre und verkaufte sie jederzeit und an Jeden. Der Staat wurde seit Jahrhunderten vom Adel ebenso geplündert wie die Bauerschaft. Und dieser zügellose und glänzende Adel war Herr und Vorbild für den Adel von Kurland. Es war unmöglich, daß nicht etwas von den Sitten und Anschauungen der Polen nach Kurland hinüber gesickert wäre. Dazu kamen die eigenthümlich unglücklichen Zustände im innern dieses Landes, wie sie besonders

*) Häusser. Deutsche Geschichte.

seit 1711 sich entwickelt hatten, und auf die wir nun einen kurzen Rückblick zu werfen haben.

Bis heute ist in Kurland die Erinnerung an die schweren Zeiten der schwedisch-polnischen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts im Volksmunde noch lebendig*). Was der tüchtigste seiner Herzoge, Jakob, in mühevoller Sorge geschaffen hatte, ging meist wieder zu Grunde unter der Last schwedischer Durchzüge, schwedischer Okkupation und Kriegsbesteuerung. Sein Sohn, Herzog Friedrich Kasimir, war ein prachtliebender Herr, der die herzoglichen Landgüter mit Schulden belastete, und so war, als er im Januar 1698 starb, die wirthschaftliche Lage des Landes keine blühende. Sein Erbe war ein Knabe von 6 Jahren, und es brach sofort eine Spaltung in der Regierung des Landes aus, die von da ab, in den Personen und Formen wechselnd, fast ununterbrochen bis 1795 das Land nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Um die Vormundschaft des Prinzen stritt die Mutter, Elisabeth Sophie, die sich auf ihren königlichen Bruder in Berlin stützte, mit dem Schwager Ferdinand, der sich an den polnischen Lehnsherrn August den Starken hielt; um die Regierung stritten der Oheim Prinz Ferdinand, die Schwägerin und das nach den Gesetzen dazu berufene Ministerium der Oberräthe. Prinz, später Herzog Ferdinand lebte bis an seinen Tod in Danzig, verzehrte dort seine Einnahmen und ließ seine Ansprüche und Vortheile von Warschau aus schützen. Im Lande aber standen seit Ausbruch des Nordischen Krieges wieder die Schweden, und 1710 wüthete die Pest. Die Heirath des 18jährigen Prinzen Friedrich Wilhelm mit Anna, Peters von Rußland Nichte, die glänzende Hochzeit in Petersburg, an deren Folgen der junge Herzog nach wenig Tagen starb, das brachte Alles wenig Besserung in die Lage, sondern nur eine neue Machthaberin mehr, die Wittwe Anna, und den russischen, langsam sich ausbreitenden Einfluß. So gab es nunmehr eine ganze Schaar von Gewalten, die im Lande hausten: Herzog Ferdinand, der polnische Lehnsherr, der polnische Reichstag, Wittwe Anna, und endlich der kurische Adel mit seinen Freiheiten,

*) Man hört z. B. immer noch den Ruf des Schreckens „Gott's Schweden" oder „Potz Schweden."

seiner Armuth, seinen Ansprüchen und seiner in diesen Wirren wachsenden Bedeutung. Die Schweden gingen, die Russen kamen, und als auch diese 1713 das Land geräumt hatten, lagen sich Herzog und Adel bereits so in den Haaren, das die polnische Lehnsmacht eingreifen mußte. Die polnische Kommission von 1717 entschied so, daß die Gewalt des Herzogs sehr geschmälert, die Willkür des Adels nach polnischem Muster gekräftigt wurde. Und nun kam noch die Frage nach Besetzung des Herzogstuhles hinzu, welche für den Fall des Todes Herzog Ferdinands und des damit bevorstehenden Aussterbens des Kettlerischen Mannesstammes entschieden werden mußte. Es kamen die Prinzen alle, die Kurland für einen „guten Bissen“ hielten, die Moritz von Sachsen, Sachsen-Weißenfels, Brandenburg, Mecklenburg, Württemberg, Holstein, Hessen-Homburg, Hessen-Kassel, Menschikow*) und wie sie sonst heißen mögen, die mit oder ohne die Hand der Wittwe Anna sich danach sehnten, unter diesen herzoglichen Hut zu kommen. Am gefährlichsten aber schien die Lehnsmacht Polen selbst zu werden, als sie durch einfache Vernichtung des Lehnsverhältnisses die Einverleibung Kurlands in Polen in's Auge faßte. Jeden Prinzen hätten die Stände Kurlands lieber gewählt, als diesen Verlust der Selbständigkeit hinzunehmen, das Aufgehen in einen Staat, der in Nationalität, Kirche, Geschichte, Sitten ihnen fremd und gefährlich war.

Von jener Zeit ab, seit 1727 etwa, da eine neue polnische Kommission den Landtag zwang, sich zu verpflichten, niemals einen Herzog zu wählen, ist die Drohung einer polnischen Einverleibung eigentlich niemals mehr von dem Lande gewichen und hat von Anfang an und sehr wesentlich dem russischen Einfluß die Bahn geebnet. Wie der schwedische Druck Livland und Estland von Schweden abwandte und zuletzt in die russischen Arme brachte, so der polnische Kurland. Um die Sebständigkeit haben die Provinzen bis zuletzt gerungen.

Vorerst bei der Erhebung Ernst Johann Biron's zum Herzoge zeigte sich diese Wirkung der polnischen Versuche. So abgeneigt man im Lande grade diesem aus nicht fürstlichem, nicht einmal

---

*) Vgl. Seraphim, Gesch. Liv-, Est- und Kurlands.

zum kurischen Adel gehörenden Stamme entsprossenen russischen Machthaber war, so erleichterte seine Wahl grade der Umstand, daß das Land oder der Landtag bei Rußland Schutz gegen die polnische Inkorporation zu finden hoffte. Trotzdem hielt der polnische Reichstag an diesem Plan sowohl in Rücksicht auf Kurland als auf das säkularisirte und als Adels-Oligarchie in Freiheit und Zufriedenheit sich verborgen haltende Bisthum Kurland, spätere Stift Pilten fest, und versuchte ihn jedesmal durchzusetzen, sobald der Herzogstuhl frei zu werden versprach. Besonders lebhaft wurden diese Wünsche nach voller Verschmelzung, als 1791 der Reichstag glaubte sich der russischen Gewalt ganz entwinden zu können und gegen die Einverleibung weder in Preußen noch in Rußland Widerstand befürchten zu müssen. Er irrte freilich wie in vielem Anderen so auch hierin; damals war nicht nur Rußland, sondern auch Preußen diesem Plane sehr entschieden Feind, denn auch diese Mächte wünschten im Grunde dasselbe wie Polen, nämlich auf irgend eine Weise Kurland für sich selbst zu gewinnen. Auch fand man in Berlin rechtliche Bedenken gegen die Inkorporation. Denn als der preußische Resident Hüttel von Mitau aus seinen Hof auf die Gefahr der Inkorporation aufmerksam machte, hielt man diesen Plan in Berlin deshalb für sehr unwahrscheinlich, weil er gegen den Vertrag von Oliva verstoße*). Die Inkorporation aber war und blieb das am schlechtesten gewählte Mittel der Polen, Kurland an sich zu fesseln.

Einen Herzog hatte man nun wohl seit 1737 wieder; aber wie der vorige in Danzig, so lebte der neue in Moskau, wo er den Moskauer Staat zu regieren sich mühte, und seit 1741 sogar in Sibirien, seit 1742 in Jaroslaw in der Verbannung. Das dauerte bis 1758, und so darf man sagen, daß seit dem Tode Friedrich Kasimir's im J. 1698, also 60 Jahre hindurch, Kurland ein Herzogthum ohne Herzog war, ein Zustand, der keinem Lande heilsam gewesen wäre und in Kurland sehr schlimme Früchte trug. Nach der Verfassung regierte in Abwesenheit des Herzogs das Kollegium der Oberräthe, oder in heutiger Sprache zu reden, das Kabinet der vier herzoglichen Minister als geordnete Regentschaft.

---

*) Vortrag der Minister vom 14. Mai 1791. Berliner Archiv.

Aber diese „älteren Brüder“ waren als Glieder der Ritterschaft stets mehr geneigt ihrem Stande, als ihrem Herzoge zu nützen, und in diesen 60 Jahren befestigte sich diese Neigung so sehr, daß bis an das Ende des Herzogthums der Fürst in größerer Unfreiheit seinem Kabinet gegenüberstand, als heute etwa der Monarch eines parlamentarisch regierten Landes. An der Stelle des heute ministerstürzenden Parlaments stand in Kurland damals der Landtag, und der Landtag war die Körperschaft des Adels, der dem Lande mit Einschluß der freilich unbedeutenden und wenigen Städte verfassungsmäßig seine Gesetze gab, was in Rücksicht der Städte erst 1774 durch Abschied des polnischen Reichstages abgeändert wurde. In einem parlamentarisch regierten Staat unserer Zeit findet der Fürst in dem Beamtenthum und dem Heer wenigstens meist kräftige Stützen: in dem herzoglichen Kurland jener Zeit waren alle Aemter bis auf die vier Oberhauptleute als Oberrichter in den vier Kreisen, die vier Oberräthe als Minister, und die Hofämter, in der Hand des wählenden Adels, und die Kriegsmacht belief sich auf etwa 700 Gardisten. Es war eben kaum mehr als eine Adelsrepublik, und diese stolzen Edelleute hatten keineswegs Unrecht wenn sie, nach den wirklichen Umständen urtheilend, den Herzog für nicht mehr als den ersten von ihresgleichen anerkennen wollten. Hatten sie doch auch ihm die Aufnahme in ihre Körperschaft erst gewährt als er, ein allmächtiger russischer Günstling, das russische Reich regierte. Von zwei Seiten her ward in diesem Adel mit seinen durch die Verfassung, d. h. die Regimentsformel und die Statuten von 1617 ihm schon gewährleisteten Freiheiten das Streben nach Erweiterung derselben immer wieder angespornt: von dem polnischen Reichstage, der seit lange an der Unterwerfung der königlichen Gewalt arbeitete, und von Rußland her, das besonders seit Katharina's Thronbesteigung bald den Herzog gegen den Adel, bald den Adel gegen den Herzog in seinem Interesse verwandte.

Vorläufig hielt Zarin Elisabeth den Herzog in Jaroslaw gefangen und willigte 1758 in die Wahl eines andern Fürsten an seine Stelle, des Prinzen Karl von Sachsen, der in den vier Jahren seiner Regierung trotz vieler Widerwärtigkeiten doch verhältnißmäßig schnell Wurzel im Lande faßte. Die starke Partei,

welche er als Prinz von Geblüt und Sohn des lehnsherrlichen Hauses um sich gesammelt, war aber doch nicht stark genug um dem wachsenden russischen Einfluß die Spitze zu bieten, als 1761 Peter der Dritte den russischen Thron bestieg und sofort, wie in Rußland so auch in Kurland seinen holsteinisch-preußischen Neigungen folgte. Ein russischer Generaladjutant überzeugte die Mehrheit des Landtages, daß Karl von Sachsen als Katholik nicht für das protestantische Land passe, daß Ernst Johann der rechtmäßige Herzog sei, daß dieser seine Rechte dem Oheim Peter's, Prinzen Georg von Holstein-Gottorp, abgetreten habe und also dieser preußische General zum Herzog zu erwählen sei. Die Bedingungen der Wahl sollte der Landtag festsetzen, Rußland werde seinen Schutz und der König von Preußen seine Garantie der Wahl gewährleisten*). Noch ehe die Wahl zu Stande kam trat an Peter's Stelle Katharina, und zu ihren eiligsten Staatsgeschäften dieser Tage gehörte es, sowohl Karl von Sachsen als Georg von Holstein bei Seite zu schaffen und Ernst Johann Biron wieder einzusetzen. Das gelang ihr denn auch trotz des Widerstandes des Herzogs Karl und seiner Anhänger im kurischen Landtage vermöge der Anwendung militärischer Machtmittel. Man darf sagen, daß diese spätere Beherrscherin der europäischen Politik ihre Thätigkeit auf diesem Gebiet in Kurland begonnen hat. Nebenher fing denn nun auch der russische Rubel an, seine Kraft zu erproben. Katharina hat überall ein gut Theil ihrer Erfolge der rücksichtslosen Verwendung von Menschenleben und Geld, auch zur Bestechung, zu verdanken gehabt; hier aber lag ihr dieses letzte Mittel ganz besonders nahe zur Hand, da sie ohne badeutende Ausgaben aus dem eigenen Säckel, nur mit den zahlreichen Landgütern freigebig zu sein brauchte, welche als Kettlerischer Nachlaß jetzt das herzogliche Domanialgut ausmachte, aus dem die Ausgaben sowohl des Staates als des Fürsten bestritten wurden.

Dieses herzogliche Domanialgut oder Lehngut war sehr groß. Es waren all die Güter, welche ehemals von dem Deutschorden nicht verlehnt, sondern in eigener Verwaltung behalten,

---

*) Bilbassow, die Vereinigung Kurlands mit Rußland. „Baltische Monatsschrift.“ 1895.

dann, nach Aufhebung des Ordens, an Herzog Gotthard Kettler und seine Nachkommen im Lehn gefallen waren. Zu diesen Lehngütern waren von den Herzögen neue Güter als Kettlerischer Allodialbesitz hinzu erworben worden. Die letzten Kettlers hatten viele dieser Güter pfandweise an Edelleute und Bürger verlehnt, und diese verpfändeten Güter wurden auf Betreiben des Adels durch das Allodifikationsdiplom von 1776 definitiv vom herzoglichen Lehn abgeschieden und den derzeitigen Inhabern zu Allod überlassen. Wenn man nun erwägt, daß nach Aussterben der Kettlers, außer jenen 1776 allodifizirten Liegenschaften, wohl einige Güter, wie Irmlau, Grendsen, Mesothen, Neubergfried, aus dem Lehn ausschieden, um in den Besitz von Privaten oder der Ritterschaft überzugehen; daß auch mehrfach bedeutende Güter, wie Grenzhof, Fockenhof, Ruhenthal durch Donation Katharina's und ihrer Nachfolger von dem Lehn abgeschieden wurden, aber meines Wissens, keine Güter seit der Unterwerfung von der russischen Regierung hinzu erworben wurden; daß trotzdem dieser von Herzog Peter auf den russischen Staat übergegangene und stark geschmälerte feudale und allodiale Besitz heute noch fast den dritten Theil des ganzes Landes ausmacht: so ergiebt sich ein für die Größe des Herzogthums — und zwar ohne das Stift Pilten — allerdings gewaltiger, in der Hand des Herzogs liegender Grundbesitz. Und derselbe war keineswegs von geringem Ertrage. So berechnet z. B. der preußische Ministerresident Hüttel im J. 1792, daß, wenn die Nachtheile beseitigt würden, welche aus der russisch-kurischen Konvention von 1783 dem Lehn wie dem ganzen Lande vermöge des Zwanges, die Erzeugnisse eines Theiles des Landes über die Zollgrenze von Riga zu verschiffen, erwachsen seien, die Einnahmen aus dem Lehn um 40 bis 50,000 Dukaten steigen würden.

Nun hatten sich seit dem Nordischen Kriege die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes wieder gehoben. Der Landbau war einträglich*), die Ausfuhr über die beiden kurischen Häfen war bedeutend, ehe jene unselige Konvention von 1783 die kurischen

---

*) Hierfür spricht die Angabe Hüttels, daß das dem Herzog gehörige Allodialgut Würzau jährlich 25,000 Dukaten trage.

Häfen zu Gunsten Riga's arg schädigte. In den wenigen Städten und auf dem platten Lande hatte ein zahlreicher, vorwiegend niederdeutscher und platt redender Handwerkerstand sich angesetzt, und wenn auch trotz wiederholter Anläufe, die im Widerspruch zu der Regimentsformel, dem Grundgesetz des Landes, eingeschmuggelten Juden des Landes zu verweisen, sich doch eine völlige Vertreibung derselben nie durchführen ließ, so ist, wie es scheint, erst unter Herzog Peter dem ersten Juden der Aufenthalt in Mitau förmlich gestattet worden*). Aber trotz dieses Fortschreitens der Gesammtheit gebrach es dem sich mehrenden Adel an Erwerb und Unterkommen auf dem ihm nach der Sitte der Zeit nun einmal zusagenden Boden des Landbaues oder des Staatsdienstes. Die Mehrzahl des Adels war arm und geneigt, seine große politische Machtstellung zu eigenem Nutzen zu verwenden. Und als der Sohn Ernst Johann's, Herzog Peter, seit 1786 begann, die Lehngüter, statt sie wie bisher zu mäßigen Preisen an Edelleute zu verpachten, in große Oekonomien zusammenzulegen und durch Beamte zu verwalten, beschränkte er damit die Nahrung des Adels wiederum beträchtlich. Der Adel klagte bei der Oberlehnsherrschaft. Es begann damit der Kampf zwischen Herzog und Adel um die Wiederherstellung der alten Ordnung, der erst 1793 durch eine Kompositionsakte zu Gunsten des Adels entschieden wurde. Ein Kampf, in dem Eigennutz, materieller Gewinn beide Seiten leitete, die Berechtigung wirklichen Bedürfnisses aber ohne Zweifel auf der Seite des Adels lag, und in dem auf beiden Seiten die politische Klugheit nicht zu ihrem Rechte kam. Denn dieser Menge der armen Edelleute stand ein Herzog gegenüber, dem es doch vor Andern oblag, persönliche Vortheile hinter politische Pflichten zurücktreten zu lassen, um so mehr als er ein sehr reicher Fürst war. Obwohl Herzog Peter bei und nach seiner Abdankung im J. 1795 lange nicht voll für seine Allodialgüter von Katharina entschädigt wurde, blieb er immer noch sehr reich. Seine Töchter nennt ein neuerer Schriftsteller die reichsten Erbinnen des damaligen Europa**). Sowohl Ernst Johann als sein Sohn Peter verstanden

*) Nach mündlicher Ueberlieferung.

**) Walischewski, autour d'un trône.

es, Schätze zu sammeln. Glänzende Schlösser entstanden in Kurland, die von ihrem Reichthum zeugen, und daneben konnte Ernst Johann die Herrschaft Wartenberg in Schlesien*), dann Herzog Peter um 1785 Sagan und Friedrichsfelde bei Berlin und 1792 Nachod in Böhmen kaufen. Beide mochten an die Möglichkeit denken, daß sie ihr Herzogthum verlieren könnten, und brachten die ersparten oder erworbenen Gelder in Preußen in Sicherheit. Aber je mehr besonders Herzog Peter für die Zukunft seiner Töchter zu sorgen suchte durch solches Sparen im Lande und Anlegen im Auslande, um so stärker wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er das Geld aus dem Lande ziehe. Und man kann [illegible] diesem armen Adel kaum verdenken, daß er einem Fürsten hart entgegen trat, der sein Land wie ein Pachtgut für Lebenszeit behandelte und wiederholt auf dem Sprunge stand, es mit gefülltem Säckel für immer zu verlassen. So trugen nicht nur die persönlichen Motive des Eigennutzes auf beiden Seiten, sondern auch die unglücklichen, einer äußeren Umwälzung zutreibenden politischen Verhältnisse dazu bei, daß Fürst und Stände vielfach außerhalb des Landes ihren Interessen nachzugehen suchten und damit den Mächten in die Hand arbeiteten, die längst sich in den Besitz dieses Landes zu setzen wünschten.

Der Adel wurde durch Armuth, Kriegslust, Tradition nach Preußen gewiesen, wie die benachbarten Livländer und Ehstländer ihr Glück in Rußland zu suchen pflegten. Die Söhne von Edelleuten und Bürgern bezogen deutsche Universitäten, viele Knaben wurden auf deutsche Schulen geschickt. In Schaaren traten junge Kurländer in fremden Dienst, vornehmlich in Preußen, fochten in den Kriegen Friedrich's des Großen mit und standen unter Friedrich Wilhelm II. und III. im Zivil- wie im Kriegsdienst bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein**).

Die nahen Beziehungen zu Preußen waren so alt als Preußen und Kurland selbst. Von dem Deutschorden wurden beide

---

*) Der Herzog nannte sich seitdem „Herr zu Wartenberg, Bralin und Goschütz"; ich habe nicht feststellen können, ob Goschütz je in seinem Besitz gewesen ist.

**) Bei einer Durchreise Friedrich Wilhelm's III. durch Mitau (wohl im J. 1818) sollen nach einer Ueberlieferung, sich an 120 Kurländer dem Könige vorgestellt haben, die in preußischem Dienst standen oder gestanden hatten.

Länder kolonisirt, unter ihm standen sie gemeinsam, bis Preußen 1525 polnisches Lehnsherzogthum ward. Wenige Jahrzehnte später, 1561, folgte Kurland dessen Beispiel und bekam die gleiche Verfassung mit Herzog, Oberräthen und Landtag, wie sie in Preußen bestand. Sogar die Handlungsweise des ersten Herzogs von Kurland war derjenigen leider sehr ähnlich, durch welche Albrecht von Brandenburg sich Preußen gewann. Wie der Herzogshut von Preußen der Preis war für den Untergang des großen Ordensstaates, so der Herzogshut von Kurland der für die Unterwerfung des Livländischen Theiles dieses stolzen Baues unter das polnische Szepter. Was der Hochmeister gethan, das that nun auch der Landmeister von Livland. Das Bisthum Kurland kam sogar, nachdem es säkularisirt und zum Kreis Pilten geworden war, für kurze Zeit in den Pfandbesitz des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg. Preußen wie Kurland waren zu gleicher Zeit protestantisch geworden, und als Preußen mit Brandenburg vereinigt wurde, setzten sich die Beziehungen fort durch wiederholte Verschwägerungen der Fürstenhäuser. Der große Kurfürst und sein Schwager Jakob von Kurland standen beide in Waffen gegen Schweden, jener freilich mit Glück, dieser zu seinem Unheil. Beide wetteiferten im Streben nach Kolonieen, nach Seehandel, nach Industrie. Der Kurfürst machte den Versuch, durch die Heirath eines seiner Söhne mit einer Erbtochter der Radziwils das ungeheure Landgebiet dieses Geschlechts zu großem Theil an seinen Stamm zu bringen und damit dauernden Einfluß auf den der Lehre Calvin's folgenden Theil von Litauen zu gewinnen, welcher an das protestantische Kurland grenzt*). Friedrich I., König von Preußen, besuchte seinen Schwager Friedrich Kasimir in Grobin, und beide haben den Ruf ihrer Prachtliebe hinterlassen. Nach Aussterben des Kettlerschen Mannesstammes um 1737 suchte Preußen einem der zahlreichen Vettern des verstorbenen Herzogs den kurischen Herzogshut zu verschaffen, was freilich nicht gelang. Friedrich der Große bemühte sich, dem Umsichgreifen des russischen Einflusses entgegenzutreten, was ihm

*) Vgl. Schiemann in „Forschungen zur Brandenburgischen und Preuß. Geschichte", Bd. III.

wohl auch gelungen wäre, wenn die Erhebung des preußischen Generals Georg von Holstein Bestand gehabt hätte, von der oben die Rede war. Aber im entscheidenden Augenblick sorgte Katharina eilig dafür, daß, wie ein russischer Schriftsteller sagt, „wir rechtzeitig Preußen zuvorgekommen sind und mit der Einverleibung Kurlands auf der Ostsee jenes Uebergewicht erlangt haben, das dieses kleine Herzogthum demjenigen seiner mächtigen Nachbarn geben mußte, der zuerst sich in ihm festsetzte“*). Und in der That scheint zwei Mal dieses Zuvorkommen gegenüber Preußen eine entscheidende Rolle in der russischen Politik in Rücksicht auf Kurland gespielt zu haben. Wie Katharina 1762 den zwischen Peter III. und Friedrich dem Großen geschlossenen Vertrag zu Gunsten „ihres eigenen Herzogs“, Biron, umstieß, so rangen Katharina und Friedrich Wilhelm II. vom Tode Friedrich's II. an um Kurland bis zuletzt, und als die Entscheidung zu Gunsten Rußlands fiel, da wurden die Schritte Katharina's wesentlich von der Sorge beschleunigt, daß Preußen durch den Herzog oder dessen Erben im Lande Boden gewinnen könnte. Denn aus „unserm eigenen Herzog“ war unterdessen ein Freund Preußens geworden, über dessen Undankbarkeit die Kaiserin ebenso entrüstet war, als sie mit Verachtung, Widerwillen und Spott diesen ihrer feurigen und groß angelegten Natur unsympathischen, kleinlichen, hölzernen Fürsten betrachtete.

Dieses Ringen der beiden Nachbarn spiegelt sich lebhaft in den Korrespondenzen Hüttels mit seinem Hofe, die ich weiter unten auszugsweise veröffentliche. Denn diese Jahre von 1790 bis 1792 waren für das Schicksal Kurlands die entscheidenden, weil sie für die gesammte Politik Preußens gegenüber Rußland entscheidend waren.

Nachdem Ernst Johann im J. 1769 abgedankt hatte, war ihm sein Sohn Peter zwar im Herzogthum gefolgt, sah sich jedoch von Hause aus im dauernden Besitz seiner Stellung bedroht**).

---

*) Mossolow, zitirt von Bilbassow a. a. O.

**) Schon um 1767 hatte Stanislaus August selbst den Wunsch geäußert, seine unbequeme und unsichere polnische Krone gegen den Herzogshut von Kurland für sich und seine Familie zu vertauschen. (Kalinka, Der vierjährige polnische Reichstag.)

Erst trat im Lande selbst wieder die Kandidatur des vertriebenen Herzogs Karl von Sachsen hervor; dann gelüstete es einige Jahre später dem Fürsten Potemkin nach dem Herzogthum. Potemkin, der einzige Mann unter den Kreaturen Katharina's, der ihr über den Kopf gewachsen ist und den sie fürchtete, mochte es nicht schwer werden, die Zarin für seinen Plan zu gewinnen, und so ließ sie in Warschau die Abdankung Peter's und die Wahl des Günstlings betreiben. Bald aber wurde dieser Plan wieder fallen gelassen, um, wie es scheint, einem andern Kandidaten, dem Sohne Katharina's Grafen Bobrinski, Raum zu geben*). Aber auch dieser verschwand wieder, und seit im J. 1790 der einzige männliche Sproß Herzog Peter's gestorben war, traten in den Vordergrund als die nächsten von Katharina in's Auge gefaßten Anwärter auf den Herzogsstuhl die Söhne des Prinzen Karl, des jüngeren Bruders des Herzogs; als ältester der Prinz Gustav.

Von außen durch diese wiederkehrenden Spekulationen Katharina's auf sein Herzogthum, sowie durch die seit Eröffnung des langen Reichstages in Warschau im J. 1787 immer stärker hervortretenden Gelüste Polens nach Aufhebung des Herzogthums und völliger Einverleibung Kurlands bedroht; im eigenen Lande persönlich mißachtet, gehaßt, dachte Herzog Peter zu Zeiten an Abdankung. So 1785 und 1786 zu Gunsten des Prinzen Ludwig von Württemberg**), der ja Katharina verwandtschaftlich nahe stand; dann, als ihm ein Sohn geboren wurde, 1787, ließ er diesen Plan fallen und warf sich nun dem Hofe in die Arme, auf welchen ihn die Tradition Kurlands hinwies und von welchem allein er noch Schutz erwarten konnte. Sowohl Friedrich der Große als dessen Nachfolger beeiferten sich, den Herzog an Preußen zu fesseln. Friedrich hatte noch kurz vor seinem Tode den Herzog und dessen Gemahlin in Berlin mit auszeichnender Freundschaft empfangen; die großen Besitzungen in Schlesien, der kurische Palast unter den Linden zu Berlin***), das Schloß

*) Bericht Hüttel's aus Petersburg vom 13. Juni 1780.

**) Hüttel a. a. O.

***) Die heutige russische Botschaft, U. d. Linden Nr. 7.

Friedrichsfelde — Alles das ließ vermuthen, daß Herzog Peter es vorziehen könnte, Vasall Preußens zu werden, als länger die bissigen Angriffe zu ertragen, denen er von allen Seiten ausgesetzt war. Besonders so lange er hoffte, seinem Sohn das Herzogthum zu hinterlassen, war er, und mehr noch die Herzogin Dorothea, bemüht, in Berlin Schutz zu finden. Als der Prinz 1790 gestorben war, drängte sich die Sorge herbei, das Herzogthum einem künftigen Schwiegersohne zu sichern, und diesen Schwiegersohn hoffte wohl Preußen aus seiner Sippe zu stellen. Vor Allem aber wünschte Peter für sich und seine vier Töchter den Besitz an allodialen Gütern in Sicherheit zu sehen, der ihn in Verbindung mit der gewaltigen Masse der Lehngüter zu einem der reichsten deutschen Fürsten machte. Vorübergehend dachte man an eine Heirath seiner ältesten Tochter Wilhelmine mit einem preußischen Prinzen; dann tauchte ernstlicher der Plan auf, sie und das Herzogthum einem Neffen des Königs von Preußen, Friedrich, jüngsten Prinzen von Oranien, zuzuwenden. Der Plan hing mit der ganzen damals der Krisis zutreibenden Politik Preußens eng zusammen und scheint besonders von den beiderseitigen Müttern, der Herzogin Dorothea und der Fürstin von Oranien, Gemahlin des Statthalters der Niederlande und Schwester des preußischen Königs, mit Eifer betrieben worden zu sein. Wir werden aus den Berichten Hüttel's sehen, wie durch eine Indiskretion im Haag die Verhandlungen gestört wurden und Katharina zuletzt auch diesen Ausweg zu verlegen wußte. Vor der Hand aber war um das Jahr 1790 die immer schärfer sich zuspitzende Haltung Preußens zu dem russischen Nachbar wohl geeignet, den Herzog in der Hoffnung zu festigen, durch einen siegreichen Krieg Preußens sich aus allen Schwierigkeiten gerettet zu sehen.

Die Anlehnung des Herzogs an Preußen und die damit verbundenen Heirathspläne hatten eine sofortige Wirkung auch auf die inneren Zustände Kurlands. Als der Herzog im Beginn von 1787 nach zweijährigen Reisen nach Kurland heimgekehrt war, hatte er gefunden, daß die nach der Verfassung in seiner Abwesenheit regierenden Minister sich mancherlei Eigenmächtigkeiten auf seine Kosten hatten zu Schulden kommen lassen. Die vom Herzog eingerichteten großen Oekonomieen waren aufgelöst, etwa

60 Lehngüter an Gegner des Herzogs billig verpachtet worden; die Schuld des Lehn's, die vom Herzog auf 73,000 Thaler Alb. war herabgemindert worden, hatte man durch freigebige Gutskäufe une andere Vergünstigungen einzelner Edelleute auf fast eine halbe Million gebracht. Die zum Witthum der Herzogin bestimmten Güter Beroshof und Ziegelhof hatte man dem russischen Residenten Mestmacher arrendefrei überlassen *). Außerdem hatte der Landtag sich das Recht angemaßt, seine Sitzungen ohne Zustimmung des Herzogs oder der Regierung, einseitig von sich aus anzuberaumen und zu „limitiren", wodurch er sich der herzoglichen Macht ganz entzog, und Anderes mehr. Der Herzog kassirte Alles, was die Regentschaft beschlossen hatte und gab damit den Anstoß zu dem Prozeß vor den Relationsgerichten und dem Reichstage zu Warschau, der erst im J. 1793 beendet wurde und dessen gewaltige Kosten der Herzog am Ende bezahlen mußte. Seit aber Preußen mit dem Plan umging, sich die kurische Erbschaft durch eine Heirath zu sichern, lag es in seinem Interesse, das herzogliche Lehn, das Erbe des künftigen Herzogs, nicht schmälern zu lassen, und der Gesandte in Warschau ward angewiesen, auch in diesen Händeln den Herzog zu unterstützen. Damit trat nun Preußen in Gegensatz zu dem kurischen Adel, dessen Interesse gerade hier in dieser Frage von Nahrung und Erwerb besonders groß war. Wie Mestmacher, so nutzte nach ihm Rückmann als russischer Resident stets erfolgreich diesen Gegensatz aus, um den Adel von Preußen abzulenken und sich mit einer russischen Partei zu umgeben. Beide vergaßen sich selbst dabei nicht, denn Rückmann ließ sich später ebenso wie Mestmacher mit Gütern ausstatten. Es ist wohl zu beachten, daß in diesem Kampf der prinzipielle Vortheil auf russischer Seite lag. Denn während Preußen zu erheblichem Theil private Interessen, die Mitgift der Prinzessinnen, welche nach Preußen sollten verheirathet werden, habgierig vertheidigte, trat Rußland, eben so habgierig, doch in weit höherem Grade für politische Ziele ein, indem es dieselben Güter, nach denen man in Berlin lüstern war, freigebig dem Adel anbot als Lohn und Sold für Dienste und für russische Gesinnung. Wollte

---

*) Richter, Gesch. der Ostseeprovinzen II, Th. III, p. 204.

Preußen seine Grenzen, oder auch nur seinen Einfluß durch Erwerbung von Kurland oder durch Erhaltung seiner Selbständigkeit erweitern, so mußte es nicht nur den Herzog, sondern auch den Adel zu gewinnen suchen. Das war denn auch eine der Herrn von Hüttel gestellten Aufgaben; aber dann durfte man nicht zugleich für die Geldgeschäfte des Herzogs eintreten, nicht Geldspekulationen für die eigene Tasche nachgehen, die auf Kosten der Interessen des Adels gemacht wurden, sondern mußte es eben machen wie Katharina, die fremde Güter gern fortgab, um fremde Länder zu gewinnen. Die Politik Friedrich Wilhelm's war kleinlich, die Katharina's groß, jene war unsicher, diese fest, so auf diesem kleinen Schauplatz wie auf dem großen, wo während fast der ganzen Anwesenheit Hüttel's in Kurland die beiden Nachbarn bereit schienen, endlich doch noch von Worten zum Schlagen überzugehen. Die Korrespondenz zwischen dem Berliner Hof und Goltz in Petersburg giebt das merkwürdige Bild eines diplomatischen Kampfes, der nur allzu sehr der Kriegführung des Herzogs von Braunschweig in Frankreich gleichsieht. Wie Braunschweig dort mit Manövriren die Franzosen besiegen wollte, so meinte man hier mit Noten und Truppenaufstellungen Katharina gefügig machen zu können. Aber wie die verachteten Jakobiner sich durch die tiefdurchdachten Märsche des Gegners nicht bezwingen ließen, so lag das noch weniger in der Art Katharina's gegenüber Drohungen, deren geringe Tragweite sie wohl durchschaute. Die Kanonade von Malmy wiederholte sich hier in anderer Form.

Als Preußen am 7. August 1792 den Vertrag in Petersburg schloß, der die Konstitution von 1791 umwarf, und mit dem es sich auf den russischen Boden gegenüber den Polen stellte, glaubte es noch Kurland als abgesondertes Fürstenthum vor dem Schicksal Polens bewahren zu können. In einem geheimen Artikel dieses Vertrages heißt es:

„Les deux Hautes Parties contractantes s'interessant également à la tranquillité de la Courlande et souhaitant d'écarter tout cequi pourrait l'altérer, sont convenues et conviennent par le présent Article, de maintenir ce Duché dans l'état, qui lui a été assigné par les Diettes de Pologne anterieures à l'époque de l'année 1788 et garantie par la

Cour Impériale de Russie, et de ne point permettre qu'il y soit dérogé sans leur aveu et consentement .....*).

Ich sehe keinen Grund anzunehmen, daß Katharina andere Pläne auf Kurland schon damals hegte, als in diesem Vertrage sich kennzeichnen: sie wollte in Kurland befehlen, aber nicht regieren, und hielt an dem Prinzen Gustav als Nachfolger fest. Aber offenbar hatte Preußen durch diesen Artikel ein Recht als Garant der damaligen Verfassung Kurlands erworben. Wollte Katharina zuletzt doch reine Sache machen, Kurland einverleiben, so lag die Wahrscheinlichkeit vor, daß Preußen protestiren oder eine Entschädigung verlangen werde, was denn auch deutlich in verschiedenen Erlassen des Königs aus der folgenden Zeit und endlich auch in der Instruktion Tauenzien's vom 22. Juli 1794 angedeutet ist, in welcher derselbe Rußland an der Erwerbung Kurlands, und insbesondere des Libauer Hafens auf jede Weise zu hindern den Auftrag erhielt.

Inzwischen drängte man in Petersburg von Hause aus, nachdem jener Vertrag eben geschlossen war, heftig gegen den preußischen Einfluß in Kurland. Im Dezember 1792 weist Ostermann jedes Eingreifen Preußens in die kurischen Händel, zu dem es doch durch jenen Artikel des Vertrages berechtigt war, schroff zurück und fordert die Abberufung Hüttels aus Mitau, welchem er zur Ueberraschung des preußischen Gesandten einen großen Theil der Schuld zur Last legt an dem Streit zwischen dem Herzog und dem Adel**). Und während Preußen von jeher darauf ausgegangen war, die Rechte des Herzogs zu schützen und zu mehren, um dadurch die Möglichkeit geordneter Zustände wieder herzustellen, setzte Katharina die Kompositionsakte vom 18. Dezember 1793 durch, die den seit 1787 zwischen Herzog und Adel tobenden Streit zu Gunsten des Adels entschied und ungefähr eben so haltlose

*) Dieser Artikel, der, so viel ich sehe, bisher unbeachtet geblieben ist, bestätigt die Vermuthung Bilbassow's, daß Katharina mit der Einverleibung Kurlands durch freiwillige Unterwerfung etwaigen preußischen Einwänden vorbeugen wollte. Uebrigens bemerke ich, daß bei den Zitaten Bilbassow's aus dem Berliner Archiv der Inhalt meist richtig, die Datirung oft falsch und die Nummern der Berichte stets falsch sind.

**) Goltz, Bericht vom 21. Dezember 1792.

Zustände im Lande schuf, wie sie unter russischer Leitung in Polen herrschten. Die adligen „Freiheiten“ waren in Polen wie in Kurland die Bürgschaft für Unordnung und Schwäche, deren man in Petersburg bedurfte. Es war freilich nicht Freiheit, sondern Anarchie, was man förderte und schützte. Die russische Garantie dieser reformirten Verfassung blieb für Kurland nicht aus, wie sie seit 1775 für Polen war errichtet worden, und damit war Katharina auch der Leitung sicher. Was Stackelberg ehedem in Warschau, das war Rückmann in Mitau.

Der Abschluß des zweiten Theilungsvertrages stand unmittelbar bevor, was Preußen zu einer angstvollen Sorge veranlaßte, Katharina's Wohlwollen zu bewahren. Die schroffe Ablehnung Ostermann's, über die kurischen Angelegenheiten überhaupt zu verhandeln, wurde mit dem Entschluß des Königs beantwortet, die Sache ruhen zu lassen, „da bei den gegenwärtigen wichtigeren Negoziationen man nicht zu viel Gewicht auf einen Gegenstand von so geringer Bedeutung legen“ dürfe*). Und obwohl Goltz weiter meldet, daß man in Petersburg Kurland bereits wie eine abhängige Provinz ansehe; daß er zu bemerken glaube, wie man sich dort zu schämen beginne der in Kurland begangenen Gräuel („horreurs“), so bleibt der König dabei, daß man die kurische Sache vorläufig müsse ruhen lassen. Er behalte sich jedoch vor, zu gelegener Zeit darauf zurückzukommen, da das Benehmen der Kaiserin gegen den Herzog bis zu Maßlosigkeiten (extrémités) getrieben worden sei, die mit dem geheimen Artikel des Allianzvertrages nicht vereinbar seien**).

Zwei Tage nach diesem Erlaß des Königs, am 23. Januar 1793, wurde der zweite Theilungsvertrag in Petersburg unterzeichnet. Am 28. Januar wurde das Abberufungsschreiben Hüttel's nach Mitau abgefertigt. Diese Mission war beendet, die kurische Sache, wenn auch nur „vorläufig“, fallen gelassen.

Ernst von der Brüggen.

---

*) Erlaß an Goltz vom 5. Januar 1793.

**) Erlaß an Goltz vom 21. Januar 1793.

Auszüge

aus der Korrespondenz des preußischen Residenten Hüttel in Mitau mit seinem Hofe, sowie aus andern Akten des preußischen Geh. Staats-Archivs, betreffend die Angelegenheiten Kurlands in der Zeit von 1790 bis 1796.

Der preußische Finanzrath Karl Ludwig Hüttel war seit 1766 mit geringen Unterbrechungen bei der preußischen Gesandtschaft in Petersburg angestellt, von seinen Vorgesetzten wegen seiner genauen Kenntnisse der Verhältnisse am russischen Hofe sehr geschätzt, und bei dem Großfürsten Paul in Gunst stehend. Auf Unterlegung Hertzberg's wurde er am 27. September 1790 vom Könige als Geh. Legationsrath für den Posten eines Residenten in Mitau, mit 4000 Thl. Gehalt und 1000 Thl. Kosten der Uebersiedelung, ausersehen. Die Anstellung geschah zur Beobachtung der Bewegungen der Russen, unter dem Vorwande, mit Kurland ein Kartell herzustellen und in Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Herzogs von Kurland.

Zur Orientirung des neuen Residenten legt der Minister Hertzberg demselben in einem Briefe vom 30. Oktober 1790 in kurzen Strichen die politische Lage Preußens dar: Er, der Minister, hoffe auf einen Frieden zwischen den Kaisermächten und der Pforte auf Grundlage der preußischen Vorschläge; er hoffe auf Erwerbung von Danzig und Thorn mit russischer Hülfe. Dadurch werde er vielleicht noch getröstet werden über den schlimmen Vertrag, den man ihn in Reichenbach zu schließen gezwungen habe, und die ungeheuren Fehler, die man dort gemacht habe, würden wesentlich verbessert werden. Er hoffe auf eine Allianz der Türkei, Preußens, Polens, Schwedens, um Rußland zum Frieden auf Grund des status quo zu bringen. Er hoffe auch auf eine englisch-holländische Hülfsflotte von 30 Schiffen. Hunderttausend Mann unter dem Herzog von Braunschweig würden gegen Rußland vorgehen.

Am 11. Januar 1791 wird d'Arrest zum Sekretären bei der Mitauer Legation ernannt.

* * *

1791.

Abkürzungen: B. = Bericht. R. = Reskript. H. = Hüttel.

1. B., 9. Jan. Ankunft H.'s in Mitau am 4. Januar; am 7. Audienz beim Herzog in Würzau; H. bittet um Sendung der Kreditive.

2. B., 12. Jan., enthält Angaben und Tabellen über die militärischen Verhältnisse Rußlands.

R. des Königs, 21. Jan. Der König findet in jenen Angaben die Bestätigung, daß Rußland Vorbereitungen gegen Preußen treffe.

3. B., 20. Jan. Offizielle Audienz beim Herzoge.

4. B., 23. Jan. Am letzten Donnerstag habe H. seine Antrittsaudienz beim Herzog gehabt und die Kreditive überreicht. H. erfährt vom Herzog, daß Preußen auf privatem Wege den Herzog um Verkauf von Roggen und Hafer gebeten habe, was der Herzog zusagte. Dies wird geheim gehalten, um das Mißtrauen Rußlands nicht zu wecken. In Reval und Rogerwyk sei eine russische Flotte stationirt worden, größer als im Vorjahre.

5. B., 27. Jan. Soltykow, Chef der Truppen in Livland, sei in Riga angekommen; unter ihm sollen Dolgoruki, Igelström, Rumsen, Michelson stehen.

6. B., 30. Jan. In Riga werden eilig Kanonen-Schaluppen gebaut.

7. B., 3. Febr., berechnet die russischen Streitkräfte in Livland auf 15—16,000 Mann, in Weißrußland auf 20,000 Mann, so daß nicht mehr als 35—40,000 Mann hier unter Soltykow gegen Preußen stehen.

8. B., 10. Febr. Da der Herzog nur mehr das Haupt als der Souverän der kurländischen Aristokratie sei, so wäre es nützlich, wenn das Ministerium durch ein Schreiben die Regierung in Mitau von der erfolgten Akkreditirung H.'s beim Herzog in Kenntniß setzte. Man sehe von Seiten des Adels schon scheel auf ihn und wittere eine Unterstützung des Herzogs gegen die Ritterschaft. In Warschau sei die Inkorporation von Pilten wieder im Gange, die für Preußen wegen der doppelten Grenzzölle nachtheilig wäre. H. bittet darüber um Instruktion.

9. B., 13. Febr. Die Prinzessin Karl Biron intriguire in Warschau, um ihren Kindern die Succession zu sichern. Sie suche auch in Kurland unter den Unzufriedenen Anhang zu werben und werde von dem russischen Minister unterstützt.

10. B., 20 Febr. Aus den Vorbereitungen der Russen schließt H., daß sie nur an eine Defensive denken. Den Plan der Düna anzufertigen habe er dem Grafen von Truchs, Kapitän im Gefolge des Herzogs, gerathen, und zwar unter Beihülfe des Grafen Keyserling-Blieden, königl. Kammerherrn. Er habe dem zum Kommandirenden der an der Grenze sich sammelnden preußischen Truppen ernannten General Henkel allerlei Auskünfte über

die Wege zwischen Libau und Mitau geliefert. Er habe empfohlen, Schrunden als Depot leicht zu befestigen. Dann könne Frauenburg als Entrepot dienen, und in Mitau werde der Herzog das Schloß gern zum Depot hergeben. In der Stadt habe der Herzog das zum Theater dienende Gebäude anräumen lassen, damit der König darin die Munition unterbringen könne. Unter der Hand lasse der Herzog soviel Getreide mahlen als möglich, und kaufe Hafer auf, der billig sei. Die Last von 60 Lof zu 22 Thl. Alb. In Riga herrsche Unordnung, General Rumsen sei unzufrieden.

11. B., 24. Febr. Der Landtag habe sich versammelt. Die Streitpunkte seien: Trennung des Allod's von den Lehngütern; Limitation des Landtages. „Intrigante Leute und solche, deren Interesse es ist im Trüben zu fischen, wie z. B. der Herr von Heyking in Warschau, schüren das Feuer der Zwietracht und die Russen blasen gleichfalls hinein, weil sie unter den gegenwärtigen Konjekturen nicht wagen, in Kurland die despotische Sprache zu führen, deren sie gewöhnt waren sich hier zu bedienen, und suchen ihren Einfluß durch Ermunterung der Unzufriedenen und Ausstreuen der Zwietracht zu erhalten." Er warne den Adel, den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, um sich dem durch die Konvention von 1783 von Rußland dem Lande auferlegten Joche zu entziehen. Man sei in Sorge wegen des Warschauer Planes, Pilten und später Kurland zu inkorporiren.

12. B., 27. Febr. Die kurländische Ritterschaft habe die Erlaubniß erhalten, ihre Sache vor dem Reichstage in Warschau zu vertheidigen. Der Herzog bitte um Anweisung an den preußischen Gesandten in Warschau, daß er den Einfluß paralysire, den Heyking über Graf Potocki erlangt habe.*) Hüttel unterstützt die Bitte, weil Heyking einer der Pfeiler Rußlands in diesem Lande sei. Er empfiehlt, um die Kurländer zu gewinnen, deren Wunsch nach Aufhebung der verhaßten Konvention von 1783 durch Goltz**) in Warschau zu unterstützen. Herr von Holten, ein

*) Ignaz Potocki, Kronmarschall und ein Führer der patriotisch-liberalen Reformpartei.

**) Friedrich Ferdinand Graf von der Goltz, Legationsrath, vertrat als Geschäftsträger von 1790 bis Ende 1791 den Gesandten Lucchesini während dessen Aufenthalt in Sistowa.

aufgeklärter Mann, der eben nach Warschau gehe, sei bereit die Sache dort zu betreiben, wenn Goltz ihn unterstütze.

In einer Nachschrift berichtet H. in Erfüllung eines Befehles des Königs über den Hof des Großfürsten Paul in Petersburg Folgendes: Die „liaison" zwischen dem Großfürsten und Fräulein Nelidow habe bei H.'s Abreise aus Petersburg fortbestanden. Sie sei von Seiten des Prinzen eine Art platonischer Liebe, zu der der Prinz von früher Jugend an in Betreff einer andern Person neigte. Der Großfürst sei für Preußen besser gesinnt als die Großfürstin, auf die Frau von Benkendorff einen schlimmen Einfluß übe.

13. B., 3. März. Die Russen haben bei Kreutzburg ein Lager für 18,000 Mann abgesteckt; an der Ewst werden Schanzen aufgeworfen. Russische und preußische Offiziere erkunden das Land. Einer der letzteren, Kapitän von Thymen, rathe, in Goldingen ein Entrepot anzulegen. In Riga gehe der Bau von Schaluppen wegen Mangel an Material nicht recht vorwärts. Die ankommenden Rekruten seien Knaben von 14 bis 15 Jahren; das Regiment Koslow zähle daher nach Empfang von 300 Rekruten nur 400 Mann.

14. B., 5. März. Die Russen fahren fort die Grenze zu befestigen, werfen bei Schlock zwischen Aa und Meer Redouten auf. In Warschau agitire Prinz Karl dafür, daß das Testament Ernst Johann's umgestoßen werde. Die Herzogin bitte um Anweisung an Goltz, dahin zu wirken, daß Heyking von der Ritterschaft aus Warschau abberufen werde. Heyking sei sehr gefährlich; er reiße seine Auftraggeber weit über ihre Absichten hinaus fort. Am 4. März habe H. sein Akkreditiv bei dem Landtage auf der Regierung abgegeben.

Privatbrief H.'s vom 5. März 1791, ohne Aufschrift, augenscheinlich an Hertzberg gerichtet als Antwort auf 2 Briefe des letzteren vom 19. und 22. Februar:

„Agréez, monsieur le comte, mes remercîments très humbles de ce que Vous avez bien voulu me confier au sujet de certains projets de succession". Hertzberg's Idee, bei Potemkin den Beitritt zu dem Plan der Abtretung von Danzig und Thorn zu betreiben, halte er für aussichtslos. „Personne ne saurait être plus persuadé que je ne le suis du peu de

profit que nous portera une guerre avec la Russie. J'en conçois tous les risques. J'ai constamment souhaité que nous ne nous commettions pas trop avec cette puissance.“ Gleich nach dem Reichenbacher Vertrage hätte man Katharina gewinnen können, indem man ihr eine Vermittelung wegen Otschakow anbot. Jetzt, nachdem man ohne Rast gegen Rußland gearbeitet und die Mißstimmung der stolzen Katharina verdoppelt habe, werde jedes Entgegenkommen von preußischer Seite mit Vorurtheil aufgenommen werden. Katharina würde es für Schwäche halten, würde ihr Bemühen, Preußen zu isoliren, verdoppeln; für lange sei an eine Umkehr Rußlands zu Gunsten Preußens nicht zu denken. Preußen werde durch eine Schilderhebung allerdings nicht viel gewinnen; aber ein großer Theil der Ausgaben für die Kriegsvorbereitung sei gemacht; die preußischen Truppen besitzen noch die alte Energie, Preußen habe ausgezeichnete Generäle. „La Russie au contraire est épuisée, ses mesures portent l'empreinte de son affaiblissement interne, son militaire ne saurait se comparer au nôtre. Dans le coeur de cet Empire il fermente un mécontement général. En frappant de grands coups vigoureux nous aurons bien des chances en notre faveur, et pour peu que la fortune nous seconde, nous réussirons au moins à mater cet ennemi redoutable, à diminuer son influence ..... et raffermir nos alliances. J'avoue que dans la situation actuelle des choses ces raisons me semblent de la plus grande force, et si d'autres plus prépondérantes dussent nous défendre de les accepter pour règle de notre détermination, jè gemirais sur l'avenir qui nous attend“. – In den Verhandlungen mit Schweden hofft H., daß die preußischen Anerbietungen über die Versprechungen des General Pahlen siegen werden. Der Baron Arenfeldt stehe in russischem Solde.

15. B., 13. März. Der Herzog schicke dem Herrn von Mardefeld in Warschau einen Rechtsgelehrten zu Hülfe; der Adel schicke als dritten Delegirten Grotthuß. Er, H., werde von der Herzogin sehr gewandt unterstützt. Er beklagt sich über den Herzog, „dont la marche tantôt brusque, tantôt timide gate les meilleurs causes.“ Howen arbeite mit Drohen und Versprechen

für Rußland. Alle Welt gebe den Druck des russischen Joches zu, Niemand aber wage die Stimme zu erheben. Dennoch bemerke er eine Unruhe bei dem russischen Minister wegen der Möglichkeit, daß man zuletzt gegen die drückende Konvention von 1783 reklamire. Er beeifere sich die Aufmerksamkeit der Geister auf die innern Streitigkeiten zu richten und dieselben mehr und mehr zu verwirren. Der nach Warschau gesandte dritte Delegirte Grotthuß soll nebenbei Heyking überwachen, dem viele Leute anfangen zu mißtrauen.

16. B., 16. März. Bei Witebsk werden ebenfalls Schaluppen gebaut. Die Befestigungen längs der Düna sind nichtssagend, bloße Ausbesserung schwedischer Schanzen. H. bittet den König, den im preußischen Dienst stehenden Kurländern einige Zeichen seines Wohlwollens zu gewähren, was gut auf die Verwandten wirken werde. Er setze sich mit Herrn von Bölkersahm im äußersten Süden von Kurland in Verbindung, um Nachrichten über die russischen Rüstungen zu erhalten. Den Kornaufkauf in Semgallen haben die Russen plötzlich eingestellt. In Moskau sollen Unruhen ausgebrochen sein infolge der Rekrutirungen; dort stehe der Dukaten bereits über 4 Rbl. Papier, der holländische Thaler über 2 Rubel.

R. vom 25. März billigt den Plan H.'s, den Frieden zwischen Herzog und Adel zu vermitteln. Die kurischen Stände hätten den Herrn von Wolff nach Berlin geschickt um zu erwirken, daß Goltz in Warschau nicht gegen sie arbeite, worauf er in Berlin eine unbestimmte und nichtssagende Antwort erhalten habe.

17. B., 19. März. Besborodko ist nach Moskau geschickt worden wegen der dortigen „révolte“; aber die Moskauer bleiben bei ihrer Erkärung, daß das Land ruinirt werde, wenn der Friede nicht geschlossen und neue Aushebungen angeordnet würden. Die Prinzessin Apollonia Biron intriguirt in Warschau heftig gegen das Testament Ernst Johann's und den Familienpakt von 1771. Da der Herzog nur drei Töchter habe, so macht sie für ihre Söhne Anspruch auf die Nachfolge in Wartenberg, Berlin und Goschütz. Nach einer beigefügten Rechnung hat Prinz Karl seit 1771 im Ganzen erhalten — 277,833⅓ Rthl. Die Herzogin wird am 5. April nach Warschau reisen um der Schwägerin entgegenzuarbeiten.

R., 28. März. Goltz berichtet aus Warschau, daß die kurische Ritterschaft „est effarouchée de Votre apparition à Mitau, et craignant mon appui trop influant pour le Duc suivait plus que jamais l'impulsion du Ministre de Russie et commençait à parler d'une soumission totale à la Russie".

18. B., 26. März. Verschiedene militärische Nachrichten. Man spreche beim Grafen Brown in Riga von einem Vorschlage zur Theilung Polens, der von Preußen dem Wiener Kabinet gemacht worden sei, was eine starke Erregung in Warschau hervorgebracht habe. — Howen erhitzt die Gemüther gegen die Reise der Herzogin, welche er beschuldigt, die Bürger gegen den Adel unterstützen zu wollen. Es sei richtig, daß der Herzog zu Gunsten des Bürgerthums zu neigen scheine, „moins par conviction que par rancune". Aber er, H., glaube, daß die Herzogin nicht derselben Ansicht sei. „En effet, Sire, je regarde cette marche comme mauvaise, d'un coté parceque je trouve les prétensions des bourgeois insidieuses et outrées, de l'autre parceque ce n'est pas la bourgeoisie en corps, mais seulement les legistes et les marchands qui les forment." Auch sollte der Herzog sich nicht gründlich von dem Adel trennen, dessen Mitglied er durch seine Allodien sei. Die Ritterschaft könnte ganz auf die Seite des Prinzen Karl gedrängt werden.

R., 4. April. Wenn der russische Minister, wie H. berichtet habe, meint, daß die preußischen Truppen keinenfalls Rußland angreifen würden, so könne er dessen nicht so sicher sein; „du moins jusqu'ici mes vues sont plutôt guerrières que pacifiques". H. solle dem Herzog und der Herzogin rathen, den Adel nicht zum Aeußersten zu treiben. — Das Gerücht von einem neuen preußischen Theilungsplan sei eine schreckliche Lüge, die der österreichische Minister erfunden und verbreitet habe, und die der König feierlich habe dementiren lassen.

19. B., 31. März. Man ist am kurischen Hof überrascht von der Reise des Herrn von Wolff nach Berlin zur Unterstützung des Prinzen Karl. Grotthuß hat sich mit Heyking verfeindet, als er in Warschau von der Reise Wolff's hörte; die Mehrheit der Kommittenten hat nichts davon gewußt und Wolff und Heyking haben ihre Vollmachten wahrscheinlich überschritten.

Sie suchen nur immer die Dinge weiter zu verwirren, und man hat den Verdacht, daß sie daran arbeiteten, Kurland in Polen einzuverleiben. Wahrscheinlich stecke Rußland dahinter, welches die Zwietracht zu mehren strebe; Wolff gelte für einen Rußland ergebenen Mann; er sei russischer Major. Nichts würde dem Frieden mehr dienen, als die Abberufung dieser beiden Intriganten aus Warschau, wozu eine briefliche Anregung des Königs bei dem König von Polen sehr dienlich wäre.

In einem privaten Schreiben vom 9. April antwortet Hertzberg: Herr von Wolff scheine ihm zu sein „un petit sujet fort peu fait pour l'intrigue et pour la négociation“. Er sei nur ein paar Tage in Berlin gewesen, sei bei ihm nur einmal gewesen, um ihn zu bitten, daß Graf Goltz in dem kurischen Streit sich neutral halte. Es wäre allerdings besser wenn Preußen sich der kurischen Interessen stärker annehme, „mais j'avoue que je n'en ai ni le temps, ni le crédit, ni la confiance du Souverain, qui se defie de moi plus que de tout étranger. Je me croirais fort heureux si je pourais seulement diriger les grandes affaires d'une manière sistematique. Avanthier nous étions sur le point de déclarer la guerre à la Russie, sans attendre l'arrivée de la flotte anglaise dans la Baltique, et en nous exposant aux avances du Prince de Nassau. Heureusement que la cour d'Angleterre, qui d'ailleurs nous regente en tout, nous a donné encore un petit répit. Cependant on prépare ici déjà le tout pour la campagne, ce qu'on ne me laisse pourtant savoir que par la voye du public“.

R., 11. April. Goltz werde angewiesen werden, bei dem Könige von Polen die Entfernung von Heyking und Wolff zu erwirken. Der König könne in den kurischen Angelegenheiten keine genaueren Vorschriften geben; er habe dort nur indirekte Interessen als Nachbar zu vertreten, damit das Land weder von Polen noch von Rußland unterjocht werde.

20. B., 7. April. Der König von Polen habe seinen Kammerherrn von Holtey nach Mitau geschickt, um die Herzogin und Frau von Recke zu begleiten, welche am 20. früh nach Warschau abreisen. Der Herzog habe H. eine Note in Abschrift geschickt,

welche Wolff im Namen der kurl. Ritterschaft dem preußischen Ministerium eingereicht habe. „La tournure de cette acte est trop adroite et trop insidieuse pour être l'ouvrage de ce Baron, et il est aisé d'y reconnaitre l'esprit du Sr. de Heyking". H. habe wegen dieser Note Aufklärung von dem Landesbevollmächtigten von Mirbach verlangt.

R., 18. April. H. soll jetzt hauptsächlich darauf achten, was die energischen Maaßregeln, die England ergriffen habe, für Wirkungen in Petersburg hervorbringen; ob der Prinz von Nassau in Riga angekommen, die Flottille dort fertig sei; ob die Russen sich auf eine Offensive vorbereiten?

21. B., 10. April. Howen tritt immer mehr in den Vordergrund: „Cet homme, la meilleure tête du pays, orienté dans le labyrinthe des loix Courlandaises, fin, rusé et adroit, est trop interessé à fermenter les troubles, dont il est la première cause par les depredations commises à son profit sur les deniers du Duc pendant les voyages de ce Prince. Il est trop interessé encore à maintenir l'influence Russe, vu que c'est par elle qu'il est devenu conseiller suprême et qu'il a acquis des sommes immenses. Or c'est ce Howen, qu'on reconnait généralement pour un roué, mais qu'on admire et qu'on craint, qui dirige le parti antiducal." Den Gegnern fehle es an Energie und Muth. Bisher kenne er nur einen Mann, den man Howen entgegenstellen könne. Es sei ein Herr von Bringgen (sic), ehemals Rivale Howens; man halte ihn für einen Mann von Ehre und Festigkeit. Er habe ihm schreiben lassen, um mit ihm anzuknüpfen; derselbe sei aber leider schwer erkrankt. — „Du coté du Duc je n'ai aucune ressource à éspérer. Ce prince constamment retiré à sa campagne, ne vivant qu'avec deux ou trois adulateurs, qui le flattent et le trompent au milieu de son pays, sans talents, gatant ses meilleures causes tant par son incapacité que par sa défiance, ne sachant ni dépenser ni donner à propos, negligeant ceux qu'il devrait menager, timide vis-à-vis de ceux qui le menacent, soupçonné de duplicité et ne fournissant que trop de sujets à de pareils soupçons, — ce Prince, dis-je —, n'est pas susceptible

même d'impulsion, si ce n'est peut-être de celle de la crainte. Sa nullité et son entêtement empêchent même Madame la Duchesse de Courlande, d'opérer tout le bien que sa dexterité, ses vertus et ses graces pourraient produire. Je dois à cette Princesse le témoignage, qu'elle fait tout son possible, qu'elle aurait des partisans si l'on haïssait moins son époux ou si on l'éstimait davantage: qu'elle est avec cela dévouée à V. M., et que durant mon séjour d'ici elle m'a donné des preuves journelles de ce dévouement. C'est avec elle seule que j'ai pu parler d'affaires, c'est elle seule qui ait pu me donner des renseignemens et qui ait entamé ma besogne. Maintenant qu'elle est partie et que le Grand Ecuyer Comte de Solms est aussi sur son départ pour Berlin, celui-ci étant également un serviteur ardent et fidèle de V. M., je n'ai personne parmi ceux qui entourent le Duc, à qui je puisse me fier". — Es seien Gerüchte in Umlauf, Kurland solle sich Rußland unterwerfen, und diese Gerüchte gingen von der antiherzoglichen Partei aus. Howen sei allerdings auch dazu fähig. Vorläufig aber glaubt H., es sei nichts zu fürchten. Wollte Howen einen solchen Vorschlag machen, so werde er von der Mehrzahl seiner Genossen verlassen werden.

Gemäß Reskript vom 18. April berichtet H. über die russischen kriegerischen Vorbereitungen: Alles deute auf eine Defensive hin, und daß der russische Hof noch nicht an einen Krieg mit Preußen glaube. Die Streitkräfte an der Düna seien nicht bedeutend. In der That fürchte der Adel eine starke Unterstützung des Herzogs durch Preußen und sei deshalb über seine, H.'s, Sendung aufgebracht. Der russische Minister Rückmann stachele diese Gesinnung weiter an, und gegenüber dem eingewurzelten russischen Einflusse habe er in drei Monaten noch wenig ausrichten können.

P. S. Mirbach habe die schriftliche Versicherung ertheilt, Wolff sei in keiner Weise bevollmächtigt gewesen, nach Berlin zu gehen, noch für die Fürstin Karl Biron zu sollizitiren, noch eine Note an den König zu richten. Darauf kommt Holtey, Bruder des polnischen Kammerherrn zu H., stellt ihm vor, daß Mirbach,

durch die Anfrage H.'s sehr in Verlegenheit gesetzt, sich mit Howen besprochen habe, mit dem er verwandt sei, und wahrscheinlich suche letzterer nun durch die angebahnte Korrespondenz H.'s mit Mirbach beide mit einander zu verfeinden. Darauf geht Hotten zu Mirbach und bringt ihn zu H., worauf eine Unterredung stattfindet. H. sagt, er halte Mirbach, in den die Herzogin Anfangs einiges Vertrauen gesetzt habe, für völlig durch Howen geleitet.

22. B., 14. April. Weist auf die drohende Gefahr der Inkorporation hin. H. wünscht vom Könige beauftragt zu werden, dem Herzog folgende Rathschläge zu ertheilen: 1. daß die Fragen wegen der Macht der Regentschaft in Abwesenheit oder Minderjährigkeit des Herzogs; wegen des Limitationsrechts des Landtages; wegen Trennung des Allods von den Lehngütern — von der souzeränen Macht entschieden werden; 2. daß der Herzog sich im Uebrigen nachgiebig erweisen möge, die durch den Streit Geschädigten entschädigen, den zahlreichen, aber wenig wohlhabenden Adel unterstützen möge durch Vergebung von Domänen in Pacht, durch Darlehen auf Hypotheken, statt das Geld im Auslande anzulegen, ferner durch Gewährung von Gehalt (abonnement) an die Assessore der Hauptmänner, welche jetzt unentgeltlich arbeiteten, weshalb die Justiz langsam und schlecht sei. Anderseits müßte die Ritterschaft ihre Ansprüche mäßigen; dazu würde dienen, wenn der König von Polen ihr nahelegte, ihre Vollmachten den Herren von Heyking und von Wolff zu entziehen, von denen der erste sei „un intriguant dangereux qui ne cherche qu' à prolonger les troubles pour des vues purement personelles", und der andere „un cerveau brulé".

23. B., 17. April. Pilten schickt Korff nach Warschau mit einem Protest. H. hat den Verdacht, daß Heyking die Inkorporation begünstige. Ein Brief Johanns von Keyserling, Obristleutenants in der polnischen Garde, an seine Landsleute, beschuldige offen Heyking und Wolff der Bemühung zu Gunsten der Inkorporation von ganz Kurland nach dem Ableben des Herzogs. Graf Keyserling erbiete sich, Beweise beizubringen. Die kurische Opposition, Howen und Mirbach, gestände es zwar nicht öffentlich, hege aber doch die Meinung, daß die Inkorporation für Kurland

günstig wäre. Die Herzogin übersendet H. einen Brief des Königs von Polen, worin derselbe die Absicht kund giebt, einen seiner Neffen mit der ältesten Tochter von Kurland zu verheirathen und dann zum Nachfolger im Herzogthum zu machen. Hüttel meint, die Herzogin sei gegen diesen Plan und würde die Oranische Nachfolge vorziehen.

24. B., 21. April. Der Herzog theilt H. mit, er habe aus Petersburg die Anzeige erhalten, daß Potemkin, nachdem seine Pläne auf Moldau und Wallachei gescheitert seien, seine alten Absichten auf Kurland wieder aufgenommen habe, und daß Rußland sich um die Zustimmung der Ritterschaft bemühe. Aehnlich habe Rückmann gegenüber dem Herzog sich geäußert. Er, H., sei zwar gegen die Quellen des Herzogs mißtrauisch, aber Howen erwarte seine Vortheile nur von Rußland, und es könne sein, daß er von Potemkin für seine Pläne gewonnen sei, und daß er und Mirbach von der Inkorporation nur redeten, um die Aufmerksamkeit von ihren wahren Zielen abzulenken.

R. Hertzberg's vom 29. April. H. solle offen erklären, Preußen sei gegen jede Inkorporation. Er zweifle an dem Gerücht über die Pläne Potemkins. Er nennt Heyking „intriguant et hardi."

25. B., 28. April. Enthält Einzelheiten über die russischen Rüstungen auf der Düna und jenseits derselben. Generalgouverneur Brown leugne das Bevorstehen eines Krieges. In Kurland verbreite man das Gerücht, als habe der König in Berlin dem Herrn von Wolff versprochen, sich den herzoglichen Händeln ganz fern zu halten.

R., 9. Mai. Dieses von kurischen im russischen Solde stehenden Leuten ausgehende Gerücht sei falsch. Der polnische Reichstag habe beschlossen, den Kurfürsten von Sachsen zum erblichen Nachfolger, seine Tochter zur Infantin von Polen zu machen. Das sei von den Wohlgesinnten ins Werk gesetzt worden, um den Wirkungen der russischen Intriguen zuvorzukommen. „Cette importante résolution ne peut que m'être agréable, et c'est ce que vous pouvez témoigner sans affectation dans la manière de vous expliquer sur cet objet". H.

solle berichten, wie man diese Resolution in Kurland aufgenommen habe.*)

26. B., 1. Mai. Militärisches aus Rußland. Der Herzog thue nichts als jagen, höchstens denke er an seine Streitigkeiten mit der Ritterschaft. Die Herzogin habe ihre Hoffnung auf den König Stanislaus August und auf den Fürsten Sapieha gesetzt. In Warschau spreche man noch immer davon, der König von Preußen sei nicht gegen eine Inkorporation oder eine Ueberlassung Kurlands an Potemkin unter der Bedingung, daß Danzig und Thorn an Preußen abgetreten werde.

R., 11. Mai. Die antirussische Partei in Polen werde gegen das Projekt Potemkin's auf Kurland sein; die Furcht vor Inkorporation sei übertrieben. Es sei sehr falsch, diese Sache mit dem Könige in Verbindung zu bringen. Von der Erwerbung von Danzig und Thorn sei im Augenblick nicht mehr die Rede. „J'ai résolu de laisser tomber entièrement (sc. diese Frage) comme une affaire peu importante et qui ne vaut pas la peine de fournir aux Russes un nouveau pretexte à des insinuations insidieuses dans toute l'Europe, telles qu'ils en ont déjà faites à plusieures reprises".

27. B., 5. Mai. Die Russen setzen ihre Vorbereitungen zur Ueberschreitung der Düna fort; 60 Kanonen-Schaluppen sind fertig, man arbeitet an Galiots. In Riga ist Artillerie angelangt. Man spricht von der Verhaftung zweier preußischer als Kaufleute verkleideter Offiziere in Riga. In Kurland drohen die Feinde des Herzogs um Inkorporation zu bitten, wenn die Kommission in Warschau, die für die kurländischen Händel niedergesetzt ist, gegen die Ritterschaft entscheiden sollte. Der Herzog hält den Marschall Potocki für seinen Gegner und für ein Förderer der Inkorporation.

R., 16. Mai. Graf Goltz in Warschau ist angewiesen

*) Dieses Reskript ist von allen vier Ministern (Hertzberg, Finckenstein, Schulenburg, Alvensleben) unterzeichnet. In einem dem Könige unterlegten Gutachten der Minister ohne Hertzberg vom 7. Mai findet sich von den Ministern Schulenburg und Alvensleben eine Randbemerkung, nach welcher diese Meinung über die polnische Resolution an den Gesandten Jakobi in Wien mitgetheilt war und nun zur Information auch H. mitgetheilt werden solle.

gegen die Inkorporation zu wirken. Dieselbe ist aber nicht wahrscheinlich, da sie den Frieden von Oliva verletze und somit die betheiligten Mächte in den Stand setzen würde, zu widersprechen.

28. B., 8. Mai. Lebhafter Austausch von Mittheilungen über die Rüstungen der Russen zwischen Mitau und General von Henckel in Insterburg.

29. B., 12. Mai. Da die Frage der Inkorporation in Polen durch den Hinweis auf die Unzufriedenheit der Ritterschaft mit dem Herzog unterstützt wird, so hat H. dem Herzog vorgestellt, wie nothwendig es sei, seine Anhänger zu sammeln und neue zu gewinnen, wozu der Herzog auch sich bereit erklärt hat. Die letzten Depeschen über die russischen Rüstungen berichtigt H. dahin, daß in Riga blos 20 Kanonen-Schaluppen mit je 1 Geschütz und 20 Ruderern und 40 Mann Equipage, ferner 20 Jollen mit je 1 Geschütz, endlich 5 „Eriteries“ (eine Art Fregatte) mit je 14 Geschützen vorhanden seien. Es fehlt an Matrosen und die Schiffe sind schlecht gebaut.

30. B., 15. Mai. Die Gerüchte von der Absicht der Inkorporation verstärken sich. Die Polen in Warschau sollen darauf ausgehen, Preußen durch Abtretung von Thorn und Danzig dafür zu gewinnen. H. bittet den König, in Warschau seinen festen Willen kund geben zu lassen, die Inkorporation nicht zu gestatten. Der Artikel der polnischen Konstitution vom 3. Mai, welcher sagt, daß Jeder, der die polnische Grenze überschreite, auch wenn er Leibeigener sei, dadurch ipso facto frei werde, habe in Kurland große Erregung verursacht und wird hier unendliche Schwierigkeiten nach Polen und nach Rußland hin hervorrufen.

R., 24. Mai. H. soll offen die Gerüchte dementiren, welche die Frage der Inkorporation mit Danzig und Thorn in Verbindung setzen, um deren Abtretung es sich gar nicht mehr handele. „Je ne m'étais prêté que malgrès moi et par complaisance pour l'Angleterre à la proposition que celle-ci avait faite de la cession de Danzig, et qui avait mis cette affaire en mouvement pour favoriser ses vues de commerce; j'ai expressement requis cette cour de laisser tomber cette affaire, comme cela c'est fait aussi actuellement ..... On

peut donc se rassurer entièrement sur ce sujet et être persuadé que je n'abandonnerai pas les intérêts de la Courlande".

31. B., 19. Mai. Die Nachrichten aus Warschau lauten, daß die Frage der Inkorporation immer mehr Boden gewinne. Die Gegner in Kurland wollen trotzdem einander nicht die Hand reichen und fürchten sich auch in Warschau gegen die Inkorporation aufzutreten, um den Reichstag nicht in den schwebenden Händeln gegen sich zu erzürnen. H. freut sich, aus dem Reskript vom 9. Mai zu hören, daß der König ihn autorisire, die Resolution vom 3. Mai als den Anschauungen des Königs günstig darstellen zu dürfen. Er schlägt vor, nun auch Kurland von Rußland zu emanzipiren und zu diesem Zwecke in Warschau die Resiliation der Konvention von 1783 zu betreiben, und zugleich dahin zu wirken, daß Polen und Rußland die Erbfolge des jüngsten Prinzen von Oranien bei Schluß des Friedens anerkennen mögen.

R., 29. Mai. Es sei jetzt nicht gelegene Zeit, um die Erbfolge zu ordnen, da diese Frage in Polen vorerst durch die Anerkennung des Kurfürsten von Sachsen geregelt werden müsse.

32. B., 22. Mai. Der außerordentliche englische Gesandte Fawkener (mit einer Vermittelung des russisch-türkischen Friedens auf Grund eines status quo modifié für Petersburg beauftragt) ist am 19. durch Mitau gekommen. H. stellt ihm vor, daß es nöthig wäre, auch über Polen und Kurland zu verhandeln, weil, sobald Katharina die Ellbogen werde frei haben, sie ohne Zweifel wieder anfangen werde Polen zu quälen und zu reizen. H. bemerkt ferner: bisher sei eine der mächtigsten Triebfedern des in Polen wirksamen russischen Despotismus der Einfluß des russischen Synods auf die nichtunirten griechischen Priester in Polen gewesen; durch den Synod habe Katharina Ukase in das Land geschickt; der griechische Klerus mußte ihm einen weiteren Eid als dem König von Polen leisten. Der Reichstag habe vor zwei Jahren einige Maaßregeln dagegen beschlossen, deren Erfolg H. nicht kenne. Man müsse den Reichstag mahnen, aufmerksam zu sein.

33. B., 26. Mai. Die Frage der Inkorporation ist wieder in den Vordergrund getreten seit Korff (Delegirter in Warschau für Pilten), aus Warschau heimkehrend erzählt habe, daß Goltz

ihm erklärte, er habe keinen Auftrag, gegen die Inkorporation zu wirken. Rückmann läßt dem Adel gegenüber verstehen, daß, wenn der Adel auf Revision des Vertrages von 1783 in Petersburg antragen wollte, man es gut aufnehmen werde.

P. 8. Was die Meinung der Kurländer über die polnische Konstitution vom 3. Mai angehe, so fürchte man hier, daß dieses Gebäude nicht eher auf sicheren Boden werde gestellt werden, als bis der russisch-türkische Krieg beendet sei, und daß nur die Intervention Preußens helfen könne. Man wolle an die Begünstigung der Revolution durch Preußen nicht glauben, halte auch dafür, daß es eine Undankbarkeit der Polen gegen den König von Preußen bedeute und man ihnen in der Neigung für Preußen nicht trauen dürfe. Die Partei des Kaisers dagegen mache in Warschau allerdings Fortschritte. Der Herzog habe in dieser Angelegenheit kaum eine eigene Meinung, er sei gewohnt „de voir au jour la journée“.

R. 7. Juni. Goltz ist in der That beauftragt, in Warschau gegen die Inkorporation zu sprechen und hat positive Ordre, dieselbe zu verhindern.

34. B., 2. Juni. Man will in Kurland nicht an eine dauerhafte Protektion Preußens gegenüber Kurland glauben. Die Herzogin hat ihm, H., kurz vor ihrer Abreise aus Warschau geschrieben, daß trotz der schönen Versprechungen des Königs sie an einem Erfolge, wie er ihren Interessen entsprechen würde, verzweifle, weil zu viel Widersacher gegen sie arbeiteten während nur zwei oder drei Helfer ihr zur Seite ständen. H. habe dem Herzog gerathen, zu veranlassen, daß die 8 Kirchspiele, die dem letzten Beschluß wegen einseitiger Limitation des Landtages nicht zugestimmt, vereint mit den Wohlgesinnten der andern 16 Kirchspiele nach Warschau einen Protest gegen das Vorgehen der Majorität absenden mögen. Er möge ferner viele Einzelne durch Nachgiebigkeit in Geldsachen versöhnen. Es sei aber zweifelhaft was der Herzog thun werde, obwohl er allerdings zugestimmt habe; denn er sei „inappliqué, versatil et parcimonieux“.

35. B., 5. Juni. Seit 8 Tagen wird von den Russen wieder an den Ewst-Schanzen und anderen Rüstungen eifrig gearbeitet.

36. B., 9. Juni. Die Frage der Inkorporation ist in Warschau vorläufig vertagt. Allein die Ritterschaft gewinnt an Feld in dem Streit mit dem Herzog. Die Herzogin hat H. geschrieben, er möge dem Könige den Fürsten Sapieha empfehlen, der bereit sei, sich Preußen anzuschließen, nur aus Eifersucht gegen den Marschall Potocki nicht den ersten Schritt thun wolle. Potocki sei mit seinen eigenen Interessen so beschäftigt, daß er mehr verspreche als er halte; auch habe die Herzogin ihn im Verdacht, mit dem Herrn Bulgakow*) im Einverständniß zu sein. Karl Biron hat der in Warschau in dem Prozeß zwischen Herzog und Ritterschaft eingesetzten Kommission eine Reklamation gegen das Testament seines Vaters und die bestätigende Konstitution**) von 1775 eingereicht.

37. B., 16. Juni. Die Pilten'sche Sache ist bis zum 20. August 1791 verschoben worden.

38. B., 19. Juni. Nachrichten aus Warschau: Soltyk***) habe am 3. Mai darauf angetragen, daß man in Petersburg darauf dringe, daß auch die russischen Soldaten, die in Mitau die Wache des Gesandten bildeten, entfernt werden; ferner daß ein Vertreter Polens nach Mitau gesandt werde, um dort den russischen Einfluß zu zerstören. Diese russischen Soldaten sind ein Detachement eines Garnisonsbataillons und dienen dem russischen Minister dazu, die Jurisdiktion aufrecht zu halten, welche er hier, unabhängig von den Landestribunalen, über die russischen Unterthanen ausübt. Die Konvention von 1783 will man vernichten.

39. B., 23. Juni. Der König von Polen hat beim Herzog angefragt über die Zahl der russischen Soldaten in Mitau, über die Konvention von 1783 und die Errichtung der russischen Post in Kurland; ferner ob ein polnischer Resident in Mitau dem Herzog genehm wäre. Hl. habe sich dem Herzog gegenüber für einen polnischen zeitweiligen Residenten ausgesprochen. Rückmann hat dem Herzog in einer Unterhaltung gesagt, Rußland könne England seine Feindseligkeit wohl vergeben, nicht aber Preußen. (In dem Reskript auf diesen Bericht wird diese Anschauung als sehr wahrscheinlich bezeichnet).

---

*) Russischer Gesandter in Warschau.

**) Die Beschlüsse des polnischen Reichstages wurden Konstitutionen genannt.

***) Bischof von Krakau.

P. S. ad 40. B., 30. Juni. Der Landtag ist am 27. Juni eröffnet worden und hat die Eröffnung dem russischen Residenten, wie üblich, durch eine Deputation angezeigt, dem preußischen Residenten jedoch nicht, und zwar weil letzterer nicht in gehöriger Form bei der Ritterschaft akkreditirt sei. H. schreibt diese feindselige Haltung russischer Intrigue zu. Eine Koryphäe der russischen Partei, der Oberhauptmann Schöpping, ein Schwiegersohn des Grafen Stackelberg, habe gesagt, man müßte Oel ins Feuer gießen. Simolin, sagt H., sei blos beim Herzog akkreditirt gewesen, und erst um 1783 habe Rußland angefangen, in den Kreditiven auch von der Ritterschaft zu sprechen, damals als über die Konvention von 1783 verhandelt wurde, durch welche Kurland unter die russische Gewalt gelangte. Mirbach hat auf den Tisch des Landtages den Entwurf zu einer Notifikation an die Regierung niedergelegt, in der erklärt wird, daß die Ritterschaft wegen der Nichtbeobachtung der üblichen Formen von Seiten H.'s, sowie auch von Seiten der Regierung bei Gelegenheit der der Ritterschaft gemachten Anzeige von der Akkreditirung beim Herzoge, mit dem preußischen Residenten nicht in Verhandlung treten könne. Die Annahme dieses Entwurfs ist trotz vielen Widerspruchs durch die kleine, aber lärmende russische Partei durchgesetzt worden. H. schlägt vor, statt auf jene Beschuldigung mangelhafter Beglaubigung zu antworten, zu erklären, daß da der gegenwärtige Landtag noch nicht in Warschau anerkannt worden sei, und da derselbe blos aus den Deputirten von 20 Kirchspielen bestehe, der König dem Verlangen der Notifikation nicht entsprechen könne. Er schlägt ferner vor, in Warschau die Magnaten darüber aufzuklären, daß während sie aus Sympathie für die kurischen Aristokraten dieselben schützen, diese mit Rußland konspiriren. Ganz anders benehme sich der Kreis Pilten, dessen Vertreter stets die höchste Dankbarkeit gegen Preußen kund thäten.

40. B., 30. Juni. H. entschuldigt sich wegen der von ihm an Goltz in Petersburg gesandten Vorschläge zu einem „acte obligatoire“ Rußlands, der die Ruhe in Polen sichern könnte.

R., 10. Juli. Der Zwischenfall wegen der Akkreditirung H.'s sei sehr unangenehm, denn die Stände stützten sich auf frühere Praxis. Simolin sei am 10. Dezember 1762 bei Herzog

und Ständen ohne allen Zweifel akkreditirt worden. Daß H. nicht ebenso akkreditirt worden, sei ein Versehen. Man müsse die Sache in Ordnung bringen ohne den König zu kompromittiren und ohne daß das Vertrauen der Stände in die guten Absichten Preußens gemindert würden, welche darauf gerichtet seien, die Inkorporation Kurlands zu hindern. H. möge sich darüber äußern, ob nicht ein zweites Kreditiv, wie die Stände es wünschen, ihm geschickt werden sollte. Es handle sich besonders darum, das Vertrauen der Stände zu erhalten.*)

41. B., 3. Juli. Die Notifikation des Landtages ist von der Regierung trotz den Bemühungen Howen's nicht an H. mitgetheilt worden, sondern es ist beschlossen worden, sie den Ständen zurückzuschicken. Der Landtag ist soeben auf unbestimmte Zeit limitirt worden.

42. B., 7. Juli. Seit man erfahren, daß die preußischen Truppen in ihre Garnisonen zurückkehren, glauben die russischen Generäle in Livland mehr als je an die Erhaltung des Friedens. Die Rüstungen zur See werden lässig betrieben. Der Landtag hat an das Ministerium ein Entschuldigungsschreiben wegen des Verfahrens gegen Hüttel gerichtet.

R., 16. Juli. Die Konferenzen in Petersburg geben Hoffnung auf guten Ausgang. Die Verhandlungen in Sistowa sind auf Rath und auf Grund der preußischen Vorschläge von Oesterreich wieder aufgenommen worden, nachdem sie bereits abgebrochen waren.

43. B., 10. Juli. An der russischen Grenze Alles still. Korff ist entzückt über das Schreiben des Königs an ihn vom 28. Juni, worin ihm angetragen wurde, den Posten eines Botschaftsraths im preußischen Auswärtigen Amt zu übernehmen. Er und sein Vater, der Starost, werden bald in Berlin eintreffen.

44. B., 14. Juli. Graf Goltz hat H. angezeigt, ein gewisser St. Geniers werde durch Polen reisen, um ein schreckliches Komplot in Holland und England anzuzetteln. Für die in Livland stehenden 30,000 Mann russischer Truppen sollen Magazine errichtet werden. Der Herzog ist seit Wochen unthätig im Bade

*) Seit etwa 2. Juli zeichnen nur Schulenburg und Alvensleben die Reskripte.

zu Libau. Man spricht, daß ein Graf Matuszewitsch als polnischer Kommissär nach Kurland werde geschickt werden.

45. B., 17. Juli. An dem Fort an der Ewst wird langsam fortgebaut; 40 Kanonen sind dort angekommen, weitere werden erwartet. H. dankt dem Könige, daß er auf seine Bitten den jungen Korff (Sohn des piltenschen Bevollmächtigten) in Dienst genommen habe.

46. B., 21. Juli. H. widerlegt den Vorschlag, ihm ein zweites Kreditiv für die Ritterschaft zu schicken. Die Ritterschaft sei nicht zu solchem Verlangen berechtigt, auch sei es zweifelhaft, ob sie durch Nachgeben des Königs werde gewonnen werden. Gewiß sei der kurische Adel von Eitelkeit beherrscht, aber von jeher seien die entscheidenden Triebfedern das persönliche Interesse und die Furcht gewesen.

47. B., 24. Juli. Rußland hat Pilten seines Schutzes gegen eine Inkorporation versichert. Aus Riga wird gemeldet, daß die Kaiserin freiwillig auf die für Kurland so drückende Konvention von 1783 verzichte und sogar gestatte, den kurischen Hafen von Schlok zu öffnen. Wahrscheinlich streue Rußland solche Gerüchte aus, um die Kurländer vom Abschluß der in Warschau betriebenen Konvention abzuhalten.

R., 1. August. Die Sache wegen des zweiten Kreditiv's soll aufgeschoben werden bis zur Entscheidung des polnischen Reichstages über die Gesetzmäßigkeit des kurischen Landtages. Der Schritt Rußlands gegenüber Pilten habe wohl nur den Zweck, die Annäherung des Herzogthums an Polen zu hindern.

48. B., 28. Juli. H. spricht seine Freude aus über die in Aussicht stehende Pazifikation. Die Kaiserin habe gegen Preußen Haß und Eifersucht gefaßt, sei eigensinnig in ihren Neigungen wie in ihren Plänen und hätte diesen Gesinnungen bei erster Gelegenheit Ausdruck gegeben. Die Russen vollenden langsam jenseits der Düna ihre Vertheidigungswerke. Sie verbreiten das Gerücht, Katharina sei sehr befriedigt von der Haltung, die das Berliner Kabinet seit 2 Monaten ihr gegenüber einnehme.

R., 7. August. Goltz hat aus Petersburg nichts über die Befriedigung der Kaiserin in Betreff Preußens gemeldet. Aber sie könne wohl zufrieden sein, denn Preußen habe bei den letzten

Verhandlungen in Petersburg keineswegs die Türken angestachelt, vielmehr versöhnliche Rathschläge ertheilt und die ganze Pazifikation England überlassen.

49. B., 4. Aug. Alle Welt ist erstaunt darüber, daß seit 5 bis 6 Tagen die militärische Thätigkeit in Livland und Weißrußland verdoppelt werde. Die Schaluppen in Riga sind plötzlich armirt worden, die dortige Garnison soll verstärkt, 7 Werst davon ein Lager errichtet werden; das weißrussische Korps soll zusammengezogen werden. Niemals seien die kriegerischen Vorbereitungen so ernst gewesen. Man halte sie für gegen die neue polnische Konstitution gerichtet, im Einvernehmen mit Preußen und Oesterreich. H. hat General Henckel in Königsberg davon in Kenntniß gesetzt. Der Herzog ist zurück und reist auf seinen Gütern umher. Die Streitsache in Warschau koste ihm viel Geld, sein dortiger Delegirter habe seit 3 Jahren über 90,000 Dukaten verbraucht und ohne Erfolg. Er hätte mit einem Drittel dieser Summe im Lande eine Partei und Frieden gewinnen können („avides et turbulents aristocrates“). Der Herzog sei einsam in Würzau, umgeben von zwei Personen, die es in ihrem Interesse finden, ihn von aller Welt fernzuhalten; er sei „incapable d'application et de suite“, frage immer um Rath und befolge keinen.

R., 13. Aug. Zeigt den Abschluß der Verhandlungen über den Frieden in Petersburg an. Dank der Unentschiedenheit und Weichheit Englands habe Katharina von den Türken Alles erhalten, was sie wollte. Die Rüstungen in Livland und Weißrußland können sich daher nicht mehr auf diese abgethanen Orientsachen beziehen. Der König glaube nicht zu irren, wenn er annehme, daß die Kaiserin thätigen Antheil an den französischen Geschäften nehmen wolle, indem sie das von Wien her angebotene Konzert acceptire und ihre Maßregeln mit dem Plan einer Gegenrevolution verbinde, den die hitzige Phantasie des Königs von Schweden seit einigen Monaten nähre. Es könne sogar sein, daß dieser Monarch das Kommando über eine kombinirte Flotte übernehme, mit der man die bei Riga sich sammelnden Truppen einschiffte.

50. B., 7. Aug. Die Rüstungen in Livland werden fortgesetzt. Soltykow ist noch nicht angekommen; man sagt, Suworow werde nach Riga kommen, wo er den alten Brown ersetzen solle.

Das Gerücht verstärkt sich, daß Katharina wieder thätig sich in die polnischen Dinge mischen wolle.

R., 16. Aug. Die Aktenstücke über den Frieden werden H. übersandt. „Si vous aviez été muni plutôt de ces pièces, vous vous seriez épargné sans doute les inquiétudes que vous avez conçues des mouvemens guerriers des Russes en Livonie. L'Impératrice aspire personellement au retour de la tranquillité, et elle a même eu l'honnêteté de faire annoncer ici par le comte de Nesselrode l'heureuse issue de la négociation, en donnant à entendre, qu'elle espérait de voir renaître maintenant l'ancienne harmonie entre ma cour et la sienne ..... Il ne reste donc plus le moindre prétexte à la Russie pour en venir à de nouvelles extrémités ....“ Potemkin sei freilich nicht zu trauen .... „Mais je me confirme toujours dans l'idée, que loin de se mêler des affaires de Pologne et de songer à y jouer un role qui ne saurait lui réussir, l'Impératrice médite plutôt un coup en faveur de la cause Royaliste en France, et que c'est là le but des nouveaux préparatifs dont elle s'occupe .....“ Daher sei der Prinz von Nassau, der jüngst durch Mitau nach Berlin reiste, nach Deutschland geschickt worden um den Grafen von Artois aufzusuchen.

51. B., 11. Aug. H. drängt den Herzog, gegen die Meinung der Reichsboten im polnischen Reichstage, als ob das ganze Land gegen den Herzog wäre, zu wirken durch Uebersendung von Protesten Einzelner und der 7 vom Landtage getrennten Kirchspiele gegen das Verfahren des Landtages. Er räth ferner, die Güter, die jetzt in herzoglicher Verwaltung seien, an Edelleute in Pacht zu geben. Der kurische Adel sei zahlreich und im Ganzen genommen arm; weder der Zivil- noch der Kriegsdienst biete ihm große Hilfsquellen, wie eine solche früher die herzoglichen Güter dargeboten hätten. Freilich gebiete kein Gesetz die Verpachtung der Güter, sondern nur die Billigkeit; auch habe der Herzog keinen Vortheil von der Verwaltung und die Bauern leiden davon. Der König möge H. beauftragen, in seinem Namen deswegen Vorstellungen zu machen. — In Livland dauern die Truppenbewegungen

trotz des Friedensschlusses fort. Einige Regimenter marschiren aus Livland nach Weißrußland.

R., 20. Aug. Billigt das Verhalten H.'s gegenüber dem Herzog und gestattet die Vorstellungen im Namen des Königs zu wiederholen. Man glaube, daß Rußland beabsichtige, eine Eskadre von 10 Kriegsschiffen in den Sund zu schicken, was die Meinung bestätigen würde, daß es thätigen Antheil an den französischen Dingen nehmen wolle.

52. B., 14. Aug. Fawkener ist am 12. nach Breslau zum Könige durchgereist, der dort eintreffen solle. In Livland sei es ruhiger geworden. H. wiederholt seine frühere Meinung über die Truppenbewegung.

R., 24. Aug. Die russischen Truppenmärsche in Livland seien nicht anzusehen als gegen Polen gerichtet, sondern als im Zusammenhang mit den Bemühungen des Kaisers wegen der französischen Wirren stehend. Das bezügliche Rundschreiben des Kaisers sei in Petersburg angekommen und werde Alles aufklären.

53. B., 18. Aug. Von den russischen Parteigängern wird das Gerücht verbreitet, es sei ein Einvernehmen über Polen zwischen Preußen und Rußland errichtet worden, was man durch die Rüstungen jenseits der Düna unterstütze. Der Zweck dieses Gerüchts sei leicht zu errathen. In Bezug auf die Rüstungen selbst sei zu bemerken, daß ein Lager bei Riga sich zusammenziehe, daß von dort etliche Regimenter nach Weißrußland gehen und andere Regimenter ablösen, die wiederum ihrerseits nach Kiew abgehen werden. Im Gubernium Polozk sollen 12,000 Mann an der Grenze bleiben, mit denen man anfangen wolle, auf die Polen zu wirken.

54. B., 21. Aug. Bestätigt die letzten Angaben über die russischen Bewegungen und das Korps bei Riga unter General Numsen. Die Ansicht wachse, daß es gegen Polen gemeint sei, und es komme hinzu daß, wie man sage, Katharina dem Kurfürsten von Sachsen neue Anerbietungen gemacht habe, um ihn zur Annahme des polnischen Thrones zu bewegen. Soltykow ist in Riga angekommen.

R., 31. Aug. Weist die Konjekturen H.'s über die russischen Rüstungen nochmals zurück. „Elles n'ont du moins pas encore

percé à Varsovie et le comte de Goltz les a passés également sous silence jusqu'ici. Cependant comme vous persistez à me présenter constamment la même idée et à y attacher le même degré d'importance, je l'ai recommandée aux perquisitions de mon ministre à Pétersbourg". H. soll seine Gründe für jene Idee angeben.

55. B., 25. Aug. H. hat über die russischen Rüstungen, wegen deren er seit nun drei Wochen immer berichten müsse, nach Petersburg an Graf Goltz geschrieben (am 2. August) aber noch keine Antwort erhalten. Fawkener habe gemeint, die Flotte, die im finnischen Golf kreuze und in einem Hafen dieser Provinz überwintern solle, mache dem General von Steding*) große Sorge. Man sehe daraus, daß Rußland gegenüber Schweden bei Kraft bleiben wolle, wozu komme, daß die Brigade finnischer Jäger aus Livland wieder nach Finnland beordert worden sei. H. zweifelt daran, daß die Kaiserin sich noch in diesem Jahre auf eine so weitgehende Unternehmung, wie die gegen Frankreich wäre, einlassen wolle. Es seien weder die nöthigen Linien- noch Transportschiffe vorhanden; die vorhandenen Fahrzeuge können außerhalb der Ostsee nicht verwandt werden. Alle Nachrichten laufen dahin, daß sobald Soltykow die Division bei Riga werde besichtigt haben, dieselbe sich zum größten Theil nach Weißrußland begeben werde zu dem Korps, das bei Polozk gebildet werden solle. Alle Welt glaube, daß das Unternehmen gegen Polen gerichtet sei.

56. B., 1. Sept. Dankt für Uebersendung des Exemplares vom Frieden von Sistowa. Es sei Nachricht angelangt über den Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen Rußland und der Pforte. Der Herzog habe seine Freude geäußert über den Zuwachs an Ruhm, mit dem sich Se. Majestät durch Rettung der Türken bedeckt habe. Der Herzog hat einen Aufruf erlassen an die Wohlgesinnten, sich vom Landtage loszusagen. H. hält ihn für nutzlos und erfolglos. Der Herzog hofft, daß der König seine Sache auch auf dem nächsten polnischen Reichstag durch Goltz werde vertreten lassen. Dort sei eine Kommission gebildet, welche

*) Schwedischer Gesandter in Petersburg.

die Allodialgüter von den Lehngütern trennen solle, was für die Töchter des Herzogs wichtig sei. Heyking arbeite mit verdoppelter Kraft gegen diese Kommission, mit Unterstützung Rußlands. H. werde daher nochmals den Herzog wegen der Verpachtungen bearbeiten. In Rußland scheine man die polnische Grenze noch stärker mit Truppen besetzen zu wollen, besonders irregulären.

57. B., 4. Sept. Der polnische Reichstag wird nächstens eröffnet, weshalb die Piltensche Ritterschaft in Sorge vor den Ansprüchen des Bischofs von Livland*) mit dem Herzog in Verhandlung getreten ist, um dessen besseres Recht auf Pilten anerkennen und die Vereinigung mit Kurland herbeiführen zu lassen. Der Herzog ist nicht abgeneigt der Vereinigung beider Länder, obwohl ihm dadurch keine Einnahmen wohl aber Ausgaben von ca. 6000 Thl. erwachsen würden. Ein Projekt zu einer Konstitution für Pilten, das sich auf den Kronenburger Vertrag von 1585, die kommissariatischen Decisionen von 1617 und Anderes stützt, soll dem Reichstage vorgelegt werden.

R., 15. Sept. Spricht sich gegen die Einverleibung von Pilten in Kurland aus, weil das der Einverleibung Kurlands in Polen präjudiziren würde. Goltz werde beim Reichstag für den Herzog und gegen die Inkorporation wirken.

58. B., 11. Sept. Der Herzog ist in Sorge wegen seiner Geschäfte und hat H. daher nach Friedrichslust eingeladen. Er fürchtet besonders Howen. „Cet homme aussi dangereux qu'impudent, et dont les finances sont éternellement dérangées, a osé faire la proposition au Duc de l'acheter moyennant 50.000 écus en argent comptant, ou en lui assurant pour la vie l'usufruit dégagé de toute revenance de la terre ducale qu'il tient à l'heure qu'il est en ferme, et dont le revenu est de 4 à 5000 écus; que si Mgr. lui accordait l'une ou l'autre de ces alternatives, il promettrait d'abandonner le parti de ses antagonistes, et d'embrasser le sien. S. A. S. avait d'abord refusé ce marché là, mais plusieurs de ses serviteurs lui ayant conseillé le contraire. Elle voulut savoir ce que j'en

*) Kossakowski.

penserais. Persuadé, Sire, qu'à l'age de Mgr., vu le peu de dexterité qu'il met dans le maniement de ses affaires et vu les dispositions peu favorables, ou se trouvent probablement la plupart des Nonces à Varsovie; persuadé, dis-je, que sortir d'embarras et finir en paix ses jours après avoir assuré à sa famille un sort, serait ce qui pourrait maintenant arriver de plus heureux à Mgr., j'ai opiné..... de transiger avec le Sr. de Howen de manière à n'en pas être duppé. En conséquence nous avions ebauché en traité, par lequel le Duc promettait au Sr. de Howen la jouissance à vie des terres en question après que celui-ci aurait moyenné un arrangement amiable entre le Duc et l'ordre equestre". Dieser Vertrag sollte gestern unterzeichnet werden, als am Vorabend der Herr v. Buttlar, ein Vertrauensmann des Herzogs, obwohl er mehr als einmal die Geschäfte verdorben hat, in eine Kneipe geht, in der er die Häupter der Opposition versammelt weiß, und ihnen den Vertrag mittheilt. „Depuis ce moment l'Oberburggrave, furieux de cette trahison, jette feu et flamme, jure une inimitié irréconciliable, et pour recommencer les hostilités il va protester aujourdhui contre la commission destinée à separer le fief de Palten, laquelle a porté serment hier; de sorte que les affaires seront desormais plus embrouillées et plus envenimées que jamais. Selon toute apparence le Sr. de Buttlar, personnage aussi presomptueux que borné, a agi à l'insçu du Duc, croyant faire un coup de parti en devoilant la turpitude de Howen. Mais comme on sait l'intimité qui règne entre le Prince et lui, on soupçonne le premier d'avoir consenti à la trahison, et ses ennemis en tireront des arguments pour renforcer leur accusation de duplicité, qu'ils lui prodiguent sans cela.

P. S. H. giebt gemäß dem Auftrage des Königs Auskünfte über den russischen Hof, die er meist von Fawkener bei dessen Durchreise durch Mitau erhalten hat: Die Kaiserin halte hartnäckig an ihren Anschauungen fest, seit sie die Leitung der äußeren Politik übernommen habe. Sie höre weniger als je auf die Meinungen der Minister und gebrauche diese nur als Werkzeuge

ihres Willens. Potemkin habe noch einen Rest von Einfluß, aber die Kaiserin habe doch seine Rathschläge und Pläne abgewiesen und sogar, um seine Anmaßung zu brechen, sich des Schreckmittels der Orlow bedient. Daher habe sie die Tochter des Grafen Alexis Orlow zur Hofdame gemacht, damit der Vater sich in Petersburg niederlasse, obwohl diese Tochter erst 6 Jahre alt sei. Orlow habe sich aber geweigert bei Hofe zu bleiben, woraus anzunehmen sei, daß die Ungnade Potemkins nicht nahe bevorstehe. Ostermann mittelmäßig und „louard“, sei alt und schwach geworden, Besborodko nur bedacht, sich in der Stellung zu erhalten, habgierig, ohne System, ohne Willen, nur Diener der Kaiserin. Daher könne kein auswärtiger Gesandter Einfluß auf die Anschauungen der Kaiserin erlangen, es sei denn daß er unmittelbar auf sie selbst wirke, wie früher Harris, Cobenzl, Segür gethan. Die Kaiserin sei geneigt, im nächsten Frühling den Kaiser bei der Wiederherstellung der Rechte Ludwig's XVI. zu unterstützen. Das Motiv dabei sei, daß sie dann hoffe, das System zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich aufzurichten, welches 1787 auf der Tagesordnung war. Das scheinen schwanke Pläne zu sein, aber man müsse im Auge behalten die Liebhaberei Katharina's für weite Pläne und Unternehmungen, ihren Lieblingsplan einer Union aller großen Mächte, ihre Art, alte Pläne gelegentlich wieder aufzunehmen. Gegen Polen fürchte man vorläufig keine ernstlichen Unternehmungen von Rußland her, wohl aber daß im Geheimen Intriguen und Bestechungen werden in Gang gebracht werden, daneben den Druck bedeutender Truppenmassen an der Grenze. — Seit zwei Jahren herrsche zwischen dem Großfürsten und der Großfürstin dieses unselige Zerwürfniß (mesintelligence), welches zunehme. Die Ursachen seien noch immer Frau von Benckendorf und Fräulein Nelidow. Das erste Unrecht sei auf Seite der Gemahlin gewesen; diese sei launisch, brüsk: der Großfürst sinke in der Meinung des Publikums. Eine Menge Geschichten laufen um, welche gerechte Bedenken einflößen gegen das gesunde Urtheil und den Charakter des Großfürsten. Er solle im Geheimen wohl der jetzigen Politik abgeneigt und Preußen zugeneigt sein, aber Alles in Allem dürfe man keine ernste Hoffnung auf eine Wendung Rußlands zu Gunsten Preußens

und gegen Oesterreich hegen. Die Kaiserin sei von viel kräftigerer Gesundheit als der Großfürst, die Großfürstin neige zu Oesterreich und auch die Ideen, welche man dem Großfürsten Alexander unterschiebe, sprächen dagegen.

R., 22. Sept. H. wird aufgetragen, den Herzog weiter zu unterstützen.

59. B., 15. Sept. H. weist wieder auf die verbreitete Meinung hin, daß die Dislokation der russischen Truppen bei Riga nach Weißrußland hin darauf abziele, thätig in die polnischen Anlegenheiten einzugreifen. H. meint, die Aktion stehe nicht unmittelbar bevor, aber eine 24-jährige Erfahrung habe ihn gelehrt, daß Katharina niemals die einmal gefaßten Pläne ganz aufgebe, sondern nur ihre Gelegenheit abwarte; und daher glaube er, daß die Anhäufung von Truppen an der polnischen Grenze die Thätigkeit Bulgakows unterstützen solle. Der russische Hof erwarte viel von dem alten Einfluß der Kaiserin auf den König von Polen, von der moralischen Schwäche desselben und den geheimen Umtrieben seiner Rußland ergebenen Umgebung. Rückmann erzähle, Bulgakow sei beauftragt die Gegner des Herzogs in Warschau lebhaft zu unterstützen, welche um so muthiger auftreten. Howen hat eine Erklärung eingereicht in der Sache des Allod's. Die Enthüllung des Versuchs eines Abkommens mit dem Herzog habe den Einfluß Howens nur gestärkt, weil man ihn nun mit dem Herzog für verfeindet halte. Der Herzog hat auf H.'s Vorstellungen diesem versprochen, in Zukunft vorsichtiger zu sein mit seinen Vertrauten, den Buttlar's.

R., 25. Sept. Es wird zugegeben, daß Katharina wahrscheinlich suchen werde, den früheren Einfluß in Polen wieder herzustellen; aber es sei nicht anzunehmen, daß sie Gewalt anwenden werde, weil solche Mittel in Polen selbst und von den fremden Mächten her Widerstand finden würden. In Warschau werde Goltz die Interessen des Herzogs gegen Bulgakow vertheidigen.

60. B., 22. Sept. In Livland sei es nun stille geworden von Truppenmärschen; nur ein starker Kordon von Kosaken sei an der Grenze aufgestellt, theils gegen die vielen Ueberläufer aus

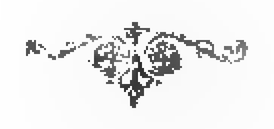
dem livländischen Bauernstande, theils gegen den Handel, welcher durch Ukas von 1789 verboten sei außer über Riga.

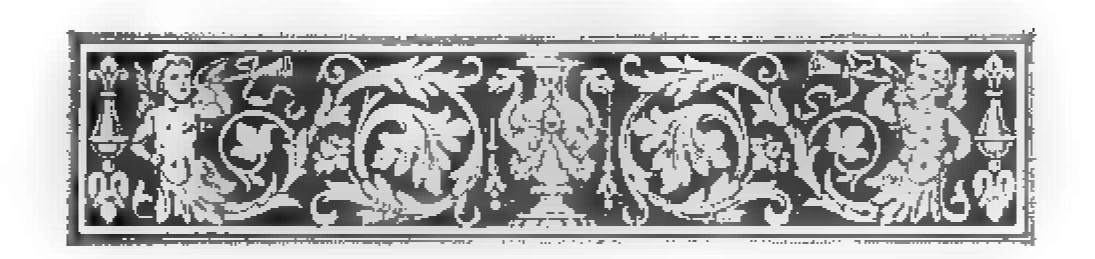
R., 10. Okt. Goltz in Warschau hat den Auftrag erhalten, gegen die Inkorporation von Pilten nöthigenfalls eine Note einzureichen, in der gegen solche Verletzung der Verträge, deren Garant der König von Preußen durch den Vertrag von Oliva sei, Einspruch erhoben werde. H. soll in Kurland und Pilten dieses Interesse des Königs an ihren Angelegenheiten geltend machen.

61. B., 29. Sept. H. regt wieder die Besorgniß an, daß die Inkorporation Piltens im Reichstage doch noch verhandelt werden könnte. Neben Anderem sei dann auch die Konkurrenz für Windau und Livland zu fürchten, wenn die Polen in Sackenmünde einen Hafen anlegten. Ein Leutenant le Bauld de Nans habe sich mit der Windau und Sackenmünde bekannt gemacht; die Schiffbarmachung beider sei nicht schwer.

62. B., 2. Okt. Die Mehrzahl der russischen Truppen in Riga hat eine andere als die bisherige Marschrichtung eingeschlagen, und zwar nach Estland hin. Howen in Mitau, Heyking in Warschau arbeiten gegen den Herzog in der Sache der Abgrenzung des Allod's. Inzwischen haben die Glieder der von Warschau her ernannten Kommission, Howen ausgenommen, den Eid abgelegt, und die Arbeiten werden wohl noch im Herbst beginnen. Der Herzog ist seit 3 Wochen auf der Jagd, man weiß nicht, wo er sich befindet.

(Fortsetzung folgt).





Ueber Frauenlitteratur.

Zwei Vorträge von F. Sintenis.

I. Warum dichten Frauen?

Eine sonderbare Frage ist es, die ich heute zu beantworten unternehme: Warum dichten Frauen? Was zum Dichten etwa erforderlich ist, wissen wir: Geist und Phantasie, Empfindung für Wahrheit und Schönheit, Menschenkenntniß und Lebenserfahrung, endlich ein entwickeltes Sprachgefühl. Das sind freilich hohe Ansprüche, die selten ein Sterblicher alle zugleich erfüllen kann — aber warum soll dieser Eine nicht auch einmal eine Frau sein?

Widersprechen jene Anforderungen der weiblichen Naturanlage? Sind Geist und Phantasie, Empfindung für alles Wahre und Schöne, Menschen- und Lebenskenntniß ausschließlich oder auch nur vorherrschend Eigenthum der Männerwelt? Gewiß nicht!

In vielen Dingen ist ja freilich die Natur der Frau von der des Mannes so verschieden, daß an eine vollkommene Gleichstellung der Geschlechter niemals zu denken ist; viele der darauf gerichteten Bestrebungen gehen weit über ein mögliches Ziel hinaus. Ja wir müssen Riehl*) Recht geben, der behauptet, nur auf der niedrigsten Culturstufe sei der äußere und innere Unterschied des Geschlechtes einigermaßen ausgeglichen; je höher die Bildung steige, desto mehr vergrößere sich derselbe.

Was würde es nützen, wenn sämmtliche Frauen Europas beschließen wollten, Baß zu singen oder im Baß zu sprechen?

*) Riehl, Die Familie. 1861. p. 32.

Das müssen sie schon alten Negerinnen oder Indianerweibern überlassen.

Ebenso wenig würden unsere Frauen den Strapazen des Matrosendienstes gewachsen sein oder ein leistungsfähiges Offiziers-corps zu stellen vermögen: auch werden verständige Eltern sich hüten, ihre Töchter zu so gewagten Experimenten zu erziehen.

Da die Frauen es also den Männern doch nicht gleichthun können in Dingen, zu welchen ihre Constitution ihnen Mittel und Kräfte versagt hat, werden sie besser auf solche Gebiete hingewiesen, wo sie den Männern wahrscheinlich oder sicher im Ganzen ebenbürtig sind, so lange sie sich in den Grenzen der Reproduction halten.

Indessen sind die oben genannten Requisiten der Dichteranlage seelische und geistige Potenzen, die ebensowohl im weiblichen Organismus sich entwickeln, wie sie von jeher Männern zu Gebote gestanden haben.

Was hat nun die Frauenwelt aller früheren Jahrhunderte, ja Jahrtausende mit verhältnißmäßig wenig Ausnahmen veranlaßt, diesen Besitz zu verleugnen oder wenigstens ihr Licht unter den Scheffel zu stellen? Das haben sie doch bis in's vorige Jahrhundert hinein meist gethan, wie ich Ihnen alsbald durch Zahlen zu beweisen vermag.

Vergegenwärtigen Sie sich nur folgende Thatsachen: abgesehen von vereinzelten Dichterinnen des Alterthums und des Mittelalters begegnen wir erst in der Reformationszeit etwas häufiger Frauen, die mit der Feder umzugehen wissen. Aber bis weit in's vorige Jahrhundert sind auch das noch recht seltene Erscheinungen.

Ich beschränke mich heute auf D e u t s c h l a n d, welches in dieser Beziehung den meisten Ländern Europas vorangegangen ist und dessen Material mir in relativer Vollständigkeit vorliegt.

Bisher ist, soweit ich sehen kann, noch kein Versuch gemacht worden, die Frauendichtung der Welt oder auch nur Deutschlands in einer Uebersicht zu vereinigen. So war ich genöthigt mir das gesammte litterarhistorische Material zusammenzusuchen und zu gruppiren. Möge mich das entschuldigen, wenn ich weit entfernt bin von einer annähernd vollständigen Sammlung und zweck-

mäßigen Anordnung des weitläufigen Stoffes, der von Tag zu Tage umfangreicher anwächst.

Von Luther's Tagen bis 1700 habe ich nur etwa 40 deutsche Dichterinnen ermitteln können; von 1701—1800 fallen die Geburtsjahre von 220 Schriftstellerinnen — ich rechne nach dem Geburtsjahr als dem einzigen stabilen Moment; freilich zähle ich daher sehr viele Frauen, die in der That erst im 19. Jahrhundert zur Geltung kommen, noch zum vorigen Jahrhundert —; von 1801—1874 habe ich bis jetzt 1517 Namen verzeichnet, zu denen sich aber bei fortgesetzter Aufmerksamkeit stets neue gesellen.

Die beiden ersten Jahrhunderte der neueren Zeit geben also im Verhältniß zum vorigen, dritten die Proportionsziffern 1 : 5,5; das achtzehnte Jahrhundert verhält sich zum 19. wie 1 : 6,9; das Verhältniß aller drei Abschnitte ist demnach 1 : 5,5 : 37,95. Aber noch ist unser Jahrhundert nicht zu Ende; das letztberechnete Jahr ist 1874 — die jüngsten namhaften Dichterinnen sind erst 20 Jahre alt — und es fehlen ohne Zweifel noch sehr viele Frauennamen, welche der öffentlichen Erwähnung harren; endlich ist es sehr wahrscheinlich, daß die letzten 26 Jahre des Jahrhunderts ebensoviel oder noch mehr Schriftstellerinnen hervorbringen, als die bisherigen 74 gethan haben, nur daß diese meist erst im 20. Jahrhundert eine Rolle spielen werden.

Gern würde ich Ihnen auch das augenfällige Anwachsen der Zahlen nach Jahrzehnten veranschaulichen, aber dazu fehlen mir leider allzuviele Daten. Denn von jenen 1517 Damen, größtentheils noch unseren Zeitgenossinnen haben nur etwa 1050 ihr Geburtsjahr mitgetheilt; ich kann das nicht für einen Zufall halten; Viele mögen selbst dem unermüdlichen Kürschner unzugänglich gewesen sein; Andere dagegen haben es wohl nicht wissen lassen wollen, wie viel Jahre sie zählen. In einzelnen Fällen wird uns sonderbarer Weise nur der Geburtstag, nicht das Jahr verrathen.

Ich hätte diese kleine Schwäche nicht berührt, wenn sie nicht gar zu charakteristisch wäre. Nur von ganz wenigen Schriftstellern der neueren Zeit fehlt das Geburtsjahr in den Verzeichnissen, offenbar weil es sich bis dahin wirklich nicht hat feststellen lassen — von den Damen aber beträgt der Ausfall fast 30%.

Also vor 1701 nur ca. 40; dann bis 1800 bereits 220; seit 1801 endlich schon 1517! Diese Ziffern zwingen ja zu der Frage, woher diese gewaltige Zunahme komme. Es handelt sich hier nicht um etwas so Neues, das man erst neuerdings entdeckt oder erfunden hätte, von dem frühere Zeiten sich gar keine Vorstellung gemacht hätten. Warum haben die Schwestern der Sappho, der Hroswith, der Vittoria Colonna nicht in ebenso großer Anzahl den Musen gedient? Sollen wir nochmals die Ansicht Riehls*) theilen: „Das massenhafte Auftreten weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit sei allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenverstimmung des Zeitalters; wo dagegen das öffentliche Leben einen kräftigen Aufschwung nehme, da sei allezeit die Frau in den Frieden des Hauses zurückgetreten?"

Allerdings wuchern in den letzten Jahrzehnten immer üppiger die Symptome krankhafter Nervenerregung, mit der auch der männliche Organismus nur zu häufig behaftet ist. Dagegen haben in den Kriegsjahren von 1864—1871 die Frauen in schönstem Wetteifer ihren weiblichen Beruf erfüllt, durch Fürsorge und Pflege zu helfen, wo sie nur konnten; und erst als diese Epoche der nationalen Anspannung vorüber war, erklang aus Frauenmund die Mahnung: „Die Waffen nieder!"

Diese und manche ähnliche Betrachtungen scheinen also Riehls Ansicht gewissermaßen zu bestätigen.

Doch halte ich's nicht für zeitgemäß, die Frage: Warum dichten Frauen? mit abstrakten Erörterungen zu erledigen. Wollen wir vielmehr, soweit die vorhandenen Auskünfte reichen,**) den individuellen Gründen nachspüren, welche schon im vorigen Jahrhundert verhältnißmäßig viele Frauen veranlaßt haben, nach schriftstellerischen Erfolgen zu streben. Wir werden alsbald die Erfahrung machen, daß bereits damals die meisten äußeren und inneren Motive vorhanden waren und wirkten, welche im 19. Jahrhundert nur an Intensität gewonnen haben.

---

*) Riehl, Die Familie 1861. p. 67 u. 68.

**) Bei Weitem die meisten dieser Auskünfte verdanke ich: 1. K. Goedeke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung I. III. 2. Fr. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter &c. Leipzig. Reclam. 3. J. Kürschner, Deutscher Litteratur-Kalender 1893, 1894.

Dieses rapide Wachsthum der Frauenlitteratur wird sich dann aus der seit 100 Jahren so wesentlich veränderten Lebensanschauung und Lebenslage, sowie aus dem gesteigerten geistigen Verkehr erklären lassen.

Das vorige Jahrhundert hat also die Bahn gebrochen, auf welcher nun unter günstigeren Bedingungen die individuelle Regung zu einer generellen Strömung geworden ist.

Zunächst sind es die natürlichsten Verhältnisse, die Bande der Ehe und der Familie, welche anregend auf die Frauenwelt gewirkt und sie ermuthigt haben, den litterarischen Interessen der Männer zu folgen.

Denn das mag gleich hier konstatirt werden: an der Spitze einer neuen Richtung, einer außerordentlichen Bewegung auf dem Gebiete der Litteratur hat bisher noch keine Frau gestanden; allenthalben sind sie lediglich der Initiative der Männer gefolgt.

Typische Beispiele von dieser Anregung bietet das vorige Jahrhundert in jeder Beziehung dar.

Der erste namhafte deutsche Schriftsteller, der ganz dem 18. Jahrhundert angehört, ist Gottsched. Mag man über seinen absoluten Werth noch so absprechend urtheilen, daß er für das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts große Bedeutung gehabt hat, muß Jeder anerkennen.

An seiner Seite aber steht, redlich bemüht, ihn in seinen poetischen Bestrebungen zu unterstützen, seine Gattin Lucie Adelgunde Victorie, geb. Culmus. Sie hatte Jahre lang mit ihm in poetischem Briefwechsel gestanden, dann wurde sie seine Hausfrau und Gehülfin und theilte auch mit ihm den kurzen Ruhm, den der Leipziger Dictator genoß.

Gottsched überschätzte den Werth seiner Frau keineswegs; an Geschmack und dramatischer Fertigkeit war sie ihm vielleicht sogar überlegen. Uebrigens hatten schon die Dichtergesellschaften des 17. Jahrhunderts Frauen als Mitglieder aufgenommen, doch waren dies immer nur Ausnahmefälle, die man um ihrer Seltenheit willen stets besonders verherrlichte. Gottsched selbst ließ, als er 1734 die Christine Marianne von Ziegler zur Dichterin krönte, eine ganze Sammlung von Gedichten und Schriften auf die feierliche Gelegenheit erscheinen.

Von nun an begegnen wir in der Dichterwelt des vorigen Jahrhunderts noch manchem Ehepaare.

Ich sehe dabei ganz ab von jenen Wittwen, welche dem Andenken ihrer verstorbenen Gatten biographische Monumente errichtet haben — wie Caroline Herder, Ernestine Voß, Therese Forster-Huber, in neuerer Zeit Emilie Uhland — ich übergehe Elise Hahn, die noch Jahrzehnte lang nach ihrer Scheidung von Bürger unter seinem Namen als Improvisatorin und Declamatorin in der Welt umherzog.

Vielmehr verweise ich auf die romantische Schule, deren Vertreter fast ohne Ausnahme mit Dichterinnen verheirathet waren, die Schlegel, Bernhardi, Fouqué, Arnim, Brentano. Und zwar waren diese Frauen meist erst durch Scheidung oder Todesfall für diese neue Ehe frei geworden.

Weit zahlreicher werden nun die Dichterehen in den drei Generationen unseres Jahrhunderts; ich könnte Ihnen 71 Namen solcher Paare aufzählen.

Ohne Zweifel hat sich häufig die geistige Anregung und Richtung vom Manne der Frau mitgetheilt; indessen ist uns auch der umgekehrte Hergang bezeugt: Ida von Düringsfeld hat ihren Gatten, Otto von Reinsberg, bewogen Schriftsteller zu werden und das Zusammenwirken hat ihm seine Gattin so unentbehrlich gemacht, daß er der Verstorbenen am Tage nach ihrem Tode freiwillig folgte.

Nur sehr selten haben solche Ehen — wie die Bürgers und Aug. W. Schlegels — wieder getrennt werden müssen; von jenen 71 Paaren der Gegenwart sind kaum drei Beispiele namhaft zu machen, darunter Sacher-Masoch. Offenbar liegt in der poetischen Uebereinstimmung und der litterarischen Genossenschaft eine bedeutende Gewähr für ein harmonisches Zusammenleben.

Indessen dürften in der Mehrzahl der Fälle die Gatten eher durch die schon vorhandene gleiche Neigung und Bestrebung zusammengeführt worden sein; Luise Mühlbach — oder, wie sie wirklich hieß, Klara Müller — ward durch ihre belletristischen Versuche, die im „Freihafen“ erschienen, mit dessen Redakteur Th. Mundt bekannt; bald darauf wählte dieser die Mitarbeiterin zu seiner Gattin.

Aber nicht nur Dichterin und Dichter leben gern verbunden; zuweilen ist der Gatte Mann der Wissenschaft, die Gattin geht ihre eigenen belletristischen Wege.

Früheren Jahrzehnten Dorpats erinnerlich ist Minna Mädler, welche ihrem berühmten Gatten hierher gefolgt war und mit ihm 25 Jahre lang droben im Wohngebäude der Sternwarte gelebt und gedichtet hat. Die Gattin des weltbekannten Anatomen Hyrtl ist ebenfalls mit mehreren Bänden „Gedichte“ hervorgetreten.

Oder der Mann ist auch wohl Redakteur eines Blattes, einer Zeitschrift und die Frau liefert dahinein Gedichte oder Erzählungen. Sie werden sich vielleicht ebenso wie ich gewundert haben über die Nachsicht der Daheimredaktion, welche alle die bescheidenen Verse aufnimmt, unter denen der Name „Frida Schanz“ steht; preist doch sogar Herr von Sczepanski, der sonst mit aller Mittelmäßigkeit auf gespanntem Fuße steht, ihre eben erschienenen Spruchsammlungen; ich habe aufgehört mich über dieses Alles zu wundern, seit ich gefunden habe, daß Herr Soyaux — Frida Schanz ist der Mädchenname von Frau Soyaux — zur Redaktion des Daheim gehört.

Als ein Kennzeichen des zu Ende gehenden Jahrhunderts muß ich endlich noch hervorheben, daß auch wohl jede Ehehälfte ihre eigene Zeitschrift redigirt, wie Herr Otto Tippel, der die „Tägliche Rundschau für Stadt und Land“ und Frau Hedwig Tippel, welche die „Schlesische Hausfrauenzeitung“ herausgiebt; ein schönes Bild jener Arbeitskameradschaft, welche uns die sozialistische Zukunft verheißt.

Jedenfalls hat sich die Gattin seit Gottscheds Zeiten nach und nach das gleiche Recht an litterarischer Bethätigung erworben, wie ihr Mann; ja, was Goethe seiner Schwiegertochter, der Herausgeberin des „Chaos“, als einen Zeitvertreib, als eine Art Spielzeug gönnte, das schätzt heutzutage mancher Mann bereits als den Lebensberuf und als Erwerbsquelle seiner Frau. Diese Errungenschaft wäre nicht möglich geworden, wenn nicht die Thatsache evident vor Augen stände, daß die Befähigung mancher gebildeten Frau zu solcher Beschäftigung ausreiche.

Von vielen Dichterinnen haben wir die Ueberzeugung gewonnen, — die bezüglichen Nachrichten stammen ja augenscheinlich

von ihnen selbst oder von ihren nächsten Angehörigen — daß sie in den glücklichsten Familienverhältnissen leben oder gelebt haben, und wir glauben zu bemerken, daß ein daher entsprungenes Wohlgefühl sich in der Stimmung ihrer Schriften widerspiegelt. Ja Manche von ihnen mag gerade im häuslichen Glück den Quell ihrer Dichtung entdeckt haben. Es liegt nahe, das zu beobachten an den Dichtungen von Ottilie Wildermuth, Johanna Spyri, Marie Ebner von Eschenbach, Helene Stökl und Anderen, deren ganze Lebenslage uns ausdrücklich als eine höchst erfreuliche geschildert wird.

Andererseits ist es ebenso begreiflich, daß ein dichterisches Frauengemüth es unerträglich finden muß, sich an einen oberflächlichen, ungebildeten, vielleicht gar rohen oder ausschweifenden Mann gefesselt zu sehen.

Auch hierfür bietet schon das Schicksal der Sängerin Friedrichs d. Gr., der deutschen Sappho, Anna Luise Karsch ein trübseliges Beispiel; zehn Jahre lang hat sie sich von ihrem ersten Manne mißhandeln lassen müssen; die Erfahrungen mit dem zweiten waren nicht erfreulicher; von Beiden mußte sie geschieden werden. Unser Jahrhundert verzeichnet nun eine ganze Reihe von Dichterinnen, welche aus dem bitteren Kelche ehelichen Mißgeschickes getrunken haben, bis sie ihn von sich stießen. Ich habe kein Urtheil darüber, ob sich in den Dichtungen so hart Betroffener eine Nachwirkung davon häufig findet. Es wäre aber kein Wunder, wenn die poetische Stimmung durch derartige Erfahrungen getrübt oder gar zur Bitterkeit vergällt, zur Lebensverachtung überspannt wäre.

Bisher habe ich die Anregung in Betracht gezogen, welche die Gattin in der Ehe erfährt. Weit natürlicher müssen wir es finden, daß poetische Begabung und Neigung von den Eltern auf die Kinder sich vererbt; zunächst vom Vater auf die Tochter. Dieses Erbe wird vermehrt durch sorgfältige Erziehung, gründlichen Unterricht und geistige Anregung jeder Art.

Gehen wir auch diesmal in's vorige Jahrhundert zurück, so präsentiren sich gleich die Töchter von 4 Göttinger Professoren, die sich durch Bildung, ja durch Gelehrsamkeit hervorgethan und meist auch als Dichterinnen versucht haben.

Göttingen war bald nach seiner Stiftung 1737 eine der ersten Universitäten Deutschlands geworden; es vereinigte wissenschaftliche Größen fast jeder Richtung. Neben Haller, dem Begründer der Physiologie, dem Dichter der „Alpen", lehrten daselbst der Geograph und Historiker Gatterer, der kritische Exeget Michaelis, der Philolog Heyne und der Statistiker und Publizist Schlözer und diese Männer bildeten auch in ihren Töchtern den Sinn für Wissenschaft und Kunst. Philippine Gatterer, Caroline Michaelis, Therese Heyne sind nach ihrer Verheirathung mit lyrischen und anderen Dichtungen hervorgetreten; Dorothea Schlözer dagegen hat,*) „als sie die Haube des Ehestandes aufsetzte, den philosophischen Doktorhut ihrer Mädchenzeit bei Seite gelegt und fortan nur der Familie gelebt".

Hat auf diese Frauen die frische Atmosphäre eines akademischen Bildungskreises unverkennbar eingewirkt, dem sie in ihren Jugendjahren angehörten, so hat Moses Mendelssohns Tochter Dorothea lediglich dem unermüdlichen Streben ihres Vaters, sowie der durch ihn geschaffenen Aufklärung der jüdischen Gesellschaft Berlins ihre geistige Bedeutung zu verdanken. Freilich schloß sich dann die Tochter des edlen Deisten leidenschaftlich an den romantischen Propheten Friedrich Schlegel an, trat auch mit ihm zum Katholizismus über, doch verleugnete sie auch in späteren Jahren nicht vollständig die humane Tendenz, welche sie vom Verfasser des „Phädon" und vom Original des „Nathan" gelernt hatte.

War im vorigen Jahrhundert eine über den Elementarunterricht hinausgehende Mädchenbildung noch ein Luxusartikel, den sich allenfalls die höheren Stände erlauben durften, so ist im unsrigen der Mädchenunterricht derartig gesteigert, daß man schon seit Jahrzehnten vor dem Uebermaße warnt.

Hauptsächlich ist die Vertiefung und Verallgemeinerung des Unterrichts in den Töchterschulen dem bürgerlichen Mittelstande zu Gute gekommen, der im vorigen Jahrhundert höchstens die Söhne einer gründlichen Bildung theilhaftig werden ließ.

Steht daher die weibliche Bildung des 19. Jahrhunderts überhaupt auf einem weit höheren Niveau als früher, so sind

*) Riehl, Die Familie 1861. p. 78.

natürlich auch diejenigen Fälle viel häufiger, wo Töchter ihren Vätern unmittelbare Anregung zur Betheiligung an der Litteratur verdanken. Das Verständniß für den unschätzbaren Werth geistigen Lebens ist dem Kinde schon instinktiv offenbart; es äußert sich dann naturgemäß in Bewunderung und Nacheiferung.

Es ist ganz unmöglich alle die Namen derer aufzuzählen, die sich selbst zu einer solchen Anregung bekannt haben. Einige der nächstliegenden Beispiele mögen genügen: Justinus und Marie Kerner, Franz und Luise von Kobell, Georg und Ludovica Hesekiel, Alexander und Dora Duncker, Hermann und Goswina v. Berlepsch; auch Oskar von Redwitz hat in einer Tochter seine zarte Muse verjüngt gesehen.

Aber auch die Mutter überliefert zuweilen der Tochter poetische Anlage und Neigung; und zwar lassen sich schon im vorigen Jahrhundert zuweilen drei Generationen verfolgen, was dann in unserem noch viel häufiger vorkommt und voraussichtlich vorkommen wird.

Anna Luise Karsch hat nicht nur selbst reichliche Lobpreisungen erfahren, sondern auch die Genugthuung gehabt, in ihrer Tochter, der Baronin Klencke ihre eigene poetische Vergangenheit wiederbelebt zu sehen; ihre Enkelin endlich, Helmina von Chézy, bildet mit ihrer romantischen Tendenz den Superlativ dieser Reihenfolge. Leider haben auch Tochter und Enkelin das eheliche Mißgeschick der Mutter als Erbtheil überkommen.

Das empfindsame Talent der Sophie von La Roche entwickelte sich in ihrer Enkelin Bettina Brentano zu der luftigen Extase sprühender Romantik.

Diese weibliche Tendenz hat nun unser Jahrhundert ganz besonders begünstigt: Charlotte Birch-Pfeiffer, Wilhelmine von Hillern und Hermine Diemer vergegenwärtigen uns die drei Menschenalter desselben; Mutter und Tochter sind ferner: Ottilie und Adelheid Wildermuth, Pauline und Frida Schanz, Nahida Sturmhöfel und Nahida Rémy, Anna und Clara Forstenheim u. A.

Alle bisher angedeuteten Verwandtschaftsverhältnisse finden wir aber beisammen in der Gruppe, welche von der oben erwähnten Tochter des Historikers Gatterer abstammt. Sie hieß als Frau Philippine Engelhard; ihre Tochter Karoline Engelhard

hat im ersten Viertel unseres Jahrhunderts „Juliens Briefe" und andere Erzählungen geschrieben; eine zweite Tochter ist die Mutter von Philipp Engelhard Nathusius gewesen, der von seiner berühmten Großmutter seine Vornamen geerbt hat; dessen Gattin Marie Nathusius ist Ihnen als Verfasserin der „Elisabeth" und anderer tugendhafter Erzählungen bekannt; Elsbeth Nathusius endlich, beider Tochter, verfaßt Novellen.

Es giebt also schon Generationen gewisser Familien, in welchen, wie in den Nachkommen des Parabeldichters Friedrich Ad. Krummacher, die geistige Eigenart so ausgeprägt ist, daß auch weibliche Mitglieder gleichsam von Hause aus zum Schriftstellern berufen sind. Tradition und Pietät fordern zur Nachfolge in den Spuren der Vorfahren auf.

Wenn zur Zeit Friedrichs des Gr. einer seiner Offiziere es sich einfallen ließ, an seiner dichterischen Ausbildung zu arbeiten, so hatte er seinen Kameraden gegenüber einen harten Stand, welche solches Streben gründlich verachteten, ja es verpönten. Ewald von Kleist verbarg es möglichst, daß er neben dem Kriegshandwerk auch den Musen diente; fünfzig Jahre später war dieser liebenswürdige Vorfahr zugleich das Vorbild für Heinrich von Kleist, der ebenfalls die Erfahrung machte, daß Bildung im Militärdienst nicht zu erlangen war, da auch um 1800 noch die Masse der Offiziere an den rohen Sitten aus Friedrich Wilhelm I. Zeit und an der Verachtung alles Wissens festhielt.

Das ist nach der Schlacht bei Jena allmählich anders geworden. Man hat bekanntlich gesagt, der deutsche Schulmeister habe die großen Siege von 1866 und 1870 gewonnen. Das ist freilich richtig; aber in demselben Maaße, wie sich die Intelligenz der Subalternen hob, mußte auch das Offizierscorps an Bildung gewinnen und so ist aus dem preußischen Offizierstande gar mancher angesehene Schriftsteller hervorgegangen. Von Dichtern will ich nur Gaudy, Winterfeld, Moser und Wildenbruch nennen.

Ganz besonders häufig aber sind es Töchter oder Gattinnen von Militärs, vorwiegend höheren Ranges, welche dem Bildungskreise, in dem sie aufgewachsen sind oder dem sie angehören, ein ehrendes Zeugniß ausstellen. Zu jenen gehören Louise von François, Nataly von Eschstruth, Klotilde von Schwarzkoppen;

von diesen will ich Christine von Baeden (Ada Christen), Eufemia Gräfin Ballestrem, jetzt Frau von Adlersfeld, Babette von Bülow (Hans Arnold), Marie Ebner von Eschenbach hervorheben; endlich giebt es eine Anzahl Dichterinnen, welche zugleich Töchter und Gattinnen von Militärs sind.

Aus den angeführten Beispielen ergiebt sich, daß sich diese Wahrnehmung nicht nur auf Preußen und Deutschland, sondern auch auf Oesterreich bezieht. Hier wie dort geht das Offiziercorps noch immer vorwiegend aus dem Adel hervor; in der That gehören die oben genannten Namen sämmtlich diesem Stande an.

Nun hat aber überhaupt der höhere und höchste Adel, ja es haben die Fürstenhäuser Deutschlands und Oesterreichs eine ansehnliche Menge von Dichterinnen erzogen; während Fürstinnen und Gräfinnen vor 2—300 Jahren ausschließlich geistliche Lieder dichteten, verbreiten sich jetzt die angesehensten Namen über alle Gebiete der Poesie.

Unter den Fürstinnen steht obenan Carmen Sylva, die Königin Elisabeth von Rumänien; die Prinzessin Amalie von Sachsen werde ich später noch zu erwähnen haben; 12 weitere fürstliche Namen aufzuzählen werden Sie mir gewiß erlassen.

Von den 48 gräflichen Dichterinnen will ich nur die exzentrische Ida Hahn-Hahn, Margarethe und Cecile Keyserling, Ida und Sophie Baudissin anführen.

Die weiblichen Mitglieder des Freiherrnstandes, welche sich mit der Dichtkunst beschäftigen, habe ich nicht annähernd vollständig feststellen können; ich beschränke mich auf die Einheimischen, wenn sie auch meist nicht mehr unter uns leben: Schoultz-Ascheraden, Grotthuß, Ungern-Sternberg, Vietinghoff, Engelhardt, Staël.

So haben die höheren und höchsten Stände nach Vermögen ihre Aufgabe gelöst, voranzugehen auf dem Pfade dichterischen Empfindens und Wirkens; in Anbetracht der Mittel und der Muße, welche ihnen zu Gebote stehen, sind die Leistungen freilich noch lange nicht mustergültig; wenn man aber andererseits die mannigfaltigen Schwierigkeiten und Hindernisse veranschlagt, welchen freie dichterische Entfaltung gerade in diesen Kreisen so leicht begegnet, welche derselben Etiquette, Vorurtheil und Blasirtheit

entgegensetzen, so ist ihre Betheiligung an geistigem Streben und unabhängigem Denken immerhin hoch anzuschlagen.

Ich habe nur offenkundige Thatsachen, nur Jedem zugängliche Quellen benutzen können; hätte ich tiefer in die wirklichen Zustände eindringen, manche verborgene Regungen für meinen Zweck entdecken und benutzen können, so hätte sich gerade der Einfluß der Herkunft, also des Hauses und des Standes noch viel gründlicher verfolgen lassen.

Wie anregend Geschwister auf einander wirken, erfährt Jeder, der dazu Gelegenheit hat; besonders stehen Bruder und Schwester häufig in ergiebigem Austausch.

Diese Wechselwirkung erscheint denn auch in der Litteraturgeschichte bedeutsam. Zwar Cornelia Goethe und Auguste Stolberg verhalten sich noch passiv zu den Bestrebungen ihrer Brüder in der Sturm- und Drangzeit; aber die Schwestern der Romantiker und ihres Gefolges greifen schon selbst zur Feder: Sophie Tieck, Bettina Brentano, Rosa Maria Varnhagen; viel größer ist begreiflicher Weise die Anzahl solcher Geschwisterpaare seit 1800; Allen voran nenne ich den königlichen Dichter Philalethes, Johann von Sachsen und seine Schwester Amalie, unter dem Namen Am. Heiter, Verfasserin von Schau- und Lustspielen bürgerlichen Charakters, dann die Geschwister Braun, Büchner, Schücking, Mitzenius u. v. A.

Nicht so zahlreich habe ich die Schwesternpaare gefunden, die sich überdies zuweilen hinter verschiedenen Namen verbergen, wie die unglückliche Elise Lienhart und die liebenswürdige Erzählerin Helene Stökl; als besondere Merkwürdigkeit erwähne ich je drei Schwestern Ettlinger und Gräfinnen Schwerin. In welchem Grade hier der geschwisterlichen Anregung, ob nicht vielmehr der gleichartigen Erziehung diese Schwestern Alles verdanken, entzieht sich der Beurtheilung.

Andere Verwandtschaftsgrade repräsentiren Fanny Tarnow und ihre Nichte Amalie Bölte, sowie die beiden Franziska von Stengel, ebenfalls Tante und Nichte.

Die Frage, welche ich heute zu beantworten versuche, lautet: W a r u m d i c h t e n F r a u e n? Ich habe bisher darauf erwidert: Weil sie die Gunst individueller Verhältnisse erfahren haben,

weil sie in der Jugend und im späteren Leben sich verwandtschaftlicher und gesellschaftlicher Anregung und Unterstützung erfreuten; weil insbesondere die gehobene Allgemeinbildung des 19. Jahrhunderts dem weiblichen Geschlechte zu Gute gekommen ist.

Dieser letztere Grund gilt natürlich für alle neueren Schriftstellerinnen; nicht so der erstere. Betrachten wir auch die Kehrseite der persönlichen Zustände.

Goethe sagt mit Recht: Glück und Unglück wird Gesang.

Nächst der Religion ist die Poesie die wohlthätigste Trösterin in Leiden und Gefahren. Oft sind beide verbunden.

In der That ist die Zahl der Dichterinnen, welche, dem Kummer zu entgehen, ihre Zuflucht zur Poesie genommen haben, groß genug. Wem ein Gott gegeben hat, zu sagen, wie er leidet, dem wird die gesteigerte Empfindung zur wohlthätigen Thätigkeit abgeleitet und so löst sich der Schmerz in erleichterndes Schaffen auf.

Schon der Verlust der Eltern oder eines Theiles hat die verwaiste Tochter häufig derart ergriffen, daß sie veranlaßt wurde, ihrem Leid in Versen Luft zu machen oder der Pietät ein Denkmal der Erinnerung zu stiften. Auf diese Weise ist das bekannte Buch „Unsere Mutter" entstanden; die Verfasserin Marie Krummacher hat den eingeschlagenen Weg dann weiter verfolgt.

Eine etwas andere Bewandtniß hat es manchmal mit dem Verlust des Gatten; nicht nur das so natürliche Gefühl der Vereinsamung mag die Wittwe in die Gesellschaft der Musen getrieben haben -- wofür es übrigens hinreichende Belege giebt —, sondern häufig nehmen die Pflichten der Hausfrau und Mutter derart in Anspruch, daß erst nach dem Tode des Mannes ein Uebergang zur schriftstellerischen Laufbahn möglich wird, wenn zugleich die ersten Schwierigkeiten der Kindererziehung überwunden sind. Bettina von Arnim begann erst*) „nach dem Tode ihres Mannes 1831 ihre poetischen Kräfte zu sammeln, um sie nach außen spielen zu lassen". Sophie Wörishöffer war im Januar 1871 verwittwet; im Mai darauf ward sie Mitarbeiterin an der „Hamburger Reform" und hat seither eine rege Thätigkeit ent-

*) Goedeke, Grundriß III. p. 36.

wickelt. Bertha Lehmann-Filhes hatte wohl bei Lebzeiten ihres Mannes die ersten dramatischen Versuche gewagt,[1] „konnte jedoch erst nach seinem Tode an ein energisches Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege denken".

Wie groß der erschütternde Eindruck von grausamen Eingriffen des Schicksals auf ein weibliches Gemüth sein kann, will ich an typischen Beispielen veranschaulichen, die sich leicht bedeutend vervielfältigen ließen.

Anna Wedits — den wirklichen Namen der Dame aus pommerschem Adel kennen wir nicht —[2] „nahm die Feder zur Hand, um sich mit Gewalt dem Schmerz über den Verlust ihres bei Gitschin gefallenen Lieblingsbruders zu entreißen".

Emilie Wepler[3] verlor Mutter und Bräutigam durch den Tod, theilte den Kummer des Vaters, der durch unglückliche Spekulation sein ganzes bedeutendes Vermögen eingebüßt hatte, und wandte sich nun dem Studium der Griechen, besonders Platos zu — so richtete sie sich in ihrem schweren Leid wieder empor. Sie schrieb nicht nur das bekannte Werk „Plato und seine Zeit", sondern auch Erzählungen und Gedichte.

Am Krankenbette der Mutter griff Wilhelmine Heimburg — Bertha Behrens ist der wirkliche Name — zur Feder, um ihre erste Novelle zu schreiben.

Maximiliane Franul von Weißenthurn, eine Großnichte der berühmten dramatischen Künstlerin Johanna von Weißenthurn,[4] sah sich durch Schicksalsschläge mit ihrem einzigen Töchterchen in eine bedrängte Lage versetzt; sie faßte den Entschluß, „sich durch angestrengten Schriftstellerfleiß eine auskömmliche Selbstständigkeit zu erringen". Kaum war ihr dies gelungen, „da hatte sie den grenzenlosen Schmerz, ihre Tochter durch den Tod zu verlieren; seitdem hat sie, um Trost und Ruhe zu finden, sich nur noch eifriger schriftstellerischen Arbeiten gewidmet".

Jeannette Holthausen — Pseudonym Agnes Le Grave — war glücklich verheirathet; aber[5] „der Verlust ihres jüngsten Kindes, ihres einzigen Knaben drohte die Mutter fast zu vernichten"; da nahm sie ihre Zuflucht zur Dichtkunst.

---

[1] Brümmer Lexikon S. s. n. [2] Ebenda S. s. n. [3] Ebenda S. s. n. [4] Ebenda S. s. n. [5] Ebenda S. s. n.

„Einige Versuche in antiken Formen, die sie dem Philologen Böckh einsandte, erhielten dessen Beifall, so daß er hinfort einen regen brieflichen und dann auch persönlichen Verkehr mit der Dichterin unterhielt". Darauf sind zwei Sammlungen Gedichte, Fabeln und andere Dichtungen von ihr erschienen.

Auch Elisabeth von Rumänien hat*) „ihre tiefsten, reichsten Töne" gesungen, nachdem sie ihr noch nicht vierjähriges einziges Töchterchen hatte hingeben müssen. War sie gleich von Jugend auf eine Dichterin gewesen, so hat doch erst dieser unersetzliche Verlust sie dazu gereift und nun gelang es ihrer jüngeren Freundin Mite Kremnitz, sie als Carmen Sylva in die Welt einzuführen.

Zwar hat sich die Königin über diese Thatsache abweichend geäußert: „Man hat behauptet, erst der Schmerz habe mich zum Dichter gemacht. Dem ist aber nicht so. Das Dichten ist ganz unabhängig von der äußeren Welt, von Krankheit und von Siechthum".

Indessen meint die Königin wohl eher die dichterische Begabung; das Dichten ist sicher nicht unabhängig von der äußeren Welt. Carmen Sylvas eigene Poesie zeugt gegen sie: diese ist erfüllt von den Eindrücken der charakteristischen Außenwelt, namentlich ihres Königsreichs. Und ihre rührenden Klagen über den Verlust des geliebten Kindes — ihrer sind eine Menge — widerlegen erst recht die Behauptung von der Unabhängigkeit der Phantasie. Gerade von Carmen Sylva war die Verkennung der poetischen Empfindlichkeit gegen Lebenseindrücke am allerletzten zu erwarten.

Mit besonderer Theilnahme, ja mit Ehrfurcht müssen wir die poetischen Stimmen vernehmen, welche unter Leiden und Entbehrungen erklingen; denn es giebt eine nicht geringe Anzahl von Dichterinnen, denen die Poesie in dauerndem Siechthum eine Zuflucht gewährt hat, wie Elisabeth Kulmann, die im 18. Lebensjahr an völliger Entkräftung starb, oder die ergebene Dulderin Christine Herrmann, die, Jahrzehnte lang an's Krankenlager gefesselt, in ihren Liedern sich weit über allen irdischen Jammer erhoben hat.

Minna Apranzow büßte nach den Masern als Kind das

*) E. Mensch, Neuland. S. 136, 141.

Augenlicht ein, lernte später in der Blindenanstalt einen Leidensgenossen kennen, heirathete ihn und trat dann im 25. Lebensjahre mit Gedichten hervor, die nach 6 Jahren eine zweite Auflage erlebten.

Die Schweizerin Luise Egloff erblindete bald nach der Geburt und ließ im 20. Lebensjahre ihre Gedichte veröffentlichen. Johanne Sophie Richter hat fast wörtlich dasselbe erlebt und geleistet; die wohl noch lebende Kurländerin, die greise Baroneß Grotthuß ist als junges Mädchen allmählich erblindet, hat aber erst in viel späteren Jahren Novellen, Romane und Erzählungen, ja sogar ein Lustspiel geschrieben.

Rührend ist diese Blindenpoesie, wenn auch weniger unerklärlich, als es auf den ersten Blick scheint; wir wissen, daß Blinde häufig lebendigen Kunstsinn und regen Kunsteifer besitzen; da diese Gaben sich in diesem Falle durchaus auf das innere Leben, die Welt der Empfindungen und Gedanken beschränken, so sind Musik und Poesie diejenigen Künste, welche Blinden am ehesten ihr sonst freudloses Dasein erheitern, ja es unter Umständen werthvoll gestalten.

Die nahe Verwandtschaft beider Künste, der Musik und der Poesie legt den Gedanken nahe, daß eine Sängerin wohl auch zur Dichterin werden kann. Und so ist es in der That; aber nicht blos solche Frauen, welche in der Ausübung ihrer Kunst wirklich ihren Beruf gefunden haben, erblicken wir unter den deutschen Dichterinnen; nein, auch solche, darunter recht bekannte Frauen, denen es nicht vergönnt gewesen ist, beim Gesange zu bleiben.

Elise Polko ist sogar in Paris als Pamina und Zerline aufgetreten, hat aber aus Gesundheitsrücksichten die dramatische Laufbahn aufgegeben und die litterarische gewählt.

Eugenie John berechtigte zu den schönsten Erwartungen; da verlor sie plötzlich ihre Stimme und zog sich nun an den Schreibtisch zurück, auf welchem die Werke der Marlitt entstanden.

Emilie Schröder besaß eine treffliche Altstimme, aus der aber ihre Lehrer keinen Sopran zu bilden vermochten, und nach einigen Bühnenerfolgen*) „erkannte sie, daß sie ihr Ideal nie erreichen würde — sie verließ das Reich der Töne um Schau-

*) Brümmer Lexikon S. s. n.

spielerin zu werden"; Rötscher bestimmte sie endlich anstatt auf der Bühne -- mit der Feder zu agiren. So ward sie eine continirte Uebersetzerin, namentlich von französischen Originalen.

Auguste Cornelius, Tochter eines Schauspielerpaares und für die Bühne bestimmt, mußte ihre Absicht aufgeben, weil ein langwieriges Fieber ihrer Stimme die Kraft raubte, und widmete sich dann der Dramendichtung.

Wer die Bühne mit Erfolg betreten hat, fühlt fortan auch nicht selten das Bedürfniß, in Dichtungen zum Publikum zu reden. Frauen besonders erleichtert die Gewöhnung, vor vollem Hause zu erscheinen, den sonst vielleicht durch Bangigkeit gehemmten Schritt in die Oeffentlichkeit. Schauspielerinnen entschließen sich also von jeher leicht, selbst für die Bühne zu schreiben oder wenigstens Fremdes zu bearbeiten.

Das hatte schon Gottscheds Gehülfin Friederike Neuber gethan; später hat die langjährige Schauspielerin des Burgtheaters Johanna Franul von Weißenthurn eine stattliche Reihe von Dramen (14 Bände) verfaßt; Alle jedoch hat die bekannte Dichterin der „Pfeffer-Rösel", der „Grille", die Umarbeiterin von Auerbachs Frau Professorin in „Dorf und Stadt", Charlotte Birch-Pfeiffer übertroffen; in 23 Bänden sind ihre zahlreichen Dramen beisammen. Gleich der Mutter war auch die durch die „Geier-Wally" schnell bekannt gewordene Tochter Wilhelmine von Hillern von Hause aus Schauspielerin.

Luise Busch-Rißl verließ bei ihrer Verheirathung das Hoftheater zu München und*) „lebt jetzt, da ein Nervenleiden sie zur unfreiwilligen Entfernung von der Bühne gezwungen" hat, nur mit dramatischen Entwürfen beschäftigt.

Das bewegte Leben, das die Bühnenwelt mit sich bringt, ist an sich schon interessant, ja oft romanhaft genug beschaffen, um einer Darstellung zu lohnen. Wie werthvoll wäre es, wenn Friederike Neuber, die Zeitgenossin und zeitweilige Bundesgenossin Gottscheds, aus der Fülle ihres wechselvollen Treibens als Theaterprinzipalin eine Selbstbiographie gebildet und uns hinterlassen hätte, wie es mehrere Collegen des vorigen Jahrhunderts gethan haben.

---

*) Brümmer Lexikon Nachträge S. 8. u.

Erst der neueren Zeit verdanken wir eine Reihe von mehr oder weniger zuverlässigen Selbstbekenntnissen dieser Art, wie „Aus meinem Bühnenleben" und die „Komödiantenfahrten" von Karoline Bauer oder die Schilderung von Anna Löhn-Siegel „Wie ich Schauspielerin wurde".

Der vorsichtige Leser wird ja vorkommenden Falles durch die übliche Schminke hindurch die wirklichen Züge leicht entziffern, die auch dann noch anziehend genug ausgeprägt sind.

Selbst einige Malerinnen finden sich bei Kürschner verzeichnet; ich vermag aber nicht zu sagen, ob ihre litterarische Beschäftigung eine Ergänzung oder einen Ersatz für künstlerische Erfolge bildet.

Lehrerinnen waren im vorigen Jahrhundert eine Seltenheit; in ganz erstaunlicher Weise ist ihre Zahl während der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts angewachsen. Die Hebung des Mädchenunterrichts einerseits und das zunehmende Bedürfniß andererseits haben junge Damen veranlaßt, sich durch Unterrichten eine selbständige Existenz zu gründen. Unzählige, die sonst im Familienleben kaum mehr Verwendung oder Unterkunft gefunden hätten, können nun die erhaltene Ausbildung zu einer höheren Lebensaufgabe verwerthen. Damit hat sich vielen Frauen der Horizont erheblich erweitert und so durften sie den entscheidenden Schritt in die Oeffentlichkeit wagen. Ihre Berufsarbeit, welche eine fortgesetzte Mittheilung von Kenntnissen und Grundsätzen erfordert, die Herrschaft über die Sprache begünstigt und feste Ueberzeugung ausbildet, legt ihnen den Gedanken nahe, auch über Hörweite hinaus auf Leserkreise belehrend und bildend, oder wenigstens unterhaltend einzuwirken. Auf diese Weise sind Klara Bauer (E. Detleff), Sophie Junghans, Helene Stökl, Emma Simon (E. Vely) und zahlreiche Andere Schriftstellerinnen geworden.

Statt Vieler nur ein Beispiel:*) „Im Juli des vorigen Jahres starb, 80 Jahre alt, Betty Paoli, wohl die bedeutendste lyrische Dichterin unserer Zeit. Den Vater hatte sie früh verloren, die Mutter lebte anfangs in geordneten Verhältnissen; aber der Bankerott eines Kaufmannes, dem sie ihr Eigenthum anvertraut hatte, versetzte sie in eine bedrängte Lage. Kaum 15 Jahre alt

*) Aus dem Nekrolog in „Ueber Land und Meer" 1894. S. 13.

mußte Babette Glück — jener Name ist Pseudonym — der Mutter und sich selbst den Lebensunterhalt erwerben. Sie wurde Erzieherin und fand Gelegenheit, die Lücken ihrer früh unterbrochenen Selbstbildung auszufüllen. In regem Verkehr mit den Wiener Poeten — Lenau, Grillparzer, Bauernfeld, A. Grün, Feuchtersleben ꝛc. — fand sie den Maaßstab für ihr eigenes Können und Wollen und gewann jenes Selbstbewußtsein, dessen der Künstler zum Schaffen, wie zum Heraustreten in die Oeffentlichkeit bedarf. Nach einem bewegten Leben wurde sie endlich von einer Freundin der aufreibenden Thätigkeit um's tägliche Brod überhoben und erfreute sich nun bis in's höchste Alter ungeschwächter Schaffensfreudigkeit. Sechs Bände Poesien, drei Bände Erzählungen und mehrere Schriften litterarischen und kunstkritischen Charakters sind bisher von ihr erschienen und noch ist mancher Schatz zu heben".

In ähnlicher Weise mag es Vielen ergangen sein; mehr als 9 % aller Schriftstellerinnen unserer Zeit sind aus der Zahl der Lehrerinnen und Erzieherinnen hervorgegangen; ich glaube aber, daß der Procentsatz viel höher ausfiele, wenn wir über die letzten 30 Jahre besser orientirt wären.

Jenes Bestreben der Frauen, sich durch eigene Arbeit unabhängig zu machen, von der Nothwendigkeit diktirt und vom Ehrgeiz angestachelt, hat eine große Menge von ihnen veranlaßt, es mit dem Schreiben zu versuchen. Besonders dann, wenn ein jäher Glückswechsel die Existenzfrage aufwarf, entschloß sich auch wohl ein zaghaftes Wesen, mit seinen Einfällen oder Erlebnissen tapfer den Versuch zu wagen.

Der ungeheure Bedarf unserer Unterhaltungsblätter an Romanen, Novellen und anderen Feuilletonarbeiten macht es begreiflich, daß die Meisten trotz der zunehmenden Concurrenz dabei leidlich ihre Rechnung finden; geht doch kaum eine Nummer der vielen Wochen oder Monatsschriften durch unsere Hände, welche nicht Beiträge von Frauenhand enthielte. Nur wenige Zeitschriften sind so ungalant, sich ohne Mitarbeiterinnen zu behelfen.

Ob nun aber die unleugbare Ueberfüllung und das unvermeidliche Hervordrängen so mancher Mittelmäßigkeit oder Ueberspanntheit nur eine unbedenkliche Consequenz berechtigter

Zustände, ob es nicht vielmehr, wie Riehl meint, das Symptom einer Calamität ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Jedenfalls hat bei Weitem nicht allen unseren Schriftstellerinnen von Anfang an die Sonne eines günstigen Geschicks gelächelt; vielleicht ist die Mehrzahl eher auf dem drangvollen Pfade des Kummers und der Leiden, der Sorge und der Entbehrung zum Ziele gelangt. Mancher dagegen ist die Gunst des Publikums, bestochen durch die eigenartige Manier der Dichterin, über Verdienst zu Theil geworden und erst, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, konnte eine richtigere Würdigung an die Stelle treten. Daß eine solche nicht ausbleibt, zeigt das Beispiel der Birch-Pfeiffer, der Mühlbach, der Marlitt.

Doch reichen individuelle Gründe nicht aus, um die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts zu erklären. Auch nicht die selbstverständliche Voraussetzung reicher Begabung, umfassender Bildung, ehrgeizigen Strebens. Diese Bedingungen haben sich zu allen Zeiten bei Frauen vereint gefunden, wie ich Ihnen nächstens durch eine gedrängte Uebersicht beweisen kann.

Nein, unser Jahrhundert des beispiellosen Vorwärtsstürmens auf allen Gebieten des Wissens und Könnens reißt natürlich auch die Frauenwelt aus den bescheidenen Grenzen hervor, in denen sie sich bis dahin wohlbefunden hat.

Fragen wir nun: Alle diese Hunderte, ja Tausende, fühlen sie sich in ihrem Berufe glücklich?

Ich denke, es ergeht ihnen, wie uns Anderen auch: das, was wir selbst mit Ueberlegung zur Lebensaufgabe gewählt haben, wird ja wohl unserem Thatendrange entsprechen und unseren Ehrgeiz befriedigen.

Für das durchschnittliche Wohlergehen unserer Schriftstellerinnen, selbst wenn es ihnen an Entbehrungen und Enttäuschungen nicht gefehlt haben mag, kann ich Ihnen ein unanfechtbares Moment beibringen.

Nach der Verheißung ist ein langes Leben auf Erden mit dem Wohlergehen verbunden. Nun, eine unverhältnißmäßig hohe Altersziffer habe ich herausgerechnet aus einem Material, das, wenn es vollständiger wäre, noch viel günstigere Zahlen liefern würde.

Nur sehr wenige Dichterinnen sind jung gestorben; vor dem 20. Lebensjahre nur drei: Elisabeth Kulmann, Klara v. Goldstein und Elisabeth Ludwig.

Ganz vereinzelt finden sich Fälle von Wahnsinn oder Selbstmord.

Dagegen erreichen sehr Viele ein hohes Alter und zwar scheint unser Jahrhundert der Lebensdauer noch günstiger zu sein als das Vorige. Damals haben es schon 41% zu 70 und mehr Jahren gebracht, heute gar mindestens 54%, und noch eben erfreuen sich, abgesehen von etwas Jüngeren, wenigstens 8 Dichterinnen eines Daseins von mehr als 80 Jahren, darunter die ehrwürdige Freundin unserer Herzblättchen Thekla von Gumpert.

Gestützt auf diese statistische Thatsache, im Hinblick auf die konservirende Kraft des poetischen Handwerks könnte ich also, wenn ich ein Schalk wäre, auf die Frage: Warum dichten Frauen? auch wohl antworten: Weil sie dabei die Aussicht haben, ein hohes Alter zu erreichen.





Alte und neue Parteien in Deutschland.

Auf dem Gebiete des politischen Parteilebens giebt es eine absolute Wahrheit noch viel weniger als auf irgend einem anderen Gebiete. Man kann niemals von einer einzelnen politischen Partei sagen, daß ihre Bestrebungen allein berechtigt, oder daß sie ganz und gar unberechtigt seien. Jede politische Partei geht von bestimmten relativ richtigen Grundgedanken aus; aber ihre Fortentwickelung führt von selbst dazu, diese Grundgedanken in einseitiger und übertriebener Weise weiter auszubilden, indem man ihre nur bedingte Richtigkeit mit der unbedingten verwechselt, was nur unter gewissen Voraussetzungen zutrifft, für alle Fälle gelten läßt. So wird durch die Macht der Verhältnisse jede politische Partei ganz unwillkürlich in eine falsche Richtung gedrängt. Daraus folgt, daß ein unabhängig denkender Mensch, der sich seine Unabhängigkeit dauernd wahren will, mag er auch durch Geburt und Erziehung einer Partei näher stehen als einer anderen, doch kaum jemals in der Lage ist, sich einer bestimmten Partei in allen oder auch nur in allen wesentlichen Punkten anschließen zu können.

Das alles sind eigentlich triviale Wahrheiten, und doch erscheinen sie keineswegs als selbstverständlich in dem alle thatsächlichen Verhältnisse verzerrenden Hohlspiegel des heutigen wüsten Parteigetriebes. Wie suchen zur Zeit der Wahlkämpfe die einzelnen Parteien einander in marktschreierischen Versprechungen zu überbieten! Mit was für zweifelhaften, ja verwerflichen Mitteln wird dann der Stimmenfang betrieben! Wie behauptet dann jede Partei

im alleinigen Besitz des Universalheilmittels zu sein, womit die kranke Zeit zu heilen wäre! Und selbst in den ruhigeren Zeiten des politischen Waffenstillstandes werden die parteipolitischen Ueberzeugungen der Einzelnen nur zu leicht zu Scheuklappen, die ihre Träger blindlings einherstürmen lassen. Dem eingefleischten Parteimenschen ist es von vornherein unmöglich, eine objektive gerechte Würdigung des gegnerischen Standpunktes auch nur zu versuchen.

Wenn die Voraussetzungen, von denen die einzelne Partei ursprünglich ausgegangen ist, nur bedingte Geltung haben, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß die betreffende Partei, um stets auf der Höhe ihrer Zeit zu bleiben, sorgfältig auf alle wichtigen Veränderungen des Zeitgeistes zu achten hat, unermüdlich immer und immer wieder streben muß, sich den beständig wechselnden Forderungen der Gegenwart anzupassen, so weit sie dies nur irgend thun kann, ohne den Zusammenhang mit der eigenen Vergangenheit zu verlieren, und somit sich selbst aufzugeben. In unserer Zeit, wo die Formen des Lebens sich so viel schneller ändern als früher, wo ein Zeitraum von 30 Jahren an Fülle des Inhalts manches frühere Jahrhundert übertrifft, ist eine solche immerwährende Anpassung um so nothwendiger. Eine Frage ist es besonders, die gegenwärtig immer mehr in den Vordergrund tritt, immer mehr zum Brennpunkt auch des gesammten politischen Lebens in Deutschland wird: die soziale Frage. In welcher Weise haben nun die deutschen politischen Parteien dieser ihrer Pflicht, sich gemäß den neuen Zeitverhältnissen umzugestalten, genügt? Wie haben sie insbesondere zur sozialen Frage Stellung genommen? Die Antwort darauf giebt uns zugleich einen Maßstab für die kritische Beurtheilung aller politischen Parteien von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus.

Die alten rein politischen Parteien der Konservativen, der Nationalliberalen und der Freisinnigen haben sich zu einer Zeit herausgebildet, wo die soziale Frage noch nicht, wie in unseren Tagen, das gesammte öffentliche Leben beherrschte. Um so wichtiger war es für sie, alles, was in ihren Bestrebungen im Laufe der Zeit veraltet geworden war, als unnützen Ballast über Bord zu werfen, um so für die neuen Bedürfnisse der Gegenwart Platz zu schaffen.

Am wenigsten sind die Freisinnigen*) mit der neuen Zeit fortgeschritten. Diese Partei, aus den alten Demokraten von 1848 hervorgegangen, hat gegenwärtig mit letzteren wenig mehr als den freisinnigen Namen gemein. Die meisten Ziele, nach denen jene Demokraten gestrebt haben, sind nun erreicht; indem die Freisinnigen trotzdem immer noch weiter in der Opposition gegen die Regierung verharrten, wurden sie allmählich zu bloßen öden Neinsagern, ohne irgend welche positive Anregungen geschweige denn Leistungen. Eine verkehrte Auffassung der aus dem vorigen Jahrhundert übernommenen Toleranzideen hat, von den Freisinnigen auf die Spitze getrieben, die Partei zur Judenpartei schlechthin gemacht. Der unbedingte Philosemitismus der Freisinnigen, taub auch gegen die maßvollste und berechtigtste Kritik der dem Judenthume anhaftenden Fehler, beruht nur zum kleineren Theile auf einem übel angebrachten Idealismus, zum größeren auf rein geschäftlicher Grundlage. Die Partei ist zur einseitigen Vertreterin der Interessen des Handelsstandes, der Börse, geworden. Damit hängt es zusammen, daß die Freisinnigen auf wirthschaftlichem Gebiete Anhänger des jetzt gänzlich veralteten reinen Manchesterthums nach englischem Vorbilde sind. Dies Manchesterthum hat allerdings Englands Handel und Industrie auf den Gipfel der Entwickelung geführt, aber auf Kosten der übrigen Berufsarten. Ferner beachten die Freisinnigen nicht, daß Deutschland viel weniger Industriestaat, viel mehr Ackerbaustaat ist als England, und daß eine Entwickelung vom Ackerbaustaat zum Industriestaat für Deutschland keineswegs wünschenswerth wäre. Sie predigen das absolute „laisser aller" in allen wirthschaftlichen Fragen, sind natürlich durchaus Anhänger des Freihandels und Gegner einer starken Regierungsgewalt. Daß eine solche Partei allen vom Staat ausgehenden sozialen Reformen vollkommen ablehnend gegenübersteht, und überhaupt jede staatliche

*) Die Spaltung der Freisinnigen in die „Freisinnige Vereinigung" und die „Freisinnige Volkspartei" wird hier ebenso wenig berücksichtigt, wie die der Konservativen in „Deutschkonservative" und „Freikonservative". Trotz mancher Verschiedenheiten (besonders bei den beiden konservativen Gruppen) liegen in beiden Fällen eigentlich doch nur bloße Schattirungen einer einzigen einheitlichen Partei vor.

Sozialpolitik schroff bekämpft, liegt auf der Hand. Doch, wie kaum eine Partei ganz verdienstlos ist, so haben auch sogar die Freisinnigen wenigstens das eine Verdienst, einer so übermächtigen Persönlichkeit wie Bismarck gegenüber das Prinzip des Parlamentarismus hochgehalten, die Rechte des Reichstages energisch vertheidigt zu haben. Es handelt sich hier nicht darum, ob die freisinnige Opposition im einzelnen Falle am Platze war oder nicht — in sehr vielen Fällen war sie es jedenfalls nicht —, sondern wir haben es hier mit einer bloßen Prinzipienfrage zu thun. Und so betrachtet, ist eine verkehrte Opposition immer noch besser als gar keine. Ohne die starre, meist thörichte Opposition Eugen Richters und seiner Genossen wäre der Reichstag, besonders zu der Zeit, als die Sozialdemokraten wegen ihrer geringeren Anzahl noch wenig hervortraten, in Gefahr gewesen zu versumpfen, zur Bedeutungslosigkeit, zur bloßen Bewilligungsmaschine herabzusinken.

Die nationalliberale Partei, ursprünglich der rechte, durch die Ereignisse von 1864—1871 zufriedengestellte Flügel der alten demokratischen Fortschrittspartei, ist auch allmählich zu einer ständischen Partei geworden, d. h. einer solchen, die die Interessen bestimmter Stände vertritt. Die nationalliberale Partei ist gegenwärtig die Partei der Großindustriellen, der Professoren und akademisch gebildeten Beamten. Es ist den Nationalliberalen hoch anzurechnen, daß sie sich 1866 in schwerer Zeit von ihren demokratischen Parteigenossen lossagten und die Politik der Regierung freudig unterstützten. Dadurch wurde es erst Bismarck möglich, in verfassungsmäßiger Weise auf eine parlamentarische Mehrheit gestützt seine großartigen Pläne zu verwirklichen. Im Anfang der siebziger Jahre, als auch die deutsche Politik noch ganz von dem mächtigen Eindruck der Ereignisse und Errungenschaften des großen Krieges getragen wurde, entsprachen die nationalliberalen Grundsätze am meisten der in weiten Kreisen der Gebildeten vorherrschenden Zeitströmung. Damals hatte die Partei ihre Glanzzeit, von deren Ruhme sie noch heute zehrt, ohne daß die alten inzwischen stark abgeblaßten nationalliberalen Ruhmesthaten jener Zeit von dem Glanze neuer überstrahlt worden wären. Denn die fortschreitende Entwickelung der Partei hat

schon längst aufgehört. Sie hat die neu auftauchenden sozialen Probleme nicht genügend in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen gewußt, ja sogar verkehrter Weise es bisher überhaupt unterlassen, zur sozialen Frage in unzweideutiger Weise Stellung zu nehmen. Wie den Sozialdemokraten die Religion, so ist den Nationalliberalen die Sozialpolitik Privatsache, mit der die Partei als solche sich nicht zu befassen habe. Die meisten Nationalliberalen stehen sozialpolitischen Bestrebungen, wenn auch nicht völlig ablehnend, so doch gleichgültig gegenüber; nur einzelne Anhänger der Partei bilden eine Ausnahme. Unter ihnen ist besonders der Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Großindustrieller und Vertreter von Worms im Reichstage, zu nennen, der nicht nur die Wohlfahrt seiner eigenen Arbeiter durch mustergiltige Einrichtungen zu sichern verstanden hat, sondern auch mehrfach im Reichstage durch praktische Vorschläge warm für eine Besserung der verzweifelten Lage der Handwerker eingetreten ist. Solche Bestrebungen gereichen aber natürlich nur dem genannten Abgeordneten persönlich zum Ruhme, an dem seine Partei keinerlei Antheil hat. Die Nationalliberalen verlieren immer mehr an Boden im Volke; die Zersetzung, die die Freisinnigen schon längst erfaßt hat, greift auch in der nationalliberalen Partei stark um sich. Um aber völlig gerecht zu sein, sei hier eines großen Verdienstes der Nationalliberalen gedacht, das ihnen auch für die Zeit ihres Niederganges zuzuschreiben ist. Sie sind die einzige Partei, die stets und unter allen Umständen die maßlosen Ansprüche der Ultramontanen mannhaft bekämpft hat.

Die Konservativen sind die Hauptvertreter des Rechts des geschichtlich Gewordenen. Ihr wichtigster Grundsatz, daß die politische Entwickelung nur dann gedeihlich sein könne, wenn sie ohne gewaltsame Sprünge vor sich gehe, und den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verliere, ist gewiß berechtigt, aber nicht an sich, sondern nur als Ergänzung des vor allem den Fortschritt in der Entwickelung betonenden Liberalismus. Mit der sozialen Frage haben sich die Konservativen dadurch abgefunden, daß die 1878 vom Hofprediger Stöcker gegründete „christlich-soziale Partei“ zunächst im Verbande der konservativen Partei als ein besonderer Seitenzweig derselben verblieb, und so

innerhalb der Gesammtpartei die sozialpolitischen Bestrebungen vertrat. Dieser Verband lockerte sich aber allmählich, und als zu Anfang dieses Jahres Stöcker aus der konservativen Partei hinausgedrängt wurde, gab sein Austritt das Zeichen zu einer vollständigen Trennung beider Richtungen, zur Organisirung der „Christlich-Sozialen“ als einer neuen selbständigen Partei. Damit wurde die konservative Partei endgiltig, was sie zum größten Theile schon längst gewesen war, zur Standespartei, zur Partei des Adels und der Großgrundbesitzer. Der Umstand, daß ihr auch einige Bürgerliche, und sogar ein Handwerker, der Schneidermeister Jakobskötter, Reichstagsabgeordneter für Erfurt, angehören, ändert daran wenig. Die einseitige Vertretung der Standesinteressen, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, wie sie schon jetzt in den theilweise gewiß berechtigten, theilweise übertriebenen Forderungen des eine Gruppe der Konservativen bildenden „Bundes der Landwirthe“ zu Tage tritt (— freilich in noch viel höherem Grade, und mit weit geringerer Berechtigung beim Anhang der Börse, deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit für das gesammte Staatsleben nur sehr wenigen Nichtbörsianern einleuchtet, während die Landwirthschaft allgemein als das wichtigste gemeinnützige Gewerbe im Staate anerkannt wird —), diese einseitige Vertretung der Standesinteressen, die Vernachlässigung der immer dringender werdenden sozialen Bedürfnisse wird auch die konservative Partei dereinst zu Falle bringen. — Das Hauptverdienst der Konservativen ist ihr Eintreten für die Interessen des Protestantismus. Während die liberalen Kreise der Religion gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, haben die Konservativen stets die Wichtigkeit der Religion für das Gesammtwohl des Staates, und die Nothwendigkeit einer freien Entfaltung der evangelischen Kirche verfochten.

In der Entwickelung der soeben behandelten drei Parteien fällt uns leicht ein schon berührter gemeinsamer Zug auf: sie haben aufgehört, rein politische Parteien zu sein, und sind zu ständischen Parteien geworden. Dieser Umstand enthält zugleich den Keim ihres Zerfalles. Ein politischer Parteimann kann doch immerhin noch das Interesse der gesammten Volkskreise vertreten, das er nur von einem bestimmten Standpunkt aus, und je nach

der Farbe seiner Parteibrille auffaßt. Ein ständischer Parteimann dagegen, der das Gesammtinteresse des Staates nicht über das eigene enge Standesinteresse zu stellen vermag, ist auf die Dauer, wenigstens als Glied einer öffentlichen Volksvertretung, unmöglich. Denn selbstverständlich kann eine Volksvertretung als Ganzes nur dann für das Gesammtwohl des Staates ersprießlich wirken, wenn jedes einzelne Mitglied derselben sich als Vertreter des ganzen Volkes betrachtet, und diesen Gesichtspunkt für alle seine Entschließungen und Handlungen maßgebend sein läßt.

Im engsten Zusammenhange mit Obigem steht es, daß die neueren Parteien, zu denen wir jetzt übergehen, nicht mehr durch ein rein politisches Moment in's Leben gerufen worden sind, oder zusammengehalten werden. Im Zentrum z. B., einer unerfreulichen Schöpfung des Jahres 1870, vereinigen sich die verschiedensten politischen Richtungen, aristokratische und demokratische, förderalistische und partikularistische Elemente, die nur der allen gemeinsame Katholizismus zusammengefügt hat. Diese verschiedenartigen Bestandtheile des Zentrums widerstreben einander so sehr, daß der wenig harmonische Bau immer auf's Neue in Gefahr geräth auseinanderzufallen. Nur einem so ungewöhnlich geschickten Führer wie Windthorst war es möglich, die Gegensätze innerhalb der Partei wenigstens nach außen hin zu verdecken, ja sogar die Partei zu derjenigen zu machen, die auch jetzt noch im Reichstage bei den meisten Verhandlungen den Ausschlag giebt. Schon gleich nach Windthorst's Tode trat der mühsam und nothdürftig zusammengekittete Riß wieder klaffend hervor, wobei vorläufig die aristokratischen Anhänger des Zentrums von ihren demokratischen Parteigenossen verdrängt wurden. Es ist klar, daß die Religion allein überhaupt nicht, auch nicht einmal die katholische Religion mit ihrer großartigen Organisation und fast militärischen Zucht, eine politische Partei von so wenig einheitlichem Gepräge auf die Dauer zusammenhalten kann; trotz seiner jetzt noch immer sehr beträchtlichen Machtfülle wird das Zentrum entweder zerbröckeln, oder sich auch in nichtreligiösen Fragen eine Einheit von Bestand erkämpfen, d. h. einer der anderen bestehenden Parteien näher treten. — Von einer so bunt zusammengewürfelten Partei ist eine einheitliche Auffassung nur in kirchenpolitischen Fragen zu

erwarten. In sozialpolitischen Dingen besteht ebensowenig eine Einheit wie bei den Nationalliberalen. Neben verdienstvollen Vorkämpfern einer thatkräftigen sozialen Reform, unter denen der Kaplan Hitze, Professor in Münster i. W. und Reichstagsabgeordneter für Geilenkirchen, obenan steht, befinden sich andere Mitglieder der Partei, die sich um das wichtigste Problem des öffentlichen Lebens der Gegenwart herzlich wenig kümmern. — Ein allgemeines Verdienst um das gesammte Vaterland vermag Schreiber dieses, bei allem Bemühen, gerecht und objektiv zu urtheilen, dem Zentrum nicht zuzugestehen. Im Gegentheil, zwei Umstände haben das Zentrum zu einer Partei gemacht, die dem deutschen Reiche zu schwerem Unheil gereicht hat und noch gereicht. Einerseits der Umstand, daß das Zentrum sein Oberhaupt und zugleich seinen Schwerpunkt im Papste hat, also in einem Ausländer und außerhalb des eigenen Landes. Dadurch wird den deutschen „Ultramontanen" eine wahrhaft nationale Gesinnung, ein Aufgehen im Dienste für das Vaterland sehr erschwert, besonders da der Papst sich für berechtigt hält, auch in allen nicht rein kirchlichen Angelegenheiten den Gläubigen Vorschriften zu machen. Die Wahrheit des Spruches: „Niemand kann zwei Herren dienen", tritt in diesem Falle ganz besonders deutlich hervor. Andererseits ist die Macht, die das Zentrum durch die Anzahl seiner Mitglieder im Reichstage und in vielen Einzellandtagen ausübt, vielfach verhängnißvoll, da die Regierungen sich daran gewöhnt haben, diese Macht stets, oft über Gebühr und zum Schaden der Gesammtheit, zu berücksichtigen.

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Sozialdemokraten, der deutsch-sozialen Reformpartei und der Christlich-Sozialen. Gemeinsam ist allen dreien, trotz des schroffen Gegensatzes, in dem die Sozialdemokratie zu den beiden zuletzt genannten Parteien steht, daß die soziale Frage und deren Lösung den Kern ihres Programms ausmacht, wie schon aus den Namen der drei Parteien hervorgeht.

Beginnen wir mit den Sozialdemokraten. Diese Partei in ihrer heutigen Form ist 1875 durch Verschmelzung mehrerer einander verwandter Richtungen entstanden. Auch sie ist als Partei der Arbeiter und Proletarier eine ständische Partei, aber doch in anderem Sinne als die oben behandelten Parteien.

Denn die Standesinteressen, die diese vertreten, haben mit der sozialen Frage wenig oder gar nichts zu schaffen, während die zukünftige Gestaltung der Lage der Arbeiter gerade der Punkt ist, um den sich diese ganze Frage dreht. Ueber die Sozialdemokratie und ihre Ziele ist schon so viel geschrieben worden, daß ich mich hier kurz fassen will, um nicht schon oft Gesagtes zu wiederholen. Daß das beständige Anwachsen des Kapitalismus den Gegensatz von Arm und Reich immer schroffer, die Armuth immer drückender macht, daß die gewaltige Entwickelung der Technik, die weiter und weiter um sich greifende Maschinenarbeit den Arbeiter immer mehr selbst zur Maschine, zum hilflosen Werkzeug in der Hand des Kapitalisten herabdrückt, daß es auf dem bisherigen Wege der wirthschaftlichen Gestaltung nicht weiter fortgehen kann, darüber sind nicht nur die Sozialdemokraten, sondern alle billig denkenden und warm fühlenden Menschen schon lange einig. Es fragt sich nur, ob eine vollständige Umwälzung der ganzen heutigen Gesellschaftsordnung, wie die Sozialdemokratie sie wünscht, die alleinige Grundlage der Lösung der sozialen Frage bildet, oder ob diese Lösung auch ohne eine solche Umwälzung, die doch gewiß nur unter den schwersten das Volksleben bis in's innerste Mark erschütternden Kämpfen zustande kommen könnte, durch kräftige soziale Reformen möglich wäre. Letzteres behaupten die deutschsozialen Reformer und die Christlich-Sozialen, während die Sozialdemokraten jene Umwälzung für unbedingt nothwendig erklären. Also soziale Reform oder Revolution? Das ist die Frage, deren Beantwortung die wichtigste Aufgabe sein wird, welche unser Jahrhundert dem kommenden übermacht, eine Aufgabe, die das Wohl und Wehe des ganzen deutschen Volkes in sich schließt. Wie die bisherige Entwickelung wahrscheinlich macht, werden die Parteien, die auch sogar einer sozialen Reform Feind sind, dereinst von der Sturmfluth der Zeit hinweggeschwemmt werden, daß keine Spur von ihnen übrig bleibt, und in dem immer erbitterter werdenden Kampfe um die Lösung der sozialen Frage werden sich schließlich nur die zwei großen Parteien der Reformfreunde und der Revolutionäre gegenüberstehen, und auf Leben und Tod mit einander ringen. So sehr aber auch eine Besserung der Arbeitslöhne, eine wirksame Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung,

die Beschaffung von menschenwürdigen Arbeiterwohnungen, die Einschränkung des Großkapitals durch scharfe Besteuerung der großen Einkommen, so sehr alle diese Maßregeln vom Standpunkt der sozialen Reform anzustreben sind, so wird doch auch der entschiedenste Reformfreund die gänzliche Abschaffung des Eigenthums an Produktionsmitteln, welche die Sozialdemokraten durchführen wollen, für höchst bedenklich halten. Denn damit wäre das Privateigenthum überhaupt im wesentlichen abgeschafft, also dem einzelnen Menschen die Haupttriebfeder seines Handelns und Strebens genommen. Die feindselige Haltung der Sozialdemokratie zur Religion und Monarchie, der internationale Charakter der Partei, der ihre Anhänger veranlaßt, jeden Ausfluß warmer patriotischer Begeisterung mit Spott und Hohn zu übergießen, untergraben den Staat in seinen Wurzeln; sie sind um so drohendere Gefahren, je mehr die Partei in der bisherigen Weise anwächst. — Die Sozialdemokratie ist als solche eine Frucht unseres modernen auf das Soziale gerichteten Zeitgeistes. Wie sie von diesem die Keime ihrer Entwickelung empfangen hat, so hat sie ihrerseits wieder auf die anderen Parteien befruchtend gewirkt, indem sie diesen die Bedeutung der sozialen Frage in ihrem ganzen furchtbaren Ernst eingeschärft, zu der sozialpolitischen Gesetzgebung der Regierung den eigentlichen und ersten Anstoß gegeben hat. Dies ist das einzige, in seiner Wirkung zwar große, aber ziemlich unfreiwillige Verdienst der Sozialdemokratie. Sie hat den Dienst eines Sturmbocks geleistet, der in die morsche Mauer der alten Zeit die erste Bresche geschlagen hat.

Die deutsch-soziale Reformpartei ist erst 1894 durch Vereinigung von zwei kleineren antisemitischen Parteien entstanden. Sie kehrt vor allem das deutsch-nationale Selbstbewußtsein gegenüber den nichtdeutschen Stämmen im Reiche, besonders gegenüber den Juden, hervor, und betont die Nothwendigkeit der Erhaltung und Kräftigung des Mittelstandes. Der schädliche Einfluß des Judenthums äußert sich sowohl auf wirthschaftlichem als auch auf geistigem Gebiete. Die Juden haben in äußerst geschickter Weise nach ihrer Emanzipation die liberalen Toleranzideen zu ihren Gunsten, und auf Kosten der Deutschen zu verwerthen gewußt. Die vielgerühmten liberalen Errungenschaften

der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit sind hauptsächlich jüdischen Händlern und Hausierern zu statten gekommen, während mancher solide Handwerker von dem durch die Gewerbefreiheit großgezogenen Pfuscherthume mit seiner schamlosen Schleuderkonkurrenz zu Grunde gerichtet wurde, und der Bauer, der, von dem Rechte der Freizügigkeit Gebrauch machend, seine heimische Scholle verließ und als Fabrikarbeiter in die großen Städte zog, meistens gänzlicher Verarmung verfiel, und, als Proletarier, der Sozialdemokratie zur willkommenen Beute wurde. Auf wirthschaftlichem Gebiete ist das Judenthum der Schmarotzer, der ohne eigene Arbeit sich mühelos an fremdem Gute bereichert. Die Kriminalstatistik zeigt, daß Wucher, betrügerischer Bankerott, und überhaupt alle Verbrechen am Eigenthum, die nicht mit persönlicher Lebensgefahr verbunden sind, geradezu jüdisches Monopol genannt werden dürfen. Es ist allgemein bekannt, mit welcher Vorliebe sich die Juden in solche Berufsarten drängen, in denen ohne wirkliche produktive Arbeit ein Gewinn zu erwarten ist, oft Berufsarten, die mit germanischen Ehrbegriffen nur schwer vereinbar sind, eine ausgesprochene Abneigung haben sie aber gegen körperliche Anstrengungen aller Art, und gegen solche geistige Arbeit, die nur einen ideellen Gewinn verspricht. Daß das Judenthum allmählich zum unumschränkten Beherrscher der Börse geworden ist, habe ich schon berührt. Auch auf geistigem Gebiete wirkt es nur schädigend. Das gesammte Zeitungswesen in Deutschland geräth immer mehr in seine Hände, oder wenigstens unter seinen Einfluß. Die jüdischen Zeitungsschreiber pflegen jede ungünstige Kritik über ihre Stammesgenossen als reaktionären mittelalterlichen Antisemitismus zu brandmarken. Sie richten vermöge der gewaltigen Macht der Presse in einer großen Anzahl von Köpfen in Bezug auf alles, was mit ihrer Rassengemeinschaft irgendwie zusammenhängt, eine heillose Begriffsverwirrung an. Der jüdische Einfluß auf das deutsche Geistesleben ist nur zersetzender Art. Die hervorragende geistige Begabung der Juden ist eine Fabel. Nur in der Stärke des Erwerbstriebes, und in der Fähigkeit, diesen zu befriedigen, ist der Jude dem Deutschen und den übrigen Europäern überlegen. Kein einziger Geist ersten Ranges, außer Spinoza, ist seit dem Anfang unserer Zeitrechnung

aus dem Schoße des Judenthums hervorgegangen. Keine einzige hervorragende Erfindung oder Entdeckung ist jemals von einem Juden gemacht worden. Wahrhaft bedeutende und fruchtbare Anregungen, wirklich schöpferische Großthaten auf geistigem Gebiete hat Deutschland dem litterarischen und Preßjudenthum ebensowenig zu verdanken wie andere Länder. Wohl aber ist dieses Preßjudenthum unermüdlich darin, alles, was als Ausdruck und Bethätigung lebendigen christlichen Glaubens im deutschen Volksleben zu Tage tritt, zu verhöhnen und in den Staub zu ziehen, das Christenthum als eine längst überwundene Kulturstufe hinzustellen. Für die immer mehr sich verbreitende religionsfeindliche Stimmung in weiten deutschen Volkskreisen ist zum großen Theil die jüdische Presse verantwortlich. Besonders merkwürdig ist dabei, daß dieselbe Presse sich vor einem Angriff auf die jüdische Religion wohl hütet, obwohl diese mit ihren starren abgelebten Formeln und Buchstabengesetzen eine abfällige Kritik weit eher herausfordert. Auch ganz veraltete jüdische Gebräuche, die wie das Schächten mit dem ethischen Kern der Religion, den die Juden sonst immer so gern in den Vordergrund stellen, garnichts zu thun haben, und noch dazu eine große Thierquälerei sind, werden von jener Presse krampfhaft vertheidigt. — Unter solchen Umständen ist der moderne Antisemitismus weiter nichts als eine durchaus berechtigte und natürliche Nothwehr. Ueber einzelnen, zum Theil allerdings bedenklichen Ausschreitungen, die diese Bewegung hervorgerufen hat, muß man ihren gesunden und vernünftigen Kern nicht übersehen. Die Antisemiten haben das große Verdienst, zuerst das deutsche Volk aufgerüttelt und auf die vom Judenthum her drohenden Gefahren aufmerksam gemacht zu haben. Von den übrigen Parteien waren die Konservativen die ersten, die dem Weckruf folgten und sich dem Kampfe gegen das Judenthum anschlossen. Neuerdings hat aber der antisemitische Eifer der Konservativen wieder merklich nachgelassen, nicht aus sachlichen Gründen, weil die Gefahr geringer geworden wäre, sondern aus parteipolitischen Rücksichten, weil die konservativen Aristokraten sich als Gegner der demokratisch angehauchten Antisemiten fühlen, und weil diese den konservativen Besitzstand an Wahlstimmen bedrohen. Die übrigen Parteien, die sich Anfangs hartnäckig

jeder antisemitischen Warnung verschlossen, die Bewegung als ungesundes Produkt einiger hirnverbrannter Schwärmer kennzeichneten, fangen jetzt doch ganz allmählich auch an, hier und da antisemitische Anwandlungen zu zeigen, natürlich mit Ausnahme der ganz unheilbaren Freisinnigen.

Als Vertreterin der Interessen des Mittelstandes, der Handwerker, kleinen Gewerbetreibenden und Beamten, der kleinen Leute überhaupt ist auch die deutsch-soziale Reformpartei eine Standespartei; sie steht aber doch, ebenso wie die Sozialdemokraten, durchaus im Gegensatz zu den übrigen Standesparteien, insofern das Betonen der Standesinteressen, die sie vertritt, ebenfalls auf das engste mit der sozialen Frage zusammenhängt. Denn wenn die schnell fortschreitende Aufsaugung des Mittelstandes durch das Proletarierthum aufgehalten, und schließlich ganz zum Stillstand gebracht würde, wenn ein leistungsfähiger Mittelstand in der Form von selbständigen Einzelbetrieben erhalten bliebe, dann wäre wirklich die Gefahr der sozialen Revolution beseitigt, und damit ein wichtiger Theil der sozialen Frage gelöst.

Die antisemitische Bewegung krankt, so berechtigt und nothwendig ihr Kern auch sein mag, an einigen großen Mängeln, die allerdings mehr auf äußere Umstände als auf innere Ursachen zurückzuführen sind. Vor allem fehlt es der Partei an wirklich bedeutenden Führern. Außer dem Reichstagsabgeordneten Liebermann von Sonnenberg besitzt sie keinen Vertreter im Reichstage, der über das Durchschnittsmaß hinausragt, und auch Liebermann ist nur ein politischer Führer zweiten Ranges. Daß einige dunkle Ehrenmänner wie Ahlwardt sich an die Partei herangedrängt und ihr Ansehen schwer geschädigt haben, ist zwar beklagenswerth, gehört aber zu den Absurditäten des Mostes, der zuletzt doch noch 'nen Wein giebt. Alle starken elementaren Volksbewegungen haben Aehnliches erlebt. Weil der Antisemitismus nicht im Besitze des nöthigen Kapitals ist, befindet sich die antisemitische Presse, mit wenigen Ausnahmen, noch auf einer recht rohen, den gebildeten Leser wenig befriedigenden Anfangsstufe; sie leidet an bedenklicher Einseitigkeit, indem sie alle Dinge zum Judenthum in Beziehung bringt, und andere Fragen von allgemeinem Interesse, die keinerlei Beziehung zu jenem haben,

zu wenig beachtet. Der Hauptpflicht eines jeden Agitators, sich vor Uebertreibungen zu hüten und beständig zum Maßhalten zu mahnen, ist von antisemitischer Seite bisher nur in recht mangelhafter Weise genügt worden. Viele Antisemiten glauben, von der Lösung der Judenfrage das alleinige Heil der Zukunft erwarten zu dürfen; aber so dringlich die Judenfrage auch geworden sein mag, gegenüber der sozialen Frage ist sie nur von nebensächlicher Bedeutung. Während diese kaum jemals ganz zu lösen sein wird, hieße es an der gesunden Kraft des deutschen Volkes verzweifeln, wenn man annehmen wollte, es werde ihm nie gelingen, sich der fremden jüdischen Eindringlinge wirksam zu erwehren, und so die Judenfrage in irgend einer Form zu lösen. Eine völlige Aufhebung der Judenemanzipation wird sich freilich, nachdem einmal diese Emanzipation thörichter Weise gewährt worden ist, kaum durchführen lassen, aber es giebt ja sonst noch Mittel und Wege genug, den jüdischen Einfluß einzudämmen und unschädlich zu machen.

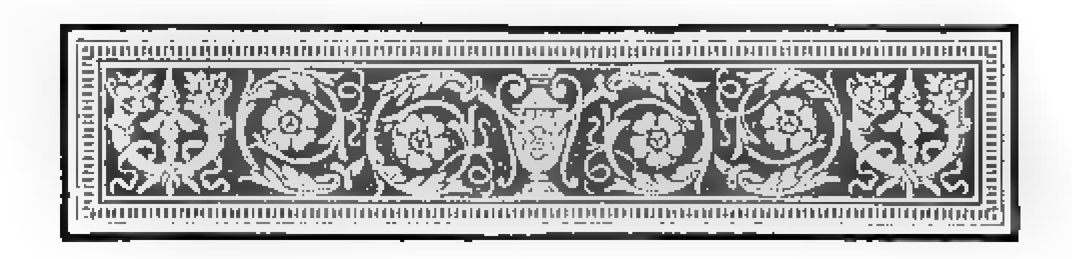
Wenn die deutsch-soziale Reformpartei, wie Verfasser glaubt, sich als Zukunftspartei von dauerndem Bestande bewähren wird, so ist es nicht das negative Element des Antisemitismus, sondern das positive der sozialen Reform, was ihr einen solchen Bestand sichert. Ein solches rein negatives Element ist überhaupt nicht im Stande, eine Partei auf die Länge der Zeit zusammenzuhalten. In keinem Falle ist der Antisemitismus als parteibildender Faktor von Dauer; denn wird die Judenfrage nicht über kurz oder lang gelöst, so scheitert er an der Nichterfüllung seiner Aufgabe, und wird sie, wie es wahrscheinlich ist, in irgend einer einigermaßen befriedigenden Weise gelöst, so muß er ebenfalls aufhören, weil ihm dann nichts mehr zu thun übrig bleibt. Dann wird die deutsch-soziale Reformpartei, der bis dahin hauptsächlich der Antisemitismus sein charakteristisches Gepräge aufgedrückt hatte, noch mehr als jetzt zur sozialen Reformpartei auf rein positiver Grundlage.

Die Christlich-Sozialen stehen, obgleich sie sich erst in jüngster Zeit von der konservativen Partei abgelöst haben, innerlich den deutsch-sozialen Reformern viel näher. Beide Parteien verfolgen im Grunde das gleiche Ziel der sozialen Reform, nur

daß die Deutsch-Sozialen mehr die Judenfrage, die Christlich-Sozialen mehr das religiöse Moment hervorheben. Innerhalb der christlich-sozialen Partei bestehen seit kurzem zwei verschiedene Schattirungen derselben Richtung: ein Theil der Partei unter Stöcker steht mehr nach rechts, während ein anderer Theil unter Führung des Pfarrers Naumann in Frankfurt a. M. eine radikalere Tonart anschlägt. Ich hatte Ende Februar dieses Jahres Gelegenheit, diesen in letzter Zeit so viel genannten Mann in Dresden in zwei Volksversammlungen zu hören; sein Auftreten hat nicht nur auf mich, sondern auf die ganze Versammlung einen gewaltigen Eindruck gemacht. Ich habe noch niemals zuvor einen Volksredner kennen gelernt, der so ganz durchdrungen war von dem, was er sprach, der so sehr bereit schien, seine vorgetragenen Ansichten mit der Wucht seiner ganzen Persönlichkeit zu decken, und der zugleich mit so wohlthuender versöhnlicher Milde die Ansichten seiner Gegner bekämpfte. Naumann besitzt alle wesentlichen Eigenschaften eines Reformators im großen Stil: hinreißende Begeisterung für die von ihm vertretene Sache, Opferfreudigkeit, den unerschrockenen Muth der Ueberzeugung, und auch, wie aus seiner Schilderung der von ihm in's Leben gerufenen evangelischen Arbeitervereine offenbar wurde, ein bedeutendes praktisches Organisationstalent. Ohne Zweifel wird er bald in den Reichstag gewählt werden, und überhaupt in Zukunft eine maßgebende politische Rolle spielen, einer der führenden Geister seiner Zeit werden. Wenn es überhaupt jemandem gelingen kann, das Ziel, das Naumann sich gesteckt hat, zu erreichen: die großen Massen der Arbeiter für Christenthum, Monarchie und Vaterland zurückzuerobern, dann wird es ihm gelingen, der dazu berufen scheint, wie kein anderer.

Die deutsch-sozialen Reformer und die Christlich-Sozialen werden gewiß in absehbarer Zeit zu einer einzigen großen sozialen Reformpartei verschmelzen, und als solche den Hauptkampf mit der revolutionären Sozialdemokratie auszufechten haben. Wie wird die Entscheidungsschlacht ausfallen?

Dr. Eduard Eckhardt.



Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preußischen Staatsarchivs.

(Fortsetzung.)

63. B., 6. Okt. Rückmann fährt fort, den Unzufriedenen Versprechungen zu machen. Manteuffel hat aus Warschau dem Herzog gemeldet, daß er auf seiner Heimkehr aus Karlsbad in Dresden erfahren habe, Prinz Karl von Sachsen habe in Pillnitz den König gebeten, dahin zu wirken, daß seine Tochter den Titel Prinzessin von Kurland und 100,000 Dukaten erhalte, um ein passendes Unterkommen zu finden. Der Herzog sei nun in Sorge, daß er die Aussteuer werde zahlen müssen, daß ferner dadurch eine Heirath zwischen dieser Prinzessin und dem ältesten Sohne des Prinzen Karl Biron zu Stande komme, infolge deren der Kurfürst, wenn er König von Polen werde, die Erbfolge in Kurland der jüngeren Linie Biron zuwenden könnte. Dann würde dieser Zweig auch die Herrschaft Wartenberg beanspruchen, die nach dem Fideikommiß Ernst Johann's beim Herzogthum bleiben solle. Freilich habe die Stiftung, da sie nicht vom Könige bestätigt sei, in Schlesien keine Geltung erlangt; dennoch würde, wenn der König daraus nicht ein weibliches Lehn mache, ein erbitterter Rechtsstreit entstehen.

64. B., 13. Okt. Der Herzog sei sehr in Sorge wegen der Pläne Karl's von Sachsen. „Ew. Majestät werden schon wissen, daß der jüngere Prinz von Oranien von Allen der erwünschteste Schwiegersohn für den Herzog und die Herzogin

wäre". Der Herzog dränge H. immer wieder, ihm zu sagen, wie der König darüber denke, weshalb H. nochmals darauf zurückkomme. „Vor Allem beginne ich mit dem ehrfurchtsvollen Bekenntniß, daß bei der gegenwärtigen Sachlage meiner schwachen Einsicht nach Kurland keineswegs mir als ein für die preußische Monarchie gleichgültiges Objekt erscheint, so klein dieser Staat auch ist; seine Lage scheint ihm für uns Bedeutung zu verleihen. Zwei seiner Nachbarn haben freilich einander entgegengesetzte Pläne, die aber, ob nun der eine der Nachbarn oder der andere siege, stets zu unserem Schaden gereichen werden. Die Geschichte dieses ganzen Jahrhunderts giebt greifbare Beweise dafür, daß Rußland Kurland wie eine russische Provinz behandelt hat." Rußland habe stets gesucht, dort seinen Einfluß auszudehnen durch Förderung der Projekte zu Gunsten des Grafen Bobrinski, des Fürsten Potemkin, des Grafen Woronzow auf das Herzogthum, „und noch eine Menge anderer Umstände bezeugt, daß dieser ehrgeizige und unternehmende Hof immer bemüht ist seine Macht in diesem Lande zu mehren. Wenn es ihm gelänge, dem Lande wieder eine seiner Kreaturen zum Herzog zu geben, und wenn diese Kreatur von Nation russisch wäre, so würde Kurland weniger als jemals ein Zwischenstaat zwischen Rußland und Preußen sein, sondern eine Art von vorgeschobenem Werke für ersteres, welches sich bis zu unseren Grenzen ausdehnen würde". Diese Erwägung müsse in der gegenwärtigen Lage den Ausschlag geben. Der russische Einfluß sei augenblicklich zwar gesunken, aber Rußland strebe darnach, ihn wieder zu gewinnen; man müsse den Moment benutzen, um es daran zu hindern; einen gefährlichen Nachbar soweit wie möglich zu entfernen suchen; Kurland die Existenz zu sichern suchen, deren es fähig ist, und es für Preußen nutzbar machen. Ebenso müsse Polen gehindert werden zu mächtig in Kurland zu werden, sei es durch Errichtung einer von ihm allzu abhängigen Dynastie, sei es durch Inkorporation. Im letzterem Falle könnte Polen sich einen direkten Handel schaffen. Alle diese Mißstände könnten beseitigt werden, wenn der König Kurland einen Herzog gebe, der, weder von Polen noch von Rußland abhängig, Sr. Majestät nahe genug, stände um sich auf ihn zu verlassen ohne bei den Nachbarmächten Mißtrauen zu wecken, wie es bei einem Prinzen

eines großen Hauses geschehen würde. Alle diese Eigenschaften finden sich bei dem jungen Prinzen von Oranien. Man könnte fragen, ob Kurland eines inneren Zusammenhalts fähig sei, ob die Unterstützung, die Preußen ihm leisten müßte, dieses nicht zu sehr belasten würde, ob es der Mühe lohne, ihm zur Haltbarkeit zu verhelfen. Die Regierung Herzog Jakobs sei eine Antwort auf zwei dieser Fragen. „Dieser Fürst liefert den Beweis dafür, was ein Herzog von Kurland, der ein Mann von Kopf ist und seine Quellen auszubeuten weiß, zu leisten im Stande ist, und die Rolle, die er in kritischen Zeiten zwischen Rußland, Polen und Schweden spielte, bezeugt, von welchem Nutzen ein Souverän dieses Landes für Denjenigen sein kann, zu dessen Gunsten er sich entschieden hat." Bei der Förderung des Prinzen von Oranien würden Holland und England Preußen zur Seite stehen und vielleicht vortheilhafte Aussichten für den Handel Kurlands bieten. Freilich bringe dieser Plan auch Gefahren, und dieselben wären in einem anderen Zeitpunkt vielleicht sogar unüberwindliche. Aber offenbar bedürfen die Höfe von Wien, Dresden und Warschau der Unterstützung Preußens für ihre Pläne und müßten es daher schonen, und was Rußland angehe, so werde man, wenn jemals, seine Zustimmung jetzt erlangen, da es vom Kriege erschöpft sei. Endlich wäre dieser Plan ein Prüfstein für die Gesinnungen all dieser Höfe. Wenn aber der König sich für diesen Plan entscheiden sollte, so wäre Eile noth, ehe das Geheimniß gebrochen würde. H. bittet endlich noch um Genehmigung, daß Pilten den König zum Schiedsrichter in seinem Streit mit Polen anrufen dürfe; denn Pilten ziehe dem Urtheil einer parteiischen Kommission dasjenige der Höfe vor, welche es für die Garanten seiner Existenz ansehe.

65. B., 16. Okt. Laut Nachrichten aus Petersburg suche Potemkin mit allen Mitteln den Abschluß des Friedens mit der Pforte zu hintertreiben.

K., 27. Okt. Das Projekt der Heirath zwischen Friedrich von Oranien und Wilhelmine von Kurland sei zur Sprache gebracht worden von der Prinzessin von Oranien bei ihrem letzten Besuch in Berlin. Sowohl die Liebe zur Schwester als die Aussicht auf den Nutzen dieses Planes lege denselben dem Könige

sehr nahe. Der Herzog werde durch die Herzogin schon benachrichtigt worden sein von den vorläufigen Schritten des Königs. Er habe dem Wiener Hof vertrauliche Eröffnungen gemacht, indem er den Kaiser gebeten, den russischen Hof zu sondiren und zu bearbeiten. Er erwarte nun die Antwort, je nach welcher er direkte Verhandlungen mit Petersburg oder mit Polen anknüpfen werde. Verschwiegenheit sei Hauptbedingung des Gelingens. — Der Friede sollte infolge energischen Widerstandes der Kaiserin gegen die Wünsche Potemkins schon am 22. September a. St. in Jassy unterzeichnet werden.

66. B., 20. Okt. Die Rechte des Herzogs müssen ganz besonders jetzt geschützt werden, seit der Plan bestehe, den Prinzen von Oranien zur Nachfolge zu bringen; daher müsse verhindert werden, daß die souzeräne Macht die herzoglichen Rechte einschränke. Die Thätigkeit der Kommission müßte aufgehalten werden bis die Herzogin nach Warschau komme und bewirke, daß günstigere Dispositionen in derselben herrschend würden. Jetzt sei der allergünstigste Moment um die Sukzessionsfrage durchzusetzen in Petersburg, wo, wie Viele fürchten, Potemkin durch irgend einen Akt der Willkür versuchen werde, die Pforte zur Erklärung der Unabhängigkeit von Moldau und Wallachei zu nöthigen, entgegen dem Willen der Kaiserin. Auch werde in Petersburg erzählt, es werde dafür intriguirt, daß die Großfürstin einen „amant“ nehme, wozu Potemkin antreibe.

R., 29. Okt. Der König ist erfreut mittheilen zu können, daß man in Warschau durchgesetzt habe, daß die Sitzungen der für den Prozeß zwischen Herzog und Adel niedergesetzten Kommission, um 3 Monate prolongirt worden seien, so daß die Herzogin, welche dorthin unterwegs sei, Zeit haben werde einzugreifen. Goltz werde sie unterstützen. Wenn es sich mit dem Friedenskongreß so verhalte wie H. berichte, so könne der Tod Potemkin's der Kaiserin nur angenehm gewesen sein. Nun werde der Friede wohl rasch gezeichnet werden, da Potemkin kurz vor seinem Tode den Befehl erhalten habe, die Verhandlungen zu beschleunigen.

67. B., 27. Okt. In den russischen Nachbarprovinzen Alles ruhig; die Truppen ziehen sich ins Innere zurück. In voriger Woche habe er, H., einige Tage beim Herzog, 5 Meilen von der

Stadt, wo die Jagd den Herzog zurückhalte, zugebracht. H. hat ihm die Befehle des Königs in Betreff seiner selbst sowie die an Goltz in Betreff Piltens mitgetheilt. Der Herzog habe die Betheuerungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit erneuert. Der Herzog habe ihm seinerseits Briefe der Herzogin über die Pläne des Königs wegen der Erbfolge mitgetheilt. H. habe die Gelegenheit ergriffen, um dem Herzog die Nothwendigkeit klar zu machen, sich eine eigene Partei im Lande zu schaffen, ohne welche er zu besorgen habe, daß der Adel ihm stets Hindernisse bereiten und die Höfe das benutzen könnten, um den Plan mit dem Prinzen von Oranien zu vereiteln. „Unglücklicher Weise halte ich den Herzog für unfähig, meine Rathschläge auszuführen, so viel Mühe ich mir auch gebe, um sie ihm annehmbar zu machen; und ich glaube, daß wenn es darauf ankommen wird, Hand ans Werk zu legen, es besser ist, ohne ihn zu Gunsten des Prinzen von Oranien eine Partei zu bilden, von der man im Nothfall Gebrauch machen könnte, um selbst Se. Fürstl. Durchlaucht zu nöthigen, sich den Vorschriften zu unterwerfen, welche das Interesse seiner eigenen Familie von ihm fordert. Was mich beunruhigt, ist die voreilige Mittheilung, welche der Herr von Reeden dem Fürsten Jablonowski in Berlin*) gemacht hat; denn wenn die Sache zu früh bekannt wird, so fängt die dem Herzog feindliche Kabale an, davon Nutzen zu ziehen, und wenn sie auch nicht aufrichtig dem Prinzen Karl von Biron ergeben ist, so würde sie sich doch stellen, als wäre sie es, und wird es sehr leicht finden, die Unterhandlungen zu verwickeln und zu hindern. Noch immer bestimmter Befehle von Seiten Ew. K. Majestät in dieser Hinsicht entbehrend, beschränke ich mich darauf, ohne Affektation zu sagen, daß nichts für den Kurländischen Hof wünschenswerther sein könnte, als die Möglichkeit, recht bald und bei Lebzeiten des Herzogs die Thronfolge festzusetzen". Die Verwünschung, welche die Kaiserin Katharina vor mehreren Jahren gegen den jüngeren Zweig des herzoglichen Hauses bekanntlich ausgestoßen habe, diene ihm (H.) als Beweis dafür, daß J. M. nie diesen Zweig zur Thronfolge werde gelangen lassen. Der Herr von L. suche sich ihm zu nähern. Man dürfe

*) Polnischer Gesandter in Berlin.

sich diesem Manne nicht anvertrauen, aber man müsse ihn bestechen und könnte davon einen erheblichen Vortheil ziehen. Die häuslichen Angelegenheiten L.'s drängen ihn, andere Hülfsquellen aufzusuchen.

K., 7. Nov. Stimmt dem von H. dem Herzog ertheilten Rath vollkommen zu. H. werde an der Herzogin, wenn sie heimkehre, eine gute Stütze finden.

68. B., 3. Nov. H. hat eine kleine Reise durch das Land gemacht, um Bekanntschaften anzuknüpfen und die Stimmung zu beobachten; das sei der einzige Weg, denn der Adel komme sehr wenig nach Mitau, um so weniger als der Herzog so isolirt lebe. Bisher sei das Sukzessionsprojekt noch nicht laut geworden. H. hat ein paar Leute an sich gezogen, deren man später vielleicht sich werde bedienen können. Man fasse Vertrauen in die Idee, daß der König sich künftig für Kurland interessiren werde, gewöhne sich auch an ihn, H.; die alten Irrthümer werden aufgegeben. H. schlägt nun vor, eine vom Herzog unabhängige Partei zusammenzubringen, die dem Könige allein folge. Denn der Herzog sei unfähig eine Partei zu sammeln oder zu erhalten, und auch die Herzogin werde das nicht vermögen. Eine preußische Partei aber werde auch dem Herzog die Richtung geben können. Der Herzog müsse die Kosten tragen. H. ist neulich in Würzau beim Herzog gewesen, der ihn gebeten hat eine Vermittelung mit Howen zu übernehmen. Er entgegnete, daß wenn der Herzog ihm sein Ehrenwort gebe, die Sache geheim zu halten, und ihm die nöthigen Summen zur Verfügung stelle, er mit Howen im Namen des Königs in Verhandlung treten wolle. Der Herzog stimmte zu, Hüttel hat die Verhandlungen eingefädelt, durch welche, wenn sie gut enden, der Oberburggraf Kreatur des Königs werden müsse, was sehr nützlich für die Sukzessionsfrage sein werde. — Der Herzog sei entzückt von der Aufnahme der Herzogin in Berlin, besonders von ihrem Aufenthalt in Potsdam, habe darüber Briefe derselben ihm, H., gezeigt, sowie einen Brief der Prinzessin von Oranien. Der Herzog will darauf nun antworten. H. bittet, man möge in Betreff des Französischen „glisser sur les formes et le style de cette réponse en faveur de la sincérité des sentiments“, denn weder verstehe der Herzog gut französisch, noch sei ein guter Sekretär vorhanden.

K., 13. Nov. Billigt den Plan der Bildung einer preußischen Partei, worin die Herzogin H. unterstützen werde. Billigt auch die Unterhandlungen mit Howen; nur wird Vorsicht gerathen, damit der König nicht kompromittirt, durch den Herzog die Sache nicht nochmals verrathen werde. H. soll die Oranische Angelegenheit im Auge halten. Viel sei damit erreicht den Herzog so vollkommen dafür gewonnen zu haben, jedoch das volle Gelingen des Planes hänge immer von dem guten Willen des russischen Hofes ab.

69. B., 6. Nov. Potemkin's Tod ist überall in den russischen Nachbarprovinzen mit Freuden begrüßt worden, weil er den Frieden hinderte. Er suchte stets die Armee an sich zu fesseln, um seine persönlichen Absichten auf die Moldau durchzusetzen. Manche glauben nicht an einen natürlichen Tod. Nun werden die Orlow sicher wieder auf der Bühne erscheinen, wenn die Kaiserin sie wünsche, und die Engländer werden in Alexis Orlow dann einen eifrigen Parteigänger haben. Besborodko ist zur Armee abgereist. H. hat ein Gespräch mit Howen gehabt, das ihn in dem Glauben bestärkt, man werde von Howen Nutzen ziehen können. Dieser hat sich in Bezeugungen der Ehrfurcht und Bewunderung für den König ergangen. Er wünsche sehr einen gütlichen Vergleich der Stände mit dem Herzog, verberge nicht, daß er bereit wäre mit dem Herzog anzuknüpfen. H. entgegnet, das Vorausgegangene erschwere die Sache sehr, aber er sei bereit zu versuchen was sich thun lasse, wenn Howen ihm eine Grundlage biete. Der König wünsche auch die Beilegung des Streites, und wer dazu beitrage, könne der Protektion und reeller Zeichen des königlichen Wohlwollens sicher sein. Howen habe trotz der Hervorhebung des Unrechts auf Seiten des Herzogs bereit geschienen, sich gewinnen zu lassen. Er habe betont, daß die Lehngüter gegen die Ansprüche des jetzigen Herzogs geschützt werden müssen, damit ein künftiger Herzog auch was habe. H. antwortet: „Also wenn ein künftiger Herzog Lehn und Allod vereinigt, so werden Sie die Gesetzlichkeit des Allod's nicht bestreiten?" „Nein" entgegnet Howen.

K., 17. Nov. Legt Gewicht auf die Mittheilungen H.'s vom 6. November über die russischen Dinge. Wahrscheinlich werde nun Soltykow das meiste Gewicht bei der Zarin gewinnen. Er

scheine sich auf die Gunst Subow's zu stützen, während Alexis Orlow sich in Moskau zurückgezogen halte. Besborodko sei in Jassy angekommen und der Friede werde also wohl bald geschlossen sein. England habe den Plan der Oranischen Heirath gebilligt und durch Knith in Wien unterstützen lassen, was der König dort durch Baron von Jakobi habe anregen lassen. Rußland aber sei hierin am meisten zu fürchten. Die Indiskretionen mehren sich indessen Schlag auf Schlag, um die Sache zuletzt zu verderben. Der Fürst Statthalter im Haag habe vertrauliche Mittheilungen davon den Generalstaaten gemacht, was so gut sei als wie eine öffentliche Kundgebung.

70. B., 10. Nov. Es sei Gefahr für das Sukzessionsprojekt vorhanden in den vielen Mitwissern, obwohl es noch nicht öffentlich bekannt sei. Der Herzog unfähig und unbeliebt, die Herzogin und ihre Schwester, die „pivots du parti ducal“ haben doch wenig Anhang, eine herzogliche Partei für dieses Projekt habe wenig Aussicht. Die Sache stehe auch schlecht wegen des Streites mit den Ständen, der keinenfalls ein gutes Verhältniß im Lande zur Folge haben könne. Ein gütlicher Vergleich sei dringend wünschenswerth. Aber der Herzog werde dazu nicht zu bewegen sein, obwohl schon Viele vom Adel sich an ihn, H., mit dem Ansinnen gewandt hätten, einen solchen Vergleich zu vermitteln. H. bittet den König, ihm einen ausdrücklichen Befehl zu ertheilen, dem Herzog in seinem Namen zum Vergleich zu rathen, als nothwendig zum guten Ausgang des Sukzessionsplanes. Die Verhandlungen mit Howen gehen weiter, welcher sehr eifrig sich H. nähere. — Nach dem Tode Potemkin's, über den Katharina, wie H. sicher annimmt, im Stillen erfreut sei, werde sie nur um so mehr ihrem Grundsatz folgen, sich nur mit mittelmäßigen Leuten zu umgeben, die sie nicht in Schatten stellen können. Wenn aber die Furcht für ihre Person sie die Hilfe einer tüchtigen Person suchen lassen sollte, so werde sie wahrscheinlich zwischen den beiden Orlow, Alexis und Feodor, wählen.

K., 20. Nov. Befürwortet wieder die Bildung einer preußischen Partei. Uebersendet das von H. gewünschte Reskript, um den Herzog zum Vergleich zu bestimmen. Die Oranische Sache soll beim Adel noch nicht zur Sprache gebracht werden, da

sie noch unreif sei. Der Kaiser hat auf die ersten Eröffnungen geantwortet, es wäre gut, die Sache noch zu verschieben bis Oesterreich und Preußen der Zarin das System ihrer gemeinsamen Allianz vorschlagen könnten. Da wegen der Indiskretionen dieser Antwort nicht Folge gegeben werden könne, so habe der König seinen Antrag in Wien erneuert, welcher angenommen worden sei. Statt aber dem Versprechen gemäß direkt durch Korrespondenz mit der Zarin die Sache anzuregen, habe er sie durch Instruktion an Cobenzl*) eingeleitet, überzeugt daß es vergeblich wäre, jetzt sich an die Zarin zu wenden, wo sie wüthend über Polen sei und von dem Plan gemartert werde, die neue polnische Konstitution umzuwerfen. Da sie nun unter solchen Umständen schwerlich einwilligen werde, Kurland einen von Preußen protegirten Fürsten zu geben, so müsse man darauf gefaßt sein, daß der Plan scheitere. Bei den Absichten, welche man jetzt dem Petersburger Hof in Betreff Polens beilege, könnte es leicht kommen, daß wenn Preußen, solche Pläne weiter verfolgend, sich ohne vorherige Zustimmung beider Kaiserhöfe an Katharina wende, dieselbe Gegenforderungen stelle, infolge deren der Plan müsse zurückgezogen werden.

71. B., 13. Nov. Die Zarin habe sich aus Furcht vor dem Tode, der sie sehr unterliege, nach der Nachricht vom Tode Potemkin's sofort zur Ader gelassen. Es sei noch ungewiß, wer seine Aemter erben werde. Chef des Kriegsdepartements werde wahrscheinlich Soltykow werden, was wegen der Nichtigkeit dieses Mannes wahrscheinlich sei. Man glaube die Kaiserin noch immer sehr beschäftigt mit den französischen Angelegenheiten, die sie ordnen wolle; dazu sucht sie eine Partei zusammenzubringen, was Orlow mißbillige, weil dem Reich Ruhe noth thue. Daher könne es kommen, daß wenigstens Alexis Orlow nicht an den Hof berufen würde. In Kurland hofft H. der Aussöhnung zwischen Herzog und Ständen näher zu kommen. Howen arbeitet an einem Plan dazu; er hat ein Geschenk von 3000 Dukaten angenommen, das H. ihm im Namen des Königs mit Genehmigung des Herzogs angeboten hat. Der Herzog hat H. versprochen zu

*) Oesterreichischer Gesandter in Petersburg.

erklären, daß er die Domänen nur an eingeborene Edelleute verpachten werde. Von dem Sukzessionsplan scheint von Berlin aus etwas verlautet zu haben.

R., 24. Nov. Man halte in Petersburg Soltykow für einen sehr gewandten Mann; er sei von Subow begünstigt, der seit der Abreise Beßborodko's die auswärtigen Angelegenheiten leite. Stackelberg schmeichle sich sehr ins Ministerium zu kommen. Die Sukzessionsfrage werde immer bekannter seitdem der Fürst Statthalter sie auch noch dem russischen Gesandten im Haag, Kalischew, mitgetheilt habe.

72. B., 17. Nov. Aus Warschau hat der Herzog Nachricht erhalten über einen dem Reichstag vorgelegten Entwurf der ritterschaftlichen Delegirten zu einer Konstitution für Kurland, die Alles über den Haufen werfen und den Einfluß des Herzogs gänzlich vernichten würde. Er werde bald dem Könige einen Auszug senden, damit die nöthigen Maßnahmen getroffen werden können, um das Projekt zu Fall zu bringen. H. vermuthet, die Führer in diesem Unternehmen wollten die Inkorporation Kurlands herbeiführen, um dann die Lehngüter als Starosteien für sich zu bekommen. Die Leitung des Landes sei in den Händen eines im Grunde vielleicht redlichen, aber bornirten Menschen, der unter dem Einfluß gefährlicher Leute stehe und dem Herzog persönlich feind sei: des Landesbevollmächtigten Mirbach. Der Herzog ermangele der Thätigkeit, des Fleißes, der Einsicht und der Rathschläge, und sein Vertrauensmann „le Sr. de Raison est au moins au courant des affaires“. Howen habe bei den neuen Plänen sicher die Hand im Spiel. Die Versöhnung sei weit schwerer geworden. Die Sukzessionsfrage sei nun von Berlin her durch Briefe an Mirbach bekannt geworden. Dieser erzählte es dem russischen Minister, welcher den Herzog darauf aufmerksam machte, daß bei ähnlicher Gelegenheit die Kaiserin im Jahre 1786 eine Deklaration erlassen habe. Noch mache die Sache im Lande kein Aufsehen.

R., 27. Nov. Der Plan einer Konstitution sei wohl nicht gar gefährlich, es werden sich noch Mittel finden, um den Gegnern des Herzogs die Stirn zu bieten. Es sei nichts zu fürchten, „surtout ni pour l'abolition de la dignité ducale, ni pour

l'incorporation du pays. l'Impératrice de Russie ayant manifesté catégoriguement en plus d'une occasion. qu'avant de voir la Courlande assujettée à la domination polonaise. elle risquerait plutôt la chance d'une guerre". Ferner habe der König von Polen auf die Interzession des Königs durch den polnischen Residenten in Berlin Jablocki erklären lassen, daß er diese Sache immer als eine solche angesehen habe, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarmächte auf sich lenke, und daß der Reichstag die Rathschläge Preußens gewiß beachten werde.

73. B., 20. Nov. Uebersendet einen deutschen Auszug aus dem Entwurf zur Konstitution. Viele von den Grundsätzen seien der französischen Konstitution entlehnt, die Autorität des Herzogs vernichtet, derselbe unter Vormundschaft des Raths und des ständigen Landtages gestellt. Im Lande seien die Parteigenossen des Herrn von Heyking und Genossen selbst in Verlegenheit. Howen erkläre, nichts damit zu thun gehabt zu haben. Mirbach tadele nur die Ueberstürzung der Delegirten, wodurch aber der Vergleich mit dem Herzog nicht gehindert werde. H. glaubt, daß es nur Aerger über das Lautwerden des Planes sei, was dahinter stecke. In Warschau geht die Sache des Herzogs gut, die Herzogin bestätige das; leider aber entfernen sich „diese Damen" um so mehr von der Aussöhnung, nach der sie so sehr verlangten, als die Sachen schlecht standen. Wenn die Sache des Herzogs völlig triumphirt, so würde das im Lande höchlich verbittern und der Sukzessionsfrage schaden. Die Herzogin täusche sich über ihren Kredit im Lande. Sie sei keineswegs beliebt, vielmehr sei man gegen sie erzürnter als gegen den Herzog. Wenn sie gewinne, so werde das sehr zunehmen, besonders bei den Reichen, die zur Führung der ritterschaftlichen Sache Geld hergegeben haben und dasselbe dann verlieren würden. Auch haben die Herzogin und ihre Schwester in den Verhandlungen große Fehler begangen. Die Herzogin lasse sich in ihrer Lebhaftigkeit fortreißen, die Schwester sehe die Menschen und Dinge nie so wie sie sind. Die herzogliche Partei bestehe aus Menschen ohne Kopf und Charakter, ohne Thatkraft und Kredit. Die Herzogin, nun überzeugt, daß der Herzog nie eine Partei sich werde schaffen können, höre nicht auf, ihm, H., zu schreiben,

er möge eine solche für sich bilden. Er thue es nach Kräften. Er hoffe auf Howen, obwohl es möglich sei, daß aus dem ganzen Handel mit ihm nichts werde. Aber wenn er weiter in diesem Sinne arbeiten solle, so wiederhole er die Bitte um offenbare Instruktionen, damit er auf den Herzog stärker wirken und die Herzogin bewegen könne, ihren Feinden eine goldene Brücke zu bauen. Die Sukzessionsfrage werde in allen Briefen aus Warschau besprochen. Ebenso ein anderer Plan, nämlich den der Fürstin von Württemberg-Mömpelgart zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen Ferdinand. Der erste Plan finde im Lande mehr Anklang als der zweite; der Prinz von Württemberg werde gefürchtet als der Bruder der künftigen Kaiserin von Rußland. Auf die Eröffnung des Herzogs an vier seiner Räthe haben diese dem Plan Oranien zugestimmt.

R., 1. Dezember. Betont die Nothwendigkeit weiterer Bemühungen um Aussöhnung zwischen Herzog und Ständen. Die Sache Oranien werde täglich schwieriger, man könne nur passiv abwarten, was in Petersburg geschehen werde. Der Statthalter wie die Herzogin haben große Fehler gemacht. Der Prinz Württemberg werde nicht hindern, denn die Polen würden gegen ihn sein, vielleicht Katharina selbst.

74. B., 24. Nov. H. sendet heute an Howen ein erstes Memoir zurück mit dem Bemerken, daß es gegen die Fundamentalgesetze des Landes verstoße und daß H. kein Vertrauen in die guten Absichten Howen's fassen könne, so lange derselbe diese Richtung verfolge. Aber Howens Privatverhältnisse sind ganz zerrüttet, er bedarf der Hilfe, und daher glaubt H., daß er kommen werde. Der Herzog hat seine Haltung in der Frage der Bildung einer Partei geändert, bei welcher auch Howen mithelfen sollte. Die günstigen Nachrichten aus Warschau haben ihn seit 8 Tagen in dieser Frage abgekühlt, nachdem er vorher dafür eifrig gewesen und sich erwiesen hatte, daß die Deklaration, welche er im Lande verbreitet hatte, um sie nach Warschau zu senden, fast von Niemandem war unterzeichnet worden. Er habe aber doch nicht den Muth gehabt von dem eingeschlagenen Wege abzugehen, nachdem am 22. ein Brief der Herzogin angekommen sei, in dem sie erkläre, daß sie niemals in einen Vergleich willigen

werde, sondern Alles dem Spruch des Souzerän's anheimstelle. Der Herzog habe hinzugefügt, er schließe sich dieser Ansicht an, indem er den Brief an H. übersende, worauf H. erwiderte, daß wenn der Herzog in der schwankenden Haltung verharre, er, H., gezwungen sein werde, dem Könige vorzustellen, daß er dem Herzog keine Dienste werde leisten können. H. wendet sich an die Herzogin mit Darlegungen über ihre falsche Behandlung der Sache. Dazu komme noch Folgendes: Die Bürger hätten gerechte Beschwerden gegen den Adel, verlangten aber mehr als das Gerechte, weshalb die Feindschaft groß sei. Der Herzog begünstige die Bürger, wodurch der Haß des Adels gegen ihn erhöht werde. Die Bürger können aber dem Herzog nicht helfen, arbeiten doch nur für den eigenen Vortheil und können am wenigsten in der Sukzessionsfrage etwas ausrichten. Auf die Vorstellung H.'s wurde im September der Kammerherr von Holten bei seiner Abreise nach Warschau angewiesen, die Bürger zu unterstützen und die beiden anderen herzoglichen Delegirten, Manteuffel und Medem, haben sich offen für die Bürger erklärt. Das habe der Herzog gethan ohne vorher H. etwas mitzutheilen. Er habe alle Welt vom herzoglichen Hofe entfernt und werde die Bemühungen H.'s, eine herzogliche Partei zu schaffen, sehr erschweren. Unterdessen thut der Herzog nichts als Jagen, in Gesellschaft von Kosaken, die ihm einen Besuch gemacht haben. Auf die Herzogin setzt H. wenig Hoffnung, sei vielmehr froh, daß sie erst Ende Januar zurückkehren wolle; eine Partei lasse sich ohne sie besser bilden, als mit ihr.

R., 3. Dez. Der König erkennt die schwierige Lage H.'s bei der unbeständigen Haltung des Herzogs und den Uebereilungen (vivacités) der Herzogin an.

75. B., 27. Nov. Der Einfluß des Königs habe in Warschau die Inkorporation Piltens abgewandt, wofür dieser Kreis sehr dankbar sei. Die Schwierigkeiten der Aussöhnung wachsen von Seiten des Hofes. Die Herzogin hat an H. geschrieben. Der Inhalt sei, [illegible] sei bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge „dommage de s'accomoder;“ daß, um die Augen des Landes über das Unheil zu öffnen, in welches einige Intriganten dasselbe gestürzt, man diese letzteren verderben und demaskiren müsse.

Ein souzeräner Schiedsspruch allein werde den Adel überzeugen; jetzt sich zu vergleichen würde auch die Zarin verletzen, deren Mediation man vor 9 bis 10 Monaten zurückgewiesen habe. Jetzt eben wäre die Lage für einen Vergleich günstig; man könnte viel erlangen, wenn die Herzogin sich entschlöße, Opfer zu bringen. H. hat die Herzogin ernstlich gewarnt, den Weg des Vergleichs zu verlassen.

R., 8. Dez. Wenn der kurländische Hof fortfahre den zu den Plänen H.'s entgegengesetzten Weg zu gehen, so werde man ihn seinem Schicksal überlassen müssen; H. soll, um Verwickelungen zu vermeiden, sich nicht zu sehr vorwagen.

76. B., 1. Dez. Soltykow, ein mittelmäßig begabter Mann, verdanke seine Erfolge nur seiner Geschwindigkeit. Ohne wirkliche Einsicht, ohne Grundsätze und Energie, sei sein einziges Verdienst, wie das auch bei Besborodko zutreffe, nie der Kaiserin widersprochen zu haben, sobald sie stark einer Sache zuneigte. — Der Oranische Plan findet im Lande allgemeinen Anklang. H. hat der Herzogin geschrieben, daß er seine Verbindungen im Sinne einer Annäherung nicht mehr zerreißen könne ohne den König zu kompromittiren.

R., 11. Dez. Der Marschall Graf Rumänzow wolle das Kriegsdepartement übernehmen, um die großen Unordnungen wieder zu tilgen, welche unter Potemkin eingerissen seien. — Wenn die Kaiserin den Oranischen Plan vereiteln wolle, werde sie immer einen Vorwand darin finden die Kinder des Prinzen Karl zu beschützen.

77. B., 4. Dez. H. hat dem Herzog in Würzau das ostensible Reskript über die Aussöhnung vorgelesen. Eine lange Unterredung folgte, in der sich der Herzog ganz mit der Meinung des Königs einverstanden erklärte; er schimpfte auf den Adel, der ihm Unrecht thue. Nach vieler Mühe H.'s ward ihm gestattet, die Verhandlungen über den Ausgleich fortzusetzen. Der Herzog verspricht an die Herzogin zu schreiben, daß ein Vergleich im Sinne H.'s einem Schiedsspruch des Souzeräns vorzuziehen sei. Was den Oranischen Plan betrifft, meint H., so kenne er genug den Grafen Cobenzl, um zu wissen, daß sobald nur ein Schatten von Mißbilligung seitens der Kaiserin auftauchen werde, er sofort

an den kaiserlichen Hof in abmahnendem Sinne schreiben werde. Auffallend sei, daß die Kaiserin, seit über 6 Wochen in Kenntniß des Planes, bisher noch keine Ordre an ihren Minister in Mitau erlassen habe. Rückmann hat dem Herzog mitgetheilt, daß Bischofswerder mit geheimer Mission vom Könige nach Petersburg gehe.

78. B., 8. Dez. Von Soltykow meint H., er sei nicht ohne Geist, habe die Routine des Hofmannes, insinuire sich stets durch Schmeichelei gegenüber dem Geschmack der Kaiserin. Er habe den Herrn Jermolow der Kaiserin gegeben, und durch ihn und seine Vermittelung sei auch Subow in Gunst gekommen. Er habe mehrfach gegen Potemkin intriguirt, den er haßte und verachtete. Im Jahre 1786, als Potemkin seinem Sturze so nahe wie nie war, haben Soltykow und die Gegner durch Jermolow auf die Kaiserin gewirkt, welcher ihr über den elenden Stand des Heeres Vorstellungen machte. Soltykow, befragt in dem Sinne, als ob die Kaiserin die Wahrheit nicht hören wolle, suchte Jermolow zu entschuldigen, der dadurch in Ungnade fiel. Auf diese Anekdote hauptsächlich stütze er, H., sein Urtheil über Soltykow. Mit mehr Charakter hätte er damals Potemkin wohl gestürzt, die Reise nach Cherson und den Krieg gegen die Türken verhindert. Er sei Obergouverneur der jungen Großfürsten, Chef des Kriegsraths, Glied des Raths der Kaiserin, und könne wohl noch weiter steigen. Aber schwerlich werde er großen Einfluß auf das System der russischen Politik haben. Er liebe das Geld. Subow sei schon früher von der Kaiserin bei Gelegenheit in die Politik hineingezogen worden; jetzt, da Besborodko abwesend, möge er wohl mehr gebraucht werden, wenn auch nur wegen des geringen Gefallens, den die Kaiserin an Markow finde. — Der Streit über die Pachten der Lehngüter bestehe darin, daß der Adel verlange, es sollen keine Oekonomien mehr gebildet werden, die Pachten statt auf 3 auf 6 Jahre vergeben, die Pachtsummen fixirt, nicht durch Meistbot gesteigert werden. Der Adel habe formell unrecht; aber er sei im Durchschnitt arm, habe keine Gelegenheit der Versorgung durch Dienst wegen der geringen Anzahl der Stellen; der alte Adel sei wüthend, daß ein Biron im Ueberfluß lebe, während er darbe oder doch sich einschränken

müsse. Diese Sache sei die Quelle aller Animosität gegen den Herzog, daher bemühe er, H., sich weiter, einen Vergleich herbeizuführen. Er wolle folgende Vorschläge machen: 1. Der Herzog nimmt in Verwaltung nur die Lehngüter an der großen Straße nach Memel und Libau, und zwar wegen der Post. 2. Er läßt die Pachtgüter einzeln, nicht verschmolzen, bestehen. 3. Die Pachtzeit bleibt 3 Jahre, aber die Pachtsumme wird fixirt und der Herzog verspricht, nach Ablauf der 3 Jahre für weitere 6 bis 9 Jahre zu demselben Satz die Pachtgüter an Leute, die sich als ihm wohlgesinnt erweisen, zu vergeben (aus diesem Grunde, um sich willige Leute durch die kurzen Pachten zu erhalten, ist der Herzog gegen lange Termine); die Lizitationen werden abgeschafft. — Wenn dieses durchgesetzt werden könnte, vermöchte man eine starke Partei für den König zu bilden.

R., 18. Dez. Dementirt die Mission Bischofswerder's. Es sei wahrscheinlich, daß wenn Ostermann stirbt, nicht Soltykow, sondern Besborodko das Auswärtige erhalten werde. — H. werde sich in den kurischen Angelegenheiten wohl zurückhalten müssen, da [illegible] unwahrscheinlich sei, daß der dortige Hof werde gelehriger werden. Denn obwohl der Plan der Konstitution in Warschau abgewiesen worden, lasse die Herzogin nicht ab, die gewaltsamen Wege zu verfolgen, welche die Kluft zwischen Herzog und Adel erweitere.

79. B., 11. Dez. Die Sache des Kettlerischen Allod's macht H. Sorge. Die Herzogin wolle von keinem gütlichen Vergleich hören. Dieser Eigensinn störe unendlich die Verhandlung H.'s mit Howen, denn ohne die Zustimmung der Herzogin könne er nicht auf den Herzog rechnen. Die Kettlersche Erbschaft sei nicht die einzige Gefahr für das herzogliche Erbe. Durch die Unklugheit des Herzogs sei der Besitz von Würzau fraglich geworden. Dieses herrliche Gut mit einem Jahresertrage von gegen 25,000 Dukaten, vom Lehn zu Gunsten Ernst Johann's abgeschieden ehe derselbe Herzog wurde, sei durch August III. allodifizirt worden; dennoch habe Ernst Johann immer Würzau in die Kategorie der Lehngüter gestellt. Durch die List Howen's habe der Herzog sich überreden lassen, eine nochmalige Allodifikation beim Könige von Polen nachzusuchen. Kaum war sie erfolgt, so erlangten Howen und der

Schwiegersohn von Stackelberg*) durch Rußland die Allodifizirung zweier von ihnen in Afterlehn besessenen Güter. Ebenso wurden Grendsen und Irmlau zu Gunsten des gesetzlich alten, aber thatsächlich bisher nur in der Phantasie existirenden sogenannten Landeskastens allodifizirt. Der Herzog widersetzte sich und es entstand ein Streit. Während der Abwesenheit des Herzogs vermochte Howen die Regentschaft, Würzau für 200,000 Thaler für das Lehn zurückzukaufen. Der Herzog verglich sich nun mit dem Schwiegersohne von Stackelberg durch eine Lebensrente von 500 Dukaten. Aber das Land fordert die Uebergabe von Grendsen und Irmlau, und Würzau bleibt daher ebenfalls unsicher. — Die Herzogin hat H. mitgetheilt, daß sie Antwort von der Kaiserin habe in der Sukzessionsfrage. Nach der scharfen Art, mit der J. K. M. sich bei mehr als einer Gelegenheit über den jüngeren Zweig Biron geäußert hat, könne er, H., sich schwer davon überzeugen, daß diese Fürstin ernsthaft für die Söhne des Prinzen Karl eingenommen sei. Er halte das eher für einen bloßen Vorwand ...., es sei denn, daß die Prinzessin Karl plötzlich für sie interessant geworden wäre in ihrer Eigenschaft als Schwester des Fürsten Poninski. Der Herzog wisse nichts von der Korrespondenz seiner Gemahlin mit der Kaiserin.

R., 22. Dez. Der Oranien-Plan steht schlecht. Cobenzl schweigt darüber gegen Goltz; die Herzogin hat Nachrichten, wonach wenig Hoffnung auf guten Ausgang bleibt. Sie werde entweder den Plan zu gelegener Zeit wieder aufnehmen, oder die Tochter mit anständiger Mitgift verheirathen. Auch solle die Herzogin in weit wichtigerer Sache nach Petersburg reisen und werde dort die unliebsame Sache nicht berühren, da der Herr Bulgakow der Frau von der Recke zu verstehen gegeben habe, daß die Kaiserin, weit entfernt die Wahl des jungen Prinzen von Oranien zu billigen, die wirksamsten Mittel anwenden werde, um sie zu verhindern. „Unter diesen Umständen wäre es vollkommen nutzlos, gegen den Strom zu schwimmen und sich Abweisungen zuzuziehen, welche allen Betheiligten schaden würden. Ich habe daher meine Minister in Petersburg und Wien angewiesen, jeden weiteren

*) Schopping.

Schritt anzuhalten, und Sie werden Ihrerseits fühlen, daß Ihnen nichts übrig bleibt, als dasselbe zu thun, ohne jedoch den Herzog die wahren Motive, welche Sie zu handeln hindern, wissen zu lassen, da dieser Fürst, wie Sie sagen, in Unkenntniß über die Beziehungen seiner Gemahlin zu dem russischen Hofe ist."

80. B., 15. Dez. Ueber die Abscheidung der Kettlerschen Allodien vom Lehn sind keine Karten oder Kataster vorhanden. H. glaubt fürchten zu müssen, daß alle Bemühungen für ein Compromiß erfolglos sein werden; die Herzogin verlange immer eine richterliche Entscheidung, und der Herzog wende sich wieder dieser Ansicht zu.

81. B., 22. Dez. Die Herzogin hat auf H.'s Brief wegen des Vergleichs und Howens geantwortet. Sie läßt sich leiten durch ihre juristischen Rathgeber und ihre „ressentiments". Wie es scheine habe der Herzog der Herzogin gerade das Gegentheil von dem geschrieben, was er zu schreiben versprochen habe, d. h. gegen die Komposition. H. zieht sich seit 3 Wochen leise von der Sache zurück, verhandelt nur noch mit Howen, dessen Pacht im nächsten Jahre erlischt und der dadurch in Geldnoth gerathen werde.

R., 1. Jan. 1792. Bei den Verhandlungen mit A. Chartorysky in Dresden mache man den Versuch, den Plan der Wiederherstellung Herzog Karls wieder zu beleben. H.'s Rolle werde dadurch, sowie durch den mangelnden guten Willen des kurischen Hofes immer passiver, und er solle seine Aufmerksamkeit nur mehr Rußland zuwenden.

82. B., 25. Dez. H. glaubt nicht, daß Rumänzew Chef des Kriegskollegiums werden wird, denn er sei ein Mann, der für die Zarin zu „tranchant, capricieux, caustique" sei. Rumänzew habe durch diese Stelle nichts zu gewinnen. Seine Habsucht könne er eher auf seinen großen Gütern befriedigen. Der türkische Krieg habe Millionen in seine Tasche gebracht, indem er seit Jahren alles Getreide der Ukräne billig aufgekauft und theuer an die russische Armee verkauft hat. Wahrscheinlich werde Nik. Soltykow das Kollegium behalten. Besborodko leite nicht eigentlich selbst die äußere Politik, sondern erhalte die Anweisungen von der Kaiserin, die in ihm ihren Zögling sieht

und vor Ostermann bevorzugt. Besborodko werde auch lieber den Einfluß behalten, den er als Hofmeister und Kabinetssekretär hat, als Vizekanzler werden. Besborodko sei „insouciant, mou, timide vis-à-vis de l'Impératrice", besonders aber habsüchtig. — Die Oraniensache sei sehr benachtheiligt worden durch den Brief, den Alopäus *) auf Wunsch der Herzogin an den russischen Hof gerichtet habe, ehe die Dinge vorbereitet waren. Alopäus sei übrigens ein redlicher Mann aber ohne Talent.

1792.

1. B., 1. Januar. Die Herzogin hat aus Warschau ihren Vertrauten Medem nach Mitau gesandt, um H. zu überzeugen, daß man die Idee einer Versöhnung aufgeben müsse. Die Nachrichten aus Warschau seien nicht so gut als es Anfangs schien. Das Projekt der Konstitution sei nicht völlig verworfen worden. Man plane in Warschau, eine Kommission zur Untersuchung der angeblichen Deterioration des Lehns nach Kurland zu senden, sowie in Mitau eine „prêture romaine" zu errichten. — Die Zarin zeichne Repnin aus, aber wahrscheinlich werde er nicht die Kriegskanzlei bekommen.

R., 11. Jan. Lucchesini hat Auftrag erhalten, gegen jene beiden Pläne in Warschau fest aufzutreten.

2. B., 5. Jan. Rückmann erzählt, die Prinzessin von Oranien habe sich an die Kaiserin um Begünstigung der Heirath des Prinzen Friedrich gewandt. Von Frau von der Recke erhält H. zwei Mal wöchentlich Briefe.

R., 15. Jan. Die Nachricht von dem Schritt der Prinzessin von Oranien sei falsch. Die Sache sei überhaupt bei Seite gelegt und werde nicht sobald wieder aufgenommen werden. H. werde nur noch einfacher Beobachter sein können, da die Haltung des Herzogs und der Herzogin seine Thätigkeit unmöglich machen. Rußland soll den Hafen von Reval und die finnländische Grenze befestigen wollen, was Mißtrauen gegen Schweden bezeuge.

*) Russischer Gesandter in Berlin.

3. B., 12. Jan. Man spricht von einer Heirath des Kronprinzen von Schweden mit der Großfürstin Alexandrine.

4. B., 19. Jan. Rußland werde seine alte Stellung gewiß wieder zu gewinnen versuchen, sobald es die Arme frei habe.

R., 24. Jan. Es scheine eine Wandlung in der Haltung Rußlands zu Preußen vor sich zu gehen, da der russische Gesandte voll Rücksichten für den König sei und sich ihm zu nähern suche.

5. B., 26. Jan. Der russisch-türkische Frieden sei abgeschlossen. Graf Medem, Adjutant des Königs von Preußen, ist aus Warschau in Würzau angekommen. Die Herzogin hat in Petersburg sondiren lassen, wie eine Reise dorthin würde aufgenommen werden, welche sie im kommenden Sommer zu unternehmen gedenkt. Heyking hat eine Broschüre anonym erscheinen lassen, die auf Kassation der kurländischen Kommission zur Trennung des Allod's vom Lehn ausgeht. — Frau von Benkendorff ist in Ungnade gefallen, hat sich nach Dorpat begeben und will von da mit ihrer Familie nach Deutschland gehen. Dadurch werde vielleicht die Harmonie zwischen den großfürstlichen Herrschaften wieder hergestellt werden und der antipreußische Einfluß dieser Frau auf die Großfürstin höre auf.

R., 5. Februar. Die Gesundheit der Zarin soll angegriffen sein. Lucchesini weiß nichts von der „Kommission“ noch der „prêture“ für Kurland.

6. B., 29. Jan. Rußland will anscheinend die Masse der polnischen Nation stützen, welche die Konstitution nicht billige. Der Herzog hat H. die gesammte Korrespondenz der Herzogin mit ihm, mit Rußland und mit der Prinzessin Oranien zur Einsicht übersandt. Der Herzog denke daran, der Prinzessin Wilhelmine Sagan zu verschreiben für den Fall, daß ihr Gemahl nicht Herzog wird; andernfalls bekommt sie Wartenberg und 200,000 Dukaten baar.

R., 8. Febr. Der Plan Oranien sei hoffnungslos, wenn auch der Herzog ihn noch verfolge.

7. B., 5. Febr. Das Zirkular des Herzogs wegen des Konstitutions-Entwurfs der ritterschaftlichen Delegirten in Warschau ist vergeblich gewesen. Der Herzog hat durch den jüngsten Grafen Medem sehr gute Nachrichten aus Warschau, werde vielleicht

enttäuscht und gegen die Herzogin eingenommen werden, besonders wenn er ihre Schulden wird bezahlen müssen. Aus Warschau werde nächstens ein Pole, Minski,*) ankommen, mit dem Vorschlage einer Heirath zwischen Josef Poniatowski und der zweiten Prinzessin von Kurland. Der Hof sei ganz dagegen, werde aber nicht abweisen können, sondern einen Ausweg suchen müssen.

8. B., 12. Febr. Karl Biron sucht einen Vergleich einzuleiten. In Livland glaubt man, Rußland werde bald thätig in die polnischen Dinge eingreifen. Manche meinen, daß die Kaiserin in den französischen Angelegenheiten blos demonstriren werde, daß sie die Nachbarmächte verwickeln und dann als Schiedsrichterin Europa's auftreten wolle.

R., 22. Febr. H. soll auf Rußland achten. „Les projets de cette puissance sur la Pologne sont toujours également énigmatiques, quoiqu'il y ait assez de données pour lui en supposer de très sérieux et de très vastes".

9. B., 19. Febr. Der Herzog hofft, zu günstigerer Zeit den Oranischen Plan wieder aufnehmen zu können. Ueber die Gesundheit der Kaiserin berichtet H.: Schon vor seiner Abreise aus Petersburg habe H. gehört, daß die Zarin immer mehr belästigt werde „de cette descente de matrice, qui lui est restée de ses couches avec son fils naturel Bobrinski." Man gebe die davon rührenden Schmerzen für Kolik aus. Generalgouverneur Brown in Riga habe wegen „des absences d'ésprit" seinen Abschied nehmen müssen.

R., 1. März. Die Zarin hat Karl Biron bewogen, seinen Ansprüchen auf Kurland zu Gunsten seines ältesten Sohnes zu entsagen, der in Petersburg werde erzogen werden. Es sei zweifellos, daß die Kaiserin damit dem Oranischen Projekt ein unüberwindliches Hinderniß habe entgegenstellen wollen; man müsse daher „se rabattre sur le mariage projetté": der Herzog müsse die Sache so schnell als möglich durch direkte Verhandlung mit der Prinzessin Oranien zu Stande bringen.

10. B., 23. Febr. Der Herzog hat H. erzählt, er habe den Brief, den er vor Wochen an die Prinzessin von Oranien

*) Soll wohl Chominski heißen; vergl. Bericht 11, 1792.

geschrieben, noch nicht abgeschickt, da seine Vermögensverhältnisse unsicher seien und er daher nicht sagen könne, wieviel er seinen Kindern hinterlassen werde. Er werde nun die Absendung sofort besorgen. — Die Allodifikation von Würzau werde jetzt angegriffen, und seine Erträge betragen mehr als die von allen den schlesischen Besitzungen zusammengenommen. Der Herzog fürchtet die polnische Kommission in der Frage der Lehngüter nicht, er werde sie eher bestechen können als seine Gegner. H. hat ihm diesen frivolen Standpunkt etwas klar gemacht. Die Herzogin und Lucchesini in Warschau stehen kalt zu einander, weil alle Parteigänger Preußens dort gegen den Herzog sind und die Herzogin glaubt, daß Lucchesini nicht den nöthigen Eifer für ihre Sache habe.

11. B., 1. März. Die Ankunft Chominski's *) sei verschoben. Nach einer unverbürgten Anekdote behandle die Kaiserin den Großfürsten mit mehr Vertrauen, höre sogar manchmal auf seinen Rath. Der Großfürst habe seit Potemkin's Tode eine festere Haltung angenommen.

R., 18. März. Die Kaiserin beschäftige sich stark mit den polnischen Dingen. Der Brief des Herzogs an die Prinzessin Oranien sei angekommen; der Fürst Statthalter sei mit der Mitgift zufrieden, es handle sich nur noch darum, den Prinzen Friedrich geneigt zu machen, was nicht schwer fallen werde. Im Haag sei man der Meinung, daß die Prinzessin außer der Mitgift noch einmal an dem Allodialerbe theilnehmen werde, daß überhaupt ihr Erbtheil erheblich wachsen werde, da der Herzog seine Sparsamkeit soweit treibe, jährlich 50,000 Dukaten für jede Tochter zurückzulegen, was vielleicht übertrieben sei.

13. B., 11. März. Die Wohlgesinnten seien in Furcht wegen der Absicht Rußlands, den Sohn Karl Biron's zum Nachfolger zu machen. In Warschau erklären die ritterschaftlichen Delegirten, daß wenn der Herzog den Prozeß gewinne, die Stände sich unter russische Protektion stellen würden. Der Herzog hat erklären lassen, daß wenn die von der Ritterschaft proponirte Verfassung angenommen werde, er die Garantiemächte anrufen werde. An alle russischen Häfen sei der Befehl gelangt,

---

*) Siehe Bericht 7, 1792.

Schiffe auszurüsten für eine Eskadre, die Truppen nach Ostende bringen solle.

14. B., 15. März. Die Prinzessin Apollonia Biron hat die Kaiserin gebeten, sie besuchen zu dürfen; diese hat abgeschlagen, sich aber erboten, den ältesten Sohn unter ihrer Aufsicht erziehen zu lassen. Die Polen hat dieses Auftreten Karl Birons aufgebracht und dem Herzog genähert. Der Wojewode Chominski ist seit 3 Tagen angekommen und vom Herzog gut empfangen worden. Baron Brincken ist vorgestern zur Beglückwünschung wegen des hier soeben notifizirten Friedens von Jassy nach Petersburg abgereist. Rückmann hat gegen Brincken bemerkt, Rußland habe es übel empfunden, daß Pilten sich in irgend einer Sache an andere Höfe als den russischen, namentlich an Preußen, wende.

R., 25. März. Eine bessere Harmonie bahne sich mit Rußland an. Das Gerücht von einem Plan, zu Gunsten des französischen Prinzen 30,000 Mann zu schicken, sei übertrieben, aber nicht unwahr.

R., 30. März. Friedrich von Oranien hat seine Zustimmung zu dem Plane gegeben und will im Sommer nach Kurland reisen.

15. B., 18. März. Es hat sich herausgestellt, daß Chominski zwar von gewissen Plänen des Königs von Polen auf die Prinzessin Pauline dem Herzog gegenüber gesprochen, aber keine Heirath mit Josef Poniatowski vorzuschlagen hatte, sondern beauftragt war, beim Herzog eine Anleihe zu machen. In einem Brief, den der Herzog aus Petersburg erhalten habe, heißt es, Subow werde Glied im Auswärtigen Kollegium werden, sein Nachfolger als Günstling werde sein liebenswürdigerer Bruder Valerian werden. Im Preobraschenskischen Regiment allein sind über 3000 junge Leute als Unteroffiziere verzeichnet, die dann als Offiziere in die Armee gehen und dort alle Beförderungen bis zum Kapitän hinauf hindern. Ein Ukas soll das künftig beseitigen.

16. B., 22. März. Die Kaiserin weist die Absicht der kurischen Ritterschaft ab, auch ihrerseits sie durch einen besonderen Delegirten zum Frieden zu beglückwünschen. Die russischen Bankbillets stehen 10 Stück oder „Souverains" = 5 Thl. Alb.

R., 1. April. H. soll auf Rußland achten mit Rücksicht auf Schweden, wo in Folge des Mordes (des Königs) Wichtiges bevorstehe.

17. B., 29. März. Man spricht von einer bevorstehenden Allianz zwischen Preußen und Rußland und wolle damit die Polen schrecken. Ein Fürst Tschetwertynski, Rzewucki und Branicki sind nach Petersburg durchgereist, letzterer wegen der Potemkin'schen Erbschaft.

R., 8. April. Eine Allianz bestehe nicht, wohl aber gute Harmonie.

18. B., 1. April. Man meine, daß die Kaiserin keineswegs gleichgiltig sei gegen die nach dem 3. Mai in Polen eingetretenen Zustände; daß wenn sie ihre Meinung noch zurückhalte, sie die Gewohnheit habe, ihre Absichten nicht eher kund zu thun, als bis eine Aussicht auf Erfolg vorliege; daß sie, um für Polen freie Hand zu haben, es sehr gern sehen würde, wenn die deutschen Mächte mit Frankreich beschäftigt würden, und daß sie hieran arbeite. Um die Polen zu entmuthigen und von Preußen abzulenken, komme sie diesem Reich entgegen, während die Emissäre Gerüchte über eine neue Theilung verbreiten, die stattfinden könne, wenn die Polen sich nicht unter den Schutz von Rußland begeben; letzteres bedürfe keiner Vergrößerung, wie es der Hauptwunsch gewisser anderer Höfe sei.

Als die Herzogin von der versprochenen Mitgift der Prinzessin Wilhelmine erfuhr, habe sie gefürchtet, daß der Herzog durch seine Vorliebe für die älteste Tochter sich hinreißen lasse, sie auf Kosten der anderen zu bevorzugen. Der Herzog sei gewiß sehr reich und seine vorherrschende Passion sei zu thesauriren. Aber da er in seiner Oekonomie mehr geizig als weise sei, nicht zu rechter Zeit auszugeben wisse, in der Hand vieler und theurer Leute sei, so könne er nicht 150,000 Dukaten zurücklegen.

Die Kaiserin habe im Haag heimlich dahin wirken lassen, daß der schwankende Fürst bei den Ehestipulationen Schwierigkeiten mache und der Herzog dadurch abgeschreckt werde. Man dürfe daher, wolle man die Heirath fördern, keine neuen Schwierigkeiten bereiten, sondern müsse den Vertrag rasch abschließen. Die

Theilung des Allods nach dem Tode des Herzogs verstehe sich ja von selbst.

R., 13. April. Man kenne wohl die Mißstimmung der Kaiserin gegen die durch die Revolution in Polen geschaffenen Zustände, „mais c'est aller trop loin, que de lui attribuer le dessein, de subjuguer exclusivement ce Royaume par son influence politique et par des machinations insidieuses contre la Prusse. J'ai des données pour mieux augurer dans ce moment-ci du cabinet de Petersbourg“. Da die Oranische Heirath nun von der Frage des Lehns getrennt worden sei, so könne sie die Kaiserin wenig interessiren.

19. B., 5. April. Wenn Gustav III. in Folge des Attentates sterbe, so könne das für den russischen Einfluß günstige Folgen haben. Die Kaiserin habe sich seit dem Attentat nicht mehr öffentlich gezeigt, so sehr sei sie erschüttert worden.

20. B., 12. April. Die Verbindung mit Würzau ist unterbrochen, die Wege stehen unter Wasser. Die Kaiserin hat sich geweigert, Baron Brincken als Abgesandten des Herzogs zu empfangen, was ein deutliches Zeichen ihrer Verstimmung über die Oranische Heirath sei. Den Herzog werde das mit doppelter Aengstlichkeit bei Verfolgung des Planes in seinem Kleinmuth erfüllen.

21. B., 19. April. Der Herzog will folgende Nachrichten erhalten haben: Rückmann sei angewiesen worden, falls der Prinz von Oranien im Sommer nach Kurland kommen sollte, bei Zeiten die Gemüther vorzubereiten, damit auf dem nächsten Landtage im August das Verlangen einer definitiven Regelung der Sukzession gestellt werde. Der Gouverneur in Riga habe Anweisung auf 60,000 Thl. Alb. erhalten, um die Glieder des Landtages zu bestechen, und General Pahlen soll ihn unterstützen. Der Herzog überlasse es dem Könige, demnach zu entscheiden, ob es besser wäre, die Reise des Prinzen bis nach dem Landtage aufzuschieben. Der Herzog sei etwas empfindlich über einige Stellen in dem Briefe der Prinzessin von Oranien, welche Geldsachen betreffen. Brincken sei in allgemeiner Audienz wie Gesandte einer Macht dritten Ranges empfangen worden, übrigens ganz höflich. Der Herzog ist sehr für Betreibung des Heirathsvertrages.

R., 29. April. Der König hat im Haag gerathen, die Reise des Prinzen zu verschieben. Dort sei die Angelegenheit sonst ziemlich im Reinen; man arbeite am Kontrakt. Brincken habe eine Unterredung mit Ostermann gehabt.

22. B., 22. April. Die Kaiserin hat an die Herzogin geschrieben, ob es nicht besser wäre, die Prinzessin Wilhelmine an den Sohn des Prinzen Karl Biron zu vermählen. Die Herzogin hat geantwortet, eine solche Ehe werde der Herzog niemals zugeben, worauf die Korrespondenz von Petersburg aus völlig abgebrochen worden ist. Auch ist die Anfrage der Herzogin wegen einer Reise dorthin unbeantwortet geblieben. Von Petersburg aus wird im Haag weiter gegen den Heirathsplan agitirt.

23. B., 26. April. In Warschau erzählt man, im nächsten Monat würden sich 80,000 Mann Russen an der Grenze sammeln.

R., 4. Mai. Die Kaiserin sei entschieden gegen die Konstitution vom 3. Mai und wolle sie vernichten.

24. B., 29. April. Die Truppen aus Riga marschiren nach Polozk; es heißt, sie würden von da über die Düna nach Polen einrücken. Die Polen in Petersburg hätten zu gewissen Zwecken von der Kaiserin große Summen erhalten. Die letztere soll an eine Ehe des jungen Prinzen Biron mit einer Großfürstin denken. Diese Nachrichten seien nicht sicher.

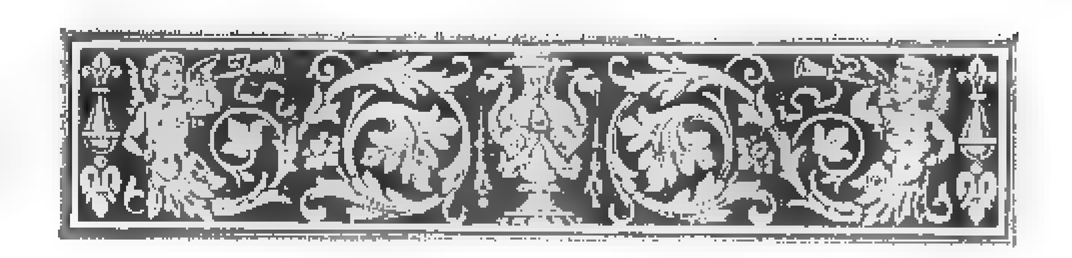
25. B., 6. Mai. Aus Petersburg kommen kriegerische Nachrichten gegen Polen; ein Manifest gegen die Konstitution vom 3. Mai sei schon fertig. Man habe in Petersburg Kunde, daß der Jakobinerklub in Paris einen Meuchelmörder ausgesandt habe, um die Kaiserin zu ermorden, weshalb entsprechende Weisungen zur Bewachung der Grenze ergangen seien. In einer großen Berathung habe man beschlossen, alle Franzosen, deren es etwa 20,000 in Rußland gebe, bei Todesstrafe auszuweisen, mit Ausnahme derer, die schon 15 Jahre lang im Lande sind.

26. B., 10. Mai. Brincken ist aus Petersburg heimgekehrt. Er berichtete, die Kaiserin sei bei sehr guter Gesundheit. „Toujours avide encore de ces plaisirs, qui dans tout le cours de sa vie ont eu de l'attrait pour elle“ — mache sich doch das Alter geltend; daher Launen, Nervosität, Jähzorn, Unvorsichtigkeit

im Bewahren ihrer Gedanken. Aeußerst eigenwillig, dulde sie keinen Widerspruch. Die Kälte zwischen ihr und dem Großfürsten wächst; diesen ärgert es, daß sein ältester Sohn ins Vertrauen gezogen und möglichst in die Geschäfte eingeweiht werde. In den Ministerien herrsche immer noch das Prinzip, Mittelmäßigkeiten zu haben und zu halten. So werde Nikolaus Soltykow Chef des Kriegskollegiums werden, Ostermann und Besborodko werden ihre Aemter behalten, obgleich Subow das Mögliche gethan habe, um letzteren zu stürzen während dessen Abwesenheit zum Kongreß. Es scheint, daß Subow die Kaiserin zu Gunsten der insurgirten Polen gestimmt habe. Indessen sei wahrscheinlicher, daß Subow nur nach den Instruktionen der Kaiserin selbst in dieser Sache gehandelt habe und diese einen festen und alten Plan verfolge.

(Fortsetzung folgt.)





Züge aus unserer provinziellen Physiognomie vor 50 Jahren.

Nachdruck verboten.

Der Geschichtschreiber unserer Tage und der kommenden Jahrhunderte wird in den Zeitungen und politischen Zeitschriften eine der wichtigsten historischen Quellen erblicken müssen. Die politische Presse hat eine Reihe anderer historischer Quellen — das kann nicht ohne ein gewisses Bedauern registrirt werden — stark zurückgedrängt, wie die Memoiren- und Kalender-Litteratur, oder gar völlig aufgesogen, wie die Chroniken; das ist zu bedauern, denn in der Tagespresse haben wir ein unbequem weitschichtiges, breitspuriges, irrthumreiches und historisch schwer zu bewerthendes Material vor uns. Wie schwer fällt es, sich in dem unabgeklärten Gewirr der Tageseindrücke, im Ballast des oft kritik- und kommentarlos aufgehäuften nackten Nachrichtendienstes, in der mit der wachsenden Inanspruchnahme des Telegraphen sich steigernden Unverdaulichkeit der dargereichten politischen Materie zurechtzufinden, das Dauernde an Kulturgedanken und Kulturmomenten von dem flüchtig vom Augenblick Geborenen und flüchtig und folgenlos in dem Augenblick Verrauschenden zu scheiden? Auf der anderen Seite aber leitet uns die in der Presse erschlossene historische Quelle ein frischsprudelndes, werthvolles Material zu, das für die Zeitgeschichte geradezu unentbehrlich erscheint: sie giebt einen direkten Abglanz der Wirkung der Geschehnisse und geistigen Bewegungen auf die Zeitgenossen, eine, allerdings keineswegs

lückenlose, aber in voller Frische vor uns erstehende Reihe von Momentbildern unmittelbarster subjektiver Wahrheit für das objektiv vom Historiker zu zeichnende Zeitbild.

Einige solcher Momentbilder aus dem politischen und geistigen Leben unserer Heimath vor 50 Jahren, nicht etwa ein kritisch zu entwerfendes Vollbild damaligen Lebens, sei nun aus einer unserer historisch-politischen Zeitschriften jener Epoche der jetzigen Generation ins Gedächtniß zurückgerufen — in der Hoffnung, daß Manchem eine Erinnerung an den Ausgangspunkt der in diesen letzten 50 Jahren zurückgelegten Wegestrecke nicht unwillkommen sein wird, zumal sich für den Weiterblickenden daraus auch hier und da Zielpunkte für die zukünftige Entwickelung ergeben werden.

Geschöpft sind diese Erinnerungen aus dem Jahrgange 1846, der leider seit mehr als 30 Jahren eingegangenen vortrefflichen einstigen Dorpater Wochenschrift „Das Inland". Wie wenig auch diese eine Quelle für eine allgemeine Schilderung jener Zeit ausreichen mag, so nimmt sie doch, wenn schon einmal nur eine Zeitschrift zur Belebung der Reminiscenzen aus jenen Tagen herangezogen werden soll, unter ihren Geschwistern gerade für die Hervorkehrung der Hauptzüge jener Zeit die erste Stelle ein. Zwar war schon damals das „Inland" in Bezug auf Abonnentenzahl durch die „Rigische Zeitung", zumal seit deren täglichem Erscheinen, bei Weitem überflügelt; aber einestheils konnte es trotzdem nicht mit Unrecht als „das Hauptorgan der Ostseeprovinzen" von Reval aus apostrophirt werden, weil es faktisch in gewissem Umfange die Summa des geistig schöpferischen Lebens der Provinzen repräsentirte, anderentheils eignet sie sich im Vergleich mit den mehr dem Nachrichtendienst zugewandten rein politischen Blättern schon als Wochenblatt, welches mit sehr anerkennenswerther produktiver Leistung seiner zahlreichen Mitarbeiter gereiftere, mit größerer Muße durchgearbeitete Registrirung des einheimischen Stoffes verband, wie auch durch seine relativ ebenmäßige Vertretung der Interessen aller dreier Provinzen in besonderem Maße zur Verwerthung zu dem in Rede stehenden Zweck. — Mit einigem Stolz wird im „Inland" selbst vermerkt, daß damals diese Zeitschrift (als einzige inländische außer der „Rig. Ztg.") sich zu einer Auflage von mehr als 300 Exemplaren

erhob, daß seine Leser über das ganze russische Reich „von den amerikanischen Kolonien herab bis nach Sibirien und Transkaukasien“ verbreitet waren und daß selbst ins Ausland einige Exemplare gingen. — Als Redakteur des „Inland“ fungirte seit Beginn des Jahres 1846 Professor Dr. E. v. Rummel; unter seiner Redaktion nimmt diese „Wochenschrift für Liv-, Est- und Kurlands Geschichte, Geographie, Statistik und Litteratur“ einen entschiedenen Aufschwung.

* * *

Das Jahr 1846 steht unter dem Eindruck zweier Ereignisse: unter dem der Hungersnoth der Jahre 1844 und 1845 und unter dem der großen Konversion, des Uebertritts des Landvolkes zur griechisch-orthodoxen Kirche. Diese beiden Erscheinungen sind im Jahre 1846 gegebene Thatsachen, mit denen man sich abzufinden hat. In Manchem erinnert jene Zeit an die Physiognomie unserer Tage: wie heute, so stand auch damals der Landmann unter dem schweren Druck einer materiellen Nothlage, und wie wir heute der durchgeführten „Reorganisation“ unseres Lebens in Schule, Gericht und Verwaltung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, so stand man damals vor der offenen Bresche, welche die Konversion in die konfessionelle Geschlossenheit der baltischen Landbevölkerung geschlagen hatte. — Das Bezeichnende der Zeit vor 50 Jahren liegt darin, daß man gegenüber den eingetretenen Dingen nicht in schwächlicher Resignation die Hände in den Schloß legte, sondern sich vielmehr zu gesteigerter geistiger und wirthschaftlicher Regsamkeit, zu neuen vorgeschritteneren Ideen, zu vermehrtem Arbeiten für sich und das Gemeinwohl angetrieben fühlte. Wenigstens gilt das von den besseren und führenden Geistern jener Tage.

Schwere Wunden waren es, die den drei Provinzen von der Hungersnoth und Theuerung der Jahre 1844 und 1845 geschlagen waren und die nun in der ersten Hälfte des Jahres 1846 zu ihrer vollsten Erscheinung gelangten. Ueberall im Lande herrscht Noth und Entbehrung und nur der Sensenmann hält reiche Ernte. Der offizielle Bericht („Inland“, S. 637) registrirt zwar für das Jahr 1845 in der Rubrik „verhungert“

für Livland nur die Ziffer 2; aber abgesehen davon, daß hier auch die 2 „an den Folgen des Hungers Gestorbenen“ und fraglos wohl auch der größte Theil der 33 (!) „todt Gefundenen“ hineinrangiren, war der Hunger bei Tausenden die verhängnißvolle Vorfrucht für den unter den verschiedensten Krankheitsformen sie hinmähenden Tod. Da ist die im Frühjahr in Riga auftauchende „Modekrankheit Grippe“ noch eine ziemlich unschuldige Plage; furchtbar wüthet an vielen Orten, im Dörptschen, Fellinschen u. s. w. die Blutruhr. „Krankheiten aller Art“, heißt es in einem Bericht vom Mai 1846 aus Kurland (S. 551), „haben sich über Stadt und Land verbreitet, kalte Fieber, Nervenfieber, Flußfieber, Augenentzündungen u. s. w., und große Sterblichkeit ist zu dem Mangel und der Theuerung noch hinzugekommen; überall ist die Zahl der Gestorbenen größer, als die der Geborenen und in manchen Gemeinden übersteigt sie das Doppelte“.

Die Sterblichkeit in Livland ist für das Jahr 1845 größer, als sie in dem schlimmsten Cholera-Jahr gewesen ist; während in Livland in dem auch schon sehr bösen Jahre 1844 die Zahl der Todten noch nicht 23,000 betrug, tritt man in das Jahr 1846 mit einer Todten-Ziffer von 33,500 Todten aus dem Vorjahre. Diesen 33,500 Todesfällen stehen nur 22,790 Geburten gegenüber (gegen mehr als 27,000 in den Jahren 1843 und 1844), so daß Livlands Bevölkerung zum Jahre 1846 sich um 10,777 Seelen vermindert hat — eine um so bezeichnendere Erscheinung, als diese Provinz selbst in den Jahren 1843 und 1844 noch einen natürlichen Bevölkerungszuwachs von 10,050, bezw. 9807 Seelen gehabt hatte.

Das „Inland“ wirft mit Bezug hierauf die Frage auf: „Woher diese merkwürdige Verschiedenheit?“ und beantwortet sie dann, wie folgt: „Wir können nicht anders, als darauf erwidern, daß die totalen Mißernten der beiden letzten unmittelbar auf einander folgenden Jahre durch den Mangel und das übergroße Elend, das sie für alle Landbewohner herbeiführten, von großem Einfluß darauf gewesen, ja als die unmittelbare Ursache anzusehen sind. Wohl haben allgemein herrschende Krankheiten, wie die bösartig auftretende Ruhr, die pestartig in manchen Gegenden ihre Opfer forderte, viel mit dazu beigetragen. Aber — abgesehen

davon, daß diese als unausbleibliche Folge der überall schlechten oder fehlenden Nahrungsmittel anzunehmen sein möchte — hat sich nach den eingegangenen Parochial-Listen und -Nachrichten die auffallend größere Sterblichkeit auch in solchen Gegenden erwiesen, wo die Ruhr garnicht geherrscht hat".

Wie auf dem Lande, so ist natürlich auch in den Städten gedrückte Stimmung, viel Elend. „Schlechte Zeiten, leerer Beutel, leere Herzen, keine Geschäfte" wird aus der Embach-Stadt im Januar 1846 geklagt (S. 62). Das mag sicherlich auch für die anderen Städte zugetroffen sein, nur gegen die „leeren Herzen" dürfte vielfach und mit gutem Recht Protest eingelegt worden sein. Denn mit der zunehmenden Noth regte sich auch menschenfreundliche Opferwilligkeit. Von der Regierung wird darlehensweise Getreide für mehrere Hunderttausende von Rubeln für die Ostseeprovinzen aufgekauft und Sammlungen für die Nothleidenden werden mit Erfolg organisirt. So wird im März 1846 über aus Moskau von Wohlthätern bei den Ortspredigern eingelaufene Spenden von 700 Rbl. S. für die Kirchspiele Koddafer, Torma, Kawelecht und Ringen quittirt; eine noch größere „aus Moskau und von Wohlthätern im Innern Rußlands" stammende Summe kommt den Kirchspielen Theal-Fölk, Marienburg, Schwaneburg, Nauden, Kamby, Range, Saara, Marien-Magdalenen, Wendau, Lais und Nüggen, sowie der Alt-Laitzenschen Gemeinde zu gute. In den baltischen Städten wird fast überall Hilfe für die Nothleidenden organisirt. So treten in Riga, Dorpat, Wenden und anderen Orten Suppenanstalten in Wirksamkeit, in Wolmar ist eine „Armen-Kommission" thätig, „welche den erforderlichen Lebensbedarf herbeischafft und vertheilt".

Auch auf dem Lande fehlt es nicht an Zügen großer Opferwilligkeit. Das hübscheste Beispiel wird wohl aus Kreutzburg erzählt. In dem Bericht des „Inland" (S. 266—267) heißt es hierüber: „Von den ca. 845 zur hiesigen evangelisch-lutherischen Gemeinde gehörigen Bauerwirthen war der größere Theil sowohl durch mancherlei göttliche Heimsuchungen, als durch eigene Schuld in große Gutsschulden hineingerathen, welche, nach Geldeswerth berechnet, die Summe von 100,000 Rbl. S. übersteigen... Da sandte Gott durch den Erbherrn

des Gebiets von Kreutzburg Hilfe, indem dieser, da er selbst die Verwaltung seiner Leute und Güter übernahm, von einem mitfühlendem Herzen und christlichen Sinn getrieben, dem Prediger von Kreutzburg den freudigen Auftrag gab, am heiligen Weihnachtsfeste seinen Erbleuten anzuzeigen, daß er denselben alle alten Schulden erlasse, indem er ihnen durch diese Festgabe zeigen wolle, wie sehr er sie liebe und ihr Wohlergehen wünsche und daß es ihm eine wahre Herzensfreude sei, ihnen mit diesem starken Beweis seiner Liebe allen ihren guten Gehorsam und Treue zu vergelten, mit der sie in allen, sowohl leiblichen als geistlichen Versuchungen standhaft ausgeharrt haben und jeder Zeit, selbst auch in den schwersten Zeiten, bereitwillig gegeben haben Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. -- Nach beendigtem Gottesdienste am Weihnachtsfeste verkündete der Prediger seiner Gemeinde diese zeitliche Freude. -- Zugleich muß auch dessen hier gedacht werden, wie gütig und weislich die Verwaltung von Kreutzburg für ihre Leute, so viel sie nur mag, Sorge trägt, damit Keiner Hunger leide. Von dem Getreide des Gutes wird nicht ein Loof verkauft, sondern es ist noch für 10,000 Rbl. S. Getreide angekauft worden, welches mit Strusen erwartet wird ..." In der That, ein Akt hochherziger Opferwilligkeit!

So viel über die materiellen Mittel, mit denen man der Kalamität Herr zu werden suchte; wie die Noth der Zeit auf die landes- und agrar-politischen Verhältnisse zurückwirkte, wird weiterhin besonderer Betrachtung unterzogen werden.

Das Jahr 1846 selbst bringt eine ziemlich ergiebige Ernte. Die Kornpreise sinken rasch; statt 10 Rbl. S. pro Tschetwert Roggen und Mehl wird nur etwa die Hälfte davon bezahlt. -- Seit dem Jahre 1846 haben die Ostseeprovinzen nicht wieder unter einer allgemeinen Hungersnoth zu leiden gehabt.

* * *

Neben der Hungersnoth war die Konversion von Letten und Esten zur griechisch-orthodoxen Kirche diejenige Thatsache, welche im Lande am tiefsten die Gemüther bewegte. Wie die Hungersnoth, so hatte auch diese „unruhige

Bewegung unter dem Landvolke" im Jahre 1846 ihren Höhepunkt bereits überschritten.

Der offizielle Bericht des Ministers des Innern pro 1845 (S. 1238—1239) konstatirt: „Das bemerkenswertheste Ereigniß in der lutherischen Kirche in Rußland war der plötzliche Wunsch vieler Bauern des livländischen Gouvernements, mit der Rechtgläubigkeit sich zu vereinigen; dieses führten gegen 14,000 Seelen aus." Dem „plötzlichen Wunsch" der Bauern folgte Anfangs summarisch und ohne Weiteres die Erfüllung. Dann erging ein Allerhöchster Befehl, wonach die Salbung „der sich Vereinigenden" nicht früher bewerkstelligt werden solle, als nach Verlauf einer 6-monatigen Frist nach Erklärung ihres Wunsches zum Uebertritt in die griechisch-orthodoxe Kirche; das hatte den Effekt, daß seitdem nur noch 2500 Seelen unter den Wünschenden erschienen.

Das Jahr 1846 bringt dann seitens der Regierung eine Reihe von Maßnahmen, um die durch den plötzlichen Wunsch der griechisch-orthodoxen Kirche gewonnenen Seelen kirchenregimentlich dieser anzugliedern. Am 2. April 1846 ergeht im Auftrage des liv-, est- und kurländischen Generalgouverneurs Golowin ein Befehl folgenden Inhalts (S. 463):

> 1) daß nach dem Allerhöchsten Willen Sr. Kaiserlichen Majestät im Livländischen Gouvernement 34 rechtgläubige Pfarrbezirke, von denen 18 für Letten und 16 für Esten, eröffnet werden; 2) daß zur Zahl dieser Bezirke die jetzt bestehenden 9 rechtgläubigen Kirchen gehören, und zwar namentlich die zu Riga, Dorpat, Lemsal, Pernau, Wenden und Werro und die in den Dörfern Tschornaja Derewnja, Stoß und Rappin — die übrigen 25 Kirchen sollen ohne Aufenthalt neu erbaut werden, sowie die Häuser für die Geistlichen und Kirchendiener und für die Pfarrbezirks-Schulen; 3) daß bis zur Errichtung dieser beständigen Pfarrbezirke und zur unverweilten Befriedigung geistlicher Nothdurft der Neuvereinigten bereits zur Errichtung temporärer Kirchen geschritten ist; 4) daß zu diesem Ende die bestimmten Pfarrbezirke bis zur allendlichen Errichtung der beständigen Kirchen unter die temporären Kirchen vertheilt werden; 5) daß sonach den rechtgläubigen Geistlichen, wenn sie ihre Eingepfarrten besuchen, jedem in den Grenzen seines Bezirks jede Mitwirkung der Orts-Autoritäten zu Theil werden muß;

diesen ist dabei die Erfüllung der die Freiheit des rechtgläubigen Gottesdienstes sichernden Bestimmungen der 1. Abth., 1. Kap., 14. Bd. des Sw. der Gesetze eingeschärft worden; 6) daß die zur Rechtgläubigkeit vereinigten Bauern unter keinem Vorwande und in keiner Weise von der Erfüllung der Verpflichtungen des Glaubens und des Gottesdienstes abgelenkt werden dürfen; 7) daß Diejenigen, welche sich noch ferner vereinigen wollen, zur Verzeichnung ihrer Namen in die dazu besonders errichteten Schnurbücher ungehindert sich bei den rechtgläubigen Geistlichen derjenigen Pfarrbezirke, in denen sie wohnen, melden können, ohne deshalb von ihnen irgend welche besondere Erlaubnißscheine oder Zettel zu verlangen; 8) daß die solchergestalt beim Geistlichen verzeichneten Bauern von demselben ein gedrucktes Zeugniß darüber erhalten, daß die deshalb gesetzlich vorgeschriebenen Formen beobachtet worden und sie nach Ablauf der zu diesem Ende bestimmten sechsmonatigen Frist, wenn sie ihre Absicht nicht ändern, ungehindert zur rechtgläubigen Kirche durch jeden Geistlichen vereinigt werden können, auch wenn er der Geistliche ihres Pfarrbezirks nicht wäre, sobald sie das obbemerkte gedruckte Zeugniß erweisen; und endlich 9) daß die Anwesenheit der Zivilbeamten bei Verzeichnung und Befragung der Bauern durch den Geistlichen — behufs ihrer Belehrung darüber, daß mit der Veränderung der Religion gar keine weltlichen Vortheile verbunden sind und daß ihre Verhältnisse zu den Gutsbesitzern, als durch Reichsgesetze bestimmt, heilig und unangetastet bleiben — in früherer Grundlage stattfinden muß.

Ein beigelegtes Verzeichniß macht die rechtgläubigen Pfarrbezirke (Riga, Wenden, Wolmar, Walk, Lemsal, Dorpat, Werro, Fellin, Pernau, Moritzberg, Henselshof, Kolzen, Uexküll, Kokenhusen, Groß-Dohn, Kerstenböhm, Lysohn, Marienburg, Alt-Pebalg, Eschenhof, Rujen-Tornai, Eichenangern, Tschornaja-Derewnja, Nossow, Rappin, Hahnhof, Heimaden, Karolen, Sagnitz, Soontak, Kastolatz, Kawelecht, Manhof und Oberpahlen) namhaft; ein weiteres Verzeichniß zählt die zu eröffnenden temporären rechtgläubigen Kirchen auf.

Bereits vorher (S. 426–427) war die Anordnung getroffen worden, daß an denjenigen Orten, wo keine Gottesäcker der griechisch-orthodoxen Kirchen vorhanden oder für

die zur Rechtgläubigkeit übergetretenen Landbewohner noch keine besonderen Plätze des Kirchhofes eingewiesen sind, vorläufig, jedoch ohne Theilnahme des Pastors, Küsters oder sonst eines lutherischen Kirchenbeamten, die zur griechisch-orthodoxen Kirche Neuvereinigten auf dem lutherischen Kirchhof „beerdigt werden können" und daß „die Herren Prediger die Herren Kirchenvorsteher zu requiriren haben, um Maßregeln zur Beerdigung der Uebergetretenen in gesetzlicher Ordnung und Tiefe ergreifen zu lassen."

Auf den 8. und 12. Juli werden dann Sorge zur Erbauung orthodoxer Kirchen nebst Gebäuden für Priester und Schulen auf den Gütern Uerküll, Kokenhusen, Moritzberg, Henselshof, Großdohn, Kerstenbehm, Pebalg, Eschenhof, Lysohn, Marienburg, Alt-Tornai, Eichenangern, Heimadra, Hahnhof, Karolen, Kawelecht, Kastolatz, Soontak, Jmsjärw, Manhof und Oberpahlen angesetzt.

Für die im Bau begriffenen orthodoxen Kirchen fließen, begünstigt von Kaiserlichen Gnadenerweisen, Spenden ein. So wird unterm 15. Juni 1846 für Darbringung solcher Gaben dem Petersburger Kommerzien-Rath Ponomarow, dem ehemaligen Moskauer Stadthaupt Schestow und dem Petersburger Ehrenbürger Kudrjaschew das Monarchische Wohlwollen eröffnet und dem Letztgenannten überdies eine goldene Medaille am Andreas-Bande verliehen.

-- -- Wie stellte man sich im Lande zu dieser Bewegung? Was wir aus dem Jahrgange 1846 des „Inland" hierüber erfahren, beschränkt sich naturgemäß mehr auf Andeutungen und symptomatische Berichte.

Ueber die am 14. August zu Walk eröffnete livländische Provinzial-Synode bringt das „Inland" keinen Eigenbericht. Es meldet über den Zusammentritt der Synode nur ganz kurz: „Am 14. August begann hierselbst (in Walk) mit öffentlichem Gottesdienst in der Stadtkirche die diesjährige livländische Provinzial-Synode. Herr Pastor von Holst aus Fellin begrüßte die Synodalen in einer kräftigen Anrede über Jeremias 30, 10 u. 11 und administrirte die Liturgie. Die Predigt hielt Herr Pastor Kählbrandt aus Neu-Pebalg über

Joh. 7, 37—39 und behandelte hiernach die von Christo der Kirche gestellte Aufgabe, damit Ströme des lebendigen Wassers nach seiner Verheißung aus ihr fließen." — So viel über die nächstbetheiligte der Synoden der drei Provinzen.

Mehr theilt — und zwar nach Ulmann's „Mittheilungen" — der Jahrgang 1846 des „Inland" (S. 573—575) über die im August 1845 in Mitau abgehaltene II. kurländische Provinzial-Synode mit. Ihr gaben die Signatur wohl die unmittelbar nach der Begrüßung seitens des Generalsuperintendenten gehaltenen beiden Vorträge, worüber berichtet wird: „Pastor Elverfeld aus Zelmeneeken und Pastor Brasche aus Nieder-Bartau sprachen über das Thema „Vetus illud Lactantii: augetur religio, quanto magis premitur"."*) — Anklänge an dieses Thema scheinen auch andere Synodal-Vorträge enthalten zu haben; mehrere derselben behandeln Fragen zur praktischen Festigung des religiösen Lebens. So erörtert Pastor Zimmermann aus Hofzumberge die Erfahrung, daß die bereits Konfirmirten der lettischen Gemeinde sich nach der Konfirmation in der Regel wenig mehr um das Fortschreiten in der Lehre bemühten und es daher bei der oft mangelhaften Vorbereitung der Konfirmanden Noth thue, dem möglichst abzuhelfen. Er theilte mit, daß er in dieser Absicht die Konfirmirten des vorhergehenden Jahres an einem Wochentage versammele und sich dabei vornehmlich bemühe, die Bibel mehr als das Gesangbuch zum Hausbuch der Letten zu machen. Diese Mittheilung wurde lebhaft besprochen und scheint auf volle Zustimmung gestoßen zu sein. — Weiter empfahl Pastor Seeberg aus Wahnen „die sogenannten Kleindeutschen und deren Kindererziehung" der besonderen Beachtung der Synodalen. „Die Synode erklärte sich nach Mittheilungen anderer Amtsbrüder in dieser Hinsicht vollkommen einverstanden mit dem Antrage Pastor Hillner's: die Synode möge erklären, daß sie es für sehr heilsam halte, daß jeder Prediger mit der durch die nöthige Amtsweisheit gebotenen Berücksichtigung der speziellen

*) Das alte Wort des Lactantius: „Die Religion wird um so mehr gestärkt, je mehr sie bedrückt wird."

Verhältnisse jährlich auch die Kinder der deutschen Gemeinde in ihrer Religionskenntniß prüfen und so viel als möglich auf ihren Unterricht im Christenthum einwirken möge." — Pastor Sczesny aus Tauroggen — dies ist wohl zugleich ein Nachklang auch der Hungersnoth-Kalamität — sprach über eine mit der Kirche zu verbindende Almosenpflege. — Oberlehrer Engelmann konnte die Mittheilung machen, daß die Bibelverbreitung „auf überraschend erfreuliche Weise" zugenommen habe. — Mit der wärmsten Sympathie wurde die Aufforderung des General-Konsistoriums zur Stiftung eines Vereins behufs Förderung der geistlichen und kirchlichen Zwecke der ärmeren evangelischen Gemeinden des Reiches aufgenommen. — Mit dem Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" ward die kurländische Synode geschlossen.

Die estländische Prediger-Synode des Jahres 1846 tagte in Reval vom 16.—22. Juni. Eröffnet ward sie (vgl. S. 1189—1191) vom Generalsuperintendenten Dr. Rein mit einer Predigt über Matth. 16, 3 „Könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urtheilen?" Nach dem Synodal-Gottesdienst wurden dem Generalsuperintendenten von einem Ungenannten 300 Rbl. S. für die nothleidenden estnischen Bauern und vom Regierungsrath v. Schwebs 2500 Exemplare des estnischen Traktats „Halte fest, was du hast!" zur Vertheilung in den Kirchspielen eingehändigt. — Propst Glanström und Pastor Scholvin beantworteten die Frage: „Was hat die gegenwärtige Aufregung unter unserem Landvolk verursacht?" Pastor Harten von Fickel stellte die Behauptung auf, daß die Kulturstufe unseres Landvolkes zu niedrig sei, um die höheren Wahrheiten der Religion würdigen zu können; es müsse daher durch Schulen für seine geistige Ausbildung gesorgt werden. — Die Synodal-Frage: „Läßt sich die Behauptung: zu allen Zeiten, in denen die Kirche verfiel, ist sie durch ihre Diener verfallen — historisch nachweisen?" beantwortete Pastor Grohmann von Turgel. — Eine zweite Frage: „Wenn Alle, denen das gedeihliche Fortbestehen der evangelischen Kirche am Herzen liegt, darin einverstanden sein möchten, daß in unserer viel-

bewegten Zeit Einigkeit unserer Kirche dringend Noth thue, so fragt es sich: unter welcher Bedingung kann eine solche Einigkeit nur bestehen oder worauf muß sie sich gründen?" — beantwortete Pastor Hoerschelmann von St. Martens.

Aus dem, was sich aus diesen auszüglichen Mittheilungen und Andeutungen herauslesen läßt, geht mit genügender Deutlichkeit hervor, daß die lutherische Geistlichkeit die durch die Hungersnoth und die Konversion zu Tage getretenen Schäden mit thatkräftigem Vorgehen zu heilen bemüht war — durch religiöse und sittliche Aufklärung des Volkes, durch Hebung des Schulwesens. Wie weit in dieser Beziehung das Volk noch immer zurückstand, beweist u. A. der Umstand, daß auf einer Rigaschen Sprengels-Synode der Oberpastor Trey auf den Mißbrauch aufmerksam machen muß, der mit der Bestattung von Leichen „auf dem Kuckucks- oder Lämmerberge, einem ungeweihten Ort", noch immer getrieben werde und daß man, um diesem Unfug abzuhelfen, sich zu der Bitte entschließt, es möchte dieser verrufene Ort eingezäunt, geweiht und zu einem Freibegräbniß für die Armen jenseits der Düna bestimmt werden.

Die Konversion hatte Bresche geschlagen in eine vielhundertjährige Entwickelung: seit der Vorväter Zeiten war man garnicht auf den Gedanken gekommen, es könne in dem geschlossenen Zusammenhalten der Bevölkerung der drei Ostseeprovinzen in dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß eine Aenderung überhaupt eintreten, und nun sah man plötzlich die bisher feste religiöse Gemeinschaft der drei Provinzen durchbrochen.

Der historischen Tragweite und dem tiefen Eindruck dieses Ereignisses konnte sich kein Einsichtiger entziehen. Die Wirkung der Vorgänge des Jahres 1845 spiegelt sich mit besonderer Deutlichkeit in den am 5. und 6. Dezember abgehaltenen Jahres-Versammlungen der „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen in Riga" wider.

Da liegt der Gesellschaft zunächst ein Schreiben vor, das den Wunsch ausspricht, „eine vollständige Sammlung aller Aktenstücke, welche auf die in diesem Jahre unter der lettischen und estnischen Bevölkerung Livlands vorgekommene

Glaubensveränderung und die Folgen dieses wichtigen Ereignisses für Landadel und Geistlichkeit beider Konfessionen, für Handel und Gewerbe, für Gestaltung der inneren Verhältnisse und der äußeren Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner Bezug haben, anzulegen, um unseren Nachkommen ein möglichst getreues Bild dieser Zeit zu überliefern und eine parteilose Darstellung der Verhältnisse vorzubereiten".

Am 6. Dezember, dem Namenstage des Kaisers, tritt man dann zu der „allgemeinen feierlichen und öffentlichen Jahresversammlung" zusammen und der Präsident der Gesellschaft, der ausgezeichnete R. J. L. Samson von Himmelstiern, Landrath und Konsistorial-Präsident, eröffnet sie mit einer Rede. Als Aufgabe der Gesellschaft stellte er hin, aus den Ueberresten des Alterthums die Geschichte der Provinz zu vervollständigen, Zerstreutes zu sammeln, Lückenhaftes auszufüllen und dasjenige aufzuklären, was sich als mangelhaft und zweifelhaft in den Ueberlieferungen der Vorzeit darstellt; bezeichnend sagt er von dieser Aufgabe: „sie will die Gegenwart nutzen, um der Zukunft ein belohnendes Denkmal ihres Fleißes zu hinterlassen".

Und dann heißt es weiter im Bericht des „Inland" (S. 15): „Indem er (Redner) ferner andeutete, daß diese Bestrebungen von der Liebe zu unserem gemeinsamen Vaterlande zeugten und daß diese Liebe in den Gemüthern Aller von neuem erwacht zu sein scheine zu einer Zeit, wo einerseits die Baltischen Rechte, Privilegien und Verfassungen zusammengestellt sich abermaliger Anerkennung und, wie wir hoffen können, dauernder Befestigung von der Huld unseres Monarchen erfreuen und wo andererseits das Drangsal der Gegenwart uns ungewiß darüber läßt, wie sich unsere Zukunft gestalten werde und wie aus seiner Asche der Phönix unserer Provinz von neuem erstehen möge, wies er, so groß auch unsere Sorge sein mag, auf das Vertrauen zu der Weisheit und Gerechtigkeit des Monarchen hin, woraus wir neuen Muth schöpfen sollen. Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geschichte unseres eigensten Vaterlandes, das, im Innern neu gekräftigt, mehr als einmal aus seinen Trümmern wieder hervorging und — wir sagen es mit stolzem Bewußtsein — an politischen Kräften klein und

unscheinbar, immer so viele moralische Kraft sich erhielt, daß es, bedentsam in sich selbst, Anderen als Vorbild der Treue, des Gehorsams und der Gesittung diente. Erhalten wir uns dieses Bewußtsein! Es zu nähren und zu befestigen sei die eigentliche Ausbeute der wissenschaftlichen Bestrebungen, auch unseres Vereins. Hier, wo uns zunächst die Vergangenheit und das Alterthum beschäftigen, erwähnte der Herr Festredner der Gegenwart, weil sie, bedeutsam für die Geschichte unserer Tage, schon jetzt eine sorgfältige Sammlung alles dessen zu erheischen scheint, was täglich vor unseren Augen vorgeht und an uns vorüberzieht. Eine parteilose Darstellung aus diesem reichen Material möge dereinst der Nachwelt bekunden: „daß wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln ein Denkmal würdiger Gesinnung hinterließen und nicht mit schnödem Undank uns des Ueberlieferten als morsch und in sich zerfallen entäußerten".

Aus einer Gesinnung, wie sie sich in diesen mannhaft-kernigen Worten ausspricht, mußte eine kräftige Reaktion gegen Trägheit auf geistigem und kirchlichem Gebiet hervorwachsen.

Für die Belebung des kirchlichen Sinnes in unseren Provinzen bietet der in Rede stehende Jahrgang des „Inland" so manches Beispiel. Unter Anderem werden von mehreren Predigern Rigas „zur Förderung christlicher Erkenntniß" außer den sonntäglichen Gottesdiensten religiöse Versammlungen in der Kirche an den Wochentagen eröffnet und dort Bibelerklärungen gegeben. „Für diese Versammlungen spricht sich durch zahlreichen, die bestimmten Räume überfüllenden Besuch die regeste Theilnahme aus" (S. 203).

In besonders hellem Licht aber tritt der Zeitgeist in Anlaß der Gedächtnißfeier des 300-jährigen Todestages Martin Luther's (am 6. (18.) Februar) hervor.

Am bezeichnendsten lautet der aus der „Dörpt. Ztg." vom „Inland" übernommene Bericht aus der Universitätsstadt, wo es heißt: „Dorpat, den 8. Februar. Am 6. d. Mts. fand die Gedächtnißfeier des Todes unseres großen Reformators Luther (am gleichen Tage mit der Feier im Auslande) statt. „Der todte Luther?" mögen Einige achselzuckend, Andere triumphirend

ausrufen. Ja, der todte Luther, aber von seinem Sterbelager gilt, was Wicklif auf seinem Krankenlager den auf seinen Tod hoffenden Bettelmönchen zurief: Ich werde nicht sterben, sondern leben und eure bösen Thaten verkündigen... Was aber die Art der Feier anlangt, so fand sie bei uns nicht in der Weise statt, wie sie in Deutschland vorbereitet worden — die lutherische Gemeinde bei uns ist als wie eine hinterlassene Wittwe: sie trauert gleich Rahel und will sich nicht trösten lassen. Darum fand keine öffentliche akademische Feier (wie Manche erwartet) statt, sondern es hatte ein Professor der Theologie die lehrenden und lernenden Glieder seiner Fakultät zu sich ins Haus geladen und es ward daselbst nach einer Ansprache über 2. Röm. 2, 12 ein Todesbericht und Luther's Bekenntniß vom J. 1528 verlesen. Darum fand auch keine kirchliche Feier statt, sondern es hatten sich hie und da in einzelnen Häusern Bekenner des durch Luther wieder ans Licht gebrachten evangelisch-apostolischen Glaubens zu einer stillen Feier vereinigt. — In der Sitzung der (Gelehrten) estnischen Gesellschaft aber, welche gerade auf diesen Abend fiel, ward nach Beendigung des zur Tagesordnung Gehörenden Dr. Justus Jonas Nachricht von dem Sterben des ehrwürdigen Vaters Luther verlesen und die Anwesenden faßten, erquickt durch den einfachen, aber ansprechenden Bericht, einmüthig den Beschluß, selbigen auch in estnischer Sprache drucken zu lassen und somit auch den Glaubensgenossen aus dem estnischen Volke zugänglich zu machen".

In der St. Johannis-Kirche (eine Universitäts-Kirche existirte damals bekanntlich noch nicht) fand dann am 10. Februar „eine ernste und würdige Nachfeier des 300-jährigen Todes-Gedächtniß-festes statt, in welcher der Prediger es der zahlreichst versammelten Gemeinde dringendst ans Herz zu legen bemüht war, unerschütterlich festzuhalten an dem Einen Herrn und dem Einen Glauben, der die Welt überwindet mit aller ihrer Angst und der auch dem theuren Gottesmann Luther allein die Kraft verlieh, Welt und Tod und Grab zu überwinden".

In Riga wird ebenfalls am 10. Februar die kirchliche Feier des Luther-Tages in den städtischen und vorstädtischen Kirchen begangen (S. 201—203); Superintendent Bergmann

mahnt in der St. Petri-Kirche zu treuem Halten am Evangelium. Unmittelbar nach dem Gottesdienste findet im Saale des Gymnasiums die Generalversammlung der Rigaschen Sektion der Bibel-Gesellschaft statt, die mit einer Luther-Gedenkrede eröffnet ward. Der Direktor der Sektion gab darauf eine kurze Uebersicht über die „erstaunenswerthen Fortschritte der Bibelgesellschafts-Thätigkeit innerhalb des Zeitraumes von 42 Jahren". Weiter „ließ Redner Martin Luther selbst in seiner herrlichen Kraftsprache die Macht und den Segen des Gotteswortes verkünden", woran sich der Gesang des letzten Verses aus Luther's Triumphliede „Ein feste Burg ist unser Gott" anschloß. — Ferner tritt am 18. Februar, dem Kalender-Datum des 300. Todestages Luther's nach Julianischer Zeitrechnung, die Große Gilde zu ihrer zweiten Fastnachts-Zusammenkunft zusammen; an diesem Tage, „an welchem vor 300 Jahren der Kämpfer für Licht und Recht, für Wahrheit und Freiheit diese Welt verließ", beschließt sie, aus Mitteln der Gilde 2000 Rbl. S. zum Aufbau der i. J. 1812 eingeäscherten St. Gertrud-Kirche herzugeben und für den Neubau einer evangelischen Kirche jenseits der Düna ein Kapital von 10,000 Rbl. S. abzulassen. — Weiter wird eine Subskription freiwilliger Beiträge zur Errichtung eines Martin-Luther-Waisenhauses eröffnet und das Werk nimmt „einen gesegneten Fortgang". — Endlich finde hier aus Riga noch folgende Notiz vom Schluß des Jahres (S. 1187) Platz: „Durch wahrhaft christliches Entgegenkommen von etwa 300 Mitbürgern unserer Stadt, die sich zu einem jährlichen Beitrage von 1 Rbl. S. verpflichtet haben, ist der Prediger der St. Gertrud-Kirche in den Stand gesetzt, am 10. November, als am Geburtstage unseres großen Reformators, eine Schule für Kinder armer, seiner Gemeinde angehöriger Eltern, genannt St. Gertrud-Gemeinde-Schule, nach eingeholter höherer Genehmigung zu errichten. 60 Kinder, ebenso viel männlichen als weiblichen Geschlechts, sollen in dieser Schule in 24 Stunden wöchentlich unentgeltlich Unterricht erhalten in der Religion, im Kirchen-Gesange, im Lesen, Schreiben und Rechnen — die Mädchen auch Unterweisung in den weiblichen Handarbeiten durch 5 Damen, die sich dazu anheischig gemacht . . ."

In Reval wurde der Todestag des Reformators am 6. (18.) Februar „in unseren Hauptschulen feierlich begangen" und auf Anordnung des Stadt-Konsistoriums am nächstfolgenden Sonntag von allen lutherischen Kanzeln in Reval „den Gemeinden in angemessener Weise in Erinnerung gebracht" (S. 289). Im Hause des Pastors Th. Luther, eines Nachkommen vom Bruder des Großvaters Martin Luther's, wurde ein als „die schönste Frucht dieser Todtenfeier" bezeichneter Vortrag gehalten und dann zum Besten zweier Armenschulen veröffentlicht.

— — Man mochte durch die Konversionsbewegung hier und da das Gefühl gehabt haben, der Bau des evangelisch-lutherischen Kirchenwesens in den drei Provinzen sei ins Wanken gekommen; das Jahr 1846 zeigte schon, auf wie starke Pfeiler er sich stützte.

* * *

Wie es sich hier auf geistlichem Gebiet regt zur Belebung des Erstarrten und Festigung des Schwankenden, so sehen wir in dem Jahrgang 1846 der uns beschäftigenden Zeitschrift auch manche Symptome für das heiße Bemühen um Fortschreiten auf agrarpolitischem Gebiete und um materielle Fortentwickelung. Das auf seine Gutsherrlichkeit sich zurückziehende Junkerthum wird scharf verurtheilt; der Anwendung der Prinzipien vollster Humanität, der Aneignung entwickelterer Formen der Ackerbewirthschaftung, der Selbstarbeit und Selbstbildung des Gutsbesitzers wird das Wort geredet.

So zieht gegen junkerliche Indolenz ein patriotischer Eiferer mit folgenden zürnenden Worten (S. 54) zu Felde: ... „Wir kennen unsere Provinz nicht, und weil wir unsere Provinz nicht kennen, kennen wir auch unsere Güter nicht. Wie Manchem verfließt ein halbes Säkulum auf seinem Landsitz und noch hat er nicht daran gedacht, in seinen Wald zu gehen, ein Bauergesinde zu betreten, ja Mancher ist kaum bis zur äußersten Grenze seiner Felder gekommen! Einsam mit dem Anbau des eigenen Grundstückes beschäftigt, kaum die Bevölkerung, die Kultur und den Boden des Kirchspiels kennend, streift kein Gedanke an die mögliche Bedeutung der Ostseeprovinzen hin, die größer sind

als Baiern, als Irland, die wahrscheinlich mehr innere Quellen des Reichsthums, gewiß eine günstigere Handelslage haben und nur durch beispiellose Indolenz und Vereinzelung der Landbesitzer verhältnißmäßig sehr arm und sehr unbedeutend sind... Mit Trauer erblickt man die Bestrebungen edler Patrioten, wie des vortrefflichen Landrath Bruiningk, die Gesundheit und Kräfte dem Vaterlande darbringen — wenn die einfache Genugthuung ihnen versagt wird, Thätigkeit und Eifer einer jüngeren Generation zum Gemeinsinn, zum Thaten blühender Vereine, zum wahren Wohle des Vaterlandes zu wecken, wenn es ihnen nur Wenige zu überzeugen gelingt, daß der Wohlstand des Einzelnen weit gewisser aus dem Wohlstande des Ganzen, als umgekehrt hervorgeht. Gott verhüte, daß unsere Nachkommen in gleicher Unwissenheit der nächsten Umgebung, der vaterländischen Zustände aufwachsen".

Die bäuerlichen Verhältnisse werden denn auch im „Inland" durchaus von einem aufgeklärten, durch die nachmalige Entwickelung glänzend gerechtfertigten Standpunkt aus betrachtet.

Von hohem Interesse ist gleich der erste Artikel des Jahrganges 1846, in welchem Ernst v. Rechenberg-Linten unter spezieller Berücksichtigung Kurlands die „Bauernverhältnisse in der Oekonomie, in Beziehung auf die frühere Leibeigenschaft und die Entwickelung des Bauernstandes nach derselben" behandelt. Noch waren nicht 30 Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft verstrichen und jenseits der Narowa und Welikaja stand die Leibeigenschaft noch völlig ungebrochen da; aber der Verfasser des Aufsatzes konstatirt gleich Eingangs: „Der Besitz eines Leibeigenen ist bei uns schon ein ganz veralteter, nach dem gegenwärtigen Bildungsstande unserer Provinz auch moralisch ganz unwendbarer Rechtsbegriff. Herr und Diener würden sich ganz eigends gebehrden, wenn sie sich nicht trennen könnten, und Ersterer, wenn er ihn auch fortzutreiben Ursache hätte, für ihn dennoch Kopf- und Rekrutensteuer bezahlen oder, im Fall der Diener entlaufen und zurückgebracht werden würde, das sogen. Fanggeld von 10 Rthlr. Alb. dem Ergreifer entrichten müßte. Ein Läufling in jenem Sinne ist ein ganz obsoletes Wort, denn Niemand entläuft sich mehr selbst, indem die Person auch

nur sich selbst angehört". — Er tritt weiter für thunlichst humane Behandlung der Bauern im eigensten Interesse der Gutsbesitzer ein und konstatirt u. A. mit Befriedigung, daß es „eine Menge Güter giebt, wo die körperliche Hauszucht bei den Hofesarbeitern der Gesindesbauern garnicht angewendet wird." Den eigentlichen Kern des Aufsatzes aber bildet eine schon im Jahre 1840 dem kurländischen Landtage vorgelegte Denkschrift des Landesbevollmächtigten Baron Hahn. In weit ausschauender agrarpolitischer Weisheit wird hier — schon im Jahre 1840! — für die völlige Abschaffung der Frohne und Ersetzung dieser durch Geldpacht mit Wäme plaidirt; in Verbindung damit sollen die Gehorchsverpflichtungen auf dem Hofe einer für Lohn einzurichtenden Knechtswirthschaft weichen. Das wird dann eingehend begründet. „Zur größten Genugthuung" bemerkt Ernst von Rechenberg zum Schluß: „daß die Ritterschaft selbst als Musterwirthschaft und als nachahmungswürdiges Beispiel durch die überwiegendste Stimmenmehrheit die Einführung der Zins- und Knechtswirthschaft auf einem ihr gehörigen Patrimonialgute beschlossen und ihre Repräsentation solches bereits ausgeführt hat, daß die Berathungen hierüber aus freiem Antriebe der größte Beweis von dem Fortschreiten des Zeitgeistes sind, ja daß selbst dieser Aufsatz, den ich als Gutsbesitzer in meinem eigenen Interesse geschrieben, von diesem Geiste spricht, indem jetzt jeder Gebildete und deshalb meine Landsleute vorzüglich seinen Inhalt würdigen und verstehen werden, während am Ende des vorigen Jahrhunderts ich als ein Ketzer und Feind des Vaterlandes ohne Barmherzigkeit in der öffentlichen Meinung gerichtet worden wäre".

In dem nämlichen Geiste wird (S. 404) auch für livländische Verhältnisse die Einführung der Knechtswirthschaft befürwortet und namentlich auf diese, in Heimthal von P. v. Sivers musterhaft organisirte Bewirthschaftungs-Methode hingewiesen.

Auch in Estland ist man nicht unthätig und sucht den Erfordernissen einer neuen Zeit nachzukommen. So bildet sich dort (S. 737) „zur Beförderung des Wohlstandes der Bauern der Ostsee-Gouvernements" aus Gliedern des estländischen Adels

eine Gesellschaft, die sich zum Zweck setzt, ein Gut anzukaufen und darauf „Muster-Verhältnisse der Bauern zu den Gutsherren zu versuchen". Zu diesem Behuf waren damals schon 21,500 Rbl. S. aufgebracht; außerdem stand noch ein Darlehen von 50,000 Rbl. S. aus dem Reichsschatz zur Disposition.

Mit den wirthschaftlichen und sonstigen Landesangelegenheiten beschäftigen sich in jenem Jahre angelegentlich die auf Allerhöchsten Befehl, mit Hinzuziehung von Repräsentanten der Ritterschaften niedergesetzten „Kommissionen in bäuerlichen und Provinzial-Angelegenheiten". Vom Generalgouverneur sind für Livland als Deputirte der Landrath R. J. L. Samson von Himmelstiern und v. Fölkersahm zu Rujen-Großhof designirt; weiter nahmen der Livländische Landmarschall Karl v. Lilienfeld und als Ritterschafts-Delegirte Landrath Al. v. Oettingen und Kreisdeputirter Baron Nolcken an den Kommissions-Berathungen theil.

Recht weitgehende Hoffnungen auf eine wirthschaftliche Belebung der Provinzen ruft in jener Zeit auch ein Eisenbahn-Projekt wach. Aus Libau wird dem „Inland" im Februar 1846 (S. 207) geschrieben: „Wir hören hier viel von einer Eisenbahn, die von Petersburg nach Baltischport gelegt werden soll. Würde die Bahn noch um 300 Werst verlängert und nach Libau hin gelegt werden, so würde sie nicht nur die an eine Bahn nach Baltischport geknüpften Bedingungen in vollem Maße erfüllen, sondern auch die Städte Narva, Dorpat, Riga, Mitau und Libau in direkte Verbindung mit der Residenz setzen und könnte noch weiter geführt werden, statt daß sie mit Baltischport ein Ende hätte. Was müßte nicht der Personenverkehr und namentlich der zwischen Riga und Mitau dem Unternehmen einbringen, und wie würde eine Eisenbahn von Libau nach Warschau, von der wieder die Rede ist, den Unternehmern vortheilhaft und für Libau segenbringend sein! . . ." Das ganze Eisenbahn-Projekt nimmt schließlich eine recht überraschende Wendung: die zur Gründung der Bahn Petersburg-Baltischport zusammengetretene Gesellschaft erhält nämlich von der Regierung die Bestätigung nebst Garantirung von 4 pCt. des Anlage-Kapitals, jedoch fürs Erste für einen Schienenweg von Petersburg über Oranienbaum nach Kronstadt (S. 1017). —

Noch mehr als zwei Dezenien verstrichen, bis endlich die Bahn Petersburg-Baltischport verwirklicht war.

* * *

Mochte auch in den Städten sich die materielle Noth der Zeit aufs empfindlichste fühlbar machen, so hinterläßt das Jahr 1846 doch durchaus den Eindruck, daß das städtische Leben sich in aufsteigender Linie bewegt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie in Anlaß der Hungersnoth und Theuerung in den Städten freudig thatkräftige Hilfsbereitschaft in Wirksamkeit trat und wie die Konversions-Bewegung sich in den Städten, namentlich gelegentlich des Luther-Gedenktages wiederspiegelte. Mehrere größere kommunale Werke und Projekte beschäftigen die Bürgerschaften — so in Riga der Plan zur Anlage einer unterirdischen Wasserleitung für die Petersburger Vorstadt, die Umpflasterung der städtischen Straßen, das Projekt der Ersetzung der hölzernen Röhren durch eiserne Wasserröhren bei der aus dem 17. Jahrhundert stammenden „Wasserkunst" und zugleich der Plan, „die Triebkraft dieses hydraulischen Werkes dem Pferdegeschlecht zu nehmen und durch eine Dampfmaschine zu ersetzen", endlich die Begründung eines Kredit-Vereins der städtischen Immobilienbesitzer (331—332).

Besondere Regsamkeit thut sich in der Universitäts-Stadt kund. In rühriger Weise ist der von der Staatsdame Fürstin Barclay de Tolly gegründete Hilfs-Verein thätig: pro 1845 hat er an regelmäßigen Beiträgen die Summe von 895 Rbl. (darunter ein Beitrag von 85 Rbl. seitens der Großfürstin Helena Pawlowna) aufgebracht und Verloosungen, Konzerte, theatralische Vorstellungen und eine „Kollekte im Privat-Theater-Verein" veranstaltet; im Jahre 1846 hält auch Professor Mädler einen öffentlichen Vortrag zum Besten des Hilfs-Vereins über seine Auffindung des Zentralkörpers in unserem Fixstern-System; wiederholte testamentarische und andere Zuwendungen — so von dem am 12. April 1846 verstorbenen Sekretär Karl Schultz 5000 Rbl. S. und ein neues zweistöckiges Haus und vom Gärtner Neubauer 5147 Rbl. S. — legen Zeugniß ab von den Sympathien, deren sich dieser Verein erfreut, und von der damals anzutreffenden gemeinnützigen Gesinnung.

Die Stadt-Verwaltung unternimmt allerlei Neuerungen und Vervollkommnungen. Im Herbst 1846 wird für die Beleuchtung der städtischen Straßen Spiritusgas statt des bisherigen Hanföls angewandt (mit Bezug darauf schreibt Bulgarin an ein russisches Blatt: „die Nachts durch unser Dorpat Reisenden wundern sich jetzt, daß es bei uns so licht ist, wie auf dem Newski-Prospekt"); zwei artesische Brunnen werden angelegt; man beginnt damit, für die Bauern des Stadtgutes Jama steinerne Häuser aufzuführen; der Plan zur Errichtung eines Zwangsarbeitshauses („Korrektions-Anstalt") wird ernstlich ins Auge gefaßt.

Man freut sich jeder Verschönerung der Stadt — so der in Aussicht stehenden Enthüllung des Barclay-Denkmals und der Anlage des Techelferschen Parkes. Ueber den letzteren Punkt bietet das „Inland" unterm 21. August die nachstehende, wohl für manchen Lokal-Patrioten interessante Mittheilung (S. 838—839):

> „Als ich nach einem Zeitraum von 32 Jahren das eine Werst von Dorpat belegene Gut Techelfer und die malerische Umgebung desselben mit theils freudigen, theils wehmüthigen Jugenderinnerungen besichtigte, erfuhr ich die Gegenwart des derzeitigen Herrn Besitzers, den ich vor mehreren Jahren in der Residenz kennen gelernt, und ward bei einem Besuch besonders angenehm überrascht durch die Aeußerungen und Mittheilungen dieses durch Reisen und Selbststudien fein gebildeten, noch jungen Mannes, dessen wohlwollende, für die Annehmlichkeiten in unseren Provinzial-Städten so sehr vermißten öffentlichen Lebens thätig sorgende Gesinnungen dem Dorpatschen Publikum viele und mannichfaltige Erholungen im Techelferschen Bereich versprechen. Derselbe hat nämlich beschlossen, ein fruchtbares, kultivirtes, 12 Deßätinen betragendes Acker-Areal, von der Stadtgrenze an mit dem Lustgarten des Herrenhauses verbunden, zu einer großartigen Park-Anlage fürs Publikum zu opfern und zu eröffnen, deshalb einen geschickten Kunstgärtner angestellt, Pläne entworfen und bereits ansehnliche Summen dazu angewiesen, um während seiner bevorstehenden, vielleicht Jahre lang dauernden Abwesenheit auf Reisen, im nächsten Herbst wilde Baum- und Sträucher-Pflanzungen edler Arten zu beginnen (Fahrwege, Fußstege, Kanäle und

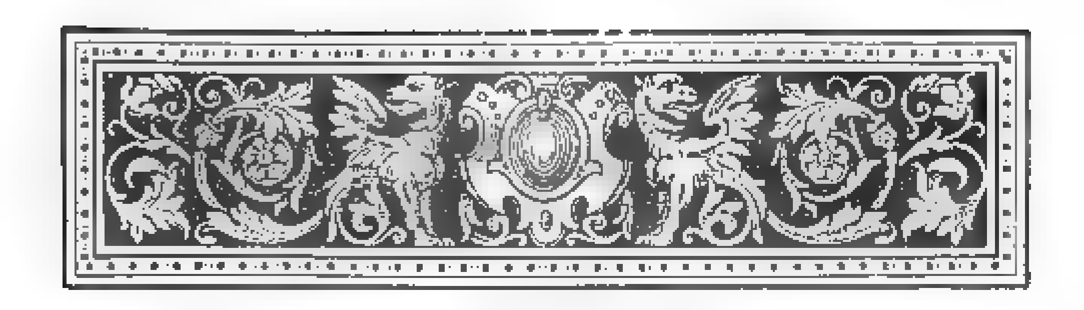
Brücken sind bereits im Werke) und für die zivilisirte Welt ein vollständiges Restaurations-Gebäude mit Pavillons, Kiosks und anderweitigen Gesellschafts-Lokalitäten aufzuführen — als Abtheilung von der schon bestehenden Hofesschenke, zu welcher letzteren jedoch ebenfalls eine bedeutende Ackerfläche in der Nähe auf der anderen Seite des Hofes, ganz von dem Hauptpark mittelst einer hohen Befriedung getrennt, zu einem Lustwäldchen für John Bull eingeräumt wird. — Möchten solche gemeinnützige Vorsätze, auf wahrhaft liberale Ansichten gegründet, einen ungehinderten Fortgang haben und andererseits nicht durch engherzige kleinliche Ich-Philosophie gestört, sondern vielmehr nach dem Beispiel aller zivilisirten Länder durch Handreichung, d. h. Entgegenkommen in Hinsicht grenznachbarlicher, grundherrlicher und öffentlicher Rechtsgrundsätze, und dadurch diese höchst lobenswerthe Unternehmung gefördert werden, auch der Zerstörungssucht der niederen Klassen Einhalt geschehen, um wenigstens auf die Weise die dem uneigennützigen Unternehmer zuzuerkennende Erkenntlichkeit zu bethätigen".

Die schmucke, kleine Embach-Stadt stand damals im Zeichen vollen Aufblühens: ihren Hauptstolz bildeten die Universität und die Schulen. Reiches Lob wird ihr auch von Nicht-Alteingesessenen gezollt. So bemerkt Th. Bulgarin in einem seiner „Briefe aus Livland" an N. J. Gretsch (S. 943): „Ueberhaupt sind die hier anreisenden Russen von der Bequemlichkeit und Ordnung in der Stadt entzückt". — Mit höchster Anerkennung äußert sich die s. Z. vielgelesene, in Petersburg ausgegebene „Nord. Biene" über die Stadt. „Dies ist" — so heißt es in der Nummer vom 4. Mai 1846 („Inland", S. 476) — „keine große, aber eine kostbare Perle in der Russischen Krone. Es ist längst Mode geworden, Dorpat ein Petersburg en miniature zu nennen, obgleich diese Parallele allerdings ein wenig übertrieben ist; allein Dorpat ist unter den Kreisstädten in ganz Europa unzweifelhaft dazu berechtigt, denselben Platz einzunehmen, welchen Petersburg unter den Residenzen behauptet. Dorpat ist eine reinliche Stadt und für eine Kreisstadt sogar prächtig gebaut — bei einer herrlichen, malerischen Lage, welche dem bekannten Künstler Lera dazu Veranlassung bot, die Ansicht von Dorpat in sein Kosmorama des ganzen Weltkreises einzuschließen, und was das Allerwichtigste ist: Dorpat genießt des

Ruhmes äußerst gesunder Luft... In den Dörptschen Buden und Magazinen können Sie alles dasjenige finden, was Sie in Moskau und St. Petersburg antreffen, alle russischen und ausländischen Waaren. Allein die Hauptsache bleibt, daß man wohl nirgends seine Kinder beiderlei Geschlechts so gründlich und doch so billig ausbilden lassen kann, als in dem gelehrten Dorpat, wenn man sie unter elterlicher oder doch wenigstens gehöriger fremder Aufsicht erziehen lassen will, und es giebt wohl kaum irgendwo eine bessere medizinische Fakultät, als in Dorpat". — Gegenüber diesem, freigebig von russischer Seite gespendeten Lobe kann man die daran geknüpften tadelnden Bemerkungen schon verschmerzen; diese beziehen sich darauf, daß der Russe sich in Dorpat nicht ganz heimisch fühle, daß es hier „kein allgemeines Leben", keine „allgemeinen anständigen Vergnügungen", wie z. B. kein Theater, überhaupt aber keine „russische Treuherzigkeit, russische Gastfreundschaft und russische Heiterkeit" gebe. — Ob der Verfasser dieses Artikels auch noch heutzutage solches Lobspenden und seine Desideria gerade in solcher Färbung vorbringen würde?

(Fortsetzung folgt.)





Ueber Frauenlitteratur.

Zwei Vorträge von F. Sintenis.

II. Was schreiben Frauen?

Wenn es mir neulich nicht vollkommen hat gelingen wollen, auf die Frage: Warum dichten Frauen? eine bündige Antwort zu geben, so trifft deshalb nicht mich allein der Vorwurf; der Grund lag vielmehr zugleich in der großen Mannigfaltigkeit der in Frage kommenden persönlichen und öffentlichen Verhältnisse, welche die moderne Frauenwelt auf die litterarische Laufbahn gelockt, ja gedrängt haben.

Vielleicht wird es eher möglich von einer anderen Seite her eine Perspektive zu gewinnen, welche besseren Aufschluß giebt oder wenigstens eine ergänzende Uebersicht gestattet; vielleicht läßt sich die Frage: Was dichten, was schreiben Frauen? derart beantworten, daß wir auch auf das Warum einen Rückschluß machen können.

Nur ungern und zögernd werde ich endlich eine dritte Frage zu entscheiden wagen: Wie dichten Frauen? Ich habe mich bisher geflissentlich fast aller Qualifikation weiblicher Poesie enthalten und werde diese Reserve doch kaum weiter bewahren können.

Untersuchen wir zunächst, was Frauen in früheren Zeiten gedichtet, später überhaupt geschrieben haben.

Dichterinnen alter Zeiten bis zur Reformation giebt es so

wenige, daß man sie als ganz individuelle Erscheinungen betrachten kann. Die hervortretende Persönlichkeit äußert sich denn auch in derjenigen Dichtungsart, welche das subjektive Gepräge der augenblicklichen Stimmung trägt, in der Lyrik. Das Lied und seine Verwandten sind der Ausdruck gelegentlichen Empfindens; sie entspringen der Erregung des Moments.

Nun, die Frauen haben sich bis vor dreihundert Jahren fast ausschließlich in den Grenzen der lyrischen Poesie gehalten.

Das älteste Frauenlied steht in der Bibel; es ist der Triumphgesang der Deborah, den sie anstimmte, nachdem sie mit Barak den Sissera geschlagen und Israel von den Kananitern befreit hatte. Gott wird gepriesen, daß er ihre That hat gelingen lassen, sowie die der Jael, der Keniterin, die den Sissera getödtet hatte. Es ist der Siegesjubel patriotischer Begeisterung, dessen Echtheit auch die radikalsten Kritiker des Kanons nicht bezweifeln in dem sogar die Extremsten das älteste Denkmal hebräischer Poesie anerkennen.

Wir besitzen aber noch einen zweiten Siegesgesang einer anderen jüdischen Heldin im Schlußkapitel des apokryphen Epos von Judith, die den Holofernes erschlagen; indessen fällt sein Ursprung sicher erst mit der Abfassung des übrigen Gedichts zusammen und das Lied ist also der Judith nur in den Mund gelegt; an und für sich dürfen wir ihr freilich dieselbe lyrische Fähigkeit zutrauen, welche Deborah auszeichnet.

Durch ungewöhnliche Veranlassung aus dem alltäglichen Lebenskreise hervorgehoben werden Frauen zu Heldinnen und Dichterinnen; zu beiden Rollen inspirirt sie die Begeisterung für das bedrängte Vaterland, der Enthusiasmus steigert die Energie. Dieselbe Spannkraft, welche den Arm zu männlichem Handeln stärkt und bewaffnet, rüstet auch den Geist aus zu Schwung und Flug.

Schauen wir uns um in der Weltgeschichte: noch manches Mal hat ein Weib die Ihrigen, ihre Vaterstadt, ihr Vaterland zum Siege geführt — keine andere aber hat ihre Heldenthat besungen. So ist das älteste Frauenlied zugleich das einzige seiner Art.

Im Gegensatz zum semitischen Heroismus einer Deborah steht das arische Frauenideal, welches die Epen und Dramen des alten Indiens uns schildern; auf's Reizendste und Rührendste wird weibliche Klugheit, Anmuth, Liebe und Treue verherrlicht; aber ich wüßte nicht, daß die Originale einer Damajanti, Vasantasena, Sakuntala uns Gesänge hinterlassen hätten;*) sie sind selbst Gedichte, erfüllt von echter Weiblichkeit wie Cordelia, Ophelia, Julia und Desdemona, die nur in der Dichtung gesungen haben.

Erst in Griechenland erklingt wieder das Frauenlied, wenn auch noch selten, doch desto schöner. Die Gesänge der Sappho galten den Griechen als das Vollkommenste in der lyrischen Dichtung. Und doch hatte sie so gewaltige Konkurrenten wie Alkaios, Anakreon, Pindar. „Wie Homer unter den Männern, steht sie unter den Frauen einzig und unerreichbar da für alle Zeiten" sagt ein griechisches Epigramm und es hat bis heute Recht behalten. Wir haben leider fast nur Bruchstücke ihrer Lieder, aber auch dieses Wenige, meist Liebesklagen, athmet einen Geist, eine Innigkeit, eine naive Unmittelbarkeit ohne Gleichen. Wer diese Ueberreste betrachtet, muß an Blumen denken, die, zur Erinnerung aufbewahrt, Kunde geben von dahingeschwundenen Tagen; verdorrt zwar und zerbröckelt haben sie doch ihren Duft bewahrt, der noch jetzt unseren Sinn gefangen nimmt.**) Auch die Landsmänninnen der Sappho halten sich alle in den Grenzen der Lyrik; Erinna, Myrtis, Korinna, Telesilla, Praxilla u. A. gehören wie Jene dem äolischen oder dorischen Stamme an, welche dem weiblichen Geschlecht eine freiere Stellung einräumten als der ionische.

Nach einem halben Jahrtausend werden zwei römische Dichterinnen namhaft gemacht; beide heißen Sulpicia, beide haben erotische Lieder verfaßt.

Wieder vergehen Jahrhunderte — bis in Spanien aus der glänzenden Kulturwelt des arabischen Kalifats einige Dichterinnen

*) Die indische Dichterin Tamabhai gehört unserer Zeit an und steht vielleicht unter dem Einfluß europäisch-indischer Kultur. Scherr, Weltlitteratur V. Auflage, Seite 45.

**) Th. Kock, Alkaios und Sappho 1862. S. 22, 25.

auftauchen; zur Lyrik gesellt sich hier das den Orientalen so geläufige Märchen. Eine dieser semitischen Musen, eine Sultanin schreibt sogar, als wäre sie ein weiblicher Dr. phil. des 19. Jahrhunderts, schon historische und ästhetische Untersuchungen.

Zu gleicher Zeit steht einsam im deutschen Mittelalter die Nonne Hroswith von Gandersheim; mit pädagogischem Eifer, aber ohne Geschick und ohne Glück verwandelt sie christliche Legenden in lateinische Lesedramen.

Am Anfange des 12. Jahrhunderts endlich lebt in Byzanz die Kaisertochter Anna Komnena und schreibt die Geschichte jener 50 Jahre, deren Mittelpunkt der erste Kreuzzug bildet. Treten wir aus dem Mittelalter über die Schwelle der neueren Zeit. Als nach dem Falle von Konstantinopel die Verehrung für griechische Bildung sich über Italien verbreitete, ergriff diese geistige Bewegung auch die Frauen der höheren Stände; sie vertiefen sich in die Kenntniß des Alterthums und eifern antiken Vorbildern nach; bald ist der Humanismus auch in Frankreich und Deutschland zur Herrschaft gelangt und im selben Maaße wächst auch die Betheiligung der Frauen an der Renaissancelitteratur. Doch ließ sich das Alterthum nicht neu beleben und die einseitige Abhängigkeit von Griechen und Römern hätte sich bald gestraft durch den Mangel an jugendlicher Initiative. Die Wärme, mit welcher man die Lebensanschauungen des Alterthums adoptirte, konnte höchstens eine Treibhausdichtung von kümmerlichem Wuchs und kurzer Dauer hervortreiben. Es gab zum Glück ein moderneres Ingredienz -- die Vorbilder Petrarca und Boccacio; und ein aktuelles Interesse — die glänzende Kunstentwickelung des 16. Jahrhunderts. Die formvollendeten Sonette des Petrarca, die lebensfrischen Novellen des Boccaccio, die Meisterwerke Rafaels, Leonardos, Michelangelos verbinden ihren Einfluß mit dem des Alterthums und gestalten ein ganz neues geistiges Leben. Auf solchem Boden erwuchsen die Dichtungen der Schwester Franz I. von Frankreich Margarethe von Valois: Novellen, Lieder und Lehrgedichte; unabhängigere Wege geht die schöne Seilersfrau von Lyon Luise Labé; sie hatte 1542, erst 16 Jahre alt, in Männerkleidung als Kapitän Loys an der Belagerung von Perpignan theilgenommen; nach ihrer Verheirathung wird ihr Haus der

Sammelplatz von Künstlern, Dichtern und Gelehrten; sie aber dichtet und komponirt zugleich ihre Lieder, denen man natürliches Gefühl, echt lyrischen Schwung, Reinheit und Wohlklaut der Sprache nachrühmt.

In Italien, der Heimath der Renaissancebewegung, vollzog sich jene *) „Lossprechung" — Emancipation im besten Sinne des Wortes — welche die Frau als eine Gleichberechtigte neben dem Manne anerkannte; hier, wo sie ihre Begabung und Bildung ganz im Dienste edler Weiblichkeit verwerthete, gewann sie eine Bedeutung auf das gesammte Kulturleben wie bisher noch nie.

Wir erfahren, daß die Venetianerin Kassandra Fedeli am Ende des 15. Jahrhunderts in Philosophie und Theologie einem gelehrten Manne gleichbewandert war; Gregorovius im Leben der Lucrezia Borgia nennt eine Reihe Anderer. Alle aber überstrahlt Vittoria Kolonna, welche für den Verlust ihres Gatten, des Marquese von Pescara, Trost findet in der Poesie; um ihrer wundervollen Sonnette willen ist sie von Mit- und Nachwelt hochgefeiert; unter den Zeitgenossen haben Michel Angelo und Ariosto ihr gehuldigt, die Folgezeit hat ihr eine ganze Litteratur gewidmet.

Noch einer Anderen sei gedacht, der ebenso geistreichen als schönen Olympia Morata, welche als Gattin des Heidelberger Professors Grundler 1555 gestorben ist.

„Nirgends **) tritt in der Frauenwelt jener Zeit die verstimmende Absicht zu Tage, um jeden Preis sich hervorzuthun, denn Auszeichnungen werden nur jenen zu Theil, in deren Persönlichkeit sich Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit zu einem harmonischen Ganzen fügten. Und die Männer brauchen mit ihrer Anerkennung nicht zu sparen.

Eine ganze Gallerie von Fürstinnen erblicken wir in den Generationen des 16. Jahrhunderts, welche der Dichtkunst ergeben waren; häufig sind es rauhe Schicksale, welche die Verse hervorrufen.

---

*) Schultheß, Tullia d'Arragona in Westermanns Monatsheften 74, S. 129 vom April 1893.

**) Schultheß l. c. S. 130.

Der Schwester Karls V., der Königin Maria von Ungarn schreibt man das geistliche Lied zu: „Mag ich Unglück nicht widerstahn"; mit größerem Recht vielleicht das Lied auf den Tod ihres Gemahls Ludwig, der bei Mohacz gefallen war: „Ach Gott, was soll ich singen"; beide sind einer tiefbetrübten Königin nicht unwerth.

Ebenso gern glauben wir an die Echtheit jenes rührenden Madrigals, in welchem Maria Stuart ihrem Schmerze Ausdruck gegeben hat, als sie von Frankreich und ihrer glücklichen Jugend Abschied nahm; auf der Ueberfahrt nach Schottland entstand, so erzählt Brantôme,*) wenigstens der Anfang des Gedichts:

Leb wohl, mein lieblich Heimathland!
— — — —
Das Schiff, das uns zu scheiden eilt,
Hat meine Seele mir getheilt;
Die Hälfte blieb bei dir zurück:
Die mahnt dich nun zu jeder Frist,
Daß du der andern nicht vergißt.

Auch ihre Gegnerin Elisabeth hat der Kummer zur Dichterin gemacht; im Gefängniß zu Woodstock hat sie 1555 mit Holzkohle auf einen Fensterladen folgende Klage über das gewaltsame Verfahren ihrer Halbschwester Maria geschrieben:**)

O Schicksal, wie dein unstet Walten mir
Häuf't auf's verstörte Haupt Bekümmernisse,
Bezeugt der rauhe Kerker, welcher hier
Mich einschließt, und die Freuden, die ich misse.
In Fesseln, wie sie Schuld'ge sollten tragen,
Hast grausam die Unschuld'ge du geschlagen;
Und frei von Banden wandelt zum Beneiden,
Die wohl verdienet hat, den Tod zu leiden.
O Gott, bezwing der Feindin Haß und sende,
Das mir bestimmt war, ihr: ein jähes Ende!

Von beiden Königinnen giebt es noch andere, spätere Gedichte; aber sie betreffen unsympathische Vorgänge, selbst-

*) A. Goedeke, Maria Stuart 1879. S. 26.

**) Percy. Relics of ancient english poetry. London 1765. II. p. 132–201.

verschuldete Verwicklungen: es sind Sonette Maria Stuarts an Bothwell und Beschwerden Elisabeths über die Umtriebe der gefangenen Maria — Percy bemerkt zu Letzteren, das sei keine Probe reichquellender Poesie.

Von den Höfen Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands geht die Poesie auf die Frauen der höheren Stände über.

Als eine wesentliche Erweiterung des Gesichtskreises erwähne ich die vielgelesenen Romane der Madeleine de Scudery, die klassischen Briefe der Marquise de Sévigné, sowie die unter den adligen Damen Frankreichs durch die Gräfin d'Aulnoy eingeführte Vorliebe für Feenmärchen. Es sind dies Beiträge der Frauen zur klassischen Litteratur Frankreichs im 17. Jahrhundert, an welche sich dann die Schauspiele der Françoise de Graffigny anschließen, deren Cénie aus Lessings Dramaturgie noch heute wohlbekannt ist.

Noch weiter geht die gelehrte Anna Dacier, die Herausgeberin und Uebersetzerin griechischer Klassiker in's Französische; mit Erfolg vertheidigt sie die Größe Homers gegen die plumpen Angriffe ihrer Zeitgenossen. So geht der Humanismus allmählich in die Philologie über und Madame Dacier vertritt in diesem Proceß die Frauenwelt.

Wie in Frankreich mehrt sich auch in England das Interesse der Frauen an der Litteratur; einzig in ihrer Art bleibt zum Glück Aphra Behn, die Verfasserin sittenloser Romane und Schauspiele; Walter Scott erzählt *) von einer vornehmen Dame, die ihm versicherte, wie noch in ihren Jugendjahren diese wüsten Schriften selbst unter den jungen Mädchen allgemein verbreitet gewesen; zufällig sei sie später wieder einmal auf einen jener Romane gestoßen und sie habe sich als achtzigjährige Greisin geschämt dasselbe Buch auszulesen, das man ihr als fünfzehnjährigem Mädchen ohne Arg in die Hände gegeben.

In Deutschland wagen es die Frauen des 17. Jahrhunderts nach und nach von der geistlichen Liederdichtung zur weltlichen

*) Hettner, Literat. Gesch. des 18. Jahrh. 3. Aufl., I., S. 121.

überzugehen — zunächst ohne merklichen Erfolg, so sehr ihnen auch die Dichtergesellschaften den Hof machen.

Im Zeitalter Paul Gerhardts sind Choräle des allgemeinen Beifalls sicher; sie werden in zahllosen Gesangbüchern der Nachwelt aufbewahrt und überall gesungen.

Ich weiß nicht, mit welchem Recht behauptet wird, die Gräfin Anna von Stolberg sei die Verfasserin des Liedes: „Christus, der ist mein Leben"; noch zweifelhafter ist, ob die Gemahlin des Großen Kurfürsten Luise Henriette gedichtet habe: „Jesus, meine Zuversicht", oder: „Ich will von meiner Missethat zum Herrn mich bekehren"; aber wohlbeglaubigt als Dichterinnen noch gebräuchlicher Choräle sind zwei Fürstinnen von Schwarzburg-Rudolstadt, z. B. von: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", oder von: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz." Diese geistliche Lyrik bleibt unsterblich, so lange es Protestanten giebt.

Verschollen dagegen sind die gleichzeitigen weltlichen Dichtungen der Herzogin Sophie Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, die dem Palmenorden angehörte; die Hirtenlieder der Pegnitzschäferin Gertrud Möller, einer gekrönten kaiserlichen Poetin; vergessen die Lieder der Katharina Regina von Greiffenberg, die an der Spitze der Lilienzunft in Zesens deutschgesinnter Genossenschaft stand, und all der anderen Frauen.

Auf Frankreichs klassische Periode im 17. Jahrhundert folgt die Deutschlands im 18. Wie dort, beginnen auch hier Frauen an allen geistigen Bestrebungen theilzunehmen, Anfangs passiv; man schwärmt in sentimentaler Entzückung für Klopstock, Gellert, Goethe — bald folgen auch eigene Versuche auf dem Gebiete des Romans und des Schauspiels; Wieland führt seine Jugendfreundin Sophie La Roche mit ihrem „Fräulein von Sternheim" in die Welt ein; Goethe erlebt es,*) daß man „Agnes von Lilien", ein Werk von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, ihm, dem Verfasser des Wilh. Meister zuschreibt; in der That übertrifft dieser Roman die meisten Frauenromane bis auf den heutigen Tag. Von Schauspielen dieser Zeit ist schon das vorige Mal die Rede gewesen.

*) Schiller an Goethe, 6. Dezember 1796 — 16. Mai 1797.

Das 18. Jahrhundert gilt bekanntlich als die Periode der Aufklärung; englische und französische Philosophen und Dichter belehren die Menschheit über ihre Rechte; die Lehre von den Pflichten hat erst Kant und das 19. Jahrhundert hinzugefügt. Durch Rousseaus Erziehungssystem wird die heranwachsende Generation auf natürlichere Bahnen gelenkt.

Für diese Aufklärung nun begeistern sich namentlich die vornehmen Damen von London und Paris; in den Salons derselben versammeln sich die hervorragendsten Geister, von ihnen gehen die Schlagworte aus, welche im ganzen Lande widerhallen.

In solch einem Kreise Londons erschien *) — es war eine unverzeihliche Vernachlässigung der Mode — ein vornehmer englischer Geistlicher in blauen Strümpfen und die Damen, welche daran keinen Anstoß nahmen, sondern seinen Worten andächtig lauschten, wurden „Blaustrümpfe" genannt; dies ward insbesondere der Spottname für alle diejenigen Damen, welche in den Gesellschaften der Mis. Vesey sich um Samuel Johnson schaarten und endlich ist es eine Bezeichnung geworden für all die unweiblichen Wesen, welche über geistreicher Unterhaltung und Beschäftigung es versäumen ihr Hauswesen in Ordnung zu halten.

Diese blue-stockings ließen es aber bald nicht mehr bei der Litteratur bewenden; sie gingen auf Politik über und bei der nahen Verbindung Frankreichs mit England entwickelt sich dieses geschäftige Salontreiben gegen Ende des Jahrhunderts besonders in Paris.

Zwei Französinnen mögen als Typen vieler Geringerer gelten, beide ungewöhnlichen Geistes, sonst aber in jeder Beziehung verschieden: Neckers Tochter, Madame de Staël und Madame Roland, die Gattin des Girondeministers. Jene neigt in der Politik zur englischen Parlamentspraxis mit einer beschränkten Monarchie im Hintergrunde; sie steht im Widerspruch gegen die Jakobiner und das Kaiserreich, die sie beide überlebt; diese ist als feurige Republikanerin für ihre Illusionen auf's Schaffot gestiegen. Madame de Staël hat in mannigfaltigen Schriften Proben eines glänzenden Talents und einer Beobachtungsgabe

---

*) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. 3. Aufl., III., S. 601.

geliefert, welche an einer Französin bewundernswerth ist — nur Eines fehlte ihr, wodurch Madame Roland gerade imponirte und selbst ihren Gegnern gefährlich ward, die Grazie der Erscheinung, verklärt durch die reinste idealistische Ueberzeugung. Madame Roland fand in den stürmischen Jahren der Revolution keine Muße um Romane oder Bücher über fremde Länder zu schreiben; ihre politischen Briefe erschienen erst nach ihrem Tode und ihre glänzende Vertheidigungsrede verhallte im Getümmel des Konvents. Madame de Staël dagegen konnte ihre Reisen zu ihren beiden Romanen und ihr späteres Exil zu dem berühmten Buche „über Deutschland“ verwerthen.

Beide Frauen sind rechte Muster jener Emancipation, deren Verwirklichung sich seit der Renaissancezeit deutlich verfolgen läßt — aber, abgelenkt auf die politische Bahn werden sie Blaustrümpfe im vollsten Sinne des Wortes, denn die Eine opfert ihr häusliches Glück auf dem Altare des undankbaren Vaterlandes, die Andere sucht sich in der „Delphine“ über ihr eheliches Unglück Rechenschaft zu geben — so sind beide gehoben und getragen von derselben Hochfluth, aus welcher nur die Eine sich zu retten vermag. Aber eben weil sie durch ihre eigenthümliche politische und soziale Lage genöthigt werden sich auszusprechen, ist die lebendige Wirkung ihrer Schriften für alle Zeiten gesichert. Hätten sie Frankreich, die Eine vor den Jakobinern retten, die Andere von Napoleon befreien können, sie hätten doch keinen Triumphgesang angestimmt, denn sie waren weit hinaus über die naive Epoche lyrischer Begeisterung.

Bis hierher habe ich die originellsten und hervorragendsten Dichterinnen früherer Jahrhunderte namhaft gemacht; ich habe darauf hingewiesen, wie aus jener ursprünglichen Anlage und Neigung zur Lyrik mit zunehmender Kultur nach und nach die mannigfaltigsten Interessen sich entwickeln, nicht nur poetische, sondern auch wissenschaftliche und politische; dieselben Fortschritte lassen sich beobachten in Kordova wie in Byzanz, in Rom und Florenz, wie in London und Paris — ich brauche keinen ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß unser Jahrhundert nur in Masse reproducirt, was frühere Zeiten im Einzelnen energisch errungen haben.

Unser Jahrhundert unterscheidet sich von seinen Vorgängern durch die große Anzahl der Schriftstellerinnen, durch die gleichzeitige Verbreitung derselben über alle möglichen Gebiete — einige neu hinzugekommene werde ich später anerkennen — durch die wachsende Betheiligung Skandinaviens und Amerikas; alle diese Momente zusammen geben unserer Zeit den Anschein des gänzlich Neuen, Niedagewesenen. Es mag wenige sogenannte neuen Ideen geben, welche nicht frühere Jahrhunderte angebahnt und ausgesprochen hätten; aber in modernem Gewande, in theoretischer Breite, in unbefangener Zuversicht vorgetragen und vor allen Dingen in willkürlichen Zusammenhang gebracht, geben sie sich für jünger aus, als sie wirklich sind.

Soll ich nun Rechenschaft geben von den mannigfaltigen Richtungen, welche Frauendichtung und -schriftstellerei unseres Jahrhunderts eingeschlagen hat, so werden Sie mir's gewiß nicht verdenken, wenn ich mich wiederum auf Deutschland beschränke; auch so wird es schwer halten, eine deutliche Uebersicht zu gewinnen und ein Ende zu finden.

Von der Lyrik sind die Frauen auf das Epos und Drama übergegangen, haben sich aller Zweige der erzählenden Prosa bemächtigt: des Romans, der Novelle, des Märchens, der einfachen Erzählung, der Skizze und Humoreske; neu entdeckt ist das Gebiet der Jugendlitteratur, der Mode, des Haushalts und der Kochkunst; mannigfaltiger Handarbeit; der Gesundheitspflege und der Kinderernährung; Feuilletons und Bücher handeln von Kunst- und Litteraturgeschichte, von Musik und Theater — die unvermeidliche Kritik erstreckt sich hauptsächlich auf ähnliche Gegenstände; gering ist die Vorliebe der Frauen für Naturwissenschaften und Weltgeschichte; persönlicher Antheil an Nahestehenden veranlaßt sie häufiger Biographien derselben zu verfassen, merkwürdigerweise entschließen sich aber Frauen selten Selbstbiographien zu schreiben; an Reiseerlebnissen und -beobachtungen in Brief- und Tagebuchform ist kein Mangel; das Interesse für Religion, Philosophie, Pädagogik setzt manche Feder in Bewegung; viel Arbeit wird auf die Redaktion aller möglichen Zeitschriften verwendet. Füge ich nun noch Anthologien und zahlreiche Uebersetzungen hinzu, so bleibt, last not least, die rührige Thätigkeit in Erörterung sozialer

Probleme, namentlich der aktuellsten aller Fragen, der Frauenfrage hervorzuheben — und doch bin ich von Vollständigkeit ziemlich entfernt; habe ich doch z. B. Stenographie und Volapük zu nennen versäumt.

Erstaunt über den Umfang dieser Litteratur, welcher kaum noch Grenzen kennt, kann man nicht umhin auszurufen: Worüber schreiben unsere Frauen nicht?

Doch wäre es voreilig zu behaupten, die Mehrzahl dieser Frauenleistungen sei ebenso entbehrlich, wie ein sehr großer Theil dessen, was Männer geschrieben haben.

Es wäre auch ungerecht so abzuurtheilen. Denn Frauen haben es viel schwerer, Richtiges und Großes zu Stande zu bringen als Männer; abgesehen von manchen anderen Vorkenntnissen und Vorbegriffen, fehlt ihnen meist die gründliche Vertrautheit mit der Weltgeschichte, für deren objektive Gesichtspunkte und Lehren sie weniger empfänglich sind, während sie eher geneigt sind ihrem Herzen zu folgen und für Alles, was Mitleid oder Bewunderung erregen kann, lebhaft einzutreten. Die Schwierigkeit liegt also hier wie anderwärts nicht in den Gegenständen selbst, sondern in der wesentlichen Anlage der Frau, deren Sympathien und Antipathien auf Empfindungen beruhen, die stärker sind als nüchterne Reflexionen; eine Eigenschaft, welche nun einmal Frauen liebenswürdiger macht als Logik und scharfer Verstand in einseitiger Entwicklung, und welche ohne Zweifel mancher weiblichen Dichtung besonderen Reiz verleiht.

Statt weiter summarische Betrachtungen anzustellen, die doch stets auf Ausnahmen stoßen, ziehe ich es vor, die einzelnen Zweige der Frauenlitteratur näher in's Auge zu fassen und sie im Allgemeinen abzuschätzen, Einzelnes aber, soweit ich orientirt bin, herauszuheben und zu charakterisiren; wenn ich gleich fürchten muß, Ihnen nicht viel Neues zu bieten, so wird doch dieser erste Versuch einer Uebersicht vielleicht von Werth sein. Lyrische Poesie verschwindet auch dann nicht, wenn bei fortgeschrittener Kultur das Drama, Künste und Wissenschaften die Herrschaft angetreten haben.

Dementsprechend giebt es auch heute noch eine sehr ausgedehnte Frauenlyrik; aber es muß bezweifelt werden, ob sie mit

der der Dichter einen Vergleich aushält. Wie zahlreiche volksthümlich gewordene Lieder von Dichtern unseres Jahrhunderts giebt es! Dagegen kenne ich nur zwei solche, welche Frauen zu Verfasserinnen haben: „Müde bin ich, geh zur Ruh“ von Louise Hensel und das vielgesungene: „Ach, wenn du wärst mein eigen“ von der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Die Lyrik ist die Sprache des Herzens; nur was warm vom Herzen kommt, wird im Liede wirksam sein. So recht für die empfindsame Frauenseele geschaffen, enthält die Lyrik doch auch große Gefahren. Ihre unsterblichen Motive von Liebe und Haß, von Freude und Leid, von Sonnenhelle und Sternenschein und was sonst noch im Liede wiederklingt, Alles will auch im Kleinen bedeutend aufgefaßt und geschmackvoll ausgedrückt sein. Goethe und Eichendorff, Uhland und Heine, Platen und Geibel haben uns verwöhnt und gegen Verschwommenheit und Formlosigkeit empfindlich gemacht. Noch verdrießlicher wirkt Anlehnung an allzubekannte Muster.

Solche Mängel mögen der Frauenlyrik anhaften, daß es ihr nicht gelingt, sich geltend zu machen. Nur wenige lyrische Dichterinnen erheben sich über den Durchschnitt; bereitwillig nenne ich als solche Annette von Droste-Hülshoff, Betty Paoli, Adelheid von Stolterfoth — doch bald mahnt mich mein kritisches Gewissen, nicht zu freigebig zu loben.

Keinem menschlichen Wesen darf man es verdenken, wenn es seinem vollen Herzen in Versen Luft macht; selbst das Nichtige kann durch feine Wendung und epigrammatische Zuspitzung für den Augenblick wichtig werden, aber nur für das eigene Bewußtsein. Wer mag wohl aller Welt gestatten, in die Werkstätte des Geistes hineinzublicken, wenn nicht auch Meisterstücke darin zu Stande kommen?

Allzuvielen Dichterinnen ist es, wie es scheint, folgendermaßen ergangen: sie haben für den Hausgebrauch, für das Familienbedürfniß ihren hübschen, runden, gefälligen Vers gemacht und ihre Umgebung angenehm damit unterhalten. Es wäre aber unbillig zu erwarten, daß das große Publikum sich ebenso über die bescheidene Gabe freuen, ja davon entzückt sein soll, wie die nächsten Angehörigen. Tritt nun solch ein häusliches Genie

öffentlich auf, so muß es eine ganz andere Beurtheilung erfahren. So löblich es ist, wenn die Hausfrau und ihre Töchter den poetischen Bedarf des täglichen Lebens selbst liefern, so unvorsichtig bleibt es doch auch, vom Publikum dieselbe Voreingenommenheit zu erwarten, welche jene bei den Ihrigen finden.

Ich weiß wohl, unsere heutigen Lyriker gründen ihren Ruf auch nicht selten auf Formgeklingel und realistische Spitzfindigkeiten, Vorzüge höchst zweifelhafter Art. Das wäre denn ein weiterer Beleg für den Niedergang der lyrischen Poesie überhaupt. Schon vor hundert Jahren hat Schiller die Frage aufgeworfen:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Dazu kommt die unvermeidliche Nachahmungssucht; vor 25 Jahren waren die „Lieder einer Verlorenen" von Ada Christen erschienen; daß sie aber in 3 Jahren 3 Auflagen erlebten, hatten sie sicherlich mehr Paul Lindaus harmlosem Kleinstädterbrief zu verdanken, welcher nachwies, daß Alles, was Ada Christen zu sagen wußte, von Heine schon viel früher und treffender gesagt sei.

Wir haben aus besseren Zeiten so reiche Schätze, daß wir die lyrischen Beiträge der Gegenwart daran geben können, wenn sie nicht wirklich vorzüglich sind.

Mit mehr Strenge und richtigerem Geschmack sind uns von Frauenhand Blumenlesen ausgewählt; diese Geschenke nehmen wir lieber und dankbarer an, als ebenso viele Bände eigener Gedichte.

Noch glücklicher bewährt sich das weibliche Talent der An- und Nachempfindung in den zahlreichen Uebersetzungen. Seit Karoline Schlegel vor hundert Jahren Shakespeare's „Romeo und Julia" übertrug — es war der Anfang des klassischen Shakespeare, welchen Dorothea Tieck*) ihrem Vater vollenden half — haben Talvj ihre serbischen Volkslieder, Amalie von Imhof die Fridjofssage, beide Goethe gewidmet, nachgedichtet, Luise von Ploennies englische Dichter verdeutscht; aus allen lebenden Sprachen besitzen wir heute ähnliche Beiträge zur Weltlitteratur von Frauen.

*) Köpke, L. Tieck 2., S. 61. — Goedeke, Grundriß III., S. 23, nennt sie Agnes.

Brauchbar und zweckentsprechend mögen auch die „Polterabendscherze“ von Lucie Ideler, der „Hauspoet“ von Charlotte von Franken und der „Neue Hauspoet“ von Gertrud Triepel sein für solche Kreise, welche genöthigt sind zu festlichen Gelegenheiten eine poetische Anleihe zu machen.

Epische Dichtungen, welche vor 40—50 Jahren noch mit Genuß gelesen wurden, läßt man heute im besten Falle eben gelten, ohne sich dafür zu erwärmen; Frauen zumal werden sich nicht leicht von der auf diesem Gebiet hergebrachten Romantik losmachen, die sie an Kinkel und Redwitz lieb gewonnen haben; noch schlimmer ist es, wenn sie auf der breiten Heerstraße wandeln, auf der Julius Wolff mit verführerischen Liedern vorangeht. Daher haben wohl die vielen epischen Gedichte von Frauen ihren Platz mehr in Kürschners Litteratur-Kalender als auf unseren Büchertischen.

Dagegen finden Dichterinnen nicht selten auf der Bühne wohlverdienten Beifall. Giebt es auch kein großes Trauerspiel, kein bedeutendes Lustspiel von solchen, so haben doch die bürgerlichen Charakterdramen der Prinzessin Amalie von Sachsen, die Zugstücke der Charlotte Birch-Pfeiffer, die Lustspiele von Elise Henle und manches Andere mehr als ephemeres Leben. Freilich will es wenig sagen, wenn von 150 dramatischen Dichterinnen nur etwa 6% die Probe vor den Lampen ausgehalten haben. Jedenfalls lassen sich noch werthvolle mittlere Schauspiele und feinere Lustspiele von Frauen erwarten.

Ganz rathlos stehe ich nun dem Chaos von Romanen, Novellen und dem sonstigen Arsenal der Unterhaltungslitteratur gegenüber.

Ich fühlte mich geborgen, wenn ich ein für allemal von der Qualität so viel zu rühmen wüßte, wie von der Quantität. Aber leider stehen die Beiden in umgekehrtem Verhältniß zu einander.

Auch unsere Leihbibliotheken besitzen von Henriette Hanke, Fanny Tarnow, Luise Mühlbach, Amalie Schoppe nur immer einen Theil ihrer Werke, wenn auch die Titel ganze Seiten der Verzeichnisse füllen. Keine von diesen hat weniger als 100 Bände zusammengeschrieben. Nahezu ebenso stattlich sind die Leistungen

von Karoline Pichler, Fanny Lewald; von unseren Zeitgenossinnen können es Lola Kirschner, Auguste von der Decken und einige Andere zu derselben Anzahl bringen, wenn sie es nicht müde werden und es erleben; dazu haben sie ja aber alle Aussicht.

Man fragt sich unwillkürlich: woher nehmen diese behenden Arbeiterinnen die Zeit, welche zum Ersinnen, zum Ausarbeiten eines Kunstwerkes erforderlich zu sein scheint?

Wie es in älteren Zeiten herging, davon kann ich aus eigener Erfahrung Bescheid geben. In meiner Vaterstadt Dessau lebte in ihren alten Tagen Fanny Tarnow — damals noch ebenso schreiblustig wie in ihrer Jugend. Ich hatte das Vergnügen, meinem verehrten Lehrer Professor Lindner, dem Vorsteher der herzoglichen Bibliothek, beim Aussuchen und Ausgeben der gewünschten Bücher fremder Sprachen zur Hand zu gehen. Von Zeit zu Zeit brachte man einen Waschkorb voll Bücher, welche Fanny Tarnow als ausgebeutet zurückschickte; sobald dieser Korb erschien, winkte mir Lindner mit seinem boshaftesten Lächeln und übergab mir die neue Liste zur Besorgung; aus dem reichen Schatze alter französischer Romane und Memoiren, den die Dessauer Bibliothek besaß, suchte ich nun die lange Reihe heraus — deren Inhalt war es, aus welchem Fanny Tarnow ihren Honig sog.

So gründlich wie sie kann aber Luise Mühlbach ihr Quellenstudium unmöglich betrieben haben, sonst hätte sie nicht die Zeit gehabt, in 36 Jahren ca. 260 Bände meist historischer Romane zusammenzuschreiben; in guten Jahren hat sie durchschnittlich 8 Bände geliefert.

Schwerlich darf sich eine heutige Romanschreiberin eine so naive Praxis erlauben; um so mehr bewundere ich die rege Erfindungskraft und fingerfertige Gewandtheit Vieler. Nicht Aller! Gar Manche nimmt sich mehr Zeit und es ist dem Werke immer anzumerken, wenn mehr Ueberlegung darauf verwandt ist. Und wenn es der Dichterin dann auch nicht gelingt, Großes, Bewunderuswerthes hervorzubringen, so fühlen wir uns doch von der Sauberkeit der Form und der Wohlordnung des Inhalts befriedigt.

Derartige Sorgfalt wurde früher häufiger bemerkt bei Dichterinnen, die weniger schnell schrieben, wie Henriette Paalzow,

oder von Natur bevorzugt waren, wie Fanny Lewald, oder einen kleinen Kreis beherrschten, wie Ottilie Wildermuth.

Was den Inhalt dieser Romane betrifft, so ist er höchst mannigfaltig. Ich beginne mit den Tendenzromanen, deren Inhalt meist so gesalzen ist, daß er Aufsehen erregt.

Das war vor 42 Jahren der Fall, als „Eritis sicut Deus" erschien, ein Roman, der alle Diskretion verleugnete, damit um jeden Preis die Religion vor der bösen Philosophie, besonders der schwäbischen geschützt werde. Man rieth damals auf hohe und niedere Personen als Verfasser, bis sich nach Jahren Elisabeth Canz dazu bekannte; da sie später Hausmutter einer Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen in Würtemberg geworden ist, wird sie hoffentlich selbst das bedenkliche Machwerk bedauert haben.

Als vor 6 Jahren Bertha von Suttner ihren Appell an Fürsten und Völker richtete, lächelte man über den gutherzigen Einfall, daß Europa auf den Vorschlag einer Frau hin die Waffen niederlegen würde. Doch war an dieser Absicht weniger auszusetzen, als an gewissen Offenheiten, die gar nicht zur Sache erforderlich waren.

Wer sich an Verfehltem erbauen will, der nehme das „Verfehlte Leben" von Hedwig Dohm zur Hand; es ist darin von einer unglücklichen Ehe die Rede, einem Thema, das unsere Dichterinnen — doch nicht sie allein — nicht müde werden zu erörtern, wenn gleich die Aussicht auf Erfolg nicht größer ist, als wenn man Weltfrieden predigt. Will man die Männer gefügiger, die Frauen vorsichtiger machen, so muß man wenigstens über etwas mehr Ethik und Psychologie verfügen.

Volkserzählungen von Frauen giebt es eine Menge; ob sie ihrer Absicht entsprechen, kann ich nicht beurtheilen. Die Arbeiterromane von Frau Bertha Neumann sind gewiß ebenso gut gemeint. Ausdrücklich für arme Dienstmädchen schreibt Rosalie Schönfließ.

Luise Mühlbach hat uns gelehrt, wie gefährlich der historische Roman werden kann; man findet so schwer das Ende und das muß die Mitte büßen. Doch hat das abschreckende Beispiel wohlthätig gewirkt; es ist besser geworden. In unserer Nähe

entstand z. B. „Die Abtissin von Herford“ von Frau du Feaux; Luise von François hat mit der „letzten Reckenburgerin“ viele Freunde gewonnen.

Der historische Roman soll nur über die Zeit hinwegtäuschen; auch in entfernte Räume, also gleichfalls in eine fremde Welt versetzen uns die Japanischen Romane und Novellen von Emma Brauns, Ergebnisse ihrer Reiseerfahrungen; Frieda von Bülow verwerthet ihre Kenntniß von Ostafrika zu dort spielenden Geschichten; „Die Missionsbraut“ von Helene Wachsmuth führt uns in die weitabgelegene Einöde einer Herrnhuter Kolonie Grönlands.

Höchst beliebt und gesucht scheint der Salonroman zu sein. Er bietet Gelegenheit zu den augenfälligsten Kontrasten: wirkliche und gemachte Vornehmheit, hohe Bildung und fade Blasirtheit, Ehrenhaftigkeit und Intrigue, vor Allem glänzendes Elend und elender Glanz, das sind Motive, die Einem in dieser Sphäre von selbst in den Schoß fallen. Und mit behaglichem Wohlgefallen spiegelt sich dann das bürgerliche Gemüth in dieser Welt des Scheins und denkt im Stillen: wir Wilde sind doch im Ganzen bessere Menschen, als die Helden Ossip Schubins.

Ueber mehr Phantasie, wärmere Einkleidung und eine reinere, treffendere Sprache verfügen Mite Kremnitz und Nataly von Eschstruth. Den Luxus der Wagnerschwärmerei erlauben sich die „Sonntagskinder“ von Frau von Bonin (Hans Werder); die Verfasserin enthusiasmirt sich aber darin nicht nur für den Baireuther Meister, sondern unnöthiger Weise auch für einige ihrer eigenen Geschöpfe.

Künstlerromane reizen überhaupt leicht zu außerordentlichen Anstrengungen; die Romankünstler besitzen neben dem selbstverständlichen Genie meist abnorme Charaktereigenschaften und verworrene Begriffe von Recht und Pflicht; daran scheitern sie dann häufig und man gönnt ihnen die Ruhe, zu welcher die Verfasserin sie geleitet. Leider ziehen sie nur meist auch Unschuldige mit in's Elend.

Mir gefällt „Thalia in der Sommerfrische“ darum besser als viele andere derartige Kunstwerke, weil Goswina v. Berlepsch sich nicht auf Uebertreibungen eingelassen hat.

Jedenfalls treffen es diejenigen Frauen glücklicher, welche

sich weniger einseitige oder verwickelte Probleme wählen, wären es auch nur einfache Herzensgeschichten, wie sie Bertha Behrens aus dem Leben ihrer alten Freundin erzählt; es ist erfreulich zu sehen, wie weit sie doch über die unbehilfliche Manier der Marlitt hinausgekommen ist. Solchen Mittelgutes haben wir eine Fülle.

Einstimmig giebt man den Romanen und Erzählungen der Baronin Ebner von Eschenbach den Vorzug, worin gebildete Sprache und gediegener Inhalt sich vereinigen. Das Erstere trifft auch zu für die Erzählungen von Helene Böhlau; an ihrem Kompositionstalent ließe sich Manches aussetzen, noch mehr vielleicht an ihren ethischen Grundsätzen.

In den Namen Novelle kleidet sich so Verschiedenartiges, daß man es untereinander kaum vergleichen kann. Gödeke's *) hartes Urtheil über die Novelle und ihre Gefährdung der wirklichen Dichtkunst scheint nicht ganz unbegründet: „je mehr man sich in die Täuschung hineingewöhnte, daß die Novelle Kraft und Raum für alle Arten poetischer Elemente habe, desto weiter wurde der Kreis der poetischen Elemente gezogen, so daß zwischen der gewöhnlichen Alltäglichkeit und dem poetischen Vollgehalt des Lebens kaum noch eine Grenze fühlbar bleibt. Man findet die Novellenform bequem für Alles und Allen ist sie bequem; die Dichtung wird zur Prosa herabgezogen. Das geistvolle Gerede beginnt die geistvolle Behandlung zu verdrängen und so bezeichnet die Selbständigkeit der neuen Novelle vielmehr eine Stufe des Verfalles der Poesie, als eine neue förderliche Entwicklung derselben".

Natürlich trifft dieser Vorwurf nicht solche Kabinetstücke, wie Paul Heyse sie gemalt hat, wohl aber eine große Anzahl von geringeren Novellen, besonders auch solche von Frauen. Und doch bestechen diese Genrebilder, wenn sie nur anmuthig eingekleidet sind; wenn sie auch keinen großen poetischen Genuß gewähren, so unterhalten sie wenigstens für den Augenblick. Von dieser liebenswürdigen Art sind die „Novellen“ der Frau von Bülow (Hans Arnold), mehr noch die von Helene Stökl. Carmen Sylva verleiht ihren novellistischen Kleinigkeiten zuweilen ein romantisches Parfüm, an das wir kaum noch gewöhnt sind.

---

*) Grundriß III., S. 19.

Alles in Allem hat die Technik der Frauen auf dem Gebiete der Prosaerzählung sich derart vervollkommnet, daß man hinter so manchem männlichen Pseudonym kaum eine Frau vermuthet; ja ich glaube diesem Gebiete der weiblichen Dichtung ein noch günstigeres Prognostikon stellen zu dürfen als dem dramatischen.

Weniger will Frauen die Komposition von Märchen gelingen; die meisten sind erkünstelt und nur wenige haben sich so bewährt wie die Irrlichter von Marie Petersen. Mit vielen Märchen hat es dieselbe Bewandtniß wie mit so manchem Liede: was für den Hausgebrauch genügte, zerrinnt vor der Kritik in Nichts.

Mit Freuden gehe ich zu den neugewonnenen Provinzen der Jugendlitteratur, des Haushalts, der Kochkunst, der Mode, der Handarbeiten und ähnlicher Beschäftigungen über; denn hier sind Frauen vollkommen in ihrem Element und haben bisher Vorzügliches geleistet. Ueberdies fällt hier die Konkurrenz mit den Männern größtentheils weg und es ist nur in der Ordnung, daß dieselbe überboten wird.

Unsere Kinder- und Jugendschriften stehen denen Englands nur in der Quantität nach; ich brauche nur an die Namen Thekla von Gumpert, Johanna Spyri, Klementine Beyrich, Klara Kron, Helene Stökl zu erinnern; wie manches Kind, wie mancher Backfisch hat sich an deren Dichtungen über die Jahre der Unreife hinweggeholfen und in den Verstand hineingelesen. Agnes Willms und ihre Schwester Adelheid setzen die bescheidene Thätigkeit ihrer Mutter Ottilie Wildermuth auf derselben gemüthlichen Bahn fort. Die beliebteste von Allen nenne ich zuletzt: Elise Auerbieck, die Dichterin von „Karl und Marie“.

Ueber die Vorzüge der verschiedenen Haushaltungs- und Kochbücher sind natürlich die anwesenden Damen weit besser orientirt als Unsereins. Ich bemerke nur, das Henriette Davidis die Bahn gebrochen hat und daß es für jede Himmelsgegend eigene Anleitungen giebt, die sich den provinziellen Bedingungen anpassen. So hat denn also Mitau und Dorpat, Riga und Petersburg je ein eigenes Kochbuch oder wohl auch deren zwei hervorgebracht.

Ganz gleiche Autorität können Frauen in Fragen der Mode

und der weiblichen Handarbeiten beanspruchen; dasselbe gilt für die Belehrung über konventionelles Betragen.

Willst du, was sich geziemt, genau erfahren,
So frage nur bei edlen Frauen an,

die besonders ihren Töchtern manchen guten Rath zu geben wissen. Das „Taschenbuch des guten Tons für die weibliche Jugend“ von Sophie Christ hat während eines Jahres drei Auflagen erlebt. „Der Beruf der Jungfrau“ von Henriette Davidis wird die Verfasserin noch lange überleben. Aehnlichen Zwecken dienen: „Die Sitten der guten Gesellschaft“ von Marie Kalm, „Der gute Ton“ von Hermine Schramm; für Oesterreicherinnen scheint: „Der vollendete Damenchic“ von Marianne von Aurnhammer berechnet; und „Die elegante Hausfrau“, sowie „Das feine Dienstmädchen“ von Isa von der Lütt tragen ohne Zweifel dazu bei, Mißhelligkeiten zwischen den beiden Parteien vorzubeugen.

Auf ebenso wohlbekanntem Terrain bewegen sich hygienische Anweisungen, wie „Das Normalkind“ von Anna Boas, „Mutterpflicht und Kinderpflege“ von Adolfine Breithaupt, das „Buch der richtigen Ernährung Gesunder und Kranker“ von Marie Ernst.

Ungern dagegen beschäftigen sich Damen mit der wissenschaftlichen Erkenntniß der Natur,*) die doch im Laufe des Jahres so mannigfaltig zu ihnen spricht und für deren Schönheit sie offenen Sinn haben. Außer einigen botanischen Essays und einem zoologischen Versuche weiß ich nur das bekannte „Naturforscherschiff“ von Sophie Wörishöffer namhaft zu machen.

Ebenso wenig fühlen Frauen sich in der Weltgeschichte heimisch; der verschwindend kleinen Zahl hierher gehöriger Werke steht eine stattliche biographische Bibliothek gegenüber. Werthvoll sind die Studien der Lady Blennerhasset, z. B. Madame de Staël, Talleyrand; ferner die beiden Lebensbilder „Otto Magnus von Stackelberg“ und „Carmen Sylva“, die wir der Baronesse Natalie Stackelberg verdanken; sehr ansprechend sind die „Frauenbilder“ von Anna Freund; mit Wärme schildert die Fürstin Eleonore von Reuß den konservativen Vorkämpfer Adolf von Tadden-Triglaff

*) Seitdem hat in Freiburg die Promotion der Gräfin Maria Linden auf Grund einer botanischen Abhandlung stattgefunden.

und die Gräfin Friederike Reden; Elpis Melena (Esperance von Schwartz) hat Garibaldi zweimal gerettet, in der Gefangenschaft gepflegt, den Verstorbenen aber in mehreren Bänden von „Mittheilungen" verherrlicht.

Auch Lilly von Kretschmann hat sich durch die Denkwürdigkeiten der Baronin Gustedt (Jenny von Pappenheim) auf's Beste empfohlen, besonders der Goethe-Gemeinde.

Merkwürdiger Weise sind aber Selbstbiographien von Damen nicht häufig, sei es von Lebensabschnitten, wie die „Memoiren einer Diakonissin" von Julie von Wöllwarth, sei es des ganzen Lebenslaufs, wie die „Unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau" von Thekla von Gumpert.

Wo Frauen ihr feines Beobachtungstalent geltend machen können, auf Reisen sammeln sie gern Stoff zu Briefen und Tagebüchern. Entdecken sie gleich nichts Neues, so wissen sie doch dem Bekannten Interessantes abzusehen. Die Reiselitteratur ist so recht aus der subjektiven Anschauung, der Stimmung des Augenblicks hervorgegangen, der Frauen gern sich hingeben. Die fremde Umgebung, der Wechsel bunter Bilder und selbst unliebsame Ueberraschungen reizen den Blick und beleben die Feder. Fanny Lewald, Elpis Melena, Ferdinande von Brackel, Helene Böhlau, die Prinzessin Therese von Baiern, Martha Rumbauer können als Muster gelten neben vielen Anderen.

Thätiges Interesse für Litteratur- und Kulturgeschichte haben Frauen erst seit den letzten Dezennien bewiesen, ich kann es daher bei dieser Notiz bewenden lassen.

Aelter ist die musikalische Litteratur, denn die musikalischen Märchen von Elise Polko und die musikalischen Charakterköpfe von Marie Lipsius (La Mara) gehören einer früheren Epoche an; seitdem beschäftigt musikalische und litterarische Kritik gar manche Mitarbeiterin an Zeitschriften; der Kunstkritik fühlt sich sogar die erst zwanzigjährige Ella von Hutten gewachsen.

Daß Frauen die Redaktion von Zeitschriften leiten, habe ich schon das vorige Mal angedeutet; es sind nicht nur Hausfrauenzeitungen oder Jugendblätter, — diese sind freilich in der Mehrzahl — nein auch litterarische, pädagogische und soziale darunter. Wie

energisch die Letzteren der Männerwelt zu Leibe gehen, wird später zu erwähnen sein.

Frommen Sinn wird man bei Frauen verhältnißmäßig häufiger finden als bei Männern; der Frömmigkeit, der Religion gewidmete Schriften von Frauenhand wenige, am wenigsten von den Frauen, welche nach Emanzipation ringen. Eher können gewisse Volkserzählungen und manche populäre Unternehmungen hierher gerechnet werden.

Ganz selten mag Frauen das ernste Studium der Philosophie zusagen, wie der vorgenannten Emilie Wepler; die drei*) Doktoren der Philosophie weiblichen Geschlechts, die mir bekannt sind, dürften sich eines solchen kaum rühmen können. Susanne Rubinstein wenigstens hat sich zuviel zugetraut, als sie über „Selbsterlösung", „Schicksalsbegriff" &c. schrieb und ist einer vernichtenden Kritik anheimgefallen. Mehr Werth haben vielleicht die Untersuchungen von Helene Druskowitz über Zeitfragen. Ueber Fräulein Ella Mensch zu urtheilen sei dem Schluß vorbehalten.

Es wird in der That die höchste Zeit, daß ich schließe; so sehr ich mich bestrebte in gedrängten Worten von der Ausdehnung der Frauenlitteratur eine Vorstellung zu geben, so wenig habe ich Ihnen und mir genug thun können. Ja ich muß fürchten, daß die allzugroße Fülle des Materials auf engem Raume der Uebersichtlichkeit geschadet hat. Zu dieser Besorgniß gesellt sich die Bangigkeit, wenn ich nun die delikateste aller Fragen, die Frauenfrage berühren muß.

Schon vor 100 Jahren hat Mary Wollstonecraft die Frauenrechte in Anspruch genommen; aber ihre Stimme verhallte im Getöse der Revolution, die ja ohnehin die gesammten Menschenrechte proklamirte und damit auch die Frauen entfesselte.

Indessen ruhte seitdem die Bewegung weder in England noch in Deutschland gänzlich. Endlich fand die unklare Bemühung einen beredten Anwalt in John Stuart Mill, der 1869 in seiner „Hörigkeit der Frau" die Forderungen etwa zu folgenden Punkten formulirte: 1. Befreiung der Frauen von der Unterdrückung durch

---

*) Eine wirkliche Gelehrte, die Gräfin Caëtani-Lovatelli ist von der Universität Halle zum Ehrendoktor ernannt worden.

die Männer. 2. Versorgung lediger Frauen. 3. Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium. 4. Lösbarkeit der Ehe. 5. Gleichheit der politischen Rechte.

Das sind Wünsche von sehr verschiedener Berechtigung; aber sie wurden von freiheitsdurstigen Frauen, die sich allzusehr zurückgesetzt fanden, als gleichwerthig hingenommen und lebhaft verfochten.

Schon vor Stuart Mill hatte Luise Otto-Peters den „Allgemeinen deutschen Frauenverein" und ihr Blatt „Neue Bahnen" gegründet, „das Recht der Frauen auf Erwerb" geltend gemacht; nun redeten und schrieben Frauen über ihre Rechte weit mehr, als sie verantworten konnten. Viele ereiferten sich für den Umsturz des Bestehenden und erweckten auch bei Ihresgleichen ein leicht begreifliches Unbehagen. Es gab keine böse Absicht, keine schnöde Willkür, die man den Männern seit Adam nicht nachgesagt oder wenigstens zugetraut hätte.

Verständige Leute konnten dieses Schelten und Heischen nur mit Kopfschütteln und Lächeln beantworten.

Bald beruhigte sich denn auch der Aufruhr wieder etwas und hat sich in Deutschland vielfach in segensreiche Strömungen ableiten lassen, da man statt des fernliegenden Zukunftsideals eine Thätigkeit gründete, zu welcher die Gegenwart gebieterisch aufrief!

Lina Morgenstern hat für die Berliner Volksküchen gearbeitet und geschrieben; Jenny Hirsch hat über die 25-jährige Thätigkeit des Lette-Vereins berichtet, der — auch schon vor Stuart Mill — zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in's Leben gerufen war. Marie Loeper-Housselle hat in der jungen Zeitschrift „Die Frau im gemeinnützigen Leben" die Resultate des Badischen Frauenvereins mitgetheilt, Helene Lange hat Realkurse für Mädchen eröffnet.

Frauen haben also Punkt 2 zu verwirklichen gesucht, haben verwahrloster Kinder sich angenommen, schwächlichen Mädchen in Ferienkolonien Gelegenheit gegeben sich zu erholen, Mädchenhorte für Erziehung und Unterricht gegründet, die Beschäftigungskreise der Frauen erweitert, die Verwendung der Frauenarbeit befürwortet, kurz in jeder Weise zu helfen gesucht solchen, die sich

bisher nicht hatten helfen können. Auch verbanden sie sich mit der inneren Mission und unternahmen es, Verirrte zu retten, Gesunkene heraufzuziehen. So lenkten die Gemäßigten und Praktischen auf Bahnen ein, wo sie mit den Männern Hand in Hand gehen konnten.

Doch würde man irren, wollte man glauben, der Sturm sei vorüber, das Gewitter habe sich verzogen. Luise Otto-Peters, Luise Büchner, Hedwig Dohm haben Geister heraufbeschworen, die sich nicht so leicht bannen lassen.

Wie diese Schwärmerinnen sich die anderen Punkte der Frauenfrage zu erfüllen gedenken, davon nur zwei Proben neuesten Datums, welche beweisen, daß die elektrische Spannung es an Blitz und Donner noch nicht fehlen läßt.

In ihrem jüngst erschienenen „Entthronten Amor“ läßt Fräulein Lisa Weise (Litz-Blanc) Minerva zu Amor sprechen: „Das Weib war Sklavin, als der Mann dich zum Gott seiner Liebe erhob — die selbst denkenden, gemüthstiefen Zukunftsfrauen werden dich entthronen. Sie wollen treue, geachtete Kameraden, die ebenbürtigen Gefährten des erwählten Geliebten sein; sehende, tiefsittliche und geistig hohe Liebe wird beide Geschlechter verbinden und eine edlere Verkörperung als du wird ihre bessere Liebe idealisiren.“

Das klingt nicht sehr schmeichelhaft für die bisherigen Frauen; überdies was hat Minerva je mit Amor für Erfahrungen gemacht? Hätte derselbe endlich nicht erwidern können, er heiße eigentlich Eros und ihm sei schon vor mehr als 2000 Jahren in Platos Gastmahl die von Fräulein Weise angewiesene Rolle von Sokrates zugetheilt worden?

Fräulein Ella Mensch*) aber hat, eine neue Deborah, das stolze Bewußtsein, „bereits im Geiste auftauchen“ zu sehen: das „Neuland“, das Eldorado der Freiheit, aus dem jedes Vorurtheil Kanaans streng vertilgt ist. Seit die Freilandexpedition des Dr. Hertzka an ihrer eigenen Unmöglichkeit so kläglich gescheitert ist, muß man für solche Entdeckungsreisen ernstlich besorgt sein. Und auf wie hohen Stelzen geht Fräulein E. Mensch einher!

---

*) E. Mensch, Neuland. Stuttgart 1892.

„Nachdem*) die Vernichtungsschlacht ausgetobt, theilen sich die Wolken, aus den wogenden Nebelmassen steigt, von der Sonne geküßt, die neue Erde hervor.“ Diese Manier nennt man „die Moderne.“

Ich will nur noch verrathen, daß das immer noch die alte Sonne Homers sein soll — Fräulein E. Mensch meint freilich, der bekannte Pentameter**) am Schluß des „Spaziergangs“ sei von Hölderlin — daß aber auf der neuen Erde ein Pantheon sich erheben wird, in welchem neue Götter auf höheren Postamenten stehen; Heine führt den Reigen — ein sonderbarer Jupiter — es folgen Ibsen, Björnson, Zola, Giacosa, Dostojewski, Sudermann u. A.; selbst Tovote wird zugelassen. Unerklärlich bleibt es, wie Carmen Sylva in diese Gesellschaft geräth; diese Königin wird es, fürchte ich, ablehnen als einziges weibliches Wesen in diesem Olymp zu herrschen.

Doch ich will nicht länger bei dem müssigen Geschwätz des wunderlichen Buches verweilen, will nicht mit einem Mißklang endigen. Das wäre aber der Fall, wenn ich mit Iphigenie spräche: Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth.

Auch hat eine Frau vor solchen Verirrungen bereits gewarnt; die Rigenserin Laura Mohr (Marholm)***) weist an lebenden Beispielen nach, daß zwei Künstlerinnen, drei Dichterinnen und eine Professorin der Mathematik trotz aller Ideen, trotz aller Erfolge kranken, theilweise zu Grunde gehen an dem inneren Zwiespalt, der durch die Frauenfrage in die Welt gekommen ist. Wie auf einen wüsten Traum wird die künftige Zeit auf solche selbstgeschaffene Leiden zurückschauen.

---

*) E. Mensch, Neuland, S. 342.

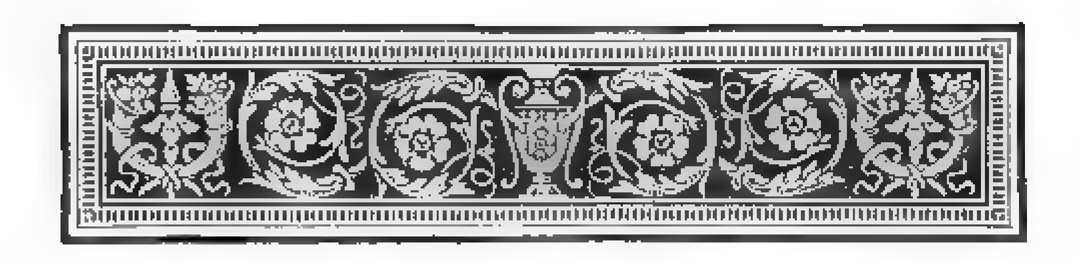
**) E. Mensch, Neuland, S. 48, heißt es: „Die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!“ „Gewiß, wir haben ein Recht, diese Worte dem Dichter des „Hyperion“ nachzusprechen.“ — Hat die Dame wirklich Schiller für den Verfasser des „Hyperion“ gehalten? Dann hätte vielleicht Hölderlin die „Götter Griechenlands“ gedichtet? Uebrigens sagt Schiller „lächelt“, nicht „leuchtet“.

***) Laura Marholm, Das Buch der Frauen, 1895. — Als Frau hatte sie das volle Recht, auf das Wesen und das Bedürfniß ihres Geschlechts nachdrücklich hinzuweisen und in der Hauptsache hat sie eben Recht. Leider beeinträchtigt sie das durch sichtliche Ueberschätzung ihrer Heldinnen, durch sprachliche Willkür und stilistische Manier.

Was am Streben der Frauen unserer Tage naturgemäß und was erreichbar ist, läßt sich am besten erkennen, wenn man in die Vergangenheit zurückblickt und sich vergegenwärtigt, was einstmals Frauen mit weniger Hast und mehr Glück gelungen ist.

Gerade in demselben Maße werden auch die kommenden Jahrhunderte ihnen gewähren, was sie verdient haben: Huldigung jeder Größe und Schönheit, Liebe jeder Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit jedem Verdienste, Erfolg jeder redlichen Bemühung.





Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preußischen Staatsarchivs.

(Fortsetzung.)

Beim jungen Hofe herrsche die größte Uneinigkeit trotz des Exils der Frau von Benkendorff. Der Großfürst werde immer bitterer und heftiger. Niemand theile sein Vertrauen in Fräulein Nelidow, von der man sage, daß sie ihn den Ausländern zu entfremden suche. Er habe keine ernste Beschäftigung, lebe mäßig, seine Gesundheit habe sich verschlechtert. Die Politik der Kaiserin gehe dahin, ihren früheren Einfluß auf ihre Nachbarn zurückzugewinnen, besonders auf Polen. Dort werde sie erst durch Intriguen zu wirken suchen, aber wenn diese fehlschlagen, glaube man, daß sie ihre Pläne dennoch weiter führen werde. Sie hoffe die Polen von den anderen Höfen abzulenken, wolle nur gegen einige Artikel der Konstitution vorgehen. Eine Konföderation soll gebildet werden, die Rußland unterstützen würde. Man sei in Petersburg überzeugt, daß die Kaiserin sich in die französischen Händel niemals thätig einmischen werde. Die deutschen Mächte wünsche sie dafür lebhaft dort zu beschäftigen um die Hände freier zu haben. Die Gesinnung der Kaiserin gegen Preußen sei nach allen Berichten nicht sehr aufrichtig; in der Annäherung der beiden Höfe erblicke man in Petersburg eine Finte der Kaiserin, um den König von einer Unterstützung der Polen abzuziehen. Das Gerücht werde geflissentlich in Petersburg verbreitet, als werde der König der Kaiserin in Polen freie Hand lassen aus eigensüchtigen Absichten;

man hoffe dadurch die Polen von Preußen abzuziehen. Das Vorstehende habe Brincken an H. geschrieben. Die neuen Unternehmungen der Kaiserin rufen in Rußland Unwillen hervor, denn die Finanzen seien schlecht, Gold- und Silbergeld sehe man fast gar nicht mehr.

R., 20. Mai. Die Kaiserin sei nun fest entschlossen, bis zum 11./22. Mai nöthigenfalls ihre Truppen in Polen einrücken zu lassen und in einem Manifest zu erklären, daß sie die Konföderirten unterstützen werde. Das werde unter Mitwissen von Preußen und des Königs von Ungarn geschehen, welche Höfe über eine gemeinsame Basis für Behandlung der polnischen Geschäfte unterhandeln. Im Haag geht die Heirathsangelegenheit sehr gut vorwärts; man hat vorläufig auch auf die Reise des Prinzen nach Kurland sofort verzichtet.

27. B., 13. Mai. Brinken erzählte H. über seine Mission Folgendes: Ostermann habe ihn nicht gut empfangen; er habe erklärt, die Kaiserin sei mit dem Herzog äußerst unzufrieden und er selbst ihm auch nicht freundlich gesinnt. Die Gründe seien: daß der Herzog andere Stützen als Rußland aufgesucht habe; daß er übernommen habe, die preußischen Truppen zu verproviantiren, wenn sie gegen Rußland marschiren würden; daß er sich in dem Streit mit der Ritterschaft nicht an Rußland, sondern an den polnischen Reichstag gewandt habe. Er rathe dem Herzog, in der Frage der Verpachtungen die Ritterschaft zufrieden zu stellen. Die Kaiserin äußerte sich spitz über die Reisen der Herzogin nach Berlin und Warschau. Bei der Vorstellung des jungen Prinzen Biron in der Eremitage wandte sie sich zu den Hofleuten mit den Worten: „Voici, messieurs, le jeune prince Biron et le duc futur de Courlande.“ Man spricht noch immer von einer Heirath des Prinzen mit einer Großfürstin. — Mit Rückmann herrscht noch immer äußerste Kälte.

28. B., 17. Mai. Der Herzog hat durch Brinken in Petersburg nach einem eigenen Agenten suchen lassen und einen solchen auch gefunden.

29. B., 20. Mai. Graf Romanzew, Sohn des Feldmarschalls, wird in Riga erwartet und soll mit 60,000 Mann acht Tage später in Polen einrücken.

R., 29. Mai. Es sei kein Geheimniß mehr, daß die Russen in Polen eingerückt sind und Bulgakow am 18. dem polnischen Reichstag eine Deklaration übersandt hat.

30. B., 24. Mai. Es soll in der russischen Armee Unzufriedenheit herrschen, die von Dünaburg bis Kiew in Stationen aufgestellt sei, und zwar weil sie statt Geld nur Kupons bekomme, die Verluste verursachen. Die Russen sind am 22. in Polen eingerückt.

31. B., 27. Mai. Adam Chartoryski intriguire in Warschau gegen den Herzog.

R., 6. Juni. Die Sache des Herzogs sei in Warschau zu seinen Gunsten entschieden worden. Eine Kommission von 12 Gliedern werde die Frage der Lehngüter untersuchen. Die Herzogin und Lucchesini beeinflussen die Wahl der Glieder dieser Kommission.

33. B., 3. Juni. Der Reichstag hat am 26. Mai ein günstiges Urtheil für den Herzog gefällt, die Konstitution verworfen, die Kettlerschen Güter dem Herzog gelassen, auch Würzau. Uebrigens sei der von dem Reichstag gefällte Spruch nicht von zweifellosem Erfolg bei der jetzigen Lage der Dinge; ein der Ritterschaft sehr ungünstiger Spruch werde diese veranlassen, unter russischen Auspizien sich an einen neuen Reichstag zu wenden. Gefährlich sei der von dem Könige Stanislaus August in seiner letzten Rede erhobene Anspruch auf die Hilfe kurländischer Truppen. Der Herzog müsse suchen, die Ritterschaft durch Konzessionen zu versöhnen.

R., 14. Juni. Der König giebt den Rath, daß Kurland die von Rückmann übergebene Note, durch welche Aufklärung über die Haltung Kurlands gefordert und verlangt wird, daß Kurland sich aller Theilnahme an dem russisch-polnischen Streit enthalte, nach Warschau übersende mit der Erklärung, daß wenn Polen nicht im Stande sei, Kurland gegen Rußland zu schützen, der Herzog genöthigt sein werde, der russischen Uebermacht nachzugeben.

34. B., 7. Juni. Der Herzog bitte den König als seine einzige Stütze in der Welt um Schutz. Aus Petersburg komme das Gerücht, Prinz Karl habe zu Gunsten seines ältesten Sohnes der Nachfolge entsagt und Rußland werde die Anerkennung des Prinzen vom nächsten Landtage verlangen.

35. B., 10. Juni. Die Kunde von der Entscheidung des Reichstages läßt mehr als je das Geschrei sich verbreiten, man müsse sich in die Arme Rußlands werfen. Die ritterschaftlichen Delegirten in Warschau haben sich sofort offen nach Petersburg gewandt mit der Bitte, durch den künftigen Reichstag den Spruch des letzten kassiren zu lassen. — Zwei russische Regimenter sind in Olay angekommen und sollen in Kurland einrücken unter dem Vorwande, die Grenzen gegen die Polen zu schützen.

36. B., 14. Juni. Letztere Nachricht sei verfrüht. In Livland erzählt man, die Kaiserin sei besonders über die Bestimmung der Konstitution entrüstet, nach welcher Jeder frei werde, der den Boden der Republik betrete. In den letzten Jahren sollen daher zwischen Riga und Kiew 20,000 Menschen nach Polen entwichen sein. — Die Herzogin sei am 2. Juni von Warschau abgereist und gehe über Königsberg. Herr von Batowski sei vom Reichstag zum polnischen Residenten in Mitau bestimmt worden.

37. B., 17. Juni. Die Herzogin ist angekommen. Der neue polnische Minister solle darüber wachen, daß von keiner Seite die Interessen des Souzeräns verletzt werden. Man sei am Hofe in Sorge, daß der Haß Batowski's nicht zu Konflikten mit den Russen führe. Frau von Recke habe geschrieben, man wünsche im Haag, daß wenn Wilhelmine von Kurland kinderlos sterbe, Sagan dem Prinzen Friedrich verbleibe. Das werde aber der Herzog nie zugeben.

38. B., 20. Juni. Der Hof ist in großer Verlegenheit. Rückmann hat erklärt, die Kaiserin erwarte, daß der Herzog die Mittel zum Unterhalt des Prinzen Gustav hergeben werde. Und man wisse, daß sie diese Mittel auf 40,000 Rbl. jährlich angesetzt habe.

R., 1. Juli. In Petersburg ist durch den Gesandten dahin gewirkt worden, daß das Einrücken russischer Truppen in Kurland abgewandt werde. Wenn man im Haag die Forderung zu hoch gestellt habe, so seien anderseits die Bedingungen, die man von Seiten Kurlands in Berlin durch den Grafen Medem habe stellen lassen derart, daß sie im Haag nie angenommen werden können; z. B. alleinige Disposition der Prinzessin über die Paraphernalgüter u. dergl.

39. B., 24. Juni. Im Adel rührt es sich. Die Herzogin glaubt, es werde ein Komplot zur Unterwerfung Kurlands unter Rußland geschmiedet. H. will daran nicht glauben: es würden sich kaum so unvernünftige Leute finden und Rußland werde so ernste Verwickelungen scheuen.

40. B., 28. Juni. Der durch Brinken angeworbene herzogliche Korrespondent in Petersburg schreibe, die Kaiserin hege immer die alte Abneigung gegen Preußen und handele nicht aufrichtig gegen den König. Alles ziele darauf ab, Preußen von den Polen zu trennen; daher allerlei Verdächtigungen Preußens und Versprechungen an die Polen: Befreiung des Weichselhandels, Rückerwerbung von Westpreußen. Bei Riga sammelt sich ein russisches Korps von 10—15,000 Mann. Eine aus 17 Personen bestehende Deputation des kurischen Adels habe durch Rückmann den Schutz der „déesse tutélaire" angerufen.

R., 7. Juli. Der König habe Beweise der guten Gesinnung der Kaiserin, welche wahrscheinlich bald offenkundig werden würden.

41. B., 1. Juli. Der Akt der adligen Deputation sei eine Felonie. H. hat dem Herzog gerathen, den Oberhauptmann Saß zu gewinnen und durch ihn zu verbreiten, daß er in der Frage der Pachten nachgeben werde, wenn die Kabale aufhöre. Saß sei ein mittelmäßiger, aber anständiger und angesehener Mann.

42. B., 5. Juli. Aus der an Rückmann übergebenen Schrift der adligen Deputation und dessen Antwort gehe hervor, daß Rußland seine Hand im Spiele habe und daß die Sache gegen den Herzog gemünzt sei. Die Gefahr sei sehr groß und errege den Mitauer Hof außerordentlich, indem man fürchte, daß Rußland ihn zu einem von dem Belieben Rußlands diktirten Vergleich mit der Ritterschaft zwingen könnte. Rückmann habe die Annahme der ihm vom Herzog zugegangenen Entscheidung des polnischen Reichstages abgelehnt unter dem Vorwande, daß er weder polnisch noch lateinisch verstehe und sie von einem illegalen Reichstag ausgehe. Die erfolgte Ankunft Batowski's vermehre noch die Gefahr. Eine Vereinigung des Adels, zu der schon 63 Personen gehören, habe sich gebildet, um in jedem der vier Kreise jährliche Versammlungen zur Uebung in Waffen zu veranstalten. Aus

Petersburg stimmen die neueren Nachrichten mit denen des Herzogs darin überein, daß die Kaiserin ein Doppelspiel mit Preußen spiele.

R., 16. Juli. Der König habe vorausgesehen, daß Rußland die Entscheidung des für illegal erklärten Reichstages nicht anerkennen werde, aber er könne für den Herzog nichts mehr thun als was er bisher gethan.

43. B., 8. Juli. Der Herzog biete Alles auf, um die 17 Kirchspiele, welche die Note an Rußland unterschrieben haben, zur Lossagung davon zu bewegen und die 7 anderen zu einem Protest. Es werde aber Alles nicht helfen, die Gegner haben zu großes Gewicht im Lande und drohen schon mit dem Einrücken russischer Truppen in die Güter der Anhänger des Herzogs. So gehe der Hof einer trüben Zeit entgegen; sein Thron und das in Kurland belegene Erbe der Prinzessinnen sei sehr bedroht, wenn nicht eine fremde Macht, besonders Preußen, sich den Russen entgegenstelle.

44. B., 12. Juli. Batowski hat nach Warschau Vorstellungen gemacht gegen die Forderung des kurländischen Truppen-Kontingents. Der Herzog hat durch den Grafen Medem trotz der Geheimhaltung, die sich H. auferlegt hat, in Erfahrung gebracht, daß der König sich durch Goltz in Petersburg für den Herzog verwandt habe. Aus Petersburg melde man, daß die Kaiserin günstiger für Preußen zu denken beginne. Ihre Gesundheit sei im Abnehmen.

R., 23. Juli. Batowski's Benehmen sei klug und umsichtig. Man könne sich in Kurland wegen eines Einmarsches russischer Truppen wohl beruhigen, welcher unwahrscheinlich sei.

45. B., 19. Juli. Die Herzogin in Warschau durch die „cajoleries“ des Königs etwas „gâtée“, und „exaltée“ durch die dortigen Erlebnisse, habe nach ihrer Rückkehr eine Art von Enthusiasmus für die polnische Nation gezeigt; jetzt fange sie an, wieder vernünftiger zu werden.

46. B., 26. Juli. Der Herzog habe den Brief des Königs mit großer Freude empfangen, worin ihm die Intervention für ihn versprochen wurde. — Rückmann hat die Forderung einer Pension für den Prinzen Gustav erneuert. H. glaubt einige neuere Anzeichen dafür zu haben, daß Rußland wirklich (wie der

König immer behauptet) aufrichtig gegen Preußen handele. Der König von Polen scheine dem Druck nachgeben zu wollen.

47. B., 2. Aug. Die Lage des Herzogs verschlimmere sich täglich. Rückmann hat soeben dem Herzog eine Note seines Hofes vorgelesen, darin Jeder zum Rebellen gegen seinen Souzerän erklärt wird, der die „gefährliche" Entscheidung des Reichstages für rechtskräftig anerkenne. Die Entscheidung sei durch Intriguen und Bestechung zu Stande gebracht und die Kaiserin werde nicht dulden, daß der Adel unterdrückt werde. Auf die Frage des Herzogs, worin die Unterdrückung bestehe, habe Rückmann die Achseln gezuckt. Rückmann hetze seinen Hof gegen den kurländischen auf, er habe noch jüngst von der oppositionellen Kabale 2500 Dukaten bekommen. Die letztere schüre und lärme, während im Lande eigentlich die Entscheidung des Reichstages für im Ganzen billig und annehmbar angesehen werde. H. hat dem Herzog gerathen, einen Vertrauten nach Petersburg zu senden, der seine Sache dort vertreten und die Abneigung Katharinas beseitigen könne. Er bittet um Instruktionen an Goltz in gleichem Sinne. — Die Notifikation über den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich habe er erhalten, sowie ein Exemplar des „Exposé des raisons qui vous ont déterminé, Sire, à prendre les armes contre la France" dem Herzog übergeben.

R., 13. Aug. Billigt den Rath H.'s, den er dem Herzoge gegeben, lehnt aber ab, Goltz für den Herzog zu instruiren. Katharina werde sich eher erreichen lassen, wenn der Herzog sich offen in ihre Arme werfe.

48. B., 5. Aug. Rückmann hat durch Stafetten alle Gegner des Herzogs nach Mitau berufen; man glaube, der Landtag werde unter russischen Auspizien wieder zusammen treten. Batowski fürchte einen Gewaltstreich Rußlands, zu dem der Landesbevollmächtigte Mirbach sich hergeben könnte, um Batowski aus Mitau zu vertreiben. H. habe, um den Verdacht gegen seinen Verkehr mit dem Hofe zu beschwichtigen, sich für einige Wochen auf das Gut seines Schwiegervaters, an der Straße nach Memel gelegen, begeben. Die Prinzessin Karl Biron ist nach Petersburg durch Mitau gereist.

49. B., 9. Aug. Der Landesbevollmächtigte Mirbach ist

von Rückmann aufgefordert worden, von Batowski zu verlangen, daß er das Land verlasse. Mirbach wendet ein, daß ihm das nicht zustehe. Hierauf entgegnete Rückmann, daß nachdem die Stände die Intervention Rußlands angerufen, sie den Vorschriften der Kaiserin gehorchen müßten. Zuletzt habe man sich dahin geeinigt, daß Mirbach einen Protest gegen den Aufenthalt Batowski's bei der herzoglichen Kanzlei niederlegen solle, in dem der Herzog aufgefordert werde, Batowski zur Abreise zu bewegen, da sein Verweilen gegen die Grundgesetze des Landes verstoße. Der Herzog hat darauf geantwortet, daß er jetzt nichts thun könne, weil nur ein Glied der Regierung anwesend sei. Die anderen sind nämlich fortgereist aus Furcht, zu Schritten genöthigt zu werden, die Rußland mißfallen könnten. Darauf schickte Rückmann seinen Sekretär zu Batowski mit der Forderung, er möge, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, abreisen. Darauf verließ Batowski Mitau und ließ von Doblen aus H. um Rath fragen, was er thun solle. H. rieth ihm, Kurland zu verlassen, da er in Doblen ebenso wenig sicher sei vor einer Gefangennahme und Auslieferung an einen polnischen General der Konföderation, als in Mitau. Batowski reiste nun nach Memel weiter. — Der sogenannte Landtag habe bisher seine Sitzungen nicht wieder begonnen, konferire täglich mit Rückmann, der eine empörende Verachtung gegen den Hof zur Schau trage. Howen habe merkwürdiger Weise abgelehnt, dem Rufe Rückmann's zu folgen und fahre unter der Hand fort, Neigung für eine Annäherung an den Hof zu zeigen.

R., 20. Aug. H.'s Haltung gegenüber Batowski wird gebilligt. — An Stelle Lucchesini's sei Buchholtz nach Warschau ernannt.

50. B., 12. Aug. Der Herzog hat H. einen Theil der ihm von Rückmann vorgelesenen Depesche verschwiegen. Von anderer Seite hat H. erfahren, es sei darin ausgesprochen, daß die Kaiserin „die Undankbarkeit des Herzogs verachte, daß sie aber die Kühnheit, eine fremde Stütze gesucht zu haben, zu bestrafen wissen werde". Es sei um so nothwendiger, daß ein Vertreter nach Petersburg gehe, um die Vorurtheile zu zerstreuen. Durch Brinken erfährt H. Folgendes: der Herzog zahlte jahrelang

dem Grafen Besborodko eine Pension, hat aber plötzlich die Zahlung eingestellt. Dadurch habe er sich einen gefährlichen Feind gemacht, um so mehr als Besborodko unter dem Einfluß des Fürsten Woronzow stehe, zwischen dem und dem Herzog ein alter Haß bestehe. — Rückmann beobachtet gegen H. nicht die Regeln der Höflichkeit; auf die Uebersendung des königlichen Exposés über die Kriegserklärung habe er garnicht geantwortet.

51. B., 16. Aug. Batowski ist doch nicht abgereist, sondern auf einem Gute bei Würzau. — Russische Truppen marschiren durch Kurland nach Littauen. In Petersburg spreche man von einer Heirath zwischen dem Prinzen Gustav und einer Großfürstin, sowie davon, daß der Herzog zu Gunsten seines Neffen auf Kurland verzichten solle.

R., 27. Aug. Batowski's Verbleiben sei unklug; er werde indessen doch abgereist sein, da ihn der König von Polen abberufen habe. Der König glaube nicht an die Mißheirath mit Gustav Biron.

52. B., 19. Aug. Generalmajor Budberg, Gouverneur Gustav Biron's, sei Mittwoch angekommen. Er habe ohne alle Beglaubigung oder Brief, nur auf seinen Rang gestützt sich beim Herzog vorgestellt und gefragt, was derselbe für seinen Neffen zu thun gedenke. Er weigerte sich über irgend welche Einwände des Herzogs zu verhandeln, sondern habe blos die Intentionen der Kaiserin dem Herzog vorzulegen, die er als Freund anzunehmen rathe. Der Herzog hat 6000 Thl. Alb. jährlich vorgeschlagen, Budberg hat 12,000 Dukaten verlangt, sowie kategorische Antwort im Laufe des Tages. Mit Mühe hat der Herzog 24 Stunden Aufschub erhalten und H. um Rath gefragt. Diesem Rath gemäß hat der Herzog geantwortet, er sei bereit, dem Wunsche der Kaiserin nachzukommen und werde sofort einen Vertrauten nach Petersburg senden, um die Sache zu regeln. Nun hoffe der Herzog, daß der König ihn in Petersburg unterstützen werde in dem Wunsche, daß damit die Ansprüche des jüngeren Biron'schen Zweiges abgethan seien.

53. B., 25. Aug. Die hauptsächlichen Anschuldigungen Rußlands seien: daß Kurland nach 1783 anderen als russischen Schutz gesucht habe; daß es in dem Streit mit dem Adel die

Mediation Rußlands abgelehnt habe (während hierzu doch aller Grund vorlag, da Meßtmacher und Rückmann die hauptsächlichen Schürer der Zwietracht waren); daß im letzten Jahre nahe der preußischen Grenze Korn- und Fourage-Magazine angelegt worden seien und Gefälle der herzoglichen Güter in Semgallen dort aufgespeichert wurden statt nach Riga geführt zu werden, wo sie nach der Konvention von 1783 allein verkauft werden durften.

Der Herzog sehe, nachdem der Souzerän zerschmettert worden, nur noch Rettung in dem Schutze des Königs. Alle Unterwürfigkeit gegen Rußland werde nicht helfen, wenn nicht höhere Erwägungen auf die Kaiserin wirkten. Der König meine, seine Intervention in Petersburg werde mehr schaden als nützen. H. erlaube sich eine Bemerkung: Wenn die Kaiserin aufrichtig eine Annäherung und ein vertrauensvolles Verhältniß zu Preußen wolle, so werde sie wegen der Intervention des Königs wohl nicht ihre Ungnade gegen den Herzog verdoppeln. Geschieht es doch, so scheine ihm, daß die Abneigung gegen Preußen nicht geschwunden sei, daß alle Annäherung nur Schein sei und daß zuletzt, wenn sie ihr Ziel, welches es auch sei, erreicht haben werde, die wahren Gefühle wieder an's Licht treten werden. Es wäre immerhin ein Vortheil, auch nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften. Niemand sei mehr als er überzeugt von dem Nutzen einer russischen Allianz; Niemand wünsche mehr ihre Wiederherstellung, falls die Kaiserin aufrichtig die Verbündete und nicht die Beschützerin (Protektrice) Preußens sein wolle; aber Erfahrung und Nachrichten, die er erhalten, machten ihn unruhig über die Aufrichtigkeit (candeur) Rußlands. Friedrich II. habe sich erschöpft in Gefälligkeiten gegen Katharina; im Augenblick, wo er meinte ihnen Grenzen setzen zu müssen, war die Freundschaft der Kaiserin für ihn verloren; Eifersucht und Animosität traten an ihre Stelle.*) — Der Hof ist damit beschäftigt, einen ordinären Landtag zu berufen, weil derselbe gesetzlich 14 Tage vor dem polnischen Reichstag zusammen-

*) Zur Erklärung dieser scharfsinnigen und glänzenden Depesche diene die Bemerkung, daß Preußen und Rußland sich über die polnischen und die kurischen Angelegenheiten bereits am 7. August durch einen Vertrag geeinigt hatten, der der Kenntniß Hüttel's vorenthalten blieb, weshalb seine Erörterungen nicht mehr der Sachlage entsprechen.

treten muß. Auf Versöhnung sei nicht zu rechnen. General Budberg hat sich mit dem Versprechen des Herzogs begnügt.

54. B., 2. Sept. Batowski ist noch bei Manteuffel, Vater des herzoglichen Delegirten, in Platonen, und kommt gelegentlich von da nach Mitau und Würzau. Er habe noch keine Nachricht über seine Abberufung. Im Publikum herrsche die Ueberzeugung, daß sich in Livland und Polen etwas zum Schaden von Preußen vorbereite. Das und vieles Andere habe zu seinen mißtrauischen Vorstellungen an den König Anlaß gegeben; er freue sich, daß der König ihm über die guten Beziehungen zu Rußland habe Versicherungen geben können. — Brinken hat auf H.'s Rath die Mission nach Petersburg angenommen.

R., 14. Sept. — zeigt H. den Abschluß eines Defensivvertrages mit Rußland am 7. August an.*)

55. B., 6. Sept. Der Gedanke einer Mißheirath liege nicht in der Sinnesweise der Kaiserin, eher in der des jungen Hofes. Die Kaiserin verfolge stets das Ziel, den Einfluß Rußlands auf die Nachbarn zu verewigen, und für diesen Zweck würde sie nie vor der Heirath einer Enkelin mit einem Biron zurückschrecken. Das kurische Lehn sei reich und könne um 40—50,000 Dukaten jährlich noch vermehrt werden, wenn die Verpflichtungen des Vertrages von 1783 aufgehoben würden. H. räth dem Herzog, den Kanzler Ruthenberg, einen ehrlichen, aber unbedeutenden Mann durch eine Pension aus dem Ministerium zu entfernen und an seine Stelle Brincken zu setzen, um ein Gegengewicht gegen Howen zu erlangen. Der Herzog hatte Brincken die erste Vakanz im Ministerium versprochen, scheue aber die Ausgabe der Pension.

56. B., 9. Sept. In Petersburg erzählt man sich: General Popow, Vertrauter Potemkin's, habe unter dessen Papieren 15 Millionen Rubel in Obligationen von Amsterdam und London gefunden und sie der Kaiserin abgeliefert, die sie behalten und für die polnische Expedition verwandt habe. Ferner: Mamonow sei in Verdacht gerathen, Haupt einer geheimen Jakobinergesellschaft

*) Der Vertrag selbst wurde vorläufig H. nicht mitgetheilt, weil der darin enthaltene geheime Artikel über Kurland nicht zur Kenntniß des kurischen Hofes kommen sollte.

zu sein und sei von Moskau nach Schlüsselburg gebracht worden. Die dumpfe Gährung in Moskau schreibe man den vielen dort bestehenden geheimen Gesellschaften zu. Brincken fahre heute nach Petersburg, mit dem Versprechen, nach seiner Rückkehr Kanzler zu werden, während Ruthenberg eine Arrende erhält. Die Kaiserin hat befohlen, Gustav Biron in Riga zu erziehen. Deboli,*) auf Befehl der Kaiserin Petersburg verlassend, ist durch Mitau gereist.

57. B., 13. Sept. So hochfahrend der Ton in Petersburg sei, so bewahre der Großfürst, wie Deboli erzählte, doch eine große Anhänglichkeit für den König, und wenn er zur Regierung komme, so werde eine enge Allianz mit Preußen die Grundlage seines Systems bilden. Leider sei sein körperliches Befinden „une constitution qui se mine.“ Die Kaiserin sehe, wie man behaupte, ihren Enkel, den Großfürsten Alexander als den unmittelbaren Nachfolger an.

58. B., 20. Sept. Der Landesbevollmächtigte Mirbach hat gegen die Mission Brinckens Protest eingelegt. Die Zwietracht soll geschürt werden; Rückmann unterstützt den Schritt. H. räth dem Herzog fortwährend zu versöhnlichen Maßregeln.

59. B., 23. Sept. Der Abschluß des Vertrages mit Rußland zerstreue das Mißtrauen, welches er, H., gegen diese Macht hegte.

60. B., 30. Sept. Beruhigende Anzeichen für den Herzog. Der Adel scheine wirklich an eine friedliche Komposition zu denken, sei es weil er schlechte Nachrichten aus Petersburg erhalten über seine dortigen Aussichten, sei es aus besseren Motiven. Von drei Seiten hat der Herzog Vorschläge erhalten zu einer Aussöhnung, die besten vom Oberhauptmann Saß. Gewiß spielt dabei mit, daß im nächsten Jahre 86 Pachtgüter frei werden. Der Herzog sei in entsprechender Stimmung, so daß vielleicht ein guter Abschluß erfolgt. Die fortdauernde „liaisons du chevalier de Batowski avec Mme. la Duchesse“ und seine Anwesenheit in Mitau sobald die Herzogin dorthin komme, gebe der Kaiserin leider noch immer viel Aergerniß. Batowski denke daran, den Dienst in

*) Vertrauter des Königs Stanislaus August und polnischer Gesandter in Petersburg.

Polen aufzugeben und sich als Privatmann in Mitau niederzulassen. -- Eben komme die Nachricht, daß Batowski abberufen sei, daß aber der König von Polen ihn dem Herzoge, da er in Mitau bleiben wolle, schriftlich empfohlen habe als einen Vertrauensmann. Die Herzogin werde daher weniger als je geneigt sein „à modérer ses liaisons avec ce Polonais selon les règles de la prudence, à moins que le Duc ne finisse par y trouver à redire lui-même“.

R., 9. Okt. Goltz ist beauftragt worden, Brincken zu unterstützen; er spreche mit großem Lobe von Brincken und hoffe auf gute Erfolge. Die Hauptaufgabe sei, die Pension des Prinzen Gustav auf das Lehn allein abzuwälzen; ferner, den Streit mit dem Adel zu schlichten. Der König ist ungehalten, daß die Herzogin, während Goltz diese Sachen zu unterstützen beauftragt worden sei, sich auch noch an den holländischen Gesandten Hogguer gewandt habe; das könne man in Petersburg übel nehmen.

61. B., 4. Okt. Brincken schreibt aus Petersburg, er fürchte daß die Kaiserin nach dem Tode des Herzogs die Kettler'schen Allodialgüter zum Lehn zu schlagen gedenke, wodurch das Vermögen der herzoglichen Familie um 1 Million Thl. Alb. verringert werden würde. -- Der Herzog neigt zu einer Aussöhnung und hat in eine Begegnung mit dem Landesbevollmächtigten gewilligt.

62. B., 7. Okt. Batowski hat dem Herzog sein Abberufungsschreiben überreicht. Als er auch bei Rückmann seinen Abschiedsbesuch machen wollte, wurde ihm seine Karte durch den Diener zurückgeschickt. Die Unterredung zwischen dem Herzog und Mirbach hat stattgefunden und der Herzog hat versprochen, einige Personen zur Unterhandlung mit Mirbach zu bestimmen. H. ist sehr für Aussöhnung. Der Prozeß gegen den Adel kostet dem Herzog schon mehr als 1 Million Thl. holländisch. — Der Herzog hat eben die Herrschaft Nachod in Böhmen für 250,000 Dukaten gekauft.

63. B., 11. Okt. Die Unterredung des Herzogs mit Mirbach ist die Folge einer Verständigung des sehr populären Oberhauptmanns von Saß mit Mirbach gewesen. Mirbach hat von dem Herzog 3 Wochen Frist erbeten, um ihm den Entwurf zu einer Komposition vorzulegen. Howen sei wüthend und wolle nichts ohne seine Mitwirkung zu Stande kommen lassen.

64. B., 14. Okt. In Folge des Abschlusses der Allianz zwischen Preußen und Rußland ist das Verhalten Rückmann's zu H. ein anderes, freundliches geworden. Fürst Poninski ist inkognito in Mitau.

65. B., 18. Okt. Die Herzogin beträgt sich seit ihrer Rückkehr aus Warschau nicht nach den Regeln der Klugheit, besonders in ihrem „engouement“ für Ratowski.

66. B., 21. Okt. Brincken schreibt aus Petersburg: die Beziehungen der Kaiserin zu Oesterreich erkalten trotz der jüngsten Auffrischung. Die Kaiserin wolle nur ihren Einfluß auf die Nachbarn wiedergewinnen und werde weder Truppen noch eine Flotte gegen die Franzosen senden. Cobenzl erschöpfe sich vergeblich in Niedrigkeiten und mache sich nur verächtlich. Die Aufmerksamkeit der Kaiserin sei auf Schweden gerichtet, wo Stackelberg gegen den Regenten vergeblich intriguire.

R., 2. Nov. Rückmann hat von seinem Hofe soeben „une forte mercuriale“ bekommen wegen seines Betragens gegen H.

67. B., 28. Okt. Da noch immer nicht klar sei, was den Zorn der Kaiserin noch weiter nähre, und was sie von ihm verlange, so wäre es wünschenswerth, daß Goltz in Petersburg dahinter zu kommen suche. Die Prinzessin Karl Biron hat auf ihrer Durchreise durch Mitau eine Zusammenkunft mit den Mißgesinnten gehabt. Der „ci-devant prince Poninski“, ihr Bruder, sei von der Kaiserin in Mitau internirt worden.

68. B., 1. Nov. Der König wünsche in seinem letzten Reskript, daß der kurische Hof sich möglichst freundlich gegen Rußland zeige, um Brincken seine Aufgabe in Petersburg zu erleichtern. Das sei jedoch schwer, da man nicht wisse was Rußland wolle. Offiziell werde eine Komposition befürwortet, insgeheim reize Rückmann die Opposition an, Bedingungen zu stellen, die nicht können angenommen werden. Es wäre vielleicht am besten, wenn der Herzog direkt die Kaiserin bäte, die Mediation zu übernehmen. Mirbach hat den Entwurf dem Herzog noch nicht vorgelegt und Rückmann meint, es werde aus der Sache nichts werden. Die Herzogin mischt sich scheinbar in nichts und erklärt, sie glaube nicht an die Aufrichtigkeit der Opposition; das sei schädlich, auch wenn sie nicht im Stillen gegen die Aussöhnung wirken sollte.

Sie hat ihre Beziehungen zu Batowski wohl modifizirt. Sie hat das ihr vom Herzog donirte Kettlersche Gut Gailhof eben an den Grafen Medem verkauft. Die Herzogin hat die auf der Durchreise nach Petersburg in Friedrichslust vom Herzog empfangenen Prinzessinnen von Baden *) nicht empfangen, in Würzau Schnupfen vorschützend.

R., 11. Nov. Der König äußert sich höchst ungehalten über die Beleidigung, welche die Herzogin Rußland zugefügt habe durch die Behandlung der badischen Prinzessinnen.

69. B., 8. Nov. Die Würdenträger in Petersburg, vielleicht Graf Ostermann ausgenommen, sind seit lange gewohnt, von einem Herzog von Kurland bedeutende Jahrgelder zu beziehen, baar oder in Arrenden. — Die Gefahr schwebt über den Kettler'schen Gütern noch immer, vielleicht veranlaßt dadurch, daß das Lehn allein, durch die Konvention von 1783 um etwa 100,000 Thl. verschlechtert, dem Prinzen Gustav nur 50—60,000 Thl. Alb. Einkommen bringen werde. — Seit 14 Tagen hat der Herzog oft und lange Unterredungen mit Howen, spricht aber zu Niemandem darüber. — Wahrscheinlich sollte der Herzog die höheren Bürger gegen den Adel in Schutz nehmen und so die Aussöhnung mit letzterem unmöglich gemacht werden. H. warnt den Herzog, der ihm auch verspricht, nicht in die Falle zu gehen. Mirbach hat dem Herzog zwei Fragen vorgelegt: ob er die Mediation Rußlands annehmen würde, und ob er den prorogirten 4-jährigen Landtag als legal anerkennen würde. H. räth die erste Frage zu bejahen, die zweite hinauszuschieben bis zur Mediation.

70. B., 11. Nov. Der Herzog scheint bereit, dem Rath zu folgen. Mirbach hat einen aus 20 Artikeln bestehenden Entwurf zur Komposition dem Herzog vorgelegt, darin alle die unannehmbaren Streitpunkte der letzten 4 Jahre enthalten sind.

71. B., 15. Nov. Aus Petersburg kommen Nachrichten, wonach man die Entscheidung in den kurischen Angelegenheiten dem nächsten polnischen Reichstage überlassen wolle. Brincken meint, daß wenn der Herzog die Verpachtungen der Ritterschaft einräume, die Kaiserin ihre Forderungen nicht weiter treiben

*) Zur Brautschau nach Petersburg befohlen.

werde. Der Herzog möge sich auf die Illegalität des Landtages nicht steifen. Rückmann scheine keinen Antheil an dem Versuch Howens zu haben, die Lage durch Hereinziehen des Streites zwischen Adel und Bürgern zu verwirren.

72. B., 18. Nov. Saß giebt den Rath, einen neuen Landtag zu berufen, dem die Vorschläge zur Komposition zu machen wären, da er 18 Kirchspiele für die Komposition gewonnen habe. Brincken, seit drei Wochen ohne Briefe vom Herzog, hat erklärt Petersburg verlassen zu wollen. Der Herzog hat ihn darauf sofort gebeten, zu bleiben.

73. B., 22. Nov. Brincken räth, gestützt auf die veränderte Anschauung der Kaiserin, die ganzen Streitigkeiten an den nächsten Reichstag in Grodno zu verweisen, wo die Entscheidung des Warschauer Reichstages vom 27. Mai wohl werde bestätigt werden. Rückmann nähert sich dem Hofe. Der Entwurf der Antwort auf die Vorschläge Mirbach's ist von Medem ausgearbeitet worden und findet die Billigung H.'s. Der Herzog verspricht darin, die Pachten der Lehngüter, die nicht in Administration stehen und deren es über 60 giebt, an den Adel billig zu vergeben, hält im Uebrigen aber seine Rechte aufrecht. Der Landtag soll sich einseitig nur einmal limitiren dürfen; das Land soll dagegen seine Ansprüche auf die Verschmelzung der Kettlerschen Güter mit dem Lehn aufgeben und dergl. mehr. Brincken kehrt doch zurück.

74. B., 25. Nov. H. übersendet die Schriften in der Kompositionsangelegenheit, welche zwischen dem Herzog und Mirbach gewechselt worden sind. Der Herzog hat darnach versprochen, einen Theil der von der Ritterschaft für den Prozeß eingegangenen Schulden zu übernehmen, die Stellen von 16 Assessoren und 8 Ministerialbeamten bei den Hauptmannschaften mit 100 Dukaten Gehalt zu gründen. Die Antwort des Herzogs ist Mirbach mitgetheilt worden. Der Herzog hofft auf Unterstützung des Königs wenn die Sache nach Petersburg gelangen sollte.

K., 7. Dez. Der König versichert den Herzog auf's Neue seines Interesses an dessen Angelegenheiten, fürchtet aber, daß die Nichtanerkennung des Landtages der Kaiserin mißfallen werde.

75. B., 29. Nov. Es sei fraglich, wer die Opposition

machen werde. Im Lande sei man des Zankes immer mehr müde geworden, nehme auch Rücksicht auf die im nächsten Jahre kommende Vergebung der Pachtgüter. Mirbach werde andrerseits Alles aufbieten, um die Legalität des Landtages zu vertheidigen, werde aber Mühe haben, eine Majorität im Landtage zu schaffen. — Howen hat eben einen unerhörten Streich begangen. Am letzten Montag sandte er dem Herzog ein Gesuch ein, um die Erlaubniß, in Privatangelegenheiten nach Petersburg zu reisen. Auf den Rath des Ministeriums verweigerte der Herzog ihm die Erlaubniß. Trotzdem reiste Howen am 27. ab. Das sei beunruhigend, besonders da Brincken seit gestern in Mitau zurück sei. H. bittet Goltz anzuweisen, daß er Howen überwache (letzteres wird vom Könige versprochen).

76. B., 2. Dez. Brincken erzählt, Ostermann habe ihm erklärt, die Kaiserin wolle nicht als Schiedsrichterin in Kurland auftreten, noch eine Mediation annehmen; sie wünsche nur die Eintracht zwischen Herzog und Ritterschaft herzustellen. Die alte Verfassung soll mit den herzoglichen Rechten aufrecht erhalten werden, namentlich die von 1768 und 1775. Die Kaiserin könne die getroffene Vereinbarung durch ihre Garantie bekräftigen; komme sie nicht zu Stande, so möge der Herzog die Sache an den Reichstag bringen. — Der Herzog will nun die ganzen Streitsachen in extenso an Ostermann schicken. Er will ihm ferner schreiben, daß er die Warschauer Entscheidung als nichtig betrachte, da die Kaiserin sie als solche erklärt habe; endlich wolle er ihn vor den Intriguen Howen's warnen. Die Umstimmung in Petersburg sei nur Preußen zu danken. Howen wolle sich öffentlich auf die Frage des Kettler'schen Allod's stützen. Die Komposition sei in Gefahr, wenn nicht Rückmann den Auftrag erhalte, die Erklärungen Ostermann's dem Adel zu wiederholen; man würde sie sonst für eine Erfindung des Herzogs erklären.

77. B., 6. Dez. Howen hat 15,000 Thl. Alb. mitgenommen und von Riga aus noch weitere 4000 Dukaten verlangt. Er werde durch den General Budberg, Gouverneur des Prinzen Gustav, intriguiren; das sei Alles sehr gefährlich. Bei der letzten Unterredung mit dem Herzog habe Howen von diesem für Rückmann 20,000 Dukaten verlangt, und sei durch die Ablehnung nun erst

recht aufgebracht. — Brincken erzählt, die Gesundheit der Kaiserin sinke, sie sei häufig melancholisch, ihre alte Heiterkeit schwinde. Die Entfremdung von dem Sohne sei unzweifelhaft. Man glaube, Subow werde nicht mehr geliebt und werde ersetzt werden. Der Barometer der Stimmung der Kaiserin sei Soltykow. Markow habe wohl an Einfluß gewonnen, könne aber wegen seiner Schulden nur durch Geld nutzbar gemacht werden. General Budberg und ein junger Graf Golowin machen sich bei der Kaiserin beliebt, indem sie den Großfürsten Paul lächerlich machen. Die Sorge der Kaiserin sei, ihren Einfluß auf ihre Nachbarn wieder zu gewinnen; nach Polen werde Schweden dran kommen. Gegen Oesterreich sei Erkaltung eingetreten. Die Kaiserin wünsche die Fortdauer des französischen Krieges, um ihre Zwecke besser verfolgen zu können. Ueblen Eindruck habe das Gerücht hervorgerufen, daß der König einen Separatfrieden mit Frankreich schließen wolle. Die Kaiserin habe im Frühling, als der Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich bekannt wurde, sich so darüber gefreut, daß sie in die Hände klatschte. — Im Innern Rußlands bemerke man Freiheitsideen und auch in Petersburg rede man viel von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten; die liberalen Schriften kommen in Masse über die Grenze. Die Regierung sei sehr aufmerksam auf das Verhalten von Moskau, thue aber nichts zur Beseitigung der inneren Unordnung. Justiz und Finanzen seien in dem alten elenden Zustande. Das harte Geld sei völlig verschwunden; es werde wohl viel Geld geprägt, aber man sage, die Kaiserin sammele dasselbe zu einem Schatze an. Als die kombinirten deutschen Heere sich zurückzogen (vor den Franzosen), verlangte die Kaiserin sofort die Abberufung der russischen Offiziere, damit sie nicht lernen könnten vor dem Feinde zu weichen.

78. B., 9. Dez. Die Komposition finde große Schwierigkeiten in den persönlichen Interessen der Häupter der Opposition. Mirbach habe auf den maßvollen Vorschlag des Herzogs an diesen einen Brief voll Bitterkeit gerichtet, darin vor Allem die Anerkennung des sogen. Landtages gefordert und mit dem Zorn Rußlands gedroht wird. Zugleich hat Mirbach ein Rundschreiben ins Land geschickt um die Stimmung zu bearbeiten. Es sei nothwendig, daß Rückmann bestimmte Ordre in dem Sinne bekomme, wie

Ostermann sich gegen Goltz und Brincken geäußert, sonst werde es nicht anders werden.

R., 21. Dez. Goltz hat Weisung erhalten, dahin zu wirken, daß Ostermann positive Befehle an Rückmann sende, damit dieser die Erklärungen des Vicekanzlers offen dem Adel kund gebe. Man müsse gegen Rußland vorsichtig sein, denn das sei ein äußerst empfindlicher Hof.*)

79. B., 13. Dez. Der Brief Mirbachs an den Herzog lasse in seiner herausfordernden Dreistigkeit nichts Gutes erwarten. H. hat dem Herzog gerathen, eine Abschrift desselben an Ostermann zu senden nebst der Bitte, eine Erklärung der Kaiserin zu veranlassen, durch welche die kurische Ritterschaft zu einem Vergleich aufgefordert und vor Angriffen auf die Rechte des Lehns gewarnt würde, wie sie von Rußland in den Konstitutionen von 1768 und 1775 garantirt seien. Der Mülleraufstand mehre die Verwirrung. Ueber 500 Müller sind nach Mitau gekommen und haben andere Gewerke mit sich fortgerissen. Ihr Anwalt sei ein Edelmann.

80. B., 16. Dez. „Am Nachmittag des letzten Donnerstages versammelten sich die Müller, sowie die Gesellen von den anderen Mitauer Gewerken, die doch mit dem Streit nichts zu schaffen haben, wieder vor dem Schloß und forderten, daß man ihnen den Amtmann Grünhoff herausgebe und der Herzog ihnen 10,000 Thl. Alb. zahle, um ihre in den verschiedenen Herbergen der Stadt gemachten Schulden zu bezahlen. Der Herzog weigerte sich natürlich, so unverschämten Forderungen sich zu fügen. Schon am Morgen desselben Tages hatte Se. Durchlaucht an die Müller einen Befehl richten lassen mit der Aufforderung, sich allen ordnungswidrigen und aufrührerischen Vorgehens zu enthalten und nach Hause heimzukehren, indem er ihnen prompte und genaue Justiz versprach, falls ihre Klagen sich als begründet herausstellten. Statt sich diesem Befehl zu fügen, schickten sie ihn, ohne ihn nur zu öffnen, zurück, sammelten sich in größerer Anzahl als vorher, ergingen sich in beleidigenden Reden gegen ihren Souverän, beschimpften seine Garden, drohten sie zu massakriren und bemächtigten sich endlich eines Karrens, darin Privatpersonen

*) Diese Bemerkung kehrt in den Berliner Reskripten häufig wieder.

gehörige Dokumente auf's Schloß gebracht werden sollten, unter dem Vorwande, daß dieser Karren Pulver enthalte. Nachdem der Herzog alle Mittel der Mäßigung und der Nachsicht erschöpft und diesen Unsinnigen die unvermeidlichen Folgen ihrer Angriffe, wenn sie nicht sich besinnen würden, vorgestellt hatte, und sehend, daß alle seine Versuche fruchtlos blieben und daß diese durch starke Getränke erhitzte Menge von Moment zu Moment unvernünftiger werde, griff er wider Willen zu Mitteln der Gewalt und ließ zwei Kanonen, mit Granaten geladen, abfeuern, von denen die eine, zu hoch gerichte, Niemanden verletzte, die andere aber 15 bis 18 Menschen niederwarf, von denen ein Dutzend getödtet wurden oder seitdem gestorben sind. Im Augenblick löste sich die Menge, die Auffahrt zum Schloß wurde gesäubert und die Nacht war ruhig. Am selben Abend ließ der Herzog den Magistrat rufen und befahl ihm, alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen um die Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten. In der That ist seitdem nichts geschehen, was die Fortdauer der Gährung andeutete. Die Gesellen der Handwerker sind zu ihrer Arbeit bei ihren Meistern zurückgekehrt, die Müller haben versprochen, sich in ihre bezüglichen Wohnsitze zurückzubegeben und Alle haben um Vergebung ihrer Fehler gebeten. Der Herzog hat seinerseits ihnen Hoffnung auf eine allgemeine Amnestie und das Vergessen des Geschehenen gegeben. Die Opfer dieses Aufstandes sind gestern alle zugleich öffentlich beerdigt worden, von der ganzen Bürgerschaft geleitet." Der Herzog habe recht gehandelt, er habe nicht anders handeln können. Die Gegner tadeln ihn natürlich heftig.

81. B., 20. Dez. H. wünscht Glück zu den Siegen und zu der Einnahme von Frankfurt. Der Herzog sei gleichfalls sehr erfreut. Die Bürger von Mitau und Kurland dagegen seien ganz auf Seiten der Franzosen. Diese Gährung der Bürger könnte üble Folgen haben, ohne den Haß der Bauern gegen sie als gegen Fremde, was sie zum großen Theil auch seien. Herzog und Adel sollten sich gegen den gemeinsamen Feind verbinden; aber er, H., predige mit geringem Erfolg einer so kurzsichtigen Menge, als der kurische Adel im Ganzen sei, welcher nur gegen den Fürsten seine Politik richte und sich auf die Treue seiner Sklaven verlasse, deren Joch drückend sei. Rückmann habe Auftrag,

die Demokraten hier genauer zu beobachten. Ein großer Theil der Aufständischen vom Donnerstag und auch ihr Führer seien geborene Unterthanen Sr. Maj. des Königs.

R., 31. Dez. Der König lobt die Haltung des Herzogs gegenüber den Müllern. Die „Gazette de Berlin" habe darüber sehr ausführlichen Bericht gebracht. Goltz hat Ordre, in Petersburg darauf aufmerksam zu machen, daß der Herzog gegen den Adel unterstützt werden müsse, der sich mit dem niederen Volk verbinde und dasselbe zu Meutereien aufhetze.

82. B., 23. Dez. Der Herzog habe den Müllern zu schnell die Amnestie und Geldhilfe gewährt, wodurch er den Eindruck der Schwäche hervorgerufen habe; er hätte erst einige Wochen sollen verstreichen lassen. Die adlige Opposition schreie über Despotismus und wolle die zwei Kanonenschüsse zu neuen Beschwerden auf dem nächsten Landtage ausnutzen. Der Herzog hat einen neuen Landtag auf den 31. Januar berufen, auf dem wahrscheinlich dieselben Leute wie bisher herrschen werden. H. bittet um Instruktion wie er sich verhalten solle, falls der Landtag ihm durch eine Deputation seine Eröffnung anzeigen sollte, was indessen unwahrscheinlich sei.

R., 5. Jan. 1793. H. soll sich im Falle der Nichtanzeige von allem Verkehr mit den Gliedern des Landtages fern halten bis er vom Könige weitere Befehle erhalte.

83. B., 30. Dez. H. hat sich an Goltz in einem Schreiben gewandt, darin er darauf hinwies, daß ohne eine Ordre an Rückmann, dem Adel die Erklärung des Grafen Ostermann mitzutheilen, die dem Baron Brincken geworden sei, der Streit zwischen Herzog und Adel nicht beizulegen sei. Goltz hat geantwortet: als er hierüber mit Ostermann habe reden wollen, habe dieser durchaus sich geweigert ihn anzuhören, mit der Bemerkung, daß die Undankbarkeit und die wiederholten Fehler des Herzogs gegenüber der Kaiserin dieser niemals erlauben würden, ihn zu begünstigen. „Aber nachdem sie Ew. Majestät versprochen habe, die Verfassung des Landes aufrecht zu erhalten, sowie die Garantien, welche sie übernommen, die Kaiserin sich in nichts mischen wolle und Alles der Entscheidung des künftigen Warschauer Reichstages überlassen werde. Daß J. K. Maj. ihm,

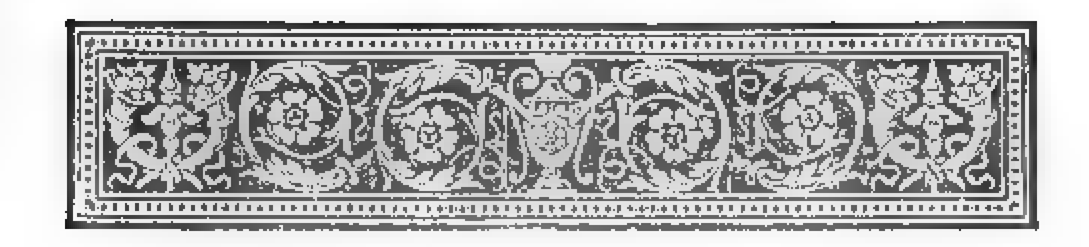
Grafen Ostermann, befohlen habe, dem Grafen Goltz zu insinuiren, daß sie von der Gefälligkeit Ew. Maj. erwarte, daß Sie, Sire, die Mission von hier zurückziehen werden, welche in einem Moment der Kälte zwischen beiden Höfen errichtet worden sei, und die zu geringes Interesse für Ew. Maj. habe, um sie nicht der Kaiserin zu opfern." Herr von Alopäus habe schon Befehl, sich in diesem Sinne gegenüber den Ministern des Königs zu äußern. — Diese so veränderte Sprache des Grafen Ostermann bestätige den Verdacht H.'s, daß man am russischen Hofe eine besondere Animosität gegen den Herzog und die Herzogin hege, die früher oder später zum Ausbruch kommen werde. Die Konstitution, deren Garantie Rußland übernommen habe, werde fortgesetzt verletzt, und zwar unter Antrieb Rußlands selbst. Der Herzog sollte daher den Landtag anerkennen und sich so gut es geht einigen, um sein Allodialvermögen womöglich zu sichern. H. ist über die russische Forderung seiner Abberufung nicht überrascht. Rückmann habe das längst prophezeit. Falls es geschehe, so bitte er, der König möge es so einrichten, daß es nicht scheine, als geschehe es nur auf die Forderung Rußlands.

R., 11. Jan. Das Bemühen des Königs, die Kaiserin zu Gunsten des Herzogs und der Herzogin wieder umzustimmen, sei vergeblich. H. soll allmählich den Rückzug antreten. Die äußeren Formen würden gewahrt werden; der König sinne darauf, ihm einen ehrenhaften Abzug zu sichern.

(Schluß folgt.)



Druckfehlerberichtigung:
Seite 513, Zeile 13, von oben lies: Geschmeidigkeit statt Geschwindigkeit.



Notizen.

Zwei Publikationen zur alt-livländischen Verfassungsgeschichte.

Ein trotz mancher schätzenswerther Vorarbeiten noch wenig geklärtes Gebiet ist die Geschichte unserer öffentlich-rechtlichen Institutionen. Es ist daher ein großes Verdienst Axel von Gernets, daß er in systematischer Weise einzelne größere Fragen aus der sehr komplicirten Verfassungsgeschichte Alt-Livlands eingehend untersucht und zur Darstellung gebracht hat. Im Jahre 1893 erschien von ihm das erste Heft seiner „Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels", welches „Die Harrisch-Wirische Ritterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenschen Gnade" behandelte und auch ein Band LXL. S. 69f. dieser Zeitschrift zur Anzeige gelangt ist. Seit einigen Monaten ist nunmehr das zweite Heft der „Forschungen" herausgekommen, das „Die Anfänge der livländischen Ritterschaften" zum Gegenstande hat (Reval 1895, Verlag von F. Kluge — S. 135). Insbesondere handelt es sich um die Ausbildung der Vasallenschaften des Erzbisthums Riga und der Bisthümer Dorpat und Oesel-Wiek zu geschlossenen Korporationen. Das geschah hier später, als im ehemals dänischen Estland, d. h. im 14. und 15. Jahrhundert, während die Anfänge der kurländischen Stiftsritterschaft und der Ritterschaft im Ordenslande einer sehr viel späteren Zeit angehören, und das Bisthum Reval überhaupt keine Vasallen gehabt hat.

Die Fragen der inneren Organisation der Vasallenschaften behält der Verfasser einer besonderen Abhandlung vor, bietet jedoch zur besseren Orientirung gleich auch den ersten 24 Seiten einen Ueberblick über die Bedingungen, unter welchen die Lehnsinhaber zu privilegirten Genossenschaften herangewachsen sind. Sind nun Gernets Arbeiten „Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels" betitelt, und heißt es auch S. 3 in der in Rede stehenden Einleitung von den „Burgmannen und Hofleuten in Reval und auf den anderen Schlössern des Deutschen Ordens", sie „gehörten nicht zur Klasse der Lehnsmannen und scheinen überhaupt nicht edler Herkunft gewesen zu sein", so empfängt der unbefangene Leser den Eindruck, es sei die „edle" Herkunft mit

eine Voraussetzung gewesen für die Belehnung mit größerem Grundbesitz. Da bedarf es des besonderen Hinweises, daß das keineswegs der Fall gewesen! Gernets „Forschungen“ beziehen sich eigentlich nicht auf die Geschichte des baltischen Adels, sondern auf die des baltischen Vasallenstandes.

Was das geschlossene Zusammenhalten der Vasallen in den livländischen Stiftern außerordentlich gefördert hat, war der durch die Verhältnisse gebotene Gegensatz zwischen ihnen und ihrem geistlichen Landesherren. Letztere waren erb- und ehelos, meist aus der Fremde stammend und vielfach ganz in der Fremde lebend, zu einem großen Theil auch garnicht von den heimischen Domkapiteln gewählt, sondern vom Papst in ihre Würden eingesetzt, mithin von der kurialen Politik in einem Grade abhängig, daß sie nur wenig an den natürlichen Interessen der Kolonie Antheil nehmen konnten. Der Vasall hingegen war an die Scholle gebunden, seine Interessen fielen mit denen des Landes zusammen. Die Folge war das Zusammengehen der stiftischen Vasallenschaften mit derjenigen einheimischen Macht, welche ihrer ganzen Position nach vor allem auf den Schutz des Landes vor auswärtigen Angriffen bedacht sein mußte: mit dem Orden. So gestalteten sich, wie von Fall zu Fall gezeigt wird, die Verhältnisse wenigstens im 14. Jahrhundert, nachdem im 13. Jahrhundert die Eroberung vollendet und um die Wende des letzteren der erste livländische Bürgerkrieg ausgebrochen war. Als jedoch der Orden am Ende des 14. Jahrhunderts bei der Kurie es durchsetzte, daß nicht nur die Rigaer Domherren, sondern auch der Erzbischof selbst ihm angehören sollten, änderte sich die Situation, indem die Vasallenschaften die Uebermacht des Ordens zu fürchten begannen: so sehen wir, daß damals eine neue Koalition gegen den Orden unter der Führung des Dorpater Bischofs Diedrich Damerow zu Stande kam, der sich namentlich auch die Dorpater Vasallen und ein Theil der erzstiftischen anschlossen. Aber in späteren Konflikten innerhalb der Bisthümer Dorpat und Oesel-Wiek stand der Orden wiederum auf der Seite der Vasallen, weil er in ihnen ja mehr und mehr die Träger der wahren Interessen des Landes erkannte; seine Machtstellung war seit der Schlacht von Tannenberg 1410 ohnehin von Polen schwer bedroht. Die in ihren Territorien so sehr erstarkten Vasallenschaften suchten nun zwischen dem Orden und seinem Hauptgegner, dem Erzbischof, zu vermitteln, und unter solchen Umständen kam es endlich im Jahre 1435 auf dem Landtage zu Walk zu einer Landeseinigung auf sechs Jahren, welche Livland thatsächlich zu einer dauernden Konföderation verband und abgeschlossen ward zwischen dem Erzbischof, den Bischöfen von Dorpat, Oesel, Kurland und Reval und ihren Kapiteln, dem Ordensmeister und seinen Gebietigern, den Ritterschaften von Riga, Dorpat, Oesel, Harrien und Wirland und den Städten Riga, Dorpat und Reval; unter anderem wurden jedem Stande seine Rechte, Privilegien und Freiheiten garantirt, mithin auch den genannten Vasallenschaften. Ferner ist im Gegensatz zu den früheren Landeseinigungen die von 1435 „nicht mehr von den Landesherren für sich und in Vollmacht ihrer Unterfassen abgeschlossen worden; es erscheinen letztere vielmehr neben ihren Landesherrn

als „Kontrahenten", mithin als gleichberechtigte Faktoren innerhalb des livländischen Bundesstaates und erlangten zugleich die Landstandschaft. „In dieser Landeseinigung zu Walk", heißt es gegen Ende, „ist die politische Entwickelung der Vasallenschaften glänzend zum Ausdruck gekommen", und „während in Preußen die Stände den Niedergang des Ordens ausbeuteten, um den staatlichen Zusammenhang des Landes auseinander zu sprengen, waren [redacted] Livland gerade die Stände überzeugte Vertreter des Einheitsgedankens". — Weil in Livland die Landstandschaft und die korporative Verfassung sich auf dem Boden der Politik herausgebildet haben, ist der Verfasser gezwungen gewesen, die einzelnen Phasen der langen Kämpfe zwischen dem Orden und den Bischöfen vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis zum angegebenen Zeitabschnitt in größerer Ausführlichkeit darzulegen; wir erhalten also zugleich eine Geschichte dieser Kämpfe. Eingehender wird bei der Interpretation derjenigen Verträge verweilt, bei deren Abschluß die Vasallen betheiligt waren, und diese vor allem geben das Quellenmaterial, während die chronikalen Nachrichten geringfügig sind. Nicht selten sieht sich der Verfasser in der Lage, Einzelheiten unerklärt zu lassen; das vorhandene, zum Theil sehr spröde Material hat er jedoch in großem Umfang ausgenutzt und es zu einem fesselnden Gesammtbild verwandt, dessen Zuverlässigkeit im Ganzen, zumal im Vergleich mit den Arbeiten F. G. v. Bunges, wohl außer Frage stehen dürfte! Am Schluß der Abhandlung erfahren wir, daß die mit dem Jahre 1435 beginnende Periode den Inhalt des nächsten Heftes der „Forschungen" bilden soll.

Gleichzeitig mit obiger Veröffentlichung hat A. von Gernet seine „Verfassungsgeschichte des Bisthums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände" als Sonderabdruck aus Band XVII. der „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat" herausgegeben (Reval, Verlag von F. Kluge, 1896 — S. 201). Sie beruht auf einer im Jahre 1888 von der historisch-philologischen Fakultät der Universität Dorpat mit der goldenen Medaille prämiirten Preisschrift und ist Herrn Professor Dr. Richard Hausmann zum 20. Januar 1896, dem Jubiläumstage des um die baltische Geschichtsforschung hochverdienten akademischen Lehrers, in Dankbarkeit gewidmet.

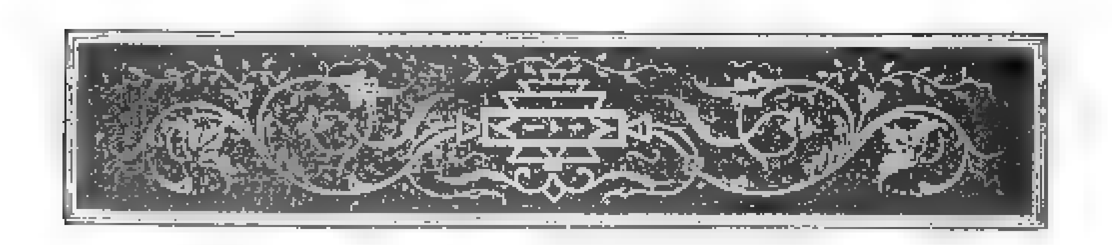
„Da eine Verfassungsgeschichte sich vornehmlich auf Urkunden stützt, sämmtliche öffentliche Archive Dorpats aber während der langjährigen russischen Herrschaft im 16. Jahrhundert verloren gegangen sind, kann die Bearbeitung der Verfassungsgeschichte dieses Bisthums zu keiner auch annähernd vollkommenen werden", heißt es im „Vorwort". Gleichwohl kennzeichnet auch diese Arbeit der Hauptvorzug der soeben besprochenen: die umfassende Benutzung des Quellenmaterials, sowohl des gedruckten, als auch mehrerer Urkunden aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm, deren Text im „Anhang" mitgetheilt wird (es sind das das Privileg des Bischofs Bartholomäus Savijerwe an die Stadt Dorpat vom 27. Mai 1455, die Dorpater Landeseinigung vom 5. August 1458 und die Wahlkapitulation des Koadjutors Helmicus von Mallinkrode um 1461). Im Einzelnen erörtert der Verfasser die Begründung des Bisthums

und dann in eingehender Weise den Umfang des bischöflichen Territoriums. Letzteres umfaßte etwa die gegenwärtigen Kreise Dorpat, Werro und Fellin, doch war die Hälfte der Diöcese, d. h. das Land westlich und nördlich vom Wirzjerw, dem Orden zu Lehn vergeben worden; denn daß die Abhängigkeit des Ordens auch dem Bischof von Dorpat gegenüber bis zum Danziger Frieden von 1366 ein Lehnsverhältniß begründet war, wird hier aufs Neue nachgewiesen. Des Weiteren wird die Stellung des Bisthums „im hierarchischen Systeme", namentlich dem Papst und dem Erzbischof von Riga gegenüber, untersucht, sodann die Bedeutung, die Zusammensetzung und das Besitzthum des Domkapitels, die Wahl und Ernennung der Bischöfe und die Stellung des Bischofs „als Diöcesan"; in diesem Abschnitt findet sich auch ein Verzeichniß der Dorpater Parochien. An Klöstern lassen sich bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nur drei nachweisen: das in der Folge mit reichem Landbesitz ausgestattete Cistercienserkloster zu Valkena, dessen Gründung Gernet in das Jahr 1233 setzen möchte, und zwei städtische Klöster, ein Mönchskloster der Dominikaner und ein wahrscheinlich dem Franciskanerorden angehöriges Nonnenkloster. Eine umständliche Darlegung erfährt das staatsrechtliche Verhältniß zum deutschen Reich und zu Gesammtlivland, und eingehender bespricht der Verfasser die landesherrlichen Kompetenzen des Bischofs, die Entwickelung des Lehnswesens, die Ausbildung der Ritterschaft, welche sich hier in den Stürmen des ausgehenden 14. Jahrhunderts unter dem vorhin genannten Bischof Diedrich Damerow endgiltig vollzogen hat, ohne daß sich Näheres über ihre innere Organisation angeben ließe, und das Emporkommen der Stadt Dorpat. Bezüglich dieses einzigen städtischen Gemeinwesens im Stift erfahren wir aus dem „Vorwort", daß im Jahre 1873 seitens der Universität eine Preisschrift des Barons Harald Toll über den „Rath der Stadt Dorpat in bischöflicher Zeit" (also bis 1558) prämiirt worden ist, von der auch wir hoffen wollen, daß sie bald durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möge! — Das Schlußkapitel behandelt den Ursprung der landständischen Verfassung. Hier, wie in den früheren Abschnitten, wird Manches wiederholt, was mit größerer Ausführlichkeit bereits im zweiten Heft der „Forschungen" gesagt worden war. „Die Geschichte der Verfassung der geistlichen Fürstenthümer Livlands", heißt es, „läßt sich in zwei große Perioden scheiden: in der ersten erscheinen die mit der Landesherrlichkeit ausgestatteten Organe der Kirche im alleinigen Besitz der Regierungsgewalt, in der zweiten genießen die Landstände ein Mitwirkungsrecht bei der Regierung. Die Grenze zwischen beiden Perioden ist eine flüssige. Zu Dorpat ist die Wahlkapitulation, die der von Bischof Bartholomäus Savijerwe zum Koadjutor erhobene Helmicus von Mellinkrode um 1461 mit dem Domkapitel, der Ritterschaft und der Stadt Dorpat abschloß, in gewissem Sinne die Epoche." Hier eben verlangten das Domkapitel, die Ritterschaft und die Stadt Dorpat die Landstandschaft; der Abt von Valkena hingegen hat keinen dauernden Einfluß auf die Landesregierung gewonnen. Am Frühesten machte sich der Einfluß des D o m k a p i t e l s geltend, dann derjenige der V a s a l l e n — zunächst in indirekter Weise durch den anfangs nur aus Vertretern dieses Standes gebildeten

Stiftsrath, dessen Existenz — neben derjenigen des schon seit dem 13. Jahrhundert bestehenden städtischen Magistrats — sich mit Sicherheit erst in einer Urkunde des Jahres 1385 nachweisen läßt. „In der Folge hat eine Verschmelzung stattgefunden, indem in den Stiftsrath eine Vertretung des Domkapitels aufgenommen wurde, während der städtische Rath, wie im Bisthum Oesel, ausgeschlossen blieb." Die Zeit dieser Verschmelzung läßt sich freilich ebenso wenig genauer feststellen, wie Art und Umfang der ursprünglichen Kompetenzen des Stiftsraths, welcher in sehr viel späterer Zeit nach F. G. von Bunge die oberste Regierungsbehörde des Landes und Justizbehörde zweiter Instanz ward. Auch durch das Amt des Stiftsvogts, welcher in erster Linie die landesherrliche Oekonomie zu leiten hatte, hat der Vasallenstand früh Einfluß auf die Landesverwaltung gehabt, sofern dieses wichtige Amt schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von eingesessenen Vasallen bekleidet worden ist. Und was die Stadt Dorpat betrifft, so nahm auch sie neben den Vasallen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bei der Entscheidung der das ganze Bisthum betreffenden Fragen wiederholt thätigen Antheil. Schon in der Landeseinigung von 1435 ist, wie wir sahen, den genannten Ritterschaften und drei großen Städten die offizielle Anerkennung als gleichberechtigten Faktoren in der livländischen Konföderation zu Theil geworden. Die verfassungsmäßige Mitwirkung an der Regierung im Stifte Dorpat erreichten die Stände, wie es scheint, erst durch jene Wahlkapitulation um 1461, deren Erörterung im Zusammenhang mit einigen anderen, aus früherer Zeit stammenden urkundlichen Zeugnissen die interessante, sehr dankenswerthe Schrift abschließt.

F. Ke.





Züge aus unserer provinziellen Physiognomie vor 50 Jahren.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Das Schulwesen der Ostseeprovinzen stand — trotz des soeben von russischer Seite ihm gespendeten Lobes — im Vergleich zu der nachmaligen Entwickelung in den siebziger und achtziger Jahren noch recht weit zurück. Der offizielle ministerielle Bericht pro 1845 verzeichnet für den damaligen Dorpater Lehrbezirk nur 4 Gymnasien (Riga, Dorpat, Mitau und Reval), während in der Folge — abgesehen von den beiden livländischen Landesgymnasien in Fellin und Birkenruh — noch Gymnasien in Riga, Pernau, Arensburg, Goldingen, Libau und Reval hinzukamen.

Eine sehr wichtige Rolle spielten damals augenscheinlich die Privat-Pensionen und -Schulen. Nach dem zitirten ministeriellen Bericht (S. 710) gab es im Dorpater Lehrbezirk 4 Gymnasien, 1 Seminar für Elementarlehrer, 24 Kreisschulen und 87 Elementar- und Kirchspiels-Schulen mit 5395 Schülern beiderlei Geschlechts; diesen Krons-Schulen stehen zur Seite 185 Privat-Pensionen und -Schulen mit nicht weniger als 4945 Schülern, also mit einer an die der ersteren Kategorie ziemlich nahe heranrückenden Schülerzahl.

Die damalige Universität Dorpat erfreute sich, wie wir schon sahen, eines vorzüglichen Rufes, der in dem ehrenden Diktum des Russen: „Es giebt wohl kaum

irgendwo eine bessere medizinische Fakultät, als in Dorpat" — gipfelt. Sie zählte jedoch erst 575 Studirende — eine Ziffer, die aber erhöhte Bedeutung gewinnt, wenn man erfährt, daß die damals meistbesuchte der 6 Universitäten des Reiches, die von Moskau, auch nur 981 Studirende aufwies.

An die damalige staatliche Stellung zum baltischen Schulwesen erinnert der Schlußsatz im ministeriellen Bericht (S. 763): „In den Ostseeprovinzen wurden die durch die bisherigen Maßregeln sicher begründeten Fortschritte in der russischen Sprache bis zu dem Grade der Reife gebracht, daß das Ministerium ohne alle Schwierigkeit zu den Schlußverfügungen in dieser Angelegenheit vorschreiten konnte".

In Bezug auf die Universität hatte ein medizinisches Komité in der Residenz sich mit der „Vertheilung der zum Lehrstuhl der Staatsarzneikunde an der Dorpater Universität gehörigen Gegenstände" beschäftigt und dabei auf die Nothwendigkeit hingewiesen, „daß die Vorträge über die Medizinal-Einrichtung im Reiche und die Uebungen der Studirenden in der Abfassung gerichtlich-medizinischer Protokolle in russischer Sprache stattfinden".

* * *

Innerhalb der geistigen Atmosphäre jener Zeit vor 50 Jahren tritt vor Allem der erstarkte historische Sinn markant in den Vordergrund. Es war eine Zeit, in der man ungleich beschaulicher, als heutzutage sich auslebte, wo die geistigen und politischen Gedanken nicht so rasch sich dem Augenblicksbedarf anpaßten, sondern sich, trotz des regen Fluthens neuer geistiger Strömungen, mehr ausreiften. Von der Gegenwart aus vertiefte man sich in die Vergangenheit der Heimath und der schon in den dreißiger Jahren kräftig wiederbelebte historische Sinn erstarkte in der Berührung mit den vitalen Fragen der Gegenwart, für die man wechselseitig wiederum Kraft schöpfte aus dem reichen Erbe der Vergangenheit.

In hellstem Lichte fand die Vereinigung von Vergangenheit und Gegenwart in den pietätvoll begangenen historischen Gedenk-

tagen des Jahres 1846 ihren Ausdruck. In diesem Geiste ward der 300-jährige Todestag des Reformators Martin Luther, auf welche Feier in anderem Zusammenhange bereits hingewiesen worden, in Riga, Dorpat, Reval u. s. w. begangen. — So ward ferner am 5. November „in stiller Betrachtung der wechselvollen Ereignisse" des Tages gedacht, da vor 500 Jahren der deutsche Orden in Preußen und Livland die Provinz Estland vom Dänenkönig Waldemar käuflich erwarb. „. . . Wir haben die von ihm (dem Orden) und in den drei folgenden Jahrhunderten nicht minder auch von seinen Nachfolgern im Regiment reichlich vermehrten und verbesserten Gnadenbriefe, Freiheiten, Rechte und alten wohlhergebrachten Gewohnheiten, soweit sie als offenbar vernünftig und gerecht sich auch auf unsere Zeit noch anwendbar erwiesen haben, noch mit dem Beginn dieses Jahres in verjüngter Kraft aus Gnaden der gegenwärtigen huldvollen Regierung unserer Provinz erneuert und für alle Zukunft gesichert gesehen — vereint mit den Rechten und Freiheiten auch der einheimischen lutherischen Geistlichkeit und der Bürgerschaft in den Städten, wofür Dank und Preis gebührt der allwaltenden Vorsehung, welche mit gleicher Allmacht und Liebe die Geschicke der Völker wie der einzelnen Menschen lenkt . . ."

Ein dritter Gedenktag des Jahres 1846 fiel auf den 28. November, der 50. Jahrestag der Aufhebung der Statthalterschafts-Verfassung. An diesen Gedenktag mahnte auf der allgemeinen feierlichen und öffentlichen Versammlung der Rigaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde am 6. Dezember 1846 in seiner Festrede der Präsident, Landrath R. J. L. von Samson-Himmelstiern, mit Worten dankbarer Erinnerung. „Es ist" — sagte er unter Hinweis auf diesen „denkwürdigen Tag" (S. 1217) — „der achtundzwanzigste November dieses Jahres, der Tag, welcher das halbe Jahrhundert beschloß, seit die Huld des in Gott ruhenden Kaisers Paul I. unserer vaterländischen Provinz die Rechte und Verfassungen wiedergab — Rechte und Verfassungen, die wir dem Patriotismus und redlichen Sinn unserer Vorfahren verdanken und von welchen wir uns, wenn auch nur vorübergehend, mit dem schmerzlichen Bewußtsein dessen trennten, was wir ihnen

verdanken, Rechte und Verfassungen, die uns als heilige Ueberlieferungen der Vorzeit ewig theuer sein müssen und gewiß ewig theuer bleiben werden!"

Für historische Untersuchungen herrscht damals lebhaftes Interesse — das beweisen die im „Inland" selbst veröffentlichten zahlreichen geschichtlichen Aufsätze und Reminißenzen, eine selbst im abgelegenen, kleinen Lemsal veranstaltete Kunst-, Industrie- und Alterthums-Ausstellung, vor Allem endlich die Thätigkeit der damals noch jungen, zu Ausgang der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre gegründeten historischen Vereine und Institute — der Rigaschen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen, der Gelehrten estnischen Gesellschaft, des Central-Museums vaterländischer Alterthümer an der Universität, der Estländischen litterarischen Gesellschaft in Reval, des neu belebten Mitauer Litteratur- und Kunstvereins. Diese Vereine waren damals in gewissem Umfange kleine Zentralpunkte des geistigen Lebens überhaupt und so sehen wir sie einerseits in reger Fühlung mit den Ereignissen des Tages, andererseits wohl auch über die Schwelle der ehrsamen, strengen Wissenschaft hinaus- und in das der Kunst und Poesie hineintreten. Beispielsweise verliest C. v. Reinthal in der Dezember-Sitzung der Gelehrten estnischen Gesellschaft den Anfang einer dramatischen Arbeit „Rurik" und der Oberlehrer Santo widmet dem kürzlich an der Ruhr verstorbenen trefflichen Zeichner L. von Maydell einen poetischen Nachruf (S. 1093—1094).

Es ist schon mehrfach hervorgehoben worden, in wie engem Konnex unser früheres provinzielles Leben mit den geistigen Strömungen des Westens stand, und das gilt in besonderem Maße von der geistigen Atmosphäre der zweiten Hälfte der vierziger Jahre — einer begeisterungsfrohen Zeit, erfüllt von unklarem Freiheitsdrange und idealem Humanismus, von den Träumereien der Romantik und von schwärmerischem liberalen Doktrinarismus.

In die Zeit der Vorläufer zum „tollen Jahre" stellt uns auch das Durchblättern des 1846-Jahrganges des „Inland" hinein. Die „blaue Blume der Romantik" steht hier nicht

minder in voller Blüthe, wie jenseits der Grenzpfähle nach Westen hin. Man schwärmt — schwärmt für die Ritter-Romantik des Mittelalters wie für die „unterdrückten" kleinen Völker, für den „freien Geist" als „das Prinzip oder die Bedingung aller Geschichte" (S. 177) und für Bildung und Aufklärung. In einer die Gesinnung der damaligen „Patrioten" höchst ehrenden Weise, wenn auch mitunter in geradezu bizarren Formen nimmt man sich der „unterdrückten" Esten und Letten an: in höchst lobenswerther Weise wird den Bauern gegenüber vollste Humanität gepredigt (S. 533 u. ff.); im ökonomischen Interesse finden die Mäßigkeits- oder vielmehr Enthaltsamkeits-Bestrebungen angesichts der damals besonders ruinösen „Branntweinpest" Förderung, freilich auch Widerspruch; die Gelehrte estnische Gesellschaft geht damit um, für das Volk eine estnische Zeitschrift zu gründen (S. 101); Pastor Büttner in Kurland giebt lettische Volkslieder im „Magazin" der lettisch-litterarischen Gesellschaft heraus (S. 293). Ins Bizarre greift stellenweise die sentimentale Schwärmerei für estnische Poesie hinüber; den Gipfel in dieser Beziehung erklimmt wohl der Verfaßer des Gedichts „Die Poesie der Esten" (S. 578, Beilage), wo es heißt:

„Einst schlief in goldner Wiege
Ein zartes Götterkind,
Der Ausdruck seiner Züge
Die Herzen schnell gewinnt.
Man hört des Kindleins Träumen
Voll seel'ger Himmelslust:
Gedanken neu entkeimen
In vieler Menschen Brust....

Da brechen Räuberhorden (!)
Verheerend in das Land
Und sengen, rauben, morden
Das Volk mit frecher Hand.
O, glücklich! die sich betten
In Erde kühlen Schoß;
Des Sklaven Eisenketten
Der Nachgeblieb'nen Loos...

Dann folgt noch ein poetisch nicht schöner, mit der geschmackvollen Phrase von „jahrhundertlangem Wüthen" versehener Vers, der ebenso wie das ganze Gedicht, resp. dessen Aufnahme in das „Inland", für die blind-romantische Naivität jener Zeit spricht.

So recht ein Kind jener Zeit ist der „Ruf eines Adeligen“ S. 531, Beilage), von dessen sechs Versen die vier nachstehenden wiedergegeben seien:

Was können frommen Wappen uns und Ahnen —
Veraltet ist der Name, todt der Klang.
Wir schwören zu des Geistes hehren Fahnen,
Der Aberglaube weicht dem freien Drang.

„Die wahre Freiheit und die freie Wahrheit!“
Das soll auch künftig uns're Losung sein,
Wir bleiben dann in dieses Lichtes Klarheit,
Dem wahren Adel treu und feind dem Schein.

Nicht singe ich von irdisch roher Bande,
Das Band der Geister zieht durch's ganze All,
Es windet funkelnd sich durch alle Lande
Und einet Aller Kraft in einen Ball.

Doch was veraltet ist und was vermodert,
Es sei auf ewig stumm und kalt und todt.
Denn seht ihr nicht, wie es am Himmel lodert,
Begrüßet froh das junge Morgenroth.

Heute haben wir für diese schwärmerischen Reime wohl nicht viel mehr, als ein halb mitleidiges Lächeln übrig; wie Viele aber mögen vor 50 Jahren diese Verse „schön“ gefunden haben?

Wohl in seiner reinsten und edelsten Form prägt sich der Geist der Zeit, soweit das „Inland“ in Betracht kommt, in der pädagogischen Monats-Beilage dieser Zeitschrift aus. Diese „Beilage für pädagogische Aufsätze und Nachrichten“ oder „Blätter für Erziehung und Unterricht“ werden vom Dorpater Oberlehrer Th. Thrämer redigirt, der sie mit einem schwungvollen „Vorwort“ eröffnet und der Gunst des gebildeten Publikums empfiehlt.

Welche Themata damals die Gemüther beschäftigten, geht namentlich aus einer sehr langen Reihe von Sätzen und Fragen hervor, welche die Redaktion der „Blätter für Erziehung und Unterricht“ sich von Pädagogen und Nichtpädagogen hatte einsenden lassen — Sätze und Fragen, über welche die Einsender Etwas mitzutheilen oder mitgetheilt zu lesen wünschten (S. 39 u. ff., Beilage). Da finden wir beispielsweise folgende Fragen:

„In Baiern hat nachweislich die Theilnahme des Publikums und der Gemeinen am Schulwesen in demselben Maße abgenommen, je mehr bis in's Einzelne die baierische Regierung die Sorge und Beaufsichtigung in der Beziehung auf sich genommen hat. Aus welchen allgemeinen Ursachen ließe sich eine solche Erscheinung erklären?"

„Welche Veranstaltungen können dazu führen, die höheren Stände zu vermögen, daß sie den Kindern eine längere Schulzeit gewähren?"

„Nur der selbstthätige Lehrer arbeitet freudig und segensvoll. Zu sehr in's Einzelne gehende Lehrpläne und Dienstanweisungen, zu ängstliche Bewachung von Seiten der Vorgesetzten drücken den guten Lehrer nieder und bessern den schlechten nicht. Wie läßt sich mit der dem einzelnen Lehrer zuzugestehenden Freiheit die gleichfalls nothwendige sorgfältige Beaufsichtigung seiner amtlichen Thätigkeit in Uebereinstimmung denken?"

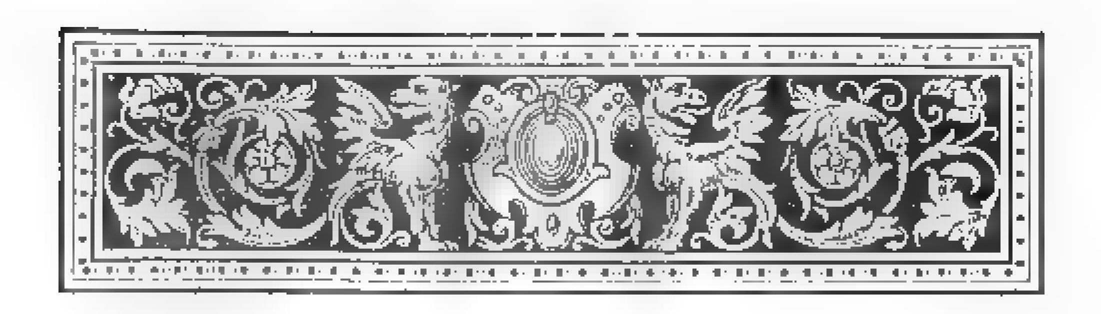
Besonders beachtenswerth unter den mancherlei pädagogischen Aufsätzen erscheint ein solcher des unvergeßlichen Schulmannes J. von Schroeder, welcher in einer kurzen Studie, „Einige Gedanken über die Heranbildung unserer Jugend zu einer tüchtigen Gesinnung", seine Anschauungen über das Endziel der Jugenderziehung entwickelt (S. 553—557, Beilage). Wir dürfen, führt er aus, nur dann auf segensreiche Erfolge rechnen, wenn wir mit Ernst und größter Anstrengung dahin wirken, daß unsere Jugend zu einer tüchtigen Gesinnung herangebildet werde. „Gesinnung schreiben wir dem Menschen zu, bei dem die möglichst kräftige Richtung seines Willens auf die Verwirklichung der höchsten sittlichen Aufgaben gerichtet ist." Darum gelte es bei der Jugenderziehung, erstens das richtige Ziel erkennen zu lassen, d. h. die Erkenntniß der Wahrheit in der Jugend zu wirken, und zweitens die Fähigkeit zur Erreichung des Zieles zu fördern, d. h. die Seite des Willens zu entwickeln und die Jugend zu thatkräftigem Handeln zu erziehen. „Gelingt es uns nun aber auch" — so heißt es im letzten Absatz — „die Jugend nach beiden besprochenen Richtungen hin tüchtig durchzubilden, so kann nicht genug daran erinnert werden, wie dieselben in stets lebendige Beziehung und Wechselwirkung zu

einander gebracht werden müssen. Gelingt es uns, dies rechte Wechselverhältniß zu treffen, nur dann wird es uns möglich sein, Menschen von Gesinnung zu bilden, von entschiedenen sittlichen Grundsätzen, mit dem entschiedenen Bestreben, um jeden Preis und durch jedes Opfer das zu verwirklichen, was sie als wahr und recht erkannt haben, und es zum Gemeingute der Menschen zu machen; Menschen, die entschlossen sind, das Rechte und Gute in der bürgerlichen Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und die zu jeder Zeit bereit sind, mit der Schlechtigkeit, der Rohheit und der Unsittlichkeit einen Vernichtungskampf zu kämpfen. Damit ferner die Aufgabe vollkommen gelingen könne, ist es nothwendig, daß ein tüchtiger Geist die Jugend trage, eine kräftige Luft sie umwehe. Wir haben in Gesammtheit die Verpflichtung, durch Leben und Beispiel voranzuleuchten. Mögen unsere Knaben und Jünglinge von uns schon früh durch unsere ganze Erscheinung lernen, daß sie nicht zum Genießen, nicht zum selbstsüchtigen Streben, sondern zum Opfern und zu uneigennütziger Thätigkeit berufen sind..."

Mit diesen goldenen Worten beschließen wir die „Inland"-Reminiscenzen aus der Zeit vor fünfzig Jahren.

Einen reichen geistigen Besitzstand durfte jene Zeit ihr eigen nennen. Dieses geistigen Besitzstandes war man sich voll bewußt, und ihn zu vertheidigen und zu erweitern, war man entschlossen.





Zur Agrar-Entwickelung in Kurland

von
N. v. S.

Die Eigenartigkeit der Agrarentwickelung in den baltischen Provinzen hat dieselbe wiederholt zum Gegenstand verschieden gearteter Beurtheilung gemacht, und noch neulich hat unsere einheimische Presse mit Zugrundelegung interessanten statistischen Materials die Agrarfrage beleuchtet. Das hieraus sich ergebende Bild einer von dem gesammten übrigen Reiche grundverschiedenen Entwickelung wies auch innerhalb der Ostseeprovinzen selbst mannigfache Abweichungen auf, und zwar nicht nur bezüglich des durch Geschichte und Gesetz bestimmten Charakters des „Bauerlandes", sondern auch im Hinblick auf den Fortschritt des Eigenthumserwerbes an Grund und Boden durch die Bauerschaft. Der Bauerland-Verkauf ist in Estland am langsamsten, in Kurland am schnellsten vorgeschritten, und hat letzteres mit seinen über 90% verkauften Gesinden der Privatgüter (incl. der erst seit 1870 verkäuflichen Gesinde der Fideikommisse) diesen wichtigsten und grundlegenden Akt jeder Agrarentwickelung nahezu vollzogen. Und doch gab es und giebt es noch heute in den beiden Schwesterprovinzen gesetzmäßig viel bestimmtere Abgrenzungen und Schutzvorrichtungen für dasjenige Areal, welches der bäuerlichen Nutzung vorbehalten sein soll, als in Kurland. — Eine irgend erschöpfende Beantwortung der Frage, woher die langsamere Entwickelung in Liv- und Estland kommt, liegt außerhalb des Rahmens der

Aufgabe, die wir uns hier gestellt; es mögen daher Andeutungen darauf genügen, daß neben dem ungleichen geschichtlichen Werdegange auch die klimatischen und Boden-Verhältnisse in den Ostseeprovinzen verschiedene sind, daß die Art der Besiedelung (Dorfsystem oder Einzelhöfe) von Anfang an nicht die gleiche gewesen, wie endlich, daß der Volkscharakter der Letten und Esten vielleicht auch in wirthschaftlicher Veranlagung seine Vrschiedenheiten hat.

Unsere Betrachtung beschränkt sich auf Kurland. Auch auf dem so verengerten Gebiete giebt es Fragen, deren Beantwortung schwankt. Dem Einheimischen der mit und in den Verhältnissen aufgewachsen und ihr allmähliches Werden miterlebt hat, erscheint Vieles gar einfach und klar, was dem aus anderen Theilen des Reiches Kommenden zunächst recht unverständlich, wenn nicht gar mit dem Wesen und Zielpunkt der Agrarentwickelung unvereinbar vorkommt.

Das Urtheil von dem Gesichtspunkte der praktischen Lebenserfahrung aus, ist eben ein anderes, als das der theoretischen Konstruktion.

Zu den Fragen nun, die im Lande selbst Vielen wie müssige erscheinen mögen, deren Beantwortung jedoch Fernerstehenden oft recht schwer fällt und die daher im täglichen Verwaltungsleben immer wieder auftauchen, gehört auch die: Was ist in Kurland „Gesinde" im agrarrechtlichen Sinne?

Selbstredend muß es eine Definition dieses Begriffes und eine Interpretation des Wortes geben, die alle nothwendigen Merkmale derart umfaßt, daß es für Jeden zweifellos wird, auf welche Art ländlicher Grundstücke die gesetzlichen Bestimmungen der Agrarregeln vom 6. September 1863 zu beziehen sind.

Wenn das Gesetz selbst eine näher eingehende Definition unterläßt, so liegt hierin der deutliche Beweis dafür, daß zur Zeit seiner Emanation die Bezeichnung „Gesinde" oder „Pachtgesinde" einen allseits und allerorten feststehenden Begriff, einen terminus technicus bildete. Um nun heute wieder aus jeder Schwankung heraus und zu fester Begriffsbestimmung hinzugelangen wird es daher geboten sein, sich den Zustand zu vergegenwärtigen,

den die Agrarregeln vorfanden, und da dieser ein in organischer allmählicher Entwickelung gewordener war, sich auch diesen Entwickelungsgang vor Augen zu führen.

Zur Zeit der Leibeigenschaft, wie auch nach Aufhebung derselben durch die Bauerverordnung von 1817, war die in Kurland übliche Wirthschaftsmethode dergestalt beschaffen, daß die auf separirten Einzelhöfen angesiedelte Bauerschaft nicht nur die diesen zugetheilten Ländereien (Gesindesland) zu bearbeiten hatte, sondern daß ihr zugleich auch die Bearbeitung der in direkter Nutzung der Gutsbesitzer stehenden Ländereien (Hofesland) oblag. Die Inhaber der Bauerhöfe (Gesindeswirthe) hatten daher eine über das eigene, unmittelbare Bedürfniß weit hinausgehende Arbeitskraft an Menschen und Pferden zu unterhalten. Die Größe der einzelnen Gesinde bestimmte sich nicht nur durch das Bedürfniß des Wirthes und seiner Familie, sondern gleichzeitig durch die von ihm für das Hofesland zu leistende Arbeit und zu löhnende Arbeitskraft. Mit jeder Vergrößerung der Hofes-Wirthschaft ging demnach auch eine entsprechende Vermehrung oder Vergrößerung der Bauergesinde Hand in Hand, so daß in älterer Zeit aus der Zahl und der Größe der Gesinde (Ganz-Häkner, 3/4-Häkner ꝛc.) mit einiger Sicherheit auch auf den Umfang und Werth des Hofes-Kulturlandes geschlossen werden konnte und es ganz üblich war, die Größe eines Gutes kurz dadurch zu bezeichnen, daß man sagte: „Ein Gut von x Gesinden". — Dieses wechselseitige Bedingtsein zwischen Hofes- und Gesindes-Land, wie die Frohnwirthschaft es begründet hatte, hörte mit dieser letzteren nach und nach und völlig seit den Agrarregeln von 1863 auf, welche die Frohnwirthschaft, die thatsächlich vielfach schon früher der Geldpacht gewichen war, nun auch de jure beseitigte. Jetzt wurde, soweit es nicht schon vorher geschehen war, die für die Hofesfelder nothwendige Arbeitskraft von den Gesinden losgelöst und von den Gutsherren direkt in Lohn und Brot genommen; zu solcher Löhnung aber mußte von dem Gesindeslande ein Theil zum Hofesterritorium hinzugezogen werden, wenn anders Umfang und Nutzungswerth der Hofes-Felder, -Wiesen ꝛc., welche nunmehr die gesammte Arbeitskraft selbst zu unterhalten hatten, annähernd

die gleichen wie ehedem bleiben sollten. Es ging nun dieser Prozeß nicht in der Weise vor sich, daß allen Gesinden ein aliquoter Theil (Knechtsland) abregulirt und zum Hofesareal geschlagen wurde, — eine Maßnahme, die sich wegen der zerstreuten Lage der Gesinde wirthschaftlich von selbst ausschloß — sondern vielmehr so, daß dem Bedürfnisse nach einzelne, für den Hof bequem gelegene Gesinde entweder zu Landknechts-Gesinden umgeformt, oder als Wirthschaftseinheiten aufgelöst und den Hofesfeldern einverleibt wurden. — Ein nur geringer Bruchtheil der Gesinde, der seinem Totalumfange nach bedeutend hinter demjenigen der „Quote" oder des „Sechstels" in Liv- und Estland zurückstehen dürfte, wurde auf diese Weise zu „Hofesland", zumal da vereinzeltem Mißbrauch die Ritterschaft alsbald dadurch steuerte, daß sie noch vor Erscheinen der Agrarregeln vom 6. September 1863 einen Erlaß der Kommission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung vom 13. August 1863 erportirte, der die Gesindes-Einziehung von der Genehmigung einer besonderen Kommission abhängig machte, die das wirthschaftliche Bedürfniß in jedem Einzelfalle zuvor zu prüfen hatte. Der überwiegend größte Theil der Gesinde verblieb mit allen Ländereien in der Nutzung der Gesindeswirthe, welche nun, von jeder Arbeitsverpflichtung nach außen und von jeder Löhnung fremder Arbeitskraft befreit, für das ihnen weit über das Bedürfniß des eigenen Lebensunterhaltes zugefallene Land eine Pacht zu entrichten hatten.

Das Jahr 1863 fand also folgenden Zustand vor:

Die Privatgüter bestanden:

1) Aus dem Haupthof und event. Nebenhöfen (Beihöfen), mit deren Feldern, Wiesen und Weiden; die Arbeitskraft derselben war entweder auf diesen Höfen selbst placirt und mit Geld, Korn, Viehfutter 2c. gelohnt (Deputat-Knechte) oder in Knechtsgesinden (s. oben) auf Landnutzung angewiesen; zu geringem Theile endlich befand sie sich noch in den Pachtgesinden vertheilt;
2) Aus obgedachten Knechtsgesinden;
3) Aus Krugs-Mühlen und anderen, meist auch mit Land dotirten Etablissements;

4) Aus dem Walde, dessen Forstwache, die Buschwächter, ihre Jahreslöhnung in der Nutzung der meist kleinen, im Walde belegenen Wirthschaftseinheiten (Buschwächtereien) fand;

5) Aus den „Gesinden", die als ganz gesonderte Wirthschaftseinheiten von jeher einem Wirthen in Pachtnutzung (Frohn-, Natural- oder Geldpacht) vergeben waren.

Als nun am 6. September 1863 jene Regeln erschienen, „auf Grundlage welcher den Bauern in Kurland freigestellt ist, Gesinde der Privatgüter zu Eigenthum zu erwerben und Arrendekontrakte abzuschließen" war Niemand im Zweifel, daß der Gesetzgeber ausschließlich die sub 5 aufgeführte Kategorie ländlicher Grundstücke im Auge gehabt habe, und es erschien fast wie ein Superfluum, wenn der § 19 der Regeln noch ausdrücklich besagte: „Die obigen Regeln beziehen sich speziell auf Pacht-Gesinde und finden keine Anwendung auf die kleinen Gesinde, welche Feld- und Buschwächtern, sowie den Hofesarbeitern als Theil des ihnen zukommenden Lohnes zur Benutzung übergeben sind (Arbeiter-Etablissements).

Wie sollten auch Regeln über langjährige (mindestens zwölfjährige) Verpachtung auf Grundstücke bezogen werden können, die als Löhnung an Personen überwiesen waren, deren Dienstverhältniß von Jahr zu Jahr lief, und deren längerer oder kürzerer Verbleib wesentlich von ihrer Diensttauglichkeit abhängig war!

Von den eigentlichen Pacht-Gesinden aber konnten, wenn auch nicht mehr willkürlich, so doch zu wirthschaftlicher Arrondirung mit kommissorialer Genehmigung immer noch einzelne zu Knechtsgesinden umgewandelt oder mit dem Hofeslande verschmolzen und so den Wirkungen der Agrarregeln entzogen werden — eine beschränkte Freiheit der Gutsherren, die schon 1867 ihre Endschaft erreichte, in welchem Jahre die Ritterschaft zur Erfüllung eines ausgesprochenen Kaiserlichen Wunsches sich auch dieses Rechtes begab. Auf ihre Veranlassung verordnete die Kommission in S. d. Kurl. B. V. unter dem 29. März 1867: „In gleicher Beschränkung des gutsherrlichen Dispositionsrechtes, wie solches durch Vorschrift vom 13. August 1863 geschehen, soll von nun

ab die Einziehung von Pacht- und Frohn-Gesinden, welche als solche den Agrarregeln vom 6. September 1863 unterligen, weiter nicht stattfinden". Nur noch ein Austausch von Pacht-Gesinden gegen gleichwerthige und bebaute Grundstücke aus dem Hofeslande wird unter kommissorialer Mitwirkung und Genehmigung auch fürderhin gestattet.

Zu den aus dem Pacht- im Gegensatz zum Dienst-Verhältniß sich ergebenden Merkmalen des Agrar-Gesindes tritt aber noch ein weiteres, ausschlaggebendes Moment: entsprechend der Agrarentwickelung und während des älteren Wirthschaftssystems befand sich, wie wir sahen, die Arbeitskraft des ganzen Gutes in den Gesinden. Es konnte daher nicht anders sein, als daß die dem Gute obliegenden Leistungen zum Besten der öffentlichen, staatlichen, kirchlichen und kommunalen Wohlfahrt sich derart vertheilten, daß der Grundherr, als Eigenthümer des Bodens mit allem was dieser trug, die erforderlichen Materialien zum Bau von Gebäuden, Wegen, Brücken ꝛc., wie auch wo nöthig den technisch geschulten Handwerker hergab, während die eigentliche Arbeitsleistung, Anfuhr und Stellung der Handlanger Pflicht der Gesindeswirthe war. Aehnlich verbanden sich auch noch andere Reallasten, wie Einquartirung, Beförderung von Beamten, gewisse Abgaben und Leistungen für die Kirche ꝛc. speziell mit dem Gesindeslande und ein ehedem unbeanstandetes, unvordenkliches Herkommen ward die gesetzlich anerkannte, rechtliche Basis dieser Verpflichtungen. An dieser von der Bauerverordnung von 1817 wie von dem Provinzialrecht sanktionirten Rechts- und Sachlage änderten auch die späteren agraren Regelungen nichts, nur daß bei Gelegenheit des Verkaufs der Gesinde die Reallast und ihre Vertheilung auf die einzelnen verpflichteten Grundstücke meist kontraktlich noch besonders festgelegt und bestimmt wurde.

Es gab und giebt demnach kein Pachtgesinde in Kurland, das nicht seinen Antheil an den Reallasten zu tragen hätte, und das Vorhandensein solcher Belastung ist ein weiteres nothwendiges Merkmal, um ein Grundstück als den Agrarregeln unterliegend anzusehn. Da aber bei Einziehung einzelner Gesinde zum Hofeslande, so lange eine solche noch statthaft war, die Lasten dieser Gesinde mit über-

nommen und zuweilen bei Neuverpachtung oder Verkauf der übrigen Gesinde nicht auf diese abgewälzt worden sind, so kommt es vor, daß Gesindes-Reallasten auf dem Hofe, resp. einzelnen Theilen desselben, ruhen geblieben sind. — Es ist daher das Vorhandensein solcher Lasten für ein Grundstück als einziges Merkmal noch nicht ausreichend, um es unter die Agrarregeln zu subsumiren, sondern nur wenn dieses Merkmal mit den übrigen aus dem dargelegten Entwickelungsgange und den gesetzlichen Bestimmungen resultirenden zusammentrift, ist es mitentscheidend.

Allem Vorstehenden nach werden wir die gesuchte Antwort auf die Eingangs gestellte Frage: Was ist in Kurland „Gesinde" im agrarrechtlichen Sinne? dahin präzisiren dürfen:

Auf den Privatgütern in Kurland sind Gesinde (Agrar-) diejenigen vom Hofesterritorium gesonderten, mit staatlichen, kirchlichen und kommunalen Leistungen (Reallasten) beschwerten Wirthschaftseinheiten, welche dem Gutsherrn ehemals Frohne leisteten, dann auf Pacht übergingen, wobei die Pachtkontrakte gemäß der Bauerverordnung von 1817 obligatorisch und ausnahmslos in das vom Gemeindegericht zu führende Kontraktenbuch einzutragen waren, und welche sich ausweislich dieses Kontraktenbuches noch bei Emanirung der Agrarregeln in Pacht befanden und welche nicht vor 1867 in Grundlage des Erlasses der Kommission in S. der B. V. vom 13. August 1863 mit kommissorialer Genehmigung eingezogen worden sind. Ferner gehören zu „Gesinden" diejenigen Grundstücke, welche auf Grund des Erlasses der Kommission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung vom 29. März 1867 im Wege des Austausches gegen eingezogene Agrargesinde vom Hofe als Aequivalente dieser hergegeben worden sind und endlich noch diejenigen, welche der Gutsherr nach 1863 aus freiem, unzweideutig verlautbartem Willen als mit Reallasten zu belegende „Gesinde" neu kreirt hat.

Alle übrigen und namentlich auch die an Löhnungsstatt an Feld- und Buschwächter und Knechte zur Nutzung übergebenen

ländlichen Grundstücke sind und bleiben von der Wirksamkeit der Agrarregeln ausgeschlossen, schon weil ihrer Nutzung ein Dienstverhältniß zu Grunde liegt, das dem Begriffe und Erfordernisse des Pachtvertrages (zumal dem der Agrarregeln von 1863) widerspricht, und es ändert daran nichts, daß etwa bei ihrer früheren rechtmäßigen Umwandlung aus ursprünglichen Frohn- oder Pacht-Gesinden die Reallasten mit übernommen worden sind. Das ist auch unzweifelhaft Sinn und Meinung des § 19 der Agrarregeln und es erscheint vollkommen ungerechtfertigt, wenn versucht worden ist, ein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß dieser § nur die kleinen Gesinde ausschlösse, die als Theil des Lohnes an Feld-Buschwächter u. s. w. überwiesen seien. Ganz offenbar wollte der Gesetzgeber durch diese Beiworte nichts anderes als den thatsächlich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle vorhandenen Zustand kennzeichnen, nicht aber bedingende Momente damit aussprechen, sonst hätte er sich niemals eines so unbestimmbaren und relativen Begriffes wie „klein" bedienen dürfen und eine Erklärung dafür geben müssen, welchen sonst nicht erkennbaren Unterschied es für den Charakter, sowohl des Dienstverhältnisses wie auch des Grundstückes bedingt, ob letzteres einen Theil des Lohnes oder den ganzen Lohn ausmacht.

* *
*

Hiermit wäre unser Thema eigentlich zu Ende geführt; es fällt jedoch schwer, dasselbe zu verlassen ohne sich der charakteristischen Züge des Bildes bewußt zu werden, das uns in der kurländischen Agrarentwickelung dargeboten wird.

Am prägnantesten treten dieselben in der Formulirung hervor, die der Landtag von 1867 zur Kennzeichnung der Tragweite seiner Beschlüsse wählte und die unverändert auch in dem oberwähnten Erlasse der Kommission in S. d. kurl. B.-V. vom 29. März 1867 enthalten ist. Es heißt daselbst: „Diese von der Ritterschaft im Interesse der Entwickelung des kleinen Besitzes beantragte Beschränkung des gutsherrlichen Dispositionsrechtes (sc. Verbot der Gesindeseinziehung) erreicht mit der Ausscheidung der Gesinde aus dem gutsherrlichen Eigenthum und der Eigenthumserwerbung durch die Pächter ihre Endschaft, indem in

Kurland ein „Bauerland“ weder gesetzlich besteht, noch durch die hier beantragte Maßregel geschaffen wird. Diese Vorschrift der Kommission tritt sonach mit keinem der Prinzipien des Gesetzes in Widerspruch, sondern soll nur dessen Anwendung dem Wunsche Seiner Kaiserlichen Majestät gemäß bis dahin regeln, wo der Hauptzweck des Agrargesetzes erreicht sein wird, nämlich die Sicherung des kleinen Grundbesitzes in Kurland durch den Gesinde-Verkauf“.

Lag hierin nun nicht ein innerer Widerspruch: die fast ängstlich zu nennende Vermeidung der Kreirung eines Bauerlandes einerseits — und der in Wort und That bekundete Wille der Ritterschaft „den kleinen Grundbesitz durch den Gesindeverkauf zu sichern“ andererseits? Dem Anscheine nach vielleicht, — der Absicht und dem Erfolge nach keineswegs! Kurland war es von jeher gewohnt, daß sich das Leben auf all den verschiedenen Gebieten seine Gestaltungen und Formen von innen heraus schuf und daß eine gesetzgeberische Regelung meist erst nachkam, die dann das Vorhandene ordnend und regelnd zugleich weiterem Fortschritt die Wege bahnte.

So war es bisher auch auf dem agrarpolitischem Gebiete gegangen. Wenn auch nicht de jure, de facto hatte ein Bauerland doch schon in den fernsten Zeiten der Leibeigenschaft in Gestalt der die Frohne leistenden Gesinde bestanden, und auch nach Freilassung der Bauern und nach Veränderung des Wirthschaftssystems war in den Händen der bäuerlichen Nutznießer, als nunmehrigen Pächtern, das Land in reichlicherem Maße verblieben, als es die Väter ehedem zu eigenem Besten (d. h. abgesehen von der für den Hof zu unterhaltenden Arbeitskraft) genutzt hatten. — Was hinderte nun wohl die kurl. Ritterschaft, die scheinbar einfachste Lösung der Agrarfrage durch Ziehung des „rothen Striches“ zwischen Hofes- und Bauerland zu wählen? Gewiß nicht in letzter Reihe die Scheu vor einem so tiefgehenden und in seinen Folgen unabänderlichen Eingriff der gesetzgebenden Gewalt in ein bisher natürlich und reich sich entfaltendes Wirthschaftsleben. Die geographische Abgrenzung allein konnte ja in keinem Falle genügen, sondern mußte sich stets mit all jenen besonderen Normen und Bestimmungen verbinden, welche

dem „Bauerlande“ erst den Charakter verleihen. Und das vom „grünen Tisch“ aus, ein für alle Mal, und in einem Zeitpunkte, da die neuen Grundsätze rationeller Wirthschaft doch noch nicht ausnahmslos durchgeführt waren, sondern es noch mancherlei Reste aus älterer Zeit (Frohne, Naturalpacht ꝛc.) gab — dazu konnte sich schon der eminent wirthschaftliche und praktische Sinn der Kurländer nimmermehr verstehn! — So aufrichtig die von überwiegender Majorität gefaßten Beschlüsse bez. Einschränkung resp. Verbot der Gesindes-Einziehung auch waren, so ernstlich gewollt und als nothwendig erkannt „die Sicherung des kleinen Grundbesitzes durch den Gesindeverkauf“, so unverbrüchlich hielt man dennoch an dem Grundsatze „der freien Vereinbarung“ fest.

Auch jetzt sollte das Gesetz, bei Konsolidirung und Regelung des Bestehenden, nur die Bahn weiter abstecken und freilegen, auf welcher dann das selbstgelenkte Gefährt seinem nächsten und wichtigsten Zielpunkte zusteuern würde: einem freien Kleingrundbesitze in der Hand des freien Bauern!

Von diesem Grundgedanken ausgehend, mit bewunderungswerthem staatsmännischem Blick für das Nothwendige und Durchführbare, alle inneren wie äußeren Klippen gleich geschickt vermeidend, konstruirte der damalige Landesbevollmächtigte, Kammerherr Baron C. v. d. Recke, sein Projekt zu den Agrarregeln, das nicht weniger genial zu nennen ist in dem, was es zu reglementiren unterläßt, als in dem was es regelt und bestimmt. Das zeigte sich auch gleich auf der zu seiner Durchberathung zusammenberufenen „brüderlichen Konferenz“ des Jahres 1863. Keines der zahlreichen Amendements und Gegenprojekte vermochte Angesichts der natürlichen Logik des Reckeschen Entwurfes vor der Kritik des gesunden Sinnes und des aufrichtigen Wohlwollens der viriliter versammelten Ritterschaft zu bestehen. Mit ganz geringfügigen, unbedeutenden Emendationen wurde es mit einer Majorität von über zwei Drittel der Stimmen angenommen und einige Monate darauf durch den Ostseekomité zu Allerhöchster Bestätigung gebracht.

Kein Bauerland, keine Regierungsmaßnahmen und keine Beamten zur Abgrenzung desselben; kein überhasteter Zwangsverkauf, und keine Reglementirung der

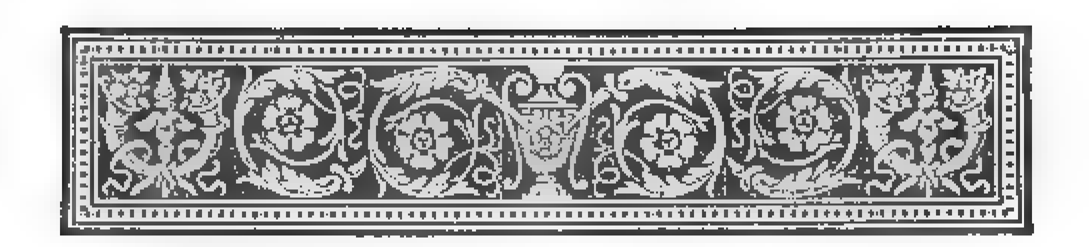
Verkaufs-Bedingungen und Ablösungs-Zahlungen in unrealisirbaren Papieren! Dafür aber: Befestigung und Regelung des schon bestehenden Pachtverhältnisses, als nothwendiger Vorstufe; Schutz des derzeitigen Pächters durch Vorpacht- und Vorkaufs-Recht und eventuellen Entschädigungs-Anspruch, falls er dem Angebot einer dritten Person weichen muß oder sein Pacht- resp. Kauf-Objekt durch Regulirung über das gesetzlich vorgesehene Maß verändert worden; und endlich billiger, von Seiten des Darleihers (kurländ. Kredit-Verein) unkündbarer Kredit — im übrigen aber: Freie Bahn! Innerhalb dieser wenigen Marksteine hat die kurländische Agrarentwickelung auf dem ihr gewohnten Boden der freien Vereinbarung das Ziel in 33 resp. 26 Jahren (Fideikommisse) so gut wie vollständig erreicht: Der kleine Grundbesitz ist begründet.

Ist er aber nun auch für alle Zukunft gesichert?

Die Beschränkungen des gutsherrlichen Dispositionsrechtes, die Verbote der „Einziehung", erreichen gemäß dem Erlasse von 1867 „mit der Ausscheidung der Gesinde aus dem gutsherrlichen Eigenthume und der Eigenthumserwerbung durch die Pächter ihre Endschaft". In der Hand des bäuerlichen Erwerbers ist das Land ein freies und, was nicht zu übersehen ist, ein um so werthvolleres, je weniger Beschränkungen es seinem Besitzer auferlegt. Liegt aber dabei nicht die Gefahr vor, daß dereinst eine größere, ihre Veranlagung in Grund und Boden suchende Kapitalkraft zum Ankauf und zur Zusammenlegung dieser kleinen Wirthschaftseinheiten schreitet und so der kleine Grundbesitz zu sein wieder aufhört? In der Theorie ist diese Möglichkeit nicht zu bestreiten und es ist keineswegs der Gutsherr allein, der diese Gefahr ausmacht. In der Praxis aber zeigt sich bislang in Kurland nicht die geringste Neigung zur Latifundienbildung, im Gegentheil ist die Tendenz zu weiterer Zerlegung, zur Gründung von kleinen Ansiedelungen auf Hofesland weit eher bemerkbar, und die vorgekommenen Rückkäufe von Gesinden sind nur vorübergehende Maßnahmen zur möglichsten Sicherung des Kaufschillingsrestes gewesen in Fällen, wo die Ungunst der gegenwärtigen Wirthschaftsverhältnisse oder die Unwirthschaftlichkeit des

Gesindeswirthen diesen zum Bankerott gebracht haben. — Der größeren Kaufkraft des Kapitales steht das zähe Festhalten und Hängen an der Scholle von Seiten des Bauern gegenüber, und die Reallasten, welche auf dem Gesinde ruhen, und die einmal vollzogene hypothekarische Abtrennung des Gesindes vom Hauptgute, wodurch der Bauergemeinde das Objekt der Besteuerung für ihre kommunalen Bedürfnisse **dauernd** bestimmt ist, bieten, neben dem unverhältnißmäßigen Gebäudewerth der kleinen Wirthschaftseinheiten, einen weiteren, starken Schutz vor etwaigen Einziehungsgelüsten des Gutsherrn. Dennoch bleibt die Frage in thesi eine offene, und wir zweifeln nicht, daß der Großgrundbesitzer-Stand, der seinen Willen „einen kleinen bäuerlichen Grundbesitz neben sich zu haben", durch Wort und That bekundet hat, den Zeitpunkt nicht übersehen wird, wo etwa Maßnahmen geboten erscheinen könnten, welche die Erhaltung des kleinen Grundbesitzes (möglichst ohne Werthminderung desselben) noch weiter sicherten. — Hat doch die kurländische Ritter- und Landschaft eine Gefahr, die **weit näher liegt als die vorberegte**, auch nicht übersehen, die **Gefahr, die für den Fortbestand der Gesinde durch die Erbschaftstheilungen mit Naturnothwendigkeit heraufbeschworen wird.** Ein die Erhaltung des kleinen Grundbesitzes in einer Hand anstrebendes Bauer-Erbrecht ist daher im J. 1890 der hohen Staatsregierung von der Ritterschaft zur Bestätigung vorgestellt worden. Ein solch geregeltes Erbrecht thut allerdings dringend noth, denn so glänzend sich auch der leitende Gedanke der Agrarregeln bewährt hat: „Man hebe den bäuerlichen Kleingrundbesitzerstand nur auf's Pferd, reiten würde er dann schon können", so bleibt derselbe doch nur wahr, so **lange je auf einem Pferde nur ein Reiter** sitzt.





Der X. archäologische Kongreß zu Riga
im August 1896.

Von Dr. A. Bielenstein.

Auf den ausdrücklichen Wunsch Sr. Majestät des Kaisers Alexanders III., war vor drei Jahren in Wilna in der letzten Sitzung des IX. archäologischen Kongresses der Beschluß gefaßt worden, die nächste Versammlung nach Riga einzuberufen. Die Kunde von diesem Beschluß erregte die Geister und Gemüther im baltischen Lande nicht wenig. Die bisherigen Arbeiten und Bestrebungen der russischen Archäologen, die seit 24 Jahren durch die verschiedenen Zentren des Reiches wandernd, nun schon neun Mal getagt hatten, waren bei uns ziemlich unbekannt geblieben. Wir wußten nicht, was wir zu erwarten hätten, was man uns bringen und was man von uns fordern würde. Die unleugbar größte Schwierigkeit, mit der wir zu rechnen hatten, war die Verhandlungssprache. Sobald die russische allein in den Verhandlungen statthaft blieb, wie auf den bisherigen Kongressen, höchstens mit der Ausnahme, daß ausländische Gelehrte etwa der deutschen oder französischen Sprache sich bedienen dürften, so war so ziemlich die ganze baltische deutsche Intelligenz von der aktiven Betheiligung am Kongreß zu Riga ausgeschlossen; denn nur die jüngere und jüngste Generation, welche auf dem Kongreß eine Rolle zu spielen noch nicht befähigt ist, hat Gelegenheit gehabt, einigermaßen mit der russischen Sprache in der Schule sich bekannt oder vertraut zu machen. Uns Balten aber mußte daran liegen, daß, wenn der

Kongreß nach Riga käme, er in maßgebender Weise über die Vorzeit, die Archäologie und Geschichte unserer Provinzen wissenschaftlich orientirt würde. Die Ungewißheit, wie weit das würde geschehen können, lähmte die Gemüther und die Hände.

Diese Thatsachen veranlaßten den Verfasser dieser Zeilen im Frühherbst 1893 in einem offenherzigen Briefe an die Gräfin Uwarow, die das Präsidium der archäologischen Gesellschaft zu Moskau führt, die unleugbaren Schwierigkeiten zu kennzeichnen, unsere Besorgnisse auszusprechen neben der Freude darüber, daß die russische Wissenschaft mit den baltischen Provinzen sich näher bekannt machen wolle, was unseren Provinzen nur nützen könne. Zugleich sprach Verfasser in den ersten Sitzungen, sowohl der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Riga, als auch der für Litteratur und Kunst zu Mitau sich energisch dahin aus, daß, wenn uns der Gebrauch der deutschen Sprache in den Verhandlungen des Kongresses bewilligt werden sollte, wir mit voller Kraft auf den Kongreß uns vorbereiten und das Gediegenste von Arbeit dazu liefern müßten, um zu zeigen, welche geistige Frucht unsere 700-jährige Geschichte gezeitigt hat, und was für eine geistige Kraft wir in den Dienst des ganzen Reiches noch zu stellen im Stande wären.

Die Gräfin Uwarow antwortete mit großer Liebenswürdigkeit genau in dem Sinne, wie sie nachher bei den Vorbereitungen des Kongresses und auf ihm selbst geredet und gehandelt und den glänzenden Erfolg desselben bewirkt hat. Unsere Historiker faßten damals allmählich Muth; in unseren gelehrten Gesellschaften wurden lebhafte Verhandlungen geführt, Themata für den Kongreß zusammengestellt, Delegirte zur Vorberathung nach Moskau im Januar 1894 gesendet, welche dort bei den maßgebenden Autoritäten das freundlichste Entgegenkommen fanden. Von der allergrößten Bedeutung war der in Moskau kundgegebene, überraschende Beschluß der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Riga, sie sei bereit für den Kongreß eine archäologische Ausstellung auf eigene Kosten, aber dann auch ganz unabhängig, unter eigener Direktion zu veranstalten. Der Mann, welcher den Muth und die Energie gehabt hat, die gewaltige Aufgabe wesentlich auf seine Schultern zu nehmen, und die Kraft und die

Gewandtheit sie auszuführen, war neben Professor Hausmann, Anton Buchholtz, welcher hauptsächlich damit zum Erfolge des Kongresses beigetragen hat. Im Jahre 1895, kurz vor Ostern, besuchte die Gräfin Uwarow Riga, berieth die vorläufigen Fragen mit den Vertretern der Provinzialregierung, der Stadt und der leitenden wissenschaftlichen Kreise in umsichtigster und liebenswürdigster Weise und brachte die von dem Ministerium der Volksaufklärung bestätigten Regeln des X. Kongresses mit, deren 29. Punkt der guten Sache damit diente, daß er dem gelehrten Komité des Kongresses das Recht ertheilte, „wenn er es für nothwendig findet, Sitzungen in französischer und deutscher Sprache abzuhalten". Ein lokales vorbereitendes Komité, unter dem Präsidium des Rigaschen Stadthauptgehilfen E. von Böttiche, ward in eben jenen Tagen eingesetzt.

Den günstig verlaufenen Vorverhandlungen zu Moskau (und zu Riga) folgten viele Monate stiller eifriger Arbeit der baltischen gelehrten Gesellschaften und vieler einzelner Forscher, die von dem einen Gedanken beseelt waren, den Kongreß, da er nun einmal bevorstand, so würdig und so ehrenvoll für unsere Provinzen zu gestalten, als irgend möglich.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, die Geschichte dieser stillen Vorarbeit zu bieten. Ebenso wenig können oder sollen wir eine genaue Geschichte des Kongresses selbst oder gar seiner einzelnen Sitzungen protokollarisch schreiben. Den geehrten Lesern, denen die Ereignisse der ersten Augustwochen dieses Jahres durchaus nicht unbekannt geblieben sind, wird es an dieser Stelle genügen, eine zusammenfassende Uebersicht des Ganzen, eine Skizze der persönlich empfangenen Eindrücke, eine allgemeine Charakterisirung des Kongreßverlaufes und -erfolges und ein kurzes Wort über die Bedeutung desselben für die Gegenwart und Zukunft unseres Heimathlandes zu vernehmen.

Nachdem in den letzten Tagen des Juli-Monats die leitenden Personen in Riga sich versammelt hatten, wurde das gelehrte Komité unter dem Präsidium des Professors Uspenski, Direktor des russischen archäologischen Instituts zu Konstantinopel gebildet, und wurden die Präsidenten der Sektionen nebst ihren Sekretären gewählt. Diese Funktionäre alle hier zu nennen, würde zu weit

führen, sachlich aber ist es interessant, die Namen der Sektionen aufzuführen. Es waren: 1. Vorhistorische Alterthümer. 2. Historische, geographische und ethnographische Alterthümer. 3. Denkmäler der Kunst. 4. Häusliches und gesellschaftliches Leben, Rechtskunde und Kriegswesen. 5. Kirchliche Alterthümer. 6. Denkmäler des Schreib und Sprachwesens. 7. Klassische, byzantinische und westeuropäische Alterthümer. 8. Baltische Alterthümer. 9. Alterthümer des Orients. 10. Münzen- und Siegelkunde. 11. Archäographische Denkmäler.

Es ist natürlich, daß in den meisten dieser Sektionen russische Gelehrte präsidirten, doch blieben die baltischen durchaus nicht unberücksichtigt. Dr. E. von Nottbeck, Reval, leitete Sektion 2; J. G. Engelmann, Professor zu Dorpat, Sektion 8; Baron H. Bruiningk Sektion 10. So waren in den drei genannten Personen die hervorragenden Städte des baltischen Landes vertreten. Das Präsidium des ganzen Kongresses blieb wie immer in den bewährten Händen der Gräfin Uwarow, welche ja das unbedingte Vertrauen der ganzen Versammlung besaß und verdiente. Freilich war es uns etwas Ungewohntes, eine Frau an der Spitze einer so großen Versammlung hervorragender Männer des großen Reiches und des Auslandes zu sehen, zählte doch der Kongreß im Ganzen 627 Mitglieder*) (122 mehr als der zu Wilna). Aber die Erscheinung und das ganze Auftreten, Reden und Handeln der Gräfin verwandelte bald bei Allen die Verwunderung in Bewunderung der ungewöhnlichen Frau. Alles an ihr war ernst, maßvoll, würdig und edel, feinsinnig und taktvoll. Sie war den wissenschaftlichen Aufgaben gewachsen, wenn auch nicht selbst alle zu entscheiden, so doch dieselben einer geeigneten Entscheidung entgegenzuführen. Es fehlte übrigens nicht an Debatten, wo sie persönlich eingriff, und wenn sie es that, so benutzte sie die Macht des Weibes zwischen streitenden Parteien zu vermitteln. An allen Fragen und Verhandlungen bewies sie das lebhafteste Interesse. Mit einer wunderbaren Ausdauer wohnte sie den zwei oft drei

*) Darunter 185 aus den russischen Gouvernements und unter diesen letzteren 50 Professoren, 62 Repräsentanten anderer gelehrter Institutionen und aus Preußen (Königsberg, Danzig, Berlin, Breslau) 7, theils Professoren, theils Direktoren von Museen u. s. w. bedeutenden Namens.

täglichen Sitzungen (6—7 Stunden lang) bei, woneben sie täglich, schon des Morgens früh und bis zum Abend spät zahllose Visiten empfing, geschäftliche Nebenverhandlungen pflog und Besuche machte. Das ist ungewöhnliche Kraft, aber das herzgewinnendste war an der Gräfin ihre humane Gesinnung, ihre unparteiliche Liebenswürdigkeit gegen Jeden, selbst gegen den sie etwa verkennenden Gegner, wie viel mehr noch gegen diejenigen, welche ihr mit Vertrauen entgegenkamen. Sie verstand es unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen zu verhüten, daß ein politischer oder ein konfessioneller Anstoß der einen oder der anderen Seite gegeben würde, und ihr Sinn und Geist verbreitete sich unmerklich und selbstverständlich auf die ganze Versammlung. Es darf wohl behauptet werden, daß sich schwerlich irgend eine Persönlichkeit, daß irgend ein Mann sich hätte finden lassen können, der im Stande gewesen wäre, die unleugbaren Schwierigkeiten eines russischen Kongresses im baltischen Gebiet so tadellos und, wie es den Eindruck machte, so leicht zu überwinden, als wie es der Gräfin Uwarow thatsächlich gelungen ist.

Im Herzen Riga's, im Gewirre der engen und leise gekrümmten Gassen, fast versteckt vor den Augen der Masse, welche durch die Hauptverkehrsadern der Stadt hin und her strömt, stehen in stolzer Stille die beiden Gildenhäuser geschwisterlich neben einander, das Heim der großen Kaufleute, die ihre Waaren über die Meere senden, unter dem Emblem des Schiffes mit geschwellten Segeln und der gekreuzten Schlüssel der Stadt Riga, seit dem 13. Jahrhundert der Obhut der heiligen Maria als Patronin befohlen, und das Heim der ehrsamen Zünfte, der 36 Handwerksämter, welche auch unter der neuen Städteordnung ihre Schragen und Ordnungen aus dem 14. Jahrhundert sich zu erhalten verstanden haben und so bis heute in ihrem Kreise dem zunehmenden Verfall des Handwerks wehren und Tüchtigkeit im Gewerbe, Zucht und Sitte und Fürsorge für ihre Glieder bewahren und pflegen. Die Prachträume beider in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus der Mitte dieses Jahrhunderts stammenden Gebäude waren mit Liberalität dem Kongreß und seinen Bedürfnissen geöffnet worden. Die Brautkammer im unteren Geschoß der großen Gilde enthielt das Bureau des Kongresses, wo die Eintrittskarten und

die Abzeichen (mit blauem Bande für die Kongreßglieder, mit rothem für die Delegirten), die Kataloge u. s. w. vertheilt, und alle Auskünfte gegeben wurden. Der daneben liegende zweischiffige Saal mit den schönen Kreuzgewölben auf sechs Säulen diente einzelnen größeren Komité-Sitzungen. Beide diese Räume sind bei dem Umbau aus dem ältesten ursprünglichen Bau konservirt. Der große Saal im oberen Stock enthielt die archäologische Ausstellung. Die Kongreß-Sitzungen fanden im oberen Saal der kleinen Gilde statt. An der Fensterwand saß an langer Tafel das Präsidium mit seinen Funktionären auf erhöhtem Platz, daneben das doppelte Katheder, von welchem herab die Redner mit etwas mangelhafter Akustik zu kämpfen hatten, was hätte vermieden werden können, wenn das Katheder an der Schmalseite aufgestellt gewesen wäre. In diesem Falle hätte die Versammlung auch nicht nöthig gehabt in das Fensterlicht zu schauen.

Am 1. August füllte sich der Saal um die Mittagsstunde zur Eröffnungsfeier, an welcher sämmtliche höchste Würdenträger der drei Ostseeprovinzen, die Vertreter des Staates, der Adels-Korporationen und Städte theilnahmen. Nach dem Gesang einer Hymne, ausgeführt vom erzbischöflichen Sängerchor folgten einander die Eröffnungs- und Begrüßungsreden des Kurators, der das Ministerium der Volksaufklärung vertrat, des Gouverneurs von Livland, des Rigaschen Stadthaupts (russisch und deutsch), der Gräfin Uwarow und des Präsidenten des lettischen Vereins Großwald u. s. w. Besonders sympathisch berührten die kurzen und schlagenden Worte des Gouverneurs, Generalmajor Surowzew und die den historischen Mittheilungen angefügte warme Anerkennung, welche die Gräfin den um die baltische Archäologie verdienten, bereits entschlafenen Männern Kruse, Baehr und Grewingk, wie den großen Verdiensten des Professors Hausmann um den gegenwärtigen Kongreß und die Ausstellung nebst seinen Mitarbeitern zollte. Bei einem Gange durch den oberen Saal der großen Gilde wurde die archäologische Ausstellung und darnach die lettische ethnographische unter Reden, dort des Baron Bruiningk, hier des Präsidenten Großwald, eröffnet. Auf diese Ausstellungen kommen wir unten noch zurück.

Wir müssen vor Allem unseren Blick auf die Kongreß-

verhandlungen selbst richten. Die Sitzungen fanden meist drei Mal täglich statt. Jede dauerte reichlich zwei Stunden und darüber; nur kurze Pausen wurden der leiblichen Erquickung gewährt. Eine eigentliche Erholung gab es kaum; denn jede Stunde wurde ausgekauft, um den anregenden Umgang mit den von nah und fern zusammengekommenen geistig bedeutenden Männern zu genießen und hunderterlei zu besprechen, wozu in den offiziellen Sitzungen kein Raum war. Jede Sitzung war einer bestimmten Sektion gewidmet. Der Präsident dieser Sektion mit seinem besonderen Sekretär hatte zuvor alles zu ordnen, mit den Referenten des Tages sich zu verständigen u. s. w. Neben ihm leitete aber formell die Verhandlung ein für jede Sitzung bestimmter Ehrenpräsident, welcher aus der Zahl der hervorragenderen Kongreßglieder, um ihn eben zu ehren, gewählt war. Der Apparat war ein komplizirter und deshalb vielleicht etwas schwerfälliger; das zeigte sich aber in den Sitzungen selbst nicht.

Ueberschauen wir die geistige Arbeit des Kongresses, versuchen wir die Stoffe, über welche verhandelt wurde, zu gruppiren, unterscheiden wir dabei, was in unserem Fall von Interesse ist, was und wieviel von den Kongreßgliedern aus dem Innern des Reiches und andererseits von denen aus den Ostseeprovinzen geleistet wurde. (An die Vorträge der Letzteren können wir die wenigen aus Finnland und Preußen anfügen). Die Sprache des Vortrages lassen wir zunächst unberücksichtigt; darauf kommen wir noch später. Bei diesem Ueberblick müssen wir über die Masse und Vielartigkeit des Stoffes staunen, jedoch nicht allein über die Extensität, sondern auch über die meist gründliche Forschung und meist gewandte Darstellung.

Unsere Gäste aus den inneren Gouvernements, unsere Reichsgenossen russischer Nationalität machten Mittheilungen aus dem Gebiet der Archäologie und Geschichte im weiten Sinne des Wortes betreffs Westeuropas, Ungarns, Bulgariens, des osmanischen Reiches und dann Rußlands von der Krim bis zum Norden, von der Wolga bis Litthauen. Sie gingen auch nicht vorüber an der speziellen Geschichte und Archäologie des baltischen Landes, aber es kann nicht verschwiegen werden, daß die Männer russischer Nationalität, die vielleicht seit Jahren bei uns gewohnt und gelebt,

am allerwenigsten Zeit gefunden haben, einen Beitrag zu der Lösung der Kongreßaufgaben zu liefern.

Westeuropa lag dem Kongreß fern. Das Einzige war ein Vortrag über Mosaiken Ravennascher Kirchen.

Jurjews Rektor Budilowitsch sprach über die Aufgaben der slavisch-russischen Archäologie mit Beziehung auf Land und Volk des heutigen Ungarn. Es ist ja natürlich, daß die zahlreichen Slaven Ungarns mit ihrer Gegenwart und Vergangenheit das lebhafteste Interesse der russischen Wissenschaft auf sich ziehen.

Von hervorragender Bedeutung ist die vor wenigen Jahren erfolgte Gründung des russischen archäologischen Instituts zu Konstantinopel. Die Ursprünge der griechisch-katholischen Kirche aus Konstantinopel, die damit zusammenhängenden Kultureinflüsse Konstantinopels und Griechenlands auf Kiew und das ganze russische Schriftthum, das Jahrhunderte alte politische Streben Rußlands nach dem Schwarzen Meere und der Donau, ja in gewissem Sinne nach dem Bosporus und Jerusalem hätte eigentlich schon viel früher einen Mittelpunkt slavischer historischer Forschung in Konstantinopel erfordert. Jetzt ist dieser Mittelpunkt da, und dort können interessante Resultate zu Tage gefördert werden. Die Bedeutung des genannten Instituts kam auf dem Kongreß dadurch zur Geltung, daß dem Direktor desselben, Professor Uspenski das Präsidium des gelehrten Komités übertragen wurde, und daß gerade er die Reihe der Vorträge mit einem über das genannte Institut eröffnete und einen allerersten Bericht, theils über die Gründung desselben, theils über die nach Bulgarien, nach dem Berge Athos und nach denkwürdigen Städten Kleinasiens gemachten Ausflüge geben konnte. Später hielt derselbe einen besonderen Vortrag über die Akquisition des jüngst in Kleinasien aufgefundenen codex purpureus der vier Evangelien (auf violett gefärbtem Pergament mit silbernen Buchstaben geschrieben). Nachher folgten Spezialberichte anderer Gelehrten über archäologische Funde in Konstantinopel (Sarkophage, ältere Skulpturen), über Alterthümer Bulgariens, Nikäas, Nikodemiens, über die Wiedererrichtung der Apostelkirche zu Konstantinopel. Es ist offenbar, daß die nächsten Kongresse über dieses Arbeitsgebiet noch viel mehr bringen werden.

Ein archäologisch besonders merkwürdiger Theil Rußlands

ist der von uraltgriechischer Kultur durchzogene Süden des Reiches an den Gestaden des Schwarzen Meeres. Abgesehen von einem Vortrag über eine Oeffnung krimscher Gräber 1896, behandelte Professor Malmberg von unserer Universität die Frage nach Zeit und Ort der Entstehung griechischer und griechisch-barbarischer Erzeugnisse in Süd-Rußland. Professor Stern, Odessa, berichtete über die massenhafte Fälschung klassischer Alterthümer in demselben Gebiete und bewirkte damit, daß der Kongreß Wege zu suchen beschloß, wie die wissenschaftliche Welt vor jenen Fälschungen könnte geschützt werden. An dieser Stelle kann auch noch ein Vortrag über die Nachrichten Herodots betreffs nicht-skythischer Völker erwähnt werden.

Sieben Vorträge behandelten Gräberuntersuchungen und Gräberfunde (Stein, Bronze, Eisen) in sehr verschiedenen Theilen des Reichsinnern. Hervorragendes Interesse erweckte Akademiker Anutschin, als er über das Vorkommen christlicher Kreuze und Bilder in Heidengräbern berichtete. Dieselben scheinen durch eine christliche Missionsthätigkeit zu den Heiden gekommen, und von diesen, wenn nicht im Glauben, so im Aberglauben gebraucht und getragen zu sein.

Die Erforschung der alt-heidnischen Burgberge muß in Zusammenhang mit der Tymbologie gesetzt werden; denn auf jenen Burgbergen haben dieselben Leute gewohnt, deren Reste wir in den heidnischen Gräbern finden. Schon die früheren archäologischen Kongresse haben sich mit der verwandten Frage mehrfach beschäftigt; in Riga war es nur ein Forscher, welcher die Typen von Burgbergen im Innern des Reiches und zwar am Dnjepr beschrieb.

Zahlreicher waren die Behandlungen kirchlicher und kirchenhistorischer Fragen. Lebhaftes Interesse erregte die Restauration der Sophienkirche in Nowgorod. Hierher gehört auch das apokryphe Leben des Apostels Petrus, drei Vorträge zur Geschichte der Heiligenbild-Malerei und Vorträge über die kirchlich-archäologischen Denkmäler der Stadt Pinsk, über die Spuren des Christenthums am Don in der vormongolischen Periode, über die „Klosterkinder" im Moskauer Zarthum im 16. und 17. Jahrhundert, endlich eine Untersuchung über die Legende, daß ein Bild des heiligen Nikolaus

etwa um's Jahr 1224 aus der Krim (wahrscheinlich aus Kiew) auf dem Wasserwege des Dnjepr und der Düna nach Riga und von da über Kies (Wenden) nach Nowgorod u. s. w. gebracht sei.

Zur eigentlichen Geschichte Rußlands müssen folgende Referate gezählt werden: über die Bedeutung des Namens Русь, wo die russische Wissenschaft sich noch immer nicht einigen kann und zu einem Theil noch immer die normannische Herkunft der Gründer des russischen Reiches zu bestreiten nicht müde wird, während doch dieselbe, abgesehen von den Zeugnissen der Chroniken, durch sprachwissenschaftliche Gründe als genügend erhärtet scheint. Ein Vortrag vermißte mit Recht die genaue Wiedergabe der Ortsnamen auf den Karten, welche doch viel dazu beitragen könnte, die Grenzen früherer Sitze einzelner Völkerschaften nachzuweisen. Hiermit wurde die hohe Bedeutung toponomastischer Forschungen für die Landesgeschichte bezeugt. Ein Vortrag behandelte die Territorien des prähistorischen Littauens, welche im östlichen Theil des Gouvernements Wilna und weiter nach Osten und Süden die Weißrussen den Littauern durch Assimilation der Letzteren im Lauf der Jahrhunderte abgenommen hätten. Der Beweis stützte sich auf den littauischen Charakter der Flußnamen Njemen (Namans) und der Düna (Daugawa und Duna), welchen die Nebenflüsse der Düna und des Njemen und die Nebenflüsse des ganzen Beresina Systems ebenfalls zeigen.

Abgesehen von einigen (vier) Vorträgen, deren Inhalt in das Gebiet russischer Biographieen fällt, wurde die Frage in Vortrag und Debatte behandelt, ob im 16. Jahrhundert die Moskauschen Zaren eine größere und werthvollere Bibliothek in ihrer Hauptstadt besessen. Gefunden hat man dieselbe noch nicht, obschon gewisse historische Zeugnisse für das damalige Vorhandensein sprechen.

Interessant war eine Darlegung von Spuren des unmittelbaren Einflusses der deutschen Litteratur auf die alt russische in der vorpetrinischen Periode. Der Weg dieser Kultureinflüsse von West nach Ost ist gerade auch über Riga gegangen. Vor dem Bau Petersburgs war Riga das einzige oder doch das bedeutendste Thor für den Verkehr der russischen und der germanischen Völker. Hier gingen heraus und herein die materiellen und die geistigen

Güter. Die Produkte wurden ausgetauscht und ebenso die Kenntnisse und auch Institutionen des praktischen bürgerlichen Lebens.

Ein Vortrag berichtete über die Verbreitung des Magdeburgschen Rechts bis in die kleinrussischen Städte am linken Ufer des Dnjepr (Tschernigow) und die Unanwendbarkeit der Selbstverwaltung in Rußland nach jenem (dasselbe Recht hat bis heute seine Geltung in den kleinen Städten Littauens).

Eine Rednerin sprach über die ältesten Formen des Landbesitzes bei Germanen und Slaven und versuchte gegen den Berliner Professor Meitzen nachzuweisen, daß in der alten Zeit nordrussische Dörfer nach ähnlichen Rechtsformen organisirt gewesen seien, als wie altgermanische. Dankenswerth war die Hinweisung mehrerer Vorträge auf reiches Quellen-Material zur Erforschung livländischer Geschichte. Der eine berichtete über das Tagebuch Polubensky's aus der Zeit der Kriege um Livland in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts; der zweite über die Zentralarchive unseres Reiches, z. B. zu Warschau, wo baltischen Historikern zu Studien die Thür nicht verschlossen sein würde; der dritte über drei Aktenbände aus dem livländischen Hofgericht, die sich jetzt im Rigaschen Bezirksgericht befinden; ein vierter über die inflantische Revision von 1599 und die Inventarien der livländischen Schlösser im 16. Jahrhundert.

Ein Vortrag besprach ein besonderes Ereigniß baltischer Geschichte, die Belagerung Riga's durch den Zaren Alexei Michailowitsch (1656) in ihrer politischen und militärischen Bedeutung.

Von einem Referenten wurden die fleißigen und tüchtigen Arbeiten der Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst aus dem Gebiete der Familiengeschichte in hohem Grade gelobt, während dieses im Innern des Reiches kaum oder garnicht bebaut werde.

Ein Redner sprach (französisch) über die Geschichte Mitau's und des Mitauschen Herzogsschlosses, um die Kongreßglieder auf den Ausflug nach Mitau vorzubereiten.

Nur ein einziger Historiker russischer Nationalität berichtete über die vorgeschichtlichen Heidengräber des baltischen Landes und dieser versuchte ein zusammenfassendes Bild von der baltischen

Tymbologie zu geben, natürlich mehr auf Grund gedruckter Quellen, als auf Grund persönlicher Lokal-Untersuchungen. An dieser Stelle können wir nun von den Vorträgen unserer russischen Reichsgenossen auf die der baltischen übergehen, welche selbstverständlich in der eigenen Heimath orientirter sein mußten und orientirter waren, als diejenigen, welche unseren Provinzen fremd, die hiesigen Forschungsobjekte nur von Weitem kannten. Gleich zum Beginn des Kongresses wurde die große Versammlung von den inhaltreichen, mustergiltigen Reden zweier maßgebender Männer hingerissen. Unsere archäologische Autorität, der Mann, welcher 25 Jahre lang unermüdlich auf dem Gebiete livländischer Geschichte und Alterthumskunde gearbeitet und, was nicht jedem Universitätslehrer gelingt, eine ganze tüchtige Schule von Historikern ausgebildet und um sich gesammelt hat, indem er gleicherweise auf ihren Geist und ihr Wissen, auf ihr Streben und ihren Charakter kräftiglich eingewirkt hat, ich meine Professor Hausmann, gab „Rückblicke auf die Entwickelung der archäologischen Untersuchungen im Ostseegebiet während der letzten 50 Jahre". Mit großer Klarheit schilderte er den gefährlichen aber auch nützlichen Einfluß des Dilettantismus auf die Archäologie, charakterisirte anerkennend die Leistungen unserer durchweg für die Landesgeschichte sich interessirenden bekannten Gesellschaften zu Mitau seit 1816 (Jul. Döring, Sekretär seit 1865), zu Riga seit 1834 (Dr. Bornhaupt), zu Dorpat seit 1838, zu Reval seit 1842, auf Oesel seit 1865 (Oberl. Holzmayer) und zu Fellin (v. Ditmar), hob näher eingehend und kritisch beleuchtend in den drei Perioden hiesiger archäologischer Forschungen die Irrwege und die Verdienste Kruse's (Nekrolivonika) und Bachrs, Grewingk's und des Grafen Sievers hervor, ohne in der dritten Periode der letzten 10 Jahre seinen eigenen Namen auch nur zu nennen, obschon er es nun gerade wesentlich und hauptsächlich war, welcher dem Kongreß ein Bild von der Vorzeit des Ostseegebiets geben konnte, wie der Kongreß zuvor wohl von keinem einzigen Gebiete des russischen Reiches eines hat bekommen können.

Das ebenso gediegene Referat des Präsidenten der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen, Baron Bruiningk, gab ein theils beschränkteres, theils umfassenderes Bild

von der Thätigkeit sämmtlicher wissenschaftlicher, zum Theil auch praktische Gebiete berührender baltischer Gesellschaften; hinsichtlich der Archäologie war es beschränkter, umfassender war es, sofern es von der schon im vorigen Jahrhundert gegründeten Livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät und von der litterärisch-praktischen Bürgerverbindung zu Riga anhob und auch die lettisch-litterärische berührte. Die erste Stelle unter all diesen Vereinen nimmt die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga ein. Der wissenschaftliche Geist, der arbeitsfreudige Fleiß und der ideale Schwung eines Napiersky und G. Berkholz lebt noch in den Nachgeborenen auch unter schwierigeren Verhältnissen und die werthvollen historischen Veröffentlichungen dieser Gesellschaft bieten eine stattliche Reihe von Bänden. Vor das Auge des Landes trat im Jahre 1883 die wohlgelungene kulturhistorische Ausstellung und als zweite Arbeit derart gegenwärtig die große archäologische Ausstellung, welche sämmtliche hervorragenderen prähistorischen Funde aus dem ganzen Ostseegebiet wissenschaftlich geordnet in zweckmäßigen und geschmackvollen Vitrinen dem Beschauer und Forscher darbot, wie es noch nie zuvor geschehen war und schwerlich bald wieder in solcher Art wird geschehen können. Zu den Verdiensten derselben Gesellschaft (und auch gerade ihres jetzigen Präsidenten) gehören die erfolgreichen Bemühungen um die Restauration der Rigaschen Domkirche, deren Anbauten über dem Kreuzgange zum schönen Museum hergestellt sind, und um die Erforschung, wie Erhaltung anderer historischer Bauwerke, seien es Kirchen und Kapellen oder mittelalterliche Burgen und Schlösser. Die verwandten preußischen und livländischen Bemühungen reichten sich die Hand und die Namen Dr. Steinbrecht, Marienburg, Dr. W. Neumann, Riga, Guleke, Dorpat und C. von Löwis of Menar können hier nicht unerwähnt gelassen werden. Ebensowenig das großartige Werk, die Herausgabe livländischer Urkunden, begonnen von Bunge und nun schon bis zum X. Bande fortgesetzt. Bruiningk's Referat gab ein lebendiges Zeugniß von dem historischen Sinn unserer Provinzen, der noch lange bei uns lebendig bleiben möge. Das Studium der Geschichte behütet den Menschen vor der elenden Genügsamkeit, die mit einer ephemeren Existenz zufrieden ist; die Bekanntschaft

mit der Vergangenheit giebt einen weiteren Horizont und ein edleres Streben für die Zukunft und festigt den einzelnen in dem segensreichen Zusammenhang mit seinem Vaterlande.

Die übrigen Referate der baltischen Gelehrten kann ich wegen des mir knapp zugemessenen Raumes nur ganz kurz gruppiren und erwähnen.

An die erste Stelle gehören auf dem Kongreß für Archäologie die Vorträge über die alt-heidnischen Gräber unseres Landes und die da gemachten Funde.

Professor Hausmann charakterisirte die verschiedenen Typen livischer Gräber, Oberlehrer Boy verschiedene Gräbertypen Kurlands, namentlich die Flachgräber des Semgaller-Gebietes. Inspektor Mettig, ein guter Kenner der Geschichte des Rigaschen Handwerks seit dem Bestehen der Stadt, wies hin auf die historisch nachweisbare Fabrikation zahlreicher für die Archäologie so wichtiger Bronzegegenstände seitens der in Riga von jeher blühenden Gürtler-Zunft. Ein liebenswürdiger Gast aus Finnland Dr. Hackmann berichtete über das Bronze-Zeitalter Finnlands, wo man schon zum Ende der Völkerwanderung Bronze-Gegenstände zu gießen verstanden habe, wie aus aufgefundenen Gußformen erhellt. Dr. Grempler, Direktor des Provinzial-Museums zu Breslau, schilderte die Methode, wie er selbst bisher leider erfolglos Herkunft und Zweck einer besonders in den Ostseeländern, aber auch bis an den Rhein, die Oder und den Dnjepr vielfach verbreiteten Art von Bronzeschalen gesucht habe. Geheimrath Professor Virchow, Berlin, sprach über die Urbevölkerung unseres Gebietes im Anschluß an die alten Fundstätten beim Burtneck- und beim Arrasch-See, die er vor 30 Jahren mit Graf Sievers untersucht hatte. Die Bewohner des Rinnekalns mit ihren Feuersteinwaffen und ihrer Muschelthiernahrung reichen bis in die Nähe der Eiszeit und ähnliche Funde am Ladoga-See dürften auf uralte finnische Bevölkerung deuten.

Neben den Gräberforschungen steht die Burgbergforschung wie eine Schwester, sofern auf den Burgbergen dieselben Menschen lebend hausten, deren Gebeine und Geräthe wir in der Erde bestattet finden. Ein Gesammtbild der alt-lettischen Burgberge gab Dr. A. Bielenstein, schilderte die Beziehung derselben zur

Archäologie, die verschiedenen Arten ihrer Befestigungen durch Absteilung, Wälle, Gräben und Palissaden, ihre sozialpolitische Bedeutung, sofern es die Sitze der „Könige“, Häuptlinge, Aeltesten in den Landschaften waren, und berührte die aus sachlichen Gründen nicht zu erledigende Frage, ob aus dem Charakter der Burgberge sich Schlüsse machen ließen auf die Nationalität ihrer Bewohner, wie auch die Frage nach der dichteren oder undichteren Vertheilung der Burgberge im Lande, welche nur durch die Bodenbeschaffenheit bedingt scheint. Umrisse und Profile von den Haupttypen der Burgberge erläuterten den Vortrag. Der Konservator des estländischen Provinzial-Museums, A. v. Howen beschrieb einen einzelnen Burgberg Punnamäggi in Wierland.

Ein drittes, vielfach bei uns angebautes Gebiet ist das der lettischen und estnischen Volks-Traditionen. Pastor Hurt, Petersburg, referirte, nach Darlegung des hohen Werthes, welchen Volkslieder, Märchen und Sagen, Volkssitten und Aberglauben für die Archäologie haben, wesentlich Formelles über seine mit Hilfe von ca. 800 Mitarbeitern zusammengebrachte riesige Sammlung von estnischen Volksüberlieferungen, welche er in 136, theils Folio-, theils Quart-, theils Oktavbänden in einem besonderen Schrank den Interessenten vor die Augen gestellt hatte. Die Verarbeitung und Verwerthung des ungeheueren Stoffes wird viele Jahre und mehr als eines Mannes Kraft erfordern. — Pastor A. Bielenstein, Sahten, behandelte die sehr interessante Frage, inwiefern das lettische Volkslied als eine Quelle für die Archäologie gelten könne und wies dabei hin auf prähistorische im Liede erhaltene Sprachformen, ferner auf die im Liede erwähnten Schmuckgegenstände und Waffen, die den in den Heidengräbern gefundenen entsprechen, ferner auf die vielfachen uralten im Volkslied angedeuteten Sitten, z. B. bei Kriegführung, bei Beerdigungen, Eheschließungen und dergl., Stellung des Weibes, ferner auf die Art der poetischen Naturauffassung und der ästhetischen und ethischen Stimmungsäußerungen und endlich auf die im Liede dokumentirte Mythologie, auf den „Glauben der Alten“, der nicht so ohne weiteres mit dem zu verwechseln ist, was man Aberglauben nennt. Cand. theol. Behrsing gab eine Uebersicht über die bisher veröffentlichten Sammlungen lettischer Volkslieder. Professor Anderson versuchte

die Namen des nationalen Saiteninstruments lettisch Kokle und estnisch Kantele, ethymologisch aus derselben Wurzel zu erklären.

Zur inländischen Top-Onomastik gab Dr. Hermann, Jurjew, die Erklärung einer Anzahl von chronikalischen Namen aus der Geographie des Estenlandes.

Aus seinen Studien über die Holz-Zeit der Letten machte Dr. A. Bielenstein Mittheilungen über die Entwickelung des lettischen Hauses aus der Jurtenform der ältesten Zeit bis zu dem gegliederten Wohnhaus der Gegenwart und bis zur Befriedigung der jüngeren Bedürfnisse durch die verschiedenen wirthschaftlichen Gebäude des heutigen Bauerhofes. — Dr. Conwentz, Direktor des Provinzial-Museums zu Danzig berichtete über lebende Zeugen der Vergangenheit aus dem Pflanzenreich, über die von ihm bei Nurmhusen (Kurland) gesehenen uralten Bienenbäume, deren viele sich auch bei Danzig noch finden, und über die Taxus- (oder Eiben-) Bäume im baltischen Lande, die dem Aussterben entgegenzugehen scheinen.

Oberlehrer Krüger sprach über den Einfluß der russischen Sprache auf die lettische; Oberlehrer Stern über die Handelswege der Hanseaten nach Groß-Nowgorod auf den Wasserwegen der Newa, Narowa und Düna, je nachdem die politischen Verhältnisse auf den einen oder den anderen Weg drängten. Dr. Sachsendahl, Jurjew, gab voll tiefer Gelehrsamkeit ein Bild des Gewichtssystems, welches während des 11. Jahrhunderts in Livland herrschte, und legte in einem anderen Vortrag die Bedeutung der Siegel in der historischen Wissenschaft dar.

Dr. E. von Nottbeck plaidirte mit Nachdruck für Maßregeln zum Schutze von Architekturdenkmälern und wies dabei hin auf die Gesetzgebungen der europäischen Kulturstaaten, erinnerte an die Verordnungen unserer Regierung, die aber, zum Theil vergessen, nicht beobachtet werden, und berichtete über die dankenswerthen thatkräftigen Bestrebungen der Stadt Reval und der estländischen litterärischen Gesellschaft zu Reval, denen zufolge schon manches auf diesem Gebiete in Estland gethan ist. Die Gräfin Uwarow sprach für den anregenden Vortrag ihren Dank aus und die Hoffnung, daß entsprechende gesetzliche Maßregeln für das Reich würden getroffen werden.

Zur Geschichte des baltischen Landes gehören die Vorträge von Professor Dr. A. Bezzenberger, Königsberg, über die Gudden, welches Wort der Referent in gar keinen Zusammenhang mit den Gothen zu setzen vermochte, sondern nur als eine Bezeichnung der Weißrussen im Munde der Littauer und Letten ansah und von einer russischen Wurzel herzuleiten versuchte; von Oberlehrer Diederichs über die wechselvollen Schicksale des herzoglichen Archivs zu Mitau und von C. von Löwis über die von ihm veröffentlichte Karte Livlands in der Zeit der Ordensherrschaft.

Nach dieser Uebersicht des geistigen Stoffes, welcher der Aufmerksamkeit des Kongresses dargeboten wurde, liegt es nahe zu fragen, ob und wie die Vorträge der Balten und die der Kollegen aus dem Innern des Reiches sich unterschieden. Ein Unterschied meine ich, fiel ins Auge, lag übrigens auch wohl in der Natur der Verhältnisse. Was aus dem Innern des Reiches geboten wurde, waren, möchte ich sagen, meist Einzelheiten, d. h. aus großen Gebieten Bruchstücke. Das Reich selbst ist ja ein großes Gebiet. Aus den baltischen Provinzen trugen die Redner meist mehr ein Ganzes vor und konnten das auch, theils, weil das Ostseeland an sich ein kleines, kulturgeschichtlich gleichartiges Ganzes ist, wenn wir von der sprachlichen Unterschiedlichkeit des südlichen lettischen und des nördlichen estnischen Theiles absehen, theils, weil das baltische Land in ganz anderer Weise als die übrigen Theile des Reiches seit Jahrhunderten historisch durchforscht und bearbeitet ist. Von dort wurden mehr einzelne Bausteine gebracht, während von hier gewissermaßen schon kleine Bauwerke, als je ein abgerundetes Ganzes präsentirt wurden.

Ein anderer Unterschied, hinsichtlich der Form der Vorträge, ließ sich auch bemerken, welcher wohl mit dem Nationalcharakter in Zusammenhang stehen mag. Die russischen Redner trugen ihre Sache in leichterer Art vor, wie etwa die Franzosen es thun, wie es aber im deutschen Charakter weniger liegt.

Es war uns etwas Fremdes und Ungewohntes, wenn die Versammlung die Redner nach Beendigung des Vortrages mit Beifallsgeklatsch belohnte, was wohl ohne Ausnahme Jedem zu theil wurde, nur dem Einen in brausenderer Art als dem Andern. Es war etwas uns Ungewohntes, zeugte aber von dem lebendigen

Interesse der Zuhörer und wird den Rednern gewiß nicht unangenehm gewesen sein; es scheint mir das Klatschen auch eine ästhetischere Beifallsäußerung zu sein, als das Scharren, wie es die Dorpater Studenten bisher vor beliebten Professoren auszuüben pflegten und vielleicht eher an solcher Stelle zu dulden, als im Theater- und Konzertsaal, wo diese Art der Beifallsäußerung in unerlaubter Weise den Vortrag des Künstlers zuweilen unterbricht und den Genuß des Publikums stört. Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob es besser am Platze wäre, dem Redner den Beifall mit Bravo-Zuruf zu spenden.

Kommen wir auf die Sprachen, deren Gebrauch freigestellt war. Die Kongreßglieder aus dem Reiche bedienten sich selbstverständlich der Reichssprache. Ein Russe hielt seinen Vortrag französisch. Die baltischen Deutschen, die ja die Gewandtheit im russischen Vortrage nicht besitzen konnten, bedienten sich ihrer Muttersprache, welche den russischen Gästen gewiß verständlicher war, als die russische den meisten der anwesenden Balten. Die drei nationalen Letten, welche sich das Wort erbaten, wählten die russische Sprache, vielleicht, weil sie ganz besonders die Intention hatten, ihre Mittheilungen hauptsächlich den russischen Zuhörern zugänglich zu machen, während die beiden aus dem Estenvolke stammenden Redner die deutsche Sprache vorzogen.

Die Verschiedenheit der Sprachen blieb auch in den Debatten, welche sich an die Vorträge nicht immer, aber öfter knüpften. Es ist mir aufgefallen, daß die russischen Vorträge eher einen Anlaß zur Debatte boten, als die deutschen, woraus ich nicht folgern will, daß die Behauptungen jener besonders anfechtbar gewesen wären. Vielleicht lag der Grund dafür in der Bekanntschaft und Vertrautheit mit dem Stoff, oder aber in der relativen Fremdartigkeit und Neuheit desselben, so daß die sonst redegewandten Gäste aus dem Reich öfter gegen einander zu Felde zogen, den Deutschen gegenüber relativ sich schweigsam verhielten.

Ein integrirender Theil der Kongreßaufgaben sind immer gewisse Ausflüge gewesen, welche den aus nah und fern Zusammengekommenen Gelegenheit bieten sollten, das Reichsgebiet, wo der Kongreß gerade tagte, auch außerhalb des Versammlungsortes in historischer und archäologischer Hinsicht ein wenig kennen zu lernen.

Von Riga aus waren Mitau und Treiden in's Auge gefaßt. Beide Orte per Bahn leicht erreichbar; Mitau über 200 Jahre lang Residenz der kurländischen Herzöge mit seinem schönen Schloß und dem seit bald 100 Jahren gepflegten Provinzial-Museum, dem Sammelpunkt derer, die in dem kleinen Kurland für Kunst und Litteratur sich interessiren; Treiden, der prähistorische Hauptort der Liven, die Livland den Namen gegeben, die Hauptburg der Besitzungen Kaupos, des Ersten, welcher von den Landeseingeborenen dem Christenthume mit unverbrüchlicher Treue sich zuwandte.

Der Ausflug nach der livländischen Schweiz war sorgsam vorbereitet, bot großes Interesse und brachte der archäologischen Wissenschaft reiche Frucht. Einen Tag lang arbeiteten baltische Forscher allein unter Professor Hausmann's Leitung auf einem umfangreichen Gräberfelde, öffneten einige Brand- und Skelettgräber und förderten unter anderem als einen seltenen Fund das Ende einer Schwertscheide mit kunstreichem Silberbeschlag zu Tage. Am folgenden Morgen, vom schönsten Sonnenschein begünstigt, fuhr ein großer Theil des Kongresses per Extrazug nach Segewold hinaus. Nach Besichtigung der Ruine des dortigen Ordensschlosses gings durchs Aa-Thal auf die gegenüber liegenden Höhen, wo die eigentlichen Archäologen den weiteren Gräberuntersuchungen bis zum Abend beiwohnten. Ein anderer, mehr für die Landesgeschichte und für den poetischen Reiz der wunderschönen Gegend gestimmter Theil der Gesellschaft, Herren und Damen, suchten bald fahrend, bald wandernd das magnum castrum Cauponis, neben Schloß Treiden, auf (es ist der heute sogenannte Karlsberg) und das alte Cubbesele, die kleine Burg Kaupos im Kremonschen Schloßparke (es ist der heute sogenannte Suworowberg). Vorher hatte ein Täßchen Kaffee einem kleinen Imbiß folgend das Mittagsmahl ersetzen müssen. Auf dem Karlsberg unter den herrlichen Birken, durch deren Laub die Sonnenstrahlen glitzerten, lagerte sich die Gesellschaft und lauschte dem Bericht des Chronisten Heinrich, welcher anschaulich die Tragödie schildert, die im Anfang des 13. Jahrhunderts auf diesen Höhen sich abgespielt hat. War es doch hier, wo die Ordensbrüder und Rigenser ihren Bundesgenossen, den christlichen Liven rasche und erfolgreiche Hilfe brachten, als diese gleichzeitig von einem estnischen Landheer und einer

zahlreichen Oesulanerflotte, die die Aa heraufgekommen war, belagert und schwer bedrängt wurden und war es doch auf diesen Höhen, wo wenige Jahre später der treue Kaupo sich genöthigt sah, gegen seine eigenen Angehörigen, Familienglieder, Landsleute und Unterthanen, die zum Abfall vom Christenthum und zum Aufstand gegen die nunmehrige Landesobrigkeit, trotz seiner Warnungen und Mahnungen sich hatten verführen lassen, zu Felde zu ziehen und seine eigenen Burgen mit Waffengewalt zu zerstören. Die tiefen, bei dieser Geschichte zu Tage tretenden ethischen Konflikte würden es verdienen, von einem Dichter auf Grund genauer historischer Forschung poetisch gestaltet zu werden. Leider brach der Abend herein, und die dritte Livenburg auf dem Segewoldschen Ufer, das alte Sattesele, mit der schönen Aussicht in's Aa-Thal und mit den merkwürdigen Spuren bald 700 Jahre alter Grabung am Burgwall, wo die belagernden Ordensritter die Palissaden der aufständischen Feste zum Umsturz bringen wollten, konnte nicht mehr erreicht werden. Nach einem erquickenden gemeinsamen Abendessen im Segewolder Schweizerhaus kehrte man höchst befriedigt per Extrazug wieder nach Riga zurück, und unsere Gäste aus dem Innern des Reichs werden, abgesehen von den archäologischen Ergebnissen, ein freundliches Bild unseres Landes und seiner Kultur mitgenommen haben.

Den an den Kongreß sich anschließenden größeren Ausflug einer kleineren Zahl von Kongreßgliedern nach dem kulturgeschichtlich mit Livland verwandtem Preußen, nach Königsberg, Marienburg und Danzig kann ich hier eben nur erwähnen.

Kehren wir nach Riga zurück. Diese alte, an historischen Erinnerungen, an kunstreichen Bauten und beachtenswerthen Alterthümern so reiche Stadt hatte Alles, was sie besitzt mit größter Liberalität den Gästen geöffnet, und sachkundige Männer dienten als Führer und Erklärer in freien Stunden denen, die das eine oder andere, oder Alles kennen lernen wollten. Selbst die Einheimischen bekamen bei dieser Gelegenheit manches zu sehen, was ihnen bis dahin fremd geblieben war, wie es ja oft geschieht, daß man das Fremde und Ferne eher sucht und schätzt, als das Nahe und Heimische.

Das Sehenswertheste waren aber in den Kongreßtagen unzweifelhaft die besonderen für den Kongreß veranstalteten Ausstellungen. Nur eine ganz kurze Skizze derselben vermag ich hier zu geben an der Hand des trefflichen Führers, des Katalogs, den die große Sachkenntniß und der außerordentliche Fleiß der Herren Professor Hausmann und A. Buchholtz den Interessenten dargeboten hat. Dieser Katalog zeigt die Ordnung der Gegenstände nach ihrer Art (I. Archäologie, II. Urkunden und Handschriften, III. Siegel, IV. Münzen und Medaillen, V. Goldschmiedearbeiten), die archäologischen Objekte nach den Ländergebieten, wo sie herstammen (A. Liv-, Est- und Kurland, B. Littauen, C. D. E. Sendungen aus Moskau, Petersburg, Pleskau, F. Sendungen aus Danzig) und nach den kulturgeschichtlichen Zeitperioden (1. Aelteste Zeit, 2. Bronze-Zeit [3. Dépôtfunde], 4. Gräberfunde aus dem I.—VIII. Jahrhundert und 5. vom VIII. Jahrhundert ab, 6. Funde vom XV. Jahrhundert ab). Es ist nicht blos ein Register von Gegenständen gegeben, es sind auch die Fundorte und bei ihnen gerade die Summe der Funde angegeben nebst einer gewissen Beschreibung der Objekte unter Angabe der Finder und unter Zitirung aller Schriften, wo gerade davon die Rede. So ist ein ungeheueres wissenschaftliches Material dem Forscher zu weiteren Studien geboten. Die ganze baltische Archäologie ist hier zusammengefaßt in einer Weise, wie es bisher noch nie geschehen war und auch nicht geschehen konnte. Ganz besonders sind die zahlreichen, auf 34 Tafeln beigegebenen mustergiltigen Abbildungen zu rühmen und die vorangeschickte von Professor Hausmann abgefaßte Einleitung (LXXXV pp.), welche dem Verständniß der zahllosen Einzelheiten des Katalogs dient, durch die eingehende Charakteristik der archäologischen Funde nach Fundorten und Perioden. Diese einleitende Abhandlung giebt mit Gründlichkeit und Klarheit ein Fundament prähistorischer baltischer Kulturgeschichte, eine Menge von hochinteressanten Winken, wenn ich nicht sagen sollte Schilderungen der einst bei den baltischen Völkern üblichen Waffen, Geräthe, Schmuckgegenstände, Grabtypen, Bestattungs- und anderer Sitten. Und alle Angaben und Behauptungen sind um so zuverlässiger, als der Verfasser mit größter Vorsicht es vermeidet noch unerledigte, von der Wissenschaft

noch nicht entschiedene Fragen mit hereinzuziehen; sie bleiben weiteren Forschungen vorbehalten.

Wir müssen zu der anderen, der lettischen ethnographischen Ausstellung eilen. Der lettische Verein zu Riga, genauer gesagt, die wissenschaftliche Kommission desselben hatte den Gedanken dazu gefaßt, einige Jahre fleißig benutzt, um ihr kleines ethnographisches Museum zu erweitern. Sendboten hatten das Land durchzogen und vieles heimgebracht; anderes ward von nah und fern freiwillig hergesendet. Unser lettisches Landvolk hat ein historisches Interesse gewonnen und ein gewisses Verständniß für den Werth solcher Sammlungen, wie sich das auch durch den sehr zahlreichen Besuch der Ausstellung sechs Wochen hindurch klar gezeigt hat.

Auf einem geeignetem Platz zwischen dem Stadtkanal und der Jakobsstraße waren ca. acht Gebäude neu erbaut. Das Hauptgebäude enthielt Karten, Abbildungen und Litteratur zur Beschreibung des Landes, zur Geschichte, zur Anthropologie, Statistik und Ethnographie der Letten. Hier erregten besonderes Interesse die zahlreichen lebensgroßen nationalkostümirten menschlichen Figuren, welche Männer und Weiber bei den verschiedensten bäuerlichen Arbeiten, z. B. beim Getreideschneiden und -binden, bei der Flachsernte u. s. w. darstellten. Viele andere dergleichen Figuren standen in dem Haupt- oder in den Nebengebäuden, um die lettischen Trachten verschiedener Gegenden oder, wie sie bei gewissen Festlichkeiten üblich sind, darzustellen, oder waren in den nach dem Muster der alten Zeit aufgebauten Wohnhäusern oder Wirthschaftsräumen placirt und zeigten die verschiedensten nationalen Arbeitsverrichtungen, als wie z. B. Spinnen und Weben, Stricken, Stricke flechten, Flachshecheln, Graupenstoßen im hölzernen Mörser, Dreschen und Getreidewindigen, Flachsbrechen und -schwingen u. s. w.

Die Litteratur-Abtheilung, die von dem Beschauer dem Inhalte nach natürlich am wenigsten genossen werden konnte, bot noch vieles andere, z. B. über die lettische Sprache, ältere Drucke, Grammatiken und Wörterbucher, Werke einzelner Sprachforscher, Dialektproben, Sammlungen von Volksliedern und anderen Traditionen, lettischen Schriften nicht-lettischer und lettischer Autoren, Proben aus der umfangreichen lettischen Presse, allerlei

Gedrucktes zur Darstellung des mannigfachen lettischen Vereinslebens, der Thätigkeit der Letten auf dem Gebiet der Musik. Hübsch war hier eine Sammlung alter lettischer Musikinstrumente. Auch eine Anzahl Gemälde lettischer Maler aus jüngster Zeit waren ausgestellt, aus denen man ersah, wie das strebsame Volk in alle Berufszweige gebildeter Völker sich hineinarbeitet.

Mehr als von all diesem wurde der Beschauer angezogen von den sehr zahlreichen Kleidungsstücken, die theils in ganzen Kostümen, theils einzeln zu sehen waren. Beschreiben läßt sich das alles hier nicht.

Ebenso wenig können hier die sehr guten Darstellungen älterer lettischer Gebäude geschildert werden, aus denen man namentlich auch ersah, wie das Volk einst ohne Eisen und ohne Bretter bei seinen Bauten hat auskommen können. Ich will nur eine aus fein gespaltenem, mit Weidenruthen an einen Stangenrahmen gebundenem Holz verfertigte Thür erwähnen, oder eine andere, die ohne Hängen in einem Falz los- und zugeschoben werden konnte. Das „moderne" lettische Wohnhaus war nicht geeignet, die neueren Wohnungen der Letten wirklich darzustellen, weil die Gesindes-Eigenthümer der Gegenwart vielfach auch schon elegantere steinerne Häuser bauen. Die Hauptsache ist aber, daß mit dem modernen Hause das eigenthümlich Nationale im Bau verloren geht.

In dem Innern des „modernen" Wohnhauses war aber viel Bemerkenswerthes, namentlich alte hölzerne Eß- und Trinkgeschirre, z. B. auch aus einem Kloß gearbeitete, wie sie allgemein üblich waren, ehe der Lette vom Deutschen die Böttcherarbeit gelernt hatte, sogar Proben nationaler Speisen, ferner Geräthe aller Art für häusliche Frauenarbeit u. s. w.

In einer langen offenen Halle standen Geräthe des Bienenzüchters (nebst Bienenstöcken), des Ackerbauers, des Fischers und diverse Modelle, welche die oft sehr einfache und doch zweckmäßige Methode lettischer Schiffsbauer, z. B. beim Stapellauf ihrer Fahrzeuge dem Auge vorführten. Mich persönlich und jeden Archäologen und Ethnographen fesselte besonders das Alte und Nationale, z. B. der dseinis, die Tritze, womit der Bienenzüchter seit 1000

Jahren sich an den Waldbienenbäumen emporgezogen hat, oder die merkwürdigen hölzernen Anker, die zum Theil noch jetzt von den Nieder Bartauschen Fischern gebraucht werden.

Vieles fand sich hier, was nicht so sehr in eine ethnographische, als in eine kulturhistorische Ausstellung hineingehörte, z. B. die neuesten Bienenstockformen oder modernsten landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthe. Aber dieses kulturhistorische war ja mit Bewußtsein in den Plan hereingezogen.

Leider habe ich den nationalen Konzerten und den mit Volksliedergesang vereinten zum ersten Mal öffentlich gebotenen dramatischen Darstellungen nationaler Festsitten (z. B. einer Hochzeitsfeier) nicht beiwohnen können. Man sagt, sie seien in hohem Grade gelungen.

Es ist sehr wünschenswerth, daß das einmal zusammengebrachte reichliche ethnographische Material beisammen bleibe und Aufstellung in einem besonderen Museums-Gebäude finde. Der, wie wir hören, erzielte Ueberschuß der Ausstellungseinnahmen über die Ausgaben wird hoffentlich den Anfang eines Bau-Kapitals bilden, und der ausdauernden Thätigkeit des lettischen Vereins wird es gelingen, das mit so gutem Erfolg begonnene Werk zu Ende zu führen.

Neben den wissenschaftlichen Anregungen war in den Kongreßtagen von höchster Bedeutung die persönliche Annäherung der Berufsgenossen und so vieler hervorragender Männer, die in einem verwandten Interessenkreise lebten, aneinander. Die Kongreßsitzungen selbst boten dazu natürlich wenig Gelegenheit, mehr die dankenswerthen Festivitäten, welche die Stadt Riga im Schützengarten und die livländische Ritterschaft im Ritterhause mit viel Geschmack und nobler Munificenz den Kongreßgliedern gaben. Dazu kamen Einladungen kleinerer Kreise in liebenswürdige Rigasche Patrizierfamilien und die täglichen Zusammenkünfte, wo die leibliche Erquickung gesucht wurde. Da wurden überall Gedanken und Ansichten zwischen den Freunden ausgetauscht und auch den Fremderen lernte man schätzen, und konnte sich sein Vertrauen erwerben. Es blieb zu bedauern, daß für den persönlichen näheren Verkehr der beiden nationalen Hauptgruppen der Mangel

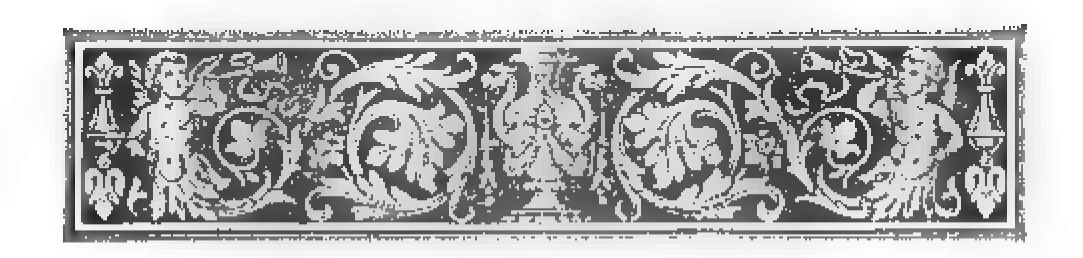
an Gewandtheit in beiden Sprachen ein großes Hinderniß war, ein Hinderniß, welches die Geneigtheit des guten Willens nicht beseitigen konnte.

Ueberschauen wir das Resultat, die Gesammtfrucht des Kongresses, so ist die letztere theils eine allgemeine, dem ganzen Reiche zukommende, theils eine besondere für die baltischen Provinzen. In der ersten Beziehung erwähnen wir die allgemeine Erfahrung, die die Gäste aus dem Innern des Reichs machen mußten, nämlich, daß im baltischen Lande geistige, wissenschaftliche Kräfte vorhanden sind, die sich bei all ihrer Eigenartigkeit dem Dienste des Reiches nicht entziehen. Dazu kam die Verständigung über mancherlei Fragen, ja in gewissem Sinne zu Resolutionen, deren Anerkennung und Verwirklichung überall nützlich sein wird. So erkannte der Kongreß zum Beispiel an, wie nothwendig es sei, historisch Denkwürdiges aus einer Provinz derselben nicht zu Gunsten der Hauptstädte zu entziehen, sondern in den Museen und Archiven eben derselben zu belassen, und zwar unter Bewahrung und Leitung, nicht etwa von Staatsbeamten, sondern von wissenschaftlich gebildeten Fachmännern, und faßte Maßregeln in's Auge zur Erhaltung oder Restaurirung von historischen Bauwerken und Kunstdenkmälern, wie solche auf privatem Wege gerade in unseren Provinzen schon seit Jahren angebahnt werden und zu manchem schönen Werk geführt haben u. dergl.

Unsere Provinzen hat die Aussicht auf den Kongreß in den letzten zwei Jahren zu doppelt eifriger Arbeit für die heimische Archäologie und Geschichte angeregt, damit wir auf dem Kongreß mit Ehren bestehen könnten. Diese Arbeit brauchte nicht jetzt erst zu beginnen. Das beweisen die fast 12,000 Nummern in der Bibliotheca Livoniae historica Ed. Winkelmann's (2. ed. 1878), zu welchen nun in 18 Jahren viele 100 Nummern hinzugekommen sind. Leider ist hier nicht der Raum, alle die litterärischen Arbeiten aufzuzählen, die von den gelehrten Gesellschaften im baltischen Lande in Anlaß des Kongresses in ihren letzten Jahresveröffentlichungen, oder auch von einzelnen Personen außerhalb solcher Jahreshefte in besonderen Schriften veröffentlicht worden sind. Es ist eine stattliche Reihe, die eine große Summe von wissenschaftlicher Arbeit und Förderung der Wahrheit enthält,

womit aber der Fleiß unserer Provinzen durchaus noch nicht zum Abschluß oder Feierabend gekommen ist, sondern vielmehr tausend neue Keime zu weiteren Forschungen gelegt hat, wie auch der Kongreß selbst zur Lösung vieler anderer Fragen Anregung gegeben. So sehen wir mit Befriedigung auf die Kongreßtage zurück und hegen nur den einen lebhaften Wunsch, daß es unseren Söhnen und Enkeln vergönnt wäre, auf dem Niveau der Bildung und Leistungsfähigkeit der Väter zu bleiben, oder, wenn es möglich wäre, über dasselbe hinauszuwachsen und den guten Namen, der ihr Erbe ist, zu bewahren.





Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preußischen Staatsarchivs.

(Schluß.)

1793.

1. B., 3. Jan. Es ist kein Zweifel mehr, daß Rußland den Adel auch in den ungerechtesten und ungesetzlichsten Forderungen stütze. Rückmann verbreitet überall, sein Hof werde den Herzog zwingen, die einseitige Limitation der Landtage anzuerkennen und den Adel zufrieden zu stellen. Er werde dem nächsten Landtage eine zerschmetternde Deklaration übergeben, welche dem Herzog die Ereignisse, denen er entgegengehe, enthüllen werde — falls der Herzog nicht freiwillig in jenen beiden Punkten nachgebe. Er redet von Sequestration des Herzogthums bis zur Mündigkeit des Prinzen Gustav — was die Opposition im Lande auch wünsche, um die Arrenden in die Hand zu bekommen. — Die Herzogin scheine schwanger zu sein, was ihr die jetzige Lage doppelt erschwere.

2. B., 6. Jan. Rußland beginnt seine wahren Absichten auf Kurland zu verrathen. Am 4. früh hat Rückmann dem Herzog eine Depesche vorgelesen, darin die Kaiserin erklärt, sie könne als Garantin der kurischen Verfassung nicht ohne großes Mißfallen die Unordnungen ansehen, wie sie in dem Aufstande der Müller sich gezeigt hätten, der eine Folge der Zwietracht sei, die seit vier Jahren zwischen dem Herzog und dem Adel herrsche. Sie willige darein, daß der Prozeß in den strittigen Sachen in Warschau wieder aufgenommen werde, verlange jedoch zuvor, daß die

Konstitution vom letzten 26. Mai, kassirt werde und der Herzog für immer die Legalität des einseitig limitirten Landtages anerkenne. Sie höre mit Verdruß, daß der Herzog einigen Edelleuten, welche sie ihres Vertrauens würdige, ihre Arrenden nehmen wolle, und fordere, daß das nicht geschehe, vielmehr der Herzog im Allgemeinen bei Vergebung der Lehngüter ihre Empfehlungen beachte. — Seit einiger Zeit werden alle Drohungen von Rückmann nur mündlich verlautbart, damit in den Akten kein Beweis des Bruches der eigenen Garantie vorhanden sei. — Der Herzog hat versprochen, sich so weit als möglich zu fügen. Die Konstitution vom 26. Mai habe er bereits wiederholt in Briefen an Ostermann für ungiltig erklärt, was durch die Berufung eines Pazifikations-Landtages bekräftigt werde. Da die Kaiserin es fordere, so werde er den einseitig limitirten Landtag anerkennen; er sei zu allen Opfern bereit, um zu einem Frieden mit dem Adel zu gelangen; aber da vorauszusehen sei, daß der Adel seine exorbitanten Forderungen erneuern werde, so bitte er um Aufrechthaltung der Garantieen von 1768 und 1775, wie es Ostermann wiederholt dem Baron Brincken zugesichert habe. Alle Lehngüter, die noch nicht versprochen seien, würden zur Verfügung der Kaiserin bleiben; aber da er geglaubt habe, daß er über die Arrenden frei zu verfügen habe, so seien schon mehrere Kontrakte für nächsten Johanni abgeschlossen. In der Sache der Müller berufe er sich auf die Rathschläge Rückmann's selbst. Letzterer erwiderte, er wisse nicht, wer so ungünstige Berichte (in der Depesche war dem Herzog Härte gegenüber den Aufständischen zur Last gelegt) nach Petersburg könne gesandt haben. Letzteres sei, meint H., sehr bekannt, da Herr von Mirbach am Abend des Aufstandes eine Staffette an Herrn von Howen abgeschickt habe. — Der Herzog hat H. wissen lassen, daß er seine Sache in Warschau dem General Kossakowski anvertraut habe, welcher geantwortet habe, er und seine ganze Familie seien von dem guten Recht des Herzogs überzeugt, aber er sage ihm voraus, daß die Entscheidung des Souzeräns zu Ungunsten des Herzogs ausfallen werde, weil die Kaiserin es so wolle und weil der künftige Reichstag zu abhängig von ihr sein werde, um gegen ihren Wunsch zu entscheiden. In dieser verzweifelten Lage beschwöre der Herzog den König, ihn

und seine Kinder nicht zu verlassen. Er habe H. gebeten, die unziemliche Weise hervorzuheben, mit der Rußland sein Spiel treibe, mit seinem dem Grafen Goltz gegebenen Wort, weder die Gesetze Kurlands noch die eigenen Garantieen verletzen zu wollen. Der Herzog betone die Gefahr, Kurland mehr als jemals unter das fremde Joch gebeugt zu sehen und thatsächlich russische Provinz zu werden. „Tout cela, Sire, paraitra très simple à V. M. de la part de S. A. S.“ — Es geht das Gerücht, daß ein russisches Korps unter Repnin sich in Marsch gesetzt habe.

3. B., 10. Jan. Der Herzog dankt für die Güte, welche der König ihm in dem Reskript vom 31. Dez. kundgebe. — Der Bericht Rückmann's über den Aufstand der Müller nach Petersburg soll für den Herzog völlig nachtheilig gelautet haben. H. will an eine solche Doppelzüngigkeit noch nicht recht glauben, da ja Rückmann selbst die getroffenen Anordnungen angerathen habe. Am Sonntag nach dem Aufstande sei er zu H. gekommen und habe ihm gesagt, daß er schon am Donnerstag Morgen dem Fürsten gerathen habe, die Aufrührer durch Kanonenschüsse zu zerstreuen. Der falsche Bericht an die Kaiserin sei wahrscheinlich, meint H., von der hiesigen Kabale ausgegangen, die ja auch jetzt noch drohe, sie werde auf dem nächsten Landtage wegen des Stillestehens der Mühlen im Lande während 14 Tagen, vom Herzog einen Schadenersatz von 50,000 Thl. Alb. fordern. Sie habe auch die Müller aufgestachelt zur Einreichung einer Forderung von 15,000 Thl. Alb. an Schadenersatz, und es sei immer ein Aristokrat, der ihre Sache führe. Die beiden Haupturheber des Aufstandes, Preuß und Michaelis, beide Preußen, haben H. gebeten, in Berliner Zeitungen ein Referat über den Aufstand einrücken zu lassen, das sie angefertigt hätten; dasselbe sei ein vollkommenes Lügengewebe. H. bittet um Anordnung, daß die Berliner Blätter dieses Machwerk nicht aufnehmen. — Das Ministerium hat trotz allen Bemühens von Rückmann nichts Schriftliches über seine dem Herzog neulich vorgelesene Depesche erlangen können. Er habe Offenberg erklärt, er dürfe nichts Schriftliches geben, wolle aber die Depesche nochmals vorlesen, was er auch gethan habe. Außerdem, wars H. bereits berichtet, stehe darin, der Herzog solle sich nicht unterfangen (s'aviser) für

den nächsten Landtag andere Deputirte wählen zu lassen als die des einseitig limitirten Landtages. Rückmann hat Herrn von Offenberg im Vertrauen eine Liste von 58 Lehngütern gezeigt, die der Herzog den von der Kaiserin zu bezeichnenden Personen verleihen solle; darunter seien 30, die nach dem von der Regentschaft festgesetzten Pachtsatze vergeben seien. Rückmann hat auf die rechtlichen Einwände Offenberg's erwidert, es handele sich nicht um Recht oder Gerechtigkeit, sondern um Politik, und wenn der Herzog nicht genau erfülle was von ihm verlangt werde, so werde man Gewalt anwenden. In der That laufe das Gerücht, mehrere russische Regimenter hätten Befehl erhalten, sich der kurischen Grenze zu nähern. So nehme der russische Hof dem Herzog das einzige wirksame Mittel des Einflusses, die Pachtgüter, und der Adel sei stets zu haben für den, welcher sie ihm geben könne. Im Augenblick machen diese russischen Maßregeln bedeutenden Eindruck auf die vernünftigen und patriotischen Leute; aber diese werden ohne eine starke Stütze nicht wagen ihre Stimme zu erheben. H. wagt daher keine energische Sprache zu führen, weil das ernste Folgen haben könnte und er nicht wisse, ob der König den Herzog weiter unterstützen wolle. Falls der König dieses wolle und es in seinem Interesse liege, Kurland vor der russischen Unterjochung zu bewahren, erlaube er sich folgende Vorschläge: den Wiener Hof aufzufordern, in Petersburg vorzustellen, daß die Herrschsucht Rußlands dem Bunde der drei Mächte gegen die Franzosen empfindlich schaden müßte. — Der Herzog ist krank, hat mehrere Anfälle von Ohnmacht gehabt.

R., 22. Jan. Der König habe einige Berichte nicht beantwortet, weil die Thätigkeit der Mitauer Mission allmählich verlangsamt werden solle. Das russische Vorgehen gegen den Herzog sei sehr willkürlich und bedrohe die Verfassung des Landes. Der Augenblick sei zu kitzlich (délicat), um der Kaiserin erneute und dringliche Vorstellungen zu machen. Sobald günstigere Zeit eintrete, werde der König Alles thun, um den Herzog zu stützen; H. soll aber jetzt im Verkehr mit dem Herzog sich zurückhalten. Den Wiener Hof hineinzuziehen sei ganz unmöglich, da die Kaiserin dadurch tief verletzt werden würde; auch liege es nicht im preußischen Interesse, Wien in die kurländischen Dinge zu verwickeln, wodurch

dieser Hof vielleicht dazu gebracht werden könnte, an den polnischen Geschäften unmittelbarer theilzunehmen, als er es bisher vermocht habe.

4. B., 13. Jan. Rückmann hat die Liste der 58 Pachtgüter dem Herzog nach Würzau geschickt. Darauf ist Mirbach in Würzau gewesen und erzählt, der Herzog habe ihn versichert, er wolle Alles zur Befriedigung des Adels thun. Man erzählt sich, daß die Oberräthe, welche die Konstitution vom 27. Mai 1792 für gesetzlich halten, sollten suspendirt werden, was dafür spreche, daß man die sämmtlich russisch gesinnten Ober-Hauptleute an ihre Stelle bringen will. „Par ce moyen l'Impératrice achevera de gawoter ce prince“. Man sehe, daß der Herzog auf's Aeußerste verfolgt werden solle, auch daraus, daß von einem erneuten Einbringen des umstürzenden Reformprojektes vom letzten Jahre in Warschau die Rede sei. -- In Polen sollen die Russen Provisionen für 5—6 Jahre angehäuft haben. Man rede davon, daß Littauen abgetrennt und als eigenes Großfürstenthum dem Großfürsten Konstantin solle gegeben werden.

5. B., 17. Jan. Der kommende Landtag werde ganz russisch gesinnt und von Rückmann beherrscht sein. Der Herzog, noch leidend, hat H. mittheilen lassen, daß Mirbach ihn versichert habe, er sei nicht sein Gegner, sondern wünsche eine Komposition. Der dem Herzog übergebene Entwurf zu einer solchen sei maßvoll und könne angenommen werden nach den vom Herzog bereits gemachten Zugeständnissen (einseitige Limitation und Verpachtungen); es komme darauf an, ob der Adel seine Stellung nicht mißbrauchen und weiter gehen werde.

6. B., 20. Jan. Mirbach spricht sich unzufrieden mit Howen aus, in Hinsicht auf die von Rückmann dem Herzog vorgelesene Depesche. Howen sei in seinem Haß gegen den Herzog zu weit gegangen. Mirbach hat dem Herzog versprochen, für die Komposition zu wirken und die Allodien nicht anzugreifen. Ob Mirbach aufrichtig sei, werde sich zeigen. — Der Herzog ist noch zu Bette. Die Herzogin ist wahrscheinlich schwanger.

R., 1. Febr. H. soll seine Thätigkeit weiter einschränken (ralentir).

7. B., 24. Jan. Am 22. ist H. bei dem kranken Herzog gewesen und hat ihm die preußische Deklaration über den Einmarsch in Polen mitgetheilt. Man glaubt an eine neue Theilung Polens. Man glaubt auch, daß die Kaiserin die Abberufung H.'s gefordert habe.

8. B., 31. Jan. In einem Schreiben an den König hat der Herzog um Fortdauer der Mission H.'s gebeten. Beim Verlassen dieses Landes werde H. nur bedauern, von einem Intriganten wie Howen vertrieben worden zu sein. — Am 22. Januar ist General Sievers auf dem Wege nach Grodno in Mitau gewesen, hat den Herzog gesprochen, dessen Muth dadurch etwas gehoben worden ist. Sievers hat dem Herzog gesagt, die Kaiserin wünsche gewiß nicht, daß er in Betreff der Arrenden sein gegebenes Versprechen widerrufe. Sievers sei einer der loyalsten Männer, die er, H., in Rußland habe kennen gelernt. — Der Landtag beginnt heute.

9. B., 3. Febr. Die Eröffnung des Landtages ist Rückmann nicht, wie üblich, durch eine Anrede, sondern durch eine Note angezeigt worden, die er auch schriftlich beantwortet hat. In dieser Antwort hat er dem Landtage gerathen, die Forderungen an den Herzog nicht zu übertreiben. H. hat man wie bisher die Anzeige zu machen unterlassen. Der Herzog ist in Mitau gewesen und hat mit Mirbach über die Komposition unterhandelt. Da es nicht üblich sei, ihm, wenn er in Mitau ist, einen Besuch zu machen, so ist H. nicht hingegangen.

Immediatbericht vom 9. Januar an den König: Der Herzog hat sich in seiner verzweifelten Lage entschlossen, den König um Hilfe anzuflehen; er hat H. gebeten, einen Ueberblick über die Ereignisse der letzten sechs Monate abzufassen, was H. nicht habe verweigern können.*) Am Schluß des Memoirs sagt H., er könne die Bitte des Herzogs nicht unterstützen, denn wenn der König nur unsicher für den Herzog eintrete, so werde sich Rußland in seinen Plänen nicht stören lassen und der König sich nur bloßstellen. H. sieht seiner Abberufung entgegen. Der Aufenthalt

*) Das beigefügte Memoir faßt den Inhalt der Depeschen kurz zusammen.

in Mitau sei von einer schrecklichen Theuerkeit und er werde sich in dieser Beziehung überall anderswo besser befinden.*)

R., 15. Febr. Da der kurische Landtag die „Grobheit" begangen habe, H. nicht wie Rückmann die übliche Deputation zu schicken, so ergreift der König diesen Vorwand, um H.'s Abberufung zu beschließen; H. werde die Abberufungsschreiben mit einer der nächsten Posten erhalten. Er solle sich an den kurischen Angelegenheiten nicht weiter betheiligen.

Immediatvorlage (ohne Datum und Nummer) des Ministeriums an den König: Das Ministerium hat Se. Majestät die Klagen zur Kenntniß gebracht, welche Herr von Alopäus auf Befehl seiner Souveränin sowohl persönlich gegen den Herrn von Hüttel, als gegen das Bestehen selbst einer preußischen Mission in Mitau vorgebracht hat. Der König sei peinlich berührt worden, zu sehen, daß die Uebelgesinnten in Kurland über die Haltung wie die Prinzipien H.'s die Kaiserin hintergangen haben. H. habe stets dem Herzog zur Mäßigung gerathen, ihn mehrmals für die russischen Wünsche zu stimmen und die Versöhnung mit dem Adel zu fördern gesucht. Aber es scheine, daß auch die guten Dienste einer Partei mißfallen hätten, welche auf Mehrung der Wirren ausgehe und sich eines intelligenten Beobachters und eines Gegners ihrer Intriguen zu entledigen wünsche. Zu diesem Zweck sei der Herr von Howen nach Petersburg gereist. Das Ministerium habe, um die aktuellen Gesinnungen des Herzogs nicht zu schwächen, diesem sowohl wie dem Herrn von H. die Kenntniß des geheimen Artikels vorenthalten, welcher in Betreff der kurischen Angelegenheiten dem neuerdings zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Allianzvertrage beigefügt sei. H. habe stets das Beste im Auge gehabt. Wenn auch „par une suite de la condescendance dont le Roi se plait à donner constamment des preuves à Son Auguste Alliée, Sa Majesté fût disposée à faire cesser une mission, qui n'a jamais du être que temporaire, le moment présent nous semblerait pourtant pas convenable". Die plötzliche Abberufung wäre für

*) Diesem Urtheil Hüttel's darf man etwas mißtrauen, da er schon in Petersburg fortwährend mit Schulden zu kämpfen hatte, die der König wiederholt bezahlte.

H. eine unverdiente Verletzung und für die kurischen Aristokraten ein Preußen verletzender Triumph. Kurland sei überdies nicht frei von dem gegenwärtig sich verbreitenden revolutionären Geist, und bei der augenblicklichen Krisis in Polen könnte sich in einem Nachbarlande ein neuer Herd der Rebellion bilden, da die aristokratische Partei dort zuerst das Beispiel des Aufstandes gegeben habe. Man müsse so nahe als möglich darüber wachen, und H. würde nur die russischen Interessen fördern, wenn dem Herrn v. Rückmann der Befehl zuginge, in vollem Einverständniß mit ihm zu handeln. Sei die Ruhe wieder hergestellt, so werde der König keine Schwierigkeiten gegen die Abberufung seines Ministers erheben.

10. B., 10. Febr. Der seit 3 Wochen zwischen dem Herzog und dem Landesbevollmächtigten verhandelte Entwurf einer Komposition ist endlich fertig geworden und dem Landtage übersandt worden, welcher mit ihm sehr zufrieden ist. Die Einzelheiten kennt bisher nicht einmal das Ministerium des Herzogs. Aber es ist zweifellos, daß der Fürst den Frieden sehr theuer erkaufen wird, sowohl durch Verlust an Rechten, als an Geld. Er hat H. z. B. anvertraut, daß er für die Prozeßkosten eine Entschädigung von 40,000 Dukaten versprochen habe. Howen habe eine Arrende von 6000 Thl. Alb. auf Lebenszeit erhalten, sowie ein Darlehen von 75,000 Dukaten zu 3 Prozent zur Bezahlung der Güter, die er im vorigen Jahre erworben habe. Die Häupter der Opposition haben vortheilhafte Verwaltungen und Rückmann vier Pachtgüter in der Nähe Mitau's gefordert, wo das Gestüt des Herzogs stehe, welches er für den russischen Großfürsten eingerichtet habe. Die Arrenden sollen künftig sechs Jahre laufen. Da die Ausgaben des Lehns künftig die Einnahmen stark übersteigen würden, so hat die Opposition eingewilligt, daß mehrere Güter, die verpachtet werden sollten, nun in Administration verbleiben. Für den Herzog sei jetzt die größte Sorge, wie er den Empfehlungen Rußlands gerecht werden solle; denn es seien mehr Empfohlene da als vakante Pachtgüter. Er hat sich deswegen durch Rückmann nach Petersburg gewandt. Der Herzog denkt wieder an eine Ausreise; die Reise der Herzogin sei gewiß; sie werde ihre Niederkunft im Auslande abhalten. Es

läuft wieder das Gerücht, Kurland solle in Polen einverleibt werden.

11. B., 17. Febr. Die Komposition verzögert sich, weil viele Edelleute noch unzufrieden sind mit der Vertheilung der Arrenden, die natürlich nicht völlig gleichergiebig sind. Andere fordern Erhöhung der Pachtsummen, weil die Ausgaben (die staatlichen) sonst nicht gedeckt seien. Der Herzog thut Alles, um den Frieden herzustellen. „Unter diesen Umständen ist es doppelt ärgerlich für S. F. D., an seinem Hof einen russischen Minister wie den Herrn von Rückmann zu haben, dessen sittlicher Charakter sich immer ungünstiger entfaltet hat. Ohne die enormen Forderungen an den Herzog zu rechnen, wird er vom Publikum beschuldigt, die Protektion seiner Souveränin zu verkaufen und so zu sagen die Pachtgüter versteigert zu haben". Alles das greife den Herzog sehr an, er wolle aus dem Auslande nicht mehr heimkehren. Manche Anzeichen, z. B. die Umgestaltung seiner Jagd, geben dieser Vermuthung Gewicht.

R., 28. Jan. Das Abberufungsschreiben wird an H. übersandt, vorgeblich wegen der ausgebliebenen Deputation des Landtages, thatsächlich weil der Grund der Errichtung dieser Mission fortgefallen sei. H.'s Sekretär d'Arrest wird nach Warschau in die Gesandtschaft zu Buchholtz beordert. H. wird anheimgestellt, seine Geschäfte zu ordnen und heimzukehren.

12. B., 24. Febr. Die Komposition ist endlich abgeschlossen. Der Herzog verliert dabei mehr als er gewinnt. Da er mit Mirbach allein, ohne Zuziehung eines Ministers, an der Sache gearbeitet hat, so hat er sogar Dinge unterschrieben, zu deren Genehmigung er nicht das Recht hat; z. B. die Bestimmung über die Macht der Regentschaft, das Land zu regieren ohne der Zustimmung des Herzogs zu bedürfen, selbst in Finanzsachen. Nachher hat der Herzog von diesem Artikel nichts gewußt und sich beklagt, daß er hintergangen worden sei. Die Sache habe der Herzog sehr schlecht geführt. Hätte er die Sache geschleppt, so hätte Mirbach wahrscheinlich in Vielem nachgegeben, da er aus Petersburg müsse Nachricht bekommen haben, daß die Kaiserin anfange, sich zu Gunsten des Herzogs zu erweisen. Was der Adel auch gewinne, es sei doch im Mißverhältniß zu den Kosten

dieses Streites. Außer dem don gratuit, zu dem der Hof sich verpflichte, sei jeder Haken Landes für eine Kontribution von 416 Thl. Alb. soeben abgeschätzt worden, um jene Kosten zu decken, was auf 300 adlige Haken mehr als 125,000 Thl. Alb. mache. Die Klagen und Unzufriedenheit der Masse des Adels mit den Deputirten und dem Bevollmächtigten treten um so lauter hervor, als diese Herren die lukrativsten Pachtgüter sich haben geben lassen, — ein „objet infiniment plus intéressant pour chaque individu, que..... quelques avantages obtenus pour la totalité de l'Ordre". Die Herzogin reise am 8. März über Berlin nach Karlsbad; der Herzog scheine seine Reise aufgegeben zu haben. H. wünscht nach Empfang seines Abberufungsschreibens bei seinen Verwandten in Kurland auf dem Lande bis zum Mai bleiben zu dürfen. (Wird am 8. März genehmigt).

13. B., 3. März. Obwohl H. sich nicht weiter in die kurischen Dinge mischt, glaubt er doch über die unerwartete und wirklich drückende Lage berichten zu müssen, in die der Herzog sich versetzt sieht. Nach Allem was geschehen, glaubte man, daß die Kaiserin befriedigt sei. Die Landboten gaben sogar zur Feier der Aussöhnung dem Herzog am letzten Sonntag ein schönes Fest. Am Dienstag darauf las Rückmann dem Herzog eine mit Stafette ihm zugegangene Depesche vor, in der der Vergleich im Allgemeinen mißbilligt und dem Herzog heftige Vorwürfe gemacht wurden, weil er nicht alle in der Liste bezeichneten Personen mit Pachtgütern versorgt habe. Die vom Herzog vorher eventuell an andere Personen verliehenen Kontrakte müßten aufgehoben werden, widrigenfalls Truppen einrücken und die herzoglichen Allodien sequestriren würden. Zugleich legte Rückmann eine zweite, noch zahlreichere und von der ersten abweichende Liste vor, in der das Gut, welches Jeder erhalten sollte, ausdrücklich genannt war. Es sei nun dem Herzog nicht möglich, die Zumuthung der Kaiserin zu erfüllen, da die im Besitz befindlichen Pächter ihre Güter nicht freiwillig räumen würden und der Herzog über keine Zwangsmittel verfüge. Wenn nun der Herzog, die nach der Komposition in Administration verbliebenen Güter verpachten wollte, um der Forderung zu genügen, so würden die Staatsausgaben die Einnahmen vom Lehn übersteigen und der Herzog könnte genöthigt

werden, seine Allodien mit der Pension des Prinzen Gustav zu belasten. Das sei um so mehr zu fürchten, als die russischen, mit Arrenden bedachten Beamten, wie es scheine, selbst die Pachtsummen festsetzen wollten, welche sie zu zahlen hätten; so habe General Pahlen erklärt, er wolle nur 500 Dukaten für ein Gut zahlen, welches mindestens 2500 Dukaten jährlich trage. Der Herzog habe sich an Subow um Verwendung gewandt. Man wolle in Petersburg offenbar den Herzog und seine Kinder ruiniren. In Petersburg verbittere Howen immer mehr die Stimmung der Kaiserin gegenüber dem Herzog, denn er glaube, daß jetzt die Gegner des Herzogs durch die augenblickliche Disposition Rußlands Alles erlangen könnten, was sie wollen.

14. B., 10. März. H. hat das Abberufungsschreiben vom 28. Febr. erhalten. Er übersende die ihm vom Herzog zugeschickte Kompositionsakte, zu der er nur wenige Bemerkungen machen wolle. — Der Herzog habe, um sein Allod zu schützen, sich und seine Nachfolger unter eine Art von Tutel der Regierung und des Adels gestellt. Indem der Adel das Recht erlange, sich einseitig zu prorogiren und dieselben Landboten nach zwei Jahren wieder zu wählen, werde es den Intriganten leicht gemacht „de propager une funeste oligarchie“. Vielleicht sei der russische Minister deshalb mit dem Vergleich unzufrieden, vielleicht wolle er nicht, daß die künftigen Herzoge an Rechten einbüßen oder daß die Allodien unanfechtbare Erbgüter der Kinder des Herzogs werden. H. meint, die Kaiserin wolle „écraser ce Prince et ses enfants“ und suche nach einem Vorwand, um die Allodien zu sequestriren. Die Versicherung des Königs, den Herzog auch ferner zu stützen, werde dessen Sorge vermindern, sich in der Hand eines Hofes zu befinden, der seinen Ruin wolle. Der Herzog habe einen Kanzleisekretär nach Petersburg geschickt, Kreatur und Vertrauten des Herrn von Howen, um diesen zu gewinnen, wozu wenig Aussicht vorhanden sei. Rückmann arbeite weiter gegen den Herzog.

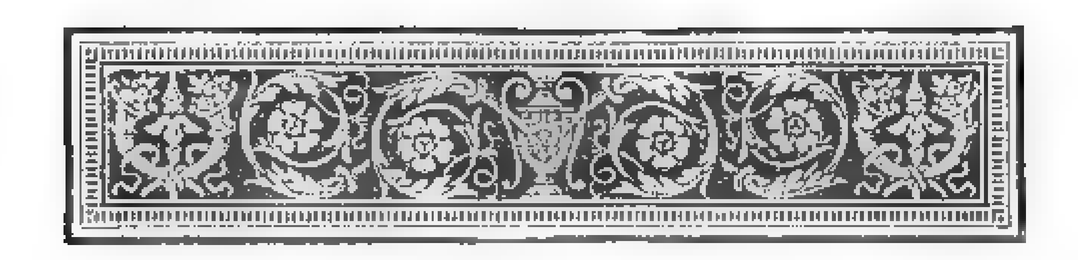
15. B., 17. März. Am letzten Donnerstag ist der Graf von Artois unter dem Namen eines Herzogs de Meillevaye in Mitau angekommen. Der Herzog hat ihm einen Edelmann des Hofes entgegengeschickt und ihm Wohnung im Schloß angeboten, bis die Aa wieder passirbar wäre. Der Graf hat aber nicht

angenommen, sondern ist in einem Gasthofe abgestiegen und am 16. früh nach Riga weiter gereist. Der Herzog wäre wohl zur Stadt gekommen, wenn ihn die ausgetretenen Flüsse nicht abgehalten hätten. Die Herzogin ist am letzten Montag abgereist. Die schweren Verkehrsbedingungen, sowie noch immer schwanke Gesundheit verhinderten H. bisher, dem Herzog sein Abberufungsschreiben zu überreichen.

16. B., 28. März. Die Lage in Petersburg sei noch dieselbe. Die Kaiserin werde stets von Neuem gegen den Herzog gestachelt. Letzterer setze seine einzige Hoffnung auf den Botschafter am polnischen Hofe von Sievers, der ihm wohlgesinnt und von dem dem Herzog zugefügten Unrecht überzeugt zu sein scheine. Rückmann verbreitet, daß in Folge der in Polen sich vorbereitenden Ereignisse die Souzeränität über Kurland zum Theil an Rußland fallen werde. Dieses Gerücht bedrücke vollends den Herzog, und das ganze Land sehe in seiner Verwirklichung das allergrößte Unglück, weil es dann einem ähnlichen Schicksal wie die Krim entgegensehe. Repnin soll die Nachricht an Rückmann geschickt haben.

17. B., 7. April. Am 5. April hat H. sein Abberufungsschreiben überreicht. Der Herzog dankte gerührt für die Verheißung fortgesetzten Interesses des Königs für ihn, versicherte Se. Majestät sei seine einzige Hoffnung, und flehe ihn an, ihn nicht zu verlassen. Niemals sei der Herzog so niedergeschlagen gewesen. Der Kanzleisekretär hat aus Petersburg schlimme Botschaft gebracht: die Kaiserin scheine auf der Erfüllung ihrer Forderungen nach der letzten Liste bestehen zu wollen; allerlei private Forderungen tauchen jetzt auf, die die Kaiserin in Schutz nehme; auch die Pension für den Prinzen Karl werde er erhöhen müssen. — H. werde nun aufs Land gehen, um dort bis zu seiner Abreise von Kurland zu bleiben.

Einer Personalakte Hüttel's entnehme ich, daß es wegen wiederholter dringender Bitten H.'s um Geld zur Bezahlung seiner Schulden zu bösen Auseinandersetzungen mit dem Ministerium kommt. H. geht zu seinen Verwandten nach Berschek, wo er längere Zeit krank darniederliegt, und erst Ende Juni reist er über Rautenberg nach Berlin ab.



Wanderungen durch unsere Provinzialhauptstadt.*)

Ereignißreiche Jahre sind seit unserer letzten Wanderung über unsere Stadt dahingegangen. Wiederum haben die Domgebäude ein Stück ihrer zentralen Bedeutung für unsere provinzielle Kultur einbüßen müssen: die Stadtbibliothek mit ihren Schätzen an Büchern, Manuskripten und Bildern hat im Rathhause eine neue Heimstätte gefunden. Es ist Zeit, daß auch wir das alte Gemäuer, das Gotteshaus und den Kreuzgang, verlassen; denn, wollten wir alle die Personen und Ideen, welche im Laufe unserer Geschichte von dort aus gewirkt haben, im Geiste wieder aufleben lassen, so brächten wir uns um die Wanderung in die übrigen Stadttheile.

Wir wenden uns der Kaufstraße zu. Es ist nicht möglich, ohne Aufenthalt durch die kurze Kramerstraße zu kommen. Links von uns, zwischen der Neustraße und der Rosengasse, erinnert der Häuserkomplex mit seiner nüchternen, fast kleinlichen Physiognomie an den raschen Wechsel der Zeiten; an die Rücksichtslosigkeit, mit der die jüngeren Generationen gegen die Heiligthümer der älteren verfuhren.

An der bezeichneten Stelle hatte das 13. Jahrhundert eine Kirche erbaut und sie dem heiligen Paulus geweiht, mit Altaren und Bildern geschmückt. Rundum lag ein Kirchhof, der über ein Säkulum Geistlichen und Bürgern als Grabstätte diente. Gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts erhob sich ein Streit zwischen

*) Vergl. „Balt. Monatsschrift" 1880, S. 232 ff. und S. 531 ff.

dem Erzbischof und den Bürgern der Stadt über den geheiligten Platz, bis derselbe von den Bürgern gewaltsam besetzt wurde; endlich mußte er aber doch auf einen Machtspruch des Papstes dem Erzbischof herausgegeben werden. Bald nach dieser Entscheidung, am Anfang des 15. Jahrhunderts, verschwindet St. Paul aus der Ueberlieferung, um nie wieder aufzutauchen. In der Zeit der Reformation war die Kirche nicht mehr vorhanden. Kein Kreuz, kein Leichenstein, kein baulicher Ueberrest läßt erkennen, an welcher Stelle über zwei Jahrhunderte hindurch die Messe gelesen, das Evangelium verkündigt und das heilige Sakrament vertheilt worden.

Auch die Rosengasse hatte einst ein gänzlich anderes Aussehen. Um die Hälfte breiter als heute, bot sie einer Reihe von Schmiedewerkstätten Raum, die hier an der Grenzmauer der Alt- und Neustadt ihr lärmendes und feuergefährliches Wesen trieben. Die Straße trug bis mindestens gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Namen: „Schmiedestraße".

Stärker werden wir von einer kleinen Thür in der Kramerstraße, an der Ecke der Rosengasse, angezogen. Sie bildet den Eingang zu dem ehemaligen Rathskeller, über dem jetzt der Laden von Hugo Frey liegt. Das Straßenterrain ist hier im Laufe der Zeit um 5 bis 6 Fuß erhöht worden, und man hat jetzt etwa 15 Fuß hinabzusteigen, um in das alte Trinklokal zu gelangen. Noch heute wölben sich dieselben Steine über den stattlichen Pfeilern, wie vor 500 Jahren. Wo jetzt einige Faden Brennholz unschön aufgeschichtet liegen, versammelten sich einst die Väter der Stadt, die fremden Kaufleute, wohl auch manches kahlhäuptige Mönchlein zum Abendtrunk. Der ansehnliche Raum mit seinen kräftigen Pfeilern und seinen weiten Deckenbögen mag in alter Zeit so manches trauliche Plätzchen zur Erholung und Erfrischung geboten haben. Da mag manch' geldbringendes Geschäft, aber auch manch' diplomatische Akte eingeleitet worden sein.

Nach kurzer Rast steigen wir wieder zur Straße empor. Vor uns liegt das Rathhaus, über 500 Jahre lang der Mittelpunkt städtischen Lebens. Denn seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts waren hier in dem einen Gebäude die wichtigsten städtischen Behörden vereinigt. Die würdigen Herren des Rathes mögen

wohl früher in einem anderen Hause in der Kaufstraße (vielleicht über dem Rathskeller oder in der Nähe desselben) ihre, weit über das Gebiet der Stadt hinausreichende Thätigkeit entfaltet haben. Rechtgesprochen aber hat man wohl von Anbeginn der Stadt hier am Markt.

Denn das älteste Gericht duldete keine Einhegung in gemauerte Wände, und kein altes deutsches Rathhaus entbehrte der Gerichts-Laube, einer offenen, meist überwölbten Halle, in der die „openbaren", d. h. öffentlichen Handlungen des Rathes vorgenommen wurden. Das älteste Rigasche Rathhaus war an der Vorder- und Hinterfront mit Bogengängen geziert, hinter denen in einzelnen Buden Krämer und Höker ihre Waaren feilboten. In einer dieser „Lauben" empfing der Bürger sowohl seinen Urtheilsspruch, als auch die Beurkundung von Rechtsgeschäften; hier übertrug z. B. vor dem Vertreter des Rathes und den Kämmerern der Stadt der Eigenthümer sein Immobil an seinen Mitbürger. Ein Advokat, in älterer Zeit wohl der Stadtschreiber, verlas den Antrag des Verkäufers zum Verkaufsgeschäft; der vorsitzende Rathsherr, gewöhnlich der Bürgermeister, erklärte die betreffenden Dokumente für richtig; Käufer und Verkäufer reichten einander die Hände, worauf der Käufer den feierlichen Eid leistete, das erworbene Immobil niemals in fremde (außerstädtische) oder geistliche Hände kommen zu lassen. Indem sich dann die Kämmerer von ihren Sitzen erhoben, war das Rechtsgeschäft abgeschlossen, und der Stadtschreiber konnte dessen Verzeichnung in die Stadt-Erbebücher vornehmen.

Je bedeutender und mannigfaltiger Handel und Verkehr in der Stadt sich gestalteten, desto problematischer wurde die Oeffentlichkeit bei den Gerichtsverhandlungen und Rechtsgeschäften „vor dem Rath".

In die Rathsstube selbst aber drang in der älteren Zeit kaum eine unberufene Person; über Wohl und Wehe der Stadt, über Pflasterung der Straßen, über die Anlegung von Brunnen und öffentlichen Gebäuden, über alle Zweige der städtischen Verwaltung, aber auch über Krieg und Frieden, über Besendung der Hansatage und fremder Fürstenhöfe berieth der Rath allein, wenn auch die Beschlußfassung meist nicht ohne Mitwirkung der

Bürgerschaft geschehen konnte. Die große gemauerte Treppe, welche vom ersten Stock im Mittelalter auf den Markt hinabführte, war durch Schranken den gewöhnlichen Sterblichen verschlossen.

Ueber dem Dache erhob sich ein schlanker Thurm, dessen Spitze die Reitergestalt des h. Georg trug.*) An den beiden schmalen Seiten des Hauses wurde das Dach von zwei hohen gothischen Giebeln flankirt. Ungefähr um die Hälfte kleiner, als das heutige, stand das alte Rathhaus wohl schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts in dem beschriebenen Aeußeren da. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat es keine erheblichen Umbauten erfahren, außer daß einige der am und unten in dem Gebäude befindlichen Buden zur Unterbringung städtischer Behörden geräumt werden mußten. Das Haus entstand in einer Zeit, wo die Gothik auf profanem Gebiet ihre herrlichsten Werke schuf und in vielen Städten Nord-Deutschlands stattliche Rathhäuser neuerrichtet wurden.

Der Bau, der dem Rathe von Riga eine würdige Stätte bereitete, hat vielleicht zur Gründung einer Verbindung der Maurer in Riga Anlaß gegeben, die dann mit den Maurer-Verbänden des Reiches Fühlung suchte. Jedenfalls diente der Neubau als Muster für den Baustil der Privathäuser in der Stadt. Das Merkwürdigste am Hause mag wohl die damals neue, dann wieder lange außer Mode gekommene Zentralheizung gewesen sein, die in fast moderner Weise von einem ungeheuren Keller-Ofen aus durch Röhrenleitungen („Pipen") die oberen Gemächer erwärmte. Dagegen ist von malerischer oder plastischer Ausschmückung vor dem 15. Jahrhundert kaum die Rede, ganz entsprechend der Entwickelung der verschiedenen Kunstzweige in Nord-Deutschland. Während im 13. und 14. Jahrhundert keine Kunst mit so allgemeinem Interesse gepflegt und bewundert wurde wie die Architektur, beschränkte sich die Plastik und Malerei auf die Kleinkunst in Geräth und Wandschmuck. Erst, als unter der Einwirkung der italienischen Renaissance der Geschmack und das

*) Der Mollynsche Kupferstich von 1612 (reproduzirt u. A. in Mettig's Geschichte Riga's) zeigt, wenn auch undeutlich, den h. Georg, die Fahne deutet auf den Drachentödter.

Verständniß für die gothische Baukunst der Deutschen zu schwinden begann, wurde das Auge für lebhafte Farben und wechselvolle Linien wieder so empfänglich, wie in der alten Zeit des romanischen Stils.

Namentlich hob sich die Malerei aus dem Handwerksmäßigen in's aristokratische Gebiet wahrer Künstlerschaft. Im 15. Jahrhundert fanden in Riga Maler vielfach Beschäftigung, hauptsächlich an den Kirchen, deren Innen- zum Theil auch Außenwände mit Gemälden bedeckt wurden. Auch sind in diesem Jahrhundert so viel Gemälde, „Tafeln" genannt, hierher eingeführt worden, wie kaum in einer späteren Periode. Die Vikarienbücher, die Verzeichnisse von Altarstiftungen lassen das erkennen. Die Obrigkeit der Stadt blieb in diesen Bestrebungen nicht zurück. Wir erfahren, daß bereits im Rechnungsjahr 1407/8 ein Kreuz auf dem Rathhause „gemalt wurde"; freilich kann der Werth des Kunstwerks nicht hoch angeschlagen werden; denn der Künstler, der Glaser Bernd, erhielt für diese Leistung einen Ferding, den Preis für eine Tonne Bier. Werthvoller war „das Laken", das 1411/12 von Johann Wantschede, der im selben Jahre sein Amt als Bürgermeister antrat, geliefert wurde. Der Preis betrug 26 Mark, wofür man schon 26 tüchtige Arbeitspferde kaufen konnte. Wahrscheinlich war „das Laken" ein Wandteppich mit einem eingewebten Bilde. Im Jahre 1466/67 malte ein ungenannter Maler „die Bilder im Rathhause" und verdiente in dem einen Jahr die bedeutende Summe von 10 Mark, wobei sich von selbst versteht, daß er Kost und Wohnung vom Rath erhielt. Vorher hatte man den „Remter", das Sitzungszimmer, für 38½ Mark mit einer geschnitzten Holzdecke schmücken lassen. Zur Zeit des genannten Bürgermeisters Johann Wantschede ließ der Rath auch die Rolandssäule vor dem Rathhause ausbessern, vielleicht neu bemalen. Die bedeutenderen Städte hatten auf dem Markte ein solches Bildniß stehen, das als Symbol städtischer Marktfreiheit und unabhängiger Gerichtspflege galt. Im 15. Jahrhundert sah man das Bild vielfach als Zeichen der Reichsfreiheit an, so daß z. B. die Stadt Magdeburg sich auf ihre Rolandssäule berief, um ihre Unabhängigkeit gegenüber den Erzbischöfen zu beweisen. In Bremen wurde folgende auf die Reichsunmittelbarkeit zielende Reimschrift am Rathhause angebracht:

Wente der stadt is gegeven des Rolandes bilde
Tho enem teken der friheit under des rikes schilde.

Diese Anschauung theilten aber die Herren der Städte keineswegs, auch in Riga hat der Roland gewiß diese Bedeutung nicht gehabt. Der Rigasche Rath wurde vom Bischof, später vom Erzbischof mit der Gerichtsgewalt belehnt. Leider wissen wir von dem Aussehen des Rigaschen Rolands nichts Näheres. Zweifellos hielt er aber das große, gerade Schwert in der Hand, welches als Richtschwert in der Form von dem Schlachtschwert abwich.

Im Laufe der Zeiten wuchs das Haus in einzelnen Theilen; endlich wurde zu Ende des 16. Jahrhunderts eine neue Kanzlei auf der Seite nach der Düna hin angebaut. Erst im 18. Jahrhundert zu Herders Zeit, ist, wie bekannt, das jetzt noch bestehende Rathhaus von Grund aus neu aufgeführt worden.

Die Geschichte des Rathhauses ist übrigens neuerdings so eingehend erzählt worden,*) daß wir den Rückblick auf das Aeußere und Innere desselben hier abbrechen können, indem wir uns an dem Hinweis genügen lassen, daß wie in den kirchlichen Bauten auch im Haupthause der Stadt die Zeitgeschichte sich wiederspiegelte und bis in die neueste Zeit der Rath es als Ehrenpflicht betrachtete, das Gebäude dem Geschmack und den praktischen Anforderungen der aufeinander folgenden geschichtlichen Zeitabschnitte gemäß auszugestalten.

Noch lockender erschiene das innere Leben dieses Hauses von den ersten Anfängen bis zum Aufhören seiner Bedeutung zusammenhängend darzustellen. Wir lassen uns aber um so eher von dieser Aufgabe abbringen, als dieselbe von berufener Feder in die Hand genommen ist.**)

Welch' lange Reihe von tüchtigen, zum Theil weit über die Mittelmäßigkeit hinausragenden Gestalten ist über die breite Treppe des alten und durch die weiten Hallen des neuen Rathhauses geschritten! Die Namen von gegen 900 Gliedern des Rathes sind uns überliefert; die größere Zahl nur Namen für uns, auch wenn sie zu ihrer Zeit von den kraftvollsten Persönlichkeiten getragen wurden.

---

*) Von Anton Buchholtz in den Mittheilungen XV., 1.

**) S. Mettig, Geschichte der Stadt Riga.

In der „Rigischen Rathslinie" des Bürgermeisters H. J. Böthführ stehen sie alle aufgeführt, neben den Namen ein knappes Verzeichniß ihrer Thaten. Bei den ersten 41 den Namen nach bekannten Gliedern der Stadtobrigkeit fehlt auch diese Angabe. Nur von dem allerältesten Vogt oder Syndikus der Stadt, Albertus genannt, wissen wir, daß er die Interessen seiner Mitbürger wirksam vertrat. Diesem Albert verdankt die Stadt ihre Mark, einen Flächenraum, der schon im 13. Jahrhundert die Größe von 656 Quadrat Werst (746 Quadrat-Kilometer) erreichte, und bis in die neueste Zeit hinein nicht nur von wirthschaftlicher, sondern auch von politischer Bedeutung war. Albert vertritt die Stadt im Jahre 1225, als unter Bischof Wilhelms von Modena Vermittelung der Inhalt des von Bischof Albert verliehenen gothländischen Rechts näher fixirt wird; Albert erwirkt vom Bischof Wilhelm von Modena den Spruch, nach welchem ein von Bischof Lambert von Semgallen in der Rigaschen Stadtmark am Babitsee erbautes Schloß den Bürgern ausgeliefert wird. Leider ist das aber auch alles, was von dem ältesten Rathmann mit Sicherheit überliefert wird, und der Wunsch mehr von diesem würdigen Rigenser zu erfahren, wird wohl ewig unerfüllt bleiben.

Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist das Verzeichniß der Thaten nicht reich; erst mit der Reformation, besonders aber mit den letzten Zeiten Rigaischer Selbständigkeit fällt mehr Licht auf die Personen, welche einst ihre Stimme in den Rathsversammlungen erhoben; die im Kampfe der inneren Parteien ihren Scharfsinn zeigten; die aber auch ihr Leben einsetzten, wo es galt zum Besten der ihnen anvertrauten Stadt ihre Ueberzeugung zu vertreten.

Daß auch in den etwa 400 vor der Reformation lebenden, nur trocken mit Nummern bezeichneten Rathsherren Liebe zur Vaterstadt und opferfreudiger Sinn herrschte, davon ist uns ein merkwürdiges Zeugniß aufbewahrt in dem Brief des Erzbischofs Johann von Vechten vom 5. Februar 1286 (?) an den lübischen Rath, der im Auszuge hier folgt: Er, der Erzbischof, sehe sich veranlaßt, ihnen (den Lübeckern) eine Angelegenheit vorzutragen, die ihm auf das Genaueste bekannt sei, da er selbst Augen- und Ohrenzeuge und überhaupt mit dabei gewesen sei, als er noch

rigischer Propst war. Es sei nämlich von seinem Vorgänger Johann I., dem damaligen Ordensmeister Ernst (von Raßburg) und der Stadt Riga mit dem Könige Troydene von Littauen ein Friedensbündniß geschlossen worden. Der König habe sodann den Erzbischof, den Meister und die Stadt Riga durch einen Gesandten ersucht, ihm einen zuverlässigen und ehrbaren Boten zuzusenden, mit welchem er mancherlei besprechen wolle, und der unter seinem, des Königs, Geleite hin- und zurückreisen solle. Demzufolge sei ein ehrbarer und weiser Mann, Rathsherr der Stadt Riga, Namens Arnold mit der eisernen Hand, an den König abgesandt worden, welcher aber unterwegs verhaftet wurde, viele Leiden erdulden mußte und endlich in der Gefangenschaft starb, nachdem wiederholt an den König gerichtete Bitten wegen seiner Freilassung, das Versprechen von Geschenken, und viele darauf gewandte Kosten fruchtlos geglieben waren.

Soweit der kurze Bericht, nicht werthlos für uns Nachkommen, die wir das Andenken des Arnold mit der eisernen Hand in Ehren halten sollten, obwohl er zu den Statisten und dem Chor gehört, welche ihre Erwähnung in der Geschichte nur dem Zufall verdanken.

Noch eines anderen Mannes sei hier gedacht, der sich um die Stadt in ganz hervorragender Weise verdient gemacht hat, und dessen Name im Gedächtniß der Lebenden aufzufrischen, Pflicht des Geschichtsschreibers ist. Der einzige nämlich, der im mittelalterlichen Riga die Feder ergriffen, um eine Chronik der Zeitereignisse zu verfassen, war der Stadtsekretär oder wie man damals auf gut deutsch sagte, der Stadtschreiber Hermann Helewech. Die Ordensbrüder, die Priester und Mönche haben so manche, zum Theil werthvolle Aufzeichnung hinterlassen; außer den poetisch gereimten zwei Chroniken des 13. und des 14. Jahrhunderts, beschrieb der Kanzler des Meisters in Livland Hermann von Wartberge die Thaten der Ordensritter, während der Pfarrer von Papendorf, der Lettenpriester Heinrich und die Dünamünder und Ronneburger Annalen mehr die Geschichte der Kirche im Auge hatten. Die alten Rigenser scheinen es mit dem Grundsatze der alten Römer gehalten zu haben, daß es größer sei, Thaten zu thun, als sie zu beschreiben. Denn es ist im Gegensatz zu der

Zeit des 16. Jahrhunderts, wo Riga außerordentlich fruchtbar an Chroniken war, im Mittelalter kein anderer Geschichtsschreiber der Stadt nachzuweisen, als eben jener Hermann Helewech.

Helewech war ein geborener Rigenser; sein Vater, wahrscheinlich auch schon sein Großvater, besaßen ein Haus in der Scheunenstraße, an der Ecke der Stegstraße. Hier also ist er geboren. Die Familie stammte, wie so viele livländischen, aus Westphalen. Nachdem er sich die Würde eines Magisters erworben, wurde er 1454 als Stadtsekretär angestellt, in welchem Amt er über 20 Jahre thätig war. Zu Michaelis 1479 erfolgte seine Wahl zum Rathsherrn. Er starb am St. Thomastage 1490 und wurde Dienstag vor Judika begraben. Verheirathet war er mit einer Tochter des Bürgermeisters Gerwin Gendena.

Als Stadtsekretär und später als Rathsherr nahm er wohl eine einflußreiche, wenn nicht die leitende Stellung in den politischen Händeln der Stadt ein. Daher ist sein Bericht über die sogen. Kirchholmschen Händel und die sich an dieselben knüpfenden Ereignisse von ca. 1450 bis 1489 von hohem Werth für die Ueberlieferung, leider ist das Original dieser „Chronik“ verloren gegangen, vielleicht verbrannt im Jahre 1674 mit anderen Schätzen des Rathsarchivs. Glücklicherweise ist uns ein umfangreicher Auszug dieses interessanten Werkes erhalten, den der Rathsherr Joh. Witte um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemacht hat.

Mit Wärme und Anschaulichkeit schildert Helewech, wie Osthof von Mengden, Berend von der Borch, Freytag von Loringhofen als Meister des Ordens darnach strebten, dem Erzbischof die Herrschaft über die Stadt Riga zu entreißen, um alle Stände des Landes unter ihrem kriegerischen Regiment zu einigen. Es ist ein Stück der Geschichte jener Zeit, wo sich hier im fernsten Winkel der Ostsee die Ideen Geltung zu verschaffen suchten, die in der großen europäischen Welt zur Herrschaft gelangten.

Es wäre nun wieder eine verlockende Aufgabe, jene in der mittelalterlichen Stadtchronik berichteten Einheitsbestrebungen und deren Widersacher mit Hilfe der anderen Quellen, namentlich der

zahlreichen noch vorhandenen Briefe der Ordensmeister, zu einem Bilde zu gestalten, aber die Arbeit ist bis zu einem gewissen Grade überflüssig geworden durch die Darstellung der livländischen Geschichte von Seraphim, die ja in aller Leser Hände ist oder sein sollte. Aus demselben Grunde breche ich auch meine Wanderungen ab, da das, was sie, wenn auch unvollkommen, ersetzen sollten, unterdessen geschaffen worden ist, eine in gutem, patriotischem Geiste geschriebene Geschichte Rigas und Livlands.

J. Girgensohn.



Notiz.

Th. Schiemann: Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. München und Leipzig. Oldenbourg. 1896.

In den wenig Monaten seit dem Tode Treitschke's hat es an Nachrufen in der Presse, auch an eingehenderen, kritischen Würdigungen seiner Bedeutung als Historiker und Politiker nicht gefehlt. In letzterem Sinne hat Schmoller seine Rede über Treitschke und Sybel gehalten, hat Bailleu in der „Deutschen Rundschau" seinen Aufsatz geschrieben. Jetzt kommt Schiemann hinzu mit einer Biographie, die bis 1866 reicht. In so kurzer Zeit ließ sich eine nach allen Seiten vollständige und eingehende Lebensbeschreibung nicht erwarten, weshalb Schiemann sich denn auch auf die Periode des Werdens und Wachsens dieses Mannes bis zu dem Moment beschränkt hat, wo er als Mensch und als Gelehrter gefestet auf sicherem Boden innerer Meinung und äußerer Lebensstellung angelangt war. Und in gewissem Sinne ist dies der interessanteste Theil von dem Leben Treitschke's, weil sich in ihm das Werden und Gähren einer ganzen Generation spiegelt, einer Generation, die uns noch so nahe steht und die doch gänzlich der Vergangenheit bereits angehört in Wollen, Denken, Fühlen — soweit das politische Leben in Frage kommt. Und ich glaube, daß Schiemann es verstanden hat, diese Widerspiegelung treu und klar darzustellen. Zwar man empfindet alsbald die Wärme der Verehrung des Jüngers und Freundes, die aus diesen

Zeilen strömt; man empfindet, wie der Verfasser noch ganz unter dem Eindruck dieser schwungvoll poetischen und politischen Seele steht, die sich ganz und heftig wie sie fühlte, auch zu äußern pflegte. Aber wenn der Kritiker in diesem Buche dem Freunde den Vortritt läßt, so war es auch nicht die gestellte Aufgabe, Treitschke als Historiker und Professor zu beurtheilen, welche hier vorlag, sondern der Wunsch das Bild eines Mannes festzuhalten und besonders unserem jungen Geschlecht nahe zu bringen, der an Reinheit, Kraft des Wollens, an Glauben an das Höchste und Beste ein ungewöhnlich reicher Quell der Labung war für Alle, die ihm im Leben begegneten. In dem ganzen Buch fesselt besonders das von Hause aus gegensätzliche Verhältniß Treitschke's zu seinem Vater. Ein Gegensatz der politischen Art des Denkens, die mit innigster Gemeinsamkeit auf dem Boden des persönlichen Empfindens zusammenging, und ein in beiden Hinsichten köstliches Bild jener Zeit des Kampfes zwischen der Liebe zum großen Vaterlande und der Pietät für die alten Altäre der Kleinstaaterei. Die ganze Zartheit und der ganze Ernst der sich gegenüber stehenden beiden Männer treten uns daraus entgegen und lassen uns wünschen, daß mehr von dieser Korrespondenz wörtlich in dieses Buch Aufnahme gefunden hätte. Ueberhaupt scheint mir der Verfasser allzu sparsam gewesen zu sein mit dem Abdruck aus den Korrespondenzen, die ihm reichlich zu Gebote standen. In der Biographie eines Blücher wird man weniger nach seinen Briefen suchen, sondern sich an der Schilderung äußerer Thatsachen genügen lassen; in der Lebensschilderung eines Treitschke wird man vor Allem seiner Briefe bedürfen, um den Menschen, und der kritischen Beleuchtung seiner Bücher und Schriften, um den Gelehrten und Politiker zu beurtheilen. Indessen ist, was uns in dieser Kürze geboten wird, eine Erzählung, die in ihrer einfach-ruhigen Form vortrefflich gelungen, in Absicht auf den Inhalt geeignet ist, in dem Sinne auf unsere Jugend fortzuwirken, welcher in der Persönlichkeit dieses edlen Patrioten selbst begründet ist.

v. d. B.



Abonnements-Einladung.

Mit dem nächsten Heft beginnt ein neuer, der neununddreißigste, Jahrgang der „Baltischen Monatsschrift“. Um Störungen in der regelmäßigen Zusendung zu vermeiden, bitten wir um

baldige Erneuerung des Abonnements.

Die Publikationen der „Balt. Monatsschrift“ werden wie bisher dem Programm entsprechend zum Gegenstande haben: allgemeine und baltische Zeitfragen, die politische Geschichte unserer Tage, Kirchen- und Schulwesen, Ethnographisches und Statistisches, das Rechtsleben, agrarische Verhältnisse, Industrie, Gewerbewesen u. ä. m. Erhöhte Beachtung wird im neuen Jahrgang insbesondere der Geschichte unserer Tage durch Einführung einer Rubrik „Baltische Chronik“ gewidmet werden.

Das erste Heft des neuen Jahrganges wird voraussichtlich nachstehenden Inhalt haben: 1. Die livländischen Privilegien. Ein Memorial. 2. Das Armenwesen der Stadt Riga auf Grund der historisch-statistischen Studie von Alex. Tobien. 3. Ueber die Pastorenwahl. 4. Briefwechsel zwischen Victor Hehn und Georg Berkholz. 5. Ueber die kinetische Naturlehre des Freiherrn N. v. Dellingshausen. 6. Berliner Kunstbriefe. 7. Litterärische Streiflichter. 8. Baltische Chronik.

Der Abonnementspreis für den Jahrgang beträgt 8 Rbl., bei Versendung mit der Post 9 Rbl. Abonnements nehmen alle deutschen Buchhandlungen und die unterzeichnete Verlagshandlung entgegen.

Reval. Franz Kluge.



Der Ehrbegriff auf der Bühne.

Zu Beginn der 90=er Jahre veröffentlichte der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Anton Heß eine Schrift über die Ehre. Er versuchte darin den Nachweis zu liefern, daß die Ehre selbst ein objektiv zu denkendes Gut, also Objekt der Beleidigung nicht sein kann, weil das Wesen der Beleidigung gerade in ihrer ausschließlich subjektiven Wirkung, d. h. in ihrer durch nichts Anderes zu erklärenden Wirkung auf das Ehrgefühl bestände. Beleidigen heiße somit „seelisch wehthun". Das seelische Weh aber entbehre, weil rein auf Illusion beruhend, eines vernünftigen, objektiven Grundes und „Verletzung der Ehre", die man als diesen Grund des beleidigten Gefühls bezeichne, müßte sich somit bei konsequentem Weiterdenken entpuppen als ein Nichts und eine inhaltlose Phrase. Auf diese rechtsphilosophische Materie von Ehre und Beleidigung kam Dr. Heß später einmal in einem geistreichen Feuilleton in der „Frankfurter Zeitung" zurück, um nunmehr vor einem Laienpublikum auszuführen, daß nicht bloß die römische, sondern auch die moderne, insbesondere deutsche Rechtsanschauung die Beleidigung nicht als eine Verletzung der Ehre, sondern nur des Ehrgefühls auffasse.

Durch solches Hineintragen des subjektiven Empfindens in den Begriff der Ehre aber ist der Bestimmung dieses Begriffs der weiteste Spielraum gewährt. Was dem Einen als Beleidigung erscheint, nimmt der Andere gleichgiltig hin, was diesem ein Ehrenpunkt, ist Jenem ein bloßer Schall. Welch' eine lange Reihe von Ehrauffassungen zwischen jener, die die subtilste Standesehre zur eigensten macht und jener anderen, die der verlumpte Falstaff in die Worte kleidet: „Ehre? Was steckt in dem Wort Ehre? Luft ... Ehre ist nichts, als ein gemalter Schild beim Leichenzuge!" Welch' eine Kluft zwischen jenem Offizier, der einem Zivilisten den Degen durch den Leib rennt, weil er sich von ihm

für beleidigt hält, und — Sokrates, der mit philosophischer Ruhe einen Tritt hinnahm und lächelnd bemerkte: „Aber wie? werde ich denn hingehen und einen Esel verklagen, wenn er mich getreten hat?"

Ehre! Welche Menge von Definitionen beschäftigen sich mit ihr und hat irgend eine das Richtige getroffen? „Ehre ist der gute Ruf!" — sagen die Einen. „Ehre ist der Werth, den der Einzelne für die menschliche Gesellschaft hat" — die Anderen. Die Dritten kommen und meinen: „Sie ist der Anspruch auf Achtung". Ein Rechtsphilosoph, wie Köstlin, bezeichnet sie als „ideale Quintessenz der Persönlichkeit" und wieder ein anderer Philosoph, der große pessimistische Verfechter des gesunden Menschenverstandes Schopenhauer schreibt, scharfsinnig die Zweiheit des Ehrbegriffes kennzeichnend: „Ehre ist das äußere Gewissen und Gewissen ist die innere Ehre"... Was ist solchen Wandlungen unterworfen bei Völkern, Ständen, in Zeitepochen, wie der Ehrbegriff? Wieviel Menschenleben sind ihm geopfert worden, wieviel Elend ward um seinetwillen ertragen, wieviel Wahnwitz beruft sich auf ihn, wieviel Größe und wieviel Niedertracht hat er gezeitigt ...

* *
*

Und so hat sich jederzeit auch die Dichtkunst mit ihm beschäftigt und Roman und Drama haben oft die Ehre als einen Konflikt-Faktor in den Mittelpunkt ihrer Handlung gestellt. Bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Grade. Jezuweilen kommt aber eine Periode, wo der Stoff besonders in der Luft zu liegen scheint. So war's, was Deutschland betrifft, vor ein paar Jahren und Sudermann's nach dem Stoff selbst benanntes Schauspiel „Ehre" und des jüngst verstorbenen Baron Alexander Roberts Dichtung „Satisfaktion" waren damals zwei der hervorragendsten Bühnentraktate dieser Gattung.

In einer solchen Zeit befinden wir uns offenbar auch jetzt wieder. Seit Jahresfrist sind die Fragen von der Standesehre und vom Duell in der Gesellschaft, in der Presse, im Parlament an der Tagesordnung. Leitartikel und Broschüren, Kneiptischredner und Politiker, Männer des common sens und Vertreter des Sittengesetzes beschäftigen sich mit ihnen, freilich, ohne daß man auch nur um Schrittes Breite vorwärts käme. Erlebnisse und Vorkommnisse des Tageslebens bald hier und bald dort, monarchische Willenskundgebungen und parlamentarische Interpellationen geben dem Meinungsstreit immer wieder neue Nahrung. Aber schließlich handelt es sich bei diesem fruchtlosen Streit garnicht um die Ehre selbst, sondern nur um den Ehrenkoder, um das stachelige

Etwas, das in bestimmter, also hier unserer Zeitepoche, das Ehrgefühl des Einzelnen lenken und leiten zu dürfen beansprucht.

Man sollte nun denken, daß der Dichter das Recht und die Möglichkeit hätte, sich ungestraft über den Ehrenkoder zu stellen und die Begriffe Beleidigung und Genugthuung im Sinne etwa der Heß'schen Ausführungen zu behandeln, die mir jüngst wieder ganz zufällig in die Hände fielen, gerade wo Berliner Publikum und Kritik sich besonders eifrig mit den Begriffen von der Ehre beschäftigten, Ausführungen, auf die ich deshalb erst hinwies.

Indessen, dem ist nicht so und wie gleich gezeigt werden soll, gehen die Dramen, die zu dem Gerede hauptsächlich Anlaß geben, durchaus von dem von Schopenhauer so perhorreszirten mittelalterlichen Ehrenkoder aus, um in ihm schließlich stecken zu bleiben: theils ganz bewußt, weil es nur gilt, einen ergreifenden Abschnitt aus dem Leben der Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen, theils, weil man nach gutem satirischem Anlauf plötzlich Kehrt und vor dem Götzen Sitte seine Reverenz macht, obschon in der großen Masse eine Stimmung zu herrschen scheint, die es am Ende als eine befreiende That begrüßen würde, wenn diese Reverenz unterbliebe.

Doch zur Sache. Ich will nur noch bemerken, daß es sich hier im Uebrigen um nichts weniger handelt, als um einen weiteren Traktat über den Ehrbegriff und um eine Untersuchung der moralischen und sozialen Berechtigung oder Verwerflichkeit des Duells. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Fragen noch gar lange offene und vielumstrittene bleiben werden und daß es immer mehr Leute geben wird, die, wenn sie sich z. B. gegen das sechste und achte Gebot vergangen haben, zitternd hinter dem fünften sich zu verschanzen suchen, sobald es an die persönliche Verantwortung geht, wie andererseits die Zahl Derjenigen immer geringer sein wird, die für Eingriffe in ihr Leben auf dem Boden jener Interessenkreise sich Genugthuung zu schaffen suchen selbst trotz des fünften Gebotes.

* * *

Es ist gewiß sehr interessant, daß zur Zeit auf drei ganz verschiedenen Berliner Bühnen solche Ehrenfrage-Dramen zur Aufführung gelangen und es erscheint durchaus begreiflich, daß der große Erfolg, der einigen von ihnen zu Theil wurde, kein bloß künstlerischer ist, sondern sich auch gerade durch die in Folge u. A. der entsetzlichen Affaire von Brüsewitz wieder einmal akut gewordene Ventilirung der Standesehre, namentlich der Offiziersehre, und des Duellzwanges erklärt.

Diese Bühnen sind die hochkonservative des „Königlichen Schauspielhauses", die gut bürgerliche des „Schillertheaters" und die oppositionelle der Jungdeutschen, die des „Deutschen Theaters".

Im Hoftheater ist's freilich kein deutscher Dichter, der zu Worte gekommen ist, sondern ein spanischer und zudem einer des 17. Jahrhunderts, der fruchtbare, vermuthlich jung verstorbene Komödien- und Tragödiendichter Don Francesco de Rojas Zorilla. Sein einst berühmtestes Trauerspiel „Del Rey abajo ninguno" hat einer der bedeutendsten Künstler der Hofschauspiel-Truppe, Adalbert Matkowski, nach der Dohrnschen Uebersetzung in klangvollen Versen neu bearbeitet und unter dem Titel „Der Graf von Castanar" zur Aufführung gebracht. Der Titel des Originals lautet: „Außer meinem König — keiner". Und so decken sich Inhalt und Titel wirklich. Ein Ehemann — ich kann natürlich nur die Grundidee der gerade in allem Uebrigen mehr, als in dieser, reizvollen Dichtung wiedergeben — ein spanischer Ehemann und Edelmann also hält sich für vom Könige in seiner Gattenehre gekränkt. Das heißt — nur so versuchsweise. Den, der sich in der Nacht gewaltsam bei seinem treuen Weibe Eingang verschaffen wollte, bekommt er noch glücklich zu packen und glaubt zu seinem Entsetzen in ihm den jungen König zu erkennen. Ein heftiger Konflikt zwischen Mannesehre und Mannentreue entbrennt in ihm. Und wie will der Hidalgo ihn lösen? Er will zuerst das unschuldige Weib und dann auch sich tödten! Aber die Donna entkommt und zwar in den Königspalast. Hier klärt sich Alles auf. Der Bösewicht war ein Hofmann. Ihn ersticht der Rächer seiner Ehre mit den Worten: „Außer meinem König — keiner!"... Eine etwas harte Zumuthung an die Empfindung und die Logik unserer Zeit — diese Sophisterei der Hidalgoehre, die in der Aera des jus primæ noctis und zudem in Spanien, wo manches spanisch war und ist, die Zuschauer wohl begeistert haben mag. Les extrêmes se touchent — die zugespitzteste Ehrenkoder-Spintisirerei wird hier zur schofelsten Lakaienunterwürfigkeit. Der Nonsens der These beeinträchtigte so die künstlerischen Vorzüge der Dichtung. Ja, wenn noch der Hidalgo, als er in seinem Irrthum befangen war, sich selbst allein hätte tödten wollen. Aber auch das treue, unschuldige, nicht einmal vom Ehrenräuber besudelte Weib — darüber kam man nicht hinweg.

Mit minder wüstem Ehren-Wahnsinn haben wir es im Schiller-Theater zu thun. Einer von den „Jungen" hat dort einmal ausnahmsweise Zutritt gefunden, und einer der begabtesten und eigenartigsten: Otto Erich Hartleben, der Verfasser u. A. der „Angele" und der „Hanna Jagert". „Ein Ehrenwort"

heißt das vieraktige Schauspiel, das seine Bühnenprobe schon im vorigen Jahre in Breslau erfolgreich bestanden hat, in Berlin aber erst jetzt zur Aufführung kam, ebenfalls mit starkem Erfolg.

Hier muß ich schon etwas ausführlicher werden.

Der Maler Hans Burkhardt, Regierungsassessor von Collenberg, Dr. med. Heydel und Redakteur Dr. Gotter haben einst derselben akademischen Verbindung angehört. Gotter erwies sich als Lump. Er unterschlug wiederholt Gelder der Vereinskasse, sogar Wohlthätigkeitsfonds. Die anderen drei deckten die Fehlbeträge und gaben sich das Ehrenwort, über die Sache zu schweigen ... Jahre vergehen ... Burkhardt verliebt sich in Else Thomann, holt sich aber vom unvernünftigen Mädchen, das wohl an mancher der Außenseiten des trefflichen Menschen Anstoß genommen, einen Korb. Der Maler sucht in Italien Vergessen, aber vergeblich. Ungeheilt kehrt er zurück und findet Else als Braut des glänzenden Journalisten und Redakteurs Gotter. Ihrem Bruder gegenüber entfährt ihm das zutreffende aber bedenkliche Wort: „Der Lump". Der Konflikt ist fertig: motiviren oder revoziren und somit Elsen's Unglück besiegeln. Aber Motiviren — ja, dann müßte er sein Ehrenwort brechen! Auf den vortrefflichen ersten Akt mit einer berückenden Milieu-Schilderung, folgte ein ebenso vorzüglicher zweiter und ein äußerst wirksamer dritter Akt, obschon in diesen beiden unaufhörlich die Frage ventilirt wird: soll und kann Burkhardt das Ehrenwort brechen. Das klingt sehr undramatisch, ist aber fein theatralisch im guten Sinn des Wortes behandelt. Hartleben läßt alle Anschauungen zur Geltung kommen. Den des korrekten Ehrenkodermannes nimmt u. A. der Assessor ein, der sogar meint, äußerlich sei doch Gotter jetzt durchaus rehabilitirt und er könne sogar für satisfaktionsfähig gelten. Und Gotter? Gotter pocht auf das Ehrenwort und als ihm Burkhardt in einer Aufwallung gar den schimpflichen Revers zurückgiebt, den Gotter damals unterzeichnen mußte — da erklärt dieser kurzweg: entweder demüthige Entschuldigung oder Mensur. Der Maler, der es nicht über sich bringen kann, vom starren Buchstaben des Ehrenkoder abzuweichen, entschließt sich zum Duell mit Demjenigen, den er jetzt erst recht für einen notorischen Lumpen hält ... Noch konnte man glauben, Hartleben wolle eine modern erbarmungslose Satire bieten. Aber es kommt anders und aus dem bis dahin so echten Hartleben wird plötzlich ein unechter, ein in der Farbe philisterhafter Bürgermoral gefärbter. Im Duell wird Burkhardt leicht verwundet, aber Gotter triumphirt doch nicht. Dr. Heydel, minder skrupulös, erkärt Gotter, er werde dessen Vergangenheit aufdecken, wenn er nicht freiwillig zurücktrete. Das geschieht nun. Else erkennt erst jetzt ihr Herz, pflegt den

zuguterletzt sehr romantisch phantasirenden Jugendfreund wohl gesund und heirathet ihn natürlich auch. Was sich als eine herbe Satire anließ auf die in eigenen Ehrbegriffen verfangene Anständigkeit, die so der Niedertracht gegenüber unterliegt, das löst sich also in Wohlgefallen auf. Um so schmerzlicher, als sonst Alles naturalistisch prächtig wahr und künstlerisch fein ausgearbeitet ist, sowohl was die Charaktere betrifft, als auch in Bezug auf Szenenführung und Situationen in den ersten drei Akten. Die große Masse war's wohl so zufriedener.

* * *

Doch da ist der geistvolle Wiener Arthur Schnitzler, der im vorigen Winter im „Deutschen Theater" mit „Liebelei" ein ergreifendes Stück Menschenleben zur Aufführung brachte, wie ich seinerzeit eingehender berichtet habe. Das, was damals im Schauspiel nur eine abschließende Episode war, das ist in seinem neuen Stück, das jüngst im selben Theater zur überhaupt erstmaligen Aufführung kam, zum Mittelpunkt des Ganzen geworden — ein, oder richtiger das Duell. „Freiwild", so heißt der neue Dreiakter, zeigt viele der Vorzüge des älteren Schauspiels: schöne Menschenschilderung, gut beobachtete Lebenserscheinungen, insbesondere eine Fülle von lebendigsten Zügen aus einem Badeorte in der Umgebung Wiens mit seinem Offizierstreiben und seinen Sommertheatertypen, viel warme Stimmung u. s. w. Aber künstlerisch bedeutet es einen Rückschritt, denn der Tendenzstreit drängt sich immer wieder vor und mit dem Helden kann man schließlich nicht mehr sympathisiren, weil er zum starrsinnigen Querkopf wird und seine Handlungsweise zudem von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht.

Dieser Querkopf ist der reiche Maler — als ob immer nur Künstler sich ihren aparten Ideenkreis bilden könnten — Paul Rönning. Von schwerer Krankheit genesen, will er erst recht sein Leben genießen in behaglicher kunstgeschmückter Ruhe. In einem Badeort lernt er eine tugendhafte junge Schauspielerin kennen — es soll auch solche geben — die allein ihre eigenen sittsamen Wege geht und eben darum sich inmitten der Kulissenfreundschaften und Restaurantliebschaften ihrer Kolleginnen sich ebenso vereinsamt und unglücklich fühlt, als sie empört ist über die Zudringlichkeit der Lebemänner in Uniform und bürgerlicher Kleidung und über die Gemeinheit des Theaterdirektors, dem es weniger auf das künstlerische Können der weiblichen Mitglieder seiner Truppe ankommt, als auf ihre Fähigkeit, ihre Reize dem Publikum gegenüber in den Dienst von Zwecken zu stellen, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Paul und Anna Riedel also lernen

sich kennen. Hier und da eine Begegnung auf der Promenade, gemeinsame längere Spaziergänge knüpfen ein Band zwischen den beiden. Es ist nicht Freundschaft, es ist nicht Liebe; es ist ein Sichverstehen der Seelen, es ist ein Zueinanderflüchten aus den Plattheiten und Gemeinheiten der sie umgebenden Wirklichkeit. Auf der anderen Seite steht eine Gruppe Lebemänner, in Zivil und vornehmlich in Uniform; ganz prächtige österreichische Lieutenantstypen, darunter ein übrigens dicht vor dem „schlichten Abschied" stehender Schuldenmacher und Mädchenjäger von ungestümem, heißem Blut, Vertreter einer Mischlingsrace, wie man sie in Oesterreich häufig trifft, Karinski mit Namen. Diesen reizt schon lange die Sprödigkeit der Anna. Gerade deshalb soll sie sein Opfer werden. Und umsomehr, als er im verhaßten Maler den begünstigten Liebhaber wähnt. In dessen Gegenwart wettet er mit Kameraden, daß dieses „Mensch vom Theater" nicht besser sei, als die übrigen Alle und daß er noch am selben Tage mit ihr soupiren werde. Natürlich wird seine erst schriftlich, dann persönlich vorgebrachte Einladung zurückgewiesen. Er wird von Anna überhaupt garnicht in's Haus gelassen. Rönning lacht dazu höhnisch. Darauf hat Karinski nur gewartet. Der Streit ist fertig und er endet für ihn kläglich: ehe er sich dessen versieht, wird er vom Zivilisten geohrfeigt... Ein Duell auf Tod und Leben ist unvermeidlich. Aber Rönning denkt gar nicht daran: „ich habe den Buben als einen Buben behandelt, wie er es verdient und im Uebrigen fällt es mir garnicht ein, mein Leben dieses Lumpen wegen auf's Spiel zu setzen; ich möchte es genießen, jetzt erst recht". Prinzip gegen Prinzip also; starrköpfiger commun sens gegen unerbittliche Ehrenkoder-Forderungen. Aber kann man mit Rönning sympathisiren? Mit welchem Recht greift er als Sittenrichter und Sittenmodler ein? Müßte ihm derselbe gesunde Menschenverstand nicht eine andere Handlungsweise gegenüber dem „Lumpen" diktiren? Ein weltmännischer Freund und der besonnene Kartellträger des Lieutenants versuchen vergebens, ihn anderen Sinnes zu machen. Er bleibt dabei: was geht mich das weitere Schicksal Karinski's an. Er hat es seiner eigenen Verlumptheit zu danken, wenn ihm nichts übrig bleibt, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen!... Auf gegnerischer Seite wird Rönning des Mangels an Muth verdächtigt und man schlägt daher, nur um Karinski zu retten, abgeschmackter Weise ein „Schein-Duell" vor, das der Maler natürlich erst recht ablehnt. Mitten in diese akademischen Debatten hinein, die den zweiten Akt in spannender Weise füllen, fällt eine ebenso natürlich herbeigeführte, als poetisch reizvolle Verlobungsszene zwischen Rönning und Anna, die ihn auch beschwört, mit ihr abzureisen. Paul willigt ein. Da erscheint

der Kartellträger noch einmal und warnt ihn: Karinski sei Alles zuzutrauen. „So? Dann also darf ich natürlich nicht abreisen, das sähe wirklich wie Flucht und Feigheit aus“... Er bleibt und es geschieht, was wirklich im Leben geschehen wäre. Auf derselben Stelle der Promenade, wo Karinski beleidigt worden, schießt er Rönning wie einen Hund nieder. Ueber ihm bricht Anna zusammen: „was wird aus mir!“

„Freiwild“ sind also nicht bloß die Damen vom Theater, sondern auch die Zivilisten gegenüber dem Offizier? Was aber hat Schnitzler bewiesen? Nichts, absolut nichts. Er hat nur einen „sensationellen Fall“ dramatisirt. Ein Reporterbericht auf der Bühne. Ein Ausschnitt aus dem Leben, aber keine künstlerisch befreiende That. Freilich — im Vergleich zu Hartleben's Schauspiel eine „Satire“. Aber ihre Spitze ist abgebrochen. Die Querköpfigkeit Rönning's verdirbt sie. Es wären andere dramatische Auswege möglich gewesen; sie liegen zu sehr auf der Hand, um bei ihnen zu verweilen.

Aber bedenkt man, daß zwei Wochen lang vorher, die Karlsruher Mordaffaire von Brüsewitz-Siepmann alle Gemüther in größter Aufregung erhalten hat, so läßt sich eine Vorstellung davon gewinnen, wie an jenem Premièren-Abend im Foyer und Restaurant des „Deutschen Theaters“ debattirt wurde. Man glaubte sich in den Wandelgängen eines Gerichtsgebäudes oder Parlaments, nicht — in einem Kunstinstitut.

Wohl aber bot uns in demselben Theater auf demselben Boden der Ehren- und Duellfrage Hermann Sudermann ein abgerundetes Kunstwerk, das, so klein es ist, eines seiner größten bleiben wird. Im engsten Rahmen giebt er im zweiten Stück der „Morituri“, im „Fritzchen“ das erschütternde Spiegelbild einer ganzen Daseinswelt. Der Vater, der vornehme alternde Lebemann, der den Sohn heißt, sich austoben, ehe er heirathet und sich dann in die fürchterlichen Folgen seines Rathes gefaßt fügt; die Mutter, die kränkelnde, ihren „Einzigen“ vergötternde, von des Königs Gunst für ihn träumende, in ein Phantasieleben eingesponnene Dame von Welt; die Nichte, die den Sohn liebt, und auf Geheiß des Vaters warten muß, bis Fritz ausgetobt; dieser selbst, der eigentlich nur widerwillig den Rath des Vaters befolgt, von einer älteren Koketten umgarnt und, als der Gatte ihn bei ihr trifft, auf den Hof hinausgepeitscht wird; der es dann als Gunst empfindet, daß man ihm den Zweikampf noch gestattet, nichts von einem neuen Leben jenseits des Ozeans wissen will und getrost in den sicheren Tod geht, der ihm eine Erlösung dünkt — wie sind die Typen alle lebenswahr und wie natürlich die Situation, in der sie uns vorgeführt werden, ausgehend

allerdings von der nicht ganz wahrscheinlichen Prämisse, daß Fritzchen vor dem Duell noch einmal heim kommt, die Seinigen zu sehen, von denen aber nur der Vater eingeweiht wird in die tragische Lage ... Welch' ein Sprung von den dozirenden Räsonnements des Grafen Trast in der „Ehre“ zu diesem Lebensbild von um so ergreifenderer Wirkung, als hier garnicht räsonnirt und dozirt, sondern mit der autokratischen Herrschergewalt des Ehrenkodex als etwas Selbstverständlichem gerechnet wird. Fritzchen's innere Ehre, das Gewissen, befindet sich in vollstem Einklang mit dem äußeren Gewissen — seiner Standesehre. Verhängniß, nimm deinen Lauf ...

Aber Sudermann vermag auf demselben Gebiete auch als Schalk sich zu zeigen. Die Handlung in der „Morituri“ letztem Stück „Das Ewig-Männliche“ gipfelt in einem lustigen Scheinduell, zu dem sich der Günstling der Königin, der vornehme Hofmann, mit dem lebenslustigen Maler versteht — der ein Feind des Duells, wie Paul Rönning — um so die wahre Gesinnung der mächtigen Gebieterin seines Herzens zu erkunden. Ein lustiges Possenspiel in anmuthigen Versen und ganz und gar Moliere'schem Sinn, das eigentlich nicht hierher gehört.

* * *

Wohl aber gehört hierher ein anderer Einakter, der ganz kürzlich im Lessing-Theater zur Aufführung kam: des hochmodernen Italieners Alberto Bracco ergreifende Tragödie „Masken“.

Hier paart sich der commun sens mit ehrenwerthesten Herzensregungen. Vielmehr, was sich wie gesunder Menschenverstand ausnimmt, ist ein Opfer der Liebe, der Vaterliebe. Kaufmann Palmieri ist über ein halbes Jahr auf weiten Geschäftsreisen gewesen. Seinem Kompagnon und Hausfreund hat er inzwischen die Führung der Geschäfte und die Beschützung von Frau und Tochter überlassen. Der aber ist ein Schuft, wie Frau Palmieri ein heißblüthiges, leichtsinniges Weib. Sie hält dem Verführer nicht Stand. Als der Gatte heimkehrt, geht sie schuldbewußt in den Tod. Gerade im Augenblick, wo die Polizei im Hause der Selbstmörderin ihres Amtes waltet, tritt Palmieri ein und erfährt aus dem Protokoll, daß mit der Selbstmörderin auch der viermonatliche Keim eines neuen Lebens zu Grabe getragen wird. Den Schuldigen hat er in einer äußerst spannenden Szene sehr bald herausgefunden. Was nun? Ihm an den Hals springen und erwürgen oder gar ein formelles, korrektes Duell? Aber soll der Selbstmord nun noch Mord zeugen? Wenn auch das Gericht ihn freisprechen würde — welcher Art wäre wohl der jungen Tochter Zukunft, der er sowieso in der ersten Verzweiflung verboten

hat, sich der Leiche der Mutter zu nähern? Nein — ihr hat er eben erst versprochen, fortan ganz allein ihr zu leben, der mutterlosen. Und nun soll er ihr den Glauben an die Mutter rauben und selbst zum Mörder werden? Nein, das kann er nicht. Darum — Masken vor! Vor der Welt solle gemacht werden, als sei nichts geschehen, das Geheimniß der Schuld soll mit der Schuldigen begraben werden und zu Protokoll giebt er auf Befragen des Polizeibeamten die Antwort: „Wann ich verreiste? Nun etwa vor vier Monaten!“

Alles ist ungeheuer gedrängt und knapp, zu gedrängt und zu knapp vielleicht in seiner bitteren Tragik, als daß das Publikum sie ebenso rasch verwinden könnte. Der Erfolg war daher weit geringer, als nach der packenden Grundidee und ihrer meisterhaft realistischen Behandlung angenommen werden durfte.

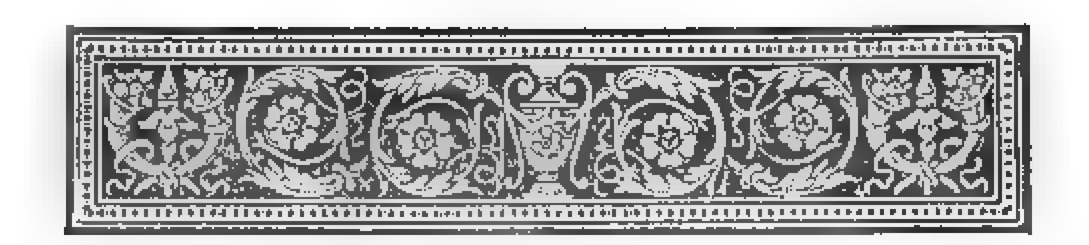
Oder war's nur der Ausdruck des natürlichen und gesunden Rechtsgefühls der Masse, das nicht mit diesem edelmüthigen Opfer sympathisiren konnte?

Wie dem auch sei — hier haben wir einmal einen Dichter, der die Ehrenfrage auf seine Weise lösen wollte und — er fiel ab.

Soll das etwa von symptomatischer Bedeutung sein? Thatsache ist, daß von all' diesen modernen Ehredramen das Bracco'sche den geringsten Erfolg hatte. Man bewunderte vielleicht Palmieri, aber man verstand ihn nicht... Ich glaube, das richtige Ehredrama muß noch geschrieben werden, wenn anders es überhaupt je gedichtet werden kann.

J. Norden.





Litterärische Streiflichter.

Zu den dunkelsten und traurigsten Kapiteln in der Geschichte der abendländischen Menschheit gehören neben den Ketzerverfolgungen die Hexenprozesse. Während aber jenen doch eine Idee, wenn auch verzerrt und verunstaltet, zu Grunde liegt: die Aufrechterhaltung des wahren und reinen Glaubens, die Beschützung der Kirche gegen das Eindringen falscher gefährlicher Lehren, so erscheint der Hexenglaube und die Hexenverbrennung als ein Produkt wahnsinniger Verblendung und unbegreiflicher Geistesverfinsterung. Und daß dieser furchtbare Wahn gerade mit dem Beginn der neueren Zeit die größte Ausbreitung gewann und im 16. und 17. Jahrhundert die Hexenprozesse in höchster Blüthe standen, macht die Sache noch räthselhafter. Es ist daher in neuerer Zeit vielfach versucht worden eine Erklärung für diese geistige Epidemie zu finden. Die Meinung, daß nur Aberglauben, Bosheit, Rachsucht und Habgier die Ursache der Hexenverfolgungen gewesen seien, reicht zur Erklärung der ganzen furchtbaren Erscheinung nicht aus. Unzweifelhaft haben die angeführten Motive in vielen Fällen stark mitgewirkt, ja die Verfolgung hervorgerufen, aber die Quelle der Hexenprozesse überhaupt sind sie nicht. Weiter ist es eine viel erörterte Frage, ob der Hexenglaube, zunächst in Deutschland, in altgermanischen religiösen Vorstellungen seine Wurzel habe, oder ob er erst unter dem Einflusse der mittelalterlichen Kirche entstanden und verbreitet worden ist. Die Litteratur der Hexenprozesse ist fast unübersehbar, da sich die Verfolgungen der des

Bundes mit dem Teufel Verdächtigen bis in die entlegensten Gegenden erstreckten; auch bei uns hat es nicht an solchen Prozessen gefehlt und wie tief eingewurzelt der Hexenglaube auch in unserem Lande war, lehren allein schon die Hexenpredigten des wackeren, hochverdienten Hermann Samson, Oberpastors zu St. Peter in Riga und späteren Superintendenten von Livland. Die Geschichte der Hexenprozesse von Soldan-Heppe ist ein treffliches Werk, in dem nicht nur ein reiches Material zusammengestellt ist, sondern das auch die ganz ungeheuerliche Erscheinung zu erklären und begreiflich zu machen sucht. Indessen befriedigt es gerade in dieser Beziehung weniger. Durch seine Zuverlässigkeit und Genauigkeit wird Soldan's Buch immer seinen Werth behalten, aber daß es den unermeßlichen Stoff nicht erschöpft und nicht erschöpfen konnte, haben viele spätere aktenmäßige Veröffentlichungen gezeigt. Jeder neue Beitrag zur Aufhellung dieses traurigen und doch so wichtigen Kapitels der Kultur- und Sittengeschichte kann daher auf allgemeines Interesse rechnen, zumal wenn er sich nicht auf die Mittheilung des rein Thatsächlichen beschränkt, sondern den Gegenstand unter weiteren Gesichtspunkten behandelt. Das geschieht auf sehr beachtenswerthe Weise von Sigmund Riezler in seiner Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, im Lichte der allgemeinen Entwickelung dargestellt.*) Der Verfasser, ein Schüler Wilhelm Giesebrecht's, wohlbekannt durch seine Geschichte Baierns im Mittelalter, legt in diesem Buche die Resultate seiner gründlichen archivalischen Forschungen nieder. Von besonderem Interesse ist der erste, allgemeinere Theil, der fast die Hälfte des Buches einnimmt. Riezler unternimmt es darin nachzuweisen, daß der eigentliche Hexenglaube erst seit dem 13. Jahrhundert durch die Kirche selbst begründet und verbreitet worden ist, indem besonders die Dominikaner als Ketzerinquisitoren den Hexenwahn systematisch ausbildeten und die des Bundes mit dem Teufel Verdächtigen verfolgten. Der von Innocenz VIII. 1848 bestätigte Hexenhammer (malleus maleficarum) brachte dann den kirchlichen Hexenglauben in ein förmliches System und gab zugleich die eingehendste und genaueste Unterweisung zur Aufspürung, Ver-

---

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

folgung und Ueberführung der Hexen und Zauberer. Von diesem furchtbaren Buche aus, das, wie Riezler nachweist, den größten Einfluß auf die Vorstellungen und Gedanken der Menschen des 16. Jahrhunderts, auf die damalige Litteratur und Kunst ausgeübt hat, haben sich dann die Hexenverfolgungen wie ein breiter, schwarzer Strom über Europa, insbesondere über Deutschland, ergossen. Zwischen katholischen und protestantischen Territorien war in Bezug auf die Hexenprozesse kein Unterschied, im Gegentheil wetteiferten, wie Riezler bemerkt, die drei Kirchen miteinander in der rücksichtslosen Ausrottung der Hexen und Zauberer. Wenn aber Riezler Luther für die Greuel der Hexenprozesse bei den Protestanten verantwortlich machen will, weil der Reformator selbst im Hexenwahn befangen gewesen, so thut er ihm unrecht. Allerdings hat Luther an die Bündnisse mit dem Teufel und an die schädlichen Wirkungen, die von den Hexen ausgingen, als Kind seiner Zeit und echter Bauernsohn geglaubt, aber daß er die Verfolgung der Hexen gepredigt und ihre Verbrennung gefordert hat, davon findet sich keine Spur; es lag das auch garnicht in seiner Art. Die Hexenprozesse breiten sich auch erst lange nach Luther's Tode in den protestantischen Gegenden Deutschlands weiter aus. Mit Schaudern liest man Riezler's Ausführungen über das Verfahren bei den Hexenprozessen, die Anwendung der Folter, die verstrickenden Fragen der Richter, die summarische Urtheilssprechung und die grauenvolle Art der Hinrichtung. So verdienstvoll des Verfassers Forschungen sind und so beklagenswerth die von ihm nachdrücklich betonte Betheiligung der Kirchen an diesen Greueln ist, seiner Auffassung und Beurtheilung des Hexenglaubens können wir doch nicht zustimmen. Sie ist stark rationalistisch und will alles nur durch Bosheit, Wahnwitz, Dummheit, Aberglauben, Selbsttäuschung und Einschüchterung erklären. Das trifft gewiß, wie wir schon oben bemerkten, bei einem großen Theile dieser Anklagen und Prozesse zu, aber es bleibt ein Rest, der auf diese Weise nicht erklärt werden kann. Einiges läßt sich psychologisch als krankhafter Seelenzustand und innere geistige Störung auffassen, nicht weniges weist auf Zustände der Betreffenden hin, wie sie in unseren Tagen der Hypnotismus, die Suggestion hervorrufen, die sich

nicht selten geradezu unheimlich darstellen. Auf diesem dunkeln Gebiete des Geistes- und Seelenlebens sind noch manche Räthsel zu lösen und es ist nicht richtig alle Erscheinungen jener Zeit als Irrwahn zu bezeichnen und auf thörichte Einbildung und bornirte Rohheit zurückzuführen. Wenn man die geistige Epidemie der Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert mit Recht verurtheilt, so sollte man nicht vergessen, daß auch zu anderen Zeiten solche Epidemien nicht gefehlt haben. Ist nicht der Anarchismus und Nihilismus unserer Tage mit seiner brutalen Zerstörungswuth, seiner gegen alles Bestehende gerichteten Vernichtungstendenz auch eine solche? Und mitten in der atheistischen dritten französischen Republik erhebt der Zauber- und Hexenglaube in der Gegenwart wieder keck sein Haupt. Das soll uns dazu mahnen, auch bei der Beurtheilung der furchtbaren Verirrungen vergangener Zeiten der Gerechtigkeit nicht zu vergessen und dessen eingedenk zu bleiben, daß der Wahn in wechselnden Formen die Menschen nur zu leicht bestrickt und beherrscht. Ein Lichtpunkt in dem schrecklichen Drama der Hexenprozesse ist die Thatsache, daß es niemals an einer Opposition gegen die Hexenverfolgungen gefehlt hat, die auch, da der Hexenwahn den höchsten Gipfel erreichte, nicht verstummte, dann allmählich immer lauter und allgemeiner wurde, bis sie zuletzt den Sieg errang. Riezler macht darüber sehr anziehende und lehrreiche Mittheilungen; die Namen dieser trefflichen, edlen Männer, eines Weier, eines Godelmann, eines Friedrich von Spee sollte die Nachwelt in treuem Gedächtniß bewahren. Wie Riezler ausführt, haben die Hexenverfolgungen im Herzogthum Baiern niemals den furchtbaren Umfang, wie in anderen deutschen Ländern erreicht. Der unter dem Namen des bairischen Hexenkrieges bekannte litterärische Streit von 1766, über den unser Autor eingehend berichtet, gab dem Hexenglauben in Baiern den Todesstoß. Riezler's Buch, das eine Fülle von belehrendem Detail enthält und auf reichem urkundlichem Material beruht, ist ein wichtiger Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Wie uns C. Jentsch's unlängst an dieser Stelle besprochenes Buch „Wandlungen“, die Lebensverhältnisse und Zustände Schlesiens im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts anschaulich vorführt, so versetzt Aug. Knötel's Schrift: Aus der Franzosenzeit,

Was der Großvater und die Großmutter erzählten*) den Leser nach Schlesien während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Der Herausgeber, ein Sohn des Verfassers, hat dem Buche einen Lebensabriß des von Glück und Erfolg wenig begünstigten, vor einem Jahre verstorbenen Autors vorgesetzt. Aug. Knoetel's idealgerichtetes Streben, nicht geringe Begabung und gründliches Wissen haben ihm doch keine rechte Anerkennung in der Gelehrtenwelt verschafft, weil es ihm an strenger Schulung und wissenschaftlicher Methode fehlte und weil er eine Neigung zum Seltsamen und Absonderlichen hatte und zuletzt sich völlig isolirte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß dieser streng kirchliche Katholik ein großer Bewunderer Bismarck's war. Das vorliegende Buch giebt theils die Erzählungen und Aufzeichnungen des Vaters von August, Ignaz Knoetel's, der 1807 bis 1805 preußischer Soldat war, wieder, theils die Erinnerungen und Studien des Verfassers selbst über jene Zeit. Das Leben und die Anschauungen des Volkes am Anfange dieses Jahrhunderts werden geschildert, die Mißwirthschaft des Ministers Grafen Hoym wird vorgeführt und die Rückwirkung der Niederlage Preußens bei Jena auf Schlesien dargestellt; von der Kopflosigkeit und Schwäche der höheren Beamten jener Zeit, von der Unfähigkeit der Festungskommandanten erhalten wir ein sehr anschauliches, lebenswahres Bild. Als Retter in der Noth erscheint der Graf Fr. Wilh. Goetzen, der die Landesvertheidigung leitete, um den sich alle Gutgesinnten schaaren und der auch nach dem Frieden von Tilsit eine umfassende Wirksamkeit ausübte. Auch die Schilderung von Ignaz Knoetel's Kriegs- und Soldatenleben bietet nicht wenige interessante Züge. Noch anziehender sind im Ganzen die Erzählungen der Mutter des Verfassers, die uns auf's lebendigste in das bäuerliche und kleinbürgerliche Leben damaliger Zeit einführen und die schweren Einwirkungen der Kriegswirren auf alle Verhältnisse vor Augen stellen. Das alles wird schlicht, einfach und mit einer gewissen anmuthigen Naivetat erzählt. Während die großen Geschichtswerke über jene Zeitepoche fast nur die kriegerischen Begebenheiten, sowie die diplomatischen Verhandlungen

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

behandeln und den Gang der politischen Ereignisse von der Höhe der Staatsregierung aus betrachten, führen uns Bücher wie das vorliegende in die Niederungen des Lebens, sie zeigen uns, wie die großen Vorgänge auf das Volk, den Einzelnen, Bürger und Bauern, wirkten, was er empfand, dachte und litt. Solche Schriften lehren uns den Untergrund des Staatslebens kennen und bilden eine wesentliche Ergänzung zu den Darstellungen der politischen und Kriegsgeschichte.

Mit den inneren Zuständen Deutschlands in der Gegenwart beschäftigt sich die Schrift von Sidney Whitman. Aus deutschem Leben (Teuton Studies). Autorisirte Uebersetzung von Dr. W. Henkel.*) Sidney Whitman hat sich als so guter Kenner und wohlwollender Beurtheiler der deutschen Verhältnisse schon in früheren Schriften bewährt, daß man sein neues Buch mit den besten Erwartungen in die Hand nimmt. Und sie werden nicht getäuscht. Die hier vereinigten Aufsätze sind von verschiedenem Umfange und Werthe, aber sie zeigen alle die feine Beobachtungsgabe, die genaue Kenntniß, die freundliche Gesinnung und die geistreiche Auffassung, die wir aus den früheren Schriften des Verfassers kennen, dazu kommt dann noch die leichte und klare Darstellung, die ohne oberflächlich zu sein doch nie abstrakt und schwerfällig wird. Es ist ein wahres Vergnügen ein solches Buch zu lesen; worüber Whitman auch in anmuthigem Plauderton sprechen mag, über den deutschen Wald, das deutsche Lied oder das deutsche Badeleben, man hört ihm gern zu. Der Aufsatz: Deutschland einst und jetzt zeugt von der historischen Einsicht und guten Beobachtung Whitman's und der belehrende Artikel über den Arbeiterstand weist an der Vergleichung der deutschen mit den englischen Arbeiterverhältnissen die unvergleichlich viel bessere Lage der ersteren und die Unwahrheit der sozialdemokratischen Behauptungen von dem Elend der deutschen Arbeiter für jeden Unbefangenen überzeugend nach. Ganz vortrefflich ist der Abschnitt über den Antisemitismus; hier werden die tieferen Ursachen der Entstehung und immer weitere Ausbreitung der antisemitischen Bewegung in Deutschland mit Unbefangenheit,

*) Hamburg, Haendcke u. Lehmkuhl. 2 M.

Sachkenntniß und Klarheit in höchst lehrreicher Weise dargelegt. Ausgezeichnet ist weiter die Charakterschilderung, die Whitman von Moltke entwirft; sie ist in der Schärfe und Tiefe der Auffassung, in der Verwerthung der einzelnen Detailzüge und in der Erfassung des Wesenskernes der Persönlichkeit des großen Strategen vielleicht das Beste, was über ihn geschrieben worden ist. Den Beschluß des Buches macht die Beschreibung zweier Besuche bei Bismarck in Friedrichsruhe, die dem Verfasser Veranlassung geben Bismarck als Menschen und im Kreise seiner Familie zu schildern. Was Whitman hier bietet, ist ein wahres Meisterstück scharfer Beobachtung und feinen psychologischen Verständnisses, in so lebendiger Form, daß man, was er berichtet, zu hören und zu sehen glaubt. Diese wenigen Blätter geben von Bismarck's Persönlichkeit ein besseres Bild als viele Bände, die über ihn geschrieben sind. Nimmt man zu dem, was Whitman erzählt, das anziehende, vor zwei Jahren in deutscher Uebersetzung erschienene Buch „Crispi bei Bismarck", so hat man einen vollen Einblick in Bismarck's Familienleben, tägliche Beschäftigungen und Lebensweise. Indem wir unseren Lesern Whitman's Buch auf's angelegentlichste empfehlen, machen wir diejenigen, welche sie noch nicht kennen, auf die zwei früheren Schriften desselben Verfassers aufmerksam: Das kaiserliche Deutschland und das Reich der Habsburger; sie sind nicht weniger anziehend und lehrreich. Die Uebersetzung des vorliegenden Buches ist vorzüglich, sie liest sich wie ein Original.

Eine bedeutende Leistung auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte ist die jetzt abgeschlossen vorliegende Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker von Julius Hart.*) Es gehört eine nicht gewöhnliche Arbeitskraft dazu, ein Werk von dem Umfange des eben genannten, das fast 2000 Seiten großen Formats umfaßt, zu unternehmen und zu Ende zu führen und schon der Plan, eine Geschichte der Weltlitteratur zu schreiben, zeugt von kühnem Entschlusse. Ein solches Werk muß nothwendig den Charakter

*) Neudamm, J. Neumann. 2 Bände mit zahlreichen Abbildungen und Illustrationen. Geh. 12 M., geb. 15 M.

einer Kompilation haben, d. h. es muß sich auf die Forschungen und Darstellungen anderer stützen, denn auch nur die Hauptwerke jeder Litteratur selbst zu lesen, geschweige denn zu studiren, ist für den Einzelnen unmöglich. Wird nun eine solche Arbeit mit Sorgfalt und Kritik unternommen, kennt der sich an sie Machende eine und die andere Litteratur aus eigener Anschauung genauer, versteht er es den gewaltigen Stoff klar und übersichtlich zu gruppiren, besitzt er endlich die Gabe anziehender Darstellung, so wird ein Buch entstehen, dessen Verdienstlichkeit unbestreitbar und das zur Belehrung, zur Orientirung und zum Nachschlagen brauchbar und nützlich ist. Man wird J. Hart das Zeugniß nicht versagen können, daß er bei der Lösung der großen Aufgabe, die er sich gestellt, nicht geringen Fleiß und Eifer bewiesen hat. Daß nicht alle Partien eines solchen Werkes gleichmäßig behandelt, daß einige eine kürzere, andere eine ausführlichere Darstellung erfahren haben, daß mancher bedeutende Schriftsteller in wenigen Zeilen abgethan ist, manches hervorragende Werk kaum genannt wird, das ist bei der großen Beschränkung, die sich der Autor einer solchen Zusammenstellung nothwendig vielfach auferlegen muß, unvermeidlich und natürlich. Hart hat bei der Darstellung der älteren und der neueren Litteraturen den richtigen Unterschied gemacht, daß er bei jenen regelmäßig Uebersetzungsproben eingeflochten, bei diesen dagegen sich auf die Charakteristik der Autoren und ihrer Werke beschränkt hat. Es ist ein unermeßlich reicher Stoff, der hier in zwei Bände zusammengedrängt, dem Leser bequem und handlich zur Benutzung dargeboten wird und der Verleger hat durch Hinzufügung von zahllosen Abbildungen, Handschriftenproben und Porträts, sowie durch die vortreffliche Ausstattung seinerseits alles dafür gethan, den Werth des Buches zu erhöhen. Doch Hart giebt nicht blos eine geschichtliche Uebersicht der Litteraturen aller Völker und Zeiten, er charakterisirt und beurtheilt auch die einzelnen Dichter und ihre Werke von einem sehr bestimmten Standpunkte aus mit großer Entschiedenheit. Julius Hart und sein Bruder Heinrich sind die Begründer und ersten Vorkämpfer des modernen Naturalismus in Deutschland und diese seine Anschauungen verleugnet der Autor auch in der Geschichte der Weltlitteratur nicht. Daraus ergiebt sich, daß

diejenigen, welche die Aufgabe der Poesie nicht in der Darstellung der gemeinen Wirklichkeit sehen, sondern von ihr die Erhebung des Irdischen in die Sphäre des Ideals erwarten, mit Hart's Auffassung und Urtheil oft nicht werden übereinstimmen können. Die Geringschätzung der Lyrik entspricht ganz den Ansichten dieser modernen Richtung, ebenso das mangelnde Verständniß für den eigenartigen Geist des Mittelalters, seine Mystik und Romantik. Aber auch das hellenisch-klassische Ideal Goethe's und Schiller's erregt Hart's Widerspruch, wobei er allerdings manche richtige Bemerkung macht. Vollends die romantische Dichtung am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts findet sehr wenig Gnade vor seinen Augen, nur dem unwiderstehlichen Zauber von Novalis Persönlichkeit und Poesie hat sich auch dieser entschlossene Realist nicht entziehen können. Die Einseitigkeit dieses modernsten Standpunktes macht sich besonders bei der Darstellung der Litteratur unseres Jahrhunderts bemerkbar. Wie ungerecht und verkehrt spricht Hart z. B. über Geibel, wie kurz und ungenügend über Rückert! Seine Gesinnungsgenossen dagegen werden am Schluße des Werkes als die Träger der Zukunft, als die Verkünder einer neuen Aera der Poesie besprochen und gefeiert. Man darf demnach bei der Benutzung des Werkes, namentlich für die neuere Zeit, nie vergessen, daß es ein Parteimann ist, dessen Urtheile wir vernehmen. Für die deutsche Litteratur lassen sich diese Einseitigkeiten leicht durch die Heranziehung und Vergleichung der Litteraturgeschichten von Vilmar, Roquette und W. Scherer rektifiziren. Außerdem kann man nicht leugnen, daß die Darstellung der Weltlitteratur von einem klar ausgesprochenen, entschiedenen Standpunkt aus, wenn wir ihn auch nicht theilen, ein nicht geringes Interesse gewährt, zumal da Hart ein Mann von Geist und Scharfsinn ist. Unsere Bemerkungen haben daher nur den Zweck den Leser darauf hinzuweisen, daß er das ihm hier Gebotene mit Kritik und selbständiger Prüfung aufnehmen muß. In den Augen sehr Vieler wird übrigens gerade das, was wir an dem Buche aussetzen, als ein Vorzug desselben erscheinen. Jedenfalls verdient Hart's Geschichte der Weltlitteratur nach Inhalt und Umfang bei weitem den Vorzug vor dem bekannten und viel verbreiteten Buche von J. Scherr, ganz abgesehen von

dem Reichthum der bildlichen Beigaben. Durch den außerordentlich mäßigen Preis wird das vorliegende Werk sicherlich große Verbreitung finden und auf vielen Weihnachtstischen und später in den Haus- und Familienbibliotheken nicht fehlen.

Aus der fortwährend anschwellenden Masse der Goethelitteratur heben wir drei an Inhalt und Umfang sehr verschiedene Werke, die uns gerade vorliegen, heraus. Von Richard Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, ist bisher nur der erste Band*) erschienen. Was uns Weißenfels bietet, ist keine Biographie, sondern die dichterische Entwickelungsgeschichte Goethe's von seiner Kindheit an bis zu der Zeit, da er der poetische Führer der Stürmer und Dränger wurde. Der Verfasser will eingehend darlegen, wie Goethe zum Stürmer und Dränger geworden ist. Mit feiner psychologischer Analyse zeigt Weißenfels, welche Eigenschaften Goethe vom Vater, welche er von der Mutter geerbt, welchen Einfluß die Leipziger Lehrer und Freunde, Herder's und die Straßburger Erlebnisse auf die Entwickelung seines inneren Wesens gehabt; auch die Einwirkung der verschiedenen Zeitrichtungen und Zeitströmungen auf Goethe's Bildung werden gewürdigt. Als seine Hauptaufgabe betrachtet es der Verfasser, die ununterbrochene Kontinuität in Goethe's geistiger und dichterischer Entwickelung nachzuweisen und darzuthun, daß in ihr keine plötzlichen Wandlungen, kein Sprung, wie man oft angenommen hat, eingetreten seien. Goethe ist nie plötzlich ein anderer, es treten nur gewisse Züge und Seiten seines geistigen und dichterischen Charakters bald mehr, bald weniger hervor unter dem Einflusse äußerer und innerer Erlebnisse, aber vorhanden sind sie stets und der Zusammenhang seines inneren Lebens wird nie unterbrochen. Mit eindringendem Scharfsinn analisirt Weißenfels weiter die Stimmungen, aus denen die einzelnen Dichtungen Goethe's in dieser Zeit hervorgegangen sind. Als die charakteristischen Eigenschaften und Erscheinungsformen des Sturm- und Dranggeistes bezeichnet er einerseits die trotzige Kampflust, andererseits die Empfindsamkeit. Während aber in den übrigen Stürmern und Drängern die eine oder die andere dieser Eigenschaften zu

*) Halle, Max Niemayer. 10 M.

Tage tritt, sind beide in Goethe vereinigt und finden, jene im Goetz von Berlichingen, diese im Werther ihren vollendeten poetischen Ausdruck. Und nun giebt der Verfasser eine höchst eingehende Analyse des Goetz, wobei er die Stimmung, aus der das Drama hervorgegangen, seinen Inhalt und Charakter, die einzelnen Tendenzen des Sturmes und Dranges, die darin zur Erscheinung kommen, Goethe's darin niedergelegte eigene Erlebnisse, sowie die darin bemerkbaren litterärischen Einflüsse nachweist, endlich die Umarbeitung und Wirkung des Dramas auf die Zeitgenossen erörtert. Weißenfels unterwirft das Drama einer, wir möchten sagen, mikroskopischen Betrachtung, er sieht daher nicht weniges genauer, als es bisher der Fall gewesen, aber manchmal ist sein Blick doch wohl auch kritischer als nothwendig wäre. Bei dieser Behandlungsart gewinnt man ja vielfach im Einzelnen genauere Einsicht, aber nicht selten hat der Leser doch den Eindruck, als ob der Farbenschmelz der Poesie durch eine solche Behandlung von einem dichterischen Werke abgestreift würde. Jedenfalls ist Weißenfels Buch eine der hervorragendsten Erscheinungen der Goethephilologie, wenn es auch von manchen Schwächen dieser Richtung, des Zuvielsehens und Allesergründenwollens, sich nicht frei hält. Auch die in diesen Kreisen herrschende Ueberschätzung Goethe's theilt Weißenfels, er sieht in Goethe den Universalmenschen, der alle Bestrebungen der Menschheit in sich vereinigt, was doch von keinem Sterblichen je ausgesagt werden kann. Diese modernen Goetheforscher verkennen insgesammt die Schranken, welche auch die größte menschliche Individualität begrenzen, und steigern unwillkürlich Goethe zu einem Halbgott. Weißenfels behandelt im Uebrigen seinen Gegenstand mit Geist, die Darstellung ist lebendig und anziehend, nur könnte sie wohl etwas gedrängter sein. Das Buch ist, wenn auch auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhend, doch für jeden gebildeten Leser verständlich. Mit nicht geringer Erwartung sehen wir dem zweiten Bande des Werkes entgegen, in dem das analytische Talent des Verfassers bei der Behandlung des Werther einen noch günstigeren Boden zu seiner Entfaltung finden wird.

An ästhetischen und litterärischen Kommentaren zu Goethe's poetischen Werken mangelt es nicht, für einzelne, wie z. B. den

Faust, sind sie sogar im Ueberfluß vorhanden. Dagegen vermißt man für viele seiner Prosaschriften vollständige, in's Einzelne gehende Erläuterungen; das Beste darin bietet noch immer die Hempelsche Ausgabe, schade nur, daß ihre Benutzung durch das schlechte Papier und den engen kleinen Druck so sehr erschwert wird. Einen sachlichen Kommentar nun zu Goethe's italienischer Reise hat Julius R. Haarhaus in seinem Buche: Auf Goethe's Spuren in Italien zu liefern begonnen. Zunächst liegt der erste Theil, Ober-Italien umfassend, vor, der den ersten Band des Sammelwerkes: Kennst Du das Land? eine Büchersammlung für die Freunde Italiens bildet.*) Der Verfasser kennt die Stätten, welche Goethe in Ober-Italien besucht hat, aus eigener Anschauung und giebt eine zusammenhängende Erläuterung zu Goethe's Schilderungen der Gegenden, Bauwerke, Kunstdenkmäler und Lebenserscheinungen, er benutzt dazu andere Reisebeschreibungen und Handbücher jener Zeit. Er begnügt sich aber nicht damit, sondern berichtet auch über die mannigfachen Veränderungen, welche seit den mehr als hundert Jahren, die seit Goethe's Aufenthalt in Italien verstrichen, in den von ihm besuchten Orten eingetreten sind. Dadurch erhält Haarhaus Buch auch ein kulturgeschichtliches Interesse. Den Haupttheil desselben nimmt wie in Goethe's Schilderung Venedig ein. Wir haben das Büchlein, das anmuthig und mit sichtlicher Liebe für den Gegenstand geschrieben ist, mit Vergnügen gelesen und freuen uns auf die Fortsetzung. Auch für solche, die Italien besuchen wollen, aber nicht in gewöhnlicher Touristenmanier von Stadt zu Stadt eilen, um möglichst viel Merkwürdigkeiten und Kunstwerke anzusehen, sondern mit Ruhe und Muße sich in das dortige Leben, die Vergangenheit des Landes und seine Kunstwerke zu vertiefen Neigung haben, wird Haarhaus Buch eine erwünschte Ergänzung zu den gewöhnlicheren Reisehandbüchern sein.

---

*) Leipzig. Druck und Verlag von C. G. Naumann. Jeder Band 2 M. 50 Pf. Der zweite, uns auch schon zugegangene Band enthält die „Fornarina“, Trauerspiel in 5 Akten von Paul Heyse. Es ist ein Künstlerdrama, das Raffaels Liebe zur Fornarina behandelt und einen tragischen Ausgang hat. Die weiteren Bände der Sammlung versprechen noch viel Interessantes zu bringen.

Einen Beitrag zur Goethelitteratur bietet auch die Schrift von Richard Loebell: Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser. Ein Beitrag zur Beurtheilung J. H. Mercks.*) Es ist bekannt, welchen Einfluß J. H. Merck zeitweilig auf Goethe ausgeübt hat und ebenso kennt wohl jeder unserer Leser die meisterhafte Schilderung, welche der Dichter von dem Freunde und seinem mephistophelischen Charakter entworfen hat. Es ist manches Räthselhafte in dem Wesen dieses geistreichen und klugen, aber verbitterten, mit dem Leben zerfallenen Mannes, das auch die Biographieen von A. Stahr und G. Zimmermann nicht völlig aufgehellt haben. Loebell, der ein großer Bewunderer von Merck ist, sucht in seiner Schrift alle gegen dessen Charakter erhobenen Anklagen und Vorwürfe zu entkräften und bezeichnet als Grundzüge von Merck's Wesen Größe der Denkungsart und Weichheit des Herzens. Den Hauptinhalt des Büchleins bilden Auszüge und Inhaltsübersichten einer ungedruckten, bisher kaum gekannten Schrift Merck's, betitelt Anti-Necker, welche gegen ein von dem berühmten Publizisten, früheren hessen-darmstädtischen Minister Fr. K. v. Moser 1782 herausgegebenes Buch „Necker" sich richtet. Moser hatte unter dem Bilde des französischen Staatsmannes Necker und dessen Schicksal seine eigenen Verdienste um das Land und den ihm dafür vom hessen-darmstädtischen Hofe widerfahrenen Undank geschildert. Merck schrieb nun im Auftrage der Regierung seinen Anti-Necker, um Moser nicht nur zu widerlegen, sondern auch in den Augen des Publikums herabzusetzen und lächerlich zu machen und verschmähte zu diesem Zwecke kein Mittel der Gehässigkeit und der Bosheit. Die Schrift blieb ungedruckt, aber Merck's feindselige Gesinnung gegen Moser wirkte bestimmend auf die Anschauungen in Weimar ein. Wir müssen nach den von Loebell gemachten Mittheilungen erklären, daß sie die ungünstige Beurtheilung von Merck's Charakter nur bestätigt. Alles, was Loebell sonst beibringt, um Merck's Persönlichkeit in günstigerem Licht erscheinen zu lassen, ist sehr wenig überzeugend und der Versuch eine Verwandtschaft der Grundanschauungen bei Merck und bei Moser in religiösen

*) Darmstadt, Hofbuchhandlung von A. Klingelhöfer. 1 M. 20 Pf.

und politischen Dingen nachzuweisen, ist mehr künstlich als einleuchtend. Wenn auch Loebell's gute Absicht anzuerkennen ist, so bleibt [redacted] doch auch nach seiner Schrift bei der bisherigen Auffassung von Merck's Charakter.

Gewissermaßen gehört auch zur Goethelitteratur das eigenartige Buch von Albert Freybe: Faust und Parcival. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung,*) doch hat es sich eine weitere Aufgabe gestellt. A. Freybe ist einer der eifrigsten und treuesten Schüler A. Vilmar's, der sich die Erforschung und Hervorhebung der echt volksthümlichen Elemente im Leben und in der Litteratur zur Hauptaufgabe gemacht hat; wir verdanken ihm schon eine ganze Reihe von, ein feines Verständniß für alle Aeußerungen des deutschen Volksgeistes bekundenden anregenden und belehrenden Arbeiten, in denen auch die kirchlichen und politischen Anschauungen seines Meisters vielfach zu Tage treten. In seinem neuesten, uns hier beschäftigenden Buche behandelt er das Karfreitagsepos Parcival und das Osterdrama Faust, diese Marksteine der beiden großen Litteraturepochen in ihrem Gegensatze zu einander. In Goethes Faust erblickt er eine Biologie des deutschen Geistes der neueren Zeit. Schon die Faustsage, führt der Verfasser aus, hat ein antilutherisches Gepräge; die Tragödie Goethe's zeigt nicht nur dieses, sondern ist auch antibiblisch, ihr Thema ist die Schrankenlosigkeit des Menschengeistes. Die Faustsage bringt die Konsequenz des Abfalls von Gott zu vollem Ausdruck; in Goethe's Dichtung gelangt der moderne, vom Glauben der Reformation und dem Evangelium abgefallene negative Protestantismus zu unübertrefflicher poetischer Darstellung. Diese seine Auffassung sucht nun Freybe mit fester Konsequenz an den einzelnen Szenen des Goethe'schen Dramas in eingehender, oft etwas verschlungener, aber origineller und anziehender Ausführung nachzuweisen. Es ist gewissermaßen ein biblisch-christlicher, mitunter theologischer Kommentar zu Goethe's Faust, den der Verfasser in seinem Buche uns bietet. O. Vilmar hat in seinem Buche über den Faust schon früher etwas Aehnliches unternommen, aber Freybe geht in der folgerichtigen Durchführung

*) Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 4 M. 80 Pf.

seiner Auffassung weit über ihn hinaus. Auch den zweiten Theil der Dichtung zieht er in den Kreis seiner Betrachtung hinein. Er sieht in Faust die Rast- und Ruhelosigkeit der modernen Welt verkörpert und findet im zweiten Theil des Dramas die hochmüthige Kultur des gottentfremdeten schuldbeladenen deutschen Geistes nach allen ihren Richtungen dargestellt. Dieser entarteten modernen stellt Freybe die Gralkultur der Demuth und Selbstverleugnung, wie sie in Wolframs Parcival geschildert wird, gegenüber und entwickelt unter Darlegung des Inhalts die tiefe religiöse Bedeutung dieser großen Dichtung, in der er einen Vorboten der Reformation sieht. Daran schließen sich mehrfache Parallelen im Einzelnen zwischen dem im Faust und im Parcival zur Erscheinung kommenden Geiste. Das Buch endigt mit einer ernsten Mahn- und Bußrede an das deutsche Volk, wieder umzukehren zu Gott und seinem Evangelium, wie es die Reformation an's Licht gezogen. Mag man ihm nun zustimmen oder zu vielem den Kopf schütteln, ein ernstes gedankenvolles Buch ist es jedenfalls, das uns hier vorliegt und die Originalität der darin geltend gemachten Gesichtspunkte zieht unwillkürlich an. Die Gedankenkreise, in denen sich Freybe bewegt, liegen weit ab von der Heerstraße der gegenwärtig herrschenden Litteraturbehandlung und Goetheforschung und sie wird ihm schwerlich Beachtung schenken. Aber Leser wird er sicherlich finden, die sich auch durch die etwas schwerfällige Darstellung und den oft sehr verschlungenen Satzbau nicht werden abschrecken lassen, denn auch da, wo es entschieden Widerspruch herausfordert, ist das Buch anregend und zum Nachdenken auffordernd.

Zum Schluß wollen wir noch zwei Gedichtsammlungen einige Worte widmen. In der katholischen Welt Deutschlands ist sehr gefeiert, insbesondere wird von der ultramontanen Presse seit längerer Zeit häufig rühmend und preisend genannt der westfälische Dichter F. W. Weber. Das veranlaßte mich seine letzten Gedichte und sein Epos „Dreizehnlinden“ kennen zu lernen. Die Gedichtsammlung führt den Titel „Herstblätter“. Nachgelassene Gedichte von F. W. Weber.*) Nachdem wir sie gelesen, freuen wir uns sagen zu können: Hier ist ein echter Dichter und das

*) Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 4 M. 80 Pf.

sind wirkliche Gedichte! Weber, der 1894 in hohem Alter gestorben ist und daher eigentlich einer früheren Zeit angehört, ragt weit hinaus über die Masse der sogenannten Poeten unserer Tage und ist ein wahrhaft bedeutendes Talent. In seinen Gedichten spricht sich wirkliche Herzensempfindung, idealer Sinn und tiefe Lebensauffassung aus, dazu ist die Form so klar und vollendet, daß es ein wahrer Genuß ist sich in diese Dichtungen zu vertiefen. Die „Herbstblätter“ enthalten einestheils die poetischen Hervorbringungen aus den letzten Jahren des Verfassers, andererseits eine große Anzahl von Jugendgedichten, man wird zwischen ihnen wohl einen Unterschied in der Auffassung des Lebens, aber keinen in der Form bemerken. Liebes- und Lebenslust, Frühlingsfreude und Sehnsucht, der ernste Kampf des Lebens wie die Wehmuth des vorgerückten Alters kommen in ihnen wechselnd zum Ausdruck, überall aber spricht sich ein lebendiger frischer Natursinn aus. Außer rein Lyrischem -- besonders schön ist „das Frauenherz“ und „das Wolkenschloß“ -- findet sich auch nicht wenig Didaktisches, darunter gehaltvolle Sprüche, endlich eine Anzahl epischer Dichtungen, von denen wir als besonders gelungen Wodan auf den Karpathen, Tristans Tod und den Gladiator hervorheben wollen. Die Sammlung enthält sehr viele vortreffliche Uebersetzungen aus dem Dänischen, Englischen und vorzüglich aus dem Schwedischen, namentlich Gedichte Tegnérs und Runebergs; es ist merkwürdig und charakteristisch, daß dieser Westfale sich so sehr zu der Poesie des Nordens hingezogen gefühlt hat. Spezifisch Katholisches findet sich in Weber's Gedichten nur weniges und für einen Protestanten durchaus nichts Abstoßendes, Ultramontanes haben wir garnichts bemerkt. Auf die Dichtung „Dreizehnlinden“ werden wir ein anderes Mal näher eingehen und sie zu würdigen versuchen. Möge der edle Dichter allmählich auch bei uns Eingang finden!

Ganz anderer Art ist die Gedichtsammlung: Lieder aus der kleinsten Hütte.*) Es ist ein zusammenhängender Zyklus, in dem das selige Glück eines jungen Ehepaares und dann der verzweifelte Schmerz und trostlose Kummer des Gatten über den Verlust seiner jungen Frau, die bei der Geburt ihres ersten

*) Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß. 1 M.

Kindes, welches nicht zum Leben erwacht, durch den Tod ihm entrissen wird. Es sind weder besondere Erlebnisse noch tiefsinnige Gedanken, die hier zum Ausdruck gelangen, der Verfasser spricht nur allgemein menschliche Empfindungen aus. Die Form dieser Lieder und Gedichte ist oft recht mangelhaft, und neben wahr und tief Empfundenem findet sich nicht wenig Unklares und nicht selten rein Prosaisches. Aber weil die Grundstimmung dieser poetischen Herzens- und Seelenergüsse wahr und echt ist, und sie allgemeinmenschliche Stimmungen in Freud und Leid widergeben, so macht das Ganze trotz aller Mängel im Einzelnen doch auf den Leser einen wehmüthig ergreifenden Eindruck, zumal der Zyklus versöhnend schließt, indem der Dichter Trost bei dem findet, der in die Welt gekommen ist, allen bekümmerten und gequälten Herzen Frieden und Ruhe zu bringen.

H. D.

* * *

Frauenbilder aus der neuen deutschen Litteraturgeschichte. Von Otto Berdrow. Mit 10 Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer.

Ein Buch, das wie geschaffen erscheint, edlen und feingebildeten Frauen in die Hand gegeben zu werden! Es enthält die Lebensbilder von Eva König, Charlotte Diede, Bettina von Arnim, Karoline von Günderode, Minchen Herzlieb, Ulrike von Kleist, Emma Uhland, Kathi Fröhlich, Charlotte Stieglitz, Lenau's Mutter, Sophie Loewenthal und Marie Behrends. Was dieses Werk vor anderen ähnlichen populären Essay's auszeichnet, ist die Vereinigung fesselnder, geistvoller Darstellung mit litterarhistorischer Gründlichkeit. Der Verfasser berichtigt manchen verbreiteten Irrthum mit den besten Gründen, ohne doch jemals trocken und langweilig zu werden; das ist aber nur möglich, wo der Darsteller seinen Stoff völlig in der Gewalt hat. Frisch, elegant und feinsinnig geschrieben, verstehen es diese Aufsätze, den Leser in den psychologischen Reiz zu verstricken, den man von der Behandlung der zarten und doch so innig-starken Wechselbeziehungen zwischen unseren großen Dichtergestirnen und ihren weiblichen Planeten mit Recht erwarten darf. Ich glaube, das Buch als ein Geschenkwerk bezeichnen zu dürfen, das gerade der baltischen Frauenwelt besonders willkommen sein wird. Ernste, gediegene Lektüre, bei welcher das Reinmenschliche ebenso seine Rechnung findet, wie das geschichtliche Bildungsbedürfniß, ist vielleicht nirgends so beliebt, wie im baltischen Hause. Das ruhige Lesen, das sich in gedankenvollem Sinnen fortspinnt, versteht man in unserer Heimath vielleicht immer noch besser, als — anderswo.

Guy de Maupassant: Die Erbschaft. Roman. Deutsch von Karl Rosner. Berlin, Schuster und Loeffler. 1896.

Man ist heutzutage sehr leicht bereit, ein dichterisches Werk für „unsittlich" zu erklären, wenn es ein Problem der Unsittlichkeit behandelt. Ich zweifle garnicht daran, daß auch das vorliegende Buch bei Vielen diesem Urtheil anheimfallen wird. Die Fabel des Romans ist derart, daß ich mich schön hüten werde, sie hier nachzuerzählen; sie ist ganz und garnicht salonfähig, und —: „man darf es nie vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können". Insbesondere, die „Lösung des Konflikts" auch nur anzudeuten, ist ganz unmöglich. Und doch glaube ich, daß dem Dichter nichts ferner gelegen hat, als die Absicht, ein unsittliches Buch zu schreiben. Ich fasse den Roman als eine ätzende Satire auf die tiefe moralische Verkommenheit einer gewissen „anständigen" Gesellschaft auf. Wie die „Anständigkeit" dieser edlen Bourgeoisie nur eine erbärmliche Maske ist, hinter der sich die niedrigste Charakter- und Gesinnungslosigkeit verbirgt, das wollte Maupassant veranschaulichen. Nicht mit dem flammenden Pathos des moralischen Bußpredigers, sondern mit der schneidenden Ironie des lächelnden Weltmannes, dessen Lächeln eben dem Kundigen zu verstehen giebt: „Habt Euch nur immer so moralisch, wie Ihr wollt, — mir könnt Ihr ja doch nichts vormachen, ich kenne Euch nur zu gut". Ob ihn eine bewußte moralische Absicht dabei leitet, oder nur menschenverachtende, höhnische Schadenfreude, das wage ich nicht zu entscheiden. Wenn am Schluß dieselbe Gesellschaft, die sich soeben noch vor unseren Augen im tiefsten Schmutze der Gemeinheit gewälzt hat, den Triumph der Vornehmheit und Moralität feiert, dabei von ihren Kreisen auf das Bereitwilligste unterstützt und anerkannt wird, so liegt in dieser Schilderung Maupassant's ein Hohn, wie ich ihn grimmer mir garnicht denken kann. Merkwürdig, daß dieser so kalt, scharf und überlegen beobachtende Dichter im Wahnsinn zu Grunde gegangen ist. Daß der Roman in seiner Art ein Meisterstück ist, wird nur Der leugnen wollen, der das Stoffliche nicht vom Künstlerischen, das Moralische nicht vom Aesthetischen zu trennen weiß. Die Charaktere erinnern etwas an das Milieu in Flaubert's „Madame Bovary". Hier, wie dort, geistige und seelische Inferiorität, Streberthum, Rohheit und heuchlerische Verlogenheit — ein nettes anständiges Gesindel .....

J. E. Frh. v. Grotthuß.



Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 23. Ноября 1896 г.

Druckerei der „Baltischen Monatsschrift", Riga.

Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

1896.

Inhalt.

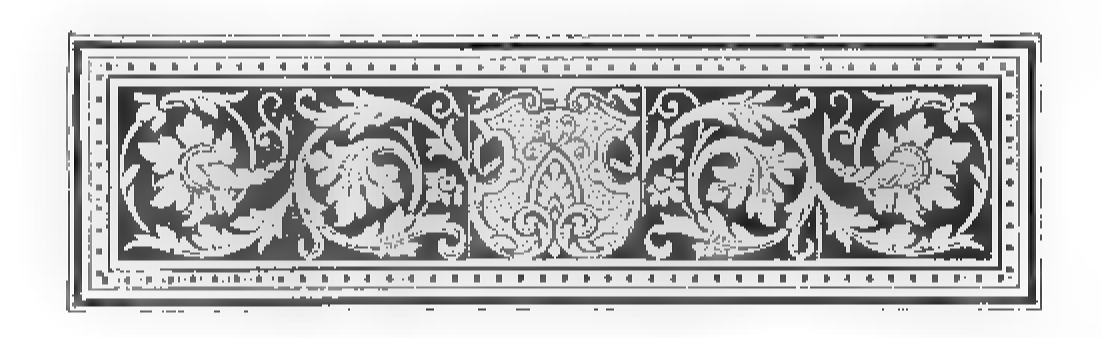
Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Januar 1896.

Inhalt: Neue Gedichte von Helene v. Engelhardt.
Altes Blut. Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël von Holstein-Testama).
Kunstbriefe. IV. Von J. Norden.
Litterärische Umschau. Von H. D.



Neue Gedichte

von

Helene von Engelhardt.

Unsre Welt.

Wir fragen nicht nach Weltgetrieb',
Nach bunter Lust und lautem Glück,
Denn unsre Welt ist unsre Lieb',
Wir ziehn uns still darein zurück.

Die Waage draußen steigt und fällt,
Und morgen sinkt was heute gilt, —
In unsrer Brust ist unsre Welt,
Wo fromm der Born der Treue quillt.

Vom heil'gen Strahl der Lieb' erhellt,
Schaut uns dies Heim so traulich an —
Es wohnt ein Fried' in unsrer Welt,
Den uns die Welt nicht rauben kann!

Die Welt für uns in Nichts zerfällt
Mit ihrem wirren Wechsellauf,
Und aus dem Nichts steigt eine Welt
Voll Liebesseligkeit uns auf!

Oleanderblüthe.

Tage voll Jubelrausch —
Nächte voll Sternenschein —
Sel'ge Erinnerung
Wieget mich ein.

Sonnig Hesperien,
Duftendes Zauberreich —
Durch den Orangenhain
Säuseln die Lüfte weich!

Sprühender Wogenschaum,
Tiefblaue Wasserbahn,
Hoch auf dem Gardasee
Schwankt unser Kahn.

Drunten am Ufersaum
Schimmern die Grotten all,
Droben vom Felsenhang
Braust der Ponale-Fall.

Tiefer gen Westen schon
Neigt sich der Sonne Bahn,
Träumend am Uferrand
Hielt unser Kahn.

Tiefer der Abend sank,
Lüftchen entschliefen all,
Leise vernehmlich kaum
Rauschte der Wogenschwall.

Ueber uns loderte
Südliche Sternenpracht —
Hand in Hand lauschten wir
Stumm in die Nacht.

Durch uns're Seelen hin
Zog es wie Himmelstraum . . .
Stumm brachst die Blüthe du
Vom Oleanderbaum. —

Immortellen.

Nebelkalter Herbstesabend —
Um die Giebel saust der Wind!
An dem Arm ein Blumenkörbchen
Tritt zu uns ein ärmlich Kind.

Dankend für geringe Gabe
Reicht sie ihre Blumen dir,
Und ein Immortellensträußchen
Bietest du mit Lächeln mir.

Ob ich, Liebster, dich verstanden?
Wir, für die der Liebe Licht
Blüthen schuf, die nimmer welken,
Scheu'n der Zeiten Wechsel nicht.

Nebelkalter Herbstesabend,
Schneegestöber niederrinnt — —
Selig wer Novembertagen
Maienwonne abgewinnt!

Einer muß der Letzte sein.

Wie die Sonne golden sinket!
Licht und Duft im Aetherblau!
Alles blinket! alles trinket
Abendfried' und Himmelsthau!
Oft in solch' geweihter Stunde
Streifen wir durch Wald und Ried,
Gottes Stille in der Runde,
In der Brust ein neues Lied.

Abende in Licht verkläret —
Glockenklang und Spätrothschein —
Wie viel uns auch Gott gewähret,
Einer muß der Letzte sein.

Sinnend schweift mein Geist zurücke,
Sagen muß ich's staunend mir:
Tiefer als im ersten Glücke
Hängt mein Lieben heut' an dir!
Heil'ge Liebe! Kind aus Eden!
Wie uns Jahr um Jahr verstrich,
Fester stets mit tausend Fäden
Klammert' ich mein Herz an dich!

Durch der Erde grüne Matten
Süß, ach, pilgert sich's zu Zwei'n . . .
Siehst du fern den nächt'gen Schatten?
Einer muß der Letzte sein!

Der alte Park.

In den Lüften sang die Lerche,
Da mein Schiff verließ den Port,
Und im Blau die Schaar der Störche
Schwebte heim zum fernen Nord.

Sinnend folgt mein Blick dem Fluge
Durch das blaue Aethermeer:
Ob dort einer mit im Zuge,
Der mir Freund von altersher?

Fern im Nord in stillem Kreise
Ragt ein schattig-alter Park —
Dorthin geht des Vogels Reise,
Zieht ihn Sehnsucht, tief und stark.

Schlüsselblumen blühn im Grase,
Veilchenduft entführt der West;
Wie dem Pilger die Oase
Winkt ihm dort sein heimisch Nest.

Riesenstämm' im Sturme schauernd,
Silberpappeln, dicht belaubt,
Manch' Jahrhundert überdauernd,
Wiegen dort ihr greises Haupt.

Bienenschwärme ziehn in Schaaren
Zu dem wilden Rosenbaum . . . .
Ob auch fern seit langen Jahren,
Wohl noch kenn' ich jenen Raum!

Störche, die die Luft durchschifften,
Mahnten mir im tiefsten Mark
Meiner Heimath grüne Triften,
Meiner Heimath schatt'gen Park.

Wo ich jeden Vogel kannte,
Jeder Baum mir Freund so gut,
Wo mit Namen ich benannte
Selbst der Störche junge Brut.

Wo als Kind ich über jeden
Stein gehüpft mit frohem Schwung,
Wo mir tausend goldne Fäden
Knüpfte die Erinnerung!

Wo ich folgte insgeheime
Kindisch-unbewußtem Drang,
Stammelnd meine ersten Reime,
Lallend meinen ersten Sang.

Wo des Liedes Himmelsfunken
Ahnend kaum mein Herz bewegt,
Wo mein Genius, schlummertrunken,
Leis' die Flügel erst geregt!

Wohl nun reiften manche Keime
Und manch' Jahr bin ich entfernt;
Daß wir überall daheime,
Hab' ich unterdeß gelernt.

Aber doch mit tausend Theilchen
Halten sie die Seele fest,
Silberpappeln dort und Veilchen,
Rosenbaum und Storchennest.

Gleich den Störchen, den entflog'nen,
Hängt das Herz auch tief und stark
An dem Rain, dem grün umzog'nen,
An dem fernen, alten Park.

Martha und Maria.

Herr, an jedem neuen Morgen
Höre mich von Neuem flehn:
Laß in mir an Marthasorgen
Nicht Maria untergehn.

Drängt der Tag mich Stund' um Stunde
Mit gar mancherlei Gebot,
Tön' in meiner Seele Grunde
Doch die Mahnung „Eins ist noth“.

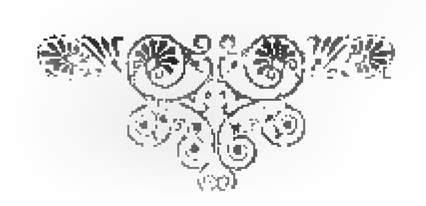
Stellst du mich in lautes Treiben,
Das von bunter Lust erhellt,
Laß mir's im Gedächtniß bleiben:
„Ihr seid nicht von dieser Welt.“

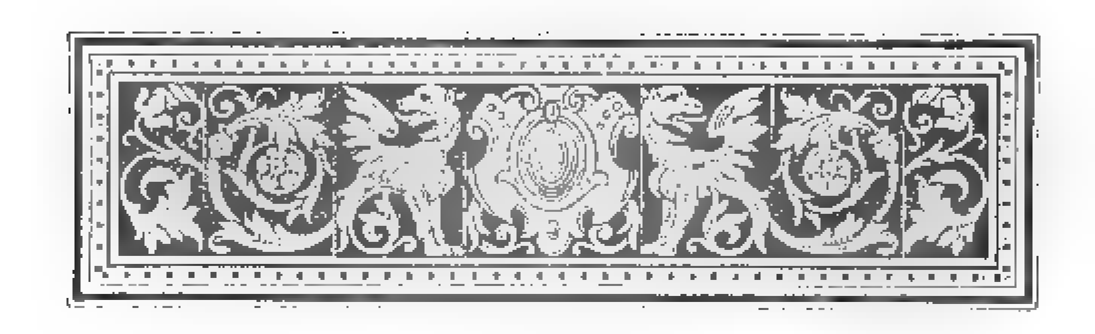
Soll des Hauses schlichtem Kreise
Schaltend ich die Kräfte weihn,
Mahne doch dein Geist mich leise:
„Ihr lebt nicht von Brod allein“.

So, in deines Geistes Leiten,
Glaubensstark und dienstbereit,
Ungefährdet laß mich schreiten
Durch die Martha-Thätigkeit.

Auf daß Martha willig leiste
Was ihr aufgetragen ist,
Doch Maria, stark im Geiste
Ihres Zieles nicht vergißt.

Bis der Werktag abgeschlossen,
Martha still zur Raste geht,
Und Maria lichtumflossen
Zu des Sabbath's Wonn' ersteht.





Altes Blut.

Skizze von Sylva Testa (Freifrau Staël v. Holstein-Testama).

Am 23. December, es sind nun schon etliche Jahre her, saß ein junger Chevalier-Garde-Offizier in einem Coupé erster Klasse der Baltischen Bahn. Er kam von Petersburg und sollte an der Station Laisholm aussteigen, um die Weihnachtstage bei seinem Oheim auf Sarbach zuzubringen. Das Reiseziel schien nicht besonders lockend, Kurt Ramsloh's schönes Gesicht, das gewiß recht heiter aussehen konnte, hatte einen mißmüthigen Ausdruck.

Als einziger Fahrgast erster Klasse durfte er sich's so bequem machen, wie er wollte und das that er: legte die weiße Mütze, Handschuhe und Säbel auf den Sitz gegenüber, entnahm seinem Reisesack einen gelben französischen Roman und begann, die Wange in den weichen Biberkragen seines grauen Mantels geschmiegt, zu lesen. Die Lektüre konnte seine Aufmerksamkeit jedoch nicht fesseln, er warf das Buch wieder in den Sack, zündete sich eine Cigarette an und blickte, blaue Ringelwölkchen blasend, melancholisch in die Landschaft. Da gab es aber absolut nichts zu sehen, als wirbelnden Schnee über weißen Flächen unter bleigrauem Himmel. Der Beschauer empfand bald die einschläfernde Wirkung des monotonen Bildes, streckte sich in seiner stattlichen Länge aus und ward für Stunden aller Langenweile entrückt.

In den unbewachten Zügen eines Schläfers spiegelt sich der Charakter oft besonders deutlich, — hier eine männliche Energie, von der man das Beste erwarten durfte, falls etwas käme, des Wollens werth. Vorausgesetzt auch, daß dieses Etwas sich in nicht zu ferner Zeit einfände, ehe die Großstadtluft ihren entnervenden Einfluß allzu stark geltend machte. Ihr verdankte das jugendliche Antlitz bereits den abgespannten Zug und die nervöse Blässe.

Der übernächtige, tanzmüde Liebling einer ruhelosen, genußkranken Welt, schlief sich gründlich aus. Als er erwachte, war sein Ziel nicht mehr fern. Ausgeruht, schienen seine Gedanken eine rosigere Färbung angenommen zu haben: sie trugen ihn um zwei Abende zurück in den Ballsaal, und plötzlich war ihm, als funkelten ihn die Gluthaugen der Gräfin Helenka Grablinska an, verwirrender denn je, und er vermeinte ihre einschmeichelnde Stimme zu hören, wie sie sich mit den weichen und doch markigen Klängen der Mazurka mischte, die sie Beide so meisterhaft tanzten. Und nie hatten sie getanzt, wie an jenem Abende, — gleichsam getragen von wogender Sehnsucht und zagender Hoffnung, und dann wieder hingerissen im tollen Wirbel triumphirender Leidenschaft!

Liebte sie ihn?

Neulich, auf der Eisbahn, Hand in Hand dahinfliegend, war sie so traumverloren, so hingebend weich gewesen, daß er meinte bis ans Ende der Welt werde sie ihm folgen — und er hatte den günstigen Augenblick verpaßt!

Am nächsten Abend hatte sie ihm den Cotillon versagt, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, das stolze Köpfchen kaum zum zum Gruß geneigt.

Sie war unberechenbar in ihren schillernden Stimmungen: als er sich auf dem Bahnhof von ihr verabschiedete, nahm sie seinen Orchideenstrauß gnädig auf. Ja, er glaubte sogar eine Thräne in ihren Sphinxaugen schimmern zu sehen, als sie seine Rechte mit ihren Elfenfingern festhielt und fast gebietend sagte: Auf Wiedersehn in vierzehn Tagen, in Paris.

Er trug Paß und Urlaub in der Tasche.

Acht Tage beim Ohm mußten genügen, was sollte er wohl länger bei dem alten Manne beginnen, der ihm ganz fremd war. Als kleiner Knabe war er zuletzt in Sarbach gewesen und hatte nur

eine dunkle Erinnerung an einen Rutschschlitten, zwei graue Windhunde und eine Speisekammer, in der es nach Aepfeln und Pfefferkuchen roch. Auch des alten strammen Herrn konnte er sich entsinnen, der ihm seinen ersten Säbel schenkte. Heute hätte ihn die schönste Klinge von Toledo nicht so erfreuen können, wie damals jene hölzerne Waffe. Freundliche Erinnerungen. — Und dennoch, was sollten der Ohm und er mit einander anfangen? Sie lebten in ganz verschiedenen Welten und würden sich gewiß nicht verstehen.

Ueber solchen Betrachtungen erreichte er die Haltestelle.

Mittlerweile war es mondhell geworden: Die beiden Einspänner, die ihn erwarteten, hoben sich scharf, als schwarze Silhouetten, vom weißen Grunde ab. Er setzte sich in den ersten; der graubärtige Kutscher stopfte die Bärendecke sorgfältig ein, das Gepäck wurde dem Nachfahrer übergeben, und fort ging es, unter Schellengeklingel; eine zweistündige Fahrt.

Wie lautlos und feierlich war es in den tief verschneiten Tannenwäldern. In Monaten, nein in Jahren, hatte ihn so grandiose Naturstille nicht umfangen. Weltfern entrückt waren ihm auf einmal der Ballsaal und Gräfin Helenka; in diesen Rahmen paßte sie nicht.

* *
*

Unterdessen brannten in Sarbach einige Lampen mehr als gewöhnlich. Der alte Baron ging, die Hände auf dem Rücken, zwischen Speise-, Kamin- und Vorzimmer auf und nieder. Er befand sich in Wartestimmung, obgleich die ehrwürdige englische Uhr im Speisezimmer ihm versicherte, daß es noch eine gute Stunde dauern könne. Im Vorhause betrachtete er aufmerksamer, denn seit lange, die Elchschaufeln, Rehgehörne und Auerhahnstöße, welche die weißgetünchte Wand zierten.

Ob der Junge wohl Jäger ist? In Petersburg aufgewachsen — wer weiß — na, das kommt schon — altes Blut, Jägerblut verläugnet sich nicht.

Er ließ sich in einen grünledernen Sessel am Kamin sinken, steckte sich die lange Pfeife an und dachte darüber nach, wie Alles so anders gekommen war, als er sich's geträumt hatte.

Als er das Stammgut Sarbach antrat und seine Alda heimführte, hatte er gehofft ein Haus zu gründen, dauerhaft wie die junge Eiche am Thor. Aber sie waren allein geblieben, er und seine traute Gefährtin, und nun beruhte die ganze Zukunft auf zwei Augen: den lebenslustigen, des einzigen Sohnes seines, im Lauf der Jahre ferngerückten Bruders. Dieser, ein ausgezeichneter General, ganz erfüllt von den Interessen seines Berufs, hatte zwar ein warmes Herz für die Heimath behalten, aber wie selten besuchte er sie! Seine Frau, aus baltischem Geschlechte, jedoch in Moskau aufgewachsen, war eine Fremde, eine Städterin. Sie begleitete ihn ungern, und mochte auch den Knaben nicht missen in den ihr stets zu kurz dünkenden Ferien, sonderlich seit sie Wittwe war. Seit seinem ersten Besuche in Sarbach war der kleine Kurt zu einem schönen, schlanken Menschen aufgeschossen. Seine große Photographie, die ihn in Gala-Uniform, den Helm auf dem Kopfe, darstellte, stand auf dem Kaminsims. Der Ohm betrachtete sie gern, er hatte Wohlgefallen an dem Jungen. Tante Alda hatte ihn so lieb gehabt, als er noch ein kleines drolliges Kerlchen war; später sah sie ihn nicht wieder. Es waren nun bald zehn Jahre her, daß sie in der Familiengruft bei denen ruhte, die vormals sorglich und fröhlich hier gewaltet hatten; wie einsam fühlte er sich seitdem.

Horch, Schellen, wahrhaftig, das mußte der Junge sein!

Irni und Arni, die zwei Teckel, die auf dem Wolfsfell Schlummergarn spannen, fuhren jählings auf und stürzten mit gellendem Gekläff in's Vorhaus. Man hörte Jemand vor der Thür den Schnee energisch abstampfen, und dann erschien eine hohe Gestalt im grauen Militairmantel.

Der Ohm begrüßte seinen Neffen herzlich, begleitete ihn sogar die Treppe hinauf in sein Zimmer, obgleich er sich vorgenommen hatte ihn nicht zu verwöhnen.

Kurt gefielen die Klause, der silberne Toilettenspiegel, die dazu gehörigen massiven Leuchter, die grünseidene Bettdecke — nein, das war garnicht so primitiv, wie er sich die Einrichtung eines weltentrückten Landhauses gedacht hatte.

Einige Bürstenstriche und sie begaben sich hinunter. Der Ohm saß wieder in seinem grünen Sorgenstuhle am Kamin, Kurt ihm gegenüber, den braunen Irni auf dem einen, den schwarzen

Arni auf dem andern Knie, ihre krummen gelben Pfötchen streichelnd, hörte er Jagdabenteuer und Geschichten aus der Vergangenheit, von Menschen, die längst unterm Rasen schliefen.

Der Ohm lebte in einer frischen Erinnerungswelt und, wie alte Leute meist, ließ er sich nicht leicht aus dem gewohnten Gedankenkreise herauslocken. Es war ihm offenbar weniger drum zu thun sich mit den Anschauungen und Erlebnissen des Neffen vertraut zu machen, das würde schon mit der Zeit kommen, als ihn in die eigenen einzuweihen. Ein trefflicher Erzähler, fesselte er auch schnell das Interesse des jungen Mannes für das alte Sarbach und die Schicksale der Bewohner hier und auf den Nachbargütern. Urwüchsige Gestalten, Wesen mit kräftigen Lichtern und Schatten — es lohnte sich schon sie kennen zu lernen.

Kurt besaß die Kunst des liebenswürdigen Zuhörens, fragte gescheit, lachte gescheit und machte treffende Bemerkungen. Beim Abendessen wurde das Gespräch lebhaft fortgesetzt, an der kleinen runden Tafel, der schönes Familiensilber, altes Krystall und Porcellan ein gediegenes Gepräge gaben. Der junge Truthahn und allerlei Eingemachtes waren auch nicht übel. Hernach wurden einige Friedenspfeifen geraucht und um zehn Uhr ging man zu Bett. Der Reisemüde war mit dieser kindlichen Stunde ganz einverstanden. Als er sich die grünseidene, Tante Alda's schönster Staatsrobe entstammende Decke, über's Ohr zog, fühlte er sich sehr heimisch in seinem Neste.

Um sieben Uhr ward an die Thür geklopft — der Morgen graute noch nicht einmal! Peter, der Kammerdiener erschien, zündete zwei Kerzen an und meldete, der alte Baron erwarte den Jungherrn am Kaffeetisch.

Kurt reckte und streckte sich und drehte sich wieder zur Wand.

Peter wiederholte seinen Auftrag unerbittlich.

Kurt warf sich herum, sprang entschlossen aus dem Bett und kleidete sich mit stummer Resignation und gewohnter Sorgfalt: Rasirzeug, Mandelcrème, Pomade hongroise mußte hervorgesucht werden; um dreiviertel Acht erst war er unten. Der Ohm hatte sein Frühstück beendet und rauchte: Das schönste Kreisewetter, sagte er. Der Tag ist kurz, du mußt dich fertig halten, um keine Zeit zu verlieren, wenn die Meldung kommt, daß die Elche Stand ge-

halten haben. Nach einem Stürmwetter, wie das der letzten Tage, werden sie leicht wanderlustig.

Zur Genugthuung des alten Waidmanns gerieth Kurt beim bloßen Gedanken an Elche in freudigste Erregung. Einen Elch hatte er noch nicht geschossen. Seine stattlichste Beute war bisher ein Wolf gewesen. Den Kaffee trinkend, schilderte er lebhaft die Wechselfälle dieser gelungenen Jagd in einem Moor, so nah von Petersburg, daß er an Isegrimms Leiche die Glocken der Isaaks-Kirche hatte läuten hören; dann suchte er mit Peter Leibpelz, Mütze und Pelzstiefel zusammen, die ihm paßten wie bestellt, denn der Ohm und er hatten die gleiche hohe schlanke Figur.

Eine leichte Büchse, wie er sie zu führen gewohnt war, gab es leider nicht, nur ein Lefaucheux, Kaliber 16, nun, das mußte auch gut sein, wohl zwei Dutzend Elche hatte der alte Herr damit erlegt. Dieser sah den Vorbereitungen, Rath ertheilend, mit höchstem Interesse zu. Daß ihn gerade jetzt die Gicht so plagen mußte!

Um zehn Uhr jagte ein Schlitten in den Hof und auf der Schwelle des Speisezimmers erschien Förster Albrecht, eine Hünengestalt mit von Eiszapfen starrendem Rothbart. Fünf Elche seien gekreist, berichtete er. Eine sehr große Fährte lasse auf einen starken Hirsch schließen.

Im Nu war Kurt angepelzt und umgürtet. Der alte Herr klopfte ihm mit Waidmannsheil auf die Schulter und fort ging es, neben Albrecht auf dem Strohsack, so schnell der kleine zottige Gaul laufen konnte, dem großen Walde zu.

Kurt hätte sich einen jener prächtigen Träber vor den Schlitten gewünscht, wie sie auf dem Newski in sausender Geschwindigkeit dahinstürmen; bald aber geriethen sie in Schneetriften, in denen solch ein Koloß bis an den Hals versunken wäre und alles kurz und klein geschlagen hätte, während das brave Landpferdchen seine Last mit zäher Geduld durchschleppte.

Am Waldessaume harrte ein Treibertrupp. Lautlos gingen sie ab, geführt von zwei Buschwächtern. Albrecht fuhr noch eine Strecke weiter, hielt dann, band das Pferd an eine Birke, warf ihm eine Decke über, schritt noch eine Weile auf demselben Wege fort und darauf rechts auf einer Linie in den Forst hinein; Kurt folgte, immer in die tiefen Fußspuren seines Vordermannes tretend.

An einem breiten Graben, hinter einem Schirm von Tannengrün, wies Albrecht dem Jungherrn seinen Stand an, flüsterte ihm einige Muthmaßungen zu, von wo die Thiere wohl kommen würden, und verschwand.

Vor sich hatte Kurt weißbefrorene Kieferstämme ohne Unterholz, eine weite Säulenhalle, in die er tief hineinsehen konnte. Würden sie hier durchstreifen? Das Herz schlug ihm bei der Vorstellung. Dort, links, dem Graben entlang war es ganz licht; hohes goldbraunes Schilfgras wiegte sich im leisen Windhauch.

Albrecht hatte gesagt, der große Hirsch dürfte wohl schon abgeworfen haben — das wäre ein Jammer! Aber wer weiß, Kurt von Ramsloh hielt sich für einen ausgemachten Glücksvogel, vielleicht bekam er doch noch ein paar Schaufeln zu sehen.

Er hob das Gewehr, nahm einen dunklen Fleck an einem Stamme jenseit des Grabens prüfend auf's Korn, etwa auf siebzig Schritt, und ließ die Flinte wieder sinken.

Jetzt trat die bisher verschleierte Sonne hervor. An einer Tanne zu seiner Rechten glitzerten an den tiefhangenden Zweigen haselnußgroße Eiskrystalle.

Von dieser Größe müssen die Brillanten im Diadem sein, das ich meiner Helenka schenken werde, sagte er sich. Welche Pracht in ihrem schwarzen Haar! Ob sich wohl mit diesem Walde ein solcher Schmuck kaufen ließe?

Er erschrak über den Gedanken. Sollten diese ernsten stolzen Riesen einst fallen, um einen Tand — für eine Frau, die wohl noch keinen ihrer holden Blicke an eine hochragende Tanne verschwendet hatte? Nein, der Schmuck mußte anderswo herkommen!

Jetzt ertönte auf der rechten Flanke ein langgezogener Hornruf und auf der linken antwortete ein gleicher; dann begann das waidgerechte Treiben: ohne Geschrei, nur hier und da an's Holz schlagend, rückte die Treiberlinie in guter Ordnung vor.

Kurt vernahm noch nichts; der verschneite Wald dämpfte den Schall. Da, leise in weichem Schnee, kamen in gemächlichem Trabe ein Thier und ein Kalb, in schräger Richtung, an ihm vorbei. Am Graben stutzten sie und nahmen dann das Hinderniß mit schwerfälligem Sprunge. Lange sah er ihnen nach: im Schilfmoor drüben blieben sie mehrmals stehen, rückwärts äugend, als erwarteten sie

noch ihresgleichen. Kaum waren sie verschwunden, als ein wahres Indianergeheul von der Treiberkette her erscholl. Offenbar war man man dort des Hirsches ansichtig geworden, und hatte dieser Miene gemacht, sich zurückzuwerfen.

Dem jungen Waidmanne schlug das Herz abermals und zwar gewaltig, denn jetzt vernahm er ein Brechen und Krachen: auf der Fährte der ersten Elche kamen, in gestrecktem Galopp ein Schmalthier und ein Spießer heran. Eben wollte er auf letzteren anlegen, als ein mächtiger Schaufler die Zwei in rasender Flucht überholte.

Jetzt, im entscheidenden Augenblick, war Kurt ganz kaltblütig, er ließ den Hirsch bis an den Graben kommen, den er mit hohem Sprunge nahm, und erst als er ihn auf freier Fläche hatte, gab er Feuer: einmal, zweimal — noch einen Satz und der Waldesriese stürzte dröhnend zusammen. Noch einmal hob er das stolze Haupt, dann sank er schwer zu Boden, die Glieder streckten sich; er verendete.

Kurt hätte triumphirend aufjauchzen mögen. Schneller als der Gedanke war er jenseit des Grabens, er wußte nicht wie. Als er aber neben dem großen Todten stand, wurde ihm ganz feierlich zu Muth; es fehlte nicht viel und er hätte die Mütze abgenommen. Er hatte jedoch keine Zeit sich seinen Empfindungen hinzugeben, denn schon eilte der Förster herbei und mit Freudengebrüll nahten die Treiber. Ehe der glückliche Schütze wußte wie ihm geschah, hatten zwölf Hände in Fausthandschuhen ihn gepackt und dreimal mit Hurrah gewippt.

Nun wurde der Elch aus Hümpeln und Stubben herausgeschleift und in die nächste Ansiedlung nach einem Schlitten geschickt. Kurt und der Förster begaben sich zu dem ihrigen.

Es war klar und kalt geworden mittlerweile. Als sie ein halbes Stündchen gefahren waren, hielt Albrecht bei einem Waldknechthäuschen und bat um Erlaubniß, drinnen seine Pfeife anstecken zu dürfen. Kurt stieg mit ihm aus, weil er das Innere einer solchen Wohnstätte sehen wollte. Ja sehen! Er stolperte über die hohe Schwelle und rannte sich beinah den Schädel am niedrigen Thürbalken ein. Sehen konnte man nichts; es war stockfinster in der Stube, und ein beißender Rauch trieb Thränen in die Augen. Albrecht warf ein paar Scheite auf die Feuerstelle, einige Flammen

flackerten auf und beleuchteten die schwarz verräucherte Stube, in der auch das nothwendigste Geräth zu fehlen schien. In der Ecke stand ein Bett, auf dem ein Häuflein zerlumpter schmutziger Kinder kauerte.

Albrecht zündete seine Pfeife an und sie gingen hinaus. Aus dem verfallenen Viehstall kam ein Weib. Es entschuldigte sich wegen der unsauberen Kinder; es sei keine Zeit gewesen, sie zu waschen.

Albrecht sagte, heute wäre heiliger Abend, da sollte sie den Kleinen doch ein reines Hemd anziehen.

Heiliger Abend! Kurt war das ganz entfallen. Die armen Würmlein hier sollten doch auch eine Freude haben; er versprach ihnen etwas zu schicken. Warum lebten die Leute so elend? Sah es unter den andern bemoosten Dächern am Waldrande nicht besser aus?

Albrecht erwiderte, die Ansiedler wären alle gleich schlimm daran, weil Typhus, kaltes Fieber und Diphteritis ihre Arbeitskräfte aufzehrten. Das könnte erst anders werden, wenn ein großer Kanal die umliegenden Sümpfe trocken lege, und, in der Furcht, den Jungherrn möchte es befremden, daß dieses nicht schon längst geschehen sei, nannte er die Summe, die eine solche Anlage kosten würde: ca. tausend Rubel, und fügte hinzu, der alte Baron gebe alljährlich für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke mehr aus, als die Gutskasse zu tragen vermöge. Diese Kanalarbeit sei immer hinausgeschoben worden, weil es bisher an noch dringenderen Mißständen nicht gefehlt hatte.

Dann berichtete er in seiner sachlichen, verständigen Weise über die Pachtverhältnisse: in der Waldgegend waren die Höfe klein und die Summen gering, aber der Boden so schlecht und versumpft, daß die Leute auch die wenigen Rubel nur mit äußerster Anstrengung aufbringen konnten.

Kurt hörte und fragte mit einem intensiven Interesse an Etwas, das gestern noch nicht für ihn existirte: die heimathliche Scholle. Fast hatte er den Elch darüber vergessen. Als er aber zu Hause aus dem Schlitten sprang, zitterte ihm jeder Nerv in stolzer Freude. Wie jung er aussah, wie frisch und energisch seine Mienen und Worte waren, als er dem Ohm sein kolossales Glück berichtete. Dieser war sichtlich erfreut und fuhr ihm fast zärtlich durch's Kraus-

haar, den Scheitel in der Mitte verwirrend, der ihm für einen Waidmann zu künstlich deuchte: So recht mein Junge! Jetzt waren sie ganz vertraut mit einander.

Im Speisezimmer stand ein Weihnachtsbaum. Der alte Herr hatte ihn mit Peter eigenhändig geschmückt und Kurt mußte auch noch vergoldete Pfefferkuchenherzen anhängen. Dann wurde schnell ein kleines Mahl eingenommen; die Leute hatten heute Wichtigeres zu thun, als für die Herrschaft zu kochen.

Während des Essens schon, es war mittlerweile dunkel geworden, hörte man auf dem Flur ein Geraune und Gestampfe.

Sobald der Tisch abgeräumt war, wurde er in's Unendliche verlängert, mit Linnen bedeckt und mit guten Gaben: Tüchern, Shawls, Kästchen, Messern, bunten Bildchen und Naschwerk belegt. Peter entzündete die Lichte am Baum und unter Führung des Schulmeisters drängte sich eine Schaar Buben und Mädchen in die Stube, qualmend wie eine regenfeuchte Schafheerde. Der Lehrer trennte die Lämmlein von den Böcklein, stimmte seine Geige und intonirte ein Weihnachtslied, das die Kinder aus voller Kehle auffallend richtig, wenn auch theils heiser wie die jungen Hähne, mitsangen — las das schöne Weihnachts-Evangelium und dann gab der Herr das Zeichen an den Tisch zu rücken. Mit Hülfe mütterlicher Puffe und Knuffe ordnete sich das Völkchen. Als jeder an seinem Platz, ging der alte Baron die Reihe entlang, ermuthigte die Schüchternen, ihre Herrlichkeiten einzuheimsen, scherzte mit den Aufgeweckten, unterhielt sich mit den Müttern und klopfte die Kleinen auf den Kopf. Ja, er war recht rührend, der sonst so gestrenge alte Herr. Die Haushälterin flüsterte Kurt zu, er gebe sich so viel Mühe seit dem Tode der gnädigen Frau. Alles, alles müsse so sein wie zu ihrer Zeit und wie hatte die gesorgt für Alte und Junge, Kranke und Gesunde.

Kurt entdeckte zu seiner Genugthuung einige volle Vorrathskörbe für überzählige Gäste, an denen eben kein Mangel war, aber es reichte doch noch, um einen großen Zuckersack mit Weißbrot, Aepfeln und Pfefferkuchen zu füllen, den er sich vom Ohm als Geschenk ausbat und Albrecht für die Kinder im Walde einhändigte.

Bald nachdem die frohe Feier mit einem Liede geschlossen hatte, erscholl draußen Hörnerklang. Der Ohm warf seinen Pelz

um und ging mit Kurt hinaus. Da lag der mächtige Hirsch von Fackelschein beleuchtet.

Wahrhaftig ein Prachtstück. Junge, du hast ein unmenschliches Glück gehabt, rief der alte Waidmann, dem Jungen die Hand schüttelnd. Ein Zwölfender um Weihnachten! Ich habe allerdings am 2. Januar einen geweihten Hirsch erlegt, das war aber blos ein Gabler.

Heute konnte Kurt nicht wie gestern um zehn Uhr schlafen gehn. Die Elchjagd allein hätte ihn bis über Mitternacht in vergnüglichen Gedanken wachhalten können. Aber so viel anderes noch wirbelte ihm im Kopf herum: der Kanal, der nicht den zwanzigsten Theil von dem kosten sollte, wie das Diadem, welches er für Gräfin Helenka träumte, und der für wohl hundert Menschen Lebensfrage war. Die Pachten — was Einer im Jahr mit Angst und Mühsal dem kargen Boden abrang, betrug oft weniger, als was er sich mit Kameraden zu Verfrühstücken nicht selten gestattete. Ja, wäre es denn anständiger Weise möglich, die Erträge des Gutes, wenn es einmal ihm gehören sollte, auswärts zu vergeuden, während daheim schreiende Nothstände fortdauerten. Nein, das wäre geradezu ehrlos.

Sein Kopf schmerzte — er war an so ernstes Sinnen garnicht gewöhnt. Das mußte alles in Ruhe überlegt werden. Er konnte ja auch die Reise nach Paris aufgeben und um so länger hier bleiben; vielleicht wäre es dem einsamen Ohm eine Freude.

* * *

Mußte man denn in Sarbach immer um sieben Uhr aus den Federn, sogar am ersten Feiertag? Ja, da erst recht. Der Ohm wollte zur Kirche, bis zu der man fünfzehn Werst zu fahren hatte, und der Gottesdienst begann um zehn. Kurt verstand zwar kein ehstnisch, aber es war doch selbstverständlich, daß er mitkam.

Um halb neun stiegen sie in einen breiten Schlitten, vor dem eine schmucke Troika, von selbstgezogenen Goldfüchsen, ungeduldig stampfte und die Schellen schüttelte. Es wurde eine lustige Fahrt, wenn's auch bisweilen bedenklich schief ging. Der alte Herr hatte seine Freude an den Thieren. Der rechts, mit den weißen Hinterfüßen, ging zum ersten Mal im Dreigespann und — tadellos.

Michel war ein ganz famoser Einfahrer. Selbstbewußt saß er denn auch da, mit regungslos vorgestreckten Armen, den umfangreichen Leib im blauen Pelze, von rother Schärpe umwunden, die Bärenmütze auf die Augenbrauen gedrückt.

Die Kirche war bereits dicht gefüllt und mancher Hals wurde länger, als der Sarbacher Herr mit dem stattlichen Begleiter zu seinem Gestühl schritt.

Nachdem das erste Lied gesungen, nahmen zwei Damen in der Bank gegenüber Platz: Die eine alt, die andere jung, Beide von hohem Wuchs mit ernst-mildem Ausdruck im schönen ovalen Antlitz; der einen dichte Haarwellen schneeweiß, der anderen goldbraun.

Kurt konnte die Predigt nicht verstehen, aber die Andacht, welche sich in den edlen Zügen der beiden Frauen spiegelte, theilte sich ihm mit.

Nach dem Gottesdienste warteten sie das Herausströmen der Gemeinde ab. Der Ohm that dasselbe, dann ging er mit Kurt auf die Damen zu und stellte ihnen den Neffen vor. Es wurden ein paar Worte gewechselt und die Herren aufgefordert, Morgen in Erlenhof zu speisen. Worauf sie hinaus gingen, die Mutter am Arm der sorgsamen Tochter.

Wie viel Würde in der Haltung der Einen, wie viel Anmuth im Gange der Andern. — Edelfrauen jeder Zoll, dachte der nachfolgende Kurt und half ihnen in den Schlitten.

Auf dem Heimwege erzählte der Ohm Mancherlei von Frau von Brandau, seiner sehr verehrten Nachbarin und der schönen Gerda, die er liebte wie sein eigen Kind.

Ja, die Erlenhoffsche Frau, das ist so Eine vom besten alten Schlage — wie führt sie Haus und Hof, seit sie Wittwe ist und wie erzieht sie die Jungen, sie kann Ehre einlegen mit ihren Primanern. Der Erlenhofer war aber auch ein Prachtmensch, wie sollte das junge Volk da nicht gerathen. Altes Blut ist eben eine sichere Garantie für Gut wie Böse, ein Faktor, mit dem stets gerechnet werden muß.

Die Zeit schien Kurt endlos bis zur Abfahrt nach Erlenhof, die er mit unbegreiflicher Ungeduld erwartete und doch erzählte der Ohm höchst interessant aus der Vergangenheit von Sarbach und

derer von Ramsloh, die eng mit einander verknüpft war, denn Jahrhunderte lang hatte hier

Ein stolz Geschlecht gesessen
An seinem festgebauten Herd,
Am Waidwerk seine Zeit gemessen
Mit Armbrust, Habicht, Hund und Pferd.

Der Empfang im stattlichen Erlenhof war äußerst herzlich. Kurt fühlte sich im heitern Kreise sofort eingelebt und gefiel Allen, was sein Gönner mit Genugthuung bemerkte.

Von nun an gab es ein tägliches Herüber und Hinüber zwischen Erlenhof und Sarbach. Die zwei flotten Schüler hatten jeden Morgen einen neuen Schlachtplan ersonnen: Fuchsjagden, Schlittenfahrten und Gerda war immer dabei. Sie hätte keine Stunde die Kameradschaft der Brüder, jetzt seltener Gäste, missen mögen.

Auf der Sarbacher Stauung wurde eine spiegelblanke Eisbahn, mit Tannenbäumchen eingefaßt, hergerichtet. Gerda war eine vorzügliche Läuferin, schlug sie auch keine kunstvollen Bogen nach rückwärts, wie Helenka. Diese Beiden hätte Kurt gern einmal beisammen gesehen, sie schienen ihm entgegengesetzt wie Feuer und Wasser und Beide so entzückend!

In Helenka's Augen sprühte eine Flamme: unheimlich, dämonisch, als könnte sie ihr Liebstes in Asche verwandeln und dann wieder wurde ihr Schein so sanft, kosend und schmeichelnd, daß er sich den Menschen in's innerste Herz stahl.

In Gerda's Blicken schimmerte ein Licht wie aus krystallenem Grunde: rein, ruhig, märchentief. Ihm war so wohl in ihrer selbstvergessenen sonnigen Nähe. Ihre gedankenreichen freundlich heiteren Worte hätte er nicht tauschen mögen gegen die herausfordernden stachelnden Geistesblitze Helenka's, die auf ihn wirkten wie ein prickelnder Nervenreiz. In all ihrem Thun lag eine so beruhigende sanfte Sicherheit. Und wie schön sie war — von einer Schönheit, die keine Künste kennt und doch nicht altert, sich nur verwandelt, wie er es an der Mutter sah. Einfach und edel in jeder Linie, in jedem wechselvollem Ausdruck.

Ehe er sich's selbst bewußt geworden, war er verliebt in Gerda. Verliebt — nein. Das war er schon oft gewesen, diesmal

aber hatte eine ernste starke Neigung sein innerstes Wesen ergriffen und ihn verlangte mehr darnach ihrer Liebe werth zu sein, als diese Liebe um jeden Preis zu gewinnen. Sonst selbstbewußt und sieggewohnt, war er jetzt zaghaft geworden und doch fühlte er es mit stillem Glück, daß eine innere Uebereinstimmung ihre Seelen verband. Am Flügel namentlich, wenn er sang und sie ihn begleitete, war es immer, als flutheten die Töne aus einer inneren, tiefgemeinsamen Empfindung zusammen.

Es kamen aber auch Tage, da sie ihm ferner gerückt schien. Der Verkehr auf Erlenhof wurde immer lebhafter; die prächtige Schlittenbahn benutzend, fanden sich Gäste ein von nah und fern und er sah Gerda plötzlich von Verehrern umschwirrt, denen Verwandtschaft oder alte Bekanntschaft einen recht vertraulichen Ton anzuschlagen erlaubte. Da war namentlich ein Vetter, Heinz v. Ronsberg, Majoratsherr auf Ulhden, der ihm himmelangst machte; ein blonder Recke, den Alle liebten und verwöhnten, Gerda nicht ausgenommen. Sie schien ihn zu ihrem Ritter auserkoren zu haben.

Aber was wollte Kurt eigentlich? Er fragte sich's selbst. Was hatte er ihr zu bieten? Ein Leben in der Hauptstadt? Da hätte sie so wenig hingewollt wie Helenka in den Sarbacher Wald. Sie, die allen Schein haßte, die so viel Nützliches und Inhaltvolles in jeden Tag hineinlegte und Vergnügungen nur als erfrischendes Nebenbei betrieb. Harmlos wie ein Kind, gewöhnt an Sonnenschein, freie Luft und goldne Morgenstunden. Und dennoch betrachtete er sich prüfend im Spiegel, ob er wohl stattlicher sei als Vetter Heinz, aber er konnte es nicht ergründen — Geschmackssache. Jener war mindestens zwei Zoll länger und hatte noch breitere Schultern — und die Augen — ja, wenn er nur gewußt hätte, ob sie blaue oder braune vorzog! Dann sann er wieder über Eigenschaften nach — Heinz war gewiß ein lieber treuherziger Mensch — er hätte ihn ja selbst gern gehabt, wäre er ihm eben nicht so verdammt unbequem gewesen.

Ach was, Ronsberg und Genossen, er selbst war der Rechte, dem sie sich anvertrauen durfte — er wollte sie glücklich machen, die ganze Kraft seiner Seele daran setzen, ihrer würdig zu sein!

Eines Morgens forderte der Ohm ihn auf, mit ihm die Wirthschaft zu besichtigen und sie gingen durch allerlei wohlgefüllte Kleeten

und Keller, sahen sich verschiedene Betriebe, den Mastochsen- und Kuhstall an, in welchem achtzig blankgestriegelte Friesen das Auge des Kenners erfreuten. Ein solcher war Kurt zwar nicht, um so mehr verstand er von den Füllen und da waren Pracht-Exemplare unter den Anglo-Ehsten, von denen er sich nicht trennen konnte.

Wie viel Verständniß, wie viel Arbeit und Mühe steckte in dem Allen, was er auf diesem Rundgange sah — und für wen plagte sich der alte Mann, der gewiß oft lieber der Ruhe gepflegt hätte, als sich mit Wirthschaftsbüchern, persönlicher Aufsicht und mancherlei Schwierigkeit abzugeben. — Hatte er auch Freude am Schaffen, so war es doch eine Freude im Hinblick auf die Zukunft, die ihm nicht mehr gehörte. Für wen war hier Alles so sorgsam gesammelt und gepflegt worden? Für ihn, der sich bisher um den lieben alten Ohm, dem er ein großes Maaß Dank schuldete, kaum mit einem Gedanken bekümmert hatte. Während dieser in der Dämmerstunde ein Schläfchen hielt, überdachte Kurt das Alles auf einem einsamen Spaziergange und es war nicht nur Pietät und Dankbarkeit was der junge Mann für den alten empfand, sondern ein Gefühl naher Verwandtschaft, seit er Wurzeln zu schlagen begann in dem heimathlichen Boden.

So kam es, daß er Abends am Kamin, Irni und Arni auf den Knieen, rückhaltlos Alles, was ihn bewegte, aussprechen konnte. Derweilen sahen ihn aus blauer Rauchwolke ein paar alte, aber falkenhelle Augen wohlwollend an. Augen, die mancherlei wahrgenommen, die tiefe Blicke in zwei junge Herzen gethan hatten.

Was Kurt dann zu hören bekam, stellte ihn, mit seinem Wünschen und Hoffen, auf sicheren Boden und mehr noch: gab ihm einen Vater, zu dem er in Ehrfurcht und Liebe aufblickte.

Helenka hatte prophezeiht, er werde sich nach acht Tagen in Sarbach vor Langerweile an seinen Sporen aufhängen, wenn er nicht vorzog sie auf dem Parquet rue de l'étoile Nr. 44 klirren zu lassen. Nun waren drei Wochen nur allzu schnell verflogen — und Kurt fuhr nach Erlenhof, sein tapferes Herz großer Entschlüsse und nicht geringer Bangigkeit voll.

Als er sich durch die Schwarzerlen-Allee dem Hause näherte, zog er die Leinen an und ließ den Fuchs im Schritt gehen.

Hatte er Gerda's Neigung gewonnen? Warum war das so schwer zu ergründen, bei ihr, die kein Ränkespiel kannte, ihm so ruhig, mit offener Theilnahme, in die Augen sah, seinen warmen Händedruck ebenso fest erwiderte? Und doch war sie unnahbar in ihrer angeborenen Hoheit und er wußte nicht, was sie für ihn empfand. Frau v. Brandau war ihm wohlgesinnt, das wußte er, sie zeigte ihm mehr, als nur das Interesse für den Neffen ihres lieben alten Nachbarn. Wie er diese Frau verehrte, — er wollte, er hätte die eigene Mutter, die er zärtlich liebte, so hoch stellen können. Aber diese Art jugendlicher Zuneigung gewinnen nur Frauen, die ganz selbstlos sind und bei unwandelbar strengen Grundsätzen der Jugend ein großes Herz voll Wärme entgegenbringen; die ihr Lebelang den Weg der Pflicht gegangen sind, heiter als sei es ein Rosenpfad.

Er fand sie allein: Gerda mit den Brüdern und Heinz war in's Pastorat gefahren. Sie saß im großen Ecksalon am Fenster an ihrem Stickrahmen, auf den eine Altardecke von rothem Plüsch gespannt war. Sie grüßte ihn freundlich wie immer. Er nahm ihr gegenüber Platz auf einem steiflehnigen Stuhl und schwieg.

Sie ließ die fleißige Hand mit dem goldenen Fingerhut ruhen und sah ihn fragend an.

Nun mußte er sprechen und als er erst begann, da drängten sich ihm Gedanken und Gefühle in solcher Fülle auf die Lippen, daß er ihrer kaum Meister wurde. Seine beredten lebenswarmen Worte bewegten die Höhrerin tief, aber das verrieth ihr ruhiges Antlitz nicht. Sie hatte noch nie den Wunsch gehabt ihre Tochter zu verheirathen — im Gegentheil; Kurt war ihr sympathisch, aber sie war darum noch nicht überzeugt, daß er für Gerda der Rechte sei. Gleichmäßig ihren goldnen Faden ziehend, ließ sie ihn reden, ohne ihn einmal zu unterbrechen, das war grausam und plötzlich hielt er inne. Nun war es an ihr sich zu äußern und mit athemloser Spannung erwartete er ihren Bescheid.

Lieber Ramsloh, sagte sie nach kurzem Besinnen, Name, Vermögen, einnehmende Persönlichkeit machen Sie in hervorragendem Maaße zu dem, was man gemeiniglich eine wünschenswerthe Partie nennt. Verargen Sie es einer alten Frau, mit vielleicht veralteten Ideen, nicht, wenn sie noch mehr verlangt: nämlich einen Mann

von unerschütterlich festem Charakter. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt sich als solcher zu erweisen. Sind Sie um's Jahr desselben Sinnes, so kommen Sie wieder.

Und Gerda, fragte er beklommen — wird sie warten? Darf ich ihr von meiner Liebe sagen?

Nein, erwiderte Frau v. Brandau entschieden. Gerda soll frei sein, wie Sie es sind. Ist ein wahres und tiefes Gefühl für Sie in ihrem Herzen erwacht, so wird es wohl ein Jahr überdauern. Das wäre keine echte Liebe, die nicht auszuharren vermöchte. Den Charakter, den ich meine, setzte ich in Ihnen voraus. Er wird sich nicht nur in Ihrer Liebe bewähren, in Ihrem geduldigen Werben um ein Kleinod wie Gerda, sondern in Ihrer Treue, in Allem wozu Sie einst in der theuren Heimath berufen sein werden.

Das Wort „Heimath" hatte heute einen neuen schönen Klang für ihn. Er küßte Frau v. Brandau's Hand wenn möglich mit noch innigerer Verehrung als sonst, und ging. Obgleich es herrlich gewesen wäre Gerda im Sturm zu erringen, ihr in der nächsten Stunde sein ganzes übervolles Herz auszuschütten, nicht ablassend bis sie sein, empfand er doch lebhaft, wie berechtigt die Forderung ihrer Mutter, und beugte sich ohne Murren.

Der Ohm unterdessen wanderte rauchend rastlos auf und ab. Einmal haderte er mit sich nicht auch gefahren zu sein. Gerda's Zärtlichkeit für ihren alten Freund hätte wohl ein Körnchen zu Kurt's Gunsten in die Wagschale gelegt. Dann lachte er in sich hinein: dem Jungen sekundiren, das fehlte noch. Habe mir meine Alda auch allein erobert. Hätte mir da jede Einmischung schönstens verbeten. Wird ihm nicht schwer fallen, dem Schlingel, sich seinen Schatz zu holen. Wenn der nicht gefällt, potz Bombenelement, dann müßten die Frauenzimmer rein närrisch geworden sein. Sterne vom Himmel verlangen, he! Aber Gift auf seinen Erfolg nehme ich doch nicht. Die Erlenhofsche — Hut ab, alle Hochachtung und noch einiges — aber schnurrig ist sie doch bisweilen mit ihren romantischen Einfällen.

Als Kurt endlich anlangte, mußte er sofort Rede stehen, wie viel lieber auch, er allen Fragen aus dem Wege gelaufen wäre.

Der alte Herr schien erwartet zu haben, daß er die Braut gleich mitbringen werde und hub grimmig zu poltern an, als er

nicht einmal das Jawort aus der Tasche zog. Bald jedoch calmirte er sich und lobte, wie gewöhnlich, die Weisheit seiner Nachbarin.

Ja, ja, man muß der Jugend nicht zu viel Aufwasser geben. Ihm war's schon recht, daß der Junge sich erst tüchtig und arbeitsam auf der eigenen Scholle zeigen sollte, die er ihm um Georgi anvertrauen wollte. Er zweifelte nicht an seinen soliden Eigenschaften, die lagen den Ramslohern im Blut.

Der letzte Abend in Erlenhof und nichts sagen zu dürfen von dem, was ihm die Brust sprengte, — welche Folter! Sie saßen Alle gemüthlich plaudernd am runden Tisch, im Schein der Lampe. Nein, das hielt er nicht aus, erhob sich rasch und öffnete den Flügel.

Wollen Sie ein Abschiedslied singen? fragte Gerda in etwas wehmüthigem Ton. Soll ich Sie begleiten?

Er nickte nur mit einem etwas zagen Blick auf die Hausfrau. Zu sprechen hatte sie ihm verboten, aber nicht zu singen. Für Liedesworte war er nicht verantwortlich.

Bitte ein lustiges — nicht von Scheiden und Meiden, rief Heinz.

Andre Städtchen, andre Mädchen, schlug ein ungezogener Bruder vor.

Gerda wurde roth und noch röther als Kurt das Heft öffnete und anstimmte: „Die Liebe, ja die Liebe ist eine Himmelsmacht“.

Es war ein Glück, daß sie nicht rückwärts sah, wie Mama's Antlitz über der Arbeit gesenkt blieb, wie der alte Nachbar vergnügt schmunzelte, wie die Brüder, die Frechlinge einander anstießen und Vetter Heinz in nervöser Ungeduld an seinem blonden Schnurrbart Halt suchte.

Kurt hätte das Alles nicht angefochten; seine ganze Seele war ja erfüllt von einer Himmelsmacht. Mit dem letzten Accorde sprang Gerda auf, froh daß dieser Sang, der ihr in allen Nerven nachzitterte, ein Ende hatte, aber nun stand sie ihm dicht gegenüber und ihr fest mit leuchtenden Blicken in die Augen schauend, schmetterte er es noch einmal jubelnd hinaus: Die Liebe, ja, die Liebe ist eine Himmelsmacht!

Sie war jetzt nicht mehr roth, sondern sehr bleich geworden, als sie an ihm vorüberging, neigte sie das schöne Haupt ein wenig — war es Zustimmung?

Famoses Lied, riefen die Brüder wie aus einem Munde.

Hat [redacted] dir gefallen, Gerda? fragte Heinz leicht ironisch. Ich kann es auch singen, wenn du es noch einmal hören willst.

Er erhielt keine Antwort.

Der alte Herr mahnte zum Aufbruch. Der Schlitten stand schon längst vor der Thür und die Pferde wurden unruhig bei der Kälte. Der Abschied kam Allen recht, denn die Gemüther waren zu erregt, um den harmlosen Conversationsfaden von vorhin weiter zu spinnen. Nur die Brüder, die Neckkobolde, hätten aufheulen mögen, daß ihnen ihre Beute so schnell entwischte. Die Schwester allein auf's Korn zu nehmen, wenn Er fort war, hatte ja keinen Sinn.

Verzeihung, flüsterte Kurt, als er Frau von Brandau die Hand küßte.

So hatten wir nicht gewettet, entgegnete sie leise, aber ihre Lippen berührten seine Stirn — das war Absolution.

Gerda sagte ihm ein herzliches Lebewohl und auf Wiedersehen; ganz unbefangen, obgleich ein böser Bube sie in den Arm kniff. Die Jungen, die für ihn schwärmten, fielen ihm um den Hals. Nur Vetter Heinz reichte ihm etwas würdevoll und steif die Rechte, die er ganz besonders kräftig schüttelte, so daß dem Andern ein heiteres Lächeln über das gutmüthige Antlitz flog; es schien nicht so ernst gemeint mit der Gegnerschaft.

Als Frau von Brandau sich zur Ruhe gelegt hatte, wurde ihre Thür leise geöffnet, Gerda im weißen Gewande schlüpfte hinein, kniete am Bette nieder, barg den Kopf in's Kissen und schluchzte. Zum ersten Mal im Leben verlor sie ihr schönes Gleichgewicht und benahm sich so thöricht. Frau von Brandau wußte wohl, was das zu bedeuten habe, streichelte ihr sanft das Haar und ließ sie sich ausweinen. Dann kam aus vollem Herzen die Frage: Warum ist er gegangen ohne mir von seiner Liebe zu sagen, anders als in Liederworten, so öffentlich, vor Heinz und den Knaben?

Die Mutter zog sie zärtlich an sich und vertraute ihr Kurt's Antrag und ihre Erwiderung an, mit den Worten schließend: Einem Flattergeiste, einem Wandervogel gebe ich dich nicht, du mein theures Kind.

Gerda umschlang sie liebevoll und sagte mit strahlendem Lächeln, während noch Thränen in ihren Wimpern hingen: Ich

werde die seine, denn er ist treu wie Gold, — kein Ramsloh war ein Flattergeist!

Das junge Edelfräulein glaubte nicht minder fest an die Kraft des alten Blutes wie der Ohm auf Sarbach.

Und Heinz? fragte die Mutter.

Gerda machte große Augen. Heinz? — den habe ich immer als ältesten Bruder betrachtet, das will ich ihm morgen sagen, wenn er es nicht weiß. Wie viel Vettern haben für dich geschwärmt, du meine schöne Mutter, und sind hernach Vaters beste Freunde geworden. Gute Nacht. Kurt ist ein ganzer Mann, dem du dein Kind vertrauen kannst. — Bete für ihn!

Gute Nacht, mein Liebling. Gott segne dich und ihn — und sie umarmten einander lange und innig, froh, daß nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihnen stand.

Kurt war als träume er, wie er wieder im Wagon saß und seinem Dienste zueilte, den er nun bald quittiren sollte, und doch war diese ganze neue Welt wahr und wirklich: sein süßes stolzes Lieb, sein theurer alter Gönner, sein Heim, sein großes weites Arbeitsfeld und die tausend Augen, die ihm hoffnungsvoll entgegensahen.

Hatte er noch einen Gedanken für Helenka?

Ja, wie hätte er sie schon ganz vergessen können? Er fragte sich sogar, ob er einer Untreue schuldig sei, aber er durfte sich freisprechen. Hatte sie denn etwas anderes verlangt als Weihrauch in schimmernden duftenden Wolken? In lichterloher Schwärmerei hatte er ihn ihr gespendet, wie mancher andere auch. Gräfin Helenka und Ihresgleichen fragen nicht nach jener Himmelsmacht, die das Herz auf weißen Schwingen aus dem Weltgetümmel trägt.

* * *

Wieder hielt funkelnder Frost die nordische Erde umfangen, Weihnachtskerzen hatten gebrannt und mit hellem Schellengeklingel sausten die Schlitten durch tiefverschneite Wälder; Sarbach, unter weicher weißer Decke, hatte das nämliche Ansehen wie seit Jahren. Man konnte nicht ahnen, was seit dem letzten Frühjahr alles Neues geschaffen war; auch der breite Kanal, der unerschöpfliche Fluthen

in die Mühlenstauung zum Vortheil des emsigen Räderwerks und zum Heil der Sumpfgegendbewohner ergossen hatte, verbarg sich im Schnee.

Am Kamin saß der alte Herr und rauchte. Auf dem Wolfsfell zu seinen Füßen träumten Irni und Arni so lebhaft von ihren Heldenthaten im Fuchs- und Dachsbau, daß die gelben Pfötchen mitunter heftig zu graben schienen, und bisweilen ein leises ausdrucksvolles Knurren den tapfern Gesellen entschlüpfte.

Sieh', Kind, so habe ich auch die letzten Jahre Winterschlaf gehalten und vom Fett der Erinnerung gezehrt, sagte der alte Mann mit dem Pfeifenstiele auf die kleinen Schlafsäcke deutend, zu Gerda, die eben ein Tischchen an seine Seite rückte und ihm mit liebevoller Sorgfalt seinen Thee bereitete. Jetzt, wo Ihr hier seid, habe ich wieder eine Gegenwart. Er nahm ihre Hand in die seine. In den alten Jägeraugen, die fast jugendlich hell aus dem verwitterten Antlitz schauten, konnte sie lesen, wie licht diese Gegenwart seinen Lebensabend verklärte.

Und in Dir lebt uns die liebe ehrwürdige Vergangenheit, erwiderte sie zärtlich.

Der wir das Beste verdanken: die Liebe zur Heimath, sagte eine tiefe Stimme hinter ihr: Die unserer vollen arbeitsfrohen Manneskraft bedarf und Schätze birgt wie diesen! Kurt zog glückstrahlend diejenige an sich, die seit einer seligen Woche sein Eigen war und wollte ihr eben noch viel Liebes und Zärtliches sagen, mußte es aber auf später versparen, denn Peter erschien mit der Post.

Von unsern Studenten, rief Gerda vergnügt, einen Brief öffnend, der nur wenige Zeilen enthielt. Sie kommen morgen nach Hause, wie wird Mamachen sich freuen, und dann, mit Vetter Heinz, zu uns. Du hast ihnen eine Bärenjagd versprochen, behaupten sie und die haben sie auch verdient, mit ihren brillanten Examen.

So mögen sie den Braunen mit „vivat academia“ aus dem Lager schrecken, lachte Kurt, und läuft er Heinz vor die Flinte, so sei er ihm gegönnt: Glück macht großmüthig! Aber da ist ja noch etwas für mich — und er zog eine goldgerandete Karte aus dem Couvert: Helenka heirathet den ersten Secretairen an der russischen Botschaft in Paris. Das freut mich — das wahre Milieu für sie. Eine entzückende Diplomatenfrau wird sie werden und es wie keine

zweite verstehen, die Elite des Esprits und der Eleganz in ihren Salons zu vereinigen.

Was meinst du zu einer Hochzeitsreise nach Paris? fragte Gerda lächelnd: Glück macht großmüthig!

Reisen! nein, mein Lieb, dies traute Heim ist unsere Welt — und jetzt ein Lied!

Sie setzte sich an den Flügel.

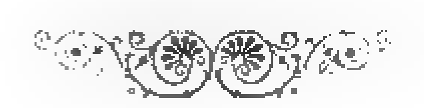
Was willst du denn singen, Liebster?

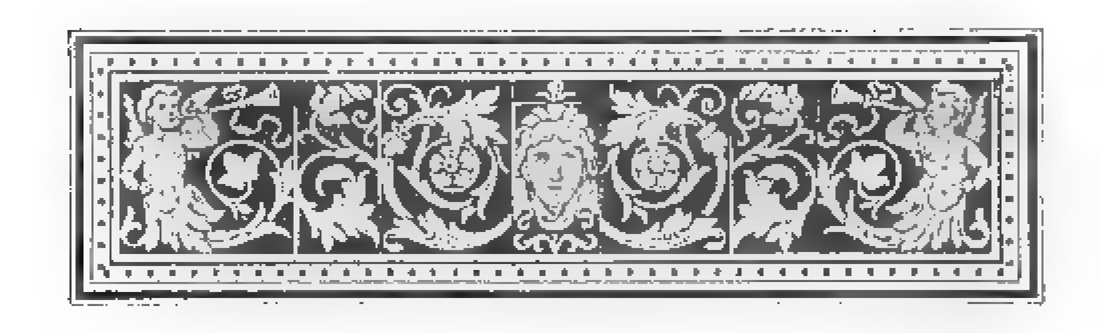
Die Widmung natürlich.

Sie kannte die schöne Begleitung auswendig und er sang aus tiefster Seele:

Du bist die Ruh', Du bist der Frieden,
Du bist vom Himmel mir beschieden.
Daß Du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt.
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein beff'res Ich.

Der alte Herr blickte zu dem Jugendbilde seiner Alda auf und nickte der lieben Gefährtin zu: Sieh', mein Engel, unser Hoffen, Streben und Lieben lebt fort. — Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen — und Gott wolle sie segnen.





Kunstbriefe.

IV.

Die Menschen schicken sich an, Weihnachten zu feiern. Ein beispielloses Gedränge herrscht namentlich in der Friedrichsstadt, im Stralauer Viertel, in der Leipziger Straße und zwischen Potsdamer Brücke und Potsdamer Thor (alter Platz). Denn in diesen Stadttheilen liegen die meisten, größten und schönsten Läden, vor denen einigen man förmlich Queue bilden muß, um, wenn man endlich hineingelangt, noch eine halbe Stunde zu warten in „drangvoll fürchterlicher Enge", bis die Stimme einer der ermatteten Verkäuferinnen an das Ohr der ermatteten Käuferin schlägt: „Schon bedient, Gnädige Frau?" Und die gnädige Frau — nein, ich bin im besten Zuge, Ihnen Scenen zu schildern, und wenn's auch für Manchen zur Zeit auf der Straße und im Laden viel lustiger und interessanter hergeht, als im Theater, so führt mich meine Berichterstatterpflicht doch zu diesem zurück.

Es hat Vieles gegeben, seitdem ich Ihnen das letzte Mal vom Berliner Theaterleben erzählte. So Vieles, daß ich natürlich darauf verzichten muß, Alles zu berühren.

Greife ich zum Nächstliegenden, so heißt's nicht von deutscher, sondern von französischer Bühnenkunst und Bühnendichtung plaudern. Es ist lange her, daß dem Berliner französisches Theater etwas Alltägliches war. Fünfundzwanzig Jahre mindestens. Vor dem großen Kriege kam fast allwinterlich eine Komödiantentruppe von

jenseits der Vogesen herüber und weihte die Berliner studirende Jugend im Koncertsaale des K. Schauspielhauses in die Geheimnisse und Reize französischer Bühnenkunst ein. Dann aber war's plötzlich infolge naheliegender Gründe aus damit. Erst in den allerletzten Jahren verirrt sich dann und wann eine Truppe hierher. Vor ein paar Wintern spielte so eine provinzielle Operettentruppe in Berlin; im vorigen kam Herr Antoine, der Begründer des „Théâtre libre“, herüber und wurde von den Kreisen der „Freien Bühne“ ebenso willkommen geheißen, wie jene von den Kreisen, in denen man sich nicht langweilt. Das war eben auch Alles. Und die Sarah Bernhardt, obschon ihre Mutter, wie indiscrete Forscher ergründet haben wollen, eine Berlinerin gewesen sein soll, die beiden Coquelin's, Fèvre, Mounet-Sully, die Reichemberg und die anderen Wanderapostel pariser Theaterruhms — sie wiesen haßerfüllt das Ansinnen zurück, das „pays des prussiens“ jemals mit einem Besuche zu beglücken, während bekanntlich ihre dichtenden und schriftstellernden Landsleute, Dumas und Sardou an der Spitze, sich nicht das geringste Gewissen daraus machten, die hübschen Tantièmen einzustreichen, die ihnen die deutschen Uebersetzungen und Aufführungen ihrer zahllosen Werke alljährlich abwerfen. Und männiglich ist bekannt, daß französische Bühnenlitteratur in Deutschland, und zumal in Berlin, einen nur zu guten Absatz fand. Und nicht bloß die so zu sagen ernstere, sondern erst recht die leichtere und leichtfertigere. Macht hier doch ein Theater, das „Residenztheater“, gar ausschließlich in französischen Komödien und Possen und mit großem Erfolge. Wohl zum Theil deshalb, weil den meisten ganz unbekannt, wie diese Bühnendichtungen sich im Französischen, von Franzosen gemimt, ausnehmen. Wer sie so gesehen, der kann an den deutschen Uebersetzungen und an ihrer Interpretation durch deutsche Künstler gewöhnlich nicht Gefallen finden.

* * *

Das bestritten nun wohl viele und meinten überlegen: „Dichtung ist Dichtung und Schauspielkunst Schauspielkunst.“ Sie konnten sich aber jetzt eines Besseren belehren lassen. Denn es fand sich eine muthige Französin von Ruf, die mitten in des Löwen Rachen

hineinsprang, lachend und trillernd. Anne Judic, die Schöpferin eines eigenen Genres, das nicht groß ist, in dem sie aber Großes leistet — noch immer! — und das die Mitte hält zwischen Vaudeville und Operette und wo sich um eine meist recht blödsinnige Handlung allerlei Geistesblüthen und witzige, prickelnde, oft recht zweideutige Liederchen ranken. Großmama Anne Judic also war diese tapfere Französin, die mit einer eigenen Truppe nach Berlin kam, um hier längst schon bekannte Stücke von Hennequin und Millaud und Bisson und auch Sardou einmal im Original aufzuführen. Sie kam, sah, sang und siegte ... Die Berliner, die da glaubten, am Ende würde der Scene-Chauvin durch die liebenswürdige Rechnung der greisen Gastspielerin einen polternden, rasselnden Streich machen, irrten sich gründlich. Es gab sogar eine Woche hindurch einen kleinen Judic-Kultus und das kokette „Neue Theater" des Herrn Lautenburg war allabendlich Zeuge lautester Ovationen. Die Kunst der Judic — die Kunst sich jung zu erhalten vor Allem — und die anmuthigen Reize ihrer Spiel- und Vortragsweise in Ehren: wie wäre wohl der Beifall gewesen, wäre sie jünger, auf dem Gipfel ihres Könnens stehend, und mit einer besseren Truppe hergekommen! So aber konnte der Kenner der Judic und französischer Bühnenkunst überhaupt mitunter sich eines gewissen Lächelns nicht enthalten, wenn er hier und da in der Presse gar zu begeisterten Herzensergüssen begegnete. In manchen Fällen war es aber allerdings ritterliche Galanterie, was den Ausschlag gab und über einen Fehlbetrag hinwegsehend im Uebrigen sich an dem vielen Guten und Reizvollen ergötzte, was Anne Judic noch immer bietet ...

Und nach der Chansonette und dem Vaudeville kamen steifbeinige, kunstgerecht drapirte Alexandriner: nach dem Esprit und den Zweideutigkeiten der Sardou und Meilhac — der Pathos und die Leidenschaft der Racine und Corneille; nach der Judic — die Segond-Weber, die es verstanden hat für die hervorragendste unter den jungen französischen Tragödinnen zu gelten, die Vertreterin der Traditionen altfranzösischer Bühnenhochschule, wie sie die Comédie française und das Odéon noch immer pflegen im klassischen Repertoir, während auch sie jetzt schon lange im modernen dem Modernen zu seinem Rechte verhelfen. An einem Sonntag verab-

schiedete sich Anne Judic in „La femme à papa" und am Montag darauf stellte sich im selben „Neuen Theater" Mme. Segond-Weber als „Phädra" vor. Aber die klassische Tradition dieser Künstlerin und der traditionelle Klassicismus ihres Spielplans behagte dem Berliner sichtlich weniger und obzwar Mme. Segond-Weber weit jünger und schöner, als Mme. Judic, so zog er den prickelnden und pikanten und anmuthigen Gesang dieser dem pathetischen und mätzchenreichen Singsang jener entschieden vor, was auch ganz zu begreifen, umso mehr, als diese zweite Truppe noch schlechter ist, als die Judic'sche ... Es war leer, recht leer bei Herrn Lautenburg und er mochte froh sein, daß Mme. Segond-Weber nur 6 Abende für Berlin frei hatte, während ihre Vorgängerin 14 Mal spielte ....

* * *

Aber interessant waren sie doch, die Racine'schen und Corneille'schen „tragédies" zwischen all' den modernen Sittenstücken, Lebensausschnitten, Charakterbildern und Possen, die jetzt die Bühnen beherrschen. Und hatte die gelungendste der Aufführungen, die der „Phädra", immerhin zum großen Theil auch nur die Bedeutung eines „succès de curiosité", wie sie es in Paris nennen — man überzeugte sich dabei doch andererseits, daß die wahre Dichtkunst immer jung und „modern" bleibt; nur das Gewand, in dem sie in diesem Falle vor uns hintrat, war veraltet, verschossen und forderte den fin-de-siècle-Theaterfreund zu einem Lächeln heraus.

Freilich — manches Mal hat auch das fin-de-siècle-Produkt selbst kein besseres Loos, als belacht zu werden, weil es unverstanden bleibt.

Da gab es z. B. im Schauspielhause einen kleinen Dreiakter von Theodor Wolff. Er ist ein Neffe des bekannten Annoncen-Königs und Millionärs Rudolf Mosse und gehört somit zum großen Kreise der Schriftsteller des „Berliner Tageblatts", das bekanntlich viel in Wälschthum macht. Auch Theodor Wolff, ein noch ebenso junger, als begabter Schriftsteller ist von seinem Ohm nach Paris geschickt worden, das trotz allem Vielen in Deutschland noch immer als die Hauptschule jeglichen Geschmacks gilt. Und Herr Theodor

Wolff ist sehr gelehrig und geschickt und ein echter, rechter Boulevard-Stilist und „causeur“ geworden, der in deutscher Sprache französisch schreibt. Nun ist er auch unter die Dramatiker gegangen und abermals möchte man sagen, er hat ein französisches Stück in deutscher Sprache geliefert. Nicht etwa im Lindau'schen Geiste. Nein — durch die Grazie und den Kunstgeschmack, die als Selbstzweck in „Niemand weiß es“ leben, erscheint es wie aus französischem Hirn und Empfinden herausgeboren. Aber in dem blendend schönen Rahmen, nebenbei bemerkt in streng japanischem Stil (die Dichtung spielt nämlich in Japan) ist ein Stück düsteren Symbolismus gefaßt und — für Symbolismus hat der Berliner nichts übrig, dazu ist er zu „helle“. Hätte er Wolff den Vorwurf gemacht, daß da nichts Selbständiges ist, daß Malterlink und Verlaine u. A. Gevatter gestanden haben, daß der japanische Rahmen das Mitmachen einer pariser Mode, daß es bedauernswerth, wenn ein deutscher Dichter französisch zu empfinden und zu schaffen beginnt — so wäre die ablehnende Haltung begreiflich gewesen. Aber sie richtete sich nur gegen den Inhalt als solchen, der von der tragischen Geschichte des schönen japanischen Mädchens Tajo gebildet wird, die den wilden Maler Yori liebt, aber einen Alten heirathet, dann jedoch Yori in die Arme sinkt, der den Alten in der Stille der Nacht erdolcht und sich in's Gefängniß auf die Folterbank führen läßt, ohne das Schweigen über seine That zu brechen, während Tajo sich den blutigen Yatagan in die Brust stößt. Worauf es dem Dichter ankam, das war Stimmung an sich zu erzeugen, traumverlorene Märchenstimmung, das düstere Geschick malerisch zu erfassen, das über dem Liebespaar im schönen Japan brütet ... Und dabei kam ihm die Regie in freigiebigster Weise zur Hülfe durch eine ebenfalls märchenhaft schöne Ausstattung. Aber vergebens; vergebens auch das Bemühen Klein's, der den Alten gab, des Frl. v. Mayburg und Matkowsky's — Sprache und Handlung blieben der Masse unverständlich und wenn sich ihrer eine Stimmung bemächtigte, so war es die des Ulks ....

Mehr gefiel schon eine andere, dieses Mal eine wirklich französische Bühnendichtung, Edmond Rostand's Komödie „Die Romantischen.“ Ludwig Fulda, der reiche Frankfurter Patriziersohn, der Frankreich und die Franzosen gut kennt und zwischen zwei eigenen

Dichtungen immer irgend eine dramatische Gabe des Nachbarvolks für die deutsche Bühne bearbeitet, hatte die Uebersetzung geliefert in fein polirten Versen. Das Lessing-Theater brachte die eigenartige Novität. Rostand schöpfte aus dem Born mittelalterlicher Dramatik und thut hier zu dem, was einst das Wesen italienischer comedia del' arte bildete, modernen Witz und fin-de-siècle-Sarkasmus hinzu, sowie eine Dosis Schäferspielpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts. Und so gab's eine lustige Travestirung derer, die die Romantik außerhalb im Leben suchen und heraufzaubern wollen und erst spät merken, daß sie längst im eigenen Herzen lebt und nur da zu Hause ist und daß die schlichte Wirklichkeit reich an Poesie sein kann.

„Nicht wahr? Die Poesie erblüht aus treuer
Herzinnigkeit auch ohne Abenteuer . . .
Ja! Denn es leuchten für ein liebend Paar
Am nachgemachten Himmel echte Sterne . . .
Und thöricht suchten wir in weiter Ferne
Die Poesie, die in uns selber war.“

Das wird uns an den Erfahrungen eines Liebespaares und den Erlebnissen seiner närrischen romantiktollen Väter gezeigt . . . . Eine ergötzliche Komödie, phantastisch in der Handlung, phantastisch auch in der Ausstattung, wie denn z. B. die Mitwirkenden sich in der Tracht verschiedener Jahrhunderte zeigen, ohne daß es ein Maskenfest gäbe. Damit sollte wohl angedeutet werden, daß die Romantiktollheit nicht einer Zeitepoche allein angehört. Ganz brachten die deutschen Künstler das grazile Sächelchen, das mit einer köstlichen Parodirung des „unglückseligen Liebespaares von Verona“ einsetzte, nicht heraus.

Es nahm sich manches etwas schwerfällig und daher mitunter albern aus. Auch so was müßte man durchaus von Franzosen selbst gespielt sehen.

* * *

Da nun heute so viel von Französischem die Rede, so paßt auch Paul Lindau recht gut in den Rahmen, er, der seinerzeit der lauteste Verkünder und Verbreiter der Bühnenkunst Frankreichs in Deutschland war. Er ist jetzt bekanntlich Intendant des einst so berühmten Hoftheaters zu Meiningen geworden. Der langjährige schneidige und witzige Theaterkritiker, der fruchtbare und früher glückliche Dramatiker hat somit, wie mancher seiner Zeitgenossen, wie Oskar Blumenthal z. B., der Direktor des Lessing-Theaters, oder Otto Brahm, der Leiter des Deutschen Theaters, nun auch die Möglichkeit nach den „théories“ die „exemples“ zu liefern, nach der Poesie — ihre praktische Bethätigung. Man war daher gespannt auf den Beginn seiner Intendantenherrschaft. Und er trat in der That mit einem förmlichen Programm hervor in Form eines Einakters, der unter dem Titel „Die Venus von Milo“ eine Anekdote aus den Tagen der Herrlichkeit griechischer Antike nicht ungeschickt dramatisch behandelt. Da giebts u. A. einen harten Meinungsstreit über die alte und die neue Kunst. Der Mäcen Agathon und der Bildhauer Skapas führen ihn und der Künstler geht als Sieger hervor mit der Tirade:

„Ach! Die Jungen! Alten!
Braucht' ich den Rundreim nimmermehr zu hören!
Dem Phidias, unser aller großem Meister,
Der nun seit sechzig Jahren im Elysion
Den hitz'gen Streit der Schulen mild belächelt, —
Schon ihm klang gellend, kreischend in den Ohren
Das dumme Lied von Alten und von Jungen!
Was in der Kunst ist alt? Was jung? Gieb Antwort!
Vielleicht ist Phidias alt, der ewig Junge?
Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
Und ist nur wahr, was unsre Augen sehen?
Steig' nur hinauf, Freund, zur Akropolis,
Betracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
Und sag' mir: ist das wahr, in Deinem Sinne?
Das Bild hat freilich Mund und Stirn und Nase
Und Ohren just wie wir — menschliche Züge!
Und doch ist's anders — was? Mir fehlt das Wort,

Doch fühl' ich's deutlich: nenn's das Göttliche,
Das übermenschlich Schöne, schaurig Hehre,
Nenn's wie Du willst! Ich nenn' es einfach Kunst!
Und steh' ich vor des großen Gottes Bildniß,
Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
Der Donner schlummert, wie das mächt'ge Auge
In Zorn entflammend Feuerblitze speit,
Und wie die Fluth sich staut und grollend schäumt,
Und die bestürzte Erde furchtsam bebt,
Wenn er des Hauptes schwere Locken schüttelt.
Das ist das Göttliche, das ist die Kunst! —"

So entscheidet Paul Lindau die moderne, vielumstrittene Frage von Wahrheit oder Schönheit in der Kunst... Er hat nicht viel Freunde in Berlin, wie sich das auch bei der hiesigen Aufführung der „Venus von Milo" — im Lessing-Theater — zeigte und er kann sicher darauf rechnen, daß man hier höllisch aufpassen wird, ob und wie er sein Glaubensbekenntniß praktisch bethätigen wird. Es hat etwas Mißliches, mit einem feierlichen Programm hervorzutreten, wenn es sich auch in griechischer Gewandung verbirgt und in lauttönenden Versen ausspricht...

Das sind so einige Seiten aus der Berliner Theaterchronik der letzten zwei Monate. Auch auf den anderen steht Vieles vermerkt, wenngleich es rascher vergessen wird.

Daß Ludwig Fulda auch mit einer eigenen Neuheit erschien, natürlich im „Deutschen Theater", das versteht sich ebenso von selbst, wie daß Felix Philippi im Lessing-Theater desgleichen ein neues Schauspiel brachte. Sowohl „Robinsons Eiland", das übrigens nicht zu den besten Sachen Fulda's gehört, obschon die Idee recht glücklich war, die Robisonade zu modernisiren und so zu beweisen, daß auch heute noch im kulturlosen Lande recht wohl der wahre Werth des Menschen sich zu bethätigen Gelegenheit hat, wie auch Philippi's „Dornenweg" sind Tendenzstücke, aber wo der heitere Frankfurter lacht und scherzt, da räsonnirt meistens der kühle Berliner unbarmherzig und so hat Philippi auch dieses Mal einen harten Conflikt zwischen Wahrheitspflicht und Mutterliebe hart und scharf dramatisirt, ohne daß man darüber hinwegkäme, nicht Manches bloß

als Pose aufzufassen. Darin hat er viel Verwandtes mit Voß, nur daß dieser noch weit düsterer und wuchtiger ist, wie jetzt wieder in seinem neuesten Drama „Die neue Zeit“, das im „Neuen Theater“ nicht allzuviel Beifall fand, obschon gerade das gewöhnliche dortige Publikum, ebenso wie das des „Berliner Theater“ an Rührung und Erschütterung nie genug haben kann.

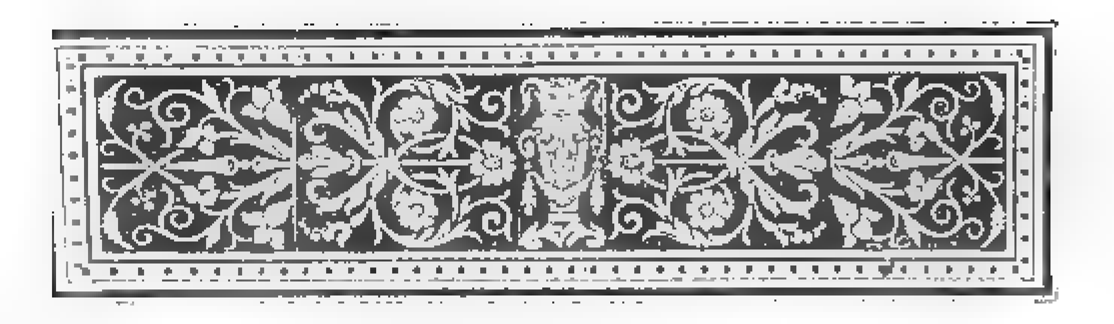
Daß aber darum beide Stücke, wie natürlich auch Fulda's neueste Dichtung die Runde über alle deutsche Bühnen machen werden — das ist ganz zweifellos. So gelangen sie wohl auch nach den Ostseeprovinzen, was von den Arbeiten Wolff's und Rostand's kaum anzunehmen ist.

Auch Misch's „Nachruhm“ und Ernst Rosmer's (Frau Bernstein) „Tedeum“ dürften vielen Lesern vorgeführt werden, umso eher, je weniger sie etwas Neues bringen, obschon Rosmer zu den Erkorenen des „Deutschen Theaters“ mit seiner Pflege des Modernen gehört.

Und zudem ist's Zeit, daß ich abbreche ... Haase's Schluß- und Abschiedsgastspiel im Kgl. Schauspielhause wird erst das nächste Mal besprochen werden können ... Es ist der Schwanengesang einer alten Schule und — bezeichnend genug — es thut gar Vielen weh, daß es ein Schwanengesang. Am Ende kommt's auch wirklich anders.

Berlin, im December. J. Norden.





Litterärische Umschau.

Obgleich die Litteratur über Napoleon I. eine unermeßliche und kaum mehr übersehbare ist, erscheinen doch noch immer neue Bücher über ihn in Frankreich. Während aber unter dem zweiten Kaiserreich, abgesehen von den durch Napoleon III. inspirirten und von ihm angeordneten Geschichtsdarstellungen, des Kaisers unersättliche Eroberungspolitik scharf verurtheilt und seine Person bitter kritisirt wurde, wofür besonders Lanfreys Werk den besten Beweis liefert, und zuletzt noch Taine seine geistreiche, aber schonungslose Analyse von Napoleons I. Charakter und Persönlichkeit gegeben hat, ist in den letzten Jahren wieder ein gewisser Umschwung in der Auffassung seines Charakters eingetreten. Die parlamentarische Corruption, die Unfähigkeit der fortwährend wechselnden Regierungen, ebenso wie der Kammern haben das demokratisch-parlamentarische System in weiten Kreisen völlig discreditirt und man sehnt sich instinctiv wieder nach einem wirklichen Herrscher, einem genialen Manne, der mit starker Hand das Staatsschiff leitet. Diese Stimmung kommt auch der Beurtheilung Napoleons I. zu Gute; seine Persönlichkeit beginnt den Franzosen wieder in einem günstigeren Lichte zu erscheinen. Besonders über sein Privatleben, den Hof, das Treiben in den Tuilerien sind im letzten Jahrzehnt zahlreiche Schriften veröffentlicht worden, unter denen die Denkwürdigkeiten der Frau von Remusat und noch mehr ihre Briefe die erste Stelle einnehmen. In neuester Zeit hat sich besonders Friedrich Masson

mit der Persönlichkeit Napoleons I. beschäftigt, zuerst in seinem Buche Napoleon I. und die Frauen und dann in dem Werke Napoleon I. zu Hause. Der Tageslauf in den innern Gemächern der Tuilerien. Beide sind von Oskar Marschall von Bieberstein ins Deutsche übertragen[1]). Das zweite liegt uns in dritter Auflage vor. Masson's Buch giebt eine sehr interessante Uebersicht über das tägliche Leben des Kaisers; wir sehen Napoleon recht eigentlich im Schlafrock, ja im Bette, wir lernen alle seine Eigenarten und eigenthümlichen Gewohnheiten kennen, erfahren seine Tageseintheilung und werden mit seinen Aerzten, seinen Kammerdienern und seiner Leibwache bekannt gemacht. Ebenso wird uns die wechselnde Kleidung Napoleons I. genau beschrieben, wir wohnen seinen Mahlzeiten und Abenderholungen bei und werden mit der peinlich genau bestimmten Hofetikette vertraut. Vor allem aber gewinnen wir durch Masson's Buch einen vollen Einblick in die rastlose Thätigkeit und unermüdliche Arbeitskraft des Kaisers. Er arbeitete eigentlich ununterbrochen die ganze Woche hindurch und zeigte sich der Bevölkerung nur am Sonntag; noch am Abend spät saß er an seinem Arbeitstisch und schon in der Nacht las und arbeitete er wieder. Nur auf diese Weise war es ihm möglich, allen auf ihn eindringenden Anforderungen zu genügen, zumal da er sich in allen wichtigeren Fragen die persönliche Entscheidung vorbehielt. An Arbeitsamkeit und unermüdlicher Erfüllung seiner Regentenpflichten kam ihm keiner der Fürsten jener Zeit auch nur entfernt gleich, er leistete darin wirklich Bewunderungswürdiges. Masson's Werk ist in leichtem und fließendem Stil geschrieben, die Darstellung lebendig, es bietet eine belehrende und zugleich angenehme Lecture. Die Uebersetzung ist lesbar, aber nicht ausgezeichnet.

In die Napoleonische Zeit fällt zum großen Theil die politische Thätigkeit des Grafen Reinhard, dessen Leben und Schicksale soeben Wilhelm Lang in einem bedeutenden, auf mehrjährigen Studien und reichem litterärischem Material beruhenden Buche geschildert hat[2]). „Aus einem Würtembergischen Magister kann Alles werden,“ dies bekannte Wort findet auf Reinhard seine

---

[1]) Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 3 M. 60 Pf.

[2]) Bamberg, C. C. Buchner. 10 M.

volle Anwendung. Ein an Umschwüngen und Wechselfällen reicheres Leben als das seinige läßt sich kaum denken. Ein Zögling des theologischen Stiftes in Tübingen, eifriger Dichter und begeisterter Verehrer der Kantschen Philosophie, wird er Vicar bei seinem Vater in Balingen. Dann geht er nach der Schweiz, wird Hauslehrer in Bordeaux, wo er, ein schwärmerischer Anhänger Rousseau's und von kosmopolitischem Freiheitssinn erfüllt, in den Kreis der Männer geräth, welche später unter dem Namen der Girondisten so bekannt geworden sind. Mit Jubel begrüßt er die Revolution und ging mit seinen Freunden nach Paris, wo er bald eine Stellung im Ministerium des Auswärtigen fand und zur Schreckenszeit mit Mühe der Guillotine entging. Darauf wurde er Gesandter der französischen Republik bei den Hansestädten, organisirte dann in Toscana die Republik und war 1799 drei Monate Minister des Auswärtigen in Frankreich als Talleyrands Nachfolger. Napoleon ernannte ihn zum Gesandten bei der helvetischen Republik und dann wieder in Hamburg; er liebte Reinhard nicht und ließ ihn seine Ungnade durch die Ernennung zum französischen Residenten in Jassy, was eine Art Verbannung war, fühlen. Dort gerieth Reinhard in russische Gefangenschaft, aus der er bald wieder befreit wurde. Nachdem er dann kurze Zeit aus dem Staatsdienst geschieden war, bestimmte ihn Napoleon zu seinem Gesandten in Kassel bei König Jerome; er sollte dessen Beaufsichtiger und Mentor sein. In dieser schwierigen Stellung hat Reinhard von 1808 bis 1813 gewirkt. Nach Napoleons Sturz schloß er sich Ludwig XVIII. an und blieb ihm auch während der 100 Tage treu. 1816 wurde er französischer Gesandter am deutschen Bundestag in Frankfurt a/M. und bekleidete dies Amt bis 1829, wo er seinen Abschied nahm. Unter Ludwig Philipp wurde er Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie der moralischen und politichen Wissenschaften, er starb 1837 zu Paris. Talleyrand, obgleich schon dem Tode nahe, hielt ihm in der Akademie die Gedächtnißrede, in der er übrigens sich auf Kosten Reinhard's verherrlichte. Welche Wandlungen muß der Mann durchgemacht haben, welcher es vom Tübinger Stiftler und Freiheitsschwärmer zum Napoleonischen Diplomaten und Pair von Frankrerch gebracht hat! Nur aus dem kosmopolitischen Geiste des vorigen Jahrhunderts ist ein solches freiwilliges Aufgehen in eine andere Nationalität zu

verstehen. Vollkommen war sie doch nicht, denn Reinhard fühlte sich nur politisch als Franzose, dem Gemüthe, dem innern Leben nach blieb er Deutscher und verleugnete in seiner äußern Unbeholfenheit und schwerfälligen Rede bis zuletzt nicht den Schwaben. Durch diese Doppelheit seines Wesens kam ein tiefer Zwiespalt in sein Leben, den er oft genug schwer empfand und der seine Gemüthsstimmung verdüsterte. Mehr als einmal hat er daran gedacht, Frankreich ganz zu verlassen und sich dauernd in Deutschland wieder anzusiedeln, aber Charakterschwäche und Ehrgeiz ließen diesen Entschluß nie zur Ausführung kommen. Einem charakterstarken Manne wäre es auch unmöglich gewesen, nach einander der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII. zu dienen. Reinhard aber ließ sich, wie er es bezeichnete, vom Schicksal treiben und erfüllte in jedem Amt treu seine Pflicht, wie schwer sie ihm auch wurde. Und welche Aufgaben hatte er zu erfüllen! Am Hofe Jeromes mußte er nicht nur den König überwachen, sondern auch den Späher und Aufpasser auf alle deutschen Regungen und Erhebungsversuche machen. Als Bundestagsgesandter hatte er die Aufgabe, die früheren Rheinbundstaaten unter französischen Schutz zu nehmen. Lang schließt seine Charakteristik Reinhards mit den treffenden Worten, er sei das lehrreichste Beispiel von deutscher Treue für fremdes Volksthum, er hätte aber hinzusetzen sollen, gegen das eigene, und darin liegt das Widerwärtige und Abstoßende von Reinhard's ganzer Lebensthätigkeit. E. M. Arndt hat doch nicht unrecht, wenn er Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des korsischen Zwingherrn nennt und gegen seine Verherrlichung eifert. Reinhards zwiespältiges Wesen ist der strafenden Nemesis nicht entgangen. In seinem Adoptivvaterlande war er niemals recht beliebt und wurde als Diplomat zweiten Ranges bald vergessen; wo seiner später noch gedacht wurde, geschah es mit Geringschätzung oder gar mit Verunglimpfung. In Deutschland dagegen wurde er über Gebühr hochgeschätzt und gepriesen und blieb eben wegen seiner wunderbaren Lebensentwicklung vom schwäbischen Pfarrvicar zum französischen Gesandten und wegen seiner zahlreichen freundschaftlichen Beziehungen unvergessen. Durch seine Frau Christine Reimarus gehörte Reinhard jener bekannten, ganz von aufklärerischen und freigeisterischen Interessen erfüllten Hamburger Familie an, der Lessing einst so nahe

gestanden hat. Durch sie kam Reinhard mit vielen bedeutenden Männern der damaligen Zeit in Berührung. Der Glanz seines Lebens aber war die Freundschaft mit Goethe, dem er 1807 in Karlsbad nahegetreten war und mit dem er bis zu des großen Dichters Tode in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch stand. Goethe sprach sich gegen ihn über die Zeitverhältnisse sowie über die litterärischen Richtungen und Persönlichkeiten offener und rückhaltloser aus als gegen die meisten seiner sonstigen Correspondenten, wie das der schon vor 45 Jahren gedruckte inhaltreiche Briefwechsel zwischen beiden ausweist. Unter den zahlreichen von W. Lang veröffentlichten Briefen nehmen die nach Inhalt und Form gleich anziehenden von Frau Christine eine der ersten Stellen ein. Aber auch sonst enthält das Buch, dessen Inhalt ein reicher und mannigfaltiger ist, bewerkenswerthe Beiträge nicht nur zur politischen Geschichte, sondern auch zur Kenntniß der litterärischen und Culturverhältnisse der denkwürdigen Periode vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Sturze Napoleons. Sehr zu bedauern ist es, daß es Lang nicht gelungen, Einsicht in den zu Paris von einem Nachkommen streng verschlossen gehaltenen Nachlaß Reinhards zu erlangen, in dem sich Aufzeichnungen des alten Diplomaten über die wichtigeren Abschnitte seiner politischen Thätigkeit vorfinden sollen. Wenn sich nach deren Bekanntwerden wohl im Einzelnen Manches in der vorstehenden Lebensschilderung modificiren wird, im Großen und Ganzen werden die Resultate von W. Lang's Forschungen gewiß bestehen bleiben.

Die Feier von Bismark's achtzigstem Geburtstage, die, einen ganzen Monat während, ihres Gleichen in der deutschen Geschichte nicht hat, erhielt ihren eigentlichen Glanz und ihre wahre Weihe durch die Reden und Ansprachen, welche der große Staatsmann mit stets frischer Geisteskraft und unerschöpflicher Gedankenfülle an die Deputationen und Huldigungszüge richtete. Diese Zeugnisse tiefster politischer Weisheit, die zugleich mit bewunderungswürdiger Kunst und Gewandtheit an die besondern Verhältnisse der verschiedenen glückwünschenden Gruppen anknüpften, verdienten es in vollstem Maße, auch später noch gelesen und beherzigt zu werden. Es war daher ein glücklicher Gedanke von Karl Wippermann eine vollständige Sammlung dieser Reden und Ansprachen zu veranstalten;

sie ist unlängst unter dem Titel: **Fürst Bismarck's 80. Geburtstag. Ein Gedenkbuch** erschienen[1]). Als Einleitung ist der Bericht über die bedeutsamen Huldigungen der Deutschen aus Posen und Westpreußen vorausgeschickt. Es werden dann jedes Mal die Ansprachen und Glückwunschadressen der Deputationen und Vereinigungen mitgetheilt und dann die Erwiderungen des Fürsten gegeben In einem handlichen Bande hat man so alle Erinnerungen jener glänzenden Tage beisammen. Da so viel geboten wird, kann man den Wunsch nicht unterdrücken, der Verfasser hätte doch noch einen Schritt weiter gehen und eine kurze Beschreibung der Festlichkeiten hinzufügen sollen. Bei dieser Gelegenheit drängt es uns mit einigen Worten der großen von Dr. Horst Kohl veranstalteten **kritischen Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck** zu gedenken, die nunmehr mit dem 12. Bande abgeschlossen vorliegt[2]). Wir haben den ersten Band dieser Ausgabe an einem andern Orte[3]) seiner Zeit eingehend besprochen und den Werth und das Verdienst derselben gewürdigt. Jetzt wollen wir in aller Kürze über den Inhalt der folgenden Bände berichten. Band II bis IV umfassen die Zeit von 1862 bis 1870, also die Periode, in welcher Bismarcks glänzende Staatskunst in heftigem Widerstreit mit der Volksvertretung die größten Erfolge errang. Der Herausgeber hat alles zum Verständniß der Reden Bismarcks Erforderliche, ja nur Wünschenswerthe hinzugefügt, so gleich im II. Bande eine kurze, aber instructive Vorgeschichte des Conflicts als Einleitung vorausgeschickt. Auch die wichtigen Commissionsverhandlungen sind, so weit Bismarck an ihnen theilnahm, vollständig mitgetheilt, so die denkwürdige Rede am 30. September 1862, in der Bismarck das berühmte Wort von der Herstellung der deutschen Einheit durch Eisen und Blut (so, nicht wie gewöhnlich umgekehrt lautet es authentisch) sprach. Auch Bismarcks große Denkschrift über die schleswig-holsteinische Frage wird zum Verständniß der Situation abgedruckt. Im IV. Bande wird wieder eine kurze instruktive Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gegeben und die dazu gehörigen Aktenstücke mitgetheilt.

[1]) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

[2]) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachfolger, à 8 M.

[3]) Düna-Zeitung 1892, Nr. 212—214.

ebenso die wichtigsten auf die Herstellung des deutschen Reiches sich beziehenden Adressen und Ansprachen hinzugefügt. Band V bis VII umfassen dann die Zeit von 1871 bis 1879, die Periode des Kulturkampfes, der wiederholten Steuerreformpläne Bismarcks, der Eisenbahnverstaatlichung und des Socialistengesetzes. Der größte Theil der Reden des Fürsten in diesen Bänden beschäftigt sich mit dem Kulturkampf, für dessen Vorgeschichte die wichtigsten Aktenstücke mitgetheilt werden, im Anfang sind dann die kirchenpolitischen Gesetze abgedruckt. Die von beiden Seiten mit leidenschaftlicher Erregung damals geführten Kämpfe treten in den Reden Bismarck's dem Leser mit vollster Lebendigkeit vor Augen. Der VII. Band leitet zu der großen von Bismarck durchgeführten Steuer- und Wirthschaftsreform herüber, deren Vorgeschichte Kohl ebenfalls in lehrreicher Zusammenfassung beleuchtet. Der schwere Kampf, in dem Bismarck diese Reformen durchsetzte und bei dem die bisher so mächtige nationalliberale Partei in Opposition zum Kanzler trat und dadurch ihre einflußreiche Stellung einbüßte, erfüllt die Reden des VIII. Bandes. Die Reden des IX. Bandes, von 1881 bis 1883 reichend, beschäftigen sich mit der großartigen, ganz aus Bismarck's Geiste hervorgegangenen Arbeiterschutzgesetzgebung und beziehen sich weiter auf den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet des deutschen Reichs, zu dem der Kanzler trotz alles heftigen Widerstrebens Hamburg nöthigte. Auch die Reden des X. Bandes beschäftigen sich mit der Fürsorge für die Arbeiter, insbesondere mit der Unfallversicherung, andererseits mit der Verlängerung des Socialistengesetzes. Dazu kommt dann die Kolonialpolitik, die Bismarck seit 1885 energisch betreibt. Auf sie und die Zollpolitik beziehen sich auch die Reden des XI. Bandes. Eine der gewaltigsten Reden Bismarcks ist die vom 13. März 1885, in der er sich mit dem größten Nachdruck gegen den Hader der Parteien und das Uebergewicht der Parteiinteressen wendet und mit dem berühmten mythologischen Hinweise auf Loki und Hödur schloß. Endlich kommt in diesem Bande die Wendung in der Polenpolitik der Regierung und das energische Vorgehen gegen die nationalpolnischen Bestrebungen in Posen zur Sprache. Der XII. Band umfaßt die Reden aus den letzten Jahren von Bismarck's Amtsthätigkeit von 1886 bis 1890. Zunächst handelt es sich in ihnen um die völlige Beilegung des Streites mit

der katholischen Kirche: alle dahin gehörigen Aktenstücke sind beigefügt. Dann tritt Bismarck auf's Entschiedenste für die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres ein. Als der Reichstag sie verwirft, erfolgt die Auflösung desselben und die Bildung des Cartells. Am 6. Februar 1888 hielt dann Bismarck jene mächtige Rede, deren Schlußwort: Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, einen Beifallssturm innerhalb und außerhalb des Reichstages hervorrief. Diese Rede ist nach Inhalt und Umfang — sie dauerte 2½ Stunden — eine der größten, die Bismarck je gehalten hat und zugleich die letzte aus der Reihe jener, in welchen er seine Politik dem Reichstage in großem Stil entwickelte. Von monumentaler Größe, schlichter Einfachheit und ergreifender Herzensbewegung ist dann weiter der Nachruf, welchen er am 9. März 1888 Kaiser Wilhelm I. im Reichstage widmete. Den Schluß des Bandes bildet die authentische Darstellung der Entlassung Bismarcks.

Jedem Bande ist ein sorgfältiges Personen- und Sachregister beigefügt. Wo es nöthig, begleitet der Herausgeber den Text mit Anmerkungen, in denen er auf frühere Aeußerungen Bismarck's hinweist oder die Stellen aus den Reden der Abgeordneten, auf die Bismarck sich speciell bezieht, wörtlich mittheilt oder endlich erläuternde Bemerkungen giebt. Mit Recht nennt sich diese Ausgabe eine kritische, denn der Text der stenographischen Protokolle ist sorgsam geprüft und viele Fehler darin sind von H. Kohl verbessert worden. Bisweilen ist der Herausgeber freilich unseres Erachtens zu weit gegangen und hat an manchen Stellen die stenographischen Berichte geändert, wo deren Wortlaut uns keiner Beanstandung zu unterliegen scheint. Befremdet hat es uns und wohl auch manche andere Leser, daß der Herausgeber es für nöthig gehalten hat jedes lateinische Citat nicht nur, sondern auch jede lateinische Wendung in den Anmerkungen zu verdeutschen, ebenso auch jedes lateinische und griechische Fremdwort. So um nur ein paar Beispiele aus dem XII. Bande anzuführen, wird heterodox, furtim, pretium affectionis, bona fides, ja sogar salus publica übersetzt. Diese Uebersetzungen der bekanntesten und gewöhnlichsten Ausdrücke scheinen uns mit dem ganzen Charakter dieser großen Ausgabe im Widerspruch zu stehen und wirken geradezu störend. Für Ignoranten, die solcher Belehrung bedürfen, sind doch weder Bismarck's Reden gehalten noch ist

für sie diese Ausgabe bestimmt. Die Banquiers, Kaufherren und Großindustriellen, die solcher Belehrung allenfalls bedürften, haben ja ihren Büchmann und Heyse, aus denen sie sich im Nothfalle die erforderliche Auskunft holen können. Im Reichstage haben gewiß, als Bismarck die Reden hielt, auch Manche gesessen, denen das Lateinische fremd war, aber der Kanzler hat es doch nicht für nöthig gehalten, deshalb gewohnte Ausdrücke aus den alten Sprachen zu vermeiden. Es wäre ein trauriges Zeichen für den Verfall der klassischen Bildung in Deutschland, wenn wirklich weite Kreise der Gebildeten solcher Uebersetzungen bedürften.

Diese nun abgeschlossene Ausgabe der politischen Reden Bismarcks ist ein wahrhaft monumentales Werk, dessen würdige, einfach vornehme Ausstattung der Größe und dem Werthe des Inhalts entspricht. Da der Preis dieser Ausgabe ein verhältnißmäßig höherer ist, so wird die Sammlung der Reden Bismarck's von Böhm und Dove daneben ihre Geltung und Verbreitung behalten und geringern Ansprüchen werden die Auswahlen von Kraemer und Stein genügen. Aber für den Historiker, den Staatsmann, den Politiker und Publicisten wird Kohl's Ausgabe der Reden Bismarck's unentbehrlich und allein verwendbar sein und bleiben. Ein unermeßlicher Schatz politischer Weisheit, origineller politischer Ideen, mächtiger Anregungen ist in diesen Reden dem deutschen Volke und den deutschen Staatsmännern zur praktischen Benutzung und Aneignung dargeboten; die Gegenwart scheint [redacted] nicht zu verstehen, davon rechten Gebrauch zu machen; um so nachhaltiger und erfolgreicher wird es, dessen sind wir gewiß, die Nachwelt thun.

Am 4. December n. St. sind es hundert Jahre, daß einer der größten und originellsten Geister Großbritanniens das Licht der Welt erblickt hat, der Schotte Thomas Carlyle. Zu diesem Anlaß ist kürzlich erschienen: Christian Rogge, Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages[1]). Diese Schrift ist trotz aller Kürze eine recht gelungene Zusammenfassung aller wesentlichen Momente in Carlyle's Leben und Entwicklungsgang und sie giebt zugleich eine gedrängte Uebersicht über seine hervorragendsten Werke, wobei namentlich seine Bedeutung auf socialem

[1]) Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht. 1 M. 20 Pf.

Gebiete hervorgehoben wird. Rogges Büchlein kann allen, die bisher von Carlyle wenig oder nichts wußten, warm empfohlen werden; sie wird als Einführung in die Lectüre und das Studium seiner Werke sehr gute Dienste leisten Wer sich dann eingehender mit Carlyle zu beschäftigen und genauer mit seinen Werken bekannt zu machen Neigung empfindet, der wird das Buch von Schulze-Gaevernitz zu Rathe zu ziehen und vor allem Frondes große Biographie zu studieren haben. Wir müssen an dieser Stelle der Versuchung widerstehen auf Carlyles Bedeutung als Historiker und socialer Schriftsteller näher einzugehen sowie seine außerordentliche Persönlichkeit und schriftstellerische Eigenart näher zu charakterisiren: wir hoffen, das bald bei einer andern Gelegenheit thun zu können.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte enthalten die kleinen Schriften von Franz Kern, von denen unlängst der erste Band unter dem Titel: zu deutschen Dichtern erschienen ist[1]). Der Verfasser, ein verdienter Pädagoge, zuletzt Director des kölnischen Gymnasiums in Berlin, hat sich durch einen umfassenden, tief eindringenden Commentar zu Goethes Tasso und durch eine scharfsinnige Reformschrift über die deutsche Satzlehre, sowie durch eine eingehende Würdigung von Rückerts Weisheit des Brahmanen bekannt gemacht, außerdem eine inhaltreiche Biographie des Stettiner Schulmanns und Dichters Ludwig Giesebrecht geschrieben. Die in dem vorliegenden Bande vereinigten Aufsätze sind von dem Sohne des Verewigten zusammengestellt worden, der auch ein ansprechendes Lebensbild Franz Kerns vorausgeschickt hat. Die 12 Aufsätze behandeln fast alle neuere Dichter, nur der erste über Angelus Silesius geht in eine frühere Zeit zurück. Der Verfasser hält sich bei der Besprechung der einzelnen Dichter von allem Phrasenhaften und Ueberschwänglichen fern, seine Charakteristiken sind in ruhigem, mitunter etwas kühlem Tone gehalten. Man erkennt leicht, daß ihm das Romantische, das eigentlich Lyrische ferner steht und daß seiner innern Neigung und Richtung mehr die Gedankenlyrik zusagt. Daher erörtert Kern Schillers Ideale vom Menschenglück in vortrefflicher Weise und giebt von Fr. Rückert, der sein Liebling ist, eine schöne und treffende Charakteristik, auch Lenaus Poesie entwickelt er mit Sympathie in

[1]) Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 3 M.

einem anziehenden Vortrage. Dagegen scheint uns Kern Uhland und besonders Eichendorff nicht voll zu würdigen, wenn es auch in deren Charakteristiken wie anders wo nicht an feinen Bemerkungen fehlt. Gegen Platen endlich ist er geradezu ungerecht, indem er ihm das wahre Dichtertalent gänzlich abspricht. Daß zuletzt Felix Dahns Dichtung Harald und Theano eine eingehende Besprechung und Würdigung findet, hat uns sehr gewundert. Diesem schnellschreibenden Autor der Tageslitteratur ist dadurch, wie durch die Anreihung an die wirklichen echten Dichter eine sehr unverdiente Ehre zu Theil geworden; wir begreifen nicht, wie ein so feinfühlender und klarurtheilender Mann wie F. Kern in einen solchen Irrthum hat verfallen können. Die Aufsätze dieses ersten Bandes bieten eine gute Einführung in das Verständniß der bedeutendsten Dichter dieses Jahrhunderts; der zweite Band, dessen Erscheinen man wohl bald entgegensehen kann, wird wahrscheinlich eine weitere Folge von wohldurchdachten und belehrenden Charakteristiken bringen.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Koch, Max, Geschichte der deutschen Litteratur. Geschenk-Ausgabe, geb. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.)

Kurz, Isolde, Italienische Erzählungen. (Ebendaselbst.)

Münch, Wilhelm, Anmerkungen zum Text des Lebens, gbd. (Berlin, R. Gaertner's Verlag.)

Koch, G., Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis. 2 Bände.

I. Absolutismus und Parlamentarismus.

II. Demokratie und Konstitution. 1750—1791. (Ebendaselbst.)

Reuß, Eleonore Fürstin v., Philipp Nathusius Jugendjahre. (Berlin, W. Hertz.)

Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's. Fünfter Band: Tagebuchblätter aus den Jahren 1863—1864. (Leipzig, S. Hirzel.)

Das deutsche Reich von 1871—1895. Ein historischer Rückblick auf die ersten 25 Jahre. (Berlin, R. von Decker's Verlag.)

Müller, Dr. J., Das Wesen des Humors. (München, Dr. H. Lüneburg.)

Suttner, A. G. v., Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. (Dresden E. Pierson's Verlag.)

Groller, Balduin, Zehn Geschichten. (Ebendaselbst.)
Kretzer, Max, Ein Unberühmter und andere Geschichten. (Ebendaselbst.)
Niemann, Aug., Der Agitator. Roman. (Ebendaselbst.)
Kaemmel, O., Italienische Eindrücke. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)
Bähr, Dr., O., Gesammelte Aufsätze. II. Band. Aufsätze politischen, sozialen, wirthschaftlichen Inhalts. (Ebendaselbst.)
Carlyle, Thomas, Sozialpolitische Schriften. Aus dem englischen übers. von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel, Privat-Dozent in Straßburg i. Els. 2 Bände. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.)
Sophokles, Tragödien. In neuer Uebersetzung von Oskar Hubatsch. (Bielefeld, Velhagen u. Klasing.)
Fulda, Ludwig, Die Kameraden. Lustspiel in 3 Aufzügen. Zweite Aufl. (J. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
Baumgart, Herm., Goethe's Geheimnisse und seine „Indischen Legenden". (Ebendaselbst.)
Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Theodor Schiemann. VII. Band: Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko. Aus dem Russischen übersetzt von M. Türstig. (Ebendaselbst.)
Schultze, Dr. Siegm., Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Halle, Kaemmerer & Co.)
Meinecke, Friedrich, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. I. Bd. (J. G. Cotta'sche Buchh., Nachfolger.)
Brümmer, Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Vierte Ausgabe. 1. Lief. (Leipzig, Ph. Reclam jun.)
Hartwig, Arthur, Erinnerungen. Vier Erzählungen. (Arensburg, Verlag des Arensb. Wochenbl.)

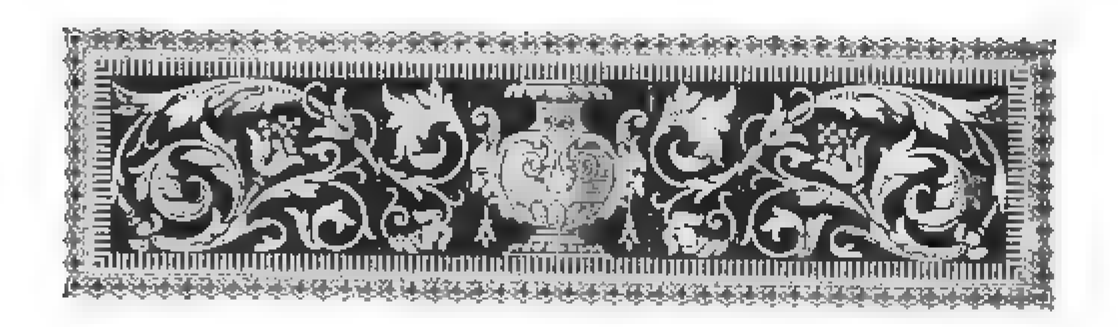


Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Februar 1896.



Gedichte.

Neujahr!

Das neue Jahr tritt leise ein
Verhüllten Angesichts —
Mag schreckensvoll dies Antlitz sein?
Gleicht's einem Bild des Lichts?

Sei uns willkommen neues Jahr,
Was du auch immer bringst —
Ob weiße Flocken in das Haar,
Ob Lust, ob Leid bezwingst.

Ob du uns führest rauhe Bahn
Ob sanften Blumenweg —
Nur vorwärts führe, nur hinan,
Dann gilt uns gleich der Steg!

Und rufst du uns zu Kampf und Streit,
So gieb uns freud'ge Kraft,
Die unverzagt zu jeder Zeit
Am Werk des Friedens schafft.

Die Treue sei unser Panier,
Die Liebe unser Schwert,
Der Schild des Glaubens unsre Zier,
So sind wir wohl bewehrt.

Und ist uns dieses neue Jahr
Das letzte auf der Erd' —
Willkommen sei es immerdar,
Wenn's sel'gen Tod bescheert.

Nicht fremd ist uns das neue Jahr,
Es ist ein Jahr des Herrn —
Hoch über ihm strahlt ewig klar
Der Gnade Himmelstern.

Sylva Testa.

Glück.

Du fragst mich, Kind, „was ist denn Glück?" Ja, Glück!
Was sag' ich dir, wie mal' ich es in Worten?
Nun denke Dir: die herrlichste Musik
Erklänge Dir in seligen Akkorden;
Ein tiefer Strom unendlich klar und groß
Trüg' sie Dir zu; Du brauchtest nur zu lauschen,
Und hingestreckt auf üppig-weichem Moos
Umgäbe Lenzhauch Dich, und Waldesrauschen.
Denk' Dir dazu der Jugend vollste Kraft,
Das heil'ge Recht, ein Vaterland zu schützen,
Den frommen Glauben, der da Wunder schafft,
Den reinen Stolz, das Schönste zu besitzen;
Vereine das zu einer Harmonie
Und — kannst Du deine Seele drein versenken,
So ahnst Du's wohl; doch ganz begreifst Du's nie —
Das Glück läßt sich nur fühlen, niemals denken.

M.

Bergsee.

Der See liegt tief im Dunklen,
Der Bergwald schließt ihn ein;
Ein Sonnenlächeln streifet
Die Wasser und den Stein,
Wie Liebesgluterinnern,
Das leuchtend trosterhellt
Tief in die düstre Seele
Des Weltverlaßnen fällt.

Alexander Frhr. von Mengden.

Stimmungsbild.

Hoch ragt im See das Marmorhaus
Unter wehenden Wipfeln;
Da fliegen die Vögel ein und aus
Von den wehenden Wipfeln;
Der See schmiegt kosend sich an den Stein,
D'rin spiegelt sich goldner Sonnenschein,
Ich seh's allein . . . .

Die Wolken droben ziehen schnell
In gelbem Glanze;
Bald dunkel der Wald, bald wieder hell
In gelbem Glanze;
Ein Kahn schwimmt in der Fern' vorbei,
Geschmückt wie der Nachen einer Fei,
O wär' ich mit dabei! . . . .

Die Erd' bedecken Schatten grau
Und grau den See;
Kalt weht's und traurig vom Marmorbau
Und von dem See.
So über mein sonnenfroh Gemüth
Urplötzlich der alte Nebel zieht —
Und die Hoffnung flieht . . . .

Victor von Andrejanoff. †

Psalm 118

Vers 14: Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil.

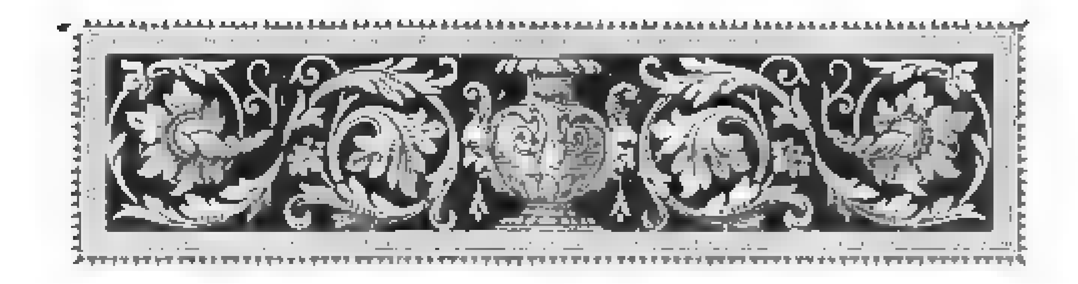
Der Herr ist meine Macht, mein Heil,
Mein Lobgesang, mein Segen,
Mein Psalm, mein Preis, mein köstlich Theil
Auf allen meinen Wegen;
Der Herr ist meine Zuversicht,
Mein Trost, mein Glück, mein helles Licht,
Ich will dem Herrn lobsingen.

Des Herren Rechte muß ja doch
Den Sieg zuletzt behalten,
Er waltet als ein Herrscher noch
Und wird auch ewig walten;
Des Herren Rechte ist erhöht,
Und wer zu ihm um Glauben fleht,
Den wird er nicht verlassen.

In der Gerechten Hütten klingt
Des Herren Lob mit Schalle.
Des Herren Sieg mit Freuden singt,
Die ihr ihm dienet, alle!
Den Tod zerbricht sein heilig Wort,
Ich werde leben, fort und fort
Des Herren Ruhm zu künden.

Walter Kempe.





Holde Jugendeselei.

Aus dem Russischen des M. E. Ssaltykoff (Schtschedrin).

Es ist Abend. Der junge Dichter Kobyljnikow (gleichzeitig Tischvorsteher der Gouvernements-Verwaltung) sitzt brütend vor einem sauber beschriebenen Bogen Papier in seinem bescheidenen Stübchen und kaut mit unsäglichem Ingrimm bald an der Feder, bald an seinen Nägeln. Es geht schon auf sieben; noch eine Stunde, und die Wohnung des Rathes Lopatnikow erstrahlt im heiteren Glanze der Weihnachtskerzen; noch eine Stunde — und sie tritt in den Saal, in einem kurzen weißen Kleidchen (denn leider zählt sie erst fünfzehn Sommer) frisch und fröhlich und umwittert von dem Duft lieblichster Unschuld.

„Nun Herr Kobyljnikow, haben Sie Ihr Wort gehalten?" fragt sie ihn.

Bei diesem Gedanken springt Kobyljnikow wie von der Tarantel gestochen in die Höhe und greift mit beiden Händen nach seinem Kopf. Er beginnt einzusehen, daß er seinem Gedicht ein gar zu breites Fundament gegeben hat. Schon zwei Strophen, jede von acht Versen, sind fertig und sauber abgeschrieben, doch nach der Entwicklung, die der Grundgedanke dabei erfahren hat, läßt sich auch nicht annähernd absehen, worauf das Gedicht hinauslaufen werde. Er hat der erblühenden Schönheit des jungen Mädchens schon einen reichen Tribut der Begeisterung gezollt; er hat bereits

des Kleidchens gedacht, des Lilienhalses, der „Wänglein gleich flaumigen Pfirschen“ und endlich auch

Etwas, was ich gern besänge,
Aber gar nicht nennen darf!

Jetzt legt er sich die Frage vor, wer alle diese Schätze besitzen soll: der schlotternde Greis im Silberhaar, oder der Dichter, der schwarzgelockte?

Sag' mir, wessen Heldenantlitz
Dieses Herz dereinst entflammt?
Wer den Pfirsich. . . .

Aber da versagt ihm die Phantasie endgiltig den Dienst. Ein Reim auf Antlitz will sich nicht finden lassen; er geht das ganze Alphabet durch und findet nichts als „Bandlitz“, „Cantblitz“, „Dantlitz“, „Fantlitz“.... der Teufel hole diese Ungereimtheiten!

„Nein — aber was nun? was nun?“ stöhnt er in heller Verzweiflung. „Soll ich denn gleich das erste Mal zum wortbrüchigen Schurken werden?“

Aber die Zeit fließt unterdessen, taub gegen seine Verzweiflung, unaufhaltsam dahin und rückt den Zeiger der Uhr erbarmungslos vorwärts — Kobyljnikow blickt schmerzvoll auf: nur noch 5 Minuten bis sieben.

„Nein! um nichts in der Welt gehe ich hin!“ ruft er aus und sinkt in tiefster Erschöpfung auf den Stuhl zurück. „Lieber bleibe ich hier ganz allein sitzen, lieber gehe ich ohne Abendessen schlafen, als daß ich zum Schurken werde!“

„Bandlitz!“ höhnt unterdessen eine unbarmherzige innere Stimme.

„Pfui über diese Niedertracht! Wie nur diese Dummheiten in's Gehirn kommen! Da ist weder Sinn noch Verstand!“

Kobyljnikow speit aus vor Aerger.

„Um nichts in der Welt gehe ich hin!“ wiederholt er, versinkt aber doch wieder in tiefes Sinnen.

Die Jugend beginnt ihm mit schmeichelnden Stimmen zuzureden. Vor seinen Augen erscheint der kerzendurchstrahlte Saal; in der Mitte steht der Weihnachtsbaum mit Bändern und glitzerndem Flitterwerk geschmückt, die Zweige gebogen von der Last der

lockenden Näschereien. Und dort ist auch das weiße Kleidchen und das liebliche Gesichtchen, umrahmt von dunklen Locken. Himmel! welche Anmuth in den Linien dieses Antlitzes! welche Frische, welcher Zauber in dieser eben emporknospenden Mädchenbrust! Und wie so hell und fröhlich klingt ihr glockenreines Lachen durch den Saal! Just so, wie wenn die liebe Sonne aus trüben Regenwolken hervorlugt und Alles ringsum zu freudigem Lächeln erweckt: es lächelt der Bach, der kurz zuvor noch seine schlammigen Fluthen träge dahinwälzte; es lächelt die nahe Wiese, welche eben noch ihren Blüthenteppich vor den Regen- und Kälteschauern des finstern Unwetters verbergen mußte; [redacted] lächelt selbst der Staatsrath Poplawkow, der zwanzig Mal nach der Reihe am Kartentische ein mürrisches „Passe" hatte vernehmen lassen. Ach! und nun beginnt sie gar zu tanzen! — und wie so ganz anders steht ihr das, als den Uebrigen. Man sehe, oder besser gesagt, man höre nur, wie z. B. Nastja Poplawkow oder Njuta Smuschtschinsky tanzen! „Die Rosse stampfen, die Erde dröhnt!" Sie dagegen! Unhörbar, fast unsichtbar schwebt sie über den Fußboden dahin, mit ihren schlanken Füßchen die Erde kaum berührend, gleichsam als schwänge sie sich höher und immer höher hinauf, um schließlich ganz gen Himmel zu fahren.

Aber außerdem ist auch das Abendessen nicht ohne Reiz. Schon wird der lange Tisch im hintern Zimmer gedeckt, und obgleich die Hände Andrei's, des Hausknechts, nicht ganz sauber sind, so läßt sich doch bei der guten Küche des Hauses keinen Augenblick daran zweifeln, daß sowohl frischer Stör, wie fetter gebratener Brachs und Alles, was dem Vorabende eines so hohen Festes wie Weihnachten gebührt, auf die Tafel kommen werde.

„Und nun muß ich dieses Pech haben," denkt Kobyljnikow, aber sein Entschluß ist schon matter, ohne die frühere Energie der Entsagung. Ueberhaupt erweist sich, daß die Bilder seiner Phantasie eine merkliche Erschlaffung in seinem ganzen Organismus hervorgerufen haben.

Jetzt schlägt es sieben und Kobyljnikow erhebt sich mechanisch vom Stuhl und begiebt sich zum Kleiderschrank.

„Bandlitz", „Dantlitz!" flüstert plötzlich eine feindliche Stimme und bringt ihn auf halbem Wege zum Stehen.

Eine Minute dauert noch der innere Kampf, endlich siegt die Jugend. Kobyljnikow wirft sich eilig in den Frack, blickt noch einmal auf die zwei zierlich in's Reine geschriebenen Strophen in der schwachen Hoffnung, daß sie auch in dieser unfertigen Gestalt ihren Dienst leisten könnten, aber bei sorgfältiger Prüfung wollen ihm die Verse noch weniger gefallen als zuvor. Voll Aerger wirft [redacted] sie bei Seite und läuft auf die Straße.

Draußen ist es dunkle Nacht, eine jener finsteren schauerlichen Nächte, wie sie nur in abgelegenen Provinzialstädten vorkommen, wo der Branntweinspächter noch nicht durch sanfte obrigkeitliche Maßregeln zu der Ueberzeugung geführt worden ist, daß [redacted] seine Pflicht sei, den Spiritus für die Straßenbeleuchtung zu spenden. Ein heftiger, schneidender Wind bläst durch die Straßen, den feinen Schneestaub zu förmlichen Säulen emporwirbelnd und bricht sich heulend und winselnd an den Ecken und Dächern der Häuser. Ein wahres Glück, daß Kobyljnikow nicht weiter als dreißig Schritte zu gehen hat, sonst könnte der Aermste nur gleich wieder umkehren und sich einsam in seinem Poetenstübchen an die Vollendung der verwünschten Verse machen.

„Bandlitz!“ heult der Sturm ihm plötzlich mit voller Gewalt in die Ohren.

„Pfui zum Teufel!“ brummt Kobyljnikow und watet, sich fester in seinen Mantel hüllend, mit Anstrengung durch die tiefen Schneemassen, welche der Wind auf dem Trottoir zusammengeweht hat.

Aber da glitzert bereits Licht durch den wirbelnden Schnee, zuerst schwach wie ein kleiner dunstiger Kreis, aber nach und nach wird es größer und bestimmter und die hell erleuchtetden Fenster der staatsräthlichen Wohnung bieten sich dem Auge in ihrer ganzen verführerischen Pracht dar.

Halb erstarrt und vor Kälte schauernd betritt Kobyljnikow den Flur des ersehnten Hauses und es dauert längere Zeit bis es ihm gelingt, seine vom Schnee derangirte Toilette wieder in Ordnung zu bringen.

„Ach, junger Mann, bitte treten Sie näher!“ begrüßt ihn der Hausherr Iwan Dementjitsch Lopatnikow. „Nun wie stehts?“ Haben Sie die Kapustnikowsche Sache erledigt?“

„Sie ist fertig!“ antwortet Kobyljnikow und denkt dabei: „wenn Du wüßtest, daß ich, statt an der Kapustnikowschen Acte zu arbeiten, drei volle Stunden mit Versemachen zugebracht habe.“

„Das ist recht, sonst hätte der neue Chef uns Beide mit Haut und Haaren aufgefressen.“

Aber während er mit dem Hausherrn spricht, weiß Kobyljnikow doch einen forschenden Blick zur Seite zu werfen und da bemerkt er zu seinem unsäglichen Entzücken, daß genau ein ebenso forschender Blick hinter dem Weihnachtsbaum hervor auf ihn gerichet ist. Er beeilt sich das Gespräch mit dem liebenswürdigen Hausherrn abzubrechen und eilt auf Flügeln der Sehnsucht dorthin, wo ihm ein Paar warmblickende Augen in kindlicher Anhänglichkeit ein aufrichtiges Willkommen entgegenstrahlen.

Lieber Leser! Ich weiß nicht, ob Du jemals in der Provinz gelebt hast, aber ich, der es sich wohl sein ließ zu Wjätka, der da florirte zu Perm, der sein Leben genoß zu Rjäsan, sich des tiefsten Seelenfriedens erfreute zu Twer, ich kann versichern, daß die Erinnerungen an den Weihnachtsbaum zu den lieblichsten und unauslöschlichsten meiner Vergangenheit gehören. Erstens weht ein so eigener friedenbringender, feiertäglicher Hauch durch die Luft und lichte freudige Gedanken werden wach bei dem Anblick der brennenden Weihnachtskerzen und dieser vollen rothwangigen Gesichter, die in munterem Geplauder und fröhlichem Gelächter ihrer Festfreude Ausdruck geben. Zweitens aber, was sind das doch für herrliche Geschöpfe, diese Kinder! Wie aufmerksam und gespannt blicken ihre klugen Aeuglein drein! und wie so gar nicht gleichen sie ihren Vätern, welche gleichfalls hier umherstehen und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo man sich an den grünen Tisch setzen kann, oder das Signal zum Angriff auf den Imbißtisch und die Flaschenbatterie gegeben wird. Der eine Vater hat sich mächtig in die Breite gelegt; sein rundes Gesicht schaut drein wie ein Schweizer Radkäse, sogar die Nase ist verschwunden, aber sieh mal an, sein Söhnchen ist schlank und bräunlich, die Aeuglein blitzen nur so, das römische Näschen ist fein wie gemeißelt. Ein anderer Vater sieht wie ein Künstler aus: er ist schwarzäugig, schlank, bleich — kurz, wie man zu sagen pflegt, ein interessanter jeune homme, aber sein Söhnchen hat Aehnlichkeit vom Gouverneur und dieser von einem

Heuschober. Und nun stehst Du da und blickst auf diese lockigen lächelnden Kinder und denkst wohl: Ist es möglich, wird Wanja wirklich dereinst Rath der Getränkeverwaltung? Wird jene flinke blitzäugige Ljäljä wirklich einstmals Frau Vice-Gouverneur? Und bei diesem Gedanken erfaßt Dich ein leichtes Grauen.

Kolla, mein Freund! laß Dein fröhliches Tanzen sein, denn Du wirst niemals Rath der Getränkeverwaltung! der Popanz kommt und treibt alle Räthe fort.

Ljäljä, mein liebes Kind! drehe Deine runden Aermchen nicht so und lege Dein Köpfchen nicht so coquett auf die rechte Seite, nicke dem Mitja Prorechin nicht so freundlich zu, denn Mitja wird niemals Vice-Gouverneur! der Popanz kommt und setzt alle Vice-Gouverneure außer Etat — wegen Entbehrlichkeit.

„Nun, haben Sie's gebracht?“ fragt unterdessen Nadjenka unseren Kobyljnikow.

„Ich ... Nadeschda Iwanowna, ich ... ich habe es begonnen, aber noch nicht beendet“ — stammelt Kobyljnikow.

„Ich aber glaube, daß Sie nur geprahlt haben und gar nicht dichten können.“

Und Nadjenka schwirrt davon wie ein Vögelchen.

„Bitte, Nadeschda Iwanowna, ich habe wirklich schon recht viel fertig geschrieben“ ruft Kobyljnikow ihr mit flehender Stimme nach.

Aber Nadjenka ist schon längst fort und zwitschert bereits unter ihren Freundinnen.

„Gieb schnell her!“ bittet Nutja Smuschtschinsky.

„Mes dames! wir wollen es im Schlafzimmer lesen“, sagt Nastja Poplawkow.

„Es giebt nichts zu lesen! es war eine leere Prahlerei! er kann gar nicht Verse machen!“ antwortet Nadjenka mit einer Stimme, der sie mit Anstrengung einen gleichgiltigen Ton zu geben sucht, die aber dennoch vor innerer Betrübniß bebt. „Mes dames, wir wollen ihn heute nicht in unserer Gesellschaft dulden.“

Unterdessen ist Kobyljnikow herangekommen.

„Nadjenka!“ ruft [illegible] mit flehender Stimme.

Nadjenka wirft das Köpfchen zurück und sieht ihn so stolz an, daß der arme Poet sich selbst ganz dumm vorkommt.

„Was sind das für Vertraulichkeiten?“ ruft sie und dazu noch so laut, daß Kobyljnikow sich scheu nach allen Seiten umblickt, denn ihm wird ernstlich bange, Papa Lopatnikow könne diesen entrüsteten Ausruf gehört haben.

Darauf stürmt die ganze junge Gesellschaft in's Nebenzimmer, den nun ganz vernichteten Kobyljnikow allein lassend.

„Ach, der Arme, wie leid er mir thut“, bemerkt Njuta Smuschtschinsky.

„Ach was, ein Prahlhans, weiter „nichts!“ erwidert kaltblütig die grausame Nadjenka.

Kobyljnikow steht da, als hätte er unvermuthet ein Sturzbad erhalten. In seiner Seele ist es finster und leer und wie zum Hohn gehen ihm unterdessen zwei schlechte dumme Verse durch den Kopf:

Gar nichts, gar nichts will mich trösten,
Gar nichts, gar nichts mich erfreu'n.

Und diese dummen Verse summen ihm wie eine zudringliche Mücke unaufhörlich in den Ohren.

„Was für ein verwünschter Abend! Zuerst jene dummen sinnlosen Reime und nun auch noch diese Albernheit!“ denkt Kobyljnikow und wird roth vor Scham.

Der Gesellschaftsabend aber nimmt unterdessen seinen Verlauf. Papa Lopatnikow hat in einem hohen Preferencespiel dem Staatsrath Poplawkow drei Unterstiche beigebracht und das Unglück des letzteren ist thatsächlich so beispiellos groß, daß alle Anwesenden, sogar die Mitspielenden, ganz gedrückt und sprachlos dasitzen, gleichsam als wollten sie durch dieses trübe Schweigen dem schwerbetroffenen, ohnehin schon unter der Bürde einer zahlreichen Familie seufzenden Unglücksmann ihr Beileid bezeugen. Poplawkow selbst sitzt da, roth wie ein Krebs, und scheint noch nicht recht fassen zu können, was ihn betroffen hat. Er vergißt sogar sich den Verlust anzuschreiben und malt mit dem Finger irgend eine unerhörte Zahl auf's Tuch. Seine Gattin, die gerade in's Spielzimmer hineinsieht, macht sofort linksum kehrt und ruft so laut, daß es die ganze Gesellschaft hören kann: „Mein alter Narr verliert natürlich wieder!“

Die Kinder lärmen und freuen sich. Mitja Porubin sucht Wassjä Satipkin klar zu machen, daß er ihm seine Portion Nüsse

abzutreten habe und begründet seine Forderung damit, daß, wer viel Näschereien ißt, mit der Zeit ganz dünne krumme Strohbeinchen bekomme. Manja Kulagin fordert ihren Bruder Sascha auf, vorzumachen, wie die Truthühner auf ihrem Hofe „Sdravje abelajem wasche Blagorodje“ rufen. Senja Porubin, ein buckliger boshafter Knabe, läuft, als ob er ahnte, was in Kobyljnikow's Seele vorgeht, auf diesen zu und zieht ihn wegen seines Verhältnisses zu Nadjenka auf, wobei [illegible] sich sogar dunkle Anspielungen auf gewisse Intimitäten erlaubt, die zwischem Nadjenka und dem Primaner Prochorow bestanden haben sollen. Der letztere hat sich in eine Ecke zurückgezogen, bohrt sich die Nase und amüsirt sich augenscheinlich vorzüglich dabei. Kobyljnikow, der den boshaften Porubin gern in's Ohr gekniffen hätte, kann seiner leider nicht habhaft werden, denn der kleine Satan windet sich ihm, nachdem er sein Gift von sich gespritzt hat, wie eine Schlange aus den Händen. —

Nadjenka flattert inzwischen im Zimmer hin und her und lacht und schwatzt absichtlich besonders laut und fröhlich, wenn sie an dem erbitterten Poeten vorüberkommt. Diesem hat Senja Porubin einen bösen Gedanken eingegeben.

„Wie soll man auch nicht fröhlich sein, wenn der heißgeliebte Prochorow zugegen ist!“ zischt er durch die Zähne als Nadjenka wieder [illegible] ihm vorüberkommt.

Nadjenka wird blutroth und macht Miene umzusinken.

„Was sagen Sie da!“ fragt sie, vor ihm stehen bleibend.

„Nichts! ich sage blos, daß es kein Wunder ist, wenn gewisse Leute vor Freude außer sich sind. Der liebe Prochorow ist hier!“ wiederholt Kobyljnikow, mit seinem Uhrschlüssel spielend.

„Ich hoffe, daß von diesem Augenblick Alles zwischen uns aus ist“, platzt Nadjenka heraus und entfernt sich augenblicklich.

„Ganz wie Sie befehlen!“ ruft ihr Kobyljnikow nach: „was will es denn auch sagen, mich zu verabschieden, wenn man den lieben Prochorow in Reserve hat!“

Die Beleidigung erbittert das arme kleine Herzchen Nadjenka's auf's tiefste, und zwar um so tiefer, als in dem Vorwurf Kobyljnikow's allerdings ein Körnchen Wahrheit steckt. In der That hat [illegible] eine kurze, aber wirklich nur ganz kurze Zeit gegeben, wo Nadjenka sich für Prochorow interessirte. Als frühreifes Kind hat sie sich schon

zeitig ihre eigenen Gedanken gemacht. Ihre kindische Phantasie hatte Prochorow mit allerlei Tugenden und Geistesgaben ausgeschmückt, die dieser gar nicht besaß. Damals hatte sie es geliebt, ihn allein bei Seite zu nehmen und ihm mit einer gewißen Wichtigkeit gesagt: „Jetzt, Prochorow, wollen wir von Ihrer Zukunft sprechen!"

Aber Prochorow hatte nur eine Passion: das Nasenbohren, und pflegte mit wirklichem Interesse nur von Näschereien zu sprechen, denn er war ein unersättlicher Vielfraß und ein leidenschaftliches Leckermaul. Die Passion Nadjenka's war bald geschwunden; sie war sogar überzeugt, daß Niemand etwas bemerkt hätte....... und nun plötzlich! Nadjenka läuft zum Weihnachtsbaum, macht sich allerlei zu schaffen und schwatzt ohne Aufhören, aber das kleine Herzchen arbeitet heftig und schwer. Mitten in einem Satze fühlt sie plötzlich, daß etwas ihre Brust beklemmt, daß etwas ihr heiß in die Augen tritt. Sie reißt sich von ihren Freundinnen los und läuft fort in die inneren Gemächer.

Kobyljnikow sieht Alles mit an, begreift aber nichts. Er sieht Nadjenka fröhlich und vergnügt und denkt nur: Es wird ihr wohl das Band von einem Schuh aufgegangen sein, da sie so schnell davonläuft. —

Aber Nadjenka hat unterdessen ihr Gesichtchen in's Kissen gedrückt und benetzt es mit heißen Thränen. Und je reichlicher die Thränen fließen um so leichter und milder erscheint die Kränkung, welche dieselben verursacht hat, um so mehr drängt sich ihr ein anderes Gefühl auf, ein Gefühl, das ihr armes Herzchen gleichzeitig mit geheimem Bangen und ganzen Strömen von Freude und Glück erfüllt.

„O Du garstiger Kobyljnikow!" ruft sie zum letzten Mal aufschluchzend. „Armer Mitenka!" wiederholte sie gleich darauf, in süßes Sinnen versinkend.

Die Lichter des Weihnachtsbaumes sind inzwischen niedergebrannt; auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich die Kinder in wüstem Durcheinander auf ihn und werfen ihn zu Boden. Es entsteht ein allgemeiner Wirrwarr; man hört Schreien, Winseln und triumphirende Ausrufe. Senja Prorubin entwickelt, trotz seiner Verkrüppelung und Schwächlichkeit, eine erstaunliche Gewandtheit;

es gelingt ihm, fast die Hälfte aller Kostbarkeiten des Baumes in seine Tasche zu prakticiren. Der Primaner Prochorow macht auch Miene, mit den Uebrigen zusammen auf's Fouragiren auszuziehen, aber es gelingt ihm auch nicht ein einziges Confectchen zu erhaschen, denn die Kinder wälzen sich um seine Beine und lassen ihn garnicht herankommen. Schließlich ergreift ihn noch die Wärterin der kleinen Poplawkow ganz ungenirt an der Hand und führt ihn aus der Kinderschaar fort, indem sie ihm die harten Worte zuruft: „Schämen solltest Du Dich, Herr! Solch ein großer, erwachsener Mensch, und will sich mit den Kindern herumbalgen! Fast hättest Du Maschenka mit Deinen Stiefeln das Händchen zerquetscht.“

Wie hätte sich Nadjenka geschämt, wenn sie Zeugin dieses Auftritts gewesen wäre.

Aber ihre Abwesenheit wird erst bemerkt, nachdem der Baum bereits geplündert ist. Papa Lopatnikow beunruhigt sich ernstlich und schickt sich schon an, sein Töchterchen aufzusuchen, als diese im Saal erscheint.

Nadjenka ist etwas blaß, aber auf die Frage des Vaters: „Hast du Kopfweh?“ antwortet sie: „Nein Papa!“ und als er weiter fragt, ob ihr Magen etwa nicht in Ordnung sei, flüstert sie, ihr erröthendes Gesichtchen an der Brust des Vaters bergend: „Aber was fällt dir ein, Papa?“.

„Was fehlt dir denn, mein Herzchen?“ fragt er weiter.

„Ach, Papa, was du auch Alles fragst!“ spricht sie und läuft davon.

Während dieses Verhörs schlägt das Herz Kobylsnikows immer unruhiger und unruhiger und plötzlich wird es ihm klar, welch einen schlechten Streich er gespielt, als er Nadjenka eine solche Niederträchtigkeit in's Gesicht schleuderte. Mit Zorn, ja mit Haß blickt [illegible] auf Senja Prorubin und sucht ihn mit einer vergoldeten Wallnuß heranzulocken; aber Senja scheint abermals zu ahnen, was in der Seele Kobylsnikows vorgeht: er rührt sich nicht von der Stelle und zeigt seinerseits auf einen großen Haufen vergoldeter Nüsse, die vor ihm liegen.

„Nun, warte mir! Wir werden schon später abrechnen“, denkt Kobylsnikow und schaut im selben Augenblick instinktiv zu Nadjenka hinüber.

Von dort blicken ihn zwei graue Augen mit derselben kindlichen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit an, mit der sie ihn bei seiner Ankunft hinter dem Weihnachtsbaum hervor begrüßten. Wie angewurzelt ruhen diese tiefen, großen Augen auf ihm, als ob sie gar nicht fähig wären, anderswo hinzublicken. Kobyljnikow überkommt es ahnungsvoll; es ist ihm, als ob das Blut aus seinem Herzen ströme und sich Tropfen für Tropfen in seine Brust ergieße und zum Zerspringen anfülle. So selig, so gehoben, so muthig fühlt er sich plötzlich.

„Nun sehen sie doch nur Nadjenka an!“ flüstert Frau Poplawkow Frau Prorubin zu, „sie kann ja die Augen von diesem Milchbart garnicht abwenden, als ob sie ihn gleich verschlingen wollte.“

„Verliebt! Anna Petrowna, verliebt wie ein Kätzchen“, antwortet Mama Porubin mit boshaftem Achselzucken.

„Ich wundre mich nur, wo dieser alte Narr seine Augen hat?“

„Warum denn nicht? Für ein Mädchen ohne Mitgift ist auch dieser eine annehmbare Partie!“

„Aber doch . . . . immerhin . . . .“

„Warum kommen Sie nicht zu mir?“ fragt unterdessen Nadjenka Kobyljnikow in jenem halbunterdrückten Flüsterton, den die Stimme unwillkürlich annimmt, wenn wir von Dingen reden, die alle unsere Lebensnerven zugleich erregen.

Kobyljnikow antwortet nicht; er kann nur seufzen.

„Warum kommen Sie nicht zu mir,“ wiederholt Nadjenka.

Er schweigt noch immer, obgleich ihm das Herz schier zerspringen will, vor Sehnsucht, sich zu erklären. Er fühlt, daß wenn er auch nur ein Wort spricht, kein Halten mehr sein wird: er wird sich Nadjenka zu Füßen werfen, er wird das liebe gute Geschöpfchen in seine Arme nehmen und [illegible] sich pressen oder aber auch in Thränen ausbrechen und laut, laut zu schluchzen beginnen.

„Warum geben Sie mir nicht die Hand?“ fährt Nadjenka fort.

„Nadjenka!“ ringt es sich endlich aus der Brust Kobyljnikows los.

„Was sprechen sie da für Dummheiten?“

„Engel!“ stöhnt Kobyljnikow.

„Und wann werde ich das versprochene Gedicht haben?“

Kobyljnikow will eben antworten; er will ihr erzählen, daß die Verse keine Fabel sind, daß das Gedicht fast ganz fertig geworden, daß er nicht nur eins, nein! zehn, zwanzig, hundert Lieder dichten will, zur Verherrlichung seiner lieben kleinen Nadjenka, als plötzlich der böse Bube Porubin Alles verdirbt.

„Bandlitz!" piept er, Kobyljnikow fast zwischen den Beinen hindurch springend.

Kobyljnikow glaubt den Bösen selbst aus dem Munde des Knaben zu hören.

„Woher weißt du das?" ruft er hinter dem Knaben herlaufend, den er nun auch wirklich erwischt. — „Nein, sage mir, woher du das weißt?"

„Mama! Mama! Kobyljnikow kneift mich!" heult Senja aus vollem Halse.

Bei diesem Schrei läßt Kobyljnikow seine Beute unwillkürlich fahren und beginnt sogar Senja den Kopf zu streicheln.

„Streichle nur, streichle nur!" zischt die junge Schlange. „Mama, er schlägt mich, weil ich ihn mit Nadjenka erwischt habe."

Es beginnt ein Verhör.

„Wollen Sie mir gütigst sagen, Dmitri Nikolajewitsch, was Ihnen das unschuldige Kind gethan hat?" inquirirt gekränkt Mama Porubin.

„Ihr Sohn hat mir eine Ungezogenheit gesagt!" erwidert ganz außer Fassung Kobyljnikow.

„Mama, ich habe ihm garnichts gesagt!" klagt seinerseits Senja unter geheucheltem Schluchzen.

„Ihr Sohn hat mir „Bandlitz" zugerufen!" fährt Kobyljnikow plötzlich heraus.

„Bandlitz? was heißt Bandlitz? und in wiefern ist dieses Wort für Sie beleidigend?"

Bei diesen Worten schüttelt Mama Porubin bedenklich den Kopf und breitet verwundert die Arme aus.

„Nun ja! Bandlitz, Cantlitz, Dantlitz, Fantlitz!" höhnt Senja boshaft und tanzt vor Kobyljnikow hin und her.

„Bitte sehen Sie selbst!" sagt Kobyljnikow.

„Ich sehe, ich sehe Alles! Schämen sollten Sie sich, junger Mann. Senja, laß den Herrn in Ruh' und wage nie mehr ein Wort mit ihm zu sprechen."

Damit segelt Frau Porubin majestätisch von dannen, Senja im Schlepptau mit sich führend, sieht sich aber unaufhörlich um, als käme die Pest hinter ihr drein.

Kobyljnikow fühlt sich sehr unbehaglich; er begreift, daß er nicht nur Nadjenka compromittirt, sondern sich auch in ihren Augen lächerlich gemacht hat. Wieviel Dummheiten hat er bereits an diesem Abend begangen? Mindestens drei: erstens hat er sich durch unsinnige Reime aus dem Concept bringen lassen und in Folge dessen sein Gedicht nicht vollendet, während es doch weit einfacher gewesen wäre einen Vers ungereimt zu lassen (das kommt sogar bei den besten Dichtern vor!); zweitens hat [redacted] Nadjenka eine große Ungezogenheit über ihr Verhältniß zu Prochorow gesagt; und drittens hat er mit dem boshaftesten Buben der Stadt angebunden, der nun wahrscheinlich in der ganzen Stadt Lärm schlagen und den ärgsten Scandal hervorrufen wird. Kobyljnikow kommt es so vor, als seien Aller Blicke auf ihn gerichtet, als drücke sich in allen Mienen strengste Mißbilligung aus, ja als würde sogar der Hausknecht Andrei sogleich den Besen ergreifen, um den Verführer fünfzehnjähriger Mädchen aus dem ehrbaren Hause auf die Straße zu kehren. Kobyljnikow überläuft es heiß und kalt; um seiner Verwirrung Herr zu werden, eilt er rasch ins Herrenzimmer.

Da sitzen die Herren an mehreren Tischen beim Kartenspiel. Der Präsident des Kameralhofs spielt mit dem Gouvernementsprocureur Whist-Grandissimo — gegen den Kameralhofsrath und den Bataillonscommandeur. Der Herr Präsident ist nicht gerade bei bester Laune; er hat zwölf Mal Pique ohne Aß und als dreizehnte Karte Coeur-Zwei. Er spielt die Pique-Zwei aus — das Aß hat sein Partner, der aber die Farbe natürlich nicht verfolgen kann.

„Ich sitze auf Capitalien!“ klagt der Herr Präsident, — „denn die sind alle frei, alle frei!“ —

Der Procureur geräth in Verlegenheit; er begreift die Situation und sucht zu errathen, was die dreizehnte Karte seines Partners sein könnte. Der Präsident sieht das und zeigt ihm, um die Situation zu klären, die Coeur-Zwei, natürlich nur in der Absicht, den Procureur zu rascherem Spiel zu veranlassen.

Dagegen kommen dem Kameralhofsrath die hohen Karten nur so zugeflogen; nie fehlt es ihm an Handkarten, nie an Unter-

stützung, aber sein Glück macht ihm keine Freude, denn er fühlt es, daß er seinen Vorgesetzten damit erbittert. Darum sucht er sich auf jede Weise zu entschuldigen. Wenn er die Karten aufnimmt, so zuckt er die Achseln, als wollte er sagen: „Immer dieses vermaledeite Glück!“ Wenn er einen Stich nimmt, so legt er die Karten nicht ruhig bei Seite, sondern schleudert sie verächtlich von sich, als wollte er sagen: „Da ist schon wieder solch ein Hundesohn von Aß!“ Aber der Präsident nimmt davon gar keine Notiz, sondern erbost sich nur noch mehr über seinen Untergebenen.

„Aus welchem Grunde decken Sie Ihr Spiel auf?“ fährt er ihn an.

Der Rath, der seinem Vorgesetzten einen Stich zuwenden will, verleugnet Farbe.

„Haben Sie kein Coeur?“ inquirirt streng der Bataillonscommandeur.

„Nein — ja doch!“ stammelt der Rath.

„Nicht einmal zu lügen versteht er,“ denkt der Präsident.

Kobyljnikow sieht den Spielenden zu und hat nur den einen Gedanken, wie er durch irgend eine Großthat diesen Abend in einer Weise beschließen könnte, daß damit die Scharte aller drei Dummheiten auf einmal ausgewetzt würde. Plötzlich wird ihm so wohlig und fröhlich zu Sinnen: er sieht ein großes erleuchtetes Zimmer, in Mitten desselben steht Nadjenka in ihrem weißen Tarlatankleidchen und neben Nadjenka steht er selbst, beide mit Champagnerpokalen in den Händen; die Gäste kommen auf sie zu, gleichfalls mit Champagnergläsern, stoßen an und gratuliren ihnen.

„Iwan Dementjitsch“ — spricht er mit bebender Stimme, indem er unter dem Banne dieser seligen Phantasiegebilde auf den Hausherrn zutritt: „gestatten Sie mir einige Worte unter vier Augen“.

Iwan Dementjitsch blickt ihn etwas verdrossen an, weil diese unerwartete Unterbrechung ihn beim Spiel stört. Als er aber bemerkt, daß Kobyljnikow am ganzen Körper zittert, wird [illegible] besorgt.

„Was ist Ihnen?“ fragt er — „Sie haben doch nicht gar die Kapustnikowsche Acte verloren?“

„Ich — bitte unter vier Augen“ wiederholt Kobyljnikow.

Iwan Dementjitsch geht mit ihm abseits.

„Nun?“ fragt er.

„Ich… ich möchte…“ stottert Kobyljnikow, dem plötzlich aller Muth entschwunden ist.

„Aber so sprechen Sie doch, mein Bester, und halten Sie mich nicht auf!“ bemerkt Iwan Dementjisch ärgerlich.

„Ich bitte um die Hand Nadeschda Iwanownas“, platzt Kobyljnikow heraus.

Iwan Dementjitsch dreht den Freier gegen das Licht und sieht ihn einen Augenblick besorgt an. Dann kehrt er sofort an den Kartentisch zurück und macht nur eine abwehrende Handbewegung, als wollte er eine Fliege von der Nase vertreiben. Kobyljnikow ist starr vor Schreck; er läßt nicht nur die Arme sinken sondern knickt auch in den Kniekehlen zusammen; es wird ihm ganz grün vor den Augen und das Zimmer dreht sich im Kreise umher. Er begreift nur das Eine: dieses war der vierte und allerdummste Streich. Plötzlich sieht er etwas vor seinen Füßen hin und her hüpfen: es ist Senja Prorubin.

„Ach, das ist der vierte!“ höhnt der böse Bube, offenbar die geheimsten Gedanken errathend, die Kobyljnikows armes Herz bedrücken.

Kobyljnikow hört es nicht einmal, er ist vernichtet, entehrt, obgleich Papa Lopatnikow gleich an den Kartentisch zurückgekehrt ist und mit der größten Seelenruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, sieben in Pique angesagt hat. Prorubin tanzt unterdessen vor dem Unglücklichen hin und her und höhnt fortwährend: „Etsch, etsch! das war der vierte.“ Kobyljnikow drückt sich vorsichtig an der Wand hin, um irgendwie unbemerkt in's Vorzimmer zu gelangen. Senja Prorubin bemerkt es und sprengt das Gerücht aus, Kobyljnikow habe Magenschmerzen. Kobyljnikow hört diese Verleumdung und bleibt stehn; er lehnt sich an die Wand und schaut kühn drein; aber vergebens, die Verleumdung hat schon ihre Wirkung gethan. Unter den jungen Mädchen hört man flüstern: „der Arme!“ Nadjenka wird roth und wendet sich ab; offenbar sind ihr vor Scham und Schmerz die Thränen nahe.

„Bandlitz“, flüstert sein verfluchtes Gedächtniß und Kobyljnikow springt, wie von einer Wespe gestochen, aus dem Zimmer fort, durch seine Flucht ein lustiges Kichern unter den jungen Mädchen hervorrufend.

Und wieder sitzt Kobylznikow in seinem einsamen Stübchen; er sitzt und weint bitterlich. Vor ihm liegt die Kapustnikowsche Acte und die Thränen fließen nur so auf's Papier; darauf steht: „Es petitionirt der Kaufmann Kapustnikow, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte, — doch seine Augen sind verschleiert und sein armes Herz will in Stücke springen.

Durch die Thränen aber und das herzbrechende Schluchzen hindurch schimmert hell das Bild des lieblichen Mädchens: er glaubt ihren frischen Athem zu spüren, den Schlag ihres kleinen Herzens zu hören.

„Mitenka", spricht sie und läßt ihr Lockenköpfchen verschämt auf seine Schulter sinken.

„Mes dames", flüstern die jungen Mädchen ringsum: „Mes dames! Kobylznikow hat Magenschmerzen."

Kobylznikow springt auf und läuft im Zimmer umher, greift sich dabei nach dem Kopf und macht alle jene Bewegungen, die einem Verzweifelten anstehen.

„Bandlitz!" ruft plötzlich das unentrinnbare Gedächtniß.

Kobylznikow beißt sich vor Ingrimm die Lippen blutig, er setzt sich wieder und nimmt abermals die Kapustnikowsche Acte vor, in der Hoffnung, darin die Erinnerungen des Abends zu ersticken.

Aber hinter der Bretterwand regen sich die Hauswirthe — Kleinbürger. Sie sind allem Anschein nach gleichfalls soeben vom Besuch heimgekehrt und im Begriff schlafen zu gehen. Man hört tiefes Athmen, man hört das Oeffnen einer Commode, man hört jenes Rascheln, welches das Auskleiden und Zubettegehen immer zu begleiten pflegt. Endlich ist Alles still.

„Bist Du eine dumme Gans oder nicht?" fragt der Hauswirth seine Gattin: „bist Du eine dumme Gans oder nicht?"

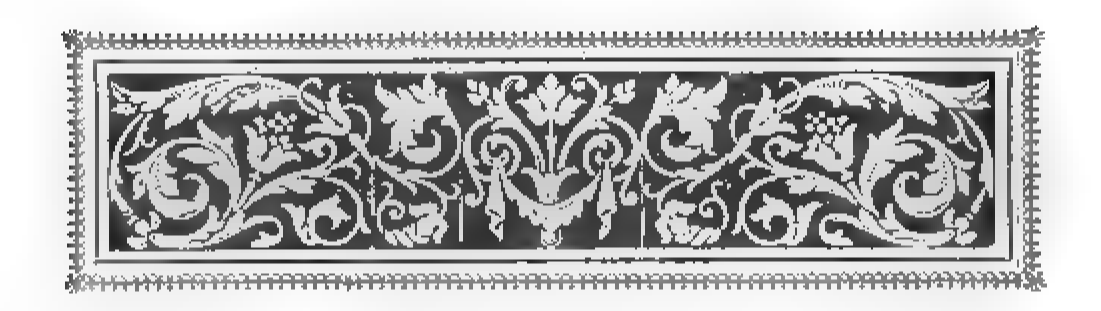
„Schlaf Dich aus, Trunkenbold; bedenke was morgen für ein Feiertag ist", ermahnt die Gattin. —

„Nein, sage mir, bist Du eine dumme Gans oder nicht?" wiederholt der Hausherr hartnäckig.

Hinter der Bretterwand hört man ein erschütterndes Gähnen. Kobylznikow nickt tiefer und tiefer und endlich sinkt sein Kopf ganz

auf die Kapustnikowsche Acte. Er träumt vom Weihnachtsbaum, er träumt, daß er mitten im erleuchteten Saal steht, aber neben ihm steht nicht Nadjenka, sondern der Kaufmann Kapustnikow und petitionirt, worin aber seine Bitte besteht, besagen folgende Punkte ....





Kunstbriefe.

V.

Grau in Grau Alles ... Aber kein vornehmes Silbergrau, wie es mancher Landschafter der Natur nach in sein Bild hineinzuzaubern weiß, namentlich in unseren Tagen der Stimmungsmalerei. Nein — ein häßliches Graugrün und schmutziges Gelbgrau. Sie nennen es hier „Winter“, fügen aber hinzu, daß Berlin auch schon andere Winter gesehen hat. Mag sein. Meine Leser aber, die die deutsche Reichshauptstadt zumeist nur in der sommerlichen Hälfte des Jahres zu besuchen pflegen, können sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, wie häßlich Berlin in solchem Winter sich ausnimmt. Und zu den schönen Städten gehörte es ja nie. Die Stellen, mit denen es sich sehen lassen kann, sind gar bald hergezählt, rascher und leichter, als all' die Mißgriffe, die bei der Ausgestaltung von Neu-Berlin während der letzten zwanzig Jahre in ästhetischer Hinsicht begangen worden sind, angefangen bei der verunglückten Wahl des Platzes für das Reichstagsgebäude und der sprichwörtlichen Häßlichkeit des in seiner Nähe stehenden „Siegesspargels“, wie ja der boshafte Berliner Volkswitz die Siegessäule abgetauft hat.

Man sehe sich nur ein Mal mit den Augen des Künstlers oder auch nur mit Schönheitssinn Begabter die Häuserzeilen und Plätze, die Brunnen und Denkmäler der Reichshauptstadt an: fast nirgends ein schöner Anblick, fast nirgends ein harmonischer

Abschluß und Gesammteindruck. Was hätte man — um nur ein Beispiel anzuführen — in Paris oder Wien aus dem Potsdamer Platz gemacht und sicher hätte man dort einem Denkmal, wie das Luthers, eine bessere Stelle anzuweisen gewußt, als hier geschehen.

Doch das ist ein Kapitel, dessen Behandlung für ein anderes Mal vorbehalten bleiben mag und ich kehre zurück zu dem, wovon ich ausging.

* * *

Grau in Grau Alles. Auch auf dem Gebiete der heurigen Winter-Kunstsaison, aus der nur das Menzelfest und die beiden dem Altmeister zu Ehren, den Nachkommen zu Nutzen veranstalteten Ausstellungen in der Akademie der Künste und in der Nationalgallerie als eine strahlende Episode hervorleuchten inmitten eines eintönigen Einerlei.

Aber doch ist das nur der Gesammteindruck, den der rückwärts Blickende gewinnt. Sieht er näher zu, besinnt er sich auf das Einzelne, so hat er seit der Zeit, wo im October die Thore des Ausstellungspalastes beim Lehrter Bahnhof geschlossen wurden, immerhin manches Sehenswerthe geschaut, Wissenswerthe kennen gelernt. Und gerade, weil die Physiognomie Berlins jetzt so gar häßlich ist, sind die kleinen Kunst-Ausstellungen, die uns unausgesetzt geboten werden, sozusagen eine wahre Wohlthat, die einigen Ersatz bietet für die mangelnde Befriedigung künstlerischer Ansprüche und Anregungen im nüchternen Straßen- und sonstigen Außenleben Berlins .....

Es fehlt hier nicht an Kunstvereinen, die in ihren Räumen, sei es zu Handels- oder zu Bildungszwecken, wiederholt oder auch fortlaufend den Winter über Ausstellungen veranstalten, wie vor Allem der „Verein Berliner Künstler“ im Architektenhause in der Wilhelmstraße. Doch nicht diese Ausstellungen sind es, die gemeinhin das Interessanteste bieten. Das finden wir vielmehr in den Kunstsalons der Firmen Ed. Schulte und Fritz Gurlitt.

Es sind die beiden bedeutendsten Kunsthandelfirmen Berlins. Das heißt, richtiger hieße es Bilderhandelfirmen, denn fast nur Bilder bekommen wir dort zu sehen, und zwar nur Originale, vornehmlich Oelgemälde und Aquarelle, seltener Stiche und Ra-

dirungen. Es erinnert Einen hier nichts an den Laden. Es sind eben wirklich Kunstsalons. Kein Verkäufer ist zu sehen, keinen Ladentisch giebts, keine „Kasse" außer der zur Lösung der Eintrittskarten. Dicke Teppiche decken den Boden; schwere Vorhänge umrahmen die Thüröffnungen; stilvolle Sessel und Divans laden zum Sitzen ein; zwischen den großen und kleinen Gemälden an den Wänden hier und da eine Statue, eine Vase; auf einem Sessel, wie zufällig, ein Bild aufgestellt; Alles in den dunkleren Nachmittagsstunden im Scheine elektrischen Lichts, deren Lampen an der Decke, aber hinter Blenden angebracht sind. Das Geschäftsbureau ist von diesen Räumen vollständig getrennt.... Sowohl bei Schulte, u. d. Linden 1, an der Ecke des Pariser Platzes, als bei Gurlitt, in der Leipziger Straße 131, zwischen dem Leipziger Platz und der Wilhelmstraße, besteht schon seit ein paar Jahrzehnten die Sitte, das ganze Jahr hindurch Ausstellungen zu veranstalten. Groß sind sie natürlich nicht, aber immerhin giebts mitunter doch 100 und mehr Nummern. Das runde Jahr hindurch werden diese Ausstellungen alle drei bis vier Wochen regelmäßig erneuert und dabei beträgt der Abonnementspreis für 12 Monate bloß 3 Rm. Ein lächerlich billiger Preis, wenn man bedenkt, wieviel man hierfür im Laufe des Jahres zu sehen bekommt. Der intime Charakter dieser Ausstellungen, wo mancher Künstler ganz anders zur Geltung zu kommen vermag, als auf den großen internationalen Bazars der sommerlichen Gesammtausstellungen in Berlin, München u. s. w., so daß der Ruhm dieses und jenes Künstlers thatsächlich von diesen Kunstsalons aus seinen Weg in die große Masse genommen hat, die günstige Lage der Ausstellungslokale, die Bequemlichkeit, die sie den Besuchern bieten — das Alles zusammen hat es bald dahin gebracht, daß es zum guten Ton gehört, sein Abonnementsbillet bei Schulte und Gurlitt zu besitzen, wie seine Loge oder seinen Logensitz in der königlichen Oper. Nachmittags vor Tisch, so zwischen 1 und 3 Uhr, wenn man die Linden hinunterschlendert, oder auf der Leipziger Straße flanirt, da tritt man dann wohl für eine halbe Stunde in die Salons ein, in Straßentoilette, die Herren auch den Hut nicht ablegend, man ist, namentlich in der ersten Woche jeder einzelnen Ausstellungsperiode, zumal in den Wintermonaten, sicher, Bekannte zu treffen. Kunst-

kritiker und Schriftsteller und Künstler, Vertreter der Welt des Vollglanzes und des Scheins, unscheinbare wahre Kunstfreunde neben Protzen, die die Mode mitmachen, reelle Käufer und verbissene Krittler, Leute, die nur sehen, andere, die sich bloß sehen lassen wollen, mitunter auch solche, die auf ungefährliche Weise sich hier ein Rendezvous geben können und, anscheinend ganz und gar in die Besprechung einer italienischen Landschaft oder eines naturalistischen Bauernknechtes vertieft, von durchaus anderen Dingen reden . . . . .

* * *

Das größere Local hat Schulte aufzuweisen; er verfügt unter Anderem sogar über einen schönen Oberlichtsaal. Aber künstlerisch höher steht wenigstens in diesem Jahre wohl der Salon Gurlitt. Man gewinnt bei Schulte den Eindruck, als ließe er sich zumeist die Werke in's Haus hineintragen, während Gurlitt mehr prüft und sichtet und — sucht. Am interessantesten sind natürlich immer die Einzelwerke ganz junger, neuauftauchender Künstler, sodann Sammelausstellungen älterer, endlich einzelne neue Werke von altberühmten Meistern, d. h. Meistern aber stets der Neuzeit, die beiden Firmen haben fast ausschließlich die moderne Kunst im Auge.

Es wäre übrigens ungerecht, wollte man Schulte's Ausstellungen dieses Winters verurtheilen. Auch er hat manchen sehr guten Griff gethan. So war [redacted] ein ebenso pietätvoller, als glücklicher Gedanke, das Andenken des liebenswürdigen jüngst verstorbenen märkischen Landschafters Bennewitz v. Löfen durch eine Sonderausstellung von Skizzen und Studien in Oel und Aquarell zu ehren. Gerade diese Ausstellung hat uns den Werth des Künstlers besser erschlossen, als all' die vielen großen Bilder, die von ihm in den letzten Jahren zu sehen gewesen sind. Auch die größeren Ausstellungen der Berliner Max Uth und Walther Leistikow, die beide in den letzten Jahren sich in der Aquarell-Technik bedeutsam entwickelt haben, beanspruchten neben dem besonderen ein allgemeines Interesse. Das Gleiche gilt von der Sammlung der Gemälde und Skizzen des Münchener Wilhelm Volz, ein Malerpoet Böcklinscher Schule, wenn man so eine Anlehnung und Empfindungsverwandtschaft bezeichnen mag, die der junge Künstler in Bezug

auf den alten Meister zeigt. Unter den „Modernen", die bei Schulte zu finden waren, seien auch die koloristisch sehr originellen Bildnisse, Acte, Stillleben des Impressionisten im Stile des Pariser Bernard, Kurt Herrmann, sowie die Landschaften Philipp Franck's genannt, ferner Fritz Burger mit seinen naturalistischen, ebenfalls durchaus von Paris beeinflußten Portaits. Dieselben Naturalisten, die unlängst noch so gern Fabrikarbeiter, Ackerknechte u. s. w. malten, namentlich wenn sie zur Klasse der „Erniedrigten und Bedrückten" gehören, um das Dostojewski'sche Wort zu gebrauchen, — jetzt suchen sie die Objekte für ihre Studien in den entgegengesetzten Kreisen und so begegnet man Männerportraits aus den Kreisen des Chic's und des Pschuett's, die das Entzücken eines jeden Modeschneiders und Gigerl's ausmachen können, denn ebenso wahrheitsgetreu, wie einst jene Hungerleider, sind jetzt diese Upperten gemalt. Ob diese Bildnisse mehr der Kunst Rechnung tragen, als jene, mag der Leser selbst entscheiden. Brillant gemalt sind die Sachen entschieden, auch die Burger'schen, und für charakteristische Typen unserer Zeit können sie ohne Zweifel ebenso gelten, wie die des Elends und des Jammers.

Noch viel Anderes, In- und Ausländisches, gab es bei Schulte zu sehen, was erwähnenswerth wäre, aber ich muß mich kurz fassen. Nur eines Landsmanns sei noch gedacht, des Professors Eduard v. Gebhardt, der einen „Christus als 12jähriger Knabe im Tempel zwischen den Schriftgelehrten" ausstellte. Der Gewohnheit gemäß versetzt uns der Maler ins deutsche Mittelalter. Der Tempel wird zur Sacristei einer christlichen Kirche, die jüdischen Schriftgelehrten werden zu gelehrten Theologen und hochweisen Kirchenältesten, die dem am Schmalende eines grünverhangenen Tisches sitzenden blonden, einem Estenknaben gleichenden Jesus gespannt oder verwundert zuhören. Links im Hintergrunde dringt Maria erregt herein, vom Schließer mühsam zurückgedrängt. Die Ausbildung der Gesichtszüge der Männer, der Ausdruck Jesu und seiner Mutter, das Dämmerlicht zwischen den dunklen holzgetäfelten Wänden der Sacristei, ihre ganze stilgerechte niederdeutsche Einrichtung, das durch die Thür hereinfluthende Licht, die Trachten u. s. w. — das ist Alles so überzeugend gemalt, wie immer bei Gebhardt, und wie immer auch hat man die Empfindung, daß er

im Detail allzu viel geben will. Jedoch — das ist Geschmackssache, wie auch seine ganze Manier, biblische Vorgänge in die Zeit der deutschen Renaissance zu verlegen....

* * *

Altbekannte Namen von bestem Klang boten uns die zierlichen Kataloge der Gurlittschen Ausstellungen. Darunter auch größere Sammelausstellungen. So gab's eine Thoma-Ausstellung, die 56 Bilder und Original-Steindrucke aus den Jahren 1866—1894 bot. Mit diesem jüngst so viel genannten Frankfurter Maler habe ich mich im ersten „Kunstbrief" schon eingehender beschäftigt und ich bemerke nur, daß diese Sammlung mich bloß in meinem damaligen Urtheil bestärkt hat. Sehr interessant waren übrigens die Steindrucke. Auch mehrere Leibl stellte Gurlitt aus, ganz vortreffliche Portraits und Genre-Kopfstudien. Dann bekamen wir dort fünf hier noch unbekannte Böcklin zu sehen, zur größten Freude all' der zahlreichen Verehrer dieses eigenartigen Farbendichters und Humoristen von genialer Unverfrorenheit, die er namentlich wieder in der „altrömischen Bachusfest-Orgie" zu Schau trug — in einer Weise, wie Jüngere es ihm nachzumachen vergeblich sich mühen. Zu ihrem Besten, denn da sie das Urwesentliche des schweizerischen Meisters, der übrigens jetzt ganz in Florenz lebt, nicht zu treffen oder nicht zu erreichen vermögen, so kehren sie wohl von dem Wege um, der Einem verständlich wird eben nur an der Hand Böcklin's selbst. Lenbach und Liebermann — Letzterer sogar mehrfach vertreten und zwar durchweg sehr gut — fehlten ebenso wenig, wie Fritz v. Uhde und Adolf Menzel, von dem einmal eine ganze Reihe schönster Handzeichnungen zu sehen waren. Von Ausländern seien namentlich der Römer Pradilla und der allbekannte englische Farbeneffektler Whistler genannt. Viel von sich reden machte die Decemberausstellung bei Gurlitt, auf der über 100 Bilder von deutschen und französischen Künstlerinnen zu sehen waren. Aus Berlin und München, aus Hamburg und Wien, aus dem Haag und Amsterdam, aus Paris und Brüssel stammten die Urheberinnen der Werke und sogar St. Petersburg war vertreten, durch die

Landschafterin P. Couriard. Dieser Kreis kunstbeflissener Damen verrieth wieder einmal, daß sie ebenso schlecht nicht bloß, sondern auch mitunter ebenso gut malen können, wie ihre männlichen Kunstgenossen und daß sie ebenso wie diese in allen Richtungen und Stilarten, vom offenherzigsten Naturalismus bis zum befremdlichsten Symbolismus, und vom pinselschwenkenden Impressionismus bis zum gewissenhaftest tüftelnden Kleinigkeitskultus, zu Hause zu sein vermögen. Nur die große, zwingend gewaltige Erfindung scheint ihnen verschlossen zu bleiben und andererseits weiß man ihren Bildern gegenüber nie so recht, wieviel Nachempfindung und Anlehnung mit im Spiele ist.

* * *

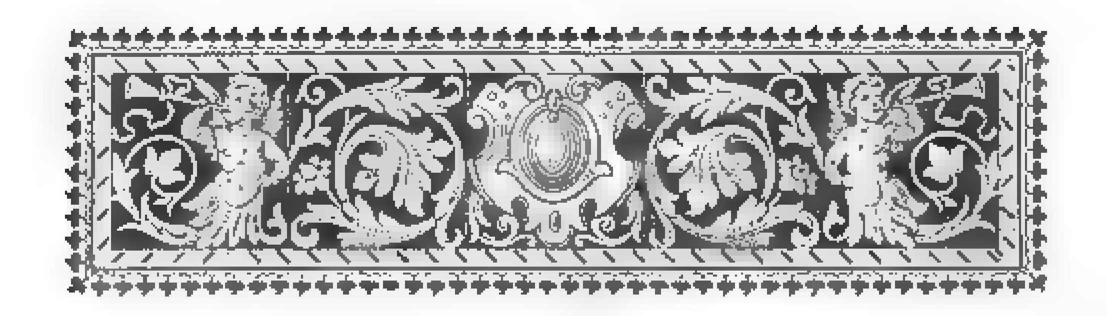
Daß all diese Ausstellungen von ihren Veranstaltern natürlich in erster Linie zu Verkaufszwecken bestimmt sind, braucht wohl nicht noch erst besonders hervorgehoben zu werden. Wohl aber, daß wirklich baar gekauft wird. Den leichtesten Absatz findet das Allgemeinverständliche, unmittelbar an Herz und Kopf sich Wendende. Steht einmal unter einer tollkühnen Phantasie, einem gewagten Versuch die Inschrift, „Verkauft“, so weiß man auch gleich, ganz ebenso wie bei den verkauften Werken erstklassiger Künstler, wie Böcklin, Leibl u. s. w., daß der Käufer ein richtiger Sammler oder aber ein Fanatiker ist — eine Beobachtung, die jeder regelmäßige Ausstellungsbesucher übrigens überall machen kann.

Wie sollte es auch anders sein .....

J. Norden.

Berlin, im Januar 1896.





Litterärische Umschau.

Eine Geschichte der Unfreiheit nach ihren verschiedenen Formen, als Sklaverei, Hörigkeit und Leibeigenschaft, und in ihren mannigfaltigen Verzweigungen bis etwa zur großen französischen Revolution wäre eines der wichtigsten Kapitel aus der Kulturgeschichte der Menschheit. Eine solche Darstellung, welche dem Ursprung der Sklaverei bei den verschiedenen Völkern nachspürte, ihre Gestaltung im Orient und dann ihre so sehr verschiedenartige Entwickelung bei Griechen und Römern behandelte, ihrem allmählichen Aufhören bei den Völkern Europas nachginge, endlich die im Mittelalter sich ausbildende neue Form der Unfreiheit, als Hörigkeit und deren Ausartung zur Leibeigenschaft, schilderte — eine solche Darstellung, umfassend und auf gründlicher Forschung beruhend, würde eine Fülle lehrreicher und anziehender Ergebnisse liefern und nach den verschiedensten Richtungen hin Licht verbreiten. Die Bedeutung der Religion für dieses ganze Gebiet würde sich dabei deutlich herausstellen und die entscheidende Einwirkung des Christenthums auf die Beseitigung der Sklaverei, obgleich es dieselbe nicht von vornherein prinzipiell bekämpfte, klar zu Tage treten. Jedenfalls ist die Aufhebung der persönlichen Unfreiheit einer der größten Fortschritte in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Die Lobredner der Gegenwart, die zugleich erbitterte Ankläger der antiken Sklaverei und noch mehr der mittelalterlichen Hörigkeit sind, sollten übrigens nicht vergessen, daß, wie die Blüthe der antiken Kultur auf dem Unter-

grunde der Sklavenarbeit beruhte, ebenso auch der glänzende Aufschwung der modernen Industrie nur durch eine neue Art von Unfreiheit möglich geworden ist; die heutigen Fabrikarbeiter befinden sich zu einem großen Theile in einer schlimmeren Lage als die athenischen Sklaven und die Hörigen des Mittelalters. Eine Geschichte der Unfreiheit nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten würde freilich, wenn sie auf sorgfältiger Forschung beruhte, das Werk eines ganzen Lebens sein und hätte viele Vorarbeiten noch erst zur Voraussetzung. An solchen fehlt es für einzelne Perioden, wie z. B. die antike Welt und einzelne Länder Europas, allerdings nicht und schon eine Zusammenstellung der bisherigen Forschungen und Resultate wäre ein dankenswerthes Unternehmen. Eine solche verheißt uns das Buch von John Kells Ingram: Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit, rechtmäßige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher.[1]) Allein schon der Umfang desselben stimmt unsere Erwartungen herab; wie ließe sich der ungeheure Stoff auf 200 Seiten kleinen Formats auch nur einigermaßen erschöpfend behandeln? Der Verfasser erklärt denn auch, er habe sein Büchlein nicht für Fachgelehrte, sondern für denkende und gebildete Laien geschrieben, versichert aber zugleich, er hoffe hinsichtlich des Thatsachenmaterials nur ganz Richtiges zu geben. Das vorausgeschickte Verzeichniß der Quellen, auf die sich Ingrams Arbeit stützt, zeigt aber große Lücken, besonders die Nichtbenutzung der zahlreichen deutschen Forschungen ist zu bedauern. Aus der deutschen Litteratur hat der Verfasser nur Böckh's Staatshaushaltung der Athener und Jugenheim's Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Europa, zwei an Bedeutung und Werth sehr verschiedene Werke, benutzt. So weit seine Quellen oder vielmehr Hülfsmittel ausreichen, hat Ingram den Stoff übersichtlich und zweckmäßig zusammengestellt. Die Geschichte der Sklaverei im Alterthum ist im Ganzen befriedigend, wenn auch manche Lücken sich finden. Dagegen ist die Entwickelung der Hörigkeit sehr dürftig, für Deutschland ganz ungenügend, da der Verfasser nicht einmal G. L. von Maurer und G. Waitz kennt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Staaten Europas wird

---

[1]) Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 2 M. 80 Pfg.

kurz, aber dem Zwecke des Buches entsprechend, dargestellt. Am belehrendsten sind die drei letzten Abschnitte, welche die Beseitigung des kolonialen Sklavenhandels, die Abschaffung der Negersklaverei und die Sklaverei im mohamedanischen Orient behandeln; das letzte Kapitel enthält aber weniger, als der Titel verspricht, — indem darin nur die Verhältnisse in Sansibar, der Türkei und Marokko erörtert werden. In einem Anhang wird dann noch kurz die Sklaverei bei den Egyptern, den alten Hebräern, den Chinesen und Indern behandelt. Als Ueberblick ist das Buch von Ingram brauchbar und dem Laien wird es, trotz der bemerkten Mängel, vieles Interessante und Belehrende bieten.

Eine vielgenannte Persönlichkeit aus der Geschichte der Reformation in Italien behandelt die Schrift Wilhem Sommerfelts Francesco Spiera, ein Unglücklicher. Aus dem Norwegischen von H. G. W. Hansen.[1]) Francesco Spiera, ein angesehener Rechtsgelehrter und Advokat in Cittadella in Oberitalien, hatte den evangelischen Glauben angenommen und wurde ein feuriger Verkündiger desselben in seiner Vaterstadt. Deswegen vor das Ketzergericht in Venedig citirt, verlor er Muth und Kraft und schwor seinen Glauben nach dem ihm vorgelegten Formular ab im Sommer des Jahres 1548. Nun aber ergriff ihn die furchtbarste Verzweiflung, er war überzeugt, die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, wüthete gegen sich selbst wie ein Rasender und erkrankte zuletzt. So verbrachte er vier Monate nach seiner Abschwörung, zuerst in Padua, dann in seiner Vaterstadt. Kein Zuspruch, keine Tröstung von Seiten der katholischen Geistlichen, seiner Freunde und Bekannten, so wie anderer von nah und fern ihn aufsuchender Personen half etwas, Spiera hatte für Alles eine Widerlegung. Unter den entsetzlichsten Seelen- und Gewissensqualen starb der Unglückliche endlich im November desselben Jahres. Der gleich nach seinem Tode veröffentlichte Bericht von Spieras Verzweiflung machte überall in Europa großen Eindruck und auch später ist sein Schicksal vielfach geschildert worden. Nachdem in unserem Jahrhundert C. L. Roth, Sixt und Rönneke eingehend über ihn gehandelt, hat

[1]) Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1 M.

der italienische Reformationshistoriker Comba neues Material zur Geschichte des merkwürdigen Mannes entdeckt und veröffentlicht. Auf seine Forschungen gründet sich Sommerfelts Schrift. Er findet die Erklärung von Spieras unerschütterlicher Verzweiflung, wir glauben mit Recht, in dessen fester Anhänglichkeit an Calvins strenge Prädestinationslehre. Die Schrift hinterläßt einen ernsten, ja erschütternden Eindruck; was sie schildert, ist eine eindringliche Warnung vor Glaubensverleugnung aus Menschenfurcht und wider die innere Ueberzeugung.

Die gewaltigen Ereignisse von 1870 und die Aufrichtung des Deutschen Reiches haben die wunderbare Reorganisation des preußischen Staates am Anfange dieses Jahrhunderts und die glorreichen Kämpfe und Siege der Befreiungskriege etwas zurückgedrängt. Aber wer sich in den Zusammenhang der Dinge vertieft, wird den Blick doch immer wieder zu jenen außerordentlichen Jahren zurückwenden, in denen der Grund zu alle dem gelegt worden ist, was sich später großartig entwickelt hat; damals ist der Baum gepflanzt worden, der später so stolz seinen Wipfel zum Himmel emporgestreckt hat. Die Größe der Männer, deren Genie und schöpferische Kraft den zertrümmerten Staat auf neuen Grundlagen wiederaufrichtete und das vernichtete Heer neugestaltete und zum Siege rüstete, wirkt auch heute noch nach. Der ideale Schwung und die glühende Vaterlandsliebe jener außerordentlichen Männer ergreifen auch heute noch Jeden, der ihnen näher tritt. Theodor Lindner sagt in seiner deutschen Geschichte sehr treffend: Unter ihnen sind Heroen ohne Fehl und Tadel, zu denen man mit ehrfürchtiger Bewunderung aufschaut; leuchtendere Vorbilder gibt es nirgends in der Geschichte. Es war doch eigentlich nur ein kleiner Kreis von Männern, von denen die ganze Bewegung, die Impulse zu Allem ausgingen, aber Jeder von ihnen war auch eine Heldenpersönlichkeit von eigenartigstem Charaktergepräge. Allmählich haben die meisten von ihnen eine würdige Darstellung gefunden. Stein's Leben hat Pertz und dann der Engländer Seeley beschrieben, Gneisenau's Heldenleben ist von Pertz und H. Delbrück geschildert worden, Scharnhorst hat endlich in Max Lehmann den berufenen Biographen gefunden und Clausewitz' Lebensdarstellung durch K. Schwartz ist zwar in Form und Auffassung wenig befriedigend, bietet aber doch

reiches Material. Jetzt wendet sich das Interesse der historischen Forschung auch den Männern zu, welche neben jenen Heroen als deren Mitarbeiter und Helfer in zweiter Reihe stehen: Carl von Grolman und Hermann von Boyen erhalten endlich auch ihre Biographen. Nur jenen Großen gegenüber stehen sie in zweiter Linie, zu andern Zeiten, bei andern Völkern wären sie Männer ersten Ranges gewesen. Mit Grolman's Leben werden wir uns später beschäftigen, für jetzt gehen wir auf Boyen's Biographie näher ein. Der Feldmarschall H. v. Boyen hat sehr eingehende Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet, die von dem Theologen Fr. Nippold in drei umfangreichen Bänden vor einigen Jahren in nicht ganz zweckmäßiger Weise herausgegeben worden sind. Diese Erinnerungen sind ein kostbares Denkmal des Heldengeistes der Befreiungskriege und durch ihre Treue und Zuverlässigkeit eine höchst werthvolle Quelle für die Geschichte jener Zeit. Aber sie reichen nur bis zum Jahre 1813 und, wie jede Selbstbiographie doch nur ein unvollkommenes Bild ihres Verfassers giebt, so ist das bei Boyen's schlichtem und verschlossenem Charakter ganz besonders der Fall. Es ist daher mit Genugthuung zu begrüßen, daß ein jüngerer Historiker, Friedrich Meinecke, auf H. von Sybel's Anregung es unternommen hat, das Leben des hochverdienten Mannes in angemessener Weise zu schildern. Zunächst liegt der erste Band des Werkes: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen von Friedrich Meinecke[1]) uns vor. Das Buch beruht nicht nur auf dem gesammten handschriftlichen Nachlaß des Feldmarschalls und anderem archivalischen Materiale und zieht außerdem alle neueren Veröffentlichungen heran, sondern es ist eine wirkliche Biographie im vollen Sinne des Wortes. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, den äußeren Lebensgang seines Helden ausführlich darzustellen, er hat sich die viel höhere Aufgabe gestellt, die innere Entwickelung von Boyen's Charakter und Persönlichkeit darzulegen, nachzuweisen, wie die geistigen Strömungen der Zeit, die Aufklärung und die Kant'sche Philosophie bildend und fördernd auf die Entfaltung seines Wesens eingewirkt

[1]) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 8 Mark.

haben. Es ist dies Meinecke in vorzüglichem Maße gelungen und das dieser Aufgabe besonders gewidmete vierte Kapitel ist einer der glänzendsten Abschnitte des Buches. Auch die Ausführungen über die allmähliche Umwandlung der militärischen Anschauungen Boyen's von der unbedingten Bewunderung des fridericianischen Heeres zur Vertretung durchgreifender Reformideen, die sich nur im Princip noch von der späteren großen Reform unterschieden, sind vortrefflich. Der Verfasser behandelt das Leben Boyen's stets im Zusammenhange mit den allgemeinen Ereignissen; darin, wie in der vertieften, weitblickenden Auffassung sehen wir ein Hauptverdienst des Buches. Mit Boyen's Theilnahme an der großen Reform des Heeres beginnt seine hervorragende Mitarbeit an der Herbeiführung der Befreiung und Erhebung des Staates. Die großen Führer der Reform werden von Meinecke kurz, aber vortrefflich charakterisirt und die wohlabgewogene, maßvolle, im Grunde aber doch nicht günstige Charakteristik Friedr. Wilhelms III. sei als sehr gelungen besonders hervorgehoben. Boyen's verdienstvolle Thätigkeit bei der Errichtung der märkischen Landwehr und bei der Organisation des Landsturms, seine ruhmreiche Mitwirkung als Generalstabschef Bülow's bei den glänzenden Siegen von Groß-Beeren und Dennewitz, sowie bei der Eroberung Hollands kommen dann zu eingehender, klar und scharf gehaltener Darstellung. Zuletzt wird Boyen's größte That, das Wehrgesetz von 1814, welches er als Kriegsminister nach den Vorarbeiten und Ideen Scharnhorst's entwarf und durchsetzte und welches, wenn auch mit mannigfachen Modificationen, die Grundlage der preußischen Armeeorganisation bis heute geblieben ist, im Zusammenhange dargelegt. Wenn wir etwas an dem Buche vermissen, so ist es die häufigere Verwendung individueller Züge, manches der Art aus den „Erinnerungen" sähe man gerne in der Darstellung des Verfassers verwendet. Höchst interessant sind die zwei Selbstcharakteristiken und Selbstkritiken Boyen's aus den Jahren 1802 und 1803, welche Meinecke mittheilt. Man kann zweifeln, ob es recht ist, solche rückhaltlose Enthüllungen des Innern, die nur für Gott und das eigene Auge bestimmt sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben; vollständig wird das nie geschehen können und auch hier sind einzelne Auslassungen nothwendig gewesen. Aber wie sie nun einmal vorliegen, machen sie einen tiefen Eindruck; nur ein hoher Sinn

und ein Charakter von unbedingter Wahrhaftigkeit können so mit dem eigenen Ich in's Gericht gehen. Jeder Anflug von Genialität fehlt Boyen's Persönlichkeit, seine stille, wenig nach Außen tretende Natur barg jedoch tiefe Leidenschaft in sich, große geistige und militärische Begabung verband sich in ihm mit eisernem Pflichtgefühl, ein ernster Rationalismus vereinigte sich bei ihm mit großer Gemüthstiefe, idealer Sinn und völlige Selbstlosigkeit geben seinem Charakter das Gepräge, und die heißeste Vaterlandsliebe, die ihm zur Religion wurde, erfüllt seine ganze Seele. Das vorzügliche, dem Buche beigegebene Portrait, welches Boyen im Alter darstellt, drückt, namentlich in den Augen, ebenso Klugheit wie Kindlichkeit aus. Möge der Schlußband des trefflichen Werkes nicht allzu lange auf sich warten lassen!

Ein wichtiger Beitrag zur neuesten Geschichte ist der fünfte Band des Werkes: Aus dem Leben von Theodor von Bernhardi, welcher den Nebentitel führt: Der Streit um die Elbherzogthümer [1]. Die hier veröffentlichten Tagebuchblätter reichen vom 1. Januar 1863 bis zum 18. Februar 1864, umfassen also nur wenig mehr als ein Jahr. Der Konflikt zwischen dem preußischen Abgeordnetenhause und der Regierung, der Aufstand in Polen und die durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark brennend gewordene Schleswig-Holsteinsche Frage sind die Hauptgegenstände, mit denen sich die Tagebuchaufzeichnungen beschäftigen. Bernhardi stand mit vielen hochstehenden und angesehenen Männern in Verbindung, er wurde mehrfach auch zur Tafel des Königs gezogen, hatte persönliche Beziehungen zum Kronprinzen und dessen Gemahlin, verkehrte mit Ministern und Diplomaten, kurz, hatte reichlich Gelegenheit vieles zu hören und zu erfahren, was den meisten andern Menschen verborgen bleibt. Es ist daher erklärlich, daß sich in dem Buche viele interessante Aufschlüsse über Personen und Zustände finden und daß manche Mittheilungen gemacht werden, die von historischem Werthe sind. Dahin rechnen wir besonders Berharndi's Unterredungen mit dem Kriegsminister von Roon, die Aeußerungen König Leopolds I. von Belgien in der langen, Bernhardi gewährten Audienz, endlich die Schilderung des Treibens am Hofe des

[1] Leipzig. S. Hirzel. 8 M.

Augustenburgers in Gotha und seiner Umgebung. Bei weitem wichtiger aber als durch die einzelnen hier berichteten Thatsachen erscheinen uns diese Tagebuchblätter als Spiegelbild der damals in den einsichtigsten und unterrichtesten Kreisen herrschenden politischen Anschauungen und Urtheile; daß diese von einem so scharfblickenden und klar urtheilenden Manne, wie Bernhardi, aufgezeichnet sind, gibt ihnen erhöhte Bedeutung. Bernhardi klagt mehrmals über die allgemeine Planlosigkeit und seine Aufzeichnungen bestätigen diese Thatsache durchaus. Aber noch eine andere Wahrnehmung drängt sich dem Leser dieses Bandes fortwährend auf: die verschiedensten Personen, nicht zum wenigsten Bernhardi selbst, suchen fortwährend auf den König, den Kronprinzen, einzelne Minister und andere deutsche Fürsten im Sinne ihrer Partei und ihrer politischen Anschauung einzuwirken, damit die Regierung zur Aenderung ihres Systems oder einzelner Maßnahmen genöthigt werde. Daß ein solches Vorgehen, eine solche Einflußübung in nicht verantwortlicher Stellung dem konstitutionellen System, dessen Anhänger und Vertreter sie als eifrige Liberale doch waren, durchaus widerspricht und wenn sie gelungen wäre, nothwendig zu einer Art von Nebenregierung hätte führen müssen, ähnlich der so viel gehaßten Camarilla unter Friedrich Wilhelm IV., nur mit entgegengesetzten Tendenzen, darüber scheint sich keiner dieser eifrigen Politiker klar geworden zu sein. Bernhardi kommt wohl mitunter eine Ahnung dieser Sachlage, so wenn er z. B. einmal meint, wenn man der Regierung ernstliche Opposition mache, müsse man sich auch bereit halten an ihre Stelle zu treten, und er hat mitunter das richtige Gefühl, daß dieses ganze Treiben und Wirken im Grunde doch zweck- und erfolglos ist, das lehrt sein Ausspruch: man vermag sehr wenig, wenn man nicht selbst in den Geschäften ist; aber er kann es doch nicht lassen gemeinsam mit seinen Freunden immer wieder zu versuchen, durch hochgestellte Personen auf den König in ihrem Sinne einzuwirken und das Ministerium zu veranlassen, nach ihren Voraussetzungen den Staat zu leiten. Besonders die auswärtige Politik möchten sie nach ihren Gesichtspunkten gehandhabt sehen und üben an deren Führung die schärfste Kritik. Es ist sehr bezeichnend, daß Bernhardi zu Bismarck nicht in der geringsten Beziehung steht, alles was er von ihm und seinen Aeußerungen

berichtet, hat er nur von Hörensagen und dennoch urtheilt er über seine Pläne und Absichten ab, als wären sie ihm völlig bekannt. Wenn der Herausgeber in seiner dunkeln Vorrede meint, Bernhardi stehe in seinen Ansichten und Urtheilen hoch über dem Durchschnittsliberalismus jener Tage, ist das nur zum Theil richtig. In einer Frage allerdings, in der er volle Sachkenntniß besaß, in der Frage der Armeereorganisation, war sein Urtheil vollkommen frei von der damaligen Parteiverblendung und hat sich glänzend bewährt. Im Uebrigen war Bernhardi ein Altliberaler und, obgleich ein entschiedener Gegner der demokratischen Fortschrittspartei, doch nicht frei von den Schwächen dieser doctrinären Politiker, wenn er auch die realen Mächte im Staatsleben besser würdigte, als die meisten seiner Gesinnungsgenossen. Gerade in den Fragen der auswärtigen Politik, über die er besonders sachverständig zu urtheilen glaubte, zeigt sich die Unzulänglichkeit des doctrinären Standpunkts am deutlichsten. Er findet, Bismarck habe ohne politisches Programm das Ministerium übernommen und tadelt fortwährend die Planlosigkeit seiner Politik, sieht ihn ganz der Kreuzzeitungspartei verfallen und meint immer wieder, Bismarck wolle Schleswig-Holstein den Dänen überlassen. Daß Bernhardi Bismarcks geniale Politik, die damals auf oft sehr verschlungenen Wegen ihr Ziel verfolgte, nicht erkannte und begriff, daraus kann ihm kein Vorwurf erwachsen. Aber daß er von einem Staatsmanne, dessen Genie er früher selbst anerkannt hat, glauben konnte, er lasse sich nur von den äußeren Umständen bestimmen und handle ganz ziel- und planlos, das ist schwerlich zu entschuldigen, noch weniger, daß er aus dieser seiner Ansicht auch fremden Staatsmännern gegenüber kein Hehl macht. Bernhardi ließ sich durch seine falsche politische Auffassung der Dinge und durch das an sich sehr ehrenwerthe Bestreben, an der Losreißung der Elbherzogthümer von Dänemark mitzuwirken, dazu bestimmen, in den Dienst des Augustenburgers zu treten, für ihn jenen durch nichts zu rechtfertigenden Brief an Napoleon III. zu schreiben und als sein Agent nach London zu gehen, wo er natürlich nichts ausrichtete, aber über die Stimmung der maßgebenden politischen Kreise gegen Preußen und Deutschland lehrreiche Erfahrungen machte. Von seiner früheren Werthschätzung der politischen Weisheit und des weitgehenden Einflusses Herzog

Ernst II. von Koburg ist er in diesen Tagebuchblättern völlig zurückgekommen; er durchschaut den theatralischen und egoistischen Charakter dieses Fürsten ganz und gar. Vergeblich hat der eitle Herzog seine politische Thätigkeit in drei schweren Bänden selbst verherrlicht; man kann die Nachwelt auf die Dauer doch nicht täuschen und die Wahrheit kommt zuletzt immer an's Licht. Es hat großen Reiz, die urkundliche Darstellung der Geschichte dieser Zeit in Sybel's Werk mit Bernhardi's Tagebuchblättern zu vergleichen und die Staatskunst Bismarck's, wie sie wirklich war, den hier ausgesprochenen verkehrten Urtheilen, schiefen Auffassungen und unbegründeten Besorgnissen gegenüber zu stellen. Es ist ein trostloses Bild der damals in allen Kreisen Preußens herrschenden Verworrenheit und politischen Unreife, welches man bei der Lektüre des vorliegenden Bandes der Aufzeichnungen Bernhardi's erhält; auch die Diplomaten von Beruf, wie Graf Bernstorff, Savigny und andere zeigen nicht viel größere Einsicht als die Uebrigen, von dem geschäftigen Herrn Geffcken, der sich nachher durch seine Gegnerschaft gegen Bismarck so bekannt gemacht, ganz abgesehen. So werden diese Aufzeichnungen wider Bernhardi's Willen zu einem glänzendem Denkmal für die überlegene staatsmännische Einsicht Bismarck's, der allein den Zusammenhang der politischen Verhältnisse Europas durchschaute und auf dem Boden der Realpolitik seine Ziele verfolgte. Reinen Genuß gewähren dem Leser Bernhardi's Reisebeobachtungen in Belgien und England, ebenso seine Kunsturtheile; man bewundert seinen scharfen Blick und seine richtige ästhetische Auffassung. Auch sonst begegnet man vielen treffenden und guten Bemerkungen in dem Buche. Manches hätte ohne Schaden für den Inhalt gekürzt werden, manche Wiederholung fortgelassen, auch wohl einzelne ausgedehnte Gespräche zusammengedrängt werden können. Wir sehen dem sechsten Bande mit Spannung entgegen. Wird in ihm sich Bernhardi das Verständniß der Staatskunst Bismarck's zu erschließen beginnen?

Von den biographischen Blättern[1]) liegt uns das vierte Heft vor, mit welchem der erste Band schließt, das dritte ist uns noch nicht zugegangen. Wir heben aus seinem mannigfaltigen

---

[1]) Berlin. Ernst Hofmann.

Inhalte die Charakteristik Rudolf von Gneist's von Joseph Redlich und die pietätvolle Würdigung H. von Sybel's durch seinen einstigen Schüler C. Varntrapp besonders hervor, an die sich E. Zetsche's Aufsatz über Gottfried Keller als Maler anreiht. Sehr interessant sind die von Th. Wiedemann mitgetheilten Briefe Leopold Ranke's aus Italien an Varnhagen von Ense von 1828—1830, die einen bedeutsamen Beitrag zu Ranke's Biographie liefern. Auch die 5 Briefe von E. M. Arndt an Karl von Kathen aus den Jahren 1844—49 liest man, wie alles, was von diesem kerndeutschen Manne kommt, mit Vergnügen. Nicht eigentlich in den Rahmen der Zeitschrift gehören zwei Briefe Karl Hillebrand's über das Lesen als Bildungsmittel; aber sie sind so inhaltreich und beachtenswerth, daß man sich ihrer Veröffentlichung freut. Wir wünschen der Zeitschrift besten Fortgang, möge der neue Jahrgang an anziehenden biographischen Aufsätzen und Mittheilungen den ersten noch übertreffen.

Schon wieder ein neues Buch über Italien! werden viele unmuthig ausrufen, wenn ihnen die Schrift von Otto Kaemmel, Italienische Eindrücke[1]) zu Gesichte kommt. Man würde aber irren, wenn man darin eine Reisebeschreibung oder eine Schilderung der Kunstwerke Italiens zu finden glaubte. Der Verfasser, Historiker seines Zeichens, hat mehrere Frühlingswochen des vorigen Jahres dazu benutzt, Italien vom Norden bis zum Süden zu durchstreifen und theilt in dem vorliegenden anspruchslosen Büchlein die Eindrücke mit, welche er von Land und Volk erhalten hat. Die geniale Auffassung und glänzende Darstellung eines Victor Hehn würde man in der Schrift vergeblich suchen, aber es ist ein wohlwollender, sachkundiger und unbefangener Beobachter, welcher daraus spricht und dessen Ausführungen wir gerne folgen. Er giebt zunächst beherzigenswerthe Winke, wie man in Italien reist und betont mit Recht, daß, um in dem schönen Lande mit Genuß und ohne Aerger zu reisen, die Kenntniß der italienischen Sprache absolut unentbehrlich ist. Das Kapitel über den Volkscharakter und das Volksleben in Italien ist eines der anziehendsten in dem Buche; der Verfasser erkennt die großen Vorzüge der Italiener durchaus an, verschweigt aber auch ihre Schwächen nicht. Auch der Abschnitt:

---

[1]) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1 M. 80 Pf.

Volkswirthschaftliches und Sociales enthält des Lehrreichen und Beachtenswerthen nicht wenig und fordert zur Vergleichung mit den deutschen Verhältnissen auf. Ueber die römische Kirche urtheilt der Verfasser mit Billigkeit und die Schattenseiten des italienischen Nationalstaats verschweigt er nicht. Wir folgen ihm gerne, wenn er uns die Eindrücke schildert, welche er von den italienischen Landschaften im Norden und im Süden erhalten hat. In dem letzten Abschnitt über die Städte als historische Denkmäler verbinden sich die Wahrnehmungen des Reisenden mit den Anschauungen des Historikers in interessantester Weise. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Beobachtung Kaemmel's, daß [redacted] in Italien fast gar keinen freien Bauernstand giebt, sondern nur Pächter und Tagelöhner und ebenso, daß das Bürgerthum der Städte sich weit hinaus auf die Dörfer erstreckt. Für denjenigen, der Italien noch nicht gesehen hat, wird Kaemmel's Büchlein eine nützliche Vorbereitungslektüre sein und dem, der das Land der Sehnsucht für alle Nordländer schon kennt, wird es viele angenehme Rückerinnerungen erwecken.

Bei der Fülle von Werken über die deutsche Litteratur muß jedes neue Buch dieser Art erst seine Existenzberechtigung erweisen. Es herrscht auf diesem Gebiet eine solche Ueberproduktion, daß man jeder neuen Erscheinung dieser Art mit berechtigtem Mißtrauen entgegentritt, zumal wenn sie den Charakter eines kurz zusammenfassenden Hand- oder Lehrbuchs trägt. Um so mehr scheint [redacted] geboten, auf ein Buch hinzuweisen, daß, obgleich es die Form einer kurzen Uebersicht hat, doch der Beachtung und Verbreitung durchaus werth ist. Es ist das Max Koch's Geschichte der deutschen Litteratur[1]). Der Verfasser, Professor an der Universität zu Breslau, hat es verstanden, die Masse der neueren Forschungsresultate in einem kleinen Raume zusammenzudrängen und giebt in einem kurzen Satze, oft nur in einem Worte, die Ergebnisse umfassender gelehrter Untersuchungen. Besonders werthvoll ist dadurch der die ältere Litteratur behandelnde Theil des Buches, aber auch für die späteren Perioden sind alle wichtigeren litterär-historischen Arbeiten verwerthet. Daß durch das Streben, möglichst viel Stoff in die einzelnen Sätze hineinzudrängen, bisweilen Schwerfälligkeit und

[1]) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geschenkausg. 3 M.

Schwerverständlichkeit entsteht, ist bei der Ausführung einer Aufgabe, wie die hier gestellte, kaum zu vermeiden. Auch in den Urtheilen über manche neuere Dichter wird man vielfach anderer Meinung sein als Koch. Am wenigsten können wir uns mit seiner überschwänglichen Bewunderung der Musikdramen Richard Wagner's, in denen er gleichsam den Gipfel und Abschluß der neueren deutschen Litteratur sieht, einverstanden erklären; wenn wir auch zugeben, daß sie weit über den andern Operntexten stehen, so können sie, rein als Werke der Poesie betrachtet, doch auf keinen hohen dichterischen Werth Anspruch machen. Zu dem modernen Naturalismus nimmt Koch eine abwartende, wenn auch nicht sehr günstige Stellung ein; hier wäre ein entschiedenes Verwerfungsurtheil am Platze gewesen. Koch's Litteraturgeschichte kann Allen, die sich mit dem gegenwärtigen Stande der Forschung bekannt machen wollen, warm empfohlen werden und auch derjenige, der mit dem Entwickelungsgange der deutschen Litteratur vertraut ist, wird das Buch nicht ohne Nutzen und Belehrung zur Hand nehmen.

Mit der neuesten Litteratur beschäftigt sich eine beachtenswerthe Schrift von Siegmar Schultze: Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte.[1] Es werden darin die Hauptrichtungen der modernen Litteratur und ihre Vertreter in Frankreich, Rußland und Skandinavien behandelt, während Deutschland einer spätern Veröffentlichung vorbehalten bleibt. In einem einleitenden Kapitel spricht sich der Verfasser über den Zustand des Geisteslebens in der Gegenwart aus und gelangt dabei zu einem trostlosen Resultat; er findet, daß die Menschheit sich in einer Periode des Niederganges befinde und dem Abgrunde der Barbarei sich nähere, daß überall Zeichen tiefer Entartung sich kundthun. Man könne sich keinen größeren Contrast denken, sagt er, als den zwischen der hoffnungsfreudigen, den höchsten Zielen zugewandten idealen Stimung der Geister am Ende des vorigen Jahrhunderts und der pessimistischen, an jedem höheren Ziele der Menschheit verzweifelnden, skeptischen und materialistischen Geistesrichtung am Ende des gegenwärtigen. Schultze sieht den Grund des geistigen

---

[1] Halle a. S. Verlag v. C. A. Kaemmerer. 1 M. 20 Pf.

Niederganges unserer Zeit im Verschwinden des Glaubens an das Gute und dessen endlichen Sieg in der Welt, an das Ewige, an Gott. Wir können diesen Ausführungen nur vollkommen beipflichten. Ebenso treffend und wahr ist, was er über das Axiom der Modernen: man müsse die Wirklichkeit darstellen, und die damit verbundene neue Aesthetik sagt, sowie was er über den völligen Gegensatz zwischen der klassischen und modernen Litteratur auseinandersetzt. In zwei weitern Abschnitten führt Schultze dann überzeugend aus, wie der philosophische Materialismus die Grundlage der modernen Litteratur ist und wie sie ganz und gar von den Lehren des Darwinismus bestimmt und beeinflußt wird. Der Mensch ist ursprünglich Thier, das ist die Grundvoraussetzung dieser Litteratur und die Reste und fortwirkenden Elemente dieser Thierheit im Wesen und Handeln des Menschen nachzuweisen und darzustellen, betrachten die naturalistischen Schriftsteller als ihre eigentliche Aufgabe. Nachdem der Verfasser hierauf die Hauptvertreter des modernen Naturalismus kurz, aber treffend, meistentheils durch ihre eigenen Aussprüche charakterisirt hat, geht er auf die Heilmittel über, welche aus ihrer eigenen Mitte gegen die fortschreitende Entartung der Menschheit in Vorschlag gebracht werden. Es ist sehr lehrreich und für das tief in dem Menschenherzen wurzelnde Bedürfniß nach einem höheren Ziel, nach einem idealen Zwecke des Daseins bezeichnend, daß sogar diese modernen Naturalisten, welche die rücksichtslose Befriedigung der Begierde, die Herrschaft des thierischen Insticts als das eigentlich Menschliche verkünden, doch genöthigt sind, für das Menschendasein irgend einen Zweck aufzusuchen. Nach Aufführung der verschiedenen von den hervorragendsten modernen Naturalisten proponirten Heilmittel zur Hebung der Menschheit geht Schultze näher auf Nietzsche's Philosophie der Geistesaristokratie ein, in der er mit Recht eine Reaction gegen die vom Naturalismus geleugnete Individualität des Menschen sieht. Er hebt die Schwächen dieser Theorie treffend hervor, urtheilt aber, unseres Erachtens, zu günstig über diese nach einer anderen Richtung ebenso wie der Naturalismus verderbliche, wahrhaft teuflische moderne Weisheit. Zum Schluß wird der Mysticismus als eine nothwendige, aber in seiner Entartung ebenfalls krankhafte Reaction gegen den Naturalismus behandelt. Dieser Abschnitt

fordert am meisten zu Bedenken und Einwendungen heraus. Das Wesen der deutschen Romantik am Anfange dieses Jahrhunderts verkennt der Verfasser vollständig; [redacted] aus Fr. Schlegel's Lucinde herzuleiten und zu erklären, ist ganz verkehrt. Auch daß die Hauptstätte der mystischen Romantik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht in Deutschland, sondern in Frankreich gewesen sei, müssen wir durchaus beanstanden. Endlich scheinen uns die satanischen Poesien von Charles Baudelaire, Rollinat und anderer neuer französischer Autoren in jede andere Rubrik eher, als in die des Mysticismus zu gehören. Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist ein ernster und wohlmeinender, aber etwas verschwommen und unbestimmt. Mit einem vagen Theismus wird man die gewaltige Macht des Materialismus und Naturalismus nicht erfolgreich bekämpfen, dazu bedarf es eines positiven, kraftvollen, gefestigten religiösen Glaubens. Die Darstellung ist oft etwas breit und weitschweifig und leidet an manchen Wiederholungen. Aber die Schrift beruht auf sorgfältigen Studien, ist lehrreich und berührt angenehm durch ihre ernste Haltung. Wir empfehlen sie angelegentlich allen, die sich noch nicht völlig von den Theorien und Lehren des modernen Naturalismus haben berücken und umstricken lassen, zu aufmerksamer Lectüre und ernstem Nachdenken.

Es ist eine wahre Erquickung, wenn man, aus der miasmatischen Stickluft des modernen Naturalismus heraustretend, wieder einem Dichter von idealer Geistesrichtung begegnet. Der hervorragendste deutsche Humorist des letzten Menschenalters, Wilhelm Raabe, hat noch lange nicht die verdiente Anerkennung und Würdigung gefunden. Er hat sich in der langen Reihe seiner dichterischen Production, deren Zahl vielleicht zu groß ist, immer ernster und immer tiefer entwickelt. Nachdem er zuerst mit kleinen, meist historischen Erzählungen, in denen ein halb schalkhafter, halb ironischer Humor oft zur Erscheinung kommt, begonnen, hat er die Räthsel des Lebens, die Irrgänge des Menschenherzens, seine Beschränktheit und Größe in immer neuen dichterischen Werken mit tiefem, oft schwermüthigem Humor geschildert. In drei Bänden gesammelter Erzählungen[1]) stellt er jetzt seine früheren

[1]) Berlin, Verlag von Otto Janke.

kleinen Arbeiten zusammen. Der uns vorliegende erste Band enthält manche wohlbekannte Stücke, die man aber gerne von Neuem liest. Wir heben davon drei als besonders anziehend und für Raabe's Darstellung in der ersten Periode seines Schaffens charakteristisch hervor: die schwarze Galeere, das letzte Recht, aus dem Leben des Schulmeisterleins Michel Haas, in welch' letzterer Novelle der Erzählerton vom Anfange des vorigen Jahrhunderts vorzüglich getroffen ist. Aber auch die übrigen Erzählungen des Bandes sind des Lesens werth. Diese kurze Hindeutung auf das Erscheinen dieser Sammlung möge die Freunde ernster poetischer Lectüre, namentlich solche, die Raabe noch nicht kennen, auf sie aufmerksam machen; die ideale Tendenz und die sittliche Reinheit sind nicht ihr geringster Vorzug.

Einen ganz andern Charakter als diese Erzählungen zeigt Raabes neuestes Werk: Die Akten des Vogelsangs.[1]) Der räthselhafte Titel bedarf der Erklärung. Der Vogelsang ist die ländliche Vorstadt einer kleinen Residenz und die Akten sind die Aufzeichnungen, welche der Oberregierungsrath Karl Krumhardt über sein gemeinsames Jugendleben mit Velten Andres und Helene Trotzendorff im Vogelsang unmittelbar nach dem Tode seines Jugendfreundes macht. Das Buch fängt eigenthümlich genug mit einem Briefe von Helene Trotzendorff an den Berichterstatter an, worin sie ihm den Tod Veltens meldet. Dann erst beginnt die Erzählung von dem Leben im Vogelsang. Die Schilderung des Zusammenlebens, der thörichten Streiche, des Streites und der Wiederversöhnung von Velten und Helene sind meisterhaft, es ist ein wahres Idyll, in das uns der Verfasser hineinversetzt. Aber auch der Uebermuth, die derbe Ausdrucksweise, die Auflehnung gegen jede Autorität bei den heranwachsenden Gymnasiasten, wie der Trotz und Eigenwille des Mädchens sind vortrefflich aufgefaßt und mit bewundrungswürdiger Kunst zum Ausdruck gebracht. Auch die Eltern der beiden Knaben, die Frau Doctorin Andres und der Obersecretär Krummhardt sind wahre Prachtgestalten; jene, eine Frau von dem liebevollsten Herzen und phantasiereichem Kopfe, allen wunderlichen Einfällen und Handlungen ihres Sohnes bereit-

---

[1]) Berlin. Verlag von Otto Janke.

williges Verständniß entgegenbringend, dieser, ein braver und wohlwollender, aber allem Phantastischen von Grund aus abgeneigter Kanzleimensch, der kein höheres Ziel kennt, als seinen Sohn studiren zu lassen und dann eine höhere Stellung in der Beamtenhierarchie einnehmen zu sehen, als es ihm, dem Unstudirten, vergönnt gewesen. Auch der alte einfache Bürger Hartleben, bei dem Helenens Mutter, eine verdrehte Deutschamerikanerin wohnt, ist eine rechte Charakterfigur, ebenso die Frau Fechtmeisterin Feucht. Der eigentliche Held des Romans aber ist Velten Andres, dessen Wesen durch di. Göthe'schen Verse bezeichnet wird: Ein leicht bewegtes Herz Ist ein elend Gut Auf der wankenden Erde. Diesen ganz eigenartigen Charakter hat Raabe mit wunderbarer Kunst dargestellt und mit fester Hand bis zu Ende durchgeführt. Von früh an sucht Velten durch Selbstironisirung sein Herz zu verdecken und zu schützen. Als der reichgewordene Vater Helenens seine Frau und Tochter nach Amerika zurückruft, da folgt er ihr später, denn die Liebe zu ihr erfüllt sein Herz. Als sie dann doch einen reichen Yankee heirathet, kehrt Velten zu seiner Mutter zurück. Er sucht durch Selbstverspottung und Ironisirung aller Empfindungen Göthes der den angeführten Versen vorausgehenden Mahnung: „sei gefühllos" nachzukommen. Er verbrennt und verschenkt nach dem Tode seiner Mutter allen ihren Nachlaß, weil er kein Eigenthum auf Erden mehr haben will. Wer aber gefühllos und ohne Eigenthum auf Erden sein will, der hat auf ihr nichts mehr zu thun, dessen Herz ist gestorben. Und so geht denn der Idealist Velten zuletzt unter, in seinen letzten Stunden von Helene Trotzendorff, die Wittwe geworden, gepflegt. Diese Helene ist die unsympathischste Gestalt im Buche. Ein schwermüthiger, oft düsterer Humor durchzieht das Werk und wirkt nicht selten tief ergreifend. Die Darstellung ist etwas manirirt, Wiederholungen desselben Ausdrucks und mannigfache Umschreibungen sind dem Humor eigenthümlich. Es ist ein ernstes, tiefsinniges Buch, diese Akten des Vogelsangs, keine Lektüre für jugendliche, hoffnungsfroh in die Zukunft blickende Gemüther. Aber Menschen gereiften Geistes, die das Wesen dieser Welt in der Schule der Erfahrung kennen gelernt haben, werden es mit theilnehmendem Verständniß lesen und nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth aus der Hand legen. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Kroker, E., Geschichte der griechischen Litteratur. I. Band: die Poesie. (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Berbeck, O., Der erste Beste. Die Neuenhofer Klucke. Maria Neander. Drei Erzählungen. (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Scharling, Henrik, Junge Helden. Uffe Hjälms und Palle Löwes Thaten. Aus dem Dänischen von P. J. Willatzen. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger).

Geustchen, O. F., Pfarrhaussegen. Eine Dichtung. (Berlin, A. Duncker).

Kirchner, Lic. Dr. Fr., Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. (Heidelberg, Gg. Weiß).

Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausg. von A. Jürgensohn. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger).

Hörschelmann, F. F. Prof., Andreas Knopken, der Reformator Rigas. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Georg Böhme).



Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

März 1896.



Das Recht der Lords von Kingsale*).

Ballade von L. v. Schröder.

Johann de Courcy, ein Ritter werth,
Gar treu er war seinem Herrn,
Kein Andrer schwang so gewaltig das Schwert,
Kein Andrer schwang es so gern.

„Dem König Richard gehört mein Arm,
Dem Löwenherzen mein Blut!"
Für König Richard der Feinde Schwarm
Zersprengte er lustig und gut.

Doch als König Richard sank dahin
Und Herr ward König Johann,
Der schlug in Banden mit argem Sinn
König Richards treuesten Mann.

„Meinen Bruder Richard du liebtest sehr,
Mit ihm nur wolltest du ziehn!
Laß müßig feiern nun Schwert und Speer,
Im Thurm nun traure um ihn!"

Zu Pferd, du thörichter König Johann,
Jetzt halte den Franken Stand!
Zu streiten rücken sie dräuend heran
Um das schöne Normannenland.

„Meinen besten Ritter send' ich Dir —"
Der Franken König entbeut —
„Stell Deinen besten, sie kämpfen hier,
Entschieden sei es noch heut!"

---

*) An dieses berühmte Recht, das sich seit vielen Jahrhunderten schon in der Familie der Kingsales fortgeerbt hat, wurden wir vor einigen Monaten erinnert, als die Kunde vom Tode eines Lord Kingsale durch alle Zeitungen ging.

Johann, du thörichter König Johann,
Wie heiß die Reu' Dir erwacht!
Du hast Deinen besten Rittersmann
Geworfen in Kerkers Nacht.

Der König pocht an des Kerkers Thor:
„Mich reuet, was ich gethan!
Du guter Ritter, tritt eilig hervor,
Zu fechten für uns auf dem Plan!“

Johann de Courcy, ein Ritter gut,
Das Wort er schweigend gewährt,
Er setzt auf's Haupt sich den Eisenhut,
Er schwingt sich gerüstet aufs Pferd.

Er wirft den fränkischen Rittersmann
Gewaltigen Schwungs in den Sand:
„Für Dich, mein König, ich hier gewann
Das schöne Normannenland!“

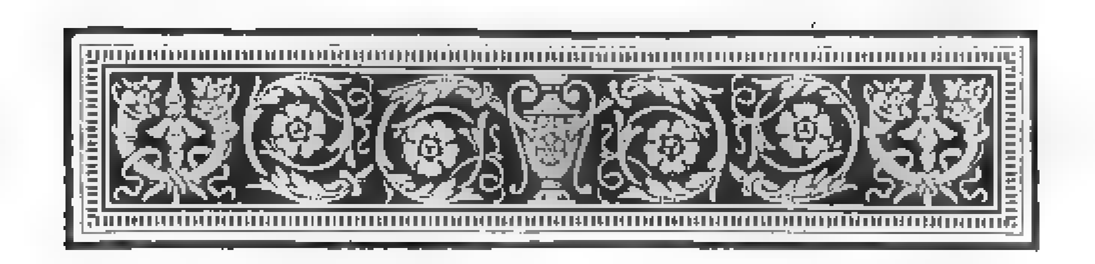
„Nimm, edler Ritter, nimm Dank und Lohn
Und fordre, was Dir gefällt!
Was bieten ich kann von Englands Thron,
Es sei Dir gewähret, Du Held!“

„So sei mir gewährt, vor Englands Herrn
Zu stehn mit bedecktem Haupt,
Und Söhnen und Enkeln in weitester Fern'
Sei nimmer das Vorrecht geraubt.“

„Nimm hin die Gnade für ewige Zeit,
Für Söhne und Enkel, nimm hin!
Sie zeuge, das herrlichste Ehrenkleid,
Von dem herrlichsten Rittersinn.“

„Und wer die Krone von England trägt,
Sei stolz auf Dich und Dein Recht,
Und laß [redacted] auch dauern unentwegt
Fortab von Geschlecht zu Geschlecht.“





Der alte Starck.

Erzählung von Alexander Freiherrn von Mengden.

I.

Ich verbrachte meine Sommerferien im elterlichen Hause in der Hafenstadt N., die zu jener Zeit noch ein idyllisches Nest war und nur wenig an den stolzen Handelsplatz gemahnte, zu dem sie sich mittlerweile ausgewachsen hat. Ich war zwanzig Jahre alt und Student.

Die Kommilitonen weilten jetzt größtentheils fern und ganz leise nur schlug das Brausen der Welt an die Thore der Jugendstadt. Eigentliche Langeweile aber verspürte ich nie. Ich ging den Hafen hinab bis an die Molen, wo an deren steinernem Fuß in der frischen Salzluft die Wogen des heimathlichen Meeres brandeten, ich jagte im Stadtwalde nach Wildtauben oder am Strande nach Möven oder auch: ich schlenderte gemächlich durch die Gassen und Gäßchen der guten Stadt, die friedlich und traulich mit ihren Mauern und Gärten aus dem Grün unzähliger Linden emporwuchs, und liebäugelte verstohlen mit dem Farbenbande an meiner Brust.

So that ich auch an jenem schönen Juninachmittage, der mich mit dem alten Starck zusammenführte. In der sonnigen Schwüle, die über der Stadt ausgebreitet lag, sah ich im spärlichen Schatten der gegenüberliegenden Häuserzeile eine kleine vornübergebeugte Gestalt die Straße abwärts eilen. Die ungleichen, ruckweisen Schritte, die fahrigen Bewegungen der kurzen Arme, das Eigenthümliche

der ganzen Erscheinung: das konnte niemand anders als der alte Starck sein.

Ich eilte hinüber und ihm nach.

Der Alte schritt rüstig aus, den Kopf zur Erde gesenkt, in der Rechten einen schweren schwarzen Knotenstock, den er bei jedem Schritte wuchtig und klappernd auf das Pflaster stieß. Wie ich näher herankam, bemerkte ich, daß der dunkele langschößige Rock, den er trug, an den Näthen glänzte und die plumpen Stiefel an seinen Füßen geflickt waren. Das war auch früher schon so gewesen.

„Herr Starck!", rief ich, „Herr Starck!"

Er hielt inne und wandte sich um, den Kopf seitwärts gekehrt, wie neugierig und erstaunt, daß ihn jemand anrede.

Ein besonderer, merkwürdiger Kopf mit einem weitläufigen, gelblich bleichen, von unzähligen Fältchen bedeckten Gesicht, aus dem unter hoher Stirn kleine, trübe Augen etwas mißtrauisch mich anblickten. Dann aber, wie ich meinen Namen nannte, leuchtete es in den Aeuglein auf, pfiffig-freundlich und wehmüthig-vergnüglich und über dem breiten Lachen, welches den borstigen Schnurrbart in die Höhe hob, verschwanden sie fast ganz unter den Falten der Lider.

„Sie, junger Herr!", stieß er mit starker, rollender Stimme hervor, welche einzelne Consonanten besonders auffällig betonte, und drückte mir herzlich die Hand: „Aus Dorpat zurück, was? und es geht gut?" Er wies schlau lächelnd auf meine bunte Mütze. „Na was frage ich! wenn man die frisch auf dem Kopfe hat, kann es einem nicht fehlen!"

Seine Aeuglein blitzten und er focht mit dem Stock aufgeregt umher.

„Wahrhaftig nicht!" wiederholte er. „Sehen Sie, junger Herr, es sind an die fünfundvierzig Jahre her und doch ist es mir, als wäre es erst gestern, wie der Fernando Osten, mein liebster Freund — Gott habe ihn selig! — auf mich zutritt und die Freude leuchtet ihm von seinem braven Gesicht und er drückt mir von hinten her ganz sachte und verstohlen etwas auf den Kopf. Nun ich merkte ja gleich, daß es der neue Deckel war. Na, und was da folgte, der Zug in die Kneipe, und die Glückwünsche der andern, und von dort ins Weiße Roß . . . ."

Der Alte hatte schnell und eifrig gesprochen, jetzt erlosch der Glanz in seinen Augen, er schwieg und fast beschämt senkte er den Blick zur Erde.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit alten Geschichten belästige," sagte er dann, mit einem eigenen, wehmüthigen Lächeln. Er reichte mir die Hand: „Ich muß gehn." Etwas wie Mitleid regte sich in mir. Ich mochte mich noch nicht von ihm trennen. Langsam gingen wir die Straßen hinab, bis wir vor einem unansehnlichen Hause, dessen Thür zwei uralte Linden beschatteten, stehen blieben. Ich kannte es wohl, denn im Erdgeschoß lag die Törnersche Conditorei, in der ich zuweilen vorsprach. „Hier wohne ich", sagte mein Begleiter und deutete mit dem Knotenstock zum zweiten Stockwerk hinauf, wo am Giebel ein bescheidenes Fensterchen sichtbar war.

Wir klommen die dunkle Treppe empor, die nur von der Bodenluke her einen schwachen Schimmer von Licht empfing. Der Treppe gegenüber lag eine Thür. Während der alte Starck sich auf die Zehen hob, um auf dem Gesimse nach dem Schlüssel zu tasten, ertönte von innen ein lautes freudiges Gebell. „Leda", rief der Alte, und etwas Warmes, Inniges legte sich in den Ton dieses Wortes.

Wie er öffnete, sprang uns an der Schwelle eine hochbeinige gelbgefleckte Hühnerhündin stürmisch entgegen und an dem alten Starck empor, dessen Gesicht und Hände sie winselnd zu lecken suchte. „Kusch Dich, Leda, kusch Dich," wehrte dieser die Liebkosungen mit liebevoller Strenge ab, „was soll der fremde Herr von Dir denken!" Das Thier gehorchte, wandte sich mir zu und knurrte leise und mißtrauisch.

Ich schaute mich um. Ein kleines, halbleeres Gemach, das von Verwahrlosung sprach und in dem wohl nur selten ordentlich aufgeräumt wurde. Die Fenster halb erblindet, Wände und Decke, die ursprünglich weiß getüncht waren, jetzt grau und bröckelnd. In der Ecke ein schmales tannenes Bett, einige Strohstühle, ein roher Tisch, auf welchem Massen von Papier, weißer und farbiger Pappe und verschiedene Buchbinderwerkzeuge ausgebreitet lagen, daneben ein dürftiges Gestell mit Büchern und Folianten in braunen kalbsledernen Einbänden, — Ueberreste einer Familienbibliothek, wie

es schien. Das war die ganze Einrichtung. Oder doch nicht, denn über dem Bett war ein Rehfell gespannt, von welchem herab an Nägeln ein alter, aber gut gehaltener Vorderlader und daneben, sich kreuzend, ein verrosteter Schläger mit großem farbigem Korbe und eine kurze Pfeife mit angeräuchertem Kopf hingen. Die Krönung bildete eine altmodische Studentenmütze von jener breitschirmigen und massigen Form, wie sie vor fünfzig Jahren in Dorpat beliebt war. Ihr ursprüngliches Grün hatte das Alter bis zu einem lichten Gelb verwittert, und die Rundung war von unzähligen Landesvätern zerfetzt. Wie etwas Ehrwürdiges grüßte sie von ihrer Höhe in den öden unwirthlichen Raum.

Der Alte war meinen Blicken gefolgt, nun lachte er mit seinem besonderen, gutmüthigen, fast kindlichen Lachen; „Etwas öde, nicht? Doch so wie Sie's hier sehn, wohne ich schon so manches Jahr, ich mit meiner Leda. Nun, und man gewöhnt sich schließlich und dankt Gott, daß ein Unterschlupf für uns da ist.“ Er sprach nicht klagend, nicht unzufrieden oder verbittert, sondern so, als ob sich alles von selbst verstände. „Und dann,“ fuhr er fort, „auch dem Törner unten habe ich viel zu danken, er giebt mir das Zimmer hier ja halb umsonst. Ein braver Mann, Gott vergelte es ihm. Mit dem Pappen und Kleistern da,“ — er wies auf den Tisch — „käme ich nicht weit.“

„Ein wenig Grün habe ich hier auch“, begann er nach einer kleinen Pause wieder und trat an das Fenster, von dem sich ein freundlicher Ausblick auf den von Linden und Obstbäumen bestandenen Hausgarten bot. „Ich freue mich täglich dran und Nachmittags schleicht sich wohl auch ein Sonnenstrahl in meinen Winkel. Das ist ja hübsch, obwohl . . . . obwohl nur ein schwacher Ersatz für einen, für den es nichts Schöneres gab, als in Wald und Busch umherzustreifen.“ Er seufzte leise.

„Sie waren Jäger?“ fragte ich theilnehmend.

„Das wollte ich meinen, Her—r—r.“ Die Stimme des Alten nahm einen energischen Klang an, der das „r“ dumpf rollen ließ. „Und ein richtiger Jäger, denke ich.“ Er deutete auf das Gewehr an der Wand. „Wo und wohinterher sind wir Beide nicht gewesen? Die Leda freilich, es ist schade um das junge Thier!

Ich jage fast garnicht mehr, es giebt so wenig zu schießen hier, und dann — man wird alt . . . . ."

Er klopfte der Hündin, deren Augen auf ihren Herrn gerichtet waren, leise und bedauernd den schönen Kopf. Es fiel mir auf, wie ungepflegt und mager das Thier war, aus dem dürren Leibe sahen die Rippen deutlich hervor. Und dann dachte ich, wie so gut die beiden, Herr und Hund, zusammenpaßten, dem Aeußern sowohl als dem Wesen und dem erstaunlichen Maaße gegenseitigen Verständnisses nach, das sie für einander an den Tag legten, ja, wie sie sich, so zu sagen, ähnlich sahen.

„Sehen Sie, die Leda hat einen Stammbaum, um den sie manches Rennpferd beneiden würde," nahm der Alte das Gespräch wieder auf, „so leicht und mühelos läßt sich ihr Ursprung verfolgen viele Generationen hindurch. Den Urgroßvater, Ponto hieß er, habe ich noch selbst in Dorpat besessen."

„Wie lange ist das her, Herr Starck?" fragte ich erstaunt.

„O, an die fünfundzwanzig Jahre."

Ich rechnete in Gedanken nach. Vor fünfundvierzig Jahren war er auf die Universität gekommen und vor fünfundzwanzig befand er sich noch immer dort. Eine hübsche Zeit. Also gegen zwanzig Jahr mußte er studirt haben.

„Und nun erzählen Sie mir etwas aus dem alten Dorpat," unterbrach mich Starck in meinem Gedankengang. In seiner Stimme lag eine sehnsüchtige, erwartungsvolle Wärme. Er zog mich auf einen Stuhl nieder und setzte sich dicht neben mich auf den anderen und zugleich letzten im Zimmer.

Gerne folgte ich seiner Aufforderung und während ich die Schleusen meiner jugendlichen Beredsamkeit öffnete, hingen die Blicke des Alten gespannt an meinen Lippen und in seinen Augen war ein eigenes Sprühn und Leuchten, wie von mühsam unterdrückter freudiger Aufregung. Nie hatte ich einen dankbareren Zuhörer gehabt. Beim Abschiede drückte er mir warm die Hand, und in seinen Augen schimmerte es feucht. „Ich danke Ihnen, ich höre so gern etwas vom alten Dorpat!"

II.

Es war nicht gerade Günstiges und Ermunterndes, was ich inzwischen über den alten Starck erfuhr, daß er trotz seiner grauen

Haare nur ein verbummelter Student, daß man nicht wisse, wovon er lebe, daß er in schlechter Gesellschaft verkehre, gern trinke und eine gänzlich isolirte Stellung einnehme. Ich mochte nicht daran glauben, es schien mir gehässig oder doch übertrieben. Und wenn die Menschen auch hie und da Recht hatten, was kümmerte es mich? Lachend übersprang ich im Gefühle meiner studentischen Souverainität die Schranken, welche man zwischen ihm und mir aufrichten wollte, und ich war seitdem ein häufiger und gern gesehener Gast in der Törnerschen Dachstube.

Gerne entsinne ich mich der stillen und gemüthlichen Stunden, die ich in der Gesellschaft des alten Starck zubrachte, und der Unterschied in unseren Jahren that der Eigenartigkeit unseres Verkehrs in meinen Augen nicht allein keinen Abbruch, sondern fügte ihm auch einen besonderen Reiz hinzu. Der Hauch eines gewissen weltfremden Behagens schien von den verräucherten Wänden der vergessenen Bodenklause auszugehen, wenn wir friedlich dort oben bei einander saßen, während Leda, die mich längst nicht mehr anknurrte, zu unseren Füßen schlief. Dann klebte und pappte der Alte an seinen Kästchen und Kartons, meine Blicke folgten den Bewegungen seiner Hände und ich überließ mich dem leichten Geplauder über irgend welche gleichgültige Dinge, in das mein Wirth nur hin und wieder kurze Bemerkungen mischte. Er war überhaupt wortkarg und zurückhaltend, der alte Starck, nur wenn die Rede auf Dorpat kam, wich sein einsilbiges Wesen einer erfreulichen Beredsamkeit, dann veränderte sich sein ganzes Wesen und mit blitzenden Aeuglein und schallender Stimme begann er von seinen eigenen Burschenjahren zu berichten, anschaulich, lebendig, oft mit dem eindringlichen Humor wehmüthiger Selbstironie. Merkwürdig nur, daß sein ganzes Fühlen, Denken und Erinnern so ausschließlich in der alten Musenstadt zu wurzeln und sich in ihr zu vereinigen schien, während er seiner persönlichen Schicksale und der Ereignisse seines eigentlichen Manneslebens kaum anders als mit einem flüchtigen Worte gedachte.

Mir war es längst kein Geheimniß mehr, in welchen Verhältnissen der alte Starck lebte, daß er oft hungerte und darbte und mit seiner Hände Arbeit kaum das Nothwendigste erübrigte. Andrerseits begann ich die Erzählungen der Leute über seinen

Lebenswandel für eitel Klatsch zu halten. Der alte Mann fristete ein völlig stilles und zurückgezogenes Dasein, er verkehrte fast mit Niemandem und trinken hatte ich ihn nie gesehn. Man that ihm Unrecht, gewiß: er war nur arm, einsam und glücklos.

Als man nun vollends von verschiedener Seite über meinen Verkehr mit dem Alten zu sticheln begann, trat ich mit Wärme für den Angegriffenen ein und fertigte die Spötter energisch ab.

So fühlte ich mich allmählich in eine Beschützerrolle hineingedrängt, die meiner jugendlichen Eitelkeit wol gefiel und zu der mich das Interesse, das ich an meinem neuen Bekannten nahm, auch zu befähigen schien. So viel in meinen Kräften stand, suchte ich es auch practisch zu bethätigen. Ich verschaffte dem alten Manne in einem befreundeten Hause einige nothdürftig besoldete Aushülfestunden, ich vermittelte mit Hülfe eines Kommilitonen, dessen Vater Kaufmann in der Stadt war, den flotteren Absatz seiner Papparbeiten und so manche Cigarre aus dem väterlichen Vorrath fand in der Törnerschen Dachstube Ziel und Zweck ihrer Bestimmung.

III.

Eines Nachmittags saßen wir wieder nach alter Art beisammen. Ein Sonnenstrahl war durch das Fenster geglitten und funkelnd auf dem alten Schläger haften geblieben, dessen Klinge er in flüssiges Silber tauchte. In der besonderen Beleuchtung erregte die Waffe meine Aufmerksamkeit. Ich nahm sie vom Nagel und betrachtete sie sorgfältig. Die rostige, nur noch schwach in den Nieten haltende Klinge aus bestem Stahl war ungemein breit und an ihrem oberen Theil mit schönen Damascirungen bedeckt, der Korb unbequem und von altmodischer Form, das Ganze auffallend schwer — eine sogenannte Plempe.

„Führten Sie zu Ihrer Zeit immer so wuchtige Waffen?“ forschte ich und ließ den leise ächzenden Schläger durch die Luft sausen.

Der alte Starck schaute von seinen Kästchen und Kartons auf und nickte zerstreut. Dann trat er schnell hinzu, nahm mir die Waffe aus der Hand, besichtigte sie, putzte an der Klinge und hing sie vorsichtig an ihren gewohnten Platz. Doch kehrte er

nicht zu seiner Arbeit zurück, mit gesenktem Haupte blieb er vor mir stehn und seine Lippen murmelten etwas. „Bald vierzig Jahre!“ vernahm ich undeutlich, „und fast hätte ich es vergessen.“ Ein Ausdruck kummervollen Vorwurfs trat auf seinem Antlitze hervor und er schüttelte den Kopf. Dann erinnerte er sich meiner und schreckte auf.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er leise, „ich werde Ihnen seltsam vorgekommen sein. Die da oben ist Fernando's Klinge, Fernando Ostens, Sie haben ja durch mich von ihm gehört. Nun, mit jener Waffe in der Hand ist er gefallen. Wer hätte das denken können: er, der beste Schläger des alten Dorpat, gegen einen täppischen Wilden! Freilich, tollkühn war der Fernando immer und an jenem Tage einfach unsinnig. Es war, als ob er die Gefahr herausforderte, wie die Katze mit der Maus spielte er mit dem Gegner. Parirte fast garnicht, fing die Hiebe mit dem Helme auf oder ließ sie durchpfeifen. Nun, und der andere — man kann ihm das nicht verübeln — wird fuchswild, auch fürchtet er für seine eigene Haut und das mit Recht. So haut er drauf los, daß die Funken stieben, einerlei wohin, immer krach! krach! krach! Und da mit einem Mal saust es herein, mit der ganzen Breite der Klinge saust es herein — und dann ein unheimliches Zischen, ein Pfeiffen, — nur mit Mühe fange ich einen zweiten wüthenden Hieb auf, denn ich natürlich sekundirte dem Fernando. Aber er hatte schon am ersten genug. Er taumelt, stürzt, wir fangen ihn auf, schleppen ihn ans Fenster auf die Bank. Der Flicker auch gleich heran und ihn untersucht. ‚Furchtbare Blutung! Lungenhieb, tödliche Abfuhr,‘ meint der Arzt, wie er die zerschnittene Ader unterbindet und den Verband anlegt, ‚schlechte Aussichten!‘ Und nun zurück mit dem sterbenden Freunde auf dem stoßenden Wagen, acht Werst zurück in die Stadt! O, die Fahrt, ich vergesse sie nie! Wie wir unser Quartier endlich erreicht haben und ihn ganz sachte, sachte die Treppe herauf tragen, da löst sich der Verband und das Blut fließt auf's Neue, stärker, stärker, im Bogen, wie eine Fontaine spritzt es heraus! Diesmal half keine Nadel und kein Lappen. Noch in der Nacht starb er in meinen Armen, mein armer Fernando, mein ....“ Er vollendete nicht, sondern trat an sein Bett und zog unter dem Kopf-

kissen ein einfaches dunkles Lederpolster hervor. „Sehn Sie, auf dieses Kissen hatten wir sein Haupt gebettet, da er verschied. Die dunkeln Flecken hier und dort sind Blutstropfen aus seiner Todeswunde. Die Zeit hat sie nicht tilgen können, ebensowenig wie der Tod unsere Freundschaft. Die Klinge da und jenes Kissen hier nahm ich aus Fernando's Hinterlassenschaft an mich. Seit Jahren ruhe ich darauf und," setzte er mit flüsterndem Tone hinzu, „ich närrischer Kerl bilde mir ein, daß der Lappen Leder die Gemeinschaft zwischen uns aufrecht erhält...."

„Sie haben viel an ihm verloren?" fragte ich, innerlich erschüttert und mit dem Gefühle, etwas recht Einfältiges, weil Selbstverständliches, gefragt zu haben.

Er hob die Augen und sah mich halb erstaunt, halb verständnißlos von der Seite an. „Verloren, viel verloren, meinen Sie? O, ja! Einen guten Theil meines Selbst, und ich habe es nie wiedergefunden."

Er brach jäh ab und begab sich mit unsicheren Schritten an seinen Tisch zurück, wo er laut und übereifrig zu hantiren begann — —

* * *

Wie ich, in Gedanken versunken, die enge dunkle Treppe niederstieg, sah ich am Eingang der Conditorei Törner stehn, der sich etwas in der Thür zu schaffen machte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann mit hellen Augen, rothen Wangen und strohblondem Schnurrbart.

„Ah, Freundschaft mit dem alten Starck geschlossen!" begrüßte er mich in seiner munteren Weise, welche Worte und Sätze knapp und lärmend hervorstieß. „Habe Sie oft nach oben gehen sehn. Sich amüsirt mit dem närrischen Kauz, was? Ihr Gaudium gehabt mit dem alten Knaben?"

Es ärgerte mich. „Ich wüßte nicht, was Ihnen das Recht giebt, in diesem Tone über Herrn Starck zu reden," brauste ich auf.

Törner schien etwas verdutzt, ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen.

„O, nichts krumm nehmen," meinte er freundlich, „nicht ungemüthlich werden. Werden mir doch erlauben, nach meinem alten Miether zu fragen oder was man so Miether nennt, ha ha!

Hat jetzt freilich seine solide Zeit, wird dann traurig und das steckt an. Sollten ihn aber sehn, wenn der Rosenfeld da ist und ihm auf die Beine hilft," und er machte die Bewegung des Trinkens.

Ich sah mir den Mann genauer an. Aus seinen offenen Augen sprach unverkennbares Wohlwollen und ich hatte Beweise, daß er es mit dem alten Einsiedler oben gut meinte. Zugleich fiel mir ein, was man in der Stadt über Starck redete und daß der reichgewordene Tischlermeister und jetzige Möbelfabrikant Rosenfeld grade nicht zur besten Gesellschaft zählte. Ein höchst unangenehmes Gefühl überkam mich und ich empfand die Neigung zu widersprechen.

„Das kann nicht sein," entgegnete ich, „ich weiß genau, Herr Starck trinkt nicht. Es sei denn," fügte ich etwas unsicher hinzu, „daß man besondere Künste anwendet, um ...."

Törner lachte grade heraus. „Künste! Der kommt immer freiwillig. Abwarten. Na, adieu!" und mit munterem Gruß verschwand er in der zur Conditorei führenden Thür.

IV.

Einige Tage später fand ich den alten Starck am Arbeitstisch, wie er roth und erregt mit einem groben Bleistift auf der rauhen Platte rechnete. Bei meinen Eintritt sprang er auf und zeigte mir ein aufgeräumtes, ja strahlendes Gesicht. Der borstige Schnurrbart war kühn in die Höhe gestrichen, die Lippen schmunzelten und in der Haltung der kleinen Gestalt lag etwas Freies und Frisches, wie ich es bisher an ihr noch nicht wahrgenommen hatte.

„Ein Glückstag!" begrüßte er mich mit festem Handschlage und jenes kindliche Lächeln, das mich immer rührte, flog über die verrunzelten Züge. „Denken Sie Sich, ich bin heute ein reicher Mann." Er deutete auf die Brusttasche. „Baare dreißig Rubel stecken drin, viel gutes schönes Geld. Der Schmehmann auf dem Markt hat mir für die Kästchen und Kartons sehr gute Preise gezahlt; es sei große Nachfrage," meinte er. „Und dann ist auch das Monatshonorar für die griechischen Stunden eingeflossen, alles an einem Tage!"

Er stürmte im Zimmer hin und her, blieb dann vor mir stehn und blinzelte mich listig an. „Da habe ich nun gerechnet und gerechnet, wie ich das viele Geld am besten eintheile. Ich habe Schulden. Da ist der Törner unten, der auf Miethe und Kostgeld wartet; nun mit dem mache ich es später ab, — und Schuhster und Wäscherin und noch mancher andere." Er sprach geschäftig und athemlos, als wäre ihm ein unerwartetes Glück widerfahren und er wisse sich nun damit noch nicht abzufinden. Dann griff er hastig nach Mütze und Knotenstock. „Sie verzeihn, doch ich muß gleich bezahlen gehn. Das nimmt Zeit und seine Schulden kann man nie früh genug los werden. Ja, ja, Leda," sprach er auf den Hund ein, der klugen Auges zu ihm emporsah, „natürlich fällt heute auch für uns was ab, wollen uns einen guten Tag machen. Komm nur, komm, mein Thier."

Mit fast jugendlicher Gelenkigkeit eilte er die Treppe hinab. Draußen verabschiedeten wir uns und theilnahmvoll schaute ich ihm nach. Das Haupt fast kühn erhoben, mit klirrendem Knotenstock und weitausgreifendem Schritte, die treue Leda an der Seite, ging der kleine Mann dahin, wie ein Feldherr, der in einen siegreichen Kampf schreitet. Wie viel Kindliches und Naives, wie viel Ehrliches und Zuverlässiges lag in diesem Wesen! Wieder war ich geneigt, Törner und den anderen nicht zu glauben — —

V.

Die Ferien gingen ihrem Ende entgegen. Von einem Ausfluge zu Verwandten zurückgekehrt, gedachte ich nur meinen Koffer zu packen oder vielmehr von sorglichen Mutterhänden packen zu lassen und wiederum dem Quell der Wissenschaft zuzueilen, den ich bisher nur ganz aus der Ferne hatte sprudeln hören. Ich stattete meine Abschiedsbesuche ab und vergaß natürlich meinen alten Freund und Schützling nicht. Es befremdete mich, daß ich ihn nicht zu Hause fand, obwohl er um die Mittagsstunde sonst nicht auszugehen pflegte.

Am Abend besuchte mich der Kommilitone, mit dem ich die Reise nach Dorpat antreten wollte und wir kamen überein, bei Törner eine Partie Billard zu spielen. Das Billardzimmer lag links vom Buffet, an das sich ein paar Speise- und Leseräume

schlossen. Von dort her erscholl bei unserem Eintritt durch die halboffene Thür lautes Gelächter, Gläserklang und wirres Durcheinanderreden. Es ging dort offenbar hoch her. Törner, der seine Gäste immer selbst bediente, lief mit Gläsern, Flaschen und Tellern ab und zu.

Während wir unsere Partie spielten, schien drüben die Fröhlichkeit zu wachsen. Eine Vermuthung stieg plötzlich in mir auf. Ich fragte Törner, der am Buffet Grog bereitete, nach der lustigen Gesellschaft.

Törner schmunzelte unter seinem gelben Schnurrbart. „Der Rosenfeld und seine Bande,“ sagte er vergnügt und in einem Tone, als ob sich das von selbst verstände. „Da geht es immer fidel zu.“ Er goß Cognac in die dampfenden Gläser und meinte mit einem launigen Seitenblick: „So treiben sie's schon seit vorgestern. Mein alter Miether ist einer der Lustigsten.“

Ich schaute ihn ungläubig an.

„Warum sollte er nicht!“ meinte Törner pfiffig. „Sagte ich's Ihnen nicht?“ Er horchte auf und legte den Finger auf die Lippen. „Hören Sie nur, da erzählt er eben eine Geschichte.“

Vom Buffet aus ließ sich, da die Thür grade geöffnet war, die im Nebenzimmer versammelte Gesellschaft deutlich überschaun. Ich traute meinen Augen kaum. In der hell erleuchteten Stube an dem mit zahlreichen Flaschen und Gläsern besetzten Tische, saß der alte Starck, die Arme aufgestützt, die Beine bequem von sich gestreckt, eine Cigarre im Mundwinkel, inmitten einer ihm eifrig lauschenden und lärmend zuschauenden Runde und seine tiefe rollende Stimme tönte vernehmbar zu mir herüber.

„Also wie ich Ihnen sagte, Her . . r . . rn. Ich sitze da in meiner Kneipe. Vornehm sah ich nie aus . . . .“

„Nicht zu bescheiden, Starckchen,“ mahnte sein Nebenmann, ihm vertraulich mit der fetten, beringten Hand auf die Schulter klopfend. Ich erkannte Rosenfeld. Sein rothes gedunsenes Schlummergesicht erglänzte wie der Vollmond und unter der goldenen Brille hervor, die ihm ein grotesk-gelehrtes Ansehn verlieh, sahn ein paar kleine, verschwommene Augen gutmüthig verschmitzt in die Welt.

„Nicht unterbrechen,“ schrie ein anderer.

„Stille, Herren," kommandirte Starck. „Also ich sitze da und es treten drei Fremde ein. Die Fremden wollen mich provociren. „Höre," fragt der eine und guckt mich an, „bist Du ein Schneider?" „Nein," sagte ich ruhig. Darauf der Zweite: „Bist Du ein Schuster?" „Nein." Nun kommt der Dritte: „Bist Du ein Schlachter?" Da springe ich auf. „Ja," sage ich, „ich bin ein Schlachter und verstehe Ochsen jeder Art vor den Kopf zu hauen."

Brüllender Beifall erscholl ringsum. „Bravo! gut gegeben! da capo!" Rosenfeld schob ihm gemächlich ein großes Glas Cognacgrog zu. „Prosit, Ihr Witz soll leben, alter Junge." Der Alte liebäugelte mit dem Getränk, ehe er das Glas an die Lippen setzte und mit gewaltigem Zuge zur Hälfte leerte.

„Starck, noch eine Geschichte!" mahnte Rosenfeld.

Der Angeredete warf den Kopf herum, aber langsam, fast verächtlich, und wie er nun um sich schaute, schien er sich auf die Gesellschaft zu besinnen. „Ich mag nicht," knurrte er.

„Machen sie keine Geschichten," drängte Rosenfeld zärtlich, was trinken wir unterdessen?"

„Ich stimme für Rothwein," schlug der Nachbar zur Linken vor, ein dürrer junger Mann mit spärlichem Kinnbart und schreiend buntem Slips, offenbar ein Advokatenschreiber.

„Rothwein, ja natürlich," rollte Starck, der die Regung von vorhin überwunden hatte und nun ganz im alten Fahrwasser schwamm. „Rothwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben! Her damit!" Er kippte leicht mit dem Kopf vornüber, richtete sich aber sofort wieder empor.

„Törner, eine Flasche!" bestellte Rosenfeld.

„Schmeckt gut und ist frei," warf der Schreiber gegen Starck gewandt ein.

Der Alte maß den Vorwitzigen mit einem kurzen und unwilligen Blick und setzte sich in Positur: „Seht Herren ...."

„Ruhe!" rief der Möbelfabrikant in den Lärm hinein, „es kommt."

„Da hatte ich mich also mit einem veruneinigt. Schickt der mir eine Forderung, einen dummen Jungen wie man's nennt. Nun, der die Botschaft auszurichten hat, tritt sehr aufgeblasen

und anmaßend auf mich zu und sagt zu mir so von oben herab: „Höre, der und der schickt dir einen dummen Jungen.“ Da kneife ich die Augen zusammen, lege die Hand über die Stirn — seht so — fixire ihn und sage ganz ruhig: „Ich sehe ihn.“ Der Erzähler starrte mit nicht mißzuverstehender Beziehung dem Schreiber in's Gesicht.

Wieder erhob sich lautes Gelächter. Nur der Schreiber stimmte nicht mit ein, er war blaß geworden und musterte seinen Nachbar mit tückischem Blick. „Was haben sie damit sagen wollen?“ fragte er plötzlich und erhob sich drohend. Der alte Starck erwiderte nichts; in sich zusammengesunken, mit geschlossenen Augen, saß er auf dem Stuhle da. Er schien völlig berauscht.

In demselben Augenblick wechselte ich mit dem Kommilitonen, der bereits durch mich von dem alten Starck erfahren, ein Zeichen des Einverständnisses und gleichzeitig überschritten wir die Schwelle des von Weindunst und Tabacksdampf erfüllten Zimmers. Drinnen wurde es bei unserem Eintritt plötzlich still; überrascht schauten die Zecher empor. Auf den gerötheten Gesichtern malte sich Unwillen über die Störung, Ausrufe wurden laut, im Hintergrunde schlug jemand mit seinem Glase dröhnend auf den Tisch und der Schreiber trat auf mich zu und fragte frech: „Was wünschen Sie hier?“

Ich schob ihn schweigend zur Seite und trat an Rosenfeld heran, der in diesem Kreise die meiste Autorität zu genießen schien und mich unter seiner goldenen Brille hervor überrascht, aber nicht unfreundlich musterte.

„Ich bitte der Störung wegen um Entschuldigung,“ sagte ich höflich, aber bestimmt, „doch werden Sie zweifellos mit mir einer Meinung sein, daß mein Bekannter,“ — ich deutete auf den alten Starck — dringend der Ruhe bedarf und nicht mehr in eine Gesellschaft gehört. Ich hatte Rosenfeld an der richtigen Stelle gefaßt. Langsam und mit einiger Mühe beugte er seinen dicken Körper zu dem Schlafenden herab und klopfte ihm sanft auf die Schulter. „Was ist Ihnen, Starckchen?“ Und als keine Antwort erfolgte: „Ja, ja, Sie haben Recht. Schade, er war heute so gut aufgelegt. Wollen ihn zu Bett schaffen, ich helfe Ihnen.“

Der Alte fuhr plötzlich auf und sah mit leerem, glasigem Blick umher. Als er mich erkannte, nahm sein Auge einen furchtsamen, fast entsetzten Ausdruck an und er lallte ein paar unverständliche Worte. Widerstandslos ließ er dann alles mit sich geschehen, als wir ihn mit Rosenfelds Unterstützung die enge Treppe empor geleiteten und unter Leda's kläglichem Gewinsel zu Bett brachten.

VI.

Es ging bereits gegen Abend als es an die Thür meines Stübchens klopfte. Auf mein Herein öffnete sich die Thür und der alte Starck erschien auf der Schwelle. Wie hatte er sich verändert! Kleiner und dürftiger als je zuvor erschien mir seine Gestalt, die Aeuglein lagen tief eingesunken in den Höhlen und trübselig hingen die grauen Strähne des Schnurbarts über die faltigen Mundwinkel. Er machte einige Schritte vorwärts und blieb dann, auf den Stock gestützt, mit bittender Miene stehn. „Ich komme von wegen gestern Abend," begann er stockend, „es ist mir leid."

Mich durchzuckte ein bitteres, fast widerwilliges Gefühl gegen den Alten, da ich des Auftritts bei Törner gedachte. Doch peinlicher noch berührte mich die demüthige Entschuldigung aus dem Munde des Greises. Ich wehrte ab.

„Nein, nein," wiederholte er bestimmt, „es ist mir leid. Und damit so etwas nicht wieder vorkommt, habe ich dem Törner gekündigt."

Die Bitterkeit in meiner Seele schwand dahin und ich empfand nur herzliches Mitleiden für den Alten. „Haben Sie eine neue Wohnung gefunden?"

„Ja, dort irgend wo zur Stadt hinaus, an der Düna. Grade genug zum unterkriechen für mich und die Leda."

Mit scharfer Kralle scharrte es draußen an der Thür. Froh, das peinliche Gespräch abbrechen zu können, sprang ich auf und öffnete. Mit einem mächtigen Satz schoß Leda herein und begrüßte, an mir vorüberstürmend, winselnd ihren vermißten Herrn.

In dem alten Starck schien etwas vorzugehen. Bald sah er zur Seite, bald auf mich und rückte unruhig auf seinem Stuhle hin un her.

„Sie reisen morgen?" fragte er endlich gepreßt.

Ich nickte.

Der Alte sah vor sich nieder, dann sagte er zögernd: „Wer weiß, ob uns noch ein Wiedersehn vergönnt ist ... Und doch ist es mein sehnlichster Wunsch, daß Sie mich richtig beurtheilen ... Wollen Sie, junger Freund, wollen Sie mir ein Stündchen schenken, damit ich ihnen erzähle, wie es mir im Leben ergangen?“

Ich erwiderte nichts, aber aus meiner Miene las er die Zustimmung.

Der Alte stützte, wie um seine Gedankem zu sammeln, den grauen Kopf in die Hände und starrte eine Minute lang vor sich hin. Dann begann er leisen Tones. — —

* * *

Ich bin hier in der Nähe geboren und aufgewachsen, als Sohn eines landischen Pastors, unter vielen Mädchen der einzige Knabe. Mein Vater war ein einfacher, strenger und frommer Mann von hohem Pflichtgefühl, und in diesem Geiste suchte er auch mich zu erziehen. Nach dem übereinstimmenden Wunsche der Eltern sollte ich in seine Fußtapfen treten, Theologie studieren und wenn möglich einst dieselbe Kanzel besteigen, von der herab er sonntäglich seine schlichten und eindringlichen Predigten hielt. —

Ich war ein geweckter Junge, eindrucksfähig und voll Phantasie, und lernte leicht. Anfangs leitete der Vater selbst meinen Unterricht, später wurde ein Hauslehrer in's Pastorat genommen und ich erhielt in dem Sohn unseres Patronats- und Majoratsherrn, Baron Osten, einen Mitschüler und Kameraden, mit dem mich, so lange er lebte, innigste Bande der Freundschaft verknüpft haben. Ferdinand, oder wie ich ihn mit seinem Spitznamen von Dorpat her zu nennen gewohnt bin, — Fernando übertraf mich, wenn auch nicht an Begabung, so doch an Ausdauer, Eifer und Fleiß. Was seine Character- und Herzenseigenschaften anging, so habe ich keinen biederern und treuern Menschen gekannt und ein Zug ritterlicher Kühnheit erhöhte noch den Reiz seines Wesens. Was war er auch äußerlich für ein schöner Junge! Blond, hoch und schlank gewachsen, mit ausdrucksvollen Zügen, ein Meister in allen Leibesübungen! Wie die Tanne den Wachholder, so überragte er mich und es war kein Wunder, daß er in Allem und Jedem auf mich, den schwächer gearteten, einen starken und wohlthätigen Einfluß ausübte der mir leider nur zu früh verloren gegangen ist.

Wir sollten beide in Dorpat studieren. Fernando ging schon ein Jahr vor mir dahin ab, während mein Vater es für gut fand, mich noch für ein Jahr auf das Gymnasium nach M. zu schicken. Dann kam die Zeit, wo auch mich die alma mater in die Schaar ihrer Jünger aufnahm.

Nun, Sie werden aus meinen früheren Mittheilungen erfahren haben, daß ich ein frischer und fröhlicher Student gewesen bin. Aus dem Zwange der Schule befreit, ging mir in Dorpat ein ungewohntes, verlockendes Leben auf. Die neuen Eindrücke und die Pflichten der Landsmannschaft nahmen mich bald ganz gefangen, das Gefühl meiner jungen akademischen Freiheit ging mir über alles und Burschenlust und Burschenleid habe ich aus vollen Zügen genossen. Ich würde das nimmermehr bedauern, wenn ich Maß zu halten und meine Zeit richtig einzutheilen verstanden hätte. So aber arbeitete ich wenig und planlos und die Kollegia sahn mich nur selten. Von völligem Müssiggange rettete mich Fernando, mit dem zusammen ich wohnte und der mir, wie einst in der Kinderzeit, stützend und helfend zur Seite stand. Von ihm hätte Niemand sagen können, daß er ein Duckmäuser war, denn wie kaum ein anderer stand er mitten im Getriebe des korporellen Lebens. Aber im Gegensatz zu mir verstand er es Arbeit und gesellschaftliche Pflichten zu vereinen und dem Studium seiner geliebten Medicin, das er, der künftige Majoratsherr, nicht als Broterwerb, sondern aus aufrichtiger Neigung erwählt, gab er sich aus voller Seele, wenn auch ohne Ueberhastung hin. Wenn er mich dann einmal gehörig ins Gebet genommen; wenn dazu ein Brief aus der Heimath eintraf, in dem mein enttäuschter Vater anfragte, wann ich denn eigentlich das Examen machen werde, — ja dann half es für die nächste Zeit. Innerlich verdrossen, während draußen die freie goldene Sonne lachte und vom grünen Dom herab laute Burschenlieder erklangen, setzte ich mich an die theologischen Bücher und absolvirte, mühsam genug und heimlich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, meine Studien und allmählich auch mein erstes Examen. Nun aber das Schwierigste vorüber war, lachte mir das Leben auf's Neue. Bis zum Schlußexamen war es noch weit, über der bunten Folge von Paukereien, Kommerssen und Konventsfragen vergaß ich nur gar zu gern die

trübseligen Streitigkeiten der alten Kirchenväter und vielleicht hätte ich mich trotz Fernando's Warnungen überhaupt nicht um die Zukunft gekümmert, wenn mir nicht der Gedanke an sie, an Hannchen gekommen wäre . . .

Ja ich hatte mich inzwischen gebunden. Die Umgebung des damaligen Dorpat bot eine hübsche Jagd und zu Zeiten wimmelte der Embach von Enten und anderen Wasservögeln. Nun, ich war schon damals ein leidenschaftlicher Nimrod und nichts Schöneres gab es für mich, wenn ich mich einmal aus dem bunten Strudel des Corpslebens seitwärts drücken und in meiner Art ausruhn wollte, als mich mit meinem treuen Hunde und das Gewehr an der Schulter in Flur und Wald zu tummeln. Im Hochsommer auf der Jungwildjagd verirrte ich mich eines schönen Tages auf einen abgelegenen Pachthof und halbverschmachtet, wie wir beide, Mann und Hund, waren, trat ich in das Haus und bat das frische blonde Mädchen, das mir im Flur begegnete, um Wasser. Sie brachte mir nicht Wasser, sondern eine Schüssel schöner süßer Milch, von der auch Ponto seinen Theil abbekam. Das behagte mir, — und sie gefiel mir überhaupt, das liebe Hannchen, in ihrer sanften, freundlichen Unbefangenheit, — so gut, daß ich den Weg zu ihr später noch einmal, und natürlich wie zufällig, zurückfand und mich allmählich öfter einstellte. Oefter, als es dem Vater Hannchens, einem alten, grämlichen pensionirten Lehrer, der sich zu seinem Bruder, dem Pächter, auf's Land zurückgezogen, lieb sein mochte, denn er verhehlte sein Mißvergnügen an dem jagenden Theologen keineswegs. Das hatte nun weiter nichts zu bedeuten, ich verlobte mich dennoch mit meinem Hannchen, freilich nur heimlich, ganz heimlich. Erst wenn ich den geistlichen Rock angezogen und die dazu gehörige Pfarre erworben, sollte ich offen als Freier hervortreten, so hatten wir's abgemacht, Hannchen und ich und die nächsten Verwandten. Nur mußte ich dem Alten schon jetzt versprechen, nach dem Schlußexamen die Flinte für immer an den Nagel zu hängen. Nein, so weit kam es nicht.

Wohl aber nahte die Zeit, wo ich im Talar auf der Kanzel der Universitätskirche meine Probepredigt über ein vorgeschriebenes Thema halten sollte. Ich hatte die Rede hübsch ausgearbeitet, nun und sie ging ja auch, wie mir sachverständige Kollegen sagten. Frei

sprechen war aber meine Sache nie gewesen, alles was an ein Examen erinnerte, machte mich kopfscheu und vor der Stunde, wo ich vor der ganzen Gemeinde meine Stimme erheben sollte, empfand ich eine Höllenangst. Da hieß es denn fleißig memoriren, um zu bestehn, denn ablesen war verboten. Aber am Abende vor dem entscheidenden Sonntage mußte es sich gerade treffen, daß ein Landsmann seinen Geburtstag feierte, an dem ich nicht fehlen durfte und der feucht genug ausfiel. Vergeblich mahnte Fernando ab, die Gesellschaft der fröhlichen Kommilitonen erschien mir gar zu verlockend. Erst als es vom Thurm der Johanniskirche drei schlug, begab ich mich mit nichts weniger als klarem Kopfe auf den Heimweg.

Am Morgen war mir gottesjämmerlich zu Muthe. Ich warf einen Blick in das Konzept meiner Predigt. Die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Bogen tanzten vor meinen Augen und ich bemerkte mit Entsetzen, daß ich von dem Inhalte nur blutwenig wußte. Draußen aber ertönte, die Hörer einladend, die Glocke der Universitätskirche in hellen, weithin schallenden Schlägen.

Mit wankenden Knieen bestieg ich die Kanzel. Die Räume der Kirche verschwammen vor meinen Augen und drunten, wo die Gemeinde saß, erschien mir alles wie eine graue, wirre Masse. Nur allmählich lernte ich sie unterscheiden; die strengen, erwartungsvollen Mienen der Professoren, die Gesichter befreundeter Landsleute und Kommilitonen, Fernando's gute, etwas besorgt blickende Augen und dort im Hintergrunde auf der Seite wo die Frauen saßen, auch Hannchens blondes Köpfchen, das mir aufmunternd zuzunicken schien. Es half doch nichts, eine furchtbare Angst ergriff mich, wie ich sie selbst im Examen nicht gekannt. Und dann begann ich zu reden. Meine Stimme klang mir wie eine fremde, vor der ich mich fürchtete. Verzweifelt hielt ich trotzdem den Hauptfaden fest, er entschwand mir nicht ganz, wenngleich auch häufig Pausen, Stockungen und Unterbrechungen eintraten und ich meine Zuflucht zum Konzept nehmen mußte. Ich bemerkte wohl, wie die Professoren unter Kopfschütteln auf ihren Sitzen ruckten und einander Blicke zuwarfen, über deren Bedeutung mir kein Zweifel blieb, wie die Miene Fernando's, der gerade vor mir im Gange stand und dessen Augen mich unausgesetzt beobachteten, einen bekümmerten Ausdruck

annahmen. Nach Hannchen wagte ich nicht zu schaun. Mit einem Gefühl, das ich Niemand gönnen will, stieg ich, als ich geendet, die Stufen der Kanzel herab und verschwand in der Sakristei.

Draußen erwartete mich Fernando. Es waren gewiß liebe, freundliche Worte, die der gute Junge mir gab, aber ich verstand sie nicht, ich entwand mich ihm und eilte fort. Es zog mich zu Hannchen. In der Tiefe der Ritterstraße, zu der ich in athemlosem Gange gelangte, sah ich einen weißen Schleier leuchten, Hannchens Schleier, und dann erkannte ich ihre schlanke Gestalt in dem anspruchslosen grauen Kleide.

Ich holte sie ein und zog sie mit verwirrter Entschuldigung von der Tante, mit der sie gerade ging, hinweg in eine stille Straße und von dort dem Dome zu. Droben war es so schön und still unter den rauschenden alten Bäumen, die ich so sehr liebte. Heute aber hatte ich keinen Sinn für ihren freundlichen Gruß, doch allmählich wurde es stiller in mir; die Einsamkeit that mir wohl und vor allem Hannchens Nähe. Erst jetzt konnte ich ein Wort finden. „Hannchen," sagte ich dumpf, ohne aufzuschauen, „Du bist soeben Zeugin meiner Niederlage gewesen; gieb mich auf, aus mir wird im Leben kein Pastor..."

Sie hatte geweint, doch tapfer drängte sie die Thränen zurück, wie sie mir nun mit sanften Worten Muth zusprach.

Es tröstete und erhob mich.

Ich offenbarte ihr meinen heimlich schon längst gehegten Plan, umzusatteln und Philologe zu werden. Ich wollte tüchtig arbeiten, spätestens in 3--4 Jahren fertig sein, um dann eine Anstellung zu suchen und die Geliebte als mein Weib heimzuführen. „Aber bis dahin ist es noch lange," schloß ich meine Ausführungen und bei dieser Aussicht sank mein eben noch gehobener Muth. „Wirst du nicht müde werden zu warten, mein Hannchen? Wirst du stark genug sein, zu mir zu halten, an mich zu glauben?"

Sie hatte mir schweigend, mit einem etwas wehmüthigen Lächeln zugehört. Jetzt blieb sie stehn und sah mich aus ihren großen, klugen Augen erregt und sinnend an. „Ich bleibe dir treu, sowahr ich dir vertraue," sprach sie mit seltsamer Betonung der letzten Worte. Erst später, als es schon zu spät war, habe ich den Sinn ihrer Antwort ganz begriffen.

Der dämmernde Laubgang, in dem wir wandelten, lag menschenstill und verlassen. Ich umfaßte Hannchen, ich dankte ihr und küßte sie innig auf den rothen, frischen Mund. --

Zu Hause erwartete mich ein Brief meiner Mutter, der mir den plötzlichen Tod des Vaters meldete und alle droben auf dem grünen Dom gesponnenen Pläne und Träume jählings vernichtete. Da mein Vater ohne Vermögen gestorben war, so war ich von nun an auf mich selbst gestellt und darauf angewiesen, mir einen Erwerb zu suchen, der das Weiterstudium ermöglichte. Unter Zustimmung Hannchens, die sich ergeben in die neue Prüfung schickte, nahm ich eine Hauslehrerstelle in der Umgebung von Dorpat an.

Ein ganzes Jahr verbrachte ich in der Ausübung des neuen Berufes. Da warf mir ein glücklicher Zufall ein kleines Stipendium in den Weg, welches mit dem bereits Erworbenen mich in den Stand setzte, das unterbrochene Studium wieder aufzunehmen. Triumphirend kehrte ich nach Dorpat zurück, doch ich jubelte zu früh. In diese Zeit fällt das unselige Duell, in welchem mein unvergeßlicher Fernando blieb. Mit dem ganzen Pomp studentischer Ehren, unter Schlägerklirren und Liederklang, trugen wir unseren geliebten Senior zu Grabe. Dann galt es, einen zweiten schmerzlichen Abschied zu nehmen — von meiner Braut. Der Vater Hannchens nämlich hatte, einer grilligen Laune nachgebend, beschlossen, nach Riga, seiner Vaterstadt, überzusiedeln, natürlich sollte Hannchen ihm folgen. Mit dem erneuten Gelöbnisse meiner Treue und mit festen Zusicherungen für die Zukunft trennte ich mich von dem theuern Mädchen, und wer es damals gewagt hätte, den Ernst meiner Absichten zu bezweifeln, der hätte einen Gang mit mir bestehn müssen auf Leben und Tod! Als aber der Reisewagen Hannchens aus der herbstlich entblätterten Allee des einsamen Pachthofes auf die Landstraße bog, als die Geliebte sich noch einmal vorbeugte und mit wehendem Taschentuche mir den Abschiedsgruß zuwinkte, da war es mir plötzlich, als sollte ich niemals wieder in ihr blühendes Antlitz, in ihre lieben, guten Augen schaun; etwas stand in mir auf, düster und feindlich, und als ich ihm in das finstere Antlitz sah, da war es die Angst vor der Zukunft, das Mißtrauen gegen mich selbst!

Es ist doch nur sehr bedingungsweise wahr, daß der Mensch sich selbst sein Schicksal schmiedet. Gewiß wäre dann, daß das Werkzeug, mit dem ausgerüstet er in die Welt tritt, doch oft gar zu leicht im Feuer des Lebens schmilzt oder schadhaft wird und viele nie die Meisterschaft erringen, sondern ewig Stümper bleiben in der Kunst des Schmiedens. Nein, ebenso richtig ist es, daß ein Jeder mit gewissen Anlagen geboren wird, die unabhängig von seinem Lebensgange und seiner Erziehung in ihm fortwirken, so lange er athmet. Mit dem Willen allein ist nichts gethan, außer bei wenigen Auserkorenen. Was aber jeder braucht, ist ein wenig Sonnenschein, ein wenig Liebe, Anhalt, Schutz in der rechten Weise, — kurz, ein wenig Glück. Ich gehörte nie zu den Willenskräftigen. Ich war immer leichtlebig, schwach und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Ich bedurfte mehr, viel mehr als die anderen eines sicheren stetigen Schutzes, eines unmittelbaren Anhaltes, um auf der richtigen Bahn zu bleiben. Das alles wurde mir jetzt so recht klar. Seit Fernando todt und Hannchen fern waren, begannen mir die wohlthätigen, treibenden Kräfte zu fehlen, die meinen Entschlüssen die rechte Ausführung und meinem Herzen Muth und Zuversicht verliehn hatten. Von Hannchen kamen ja Briefe genug, liebe und gute Briefe, die ich so gern las und denen ich so gern glaubte. Doch die stummen Zeichen genügten nicht, mir den lebenswarmen Hauch ihrer Persönlichkeit, ihren freundlichen Blick, ihr lebendiges Wort zu ersetzen, sie stählten mich nicht gegen die Versuchungen und Lockungen des mich umrauschenden Lebens. —

So geschah es, das ich mich umsonst abmühte und es doch zu nichts Rechtem brachte. Bald fehlte es bei mir an diesem, bald an jenem — Vorwände sind ja leicht zu finden, — was mir aber wirklich mangelte, war die rechte, thatkräftige Strebenslust und wo sollte ich sie herzaubern, da sie nicht in mir selbst wohnte? Wohl quälte mich zuweilen das Bewußtsein eines Unrechtes, das ich gegen mich, noch mehr aber gegen Hannchen beging, indem ich das ihr gegebene Wort nicht einlöste, in der nächsten Stunde aber verschluckte ich diese Bedenken mit billigen Selbstvertröstungen und belog, wenn auch absichtslos, ebenso mich, wie ich das Vertrauen der Geliebten täuschte.

Darüber verrannen nutzlos Semester und Jahre und ich wurde ein alter Student. —

Zuletzt kam es, wie es kommen mußte. Hannchen schrieb mir ab. Sie könne mir nicht mehr vertrauen und bitte, sie ihres Treuwortes zu entbinden; auch habe sie schon anders über sich beschlossen. Der Brief vernichtete mich, aber er zeigte mir klar, was ich zu thun hatte. Meine Reue war ohnmächtig, meine Liebe rechtlos geworden. Ich durfte Hannchen nicht mehr an mein Dasein fesseln, seitdem ich selbst fühlte, daß ich ihrer unwerth geworden. Und so sandte ich ihr noch an demselben Tage Ring und Wort zurück. Sie hat das bessere Theil erwählt, denn noch kürzlich erfuhr ich, daß sie in glücklicher Ehe lebt.

Bisher hatte ich noch ein Ziel vor Augen. Jetzt büßte ich jede Lust am Streben und den letzten Rest jenes gesunden Ehrgeizes ein, welcher der Vater alles Tüchtigen und aller Thaten ist. Ich studierte nicht eigentlich und nahm auch am Burschenleben keinen wirklichen Antheil mehr, ich lebte so für mich hin, — ich bummelte — und das ist das Gefährlichste. Ohne bösen Willen, aber auch ohne Kraft, mir Rechenschaft über mich selbst abzulegen, schritt ich auf der geneigten Bahn fort. Mit der Zeit aber fand ich mich in mein Leben, es genügte meinem erlahmenden Willen, meiner erschlaffenden Energie. Nach außen hin vereinsamte ich und verkehrte nur noch mit ganz Wenigen. Standen doch meine Zeitgenossen schon längst in Amt und Würden, und die meine Schüler gewesen, sah ich nun als Studenten und Korpsbrüder wieder. Es entging mir nicht, daß die jungen Leute über mich die Achseln zuckten und den ergrauten Kommilitonen mit schlechtverhehltem Spott betrachteten, wenn nicht gar offen gegen mich sich etwas herausnahmen, wofür ich in meiner Lage kein geeignetes Mittel der Ahndung fand. Ich war gegen zwanzig Jahre in Dorpat Student gewesen, als ich mich streichen ließ. Trotzdem blieb ich dort wohnen. An die Stadt fesselten mich nicht bloß rein materielle Gründe, die Regelung alter Verbindlichkeiten, sondern — was soll ich's leugnen? — ich liebte das alte Nest, in dem ich jeden Winkel kannte und in welches die Gewohnheit mich so fest eingesponnen, daß ich ein Grauen empfand vor der übrigen, mir so gänzlich unbekannten Welt. Nach der Heimath zog mich nichts mehr, seit auch meine

Mutter todt war. Wovon ich unterdessen lebte? Nun, kümmerlich genug von Stundengeben und Kopiren, und lange hätte es nicht so vorgehalten. Da wurde mir durch Vermittelung eines ehemaligen Kommilitonen eine Unterförsterstelle auf einem Privatgute in Kurland angeboten. Ich sagte sofort zu: was hatte ich in meiner Lage zu wählen und zu mäkeln? Außerdem behagte mir mein künftiges Amt, gab es mir doch Gelegenheit, meiner Jagdleidenschaft ausgiebig zu fröhnen.

Und so verließ ich Dorpat auf Nimmerwiedersehn. —

Die Herrlichkeit meiner neuen Stellung dauerte nicht allzulange, ich vertauschte sie gegen den grade vakant gewordenen Posten eines Kommissairen auf einer einsamen Strandstation nahe der Grenze. Dort habe ich lange Jahre gelebt, wenn man unter Leben versteht, daß man erwacht, ißt, trinkt, sich niederlegt und einen einförmigen Dienst versieht, ohne Anregung, ohne echte Freude und rechtes Leid, ohne von Welt und Menschen etwas zu hören. Mit dem Wogenschlage des Meeres, den der scharfe Ostwind zum Stationshause herübertrug, rauschten im öden Einerlei Monate und Jahre an mir vorüber und die hohen Kiefern, welche mein Dach umschatteten, sangen stets dasselbe melancholische Lied. Ich kam mir vor wie ein Verbannter, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, und doch sollte mir ein kleines Ereigniß, das grade diesem Lebensabschnitte zugehört, beweisen, wie sehr ich noch mit der Welt zusammenhing und wie Unrecht ich hatte, mit meinem Pessimismus gegen mich selbst und gegen die Menschen.

Zu jener Zeit wurde, namentlich im Frühjahr und Herbst, wenn die Nächte kalt, lang und dunkel waren, an beiden Seiten der Grenze ein lebhafter Schmuggelhandel betrieben. Die Seele dieser gesetzwidrigen Unternehmungen bildeten gewöhnlich Juden und unter diesen ragte der rothe Schlom besonders hervor. Ein Jeder kannte, ein Jeder bezeichnete ihn als Schmuggler und doch war ihm nichts anzuhaben. Seine Schlauheit und Geriebenheit war allen Nachstellungen gewachsen.

Wie ich eines Tages an meinem Tische Eintragungen in das Postbuch mache, that sich leise die Thür auf. Herein trat

mit seinem gewohnten pfiffigen Gesichte der rothe Schlom und begrüßte mich so recht unangenehmvertraulich.

„Was soll's?" herrschte ich ihn an.

Der Jude antwortete nicht sogleich, sondern sah sich spähend im Zimmer um. Dann trat er dicht an mich heran und begann flüsternd: „Wenn der Herr Kommissair auch thut ungnädig, so weiß er doch, daß ich es gut meine mit dem Herren Kommissair. Habe ich in letzter Zeit oft denken müssen an ihn. Gott, habe ich mir gedacht, wie thut er mir leid. Er ist ein kluger Mann, er ist ein studirter Mann, und doch schläft er in einem harten Bett und hat nur anzuziehn einen alten Rock und fehlt ihm dies und fehlt ihm das. Schlom, habe ich mir gesagt: du mußt ihm helfen, dem Herren Kommissairen ...."

Seine Augen blitzten listig, als er sich zu mir herabbeugte und mir zuflüsterte: „Will ich einen Vorschlag machen. Will ich nichts weiter haben als den Schlüssel zur neuen Waldscheune, die steht leer, und werde ich wiederbringen den Schlüssel nach einigen Tagen. Will ich nichts haben umsonst." Er holte eine fettige Brieftasche aus dem Innern seines Kaftans und langte einen Schein heraus. „Biete ich hundert Rubel." Er legte das Geld vor mich auf den Tisch und trat einige Schritte zurück, wobei er mich unausgesetzt beobachtete.

Ich begriff zuerst nicht, dann aber ging mir ein voller Schimmer des Verständnisses auf.

Die Schmuggler hatten einen Hauptstreich vor. Sie wollten in der nächsten Nacht eine Partie Waaren über die Grenze bringen, zögerten aber, vielleicht aus Furcht vor den grade scharfe Wacht haltenden Grenzsoldaten oder aber, weil ihnen die Nächte noch nicht dunkel genug schienen, die Ladung zu weit in's Land hineinzuschaffen und waren so um einen geeigneten Lagerplatz verlegen. Die einsame, im Walde gelegene Scheune, welche die Futtervorräthe für die Postpferde barg und jetzt fast leer stand, war von der Grenze aus auf einsamen Schleichwegen sehr wohl zu erreichen und paßte zu diesem Zwecke gut genug. Später, wenn die Gelegenheit günstiger, konnten ja die Waaren unbeobachtet abgeholt und weiter geschafft werden. Der Preis, den man mir bot, war im Verhältniß zu der Dienstleistung, die man von

mir verlangte, ungemein hoch; es mußte sich also um recht viel handeln.

Ich erschrak und mein Herz begann mächtig zu klopfen: „Ich soll Euren Hehler machen und die geschmuggelten Sachen bergen," sagte ich und faßte den Juden scharf in's Auge.

Schlom ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Weiß ich's," meinte er, „habe ich nicht davon gesprochen, sondern nur von dem Schlüssel. Was ist's wenn einer dem anderen giebt einen Schlüssel? Ist's ein Unrecht?"

Ich müßte lügen, wenn ich erzählen wollte, daß ich das Anerbieten mit gebührendem Grimm und mit flammender Verachtung zurückgewiesen hätte. Nein, ich gerieth in einen heftigen inneren Kampf und tausend wirre Gedanken zogen mir durch den Sinn. Man mag ja sagen, daß hundert Rubel keine bedeutende Summe ist, für mich aber galt sie damals so viel, als anderen das Zehnfache. Schlom hatte Recht. Ich war in Bedrängniß, mein Gehalt reichte kaum zum Nothwendigsten und doch mußte ich alte Schulden bezahlen. Noch vor einer Woche hatte ich einen Brief aus Dorpat empfangen, in welchem ein Gläubiger mir mit Personalarrest drohte, falls ich nicht einen mehrfach prolongirten Wechsel, der binnen Monatsfrist fällig war, zum Termin einlöste. Ging ich auf das Anerbieten des Juden ein, nahm ich das Geld vom Tisch und gab ihm dafür den Schlüssel her, dann war ich gerettet; anderenfalls war mir der Schuldthurm und der Verlust meiner Stelle sicher.

Schlom errieth, was in mir vorging, und sein Auge blitzte in Siegeszuversicht auf. Aber er mißverstand mich doch.

„Sind Ihnen vielleicht hundert Rubel zu wenig?" raunte er nähertretend, „biete ich Ihnen fünfzig mehr." Und er legte ein paar kleine Scheine zu dem ersten.

Ich war aufgesprungen, mit scheuen Blicken und unsicheren Schritten durchmaß ich das Zimmer. Vor mir aber stand mit erwartungsvoll vorgebeugtem Körper und lauernden Augen, wie ein zum Stoß bereiter Raubvogel, wie der leibhaftige Versucher — der rothe Schlom.

Da zufällig fiel mein Auge in das nebenanliegende Schlafzimmer, dessen Thür offen stand, und auf meinen alten Burschen-

deckel, der friedlich über dem Bette hing. Und mit einem Schlage waren alle meine Zweifel und quälende Unruhe hin, die wirren Gedanken ordneten sich und ich empfand glühende Scham. War es so weit mit mir gekommen? Wagte man mir das zu bieten? Die Farben sollte ich beschimpfen, zum Hundsfott werden um der bunten Scheine willen! .... Nein, tausend Mal nein, lieber in's Elend, lieber in den Schuldthurm! ...

„Schlom," sagte ich ruhig und sah ihm grade in's Gesicht, „steckt Euer Geld ein, sofort!" Er zögerte und wollte etwas entgegnen, doch wie er meiner drohenden Miene begegnete, nahm er die Scheine kopfschüttelnd an sich.

„Schlom," sagte ich wieder und holte mein Gewehr von der Wand herab, „paßt auf, seht, wenn ich jetzt eins, zwei und drei gezählt habe und Ihr seid noch hier, so schieße ich diese Ladung Rehposten Euch in die krummen Beine." Der Jude sperrte den Mund auf und spreizte die Finger seiner rothen, behaarten Hände.

Ich hob das Gewehr in Anschlag. Eins, zählte ich, zwei... da war der Jude mit einem Satz an der Thür, im Nu hatte er sie geöffnet und mit flatternden Kaftanschößen stob er hinaus.

Ich aber nahm meinen Deckel von der Wand, betrachtete ihn lange und liebevoll und strich liebkosend über die vergilbten Farben. Aus tiefstem Herzen dankte ich Gott, daß er mich aus so großer, so furchtbarer Gefahr errettet ...

Aber auch sonst noch hatte ich Grund, die Güte der Vorsehung zu preisen. Mir fiel es auf, daß ich so gar nichts mehr von dem fälligen Wechsel erfuhr, obgleich der Zahlungstermin längst verstrichen war. Kein Protest, kein Advokatenbrief, keine Mahnung, — nichts. Erst viel später erfuhr ich, daß der Wechsel längst bezahlt war. Von wem, darüber vermochte mir niemand Aufschluß zu geben. Zuletzt löste sich auch dieses Räthsel. Fernando's Bruder, den ich ja auch in Dorpat erlebt, der jetzige Majoratsherr, hatte durch andere, an die ich mich gewandt, von meiner Nothlage erfahren und die Schuld im Stillen getilgt. Ich dankte dem gütigen Mann, er aber wollte es nicht wahr haben... So hat mir Fernando noch aus dem Grabe geholfen. —

Von der Station siedelte ich hierher über, wo mir ein kleiner Posten angetragen worden war. Meine Schwestern waren nach

dem Tode der Mutter fortgezogen und von den alten Universitätskameraden, mit denen ich noch Fühlung hatte, wohnte hier so gut wie keiner mehr. In meiner Waldeinsamkeit war ich scheu und weltfremd geworden, hier in der Stadt und unter den Menschen aber kam ich mir noch verlassener vor. Mein besonderer Schicksalsgang hatte mich denjenigen, die nach Stand, Erziehung und Bildung zu mir gehörten, entfremdet und die Art meiner Beschäftigung hier, welche verschiedene Formen annehmend und von Monat zu Monat wechselnd mich nur höchst kümmerlich über Wasser hielt, entfernte mich noch mehr von ihrem Kreise. Sie sahen auf mich von der Höhe ihres Standpunkts herab als auf etwas Niederwerthiges, Untergeordnetes, mit einem gewissen kränkenden Mitleid, und statuirten ihren Kindern an mir ein warnendes Beispiel, wie man es nicht treiben soll, -- und ich, nun ja, ich konnte daran nichts ändern. Aber Niemand ist so anspruchslos oder so egoistisch, daß er ganz ohne Menschen auszukommen vermöchte, und da mir die Gesellschaft der ursprünglich Gleichstehenden verschlossen blieb, stieg ich in die Tiefe hinab, zufällig und ungewollt. Bei Törner, wo ich seit Jahren wohnte, lernte ich die Leute kennen, in deren Gesellschaft Sie mich gestern sahn, — kleine Kaufleute, Industrielle, Beamte, die häufig in der Conditorei verkehren. Sie waren freundlich zu mir in ihrer Art, bewiesen mir Theilnahme und das that wohl. Nie aber, wenn ich nüchtern in ihrer Mitte saß, verließ mich die Empfindung, daß ich mir eigentlich vergab und nicht in diese Gesellschaft gehörte. Und dann erwachte in mir eine gewaltige Erbitterung gegen das Schicksal und die Lust mich zu betäuben. Was kam es jetzt mir drauf an, was die Welt über mich sprach? Mochte es denn seinen Gang gehn! Auch ich hatte einen bescheidenen Anspruch auf die Freuden des Lebens, ich fand ihn hier. So gab ich mich, alles Andere drüber vergessend und die innere Stimme zum Schweigen bringend dem Augenblicke hin und so konnte es kommen, daß ich das Maß des Erlaubten in Trinken und Reden überschritt. Und andrerseits: was hoffte ich noch vom Leben? Je früher es aus war, desto besser für mich und die übrigen ...

So dachte ich bis vor Kurzem. Doch heute morgen kam die Erkenntniß, wie unrichtig meine bisherigen Anschauungen gewesen.

Nein, ich hatte doch nicht das Recht mich wegzuwerfen, so lange mich jemand, der an Bildung, Sitten und Anschauung mir nahe stand, mit freundlichem Wohlwollen, Rücksicht und Achtung entgegen kam, wie Sie es gethan. Und ich gelobte mir, daß Aehnliches sich nicht wiederholen sollte. Wollen Sie mir vertrauen, mein lieber junger Freund?

Der alte Starck schwieg und reichte mir die Hand herüber, die ich lange und kräftig drückte. Wie durfte ich da urtheilen, verurtheilen, richten?

Es war mittlerweile so dunkel geworden, daß ich die Züge des alten Mannes vor mir kaum mehr unterscheiden konnte und schattenhaft erschien auch seine Gestalt, wie er sich nun erhob und mit leisem: „behüte Sie Gott!“ von mir Abschied nahm. Schweigend und bewegt geleitete ich meinen Gast bis zur Treppe, die auf den Flur und die Straße führte. Auf der ersten Stufe drehte er sich noch einmal lebhaft um: „Und grüßen Sie Dorpat!“

VII.

Die Jahre kamen und gingen. Ich hatte die Universität verlassen und befand mich in fester Stellung. Meine Eltern lebten seit dem Winter, der meiner Bekanntschaft mit dem alten Starck folgte, gleichfalls nicht mehr in N. So hatte ich keine Gelegenheit, die Stätte meiner Jugend zu besuchen und im Lärm des Tages, unter neuen, stets wechselnden Eindrücken gedachte ich nur selten ihrer und was mit ihr zusammen hing. Auch das Bild des alten Starck war in mir verblichen.

Da führte mich eine zufällige Veranlassung auf einige Tage nach N. zurück. Ich hatte meine Geschäfte erledigt und benutzte den Rest der mir noch bleibenden Zeit, alte Erinnerungen aufzufrischen. Es war dort Alles größer und schöner geworden. Vieles, was als unzerstörbar in meinen ursprünglichen Vorstellungskreis gehörte, war verschwunden und Neues dafür aufgeblüht. Immerhin aber blieb genug übrig, was mich an die alte Zeit gemahnte und in sie zurückversetzte. Auch den alten schattigen Stadtpark mit seinen einsamen, verschlungenen Gängen und uralten dichtbelaubten Bäumen, unter denen ich als Kind gespielt, suchte ich auf und mich ergriff ein freudiges Gefühl, als ich ihn fast unverändert

wiederfand. Unvermerkt führte mich mein Weg aus dem Park auf die Heerstraße, welche von Pappeln eingefaßt, schnurgerade in's Land lief.

Es war schon Ende August. Leise nahte der Herbst und blies mit zartem Hauche hie und da die Blätter rötlich an, die eilenden Wolken zeigten die Farbe der Haide und über die weite Ebene, die sich vor mir ausdehnte, jagten sanftbewegte, wechselnde fremdartige Lichter, welche das Grün der Birken am Horizonte bald in helle Gluth, bald in düstere Schatten tauchten.

Auf der Straße rollte ein seltsames Fuhrwerk heran. Ein mageres braunes Pferdchen zog mit Anstrengung an einem Lastwagen, auf dem allerlei Möbel und Hausgeräth schlecht und sorglos zusammengepackt lagen. Nebenher schritt ohne sonderliche Eile der Fuhrmann, ein kleiner dürrer Bauer, und feuerte von Zeit zu Zeit mit der kurzen Peitsche sein Rößlein zu größerem Eifer an. Den Beschluß machte eine kleine, gebückte Männergestalt, die, eine Flinte über der Schulter, mit kurzen ungleichmäßigen Schritten hinter dem Wagen herging.

Ich hätte dem sonderbaren Zuge vielleicht gar keine Beachtung geschenkt, wenn nicht der kleine Mann, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Wer ging doch so? Wie ich stehen blieb und ihn mir genauer ansah, da war kein Zweifel mehr möglich, — das war mein alter Vertrauter aus den Ferien der Studentenzeit, der alte Starck. Ich rief ihn an. Er stutzte und schaute verwundert zu mir herüber. Ich rief nochmals seinen Namen.

Und während er, noch immer zweifelhaft, an den Rand der Straße trat, war ich über den Graben gesprungen und auf ihn zugeeilt.

„Erkennen sie mich nicht mehr, Herr Starck?"

Da beschattete er die Augen mit der Hand und wie sein Zweifel sich in Gewißheit löste, zog wieder das alte, gemüthliche Lachen über die verschrumpften Züge. Da stand er leibhaftig vor mir, der alte Starck, aber wie hatte die Zeit ihn gewandelt! Der Rücken ganz zusammengesunken und gebückt, der mächtige Kopf von schneeweißem Haar umrahmt, das gute alte Gesicht eingefallen und verwittert. Auch auf dem borstigen Schnurrbart lag Schnee.

Er hielt lange und wortlos meine Hand. „Sie, Herr—r, Sie!" Zwar schnarrte er noch, aber es war nur ein Nachhall

des früheren energischen Tones. „Was führt Sie her in unsere Gegend?“

Ich gab kurze Auskunft.

„Und wie ist es Ihnen unterdessen ergangen?“ forschte ich zurück und mein Blick streifte die Gegenstände auf dem Wagen. Das waren dieselben wurmstichigen Stühle, der wackelnde Tisch, das schmale, unbequeme Bett, die ich einst oben bei Törner gesehn. Der Alte schlug den Blick nieder. „Nun, wie ich's gewohnt bin,“ erwiderte er, „nicht allzugut, aber es könnte auch schlechter gegangen sein. Wohin ich mit meinem Kram da ziehe, wollen Sie wissen? Ja, sehn Sie, vor drei Monaten wurde die Chausséeeinnehmerstelle frei, dort drüben,“ er zeigte die Landstraße herauf, „und da es doch etwas Festes und ich ohne Stelle war, so griff ich zu. Schwerer Dienst, bei Tag und Nacht, keine Ruhe und bei jedem Wetter heraus, und dazu die infame Gicht in den Gliedern. Ich sah, es ging nicht, und nahm meine Entlassung ...“

Während der Alte erzählte, konnte ich mich von der Empfindung nicht befrein, daß mir etwas an seiner Gesammterscheinung fehlte. Endlich fiel es mir ein.

„Wo ist Leda?“ fragte ich in seine Erörterungen hinein.

Der Alte senkte das Haupt. „Todt,“ sagte er lakonisch.

„Und nun?“ fragte ich nach längerem Schweigen und deutete auf die Fuhre, die sich wieder in Bewegung setzte.

„In die Stadt,“ erwiderte dumpf der Alte. „Irgend wo wird sich ein Plätzchen finden für den alten Starck und ein Stückchen Dach über seinem grauen Kopf, bis man ihm sein letztes Haus baut.“

Mir wurde es weich und schwer um's Herz.

„Herr Starck,“ sagte ich ein wenig zögernd, „Sie haben für Ihre neue Einrichtung gewiß einige Mittel nöthig. Darf ich? ... Sie wissen, es ist gut gemeint.“ Ich bot ihm an, so viel ich entbehren konnte.

Er sah mich an aus großen, gerührten Augen. „Von Ihnen nehme ich's gerne,“ sagte er leise, „und, will's Gott, so sollen Sie es bald wieder haben.“

Wir reichten uns die Hände. Langsam, aber stetig bewegte sich drüben der Wagen in der Richtung zur Stadt fort. „Ich muß eilen,“ sagte Starck unruhig. Er nickte mir nochmals zu,

schulterte das Gewehr und eilte dem Fuhrwerke nach. Ich ging meine Straße weiter, doch noch ein Mal wandte ich mich um und schaute gedankenvoll zurück. Da schritt der Alte seinen Leidensweg, weiter, weiter, immer kleiner und undeutlicher wurde seine Gestalt, bis sie in der hereinbrechenden Dämmerung versank...

* * *

Nach einem Jahr etwa lief bei mir ein Geldbrief ein. Der alte Starck schrieb mir und ich betrachtete mit Interesse diese kleine, krause, weiche Handschrift, die seinem Wesen und Charakter so gut entsprach. Er schickte mir die Hälfte des geliehenen Geldes. Seine Zeilen aber lauteten:

N. d. 4 Jan. 187...

Sehr lieber verehrter Herr!

Endlich bin ich in der Lage, mich wenigstens theilweise der Ihnen gegenüber eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen und wahrlich, ich thue es mit allerwärmsten Danke. Nach Jahresfrist hoffe ich auch den Rest zurückzuerstatten. Der alte Gott lebt noch. Er hat mir auf der beschwerlichen Wanderung durch das Leben endlich eine Rast vergönnt, da ich ausruhn darf, bevor ich die letzte und größte Reise antrete. Keine Oase, kein Palmenschatten, kein silbersprudelnder Quell, aber doch eine gute behagliche Stelle als Speicher- und Kellerverwalter in einem hiesigen Geschäft. Dreißig Silberrubel feste monatliche Gage, wie viel schweres Geld! Dafür kann ich nicht allein anständig leben, mir ein warmes Zimmer und einen guten Mantel beschaffen, sondern auch Schulden bezahlen. Es lebte sich schon, wenn nur die Gicht mich nicht plagte. Doch darf ich nicht klagen, hätte ich doch nie geglaubt, daß es einst mit mir noch so gut werden könnte.

Ihr treu ergebener
Karl Starck.

VIII.

Wieder war eine stattliche Anzahl von Jahren verflossen, ehe ich die gute Stadt N. betrat. Wieder ging ich schlendernd die Straßen hinab und kam auf meiner Wanderung an den Ort,

wo inmitten einer Flucht neuerbauter Häuser in protzigem Geschmack sich die Törnersche Conditorei furchtsam und verschüchtert zu ducken schien, noch gänzlich unberührt vom Hauche einer neuen Zeit. Noch immer wies dieselbe, mir so wohlbekannte schwarze Tafel mit den goldenen, jetzt halb verblichenen Buchstaben den Weg zum Eingang in die Wirthschaft und als ich meinen Blick in die Höhe hob, sah ich auch am Giebel das Fenster wieder, das zu der ehemaligen Wohnung des alten Starck gehörte. Es war Alles wie einst, nur der Garten, in den ich so gerne hinabgeschaut, war verschwunden, die prächtigen Linden niedergelegt und an der Stelle, wo sonst ihre schattigen Kronen zum Himmel strebten, ragte jetzt ein nüchterner kasernenmäßiger Neubau empor. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und im nächsten Augenblick stand ich vor dem altbekannten Buffett der Törnerschen Wirthschaft. Törner erkannte mich gleich und nickte mir lächelnd zu. Er war breiter und behäbiger geworden, aber die Augen hatten den munteren, lebensfreudigen Ausdruck behalten.

Ich bestellte etwas und fragte nach dem alten Starck.

„O, der ist todt!" meinte Törner gleichmüthig, in dem er mir mein Glas füllte. „Ging ihm ja zuletzt so weit ganz gut, und still und solide lebte er auch. Seit jenem Abende — nun Sie wissen wohl — hat er sich hier so gut wie garnicht mehr gezeigt und der Rosenfeld, der ja auch schon lange auf dem Kirchhof liegt, bedauerte es später immer, daß er dem Starck so garnicht beikommen konnte. Aber er kränkelte, der Alte, und ist so ganz langsam weggestorben. Eine Art Testament hat er auch hinterlassen. Besaß ja nichts, doch seinen alten Farbendeckel sollte man ihm in dem Sarg legen und das alte Lederpolster, das er im Leben immer als Kissen benutzte, unter den Kopf."

Fernando's Kissen! dachte ich.

„Ist auch alles pünktlich ausgeführt worden," schloß Törner seinen Bericht.

„Wo liegt Starck begraben?" fragte ich.

„Auf dem alten Kirchhof, so viel ich weiß," erwiderte Törner achselzuckend, „über das Weitere wird Ihnen der Kirchhofswächter wohl Bescheid geben."

Armer Starck! dachte ich, wie schnell bist Du vergessen Nicht einmal dieser, mit dem Dich jahrelange häusliche Gemeinschaft verbunden, weiß von deiner Ruhestätte!

Ich nahm einen Wagen und fuhr über die neue Brücke, den Hafen entlang, der Vorstadt zu, an kleinen, bescheidenen hölzernen Häusern vorbei, bis der Weg immer einsamer und beschwerlicher wurde. Vor dem Hause des Todtengräbers ließ ich halten und fragte drinnen nach Starck's Grab.

Der stille Mann maß mich mit einem erstaunten Blick. „Karl Starck?" fragte er nachdenklich, „aus welchen Jahr? 1878? Weiß nicht, ist schon lange her, da muß ich meine Bücher nachschlagen." Er blätterte längere Zeit, dann blieb sein Finger an einer Stelle haften. „Hier," sagte er, „Karl Starck, Grab auf der Fichtenhöhe." Und als er meinem fragenden Blick begegnete: „Ja, das sind die alten Gräber. Es ist schwer sich da zurechtzufinden. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie."

Wir schritten schweigend durch das Reich der Todten, auf das der October doppelte Schwermuth streute, vorüber an frischen und halbversunkenen Gräbern und Kreuzen. Der Wind raschelte in den welken Kränzen und leise schwankten die Astern, auf den stillen Hügeln. Weit, weit hinten, wo der Friedhof schon zu Ende zu gehn schien, ragte eine steile Höhe, die dunkle Kiefern krönten. Wir klommen durch den dicken gelben Sand hinan und mein Begleiter ließ prüfend den Blick über die Umgebung schweifen. An einer Stelle blieb er stehn. „Hier," sagte er lakonisch, grüßte und ging von dannen.

Also hier hatten sie Dich gebettet, alter Starck!

Ein von Moos und Unkraut überwachsener, halbverfallener Hügel, ein schiefragendes, schlichtes, dunkles Kreuz aus Tannenholz mit einfacher, halbverblaßter Inschrift, — das war alles, was an Dich erinnerte.

„Karl Starck," las ich mühsam, „geboren 20. Juni 1806 gest. 4. Nov. 1878 . . ."

In der Nähe stand eine Bank, ich setzte mich und starrte in Gedanken versunken auf den Hügel.

Um mich war es so friedlich und still. Oben in den uralten Kiefern klang es wie von dunkeln Liedern und gradeaus vor mir

dahin ich den Blick nun hob, that sich eine überraschend schöne Aussicht auf. Dort schlug der weiße Gischt der Brandung wider die Molen, dahinter aber dehnte sich das unermeßliche Meer, dessen grauer Spiegel heute von leichten Wellen gekräuselt war. Eine frische, gesunde, salzige Luft wehte in leiser Brise zu mir herüber.

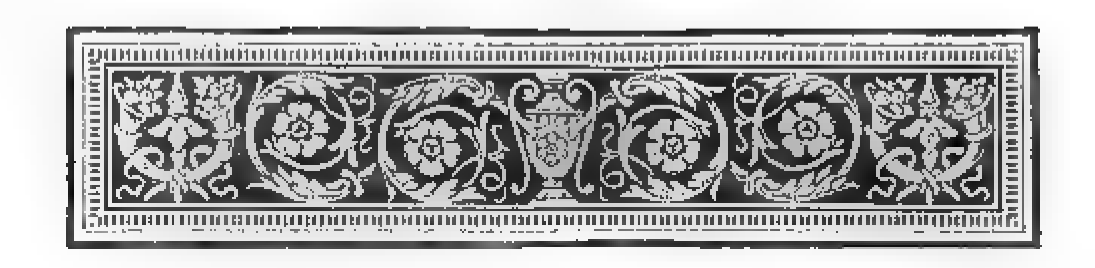
So hatte er die Natur doch nahe, die er so sehr liebte. --

Und ich dachte, ein wie schwaches und willensunkräftiges, aber auch ein wie treues und rechtes Herz in dem Manne geschlagen, der da unten ruhte. Was er auch gefehlt, er hatte es überreichlich gebüßt mit einem langen, langen Leben voll Entsagung, Vereinsamung und Zurücksetzung. Er hatte nirgends festen Fuß gefaßt, er war ein Fremdling geblieben in dieser Welt, deren lichte Höhen er nur von ferne geschaut. Er hatte umsonst gelebt, ein verfehltes und geknicktes Leben, das in der Knospe erstarrt war ohne Blüthen und Frucht zu tragen. Oder nein. Zwei prangende Blüthen hatte es doch gezeitigt: begeisterungsfähige Freundschaft und die bis in den Tod getreue Liebe für seine Jugend, seine Burschenjahre.

Ich blickte zum Himmel auf. Dort stand ein Stern an der graublauen Wölbung, gerade über Starck's Grabe.

Und wieder dachte ich, wie niemand so arm, mühselig und beladen ist, daß ihm nicht in der Tiefe des Herzens ein Ideal wohne, welches ihn führt und aufrichtet, ihm leuchtet und Tröstung bringt in den Dunkelheiten dieses Lebens.





Kunstbriefe.

VI.

Aus der Hochfluth der Theatersaison dieses Winters ragt hier und da Etwas hervor, nicht aere perennius, aber doch werth vom Tageschronisten festgehalten zu werden, sei's auch nur, weil es von der immer noch steigenden Fluth am Ende auch bedeckt und fortgerissen werden könnte . . . .

Wer spricht heute noch von dem großartigen Haase-Jubiläum, das vor Monatsfrist in aller Leute Mund war in der raschlebenden Millionenstadt, in aller Leute Mund, soweit sie Raum haben in Hirn und Herz für geistige Interessen?

Und es war doch eine so „schöne", so „großartige" Feier! Wenigstens wurde sie damals dafür ausgegeben. Was Namen hat in Theater- und Schriftstellerkreisen, drängte sich heran an den Jubilar und sonnte sich in seinem Glanz, wie es diesen andererseits selbst vermehrte.

Der bald siebenzigjährige Bühnenkünstler, der weit eher einem Diplomaten oder Minister a. D. gleicht, als einem Vertreter der Kulissenwelt, ist heute sicher der im Auslande bekannteste deutsche Schauspieler. Auch in Bezug auf seinen Lebensgang, von dem ja jedes Konversationslexikon genügend Auskunft zu geben weiß. Auch in seinem Vaterlande, in dem er in den letzten 13 Jahren keinem festen Bühnenverbande mehr angehört hat, sondern nur als Gastspieler thätig war, gehört er zu den bekanntesten und beliebtesten. Als daher ein letztes, allerletztes

Gastspiel im königlichen Hofschauspielhause angekündigt wurde, mit dem Friedrich Haase sich für immer von der Bühne verabschieden sollte, da erregte es allgemein großes Interesse und gleichzeitig begannen die Vorbereitungen zu einer großen Abschiedsfeier . . . . So kamen denn noch einmal die Kotzebue und Raupach, die Benedix und Scribe auf einer der ersten Bühnen Deutschlands zu Ehren während mehrerer Wochen, bis der 15. Januar da war, an dem die letzte Haase-Vorstellung stattfand und der Künstler als Graf Thorane im Gutzkowschen „Königs-Lieutenant" mit dessen Schlußworten den Berlinern sein wehmüthiges „adieu, adieu pour toujours!" zurufen konnte . . . Schluchzen, Tücherschwenken, Kränze und Sträuße . . . Dann, eine große offizielle Verabschiedung auf der Bühne selbst. Das war das Vorspiel. Tags darauf ein großes Festessen im „Kaiserhof." Spenden und Ehrungen aller Art, zahlreiche rührende und gerührte Reden und Gegenreden in glänzender Versammlung, die Tafel mit lauter kleinen Häschen im Lorbeerschmuck geziert. U. s. w. Und das Ende vom Liede? Nicht Friedrich Haase hat Recht behalten, der in seiner Rede von der Bühne des Schauspielhauses herab den Zuschauern zurief: „er sei glücklich, daß es ihm vergönnt gewesen, gerade in Berlin Abschied zu nehmen, das ihm stets so freudig entgegengekommen sei!" Sondern Oskar Blumenthal, der im Kaiserhof launig auf das nächste Gastspiel Haase's — im Lessingtheater toastete. Im Lessingtheater hat es nun freilich nicht stattgefunden, sondern in Magdeburg, dem sich ein weiteres in Köln anschloß. Und so wird sich der Meister szenischer Kleinkunst und bestechender Bühnenroutine wohl noch ein Jahr durchverabschieden von allen Hauptstätten seines einstigen Wirkens. Bis dahin hätten wir also wohl noch Zeit, die Summe dieses Wirkens zu ziehen. Nur soviel schon heute: Haase galt in den 50-er und 60-er Jahren als einer der allerbesten Vertreter des Faches, das man damals und auch später als das des „Charakterdarstellers" bezeichnete, und er legte in dieses Fach soviel persönliches Können der Kleinmalerei hinein, daß sich mit der Zeit in der Sprache der Bühnenwelt das Wort: „Haase-Fach" herausbildete. Heute muß jeder Schauspieler Charakterdarsteller und jeder Bühnendichter Charakterschöpfer sein. Und Haase, der vielbeneidete „Realist" von damals, er erscheint neben

den Realisten von heute nur noch als Routinier. Aber, wie ich schon sagte, diese Routine hat mitunter etwas Berauschendes, das Detail seiner Menschenmalerei etwas Fesselndes und das immer um so mehr, je weniger der Dichter ihm an Material bot. Großes seelisches Material der Dichterfürsten vermochte er nicht zu bewältigen. Nicht sein Lear und sein Hamlet, nicht sein Richard III. und sein Alba haben ihm die großartige Jubelfeier eingetragen, sondern sein Rocheperrier und Bonjaur, sein Thorane und sein Lämmchen, sein Klingsberg und sein Cromwell ....

* * *

Tout passe, tout casse, tout lasse .... Auch Haase konnte sich die letzten Jahre über davon überzeugen, wenn er die Kritiken am Abend seiner Bühnenlaufbahn mit denen aus der Zeit, wo seine Beifallssonne in Mittagshöhe stand, verglich. Aber er kann sich auch mit der Gunst der großen Masse trösten — die ist ihm gleich treu geblieben ein halbes Jahrhundert hindurch. Merkwürdig, diese große Masse — wie langsam sie sich fortentwickelt insbesondere auf dem Gebiete jeglicher Art Kunstgeschmacks. Da bleibt sie stets hinter der kleinen Gruppe ästhetischer Feinschmecker und ihrer die kritisirende Feder schwingenden Führer um ein paar Jahrzehnte zurück.

Das merkt man jedes Mal auf's Neue, wenn einer der Halbgötter der Modernen zu Worte kommt, was jetzt freilich immer seltener zu geschehen pflegt, denn schließlich ist auch für den tollsten Principienreiter unter den Theaterleitern ein schöner Kassenrapport über Aufführungen klassischer Dichtungen und unmoderner Mittelwaare weit werthvoller und lieber, als die begeistertsten Hymnen jenes Häufleins Kritiker. Von allen Theaterleitern der letzten 10 Jahre ist hier nur Ludwig Barnay zum Millionär geworden, obschon — oder weil? — Stücke wie ein Ohnet'scher „Hüttenbesitzer" zum eisernen Bestande seines Spielplans gehörten.

Gar bitter sind dagegen die Erfahrungen, die das „Deutsche Theater" macht. Besonders in diesem Winter. Die beiden Haupttrümpfe, die Direktor Otto Brahm ausspielte, erwiesen sich als viel zu schwach und wurden von Mißgunst und Verständnißlosigkeit überstochen.

Selbst die allerwärmsten Anhänger des Hauptmann-Kultus mußten zugeben, daß „Florian Geyer“ ein ganz verfehltes Werk. Deswegen hätte es freilich bei der Erstaufführung am 4. Januar nicht zu den wunderlichen Auftritten zu kommen brauchen, die im letzten Akte gar zu minutenlanger Unterbrechung des Spiels und einem Höllenlärm führten. Hervorgerufen wurde der beispiellose Skandal weniger durch die Dichtung, als durch die überlaute Gemeinde der Freunde des Dichters, die dort einen großen Erfolg sehen und schaffen wollten, wo das Publikum nur Mißbehagen empfand und einen Mißerfolg verzeichnete. Doch wir wollen von diesen Vorgängen ganz absehen, die den Theatersaal zum Schauplatz einer stürmischen Volksversammlung machten. Sie allein dürfen für das Werk nicht maßgebend sein. Gleich den „Webern“ ist's eine Mitleidstragödie, aber die gequälten schlesischen Arbeiter mit ihrem Hunger und Elend stehen mir immerhin näher, als die Bundschuhleute mit ihren 12 Artikeln aus dem an tragischen Episoden und entsetzlichen Vorkommnissen so reichen fränkischen Bauernkriege des Jahres 1525. Ihr ritterlicher Führer, der Florian Geyer, gewiß eine tragische Figur, ist episch und dramatisch schon wiederholt verarbeitet worden — aber Hauptmann hat nicht mehr Glück dabei gehabt, als seine Vorgänger. Der Dichter nannte sein Werk „Bühnenspiel“ — charakteristisch für die Modernen ist überhaupt die geflissentliche Umgehung der landläufigen dramatischen Gattungsbezeichnungen — aber auch das Bühnenspiel muß uns in erster Linie eine festgefügte Handlung, Steigerung und Entwicklung bieten, wenn anders es fesseln soll. Hier — nichts davon. Eine endlose Reihe von Bildern und Szenen, oft vollständig zusammenhanglos, so daß z. B. das Vorspiel ganz gut an Stelle des dritten Aktes, dieser anstatt des zweiten und der zweite als erster Akt hätte gegeben werden können — man hätte wahrlich keinen Unterschied gemerkt. Erst im vierten beginnt so was wie dramatische Handlung uns zu fesseln, die dann im fünften in echt Haupmannscher Weise gewaltig ergreift, schließlich aber durch das Uebermaß naturalistischer Zumuthungen verstimmt und abstößt. Bis zur zweiten Hälfte des vierten Akts nichts als wüster Lärm auf der Bühne, ein Stoßen und Drängen und Schreien von zahllosen immer wieder neuen Gestalten, die kennen

zu lernen wir gar nicht Zeit haben, deren Summen wir mitunter nicht einmal verstehen können. Florian Geyer selbst aber mitten drin keineswegs der Alles beherrschende Mittelpunkt von zwingender Gewalt, um den sich Alles sammelt, sondern eigentlich auch immer nur Episode, wie die Uebrigen Alle. Freilich war das Werk, das zuerst für zwei Abende berechnet war, stark zusammengestrichen worden. Vielleicht dadurch stellte die Aufführung an historische Spezialkenntnisse so starke Forderungen, läßt sie so viel der Räthseldeutungskunst übrig. Aber Publikum will keine Räthsel lösen im Theater. Dazu das ewige Stimmengewirr, Rüstunggeklirr, Schwertergerassel und Kanonengeprassel — auch Männernerven hielten die Sache schwer aus. Trotz alledem gelang es Hauptmann nicht einmal, großausgeführte, klargezeichnete, farbenprächtige Zeitbilder zu liefern. . . Und das sollte nun einen Goetheschen „Götz“ in den Schatten stellen! Jemand meinte recht boshaft: dieser sei wirklich ein „eiserner“ Götz, Hauptmanns „Florian Geyer“ aber nur — blechbeschlagen. . . Der Raum verbietet mir leider eingehender bei der Dichtung zu verweilen. Jedoch heischt es die Gerechtigkeit zu betonen, daß ein Hauptmann sein dichterisches Genie nimmer ganz verleugnen kann: auch hier gabs Momente, Züge, Scenen von großer dichterischer Schönheit und Kunst, zumal im 4. und 5. Akt, theilweise auch im zweiten. Man hat sie später herauszuretten gesucht. Zur zweiten Aufführung war das große Vorspiel ganz gestrichen, waren die übrigen Akte erheblich gekürzt worden — aber geholfen hat das nicht und nach zwei Wochen schon war das so mühsam einstudirte, mit soviel Kosten inszenirte „Bühnenspiel“ vom Spielplan so gut wie ganz verschwunden. Wenn ich nicht irre, hat es überhaupt noch nicht zehn Aufführungen erlebt.

* * *

Fast ebenso schlimm erging es Max Halbe. Nicht so hoch steckt er sich sein Ziel, wie der fruchtbarere Gesinnungsgenosse und größere. Wenn dieser künstlerisch Zeit- und Weltfragen zu erfassen und bis zur Höhe dichterischer Verallgemeinerung des Menschlichen überhaupt zu erheben bemüht ist, so begnügt sich Halbe mit kleinen stimmungsvollen Lebensausschnitten der einzel-

nen Menschen. Aber die Mittel, mit denen er arbeitet, sind zumeist die gleichen und die treibende Lebensphilosophie ist dieselbe. Der Erfolg seiner „Tugend" vor ein paar Jahren, die anzubringen ihm übrigens viel Mühe gekostet hat, weckte das Interesse für seine neueste Dichtung: „Lebenswende"' die er als „Tragikomödie" bezeichnet. Schon diese Bezeichnung allein erscheint verhängnißvoll. Was einem Shakespeare gelingen konnte, das Tragische und Komische in einem Unauflöslichen zusammenzuverschlingen — Halbe ist es mißlungen und selbst zwei Halbe machen, trotz aller mathematischen Grundsätze, noch kein Ganzes. Das Tragische wird hier nicht sowohl vom Komischen, sondern vom Grotesken überwuchert und wo der Dichter erschütternd wirken wollte, da verdarb er Alles durch Banalität, die namentlich im 5. Akte Platz griff. Eine Handlung giebts freilich dieses Mal, aber sie setzt erst im 3. Akte ein und wird schließlich — unerhört! — nach dem deus-ex-machina-Rezept jäh übers Knie gebrochen. Zwei junge Männer, ein strebsamer Techniker, Weyland und ein verbummelter, saft- und markloser Student, Ebers, ewig im Kater und verträumt, leben in einem Chambre-garni bei einem Fräulein Olga, dem einst der Bräutigam kurz vor der Hochzeit starb. Sie hat eine Nichte bei sich, Provinzialbackfisch Bertha, ein verliebtes und verschlagenes Mädchen, das die Residenzluft kennen lernen soll und über dessen Lüsternheit und sinnlicher Neugier nur die Philiströsität der Kleinstadt die Patina einer scheinbaren Herzensreinheit gedeckt hat. Sie kokketirt bald mit Ebert, bald mit Weyland, läßt sich von jenem küssen und bietet sich diesem als Weib an. Das Letztere thut auch Olga, in einer der besten Szenen, in wahrhaft dichterisch natürlicher Weiblichkeit; sie selbst wird von einem aus Amerika heimgekehrten alten Jugendfreunde geliebt und umworben, Robert Heyne, der Weib und Kind drüben verlassen hat, wie sie ihren Bräutigam. Weyland beschäftigt sich mit einer großen Erfindung auf dem Gebiete des Bronzegusses. Aber dazu braucht er Geld. Die Rente Olgas reicht nicht aus. Sie will daher das Opfer bringen — natülich ohne daß Weyland es weiß — und Heyne heirathen, wenn er die Summe hergiebt. Aber er ist vorsichtig: erst muß er sehen, was es mit der Erfindung auf sich hat, an der der

Techniker im Hinterhause arbeitet, wo er sich einen Gußofen hergerichtet hat, in dessen Feuerschein auch die beiden letzten Akte spielen. Da begeht die Liebende den Unsinn, ihre Hand dem greisen, halb blödsinnigen, aber reichen Hausbesitzer zu versprechen, der längst um sie buhlt. Doch inzwischen besinnt sich Heyne und da nun andererseits Olga auf Bertha eifersüchtig wird — sie glaubt, das Mädchen habe Weyland bethört — so heirathet sie doch zu guterletzt den Jugendfreund, der wie gesagt dem Erfinder jetzt zu helfen bereit ist. Bertha aber, die sich erst mit Ebert verlobt hatte, dann wieder entlobt wurde, nimmt ihn schließlich, da Weyland von ihr absolut nichts wissen will. . .

Erquickend ist das Alles nicht und auch nicht natürlich. Aber diese eigentliche Handlung ist ja ganz Nebensache: die Milieuzeichnung, die Stimmungsmalerei, die Charakteristik, vor Allem die Eberts und des Provinzmädchens — während Olga nur stellenweise gelungen ist, Weyland ein langweiliger Schönredner und Heyne sich durch nichts von einem Schablonenmenschen unterscheidet — Das macht den Reiz der Dichtung aus, namentlich in den drei ersten Akten. . . Jedoch feine Seelenmalerei und getreue Alltagslebenschilderung sind offenbar nicht nach dem Geschmack des großen Publikums und da die Koterie der Modernen und ihre zumeist aus wenige Semester alten Studenten bestehende Claque wiederum von vornherein scharf ins Zeug ging, so gabs abermals Skandal: Trampeln, Zischen, Pfeifen sogar. Der Erfolg des Stücks war ein sehr umstrittener und sein Geschick gleich dem von „Florian Geyer“: es steht schon nicht mehr auf dem Spielplan. Villeicht wird's zu einer Lebenswende auch für Halbe selbst und gelangt sein schönes Talent demnächst auf den richtigen Weg. Akte, wie der erste und zweite in „Lebenswende“, gehören zu den besten in der heutigen deutschen Bühnenliteratur überhaupt. Nur kann man ihren Reiz nicht wiedergeben — man muß sie sehen.

Auch von „Liebelei“ läßt sich das sagen, dem dritten Schauspiel, das das Deutsche Theater in der letzten Woche auf die Bühne gebracht hat und in diesem Falle mit mehr Glück. Der Dichter, ein liebenswürdiger junger Wiener Arzt, Dr. Arthur Schnitzler, eroberte sich die Herzen der Berliner im Sturm.

Daß der geistreiche Feuilletonist und Sayneten-Dichter von Henri Murger und Alphonse Daudet beinflußt erscheint, daß sein Dreiakter Erinnerungen an „La vie de Bohème“ und „Sappho“ wachruft, das thut nichts, denn „Liebelei“ ist echtes Wiener Blut durch und durch. Erzählt ist's bald, was das Stück bietet: Zwei junge Wiener Lebemänner, Theodor und Fritz, lernen wir kennen und ihre augenblicklichen Poussaden, die fesche, lustig und leichtfertig durchs Leben flatternde und ihre Liebhaber wie Tänzer wechselnde Modistin Mizi und die schwermüthige Musikantentochter Christine, der es Ernst ist mit ihrer Liebe zu Fritz. Und auch dieser liebt, und liebelt nicht, zum ersten Mal in seinem Leben. Doch das Unglück schreitet schnell. Er hat auch gleichzeitig ein Verhältniß mit einer Dame von Welt. Der Gatte kommt dahinter und mitten in das tolle, lustige Treiben der vier in dem reichen Junggesellenheim Fritzens fällt seine Forderung, die er persönlich überbringt. Im zweiten Akt werden wir in das Heim des alten resignirten Musikanten, zweiten Geigers in einem Vorstadttheater, geführt. Eine saubere Dachwohnung voll Sonnenschein und mitten drin die bange Christine mit der Angst um ihre Liebe, obgleich sie vom Duell nichts weiß. Aber Fritz ist so räthselhaft und zum Rendezvous kam er nicht und eine alte Nachbarin stichelt und klatscht so häßlich und die Mizi lacht und scherzt so viel ... Doch da kommt der Fritz ... Endlich! .. Er kommt Abschied nehmen, ohne daß sie es merken darf ... Dann geht er. Sie soll ihn nicht wiedersehn. Er fällt in Duell. Im 3. Akt erfährt sie es, erfährt gleichzeitig, daß er schon beerdigt ist! Gleichgültige Verwandte, leicht vergessende Freunde konnten ihn zur Erde bestatten, und sie, und sie, deren Lebenssonne er war, sie durfte es nicht? ... Da rast sie zur Thür hinaus und stürzt sich aus der Dachluke in den Hof hinab ...

Das ist alles. Aber wieder, wie ist das gemacht. Mit wieviel Geschick und Geschmack, mit wieviel Empfindung und Naturtreue. Wie lebensvoll sind alle sieben Personen, auch die episodischen. Und doch — was bietet nun der Dichter? Nachdem er mit liebenswürdiger Naivität und sozusagen einem herzigen Cynismus zwei Akte hindurch solche „Verhältnisse“ als reizvolles selbstverständliches Surrogat des Männerlebens gezeichnet hat, läßt

er im dritten doppelten Tod aus ihnen erwachsen und wir wissen nicht, ist diese Wendung nur anekdotisch oder tendenziös zu nehmen. Wohl im ersten Sinne: wiederum nur einen „Lebensabschnitt“ wollte uns Schnitzler malen und weil er ihn liebenswürdiger, geschmackvoller, minder grell malte, als seine norddeutschen Gesinnungsbrüder, gefiel er auch der Masse besser, als diese...

* * *

Nur im Fluge können noch einige andere interessante Erscheinungen aus dem Berliner Bühnenleben der letzten Wochen gestreift werden, verdienten sie auch mehr Worte, als ich ihnen hier widmen kann.

So Ernst von Wildenbruch's „König Heinrich,“ Tragödie in einem Vorspiel und fünf Akten. Der gewaltigste Stoff deutscher mittelalterlicher Geschichte ist's, den der reichstreue Dramatiker und königstreue Dichter hier vorgenommen hat. Einen Stoff, der auch ohne dichterische Bearbeitung und Ausgestaltung an und für sich schon von großer poetischer Kunstwirkung ist: Heinrich IV., Gregor VII., Kanossa! Ein gewaltiger Block und ihn künstlerisch auszumeißeln — dazu gehört immerhin eine größere Kraft, als die Wildenbruchs. Wo sie im Augenblick zu finden wäre — ich sehe sie nicht. Vielleicht kam es dem Verfasser der „Quitzow“ und von „Der neue Herr“ auch nur auf den Knalleffekt an, der den Höhepunkt der Dichtung bildet, die stolzen Worte: „Ich bin der König und Treue zum König und König's Wille ist Deutschlands Gesetz. Ich frage nicht, ob Jude oder Christ — ich bin der König und Treue zum König ist Deutschlands Religion!“ Sie sind gewiß von aktueller Bedeutung, wenngleich sie Kaiser Heinrich IV. in den Mund gelegt werden. . .

Wie dem auch sei — wenn auch kein Meisterwerk der dramatischen Kunst, so doch ein effektvolles Theaterstück hat Herr v. Wildenbruch aus dem großen Stoffe gemacht und die Reihe kunstschöner und auch empfindungsvoller Bilder, die uns den herrlichen Kaiser von den Tagen seiner Kindheit bis zum Höhepunkt seiner Macht zeichnen und mit dem dichterisch antizipirten Tode Gregors schließen, sie geben bei aller Theatralik doch eine bessere Schilde-

derung der Zeit, als das naturalistische Gelärme des Hauptmannschen „Florian Geyer“. Die Tragödie ist das Zugstück des „Berliner Theaters“ geworden und daß sie es verdient, soll nicht bestritten werden.

Nur ein Kuriosum noch zum Schluß. Weil es der prächtige gemüthvolle Fedor v. Zobeltitz ist, der Dichter von „Ohne Geläut“, dem Schauspiel im Sudermannschen Stil, aber ohne Sudermannsche Phrase und Pose, das vor zwei Jahren im „Lessing-Theater“ einen so berechtigten Erfolg erzielte. Er hat demselben Theater jetzt ein Lustspiel bescheert und es bedeutete eine Ueberraschung, weil es eine Enttäuschung brachte. Daß er Humorist ist, das mußten wir aus seinen Novellen und Skizzen. Nun schrieb er ein Lustspiel. Warum auch nicht. Aber „Der Thron seiner Väter“ geht um den eigentlichen Stoff herum, der darin lag, daß ein preußischer Gardelieutenant plötzlich auf den „Thron“ eines drei Quadratmeilen großen Duodezstaatchens berufen wird. Wie das auf ihn wirkt, ihn vorübergehend wandelt — fürwahr ein prächtiger echter Lustspielstoff. Aber was wir zu sehen und zu hören bekamen, das waren die allerbilligsten und allernächstliegenden Witze über Kleinstaaterei und daneben eine simple doppelte Heirathsgeschichte in der Schwankmanier der Moser und Schönthan und Kadelburg. Das echte Lustspiel höheren Stils blieb ungeschrieben. Schade!

Berlin, im Februar. J. Norden.



Druckfehlerberichtigung.

Im IV. Kunstbrief lies auf Seite 36. Z. 11 v. o. Kultus statt Kulman und auf Seite 38. Z. 11 v. o. Theorie statt Poesie.



Litterärische Umschau.

Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so allgemein verbreitete Sitte in ausführlichen Tagebüchern die täglichen Erlebnisse und Erfahrungen genau aufzuzeichnen, seine Fehler und Schwächen sorgfältig anzumerken und die moralischen Fortschritte des eigenen Ich ebenso wie die oft genug zu beklagenden Fehltritte peinlich abzuwägen, ist mit Recht längst aus der Mode gekommen. Die bei einer solchen Buchführung über die eigene Persönlichkeit stets unvermerkt sich einschleichende Selbstspiegelung, Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit wirken auf den Charakter der Schreibenden meist nur schädlich. Dagegen ist es eine alte wahlberechtigte Neigung ernster Geister ihre Lebenserfahrungen und ihre Gedanken über die mannigfaltigen Erscheinungen und Wechselfälle des Lebens in späteren Jahren aphoristisch aufzuzeichnen. In solchen geistreichen, anregenden, scharfsinnigen Reflexionen haben die Franzosen seit Pascal Vorzügliches geleistet und sind darin wahre Meister. Auch in Deutschland herrschte am Ende des XVIII. Jahrhunderts große Vorliebe für solche scharf zugespitzte, paradoxe Aphorismen. Novalis Fragmente sind das glänzendste Beispiel für diese Art schriftstellerischer Production. Den ganzen Reichthum seiner großen Lebens- und Welterfahrung hat dann Goethe in seinen Sprüchen, Reflexionen und Maximen niedergelegt, deren Inhalt wahrhaft unerschöpflich ist. Hinter diesen fast alle Gebiete des Lebens, die Religion allein ausgenommen, berührenden Aussprüchen des großen Meisters stehen natürlich alle späteren Veröffentlichungen ähnlicher Art weit zurück. Aber auch nachher sind doch nicht wenige feine und tiefe

Gedanken aus den eigenen Erfahrungen von lebenskundigen Männern und Frauen aufgezeichnet worden. Und selbst in der Gegenwart, in der das innere Leben so verflacht ist und das Wesen und Treiben der Menschen immer mehr veräußerlicht, fehlt es erfreulicher Weise doch nicht an Persönlichkeiten, welche in die Tiefe des Lebens blicken und das, was sie erschaut, innerlich erlebt und erfahren haben, in mehr oder weniger zusammenhängender Form aussprechen. Dahin gehören z. B. die Aphorismen des pseudonymen L. Robert, der Frau Dora Duncker Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches, die Schrift: Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers u. a. Ihnen reiht sich das jüngst erschienene Buch von Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens*) an. Der Text des Lebens ist für die meisten Menschen derselbe, aber viele bringen es zu keinem rechten Verständniß darin, andere kommen nicht über das Buchstabiren hinaus, viele endlich achten auf ihn gar nicht. Aber auch unter denen, welche sich mit Ernst und Eifer in ihn vertiefen, herrscht große Mannigfaltigkeit der Auffassung und des Verstehens, denn jeder liest in diesem Texte trotz allgemeiner Uebereinstimmung doch nach der Individualität Verschiedenes. W. Münch ist Provinzial-Schulrath in Coblenz und der Schulmann ist an manchen Stellen leicht zu erkennen; Gedanken, Beobachtungen und Reflexionen der mannigfachsten Art sind es, welche er uns in seinem Buche bietet. Es ist ein feiner Beobachter, ein Mann von durchgebildetem Charakter und wahrhaft humanem Sinn, der aus diesen Blättern zu uns spricht, wir hören ihm gerne zu, auch wo wir anderer Ansicht sind als er. Für die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Nationen hat Münch einen scharfen und doch wohlwollenden Blick und die dunkeln Schattenseiten des Lebens der Gegenwart entgehen ihm nicht. Aber er ist nicht ein herber Kritiker und bitterer Moralist, sondern durchweg ein wohlwollender Warner und freundlicher Mahner, überall aber zeigt er einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Münch hat viel beobachtet, viel erfahren, viel gedacht und die vorliegenden Anmerkungen sind gewiß nur ein Theil dessen, was er im Texte des Lebens gelesen. Daß nicht alles in dem Buch

*) Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 3 M.

von gleichem Werth ist, versteht sich von selbst, aber das Gute und Beherzigenswerthe überwiegt bei weitem. Auf das Einzelne näher einzugehen ist unmöglich, Sammlungen von Gedanken wie diese Anmerkungen wollen in Pausen gelesen und bedacht werden; mögen sie viele Leser finden.

Die Tage der Jubelfeier des großen Krieges von 1870 und 1871 sind nun vorüber; eine große Anzahl von mehr oder weniger werthvollen Festschriften haben den ganzen Krieg und die Aufrichtung des deutschen Reiches behandelt, andere die einzelnen hervorragenden Ereignisse dargestellt. Eine beachtenswerthe Ergänzung zu dieser Litteratur bildet das jüngst erschienene Buch: Das Deutsche Reich 1871—1891*). Es ist eine ganz objective Zusammenstellung der Thatsachen, ohne hinzugefügte Urtheile und Reflexionen, gewissermaßen vom Standpunkt der Regierung aus; daß aber keine einseitige Verherrlichung des neuen Kurses darin beabsichtigt ist, lehrt die Widmung des Buches an den Fürsten Bismarck auf's deutlichste. Vorausgeschickt sind dem Ganzen die bekannten, für alle Zeit denkwürdigen 191 Kriegsdepeschen. Aus dem reichen Inhalt der letzten 25 Jahre sind natürlich nur die wichtigern und zwar für die Folgezeit irgendwie bedeutsamen Ereignisse hervorgehoben und berichtet. Die ersten zehn Jahre bis 1881 werden kürzer, die späteren immer ausführlicher, am eingehendsten die letzten fünf Jahre seit dem Sturze des Fürsten Bismarck behandelt; dieser letzte Abschnitt ist die erste übersichtliche Darstellung der inneren und äußeren Politik des deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelms II. eigener Leitung. Die Darstellung ist auch hier rein sachlich und sucht volle Objectivität zu bewahren, was bei der Berichterstattung über die vielen Verkehrtheiten des Caprivischen Regiments allerdings nur mit Mühe gelingt. Das Buch ist durch seine Sachlichkeit und Zuverlässigkeit zur Orientirung sehr geeignet und ein treffliches Hülfsmittel zum Nachschlagen; leider fehlt ein Register, das die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich erhöht und vermehrt hätte.

Höchst interessante Einblicke in das geistige Leben und die sittlichen Anschauungen des deutschen Bauernstandes, vorzugsweise

*) Berlin, R. von Deckers Verlag. 2 M.

in Mitteldeutschland, gewährt eine Schrift, welche unter dem unscheinbaren Titel: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre von einem thüringischen Landpfarrer*), unlängst in dritter Auflage erschienen ist und die sorgfältigste Beachtung Aller verdient, die sich für die Erhaltung und das Gedeihen dieser wichtigsten Bevölkerungsklasse des Staates interessiren. Der Verfasser hat sich nicht genannt, es ist aber bekannt, daß Dr. Hermann Gebhardt, Pfarrer zu Molschleben in Thüringen der Autor des Buches ist; er schöpft seine Mittheilungen aus einer langjährigen Erfahrung und genauer Beobachtung und was er berichtet, hat Anspruch auf volle Zuverlässigkeit. Gebhardt meint selbst, der richtigere Titel des Buches würde sein: Glaube und Sitte auf dem Lande und darin hat er gewiß Recht, denn schon rein kulturgeschichtlich betrachtet bietet das Buch eine Fülle von wichtigem und lehrreichem Material. Des Verfassers Absicht ist freilich eine viel höhere, nämlich die Umwandlungen, den Wechsel in den religiösen und sittlichen Anschauungen und Lebensformen des Bauernstandes während der letzten zwei Menschenalter und die Rückwirkung dieser Veränderungen auf das Verhalten des Landvolkes zur Kirche darzulegen. Er behandelt seinen Stoff vom positiv kirchlichen Standpunkt aus, und von diesem allein war es möglich die Dinge richtig zu würdigen, aber milde und weitherzig. So ist z. B. vortrefflich, was er über die frühere Kirchlichkeit in den Gemeinden und die Ursachen des Verschwindens derselben in der Gegenwart sagt; er hebt die Vorzüge der früheren Zustände auf dem Lande nachdrücklich, oft wehmüthig hervor, verkennt aber auch die mancherlei Fortschritte und besseren Erscheinungen in der Gegenwart nicht. Da die Schrift ursprünglich zum Vortrage auf einer Konferenz von Amtsgenossen bestimmt war, so hat Gebhardt den Stoff in etwas eigenthümlich theologischer Weise nach den drei Glaubensartikeln gruppirt, wodurch dann die Hauptmasse derselben unter dem dritten behandelt wird; eine andere Eintheilung nach rein sachlichen Gesichtspunkten wäre wohl zweckmäßiger und für die Uebersichtlichkeit förderlicher gewesen. Doch die Hauptsache ist und bleibt der Inhalt und man freut sich immer wieder der reicher Be-

---

*) Gotha, Gustav Schloeßmann. 3 M. 50.

lehrung, die das Buch bietet. Der Verfasser hat einen sehr feinen Sinn für das Volksthümliche und führt den Leser aufs lebendigste in den Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Volkes ein, ihm liegt alle Schönfärberei gänzlich fern, er lächelt über die Salonbauern in den Dorfgeschichten, aber er hebt auch das Urwüchsige, Kräftige, in besten Sinn Conservative in der Bauernnatur hervor. Man darf übrigens bei der Lectüre des trefflichen Buches nicht außer Acht lassen, daß es die Verhältnisse in einem bestimmten Gebiete Deutschlands sind, welche uns darin vorgeführt werden. Mögen auch einige Erscheinungen, wie die Ausbreitung des Unglaubens von den Städten auf die Dörfer, die Auflösung der Familienbande, die Steigerung der Unsittlichkeit überall gleich oder ähnlich sein, so sind die Zustände der Landbevölkerung in Pommern oder Ostpreußen von denen in Thüringen unzweifelhaft sehr verschieden und ebenso wieder die in der Rheinprovinz und Würtemberg. Gebhardt kommt schließlich zu dem betrübenden Resultat, daß der Niedergang des kirchlichen Lebens auf dem Lande unverkennbar sei. Die Vorschläge, die er zur Abhülfe dieses Nothstandes macht, sind wohldurchdacht, maßvoll und beherzigenswerth; am meisten erwartet er von einer ernsten, allgemein durchgeführten Kirchenzucht und der früher oder später sicherlich eintretenden Trennung der Kirche vom Staat. Gebhardts Schrift ist kein Buch für junge Mädchen und zartfühlende Seelen, aber ernsten Männern kann es nur aufs wärmste empfohlen werden, möge es namentlich von recht vielen unserer Pastoren gelesen werden. Zum Schluß können wir einen Wunsch nicht unterdrücken. Möchten sich doch erfahrene, unbefangene und mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete Männer unter unserer Geistlichkeit finden, welche durch längere Amtsthätigkeit und Seelsorge mit den religiösen und sittlichen Anschauungen der lettischen und estnischen Landbevölkerung unserer Provinzen vertraut, sich an die Aufgabe machen eine ähnliche Zusammenstellung, wie Gebhardt es für Thüringen gethan, über unsern Bauernstand zu veranstalten und zu veröffentlichen. Solche Schriften würden nicht nur praktisch von nicht geringer Bedeutung, sondern auch kulturgeschichtlich von großem Werthe sein.

Die klassische Bildung, die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums wird, das läßt sich leider nicht verkennen, in

der Gegenwart immer mehr zurückgedrängt und die Beschäftigung mit den Geisteswerken der Alten nach der Gymnasialzeit wird in den Kreisen der Laien stets seltener; was vollends in der Tagespresse für grobe Unkenntniß in Bezug auf das klassische Alterthum hervortritt, ist geradezu erstaunlich. Anspielungen auf bekannte Verse und Sprüche der antiken Autoren, die früher sogleich verstanden wurden, bedürfen heute der Erklärung und Uebersetzung und die Bekanntschaft auch nur mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Poesie ist außerhalb des engen Kreises der Fachgelehrten höchst gering; viele zählen sich heute zu den Gebildeten, die nie eine Tragoedie des Sophokles in der Uebersetzung, geschweige denn im Original gelesen haben. Den Ursachen des Niederganges der klassischen Bildung nachzugehen, würde uns hier zu weit führen. Die ganze gegenwärtig in der Litteratur herrschende Richtung, der rohe Naturalismus, das grobe Kopiren der gemeinen Wirklichkeit wären garnicht möglich, wenn unter den Gebildeten eine, wenn auch noch so dunkle Erinnerung an die in der antiken Litteratur unvergänglich fortlebende Welt der Schönheit vorhanden wäre. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen durch eine geschichtliche Darstellung der antiken Poesie und Litteratur überhaupt in gemeinverständlicher Form weiteren Kreisen wieder das Verständniß der herrlichen Werke des Alterthums zu vermitteln. Den ersten Versuch dieser Art hat in neuerer Zeit Jakob Mähly, der selbst Philologe den gewaltigen Stoff mit voller Sachkenntniß behandelt, gemacht. Da er aber die gesammte Litteratur der Griechen und Römer in zwei kleinen Bänden darstellt, so konnte er nur selten auf die einzelnen Werke der Schriftsteller näher eingehen und mußte sich oft mit Andeutungen begnügen; trotzdem ist sein Buch eine sehr empfehlenswerthe Lektüre. Gegenwärtig liegt ein neuer Versuch, mit engerer Begrenzung des Stoffes vor: E. Kroker, Geschichte der griechischen Litteratur*) von der bis jetzt der erste Band erschienen ist. Das Buch, von handlichem Format, ist äußerlich vortrefflich ausgestattet. Dieser erste Band reicht von den Anfängen der griechischen Poesie bis zur neuen Komödie. Das Werk, ganz populär gehalten, ist wohl dazu geeignet, des Griechischen

*) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 80.

unkundige gebildete Laien in den Tempel der hellenischen Dichtung einzuführen; daß Fachkenner dieses und jenes im Einzelnen auszusetzen haben und manches vermissen werden, kommt für den Zweck des Buches nicht viel in Betracht. Als einen wirklichen Mangel desselben betrachten wir es, daß nicht einleitungsweise eine Charakteristik des hellenischen Volkscharakters und namentlich der griechischen Sprache gegeben worden ist; auch eine kurze Uebersicht über das Wesen und die Beschaffenheit der griechischen Musik vermißt man sehr. Bei Homer ist ferner vom Epos und epischen Gedichten viel die Rede, ohne daß doch eine klare Begriffsbestimmung von beiden gegeben würde; es hätte gerade in diesem Kapitel das Wesen des Epos, wenn auch nur in Kürze, entwickelt werden sollen. Bei der Besprechung der Dramen der drei großen Tragiker wird oft mehr, als uns berechtigt erscheint, vom modernen Standpunkt aus geurtheilt. Aber mag man auch in verschiedenen Punkten und manchen Einzelheiten vom Verfasser abweichender Ansicht sein, das Buch verdient doch allen Gebildeten zur Lektüre warm empfohlen zu werden; wer es aufmerksam und mit rechtem Interesse liest, den wird daraus ein Hauch hellenischen Schönheit anwehen und berühren. Die Inhaltsübersichten der epischen Gedichte und der Dramen sind ja zur Bekanntmachung mit dem Gegenstande ganz zweckmäßig, aber sie können nur zu leicht die Vorstellung erwecken, daß man dadurch hinlänglich mit den Dichtungen bekannt geworden sei und sie selbst nicht mehr zu lesen braucht. Das wäre aber ein großer und gefährlicher Irrthum, denn erst durch die dichterische Behandlung wird der poetische Stoff zum Gedicht. Die rechte Wirkung einer Litteraturgeschichte soll die sein, daß der Leser durch sie angeregt wird sich mit den Dichtungen selbst bekannt zu machen. Bei den Werken der Alten wird der der Sprache nichtkundige Laie zu Uebersetzungen greifen; leider sind nicht wenige von diesen so schwerfällig und hart, daß sie eher abschrecken als anziehen. Namentlich die Nachbildung der kunstvollen Chorlieder bereitet den Uebersetzern unüberwindliche Schwierigkeiten, da die Wiedergabe der Versmaße im Deutschen unmöglich ist und nur zu unnatürlichen Wortbildungen und ungewöhnlichen Wortformen führt. Der Versuch die griechischen Dramen in modernisirter Form zu übertragen, namentlich die

Chorlieder in ganz freien gereimten Strophen wiederzugeben, wie ihn Gravenhorst, O. Marbach, L. Klug und andere gemacht haben, bringt die Dramen dem modernen Sinn allerdings viel näher, beeinträchtigt aber den Charakter der antiken Werke doch gar zu sehr. Eine soeben erschienene neue Uebersetzung der Tragödien des Sophokles von Oskar Hubatsch*) schlägt einen Mittelweg ein. Hubatsch hat den griechischen Trimeter mit dem uns geläufigen fünffüßigen Jambus vertauscht und wendet in den Chorgesängen außer Daktylen und Anapaesten nur Jamben und Trochäen statt der im Deutschen kaum oder garnicht wiederzugebenden schwierigen Versmaße an. Der fünffüßige Jambus bringt den Dialog uns allerdings näher und macht ihn weniger feierlich als der Trimeter es für uns thut; aber manchmal scheint uns in der Uebersetzung dadurch doch viel von der Würde und Hoheit des Originals verloren zu gehen, so z. B. in dem berühmten Monolog des Ajax. In der Uebertragung der Chorlieder hat Hubatsch sehr Anerkennenswerthes geleistet; wer freilich das Original kennt, dem wird die Uebersetzung doch nicht immer ganz genügen, so z. B. die des wundervollen dritten Chorgesanges von den ungeschriebenen Gesetzen im König Oedipus. Aber wir wollen nicht ungerecht sein; eine Uebersetzung, die ebenso treu wie gut deutsch und zugleich wahrhaft poetisch ist, wird es kaum jemals geben. Hubatsch Uebertragung hat große Vorzüge vor allen bisherigen Verdeutschungen des Sophokles. Knappe, aber genügende Einleitungen zu jedem Drama sowie kurze Anmerkungen erleichtern das Verständniß. Wir wünschen Hubatsch Arbeit weite Verbreitung.

Unter dem originellen Titel: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute**) ist kürzlich eine ganz eigenartige Gedichtsammlung in dritter vermehrter Auflage erschienen. Der Herausgeber ist der durch seine Schrift: Allerlei Sprachdummheiten in weiten Kreisen bekannt gewordene Dr. Gustav Wustmann, der strenge Wächter deutscher Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit. Der Zweck des Buches ist die zur Zeit der Großväter und Väter

---

*) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen u. Klasing. 4 M.

**) Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow, geb. 6 M. 50 Pf.

der jetzt lebenden Generation bekannten und beliebten Fabeln, Erzählungen, Lieder und Opernarien in einer vollständigen Sammlung der Gegenwart wieder in Erinnerung zu bringen. In einem stattlichen Bande hat man hier nun alle jene Gedichte beisammen, deren nicht wenige einem noch aus der eigenen Jugendzeit wohl bekannt sind, da fehlt weder „Johann der muntere Seifensieder" noch „der grüne Esel", weder „der kleine Töffel", noch „die zwei Hunde", weder „die Tabakspfeife" noch „Unten und oben". Die alten Lieder „Komm, lieber Mai", „Wer wollte sich mit Grillen plagen", „Guter Mond, du gehst so stille", „Als ich noch im Flügelkleide", „Willkommen, o seliger Abend" und so viele andere finden sich alle hier; Dr. Eisenbart fehlt ebenso wenig wie „Es kann ja nicht immer so bleiben" oder „Wir winden dir den Jungfernkranz". Nicht ohne eine Gefühl der Rührung vergegenwärtigt man sich beim Lesen und Durchblättern des Buches die Freude und das Behagen, das Großvater und Großmutter einst an diesen einfachen Liedern und Fabeln gehabt haben; wie fern liegt die Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind und in der sie frohen und traurigen Wiederhall fanden, uns Heutigen! Wie einfach und, von äußern Ereignissen unberührt, wie behaglich und jeder Empfindung freien Spielraum gewährend war doch das deutsche Leben bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, wie naiv gab man sich dem frohen Gefühle des Daseins hin und wie überschwänglich war man in der Trauer und im Schmerz! Natur, Liebe, Freundschaft, Wein, Streben nach allgemeiner Menschenbeglückung — das sind die bewegenden Mächte, die ausschließlichen Interessen der Menschen jener Zeit. Beim Versenken in die Gedichte dieser Sammlung überkommt einen manchmal die Sehnsucht aus der Zerrissenheit, dem Parteihader, den wilden Interessenkämpfen, dem Materialismus des Lebens in der Gegenwart sich hinauszuflüchten in die glücklichen Tage jener Großvaterzeit, die uns wie das Paradies der Kindheit erscheint, und man vergißt momentan die dunklen Schatten, die auch auf jener Zeit lasteten. Seit der Zeit Napoleonischen Druckes wird der Ton etwas anders, Vaterland und Freiheit gewinnen auch einen Raum im Bewußtsein der Menschen, aber im Ganzen bleibt die alte Gemüthlichkeit und dauert in den Kreisen des Mittelstandes neben den neuen starken

Strömungen bis 1840 fort. Der eigentliche Zweck der vorliegenden Sammlung ist nicht der aesthetische, sondern der kulturgeschichtliche und litterärhistorische, das darf man bei der Lektüre nie aus den Augen lassen, der Herausgeber hat die Gedichte stets in ihrem ältesten und zuverläßigstem Texte gegeben und Anmerkungen hinzugefügt, die litterärische und biographische Notizen enthalten. Daß trotz des Reichthums der Sammlung man doch dieses oder jenes Gedicht vermißt, wird keinen Sachkundigen wundern, so fehlt z. B. „Weint, ach weint, ihr süßen Herrchen“ ebenso wie „Schön ist's unter freiem Himmel“, auch Boyens einst viel gesungenes Lied „Des Preußen Losung ist die Drei“ vermissen wir ungern. Daß diese Sammlung schon drei Auflagen erlebt hat, kann nur mit Genugthuung erfüllen und beweist, daß in nicht wenigen Kreisen doch noch etwas von dem Geist und Sinn der alten Zeit fortlebt. Die Ausstattung des Buches ist so vorzüglich, wie man sie von der Verlagsbuchhandlung erwartet. Möge es zu den alten noch viele neue Leser gewinnen, das wünschen wir von Herzen.

Während in Skandinavien, namentlich in Norwegen, der moderne Naturalismus seine üppigsten Blüthen treibt und immer neue Autoren und Werke hervortreten, die sich in unnatürlicher Verzerrung der menschlichen Natur, in der Schilderung des Widerwärtigen und Häßlichen überbieten, hält sich Dänemark freier von diesen Auswüchsen einer verderbten und entarteten Kultur. Zwar fehlt es auch da nicht an eifrigen Verkündigern des modernen Evangeliums, daß das Häßliche und Unsittliche der eigentliche Gegenstand der Poesie sei, aber ihnen stehen Männer gegenüber, die in ihren Werken das Schöne und das Ideale zur Darstellung bringen. Zu ihnen gehört ganz besonders Professor Henrik Scharling in Kopenhagen, der unter dem Namen Nikolai schreibt und dessen Erzählungen bei seinen Landsleuten mit Recht lebhafte Anerkennung gefunden haben. Die prächtige, an echter Komik reiche, von liebenswürdigem Humor erfüllte Erzählung: „Zur Neujahrszeit im Pastorat von Nöddebo“ und noch mehr das reizende Buch: „Meine Frau und ich“, dessen einfach naive Charaktere mit feiner Anmuth gezeichnet sind und das von einem köstlichen Humor durchweht ist, haben, ins Deutsche übersetzt, weithin Anklang und freundliche Auf-

nahme gefunden. Zu ihnen gesellt sich nun die deutsche Uebersetzung eines allerdings schon vor längerer Zeit von Henrik Scharling verfaßten dritten Buches: Junge Helden. Uffe Hjälms und Palle Löwes Thaten. Autorisierte freie Uebersetzung aus dem Dänischen von P. J. Willatzen*). Es wird darin die Entwickelung zweier in demselben Hause wohnender Jünglinge von ganz verschiedenem Charakteren geschildert. Der eine, Uffe Hjälm, der Sohn eines mit der Zeit, mit seinem Volke und allen Menschen zerfallenen, in seiner Familie despotischen Obersten, ist ein dumpf dahinbrütender, schwerfälliger, nie den Ausdruck für seine Gedanken findender Junge, der sich von Allen hin und her schieben läßt, während der andere Palle Löwe, der Sohn eines Großhändlers, redefertig, gewandt, früh entwickelt, in seiner Familie vergöttert, allgemein beliebt, ein eifriger Politiker und ein begeisterter Anhänger der Freiheit ist. Diese beiden so verschieden gearteten Naturen sind von Kindheit an gute Freunde und Uffe steht natürlich fortwährend unter Palles Einfluß. Sehr schön ist die Schilderung, wie durch die Liebe zur schönen Inez zuerst eine Wandlung in Uffes schlaffem träge sich dahinschleppendem Wesen eintritt, seine Neigung endet mit bitterer Enttäuschung, das bestimmt ihn als Freiwilliger am Kampf gegen Schleswig-Holstein theilzunehmen. Im Krieg erwacht nun das bis dahin schlummernde geistige Leben in ihm vollständig, [illegible] findet endlich sich selbst und vollbringt heldenhafte Thaten. Diese Charakterentwicklung ist ganz im Geiste des alten Nordens, ja sie ist urgermanisch, wo die jungen Helden auch dumpf dahinleben, bis der Kampf ihre Seele erweckt. Palle geht auch als Freiwilliger in den Krieg, erweist sich aber natürlich als jämmerlicher Poltron. Die Darstellung ist etwas breit, wenn auch nicht ermüdend, an Humor fehlt es auch in diesem Buche nicht, doch tritt er hier mehr zurück. Die meisten der auftretenden Personen sind vortrefflich gezeichnet, so besonders Tante Malene, Kapitän Roslin, der Großhändler Löwe u. a. Trotz allem Schönen, das es enthält, macht dieses Buch auf nichtdänische Leser doch nicht den rein befriedigenden Eindruck wie die früheren. Der Verfasser wendet

*) Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger. 6 M.

sich darin sehr entschieden gegen die Kopenhagener Demokratie und ihre liberalen Phrasen und andrerseits betrachtet er die Erhebung Schleswig-Holsteins und den gegen die Herzogthümer geführten Krieg selbstverständlich ganz vom dänischen Standpunkt; die Gegner siegen immer nur durch ihre große Mehrzahl und die Dänen sind ihnen an Tapferkeit weit überlegen. Deutsche Leser werden das dem Verfasser zu gute halten, da seine Landsleute sich damals, 1847–1850, und ebenso 1864 wirklich tapfer geschlagen haben, aber besonderes Vergnügen können ihnen diese Schilderungen natürlich nicht bereiten, ebenso wenig wie die Karikirung der Schleswig-Holsteinischen Freischärler. In Dänemark muß, beiläufig bemerkt, das Avancement ein viel rascheres und leichteres sein als anderswo, denn Uffe, der im Frühling 1848 als Freiwilliger in das Heer eintrit, kehrt 1851 als General nach Kopenhagen zurück. Im Uebrigen gewährt auch diese Erzählung Scharlings vielen Genuß, besonders durch die psychologische Feinheit der Charakterentwickelung.

Eine eigenthümliche litterärische Erscheinung ist Phalaena, Die Leiden eines Buches von Karl Weitbrecht*). Phalaena, d. h. Nachtfalter ist der Titel der letzten Gedichtsammlung von Paul Wickram, einem Manne, der allen Druck und alle Noth des Lebens zur Genüge erfahren hat und im Alter völlig vereinsamt ist. Ein Exemplar dieser Gedichtsammlung kommt nun auch in den Buchladen der Stadt, wo Wickram lebt. Es wird an verschiedene Kunden zur Ansicht verschickt, kehrt aber in Folge der verschiedenartigsten ungünstigen Umstände immer wieder zum Buchhändler zurück. Wie es dazu kommt, wird in einer Reihe novellistischer Schilderungen erzählt. Zuletzt findet der alte Dichter in der Tochter einer Jugendgeliebten doch eine verständnißvolle Freundin und Verehrerin seiner Muse und zugleich einen Trost in seinen alten Tagen. Mit seinem Hinscheiden schließt das Buch. Es waltet darin ein schalkhafter echt schwäbischer Humor, auch an ergötzlichen Persönlichkeiten fehlt es nicht, der ernste Grundgedanke des Ganzen tritt dadurch nur heller ins Licht. Man freut sich heutzutage immer, wenn man einem idealgerichteten

*) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Ko. 2 M. 50.

Schriftsteller begegnet. Das anspruchslose Büchlein hat sich schon manche Freunde erworben, wie die vorliegende zweite Auflage beweist; mögen ihr noch weitere folgen. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Steffen, Gustav F. In der Fünfmillionenstadt. Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersetzt von O. Reyher. (Leipzig. Peter Hobbing. 1895.)

Turquan, Joseph. Die Generalin Bonaparte. Uebertragen u. bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. 4 Aufl. (Leipzig. Schmidt u. Günther. 1896.)

Hellgren, Olof. Aus den Memoiren eines Laubfrosches. (Glarus und Leipzig. Babette Vogel. 1896.)

Ruland, Wilhelm. Riviera. (Ebendselbst.)



Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

April 1896.



Dr. G. J. v. Schultz-Bertram.

Biographisch-litterärische Skizze von Ella v. Schultz-Adaïewsky.

„Der Biograph Ihres Herrn Vaters müßte ebenso vielseitig sein, wie er selbst es war; um nur eins anzuführen, er müßte ebenso gut ehstnisch wie deutsch verstehen, um ihn als bilingualen Dichter beurtheilen zu können;" — so äußerte sich vor einigen Jahren der geehrte Präsident der ehstnischen gelehrten Gesellschaft Professor Leo Meyer, als die Frage besprochen wurde, die sich manche Freunde Dr. Bertrams schon gestellt, warum doch bisher keine einzige Biographie, ja nicht einmal ein etwas ausführlicherer Nekrolog erschienen sei. In der That mag jener Umstand wohl eine der Ursachen gewesen sein, weshalb, obgleich schon zwanzig Jahre seit seinem Tode vergangen, kein eingehenderer Nachruf das Leben und Wirken meines Vaters näher beleuchtet, ihn seinen Landsleuten wieder in's Gedächtniß zurückgerufen hat.

Wohl wird jetzt die Frage um so berechtigter erscheinen, wie eine Aufgabe, die als besonders schwierig von kompetenter Seite dargestellt wurde, in Angriff genommen werden konnte von Jemand, der nicht allein die wenigst geeignete Kraft war, um meinem Vater auf allen Gebieten seines Wissens und Könnens gerecht zu werden, sondern deren subjektive Auffassung auch der unbefangenen Beurtheilung des Gegenstandes oft hinderlich in den Weg treten mußte. Dazu kommen noch die materiellen Schwierigkeiten, mit denen der Biograph meines Vaters zu kämpfen hat, da letzterer, wie es oft

geniale Leute zu thun pflegen, keinerlei Maßregeln getroffen, um eine solche Arbeit zu erleichtern. Er hat seine Manuskripte oft hierhin und dorthin versandt, ohne Abschrift zu nehmen oder die Sendung zu notiren. Er sagt selbst in einem Briefe an seine Mutter, daß es ihm unmöglich sein würde, eine vollständige Liste seiner Arbeiten aufzustellen; die Abhandlungen und Aufsätze, die er in Zeitschriften veröffentlicht, zählten nach Tausenden, deren geringster Theil von ihm notirt oder im Abzuge vorhanden wäre.

Man hat meinen Vater einen „geistigen Verschwender" genannt, ein Vorwurf, der nicht ganz ohne Berechtigung war; doch ist er ihm am häufigsten gerade von denjenigen gemacht worden, die seine gesellschaftlichen Talente am meisten in Anspruch nahmen.

In dem Vorwort zu den „Petersliedern" geschieht der Angewohnheit Peter des Großen Erwähnung, Eicheln, die er immer vorräthig in der Tasche trug, auf seinen Spaziergängen in die Erde zu versenken. Aehnlich verfuhr mein Vater mit den Eingebungen seiner unerschöpflichen Phantasie und mit den Gedankenkörnern aus dem bei ihm aufgespeicherten Vorrath an Kenntnissen. Wohin er kam, verstreute er sie, mit dem Bewußtsein sich zufrieden gebend, daß, was er so gepflanzt, doch einmal aufgehen und Früchte tragen würde, — „einerlei in wessen Garten."

Wenn ich nun, trotz aller Bedenken, die in mir aufsteigen mußten, der freundlichen Aufforderung des Redakteurs der „Balt. Monatsschrift", eine litterärisch-biographische Skizze meines Vaters zu schreiben, entgegenkam und mich entschloß für die „Baltische Monatsschrift", die so oft Beiträge meines Vaters veröffentlicht hat, eine solche Skizze zu schreiben, so ist es mit dem vollkommenen Bewußtsein der Unzulänglichkeit derselben geschehen. Es ist eben eine Skizze nur, eine Andeutung des litterärisch-biographischen Materials, das sich einem würdigeren Biographen meines Vaters darbieten könnte und welches ich in eine einigermaßen übersichtliche, wenn auch lückenhafte Ordnung zu bringen, mir angelegen sein ließ.

Möchte diese Skizze dazu dienen, das Bild meines Vaters, seinen noch lebenden Zeitgenossen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, der jüngern Generation aber Kenntniß zu geben von einem vaterländischen Schriftsteller, dessen Werke die Liebe zur

heimathlichen Scholle wie ein rother Faden durchzieht. Namentlich in seinen „Baltischen Skizzen" führt er „Jungliyland" ein wahrheitsgetreues Bild von „Altlivland", wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand, wie in einem Spiegel vor die Augen, mit all seinen prächtigen Tugenden und liebenswerthen Eigenschaften, seinen originellen charaktervollen Gestalten, seiner edlen Gastfreundschaft, seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner guten, alten Sitte, ohne jedoch zu verschweigen, was die alte Zeit auch an obsoleten Anschauungen und eingewurzelten Mißbräuchen mit sich führte und was, da echte Liebe nicht ohne Strenge denkbar ist, er seiner lieben alten Heimath geradeheraus zu sagen für eines Sohnes Pflicht hielt, von dem heißen Wunsche beseelt, daß es ihr zum Wohle gereichen möge.

* * *

Mein Vater erzählt im ersten Kapitel der Baltischen Skizzen, wie er in einer stürmischen Nacht, auf hoher See, an Bord eines finnischen Einmasters, zur Welt gekommen; wie eine Waschschaale, die zu unrechter Zeit in Stücke ging, ihn um die Erbschaft einer Tante gebracht und wie durch sein eigenes rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schiffe, welches dreizehn Personen trug, der Muth der Mannschaft gehoben, einer alten Dame, die man eben als Dreizehnte über Bord werfen wollte, das Leben gerettet wurde und er selbst einen fürstlichen Taufpathen erhielt.

An dieser Ueberlieferung hielten wir Kinder fest, denn der beste Beweis, daß sie Wahrheit und nicht Dichtung, stand vor uns, wenn auch nicht in Fleisch und Bein, so doch in Bein, d. h. in Gestalt eines aus Horn geschnitzten Spielzeugs, welches die Millionentante meinem Vater als Entschädigung in die Wiege gelegt haben sollte und welchem die Ehre einer genauen Personalbeschreibung in demselben Kapitel zu Theil wird. Ich meine den „Putzemann", das kleine schwarze Ungeheuer mit blanken Augen, grinzendem Munde und negerartig gekräuselter Perrücke — welches auf einer Magnetspitze stehend die unheimliche Eigenschaft besaß, sich an allen eisernen Geländern und Gegenständen anzuklammern. Es machte uns Kindern einen tiefen Eindruck, wenn das „Putzemännchen" aus der Familientruhe herausgeholt wurde, wo es an

Stelle der fehlenden Millionen nun bereits gegen hundert Jahre als eine Art Fetisch, Palladium, Schutzgeist, pietätvoll aufbewahrt wird.

Oft hatte mein Urgroßvater, so erzählte meine Vatersschwester, — das Spielzeug seinen Enkeln zur Belustigung gezeigt und den Putzemann seine Kunststücke ausführen lassen. Das Dichtergemüth meines Vaters, durch diese außerordentliche Erscheinung angeregt, wurde durch dieselbe in späteren Jahren zu einem Kindermärchen, „die Krabbelasche", begeistert, welches manches Kinderherz erheitert und manchem kleinen Patienten in der Krankenstube die Zeit vertreiben und die Schmerzen vergessen half — ist das nicht eine Million werth?

Außer diesen beiden Thatsachen aber, — dem vorhandenen Putzemann und der fehlenden Million, welchen noch, — wie aus dem Taufzeugniß meines Vaters zu ersehen — der fürstliche Pathe*) beizufügen wäre, — sind die in den Baltischen Skizzen angeführten Begebenheiten bei der Geburt meines Vaters Erzeugnisse seiner poetischen Phantasie.

In Wahrheit und nach dem Kirchenbuche erblickte mein Vater das Licht der Welt am 22. Septbr. 1808 auf festem Lande und zwar auf dem Revalschen Domfelsen, in dem Pastorate der Ritter- und Domkirche.

Sein Vater, Christian Timotheus Schultz, der, wie es auch sein Vater schon gewesen, Oberpastor an der Domkirche war, entstammte einem alten Predigergeschlecht, welches seit der im Jahre 1681 erfolgten Einwanderung des Theologen Georg Schultz (gebürtig aus Parchim in Mecklenburg, nachmaligen Pastors zu Röthel und Propst**) eine ununterbrochene Reihe von Predigern aufweist, so daß ein lebendes Mitglied der Familie,

---

*) Peter Friedrich Georg von Holstein-Oldenburg, 1808 Generalgouverneur von Ehstland.

**) Georg Sch. aus Parchim, geb. 1653 † 1710, stud. zu Jena, Prediger zu Röthel, später Propst. — Georg Friedrich Sch., geb. 1689, † ? stud. in Halle, Prediger zu Pönal in Ehstland. — Johann Friedrich Sch., geb. 1727, † 1768, stud. in Halle, Oberpastor an der Domkirche zu Reval. — Christian Timotheus Sch., geb. 1767, † 1830, stud. in Jena, Oberpastor an der Ritter- u. Domkirche zu Reval, Assessor des Ehstl. Provinzial-Konsistoriums, Direktor des Dom-Waisenhauses. — Georg Julius Sch. (Dr. Bertram), stud. in Dorpat Medizin. Schriftsteller, Zensor und Kaiserlich-russischer Staatsrath.

gleichfalls Prediger, mit Recht, wenn auch nicht richtig, sagen kann: „Wir sind seit zweihundert Jahren Pastor."

Seine Mutter, Caroline Charlotte, war die zweitälteste Tochter des Propstes zu Torma-Lohhusa, Franz Asverus*), aus Weimar gebürtig, dessen Familie noch bis Anfang dieses Jahrhunderts im Thüringischen ansäßig und begütert war und die mit dem kinderlos verstorbenen Major Asverus, einem Neffen des Propstes, erloschen ist. Vorfahren dieses Geschlechtes zeichneten sich bei der Befreiung Wien's von der Macht der Türken rühmlichst aus. — Propst Asverus war mit der Tochter des Propstes zu Jewe, Gertrude Koch, verheirathet.

Ehe ich in der eigentlichen Lebensbeschreibung meines Vaters fortfahre, will ich, eingedenk der Ermahnung meiner Großtante „immer vom Ei anzufangen" — kurz berichten, wie mein Großvater meine Großmutter nahm.

Ich entnehme diesen Bericht den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters. Da heißt es: Als mein Vater, der Oberpastor Christian Timotheus, mit vier unmündigen Kindern aus erster Ehe, deren jüngste ich war, im Jahre 1805 als Wittwer zurückgeblieben war, besuchte er seinen jüngeren Bruder, den Pastor in Waiwara, mit dem er zusammen in Jena studirt hatte. Da sie Beide Dorpat und die Universität noch nicht kannten, beschlossen sie mit der Post eine Reise dahin zu machen. Bei Torma vorbeifahrend kamen sie auf den Gedanken einen Amtsbruder kennen zu lernen und kehrten ein. Gleich im Vorhause machte eine Inschrift mit goldenen Buchstaben über der Thür einen angenehmen Eindruck. Sie lautete:

„Darf ich auf Redlichkeit und Menschenfreundschaft hoffen,
So stehen Haus und Herz dem lieben Fremdling offen**)."

Der ehrwürdige Prediger, wie ein Patriarch aussehend, begrüßte sie auf's freundlichste und bald war die Unterhaltung — häufig lateinisch geführt — in vollem Gange. Beim Mittagessen

*) Franz Gotthilf Friedrich A., geb. in Weimar 1747, stud. in Schulporta, dem Gymnasium zu Weimar u. der Universität Jena. Pastor zu Torma-Lohhusa in Livland (1775) und Propst des Dörptschen Sprengels 1803, † 1818.

**) Diese und ähnliche Inschriften waren uns vom Dichter Kotzebue geschenkt. — Siehe Balt. Skizzen I. B. 2. Kap.: „Ein Pastorat vor 50 Jahren."

war es meinem Vater aufgefallen, wie die so jugendliche Tochter für alles Sorge getragen und auf eine Frage ihres Vaters eine so sehr verständige Antwort gegeben hatte. Als sie sich später zu der Gesellschaft gesetzt, wo ihre Schwester, die schöne Doktorin B..... durch ihre muntere Unterhaltung Alle an sich gezogen, da hatte mein Vater sich zu der stilleren jüngeren Schwester gewandt und war erstaunt gewesen, so viel Bildung und Interesse für Alles bei einem so jungen Mädchen zu finden, — eine seltene Erscheinung zu damaliger Zeit.

Als die Brüder zur Weiterreise sich verabschiedeten, wurden sie aufgefordert, bei der Rückkehr wieder vorzusprechen. Das geschah mit Freuden und sie verweilten einen ganzen Tag im Pastorat. Mein Vater kam zur Ueberzeugung, daß er seinen Kindern keine bessere Stiefmutter geben könne, als das Fräulein Roverus. Zu Hause angelangt, schrieb er dem Propste, bewarb sich um die Hand der Tochter und erhielt die gewünschte Zusage."

Trotz ihrer Jugend zeigte sich die kaum sechzehnjährige Oberpastorin den mannigfachen Pflichten ihrer Stellung vollkommen gewachsen. Anfänglich mit einigem Vorurtheil empfangen, erwarb sie sich der zahlreichen Gemeinde allgemeine Achtung und Anerkennung, welche sich in einem geflügelten Worte, das damals in Reval gäng und gäbe war, kund gab. Es hieß nämlich bald in der Stadt: „Unsere junge Oberpastorin kann mehr noch als Mauen einsetzen." — „Mauen" waren, wie es scheint, eine besonders komplizirte Art von Aermeln, die einzusetzen viel Geschicklichkeit erforderte, und wer mehr noch konnte als das, mußte ein Wunder von Verstand und Klugheit sein.

Nur vier Jahre dauerte die glückliche Ehe. Am 29. Juni 1809, kaum zehn Monate nach der Geburt seines jüngsten Sohnes Georg starb der vielverehrte Mann an einem schweren Nervenfieber, erst 42 Jahre alt, — „ein Vater der Wittween und Waysen" — wie es in einem Nachrufe heißt. Mit den seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattet, bewahrte er sich bis an sein Ende, „Frohsinn, männliche Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit."

Ganz besonders wird sein zur Barmherzigkeit und Mildthätigkeit geneigter Sinn hervorgehoben. Seine liebste Beschäftigung

fand er in der Fürsorge für das seiner Leitung anvertraute Waisenhaus (gegründet 1725 von Chr. Fr. Mickwitz, 1724–1748 Oberpastor an der Domkirche).

„Lieblich war ihm der Gedanke ein Vater der Verlassenen zu sein ... Der Segen Gottes ruhte auf diesem Werke ... Trauert, trauert arme Waysen, ihr seid zum zweiten Mal Waysen geworden. Ihr habt verloren euren Vater und Freund. Als schon die Krankheit ihn auf's Krankenlager geworfen hatte, fragte er nicht nach den eigenen theueren Kindern, ihr wart seine beständige Frage. Er liebte euch so*)."

Die 19-jährige Wittwe zog mit ihren eigenen zwei Söhnen Moritz und Georg und einer Stieftochter nach Torma zu ihren Eltern. — Dieses Ereigniß finde ich verzeichnet in einem alten Sparbüchlein, das die thätige Pröpstin für ihren Liebling Georg anlegte. Da diese Zeilen charakteristisch sind für die alte Dame, deren lebhafter Geist und originelles Wesen nicht ohne Einfluß geblieben auf das Wesen und die Entwickelung meines Vaters und zu den ersten, so wichtigen Eindrücken seiner Kindheit gehören, so schreibe ich sie ab, mit Beibehaltung der Orthographie.

> D. 6. August 1809 brachte deine Mutter dich zu uns, wo dein guter Groß Vatter dich Liebreich zu erziehen versprach und dich in seine Arme nahm. Dein guter Vatter starb den 29 Juny ungekannt von Dir, mein lieber Golly. Deine Liebe Mutter Stillte dich selbst und oft in Trähnen um den geliebten zu früh gestorbenen Vatter, den du im 10 Monath deines ersten Jahres verlohrst. Seyn Segen leite dich. Er war ein Rechtschaffener Mann.

---

*) (Eine Gedächtnißpredigt bey der Beerdigung des weyland Herrn Oberpastors an der Ritter- und Domkirche, Assessors des Ehstländischen Provincial-Consistoriums und Director des Dom-Waysenhauses in Reval Christian Timotheus Schultz, gehalten von Reinhold Holtz, zweyten Prediger an der Ritter- und Domkirche. Reval 1810, gedr. bey J. H. Gressel mit einem Vorworte des Propstes F. Asverus.)

Lebe wie du, wenn du stirbst, Wünschen wirst gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirst, Würden die dir Menschen gaben
Nichts wird dich im Todt erfreun, Diese Güter sind nicht dein.
Weiche nicht von der Tugend, handle offen u.
guth, das wünscht deine alte dich liebende Großmutter
Asverus

Torma d. 20ten Februar 1811.

Darunter steht: „Mit diesen 40 Rb. fing ich 1810 im October einen Handel auff euer Glück an."

Hier im Pastorat zu Torma verlebte mein Vater eine frohe glückliche Kindheit, die ihm unvergeßlich blieb und der er in den Baltischen Skizzen mit warmer Liebe und Dankbarkeit gedenkt. So in den Kapiteln: Ein Pastorat vor 50 Jahren, Das Pröpstliche Zimmer, Eine livländische Volkskammer, Ein Sonntag auf einem landischen Pastorat. Die Gestalt des „Großpapa's im Silberhaar" mit inniger Verehrung gezeichnet tritt besonders hervor. Dort erzählt mein Vater, wie der fromme Großvater, der nichts ohne Gebet unternahm, die große Standuhr alle acht Tage, mit den Kindern zusammen unter Absingen eine Chorals, aufzog; wie er mit großer Geduld es zuließ, daß seine Enkel sich um seine Folianten rissen, — „weil deren Köpfe ihm wichtiger waren als die Bücher"; — wie mein Vater an den alten Titelblättern und Schnörkeln sich ergötzte, für die er noch in späteren Jahren große Vorliebe hegte und eine Sammlung davon anlegte; wie er als fünfjähriger Bücherwurm in des Großvaters Bibliothek stöberte und alles las, was ihm unter die Hand kam, und als ihm diese verschlossen wurde, sich auf Christina Warg's Kochbuch warf, ja sogar schließlich mit dem Wäschebuch seiner Großmutter vorlieb nahm, aus welchem ihm der imponirende Posten von 400 Tischservietten noch erinnerlich blieb.

Bei dem Großvater genossen die drei Geschwister, welche wegen ihrer fast gleichen Körpergröße und des geringen Altersunterschiedes, die Drillinge genannt wurden, den ersten lateinischen Unterricht, die Schwester mit eingeschlossen. Mit Vorliebe sprach der Propst, als einstiger Schüler Schulpforta's — mit den Enkelkindern lateinische Brocken und die Geburtstagswünsche mußten in lateinischer Sprache abgefaßt werden.

Einige Züge aus seiner Kindheit, die mein Vater selbst mit Stillschweigen übergeht, dürften hier nicht unerwähnt bleiben: wie er ein Katzenhospital anlegte und wie es kam, daß seine alte kranke Großmutter ihm ihre Wiedergenesung verdankte.

Das Katzenhospital befand sich auf dem Heuboden und beherbergte eine Anzahl augenkranker Kätzchen, welche mein Vater in der Umgegend aufgesammelt und hier heimlich untergebracht hatte. Er pflegte und fütterte seine kleinen Patienten und wusch ihnen die Augen mit warmer Milch, so schon damals eine Neigung für die Augenheilkunde verrathend, die ihm den Titel eines „Silma doktor*) eintrug, als er in viel späteren Jahren, eine kleine Privat-Augenklinik für kranke Bauern des Gebietes, in Friedenthal-Torma anlegte.

Die Heilmethode, welche mein Vater bei seiner Großmama mit Erfolg anwandte, war nicht gewöhnlicher Art. Hier muß ich aber vorausschicken, daß der erwähnte Heuboden auch der Lieblingstummelplatz des Knaben war. Besonders liebte er es waghalsige Sprünge von den Querbalken des Daches hinunter in das weiche Heu zu machen, ein Vergnügen, welches die besorgte Großmutter ihm streng untersagt hatte.

Eines Tages ließ nun die alte kranke Pröpstin ihren Liebling, Golly, an ihr Bett rufen und sagte ihm, daß sie vielleicht noch heute sterben müsse und was er dann wohl thun würde. — „Dann gehe ich auf den Heuboden und mache Kukkerbälle!" war die rasche Antwort. Großmama lachte und genaß.

Diese vom Vater geerbte mildthätige Liebe, diese „Mitleidigkeit" mit allem Verlassenen und Leidenden, erstreckte sich auch auf die „stumme Creatur", worunter mein Vater zerbrochene Gläser, Teller, Tassen &c. verstand, die er nicht ansehen konnte, ohne sofort das Verlangen zu fühlen, sie zu „heilen", oder richtiger „zusammenzukleben". — „Eigentlich bin ich zum Flicker geboren," sagte er oft scherzweise.

Der Großmama Felder und Aecker waren immer die bestbestellten der Umgegend und häufig kamen die Nachbarn sie um Rath zu fragen. Sie hatte das „Departement des Aeußern" über-

*) Ehstnisch = Augendoctor.

nommen, während der Propst, gesundheitshalber darauf verzichtend, in seiner Studirstube blieb. Auf ihren Fahrten durch das Land in einem selbstgelenkten Wägelchen, mit einer frommen weißen Stute bespannt, — (der „Ledischen", der mein Vater in den Balt. Skizzen auch ein Denkmal gesetzt) — nahm „Urmama" meistens ihren Lieblingsgroßsohn mit, oder schritt mit ihm, ihn wie einen Strickbeutel unter den Arm nehmend, querfeldein.

Mein Vater schildert die Großmutter als eine ungemein thätige Frau, deren lebhafter Geist ihr nie erlaubte, länger als eine halbe Minute bei ein und derselben Sache zu bleiben, und die auf ihn den Eindruck gemacht, als besäße sie die Fähigkeit die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit zu verrichten: „sie spann, sie schrieb, sie strickte und druckte mit einer kleinen Handdruckerei ihren Namen auf die Titelblätter der Kotzebueschen „Neuen Schauspiele."

Die Vielseitigkeit und Regsamkeit des Geistes mag wohl von ihr auf den Enkel übergegangen sein, wie auch die Gabe bei den Beschäftigungen und Ereignissen des praktischen Lebens immer aushelfen zu können. Eine Art Findigkeit — von meinem Vater „Rapportivität" genannt, kam ihm später als praktischem Arzt häufig sehr zu Statten. Auch die Lust zu „fabuliren" stammte wohl von der Großmama, — entschieden wurde er von dieser in seinem Hange dazu ermuthigt. — Mehr als einmal hatte die Großmama ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben: „in Golly sei ein Schenie verborgen," — oder sie nannte ihn ihren „Hauspoeten".

Leider sind keine dichterischen Versuche aus der Knabenzeit meines Vaters aufzufinden. In späteren Jahren verging kein Geburtstag seiner Mutter, überhaupt kein festliches Ereigniß in der Familie, das nicht von ihm in Versen gefeiert worden wäre, theils auf humoristische, theils auf ernste Weise, im Metrum, Rhythmus und Formen die größte Abwechselung bietend. Er behandelte mit Leichtigkeit die verschiedensten poetischen Metren.

Das Pastorat Torma liegt an der Poststraße, die, wie es in „Martha Marzibill" heißt, — „vom Außenland nach Petersburg" — führt. So geschah es, daß die Kinder, trotz der ländlichen Abgeschiedenheit, in der sie lebten, zuweilen mit den

Ereignissen der Außenwelt in Berührung kamen, die ihre Wellen bis in die weltentlegene Propstei schlugen.

In den Aufzeichnungen der Schwester meines Vaters, — seines besten Spiel- und Lernkameraden, — finde ich folgende Reminiszenz aus dem Jahre 1812, die das Bild vervollständigen, welches im letzten Kapitel der Baltischen Skizzen aufgezeichnet ist: „1812 gab es hier auf der Heerstraße ein lebhaftes Getreibe. Die Menschen flüchteten alle vor Napoleon nach Moskau. Großvater ging täglich mit uns Kindern auf die große Straße spazieren und unterhielt sich oft mit den Reisenden, die um allerlei Auskunft baten. Meine Großmutter vergrub mit dem treuen Kutscher Jürri alle Werthsachen im Garten. Mutter sollte mit uns Kindern in den Avinormschen Wald zu einem Bauern geschickt werden, doch Großvater wollte mit der Großmutter und einer Tante bei seiner Kirche bleiben, weil er es für seine Pflicht hielt. Da kam eines Tages eine Estafette: „Riga's Vorstädte brennen! — Napoleon hat seinen Weg nach Moskau genommen" — und so blieben wir alle beisammen. Nach dem Brande von Moskau zogen die Flüchtlinge auf dieser Straße wieder in's Vaterland zurück. Es waren Deutsche und Franzosen, abgezehrte, zerlumpte Jammergestalten, die viel von dem Elend des Krieges erzählten. Besonders hatte sich meinem Vater, dem vierjährigen Knaben, die Gestalt einer russischen Bettlerin eingeprägt und ihre Worte — „Blut in allen Gräben! Blut in allen Brunnen!" einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. (Balt. Sk. III. B.)

Wir Kinder wurden mit tiefem Abscheu gegen den Urheber all dieser Greuel erfüllt und nannten ihn die „quittengelbe korsische Kriegsgurgel" — „den Attila des 19-ten Jahrhunderts," — „die Geißel Gottes". — Aber auch dies ist uns Kindern erinnerlich geblieben, wie der milde Großvater bei der Nachricht, die ihm die Flüchtlinge brachten, Napoleon habe die Inquisition abgeschafft — auf der Landstraße stehen blieb, sein Käppchen zog und andächtig die Hände faltend, Gott dankte, daß er ihn „diesen Tag erleben ließ."

Im Jahre 1816 sahen die Kinder den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen auf der Station Torma und mein Vater hatte sogar die Ehre von Sr. Majestät bei Seite geschoben

zu werden und ein königliches Lächeln hervorzurufen, als er, im Eifer sich ein Paar Handschuhe anzuziehen, mit seiner kleinen Person sich dem Könige in den Weg gestellt hatte. Auch die reizende Großfürstin Maria Pawlowna, Erbgroßherzogin von Weimar, die mit ihrem Gemahl die Station Torma passirte und in einer blaßblauen Seidenrobe im Garten der Station promenirte, hatte im Gemüth der Kinder einen nachhaltigen Eindruck von Liebreiz und Freundlichkeit hinterlassen. Für den Großvater hatte die Großherzogin die liebenswürdige Aufmerksamkeit ihn zu sich rufen zu lassen, um ihm persönlich die Grüße seines Bruders, der Geheimrath am Hofe zu Weimar war, auszurichten, und ihm durch ihren Sekretär Briefe vom Bruder überreichen zu lassen.

Doch die fürstliche Erscheinung, die alle andern überstrahlte an hoheitsvoller Majestät und engelgleicher Milde, das war der Kaiser Alexander I., von dem mein Vater (siehe „Balt. Skizzen", III. Bd.) sagt: „Es war nicht die ungeheure, fast grenzenlose Macht auf Erden, die ihm den Stempel eines erhabenen Wesens gab, sondern das rein Christliche in seiner Erscheinung, die unbegrenzte Liebe und Humanität, mit der er alle Sorgen und Leiden der halben Welt getragen hat, — jeden Einzelnen behandelte, — jeden seiner Unterthanen und jeden seiner — Feinde." — Zum letzten Mal sah mein Vater als Domschüler den Kaiser Alexander I. in Reval 1824.

Doch ehe ich zu diesem Lebensabschnitt meines Vaters komme, muß ich noch einiges über seinen Unterricht und seine ersten Lehrer sagen.

Der erste Unterricht der drei Geschwister wurde von der eigenen Mutter und vom Großvater geleitet, der, wie schon erwähnt, mit Vorliebe sie im Lateinischen unterwies. Im Jahre 1817 kam ein Hauslehrer in's Haus, ein Vetter der Großmutter, welcher aber nur ein Jahr, bis zum Tode des Großvaters 1818 im Hause blieb.

Der Tod des alten Propstes war ein seliger Heimgang. Am vorhergehenden Tage hatte er einen Brief, enthaltend die Todesnachricht seines einzigen Bruders in Weimar, erhalten. Als er den Brief gelesen, fiel er in eine Ohnmacht. Beim Erwachen sagte er lächelnd: „Es war nur die Freude des baldigen Wieder-

sehens mit dem geliebten Bruder, welche mich übermannte." Dann ließ er die Großkinder zu sich rufen, sagte ihnen, daß er nun bald bei seinem Heilande sein werde, ermahnte sie und segnete sie. Wenige Stunden vor seinem Tode traf der Dr. Lehmann aus Dorpat ein und brachte dem Sterbenden, der im Lehnstuhle saß, die Freudenbotschaft, daß die Bauernfreiheit proklamirt sei. Der Großvater nahm sein Käppchen ab und sprach dankend: „Mein Ohr hat es vernommen, doch meine Augen werden es nicht mehr sehen." — Er hatte dieses in lateinischer Sprache gesagt. — Mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — entschlief er.

Dieses schöne Ende hatte den Geschwistern für immer alle Furcht vor dem Tode genommen. Sie sahen ihn nicht als den Fürsten des Schreckens, sondern als einen Engel des Friedens an den frommen Großvater herantreten.

Die alte Großmutter zog sich nun mit ihrer Tochter und den Enkelkindern auf den von ihr gegründeten Wittwensitz, Friedenthal, ganz in der Nähe des Pastorates, — zurück, und der Nachfolger ihres Mannes, Pastor E. Asmuth übernahm den Unterricht der Kinder, den zum Theil auch, wie schon gesagt, die Mutter derselben leitete.

Bisher habe ich fast nur von den Großeltern gesprochen und es ist Zeit der treuen, aufopfernden Liebe und Fürsorge zu gedenken, welche die so früh verwittwete Mutter den vaterlosen Waisen, sowohl den eigenen wie den Stiefkindern zu Theil werden ließ. Innige Liebe und Dankbarkeit der Kinder lohnten ihr dafür bis an ihr Lebensende. Ganz besonders groß war ihr Einfluß auf den jüngsten Großsohn Georg, meinen Vater. Das Verhältniß zu seiner Mutter war ein selten inniges und zeigte sich in regem Gedankenaustausch zwischen Mutter und Sohn, welcher auch in späteren Jahren über Raum und Zeit hinweg fortgeführt wurde, wovon eine umfangreiche Korrespondenz Zeugniß ablegt.

Nachdem die beiden Knaben, Moritz und Georg, noch zwei Jahre in Pension beim Propst in Luggenhusen gewesen, zog die verwittwete Oberpastorin 1823 nach Reval, um die Knaben in

der Dom-Schule unterrichten zu lassen*). Mein Vater war 14 Jahre alt, als er mit dem älteren Bruder Moritz zusammen in die Sekunda trat, unter Leitung der Lehrer Blasche, Carlberg, Rydenius und Rikkers, von denen namentlich letzterer sein Interesse für Naturwissenschaften weckte. Näheres über diese Periode seines Lebens hat mein Vater in den „Neuen Baltischen Skizzen**)“ aufgezeichnet. Der Wahrheit die Ehre gebend verschweigt er auch nicht die Knabenstreiche, die er in Gemeinschaft mit seinem älteren kriegerischen Bruder, zur Verzweiflung des Kalfaktors ausübte, der da sagte: „Winf Rubels mechte ich jeben for Armens, wenn diese Sjulze wekmechten aus Sjuhle.“ — Nach vierjährigem Studium in der Dom-Schule erhielt mein Vater das Zeugniß der Reife und bezog die Universität Dorpat im Jahre 1827 — („... „ich gab vor's erste 3 rubel S. für die Matrickel“, notirt Urmama im Sparbüchlein).

„Was willst du werden?“ hatte ein Vetter den angehenden Studenten gefragt. — „Kosmopolit“ — war die schnelle Antwort. Mein Vater wählte die Medizin zu seinem Studium, „diejenige Wissenschaft, welche die meisten anderen Wissenschaften in sich vereinigt.“

Obgleich sein Interesse, angeregt durch die Vorträge der ausgezeichneten Professore, wie Cichorius, Osann, Parrot u. a. sich verschiedenen Fächern zuwandte, namentlich die Mineralogie und Botanik ihn durch ihre wunderbaren Formen und Farbenpracht anzogen, so ergriff mein Vater doch gleich mit Vorliebe das Studium der Anatomie unter Leitung des Professors Wachter. In seinem curriculum vitae heißt es dann weiter: „Die vergleichende Anatomie studirte ich unter dem berühmten Eschholz, besonders aber veranlaßte das Zusammenarbeiten mit den Freunden Pirogoff und L...., daß ich mich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, denen ich mich, nach Ablegung des propädeutischen Examens 1829 widmete, besonders aber dem der Anatomie, welches ich gleichsam vom Ei an — auf's Neue begann.

*) Moritz v. Schultz, geb. 1807, zeichnete sich in den Kämpfen im Kaukasus aus, war zuletzt Kommandant der Festung Dünaburg, † 1880.

**) Wasenius'sche Buchhandlung 1872.

Eingedenk jedoch, daß ich einen gelehrten Grad und Titel erlangen müsse, wandte ich mich nun auch dem Studium der rein medizinischen Fächer zu und nahm nunmehr wahr, daß bei Unterweisung und unter Führung solcher Lehrer, wie Moier und Sahmen jedes Studium interessant und fesselnd werden könne, selbst da, wo man demselben weniger Neigung entgegenbringt."

Im Jahre 1830 mußte mein Vater sein Studium wegen Krankheit unterbrechen. Er machte eine lebensgefährliche Unterleibsentzündung durch, welche wohl den Grund legte zu seiner so schwachen Gesundheit.

Noch hatte mein Vater das Rigorosum nicht abgelegt, als er durch den ihn sehr ehrenden Beschluß der Med. Fakultät, zum Gehilfen und Prosektor am Anatomikum zu Dorpat (unter Professor von Hueck) ernannt wurde (1834—36). Seine Präparate dienen noch heute zu Lehrzwecken.

Im Jahr 1833 machte mein Vater, in Gesellschaft mehrerer Freunde, seine erste Reise an die baltische Küste und besuchte einige Inseln Finnlands, unter andern auch Hogland, um diese, die damals wenig bekannt, zu erforschen. Er brachte von dort viele Notizen, Skizzen und Material zurück, die er zu kleineren Arbeiten benutzte, welche später in der St. Petersburger Zeitung erschienen.

Am 11. Dezbr. 1834 machte mein Vater einen Theil seines Doctor-Examens, in den Fächern bei Erdmann, Rathke, Sahmen, Hueck und Köhler; bei Walter und Moier erst im folgenden Semester. — 1836 erfolgte auf Grund seiner Dissertation: „Die Rhinoplastica" seine feierliche Doctor-Promotion am 16. März, welche seine alte Großmutter noch die Freude hatte zu erleben.

Auf einer Reise nach Petersburg, die mein Vater 1833 oder 1834 unternahm, unterließ er es nicht, die Kabinette der Kaiserlichen Akademie zu besuchen, immer eingedenk dessen, „daß die praktischen Dinge nur durch Erfahrung zu erlernen seien und unsere von uns selbst erkannten Irrthümer mehr Werth für uns haben, als die Erfahrung Anderer, welche eben die Andern gemacht."

Während de. Studentenzeit (1826—34) gehörte mein Vater der Korporation der „Estonia" an und bekleidete in ihr eine zeitlang den Chargirtenposten. Als Mitglied dieser Korporation, in

welcher Vocal- und Instrumentalmusik eifrig betrieben wurde, hatte mein Vater Gelegenheit seinen musikalischen Talenten und Liebhabereien nachzugehen. Schon als Kind trat bei ihm Neigung und Verständniß für Musik deutlich zu Tage und diese wurden anfänglich von einer „musikalischen Tante“, darauf in Luggenhusen zweckentsprechend gefördert. Mehr noch geschah dieses in Reval und ganz besonders in Dorpat.

Doch ehe ich Näheres darüber mittheile, will ich wieder zum Domschüler zurückkehren, da ich überzeugt bin, daß die damals in Reval erhaltenen Eindrücke, den Grund gelegt haben, zu der späteren musikalischen Richtung meines Vaters. — Es war namentlich im Hause des Kapellmeisters der Oper Goebicke*), der auch Gesanglehrer an der Dom-Schule war, wo mein Vater Leitung und Förderung in der Musik erhielt. Hier lernte er die klassische Kammermusik kennen, der er stets den Vorzug vor jeder anderen gab. Die Tochter des Hauses war eine gute Klavierspielerin, aber vor allem galt seine Begeisterung den Opernvorstellungen. — „Don Juan, Freischütz wurden gut, Preziosa, Gazza ladra und Zauberflöte soso, lala gegeben.“ — Bald kannte der Knabe jede Note des Don Juan und des Freischütz auswendig. Zu Hause mußte die Schwester „Gieb mir die Hand, mein Leben“ mit ihm singen und mimen, und, um ihrer Mitwirkung sicher zu sein, band der Knabe seine Zerline an den Stuhl vor dem Klavier fest. Der Freischütz, welcher 60 Mal gegeben wurde — ein beispielloser Erfolg — war und blieb nächst Don Juan und Zauberflöte das Opernideal meines Vaters. Alles strömte in die Oper und die Straßen Reval's klangen wieder von dem bei Alt und Jung zur größten Popularität gelangten: „Wir winden dir den Jungfernkranz ꝛc.“ — Glücklich, wer diesem musikalischen Hochgenuß nach Herzenslust nachkommen konnte. Aber Opernbillete kosten Geld und der Beutel des Domschülers war leer. Da schaffte wieder die findige Großmutter Abhilfe. Der Teich in Torma-Pastorat lieferte viele Blutegel, ein Artikel, der damals viel Nachfrage hatte. Sie wurden gefangen, nach Reval gesandt, dort verkauft und die dadurch erzielte Einnahme

*) S. „Neue Balt. Skizzen.“

dem Theaterbudget der Enkel angewiesen. Namentlich gute Abnehmer waren Sonntags die Kirchgänger und mit Spannung beobachtete diese der junge Theaterfreund vom Fenster aus: hing es doch von ihrem Bedürfnisse nach Blutegeln ab, ob er Abends die Donna Elvira bewundern, sich an dem vorzüglichen Komiker Pirko ergötzen oder sich an dem Gesange der „himmlischen“ Agathe entzücken konnte.

Mein Vater, der schon als Schüler im Chor der Revalschen Domkirche mitgesungen, hatte, als er in die Estonia trat, eine schöne Baryton-Stimme und sein Vortrag Schubertscher Lieder ist noch vielen Zeitgenossen unvergeßlich. Die herrlichen Singstimmen, über welche diese Korporation damals verfügte, hatten den Estonen den Namen „Revalsche Nachtigallen“ eingetragen. Im Jahre 1828 wurde unter Direktion meines Vaters die „Glocke“ von Romberg, später der I. Akt des „Don Juan“ und dann noch mit Hilfe von Knabenstimmen der „Samson“ von Händel aufgeführt.

In den 40-er Jahren, als mein Vater in Petersburg viel im Kreise von Künstlern und musikalischen Dilettanten verkehrte, gelang es ihm dort eine Aufführung des Freischütz zu inszeniren, noch ehe diese Oper öffentlich aufgeführt wurde. Endlich gab er im Jahre 1866 bei Breitkopf und Härtel, unter Beihilfe seines Freundes Henselt und der Kollaboration des Superintendenten Richter, des Bischofs Ullmann, des russischen Dichters Maikow u. a. das Requiem von Mozart in sieben Sprachen heraus (lateinisch, russisch, deutsch, lettisch, estnisch, finnisch und schwedisch). Zweck dieser Herausgabe war, durch die Uebertragung in die Landessprachen und durch einen leicht ausführbaren Orgelsatz dieses Werk des so sehr von ihm geliebten Meisters auch kleineren Landkirchen zugänglich zu machen und zu popularisiren.

Zu größeren eigenen Kompositionen fehlte es meinem Vater an gründlichen Kenntnissen in der Harmonielehre, doch trat seine natürliche Begabung für die Musik bisweilen in seinen freien Phantasien zu Tage. Er sagte, in solchen Augenblicken fühle er sich selbst enthoben; er wüßte nicht, was er spiele. Wie er auch die Hände auf das Klavier fallen lasse, entständen ganz ohne sein Zuthun Akkorde und Harmonienverbindungen, über die er selbst erstaunt wäre, denn er könne nicht sagen, wie sie hießen und was

sie bedeuteten. Manche seiner Melodien sind von seinem Freunde Henselt für's Klavier gesetzt worden, so das melodieuse „Ferne Land.“ Zu seinen eigenen Gedichten komponirte mein Vater zuweilen selbst die Melodie.

Die Baltischen Provinzen haben manche anerkennenswerthe Dilettanten-Talente aufzuweisen, denen zur Einflußnahme auf die Entwickelung der Musik nur die nöthige Schulung fehlte und von deren Können uns das jüngst erschienene „1-te Heft des Baltischen Lideralbums“ — herausgegeben von Robert von Zur-Mühlen, — manche hübsche und interessante Probe liefert.

Der Sinn für das Melodieuse, für den Wohlklang, findet sich in allen lyrischen Gedichten meines Vaters. Jede prosodische Härte war ihm peinlich und mit besonderer Vorsicht feilte er Prosa und Poesie, um jede „Kakophonie“ zu vermeiden. Seine Gedichte sind fast alle zum Komponiren geeignet und viele sind in Musik gesetzt, u. A. von dem begabten Rheinländer Karl Vollweiler*) in Petersburg.

Auch der berühmte Meister des Kontrapunktes, Kühnstett in Eisenach, setzte Lieder meines Vaters in Musik, darunter das: „Ich soll dich erst am Abend sehen“.

Eine besondere Gabe hatte mein Vater, seinen kleinen Kindern das Klavierspielen beizubringen. Er wandte dabei zwei Methoden an: erstens eine dichterische Analyse des Stückes, dem er ein ganzes poetisches Programm zu Grunde legte und mit charakteristischen Namen die einzelnen Passagen bezeichnete, welche das Kind nach dem Gehör nachspielen mußte. In Weber's „Aufforderung zum Tanz“, z. B.: die große Schlange — die Trommel — die Wiege ꝛc.... Sodann, indem er das schon bei den Griechen übliche System der Mnemotechnik empirisch anwandte, auf die Gruppirung der Tasten die Aufmerksamkeit des Kindes lenkte und deshalb mit solchen Stücken anfing, die viele Kreuze und Been hatten, weil die schwarzen Tasten leichter zu behalten waren.

*) Autor schöner Kammermusik und einer herrlichen vierhändigen Klaviersonate. Seine Werke, darunter auch mehrere Hefte Lieder, auf Texte meines Vaters, sind auf Veranlassung der Großfürstin Helene, in Leipzig gedruckt. Sie sind in Kennerkreisen geschätzt, haben aber beim größeren Publikum nicht so viel Verbreitung gefunden, wie diese Perlen edler Musik es verdienten.

Wie anregend und lehrreich wirkten seine Kommentare zu den Opern von Mozart — zu den Quartetten Beethovens; die frappirenden Benennungen und Taufnamen, die auch der langweiligsten Etude einen poetischen Zauber verlieh; seine, auf liebevollstes Studium der Bachschen Meisterwerke basirte Kenntniß der Musik und sein Interesse und seine Freude an jeder neuen, edlen Erscheinung auf diesem Gebiet. Und wie vielen jungen Talenten wurden durch die Bemühungen meines Vaters die Wege geöffnet und geebnet, wie viele Entmuthigte dankten ihm neue Schaffensfreudigkeit, neue Hoffnung.

Land und Leute zu studiren, Volkssitten und Gebräuche zu beobachten, waren von größtem Interesse für meinen Vater. Sein Zeichentalent kam hier seiner Beobachtungsgabe zu Hülfe. Nicht nur die landschaftlichen und die Volkstypen, auch die Wohnstätten, Kostüme, Hausgeräthe, bis in's kleinste Detail, finden sich in seinen Notizbüchern charakteristisch wiedergegeben theils in Farben-, theils in Bleistiftskizzen. So übte mein Vater schon damals auf praktische Weise, die jetzt so sehr in Aufschwung gekommene Wissenschaft des „Folklore", — des Studiums des Volksgeistes in allen seinen verschiedentlichen Aeußerungen, wie: Sprache, Sitten, Gebräuche, Liedern, Sagen 2c.

Von seinen Arbeiten in dieser Richtung finden sich in der „Transaction of the International Folk-Lore-Congress 1891, London" — eine ganze Reihe angegeben, unter denen ich folgende hervorhebe: 1) Wagien, Dorpat 1868; 2) Der Geist Finnlands, oder Jenseits der Scheeren, Leipzig 1855; 3) Sagen vom Ladogasee, Helsingfors 1872; 4) Peivasch parnèh oder die Sonnensöhne, Helsingfors 1872; 5) Ilmatar. Komedia divina turanica (ehstnisch-deutsch). I. Womba Wida. II. Manala. III. Tuuletar. Dorpat-Riga. 6) I. Kalewipoeg, ehstnische Legende, übersetzt in's Deutsche von C. Reinthal und Dr. Bertram, Dorpat 1857—61. II. Der Streit über die Echtheit der Kalewidensage, Inland 1885 und mehrere andere Aufsätze in demselben Blatt. III. Die Ehstensage vom Kalewipoeg in ihrer neuen Gestalt, Inland 1859. IV. Die Ehstnische Sage vom Kalewipoeg, Montagsblatt, St. Pbg. 1861,

Nr. 6. Inland 1861 Nr. 6. 7) Ein paar Ehstenmärchen, Piek Hans und der Teufel. Inland 1852; 8) Der Thurm des Olaus, ein ehstnischer Runenkreis, Inland 1853; 9) Ueber das finnische Nationalepos in seiner neuen Gestalt. St. Pbg. Ztg. 1849 (anonym); 10) La poésie et mythologie des Finnois. Traité envoyé à l'institut historique à Paris. 1842. Hier sei auch des thätigen Antheils gedacht, den mein Vater an dem Zustandekommen der Veröffentlichung des Nationalepos der Ehsten, des „Kalewipoeg" genommen. Im Jahre 1838, in einer denkwürdigen Sitzung der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft in Dorpat, machte mein Vater auf die Nothwendigkeit aufmerksam die im Volksmunde noch lebenden Bruchstücke dieses Epos ohne Aufschub zu sammeln, ehe die Ueberlieferung gänzlich erloschen. Auf seine Aufforderung hin wurde diese Aufgabe dem Dr. Kreuzwald, einem seiner Studiengenossen übertragen. Wie dieser es in seinem Vorwort zum Kalewipoeg sagt: „kam dieses National-Unternehmen hauptsächlich dank der warmen Fürsprache und der zündenden Rede des Dr. G. Schultz (Dr. Bertram) zu Stande, durch die er seine Begeisterung auf die Zuhörer übertrug."

In der Folge ist mein Vater für die strenge Kritik, die er an dem Werke Kreuzwald's, seines Freundes und Studiengenossen ausgeübt, sehr scharf angegriffen worden. Es ist hier nicht der Ort die Frage zu erörtern, ob meinem Vater, als einstigem Urheber des Unternehmens, eine solche Kritik nicht mehr zustand, als einem Andern; ob in dem gegebenen Falle das künstlerische Gewissen den Vorrang haben müsse vor der Freundschaft und in wie weit hier das Urtheil meines Vaters begründet war oder nicht — jedenfalls darf eine unparteiische Kritik es nicht aus den Augen lassen, daß Dr. Bertram (Dr. G. Schulz) der geistige Urheber dieses Werkes gewesen und daß eine loyale Aussprache zwischen den beiden um die Wichtigkeit des Gegenstandes gleich ernst besorgten Männern — stattgefunden und ihre Freundschaft ungetrübt fortdauerte bis an ihr Lebensende. — Hierüber dürfte die voluminöse Korrespondenz mit Dr. Kreuzwald, welche einem letzten Wunsche meines Vater's zufolge in der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft deponirt wurde,

um erst nach 50 Jahren veröffentlichst zu werden — vollständiges Licht verbreiten.

Nach Beendigung seiner Studien ging mein Vater in's Innere Rußlands und verblieb dort von 1836—39 als Hausarzt des Generalen Uwaroff, auf dessen prachtvollem Gute Holm im Smolenskischen Gouvernement.

Es war das erste Hinaustreten in's Leben, die erste längere Trennung von der Mutter, mit der er bisher fast ununterbrochen in innigem und aufrichtigem Verkehr gestanden. Seine Universitätsferien hatte er bisher mit wenigen Ausnahmen bei ihr in Friedenthal im Tormaschen zugebracht und es wäre hier wohl angebracht dieser bedeutenden und originellen Persönlichkeit etwas näher zu treten.

Die verwittwete Oberpastorin hatte als Kind beim Propst Evers in Koddafer Lesen, Schreiben, die vier Spezies und ein wenig französisch gelernt — mehr wurde damals für ein Mädchen nicht für nöthig erachtet. Sie hatte sich aber selbst später durch viele und gute Lektüre, einen großen Schatz an Kenntnissen erworben und ihren Geist durch den Umgang mit hervorragenden Männern gebildet. Ich will hier zwei erwähnen: den nachherigen Bischof Walter und den Professor Erdmann in Dorpat, deren Bekanntschaft meine Großmutter gemacht, als sie sich zu wiederholten Malen längere Zeit bei ihrem Neffen in Duckershof bei Wolmar aufgehalten, der in zweiter Ehe ihre Tochter Jenny zur Frau hatte. Ferdinand Walter war damals Pastor, Karl Erdmann Doktor in Wolmar und Hausarzt in Duckershof. Zu diesen beiden hervorragenden Männern stand meine Großmutter in einem Freundschaftsverhältniß bis zu deren Tode. Diese Beiden und vor allem ihr Sohn Georg versorgten sie in ihrer ländlichen Einsamkeit mit dem Besten, was auf dem Gebiet des Wissens und der Literatur erschien und sie hatte für alles, bis in ihr spätestens Alter, das lebhafteste Interesse.

Als sie in ihrem 83-sten Lebensjahre nach Dorpat kommen mußte, um sich einer Operation am Auge zu unterziehen, erregte sie durch den Muth und die Standhaftigkeit, mit der sie die Schmerzen ertrug, die Bewunderung der sie operirenden Aerzte. Während der Rekonvalescenz wurde sie von so manchem bedeutenden

Manne, der sie in früherer Zeit kennen gelernt, wieder aufgesucht und er fand Vergnügen und Genuß im Verkehr mit ihr. Auch meine Großmutter fühlte sich sehr angeregt und erfreut, aber mit der ihr eignen Energie, brach sie, ungeachtet der Bitten ihrer Umgebung, den Aufenthalt in Dorpat ab, weil — „sie am Ende ein zu großes Wohlgefallen an diesem geistigen Verkehr fände und sie sich später zu einsam auf dem Lande fühlen würde." — Selbstüberwindung besaß sie in hohem Maße, verlangte diese aber auch von Andern, daher wohl der Eindruck der Strenge, den sie auf Jeden machte.

Doch, stets auf das Wohl Anderer bedacht, verstand meine Großmutter immer sich die Liebe und Verehrung, das Zutrauen ihrer Umgebung zu gewinnen. Sie nahm sich der Waisen im Gebiete an, erzog sie zu tüchtigen Dienstboten, wofür sie sich den Dank so mancher Hausfrau erwarb. Meine Großmutter hielt es aber nicht für nöthig ihren „Aufzöglingen" außer Lesen und ein wenig Rechnen auch das Schreiben zu lehren: „so wie sie zu schreiben verstehen, schreiben sie doch nur Liebesbriefe" — meinte sie. Sie ließ auf eigene Kosten eine Frau aus der Gemeinde in der Frauenklinik zu Dorpat als Hebamme ausbilden und half dadurch einem großem Uebelstande unter der bäuerlichen Bevölkerung ab. Diese lohnte ihr dafür mit der größten Dankbarkeit und Verehrung und „Wanna praua" (die alte Frau) war ihr Rath und ihre Hilfe in allen Angelegenheiten des Leibes und der Seele.

Großmama's Kenntnisse in der Medizin erfreuten sich eines großen Rufes. Von Nah und Fern kamen die hilfesuchenden Bauern zu ihr. Namentlich Sonntags war ihr Häuschen umlagert von Solchen, die mit dem Gange zur Kirche, auch den Gang zur „Wanna praua" verbanden, um für sich selbst oder für die kranken Angehörigen zu Hause die heilende Arzenei zu erbitten, und gar wunderbar sind die Kuren, welche der Großmama zugeschrieben werden. — „Ich kurire die Leute mit Senfteig und chinesischem Thee und, Gott sei Dank, es hilft stets" — sagte sie. Was aber den Leuten auch noch half, waren die Trostes- oder Scheltworte, die sie ihnen, je nach Bedürfniß, mit auf den Weg gab. Wie manches widerspenstige Weib hat sie zum Gehorsam gegen ihren Mann zurückgeführt, — wie manchen ungerathenen

Kindern in's Gewissen geredet, ihre alten Eltern in Liebe zu verpflegen. Wunderbar verstand sie es mit Jedem, weß Alters, Standes, Nationalität er auch war, zu verkehren. Adel, Bauer, Geistlichkeit, alle waren willkommen und Jeder wurde mit der ihm zukommenden Etiquette behandelt — Menschenfurcht kannte die alte Frau nicht.

Viele charakteristische Einzelheiten könnte ich noch erzählen, doch das würde mich zu weit führen. Nur Eines sei noch erwähnt: Einst kam ein armer Tischler zu ihr, der auch die Glocken in der Kirche zu läuten hatte, weshalb er sich „Lautenschläger" nannte, — klagte ihr seine Armuth und bat um Arbeit. „Lieber P...," sagte meine Großmutter, „Möbel habe ich genug für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, aber ein Möbel werde ich doch noch brauchen und das ist mein Sarg. Nehmt mir das Maaß und macht ihn mir, dann haben auch die Meinigen nicht dafür zu sorgen, wenn ich sterbe. Ich gebe euch 3 Rbl., ihr könnt davon manche Woche leben und ich bekomme meinen Sarg." So geschah es auch. Fünfundzwanzig Jahre stand der Sarg, mit einem Tuche bedeckt, in der Kleete, und alle diese Jahre wurde die Kleete nicht erbrochen, weil die Diebe sich vor dem Sarge fürchteten.

Eine zärtliche, liebevolle Mutter ihren beiden Söhnen, war ihr Verhältniß zu ihnen doch ein verschiedenes. Zum älteren Sohne sah sie auf, sie stellte ihn über sich, während der jüngere ihr immer der Sohn blieb, an dem noch zu erziehen war und wenn sie auch stolz war auf seine Kenntnisse, Gaben, seine schriftstellerische Thätigkeit, so wollte sie es ihn doch nicht merken lassen. Ein kleines Beispiel hiervon. Bei einem seiner Besuche bei der Mutter wollte mein Vater ihr sein neuestes Werk vorlesen. Er hatte dazu die Stunde nach Tisch gewählt, weil, wie er sagt: „eine Hausfrau vor dem Mittag, wie ein General vor der Schlacht sei, man darf ihr dann nicht in den Weg kommen."

Als nun dieser wichtige Akt des Tages abgemacht, das Tischtuch fortgeräumt und die nöthige Ruhe eingetreten war, lehnte meine Großmutter sich in ihren Lehnstuhl zurück, deckte, wie sie zu thun pflegte, ihr Taschentuch über ihr Gesicht und

sagte: „So, jetzt lies, lieber Sohn, vielleicht schlafe ich ein." — Wenn mein Vater dieses erzählte, so lachte er oft bis zu Thränen.

Die Erinnerung an meine Großmutter hat mich von dem Lebensgang meines Vaters abgeleitet und ich kehre wieder zu der Zeit zurück, wo er Hausarzt beim General Uwaroff in Holm war.

In Holm hatte mein Vater eine ausgedehnte Praxis, nicht allein unter der ländlichen Bevölkerung, sondern auch auf den benachbarten Gütern der Sogradsky, Jmejoff, Nachimoff, Scheremetieff, Lesles und Panin. Insbesondere hatte der alte Graf Panin auf Dougino eine herzliche Neigung und Zutrauen zu meinem Vater gefaßt. Als er schwer erkrankte und den Tod herannahen fühlte, ließ er meinen Vater nicht von seiner Seite und dieser war es, der dem werthen Manne die Augen zudrückte.

Die Gelegenheit Land und Leute zu studiren ließ mein Vater hier auch nicht unbenützt vorübergehen. Davon zeugen zahlreiche Briefe an seine Mutter, die häufig von kleinen Federzeichnungen begleitet waren, um das Gesehene und Erlebte anschaulicher zu machen. Hier fand er auch das Material zu den „Medizinischen Dorfgeschichten", zu den „Episoden aus dem Leben Trischka's des Rasboiniks", in denen er seine eigenen Erlebnisse auf den jungen Arzt Eduard überträgt. Diese Erzählungen aus dem Innern Rußlands, in denen er das „Wissenschaftliche mit dem Spannenden" vereinigte (wie eine Rezension es sagt), erschienen zuerst im Inlande und dann als Sonderabdruck in Dorpat 1860. Aus jener Zeit stammen auch die Berichte an die Akademie „über Fossile im Smolenskischen Gouvernement."

Während seines Aufenthaltes in Holm fiel mein Vater in eine sehr schwere Krankheit (1839), die ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er sich so weit erholt, mußte er Holm verlassen und zur Stärkung eine Erholungsreise in's Ausland machen im Jahre 1840. Mein Vater reiste in Begleitung seines älteren Bruders Moritz, der im Kaukasus schwer verwundet worden war, hinaus. In Berlin wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Mein Vater lernte den berühmten Augenoperateur Dieffenbach kennen und wurde von ihm zu vielen Operationen herangezogen. „Im „Strabismus" oder „Geschichten im Eilwagen", die später

erschienen*), hat er an seine Erinnerungen aus dieser Zeit angeknüpft.

Professor Dieffenbach wollte meinen Vater bei sich behalten, doch dieser zog es vor, seinen Bruder nach Paris, London und Hamburg zu begleiten. Dann ging er allein über Leipzig, Jena, nach Weimar, wo er die Verwandten großväterlicherseits aufsuchte, bei Hof vorgestellt wurde und eine Einladung zum Diner erhielt. Bei einem längern Aufenthalte in Wien besuchte er die Vorträge mehrerer berühmter Professore und arbeitete in seiner Wissenschaft. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitschriften und dichtete zur Feier des Einzuges des Erzherzogs Friedrich eine Kantate, die der bekannte Gesanglehrer und Komponist Proksch in Musik setzte. Von Wien aus sollte mein Vater die Heimreise antreten, ohne seine geheime Sehnsucht, Italien zu sehen, befriedigen zu können. Da wurde ihm ganz unerwartet von Seiten eines begüterten Mannes, eines früheren Kommilitonen, der Vorschlag gemacht, ihn nach Italien zu begleiten. Mein Vater nahm das Anerbieten an, wenn auch dadurch sein beabsichtigter Eintritt in den Staatsdienst verzögert wurde.

Die Eindrücke der italienischen Reise hat mein Vater theils in Briefen in die Heimath, theils in Gedichten wiedergegeben. Letztere erschienen zuerst 1842 unter dem Pseudonym Levin in Hamburg und wurden später, 1869 unter dem Titel: „Bilder aus dem Süden" in die „Gesammelten Werke" aufgenommen. (Dorpat, Gläser's Verlag, 1. Band). Unter diesen Gedichten befindet sich ein längeres philosophisches, betitelt „Römische Ostern", in welchem mein Vater die ihn damals bewegenden Gedanken über Religion und Kultur ausspricht. In den lyrischen Gedichten wird Italien wie eine Braut gefeiert und angesungen.

Man reiste damals im Wagen, in ungezwungener Weise sich Ruhepausen gönnend; Triest, Venedig, Genua, Rom, Neapel wurden besucht. Dann ging es über Marseille, Pau und die Pyrenäen nach Paris, wo mein Vater mit verschiedenen Vertretern der Wissenschaft in Verbindung trat und zum Mitglied des „Institut Historique" ernannt wurde, dem er seine Schrift „Ueber finnische

*) In der „St. Pbg. Acad. Ztg." 1850.

Mythologie und Poesie", betitelt: „La poésie des Finnois" eingesandt hatte. In demselben Jahre (1842) reichte mein Vater der „Societé Anatomique" seine Abhandlung über Racenverschiedenheit ein: „Recherches sur des différences anatomiques chez plusieurs peuples."

In einem Brief an seine Mutter berichtet mein Vater von dem großen Eisenbahnunglück bei Meudon auf der Linie Paris-Versailles, das während seines Aufenthaltes in Paris stattfand und dem er durch eine eigene Fügung entging. Er war nach Versaille gefahren und wollte mit dem Abendzuge nach Paris zurück. Auf dem Wege zur Station begegnete ihm ein altes Weib — eine Zigeunerin. Mein Vater konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie nach den Gebräuchen, dem Aberglauben, den Zauberformeln ihres Volkes auszuforschen und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Die Abfahrt des verhängnißvollen Zuges wurde versäumt und mein Vater mußte die Linie auf der andern Seite der Seine zur Rückfahrt benutzen.

Ueber Rouen, die Nordsee, Skagen, Kopenhagen, Bornholm, Dagö wird die Rückreise in's Vaterland endlich gemacht und zu Ende des Jahres 1842 tritt er in den Staatsdienst unter Baer und Pirogoff.

Von 1842—1848 Konservator bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg; von 1845—57 Prosektor des Anatomischen Instituts bei der neubegründeten Kaiserlich-Medico-Chirurgischen Akademie; 1854 gleichzeitig zum Ordinator am 2-ten Land-Militair-Hospital ernannt und nebenbei seit 1843 als Arzt bei der Mineralwasseranstalt in Petersburg, im Sommer beschäftigt, fand mein Vater dennoch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Von den, in diesem Zeitraum veröffentlichten Werken, nenne ich folgende: Messungen an zwanzig verschiedenen Racen. (Im Bulletin der Akademie.) Ueber den Bau der normalen Menschenschädel nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs — (mit 10 auf Stein gravirten Tafeln). St. Petbrg.-Leipzig Brokhaus. 1852. 64 S. 8⁰. Gratulationsschrift zur 50-jährigen Jubelfeier der Universität Dorpat. Руководство къ препарованiю. (Russ. Handbuch für anatomisches Präpariren.) Anweisung zum kurgemäßen Gebrauch

der Mineralwasser, nebst mehreren auf die Mineralwasseranstalt in St. Petbrg. bezüglichen Anzeigen und Abhandlungen. St. Petersburg. 1874. Daselbe im Russischen: Наставленіе къ употребленію минеральныхъ водъ zc. С.-Петб. 1856. Balneologische Skizzen am Ostseestrande 1848. Die Naturforscherversammlung in Thüringen. (Inland 1853.) Ueber Schwedische Heilgymnastik. St. Ptbg. (Akad. Ztschrft.) — Auf litterärischem Gebiete war bereits die Aufmerksamkeit auf die dichterische Begabung meines Vaters gelenkt worden durch eine Reihe von kleineren Erzählungen — darunter der bereits erwähnte Strabismus, — die Novelette der Wolfsritter (Akad. Ztg. 1850) und namentlich durch seine „Elsleriana" betitelten Briefe (1848—50) die in der St. Petbrg. Ztg. erschienen und sehr ansprachen.

Im Jahre 1849 erschien die erste Reihe der Baltischen Skizzen, denen bald eine zweite Reihe folgte, unter dem Schriftstellernamen: Dr. Bertram, den mein Vater in der Folge beibehielt. — Mein Vater hatte sich lange nicht entschließen können, diese Skizzen zu veröffentlichen; er that es auf dringendes Zureden eines Freundes und der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Sie wurden in verschiedenen Ausgaben im In- und Auslande veröffentlicht und erlebten mehrere Auflagen*).

In der Vorrede zu einer der spätern Ausgaben der Balt. Skizzen, sagt mein Vater „Unbekannte hätten ihm öfters die Versicherung gegeben, daß sie in den Balt. Skizzen genau wiedergefunden, was sie selbst erlebt oder selbst beobachtet." — Dieses erfreute ihn sehr als ein Beweis, daß seine Schilderungen lebenswahr und allgemeine Giltigkeit hätten. — In der That ist in den Balt. Skizzen das Leben in Livland „vor 50 Jahren" in einer Reihe von Bildern nach der Natur festgehalten und alle vor-

*) Dr. Winckelmann in der Bibl. Livonia Historica führt folgende Ausgaben an: Baltische Skizzen. Schultz G. J. — pseud. Bertram, St. Petbrg. Ztg. 1852. Nr. 51; 2) Ermann Archiv XI. Heft 3. Berlin 1852; 3) Inland 1852 (vollständig); 4) I. Bändchen: 50 Jahre zurück. Dorpat u. St. Petbrg. 1853. 8°. Zweite Reihe. 1) Inland 1855; 2) Dorpat u. St. Petbg. 1855. 8°; 3) Baltische Skizzen. Berlin 1857. 3 Bändchen 8°. Erstes Bändchen. 3. Auflage. Dorpat 1873. 8°.

kommenden Typen nach dem Leben gezeichnet, — in einigen Figuren, wie derjenigen des Studenten Blau, mehrere Persönlichkeiten in eine verschmolzen.

In den nächstfolgenden Jahren erschienen die an anderer Stelle bereits angeführten größeren und kleineren Aufsätze über ehstnische und finnische Volkspoesie, Sagen und Märchen, aus welchen die erste größere bilinguale (deutsche-ehstnische) Dichtung, die Epos-Idylle Wamba Wido*), sowie die Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter, betitelt „Jenseits der Scheeren" hervorzuheben wäre.

Die schwierige Aufgabe, Gribojädoff's Meisterwerk, die unsterbliche dramatische Satire: „Горе отъ ума"**) in's Deutsche metrisch zu übertragen, beschäftigte meinen Vater mehrere Jahre hindurch. Auch machte er selbst einige dramatische Versuche (u. a. die drei Halsbänder. Leipzig 1853).

Eine kleine Novelle: „Die Nixe von Pargula" -- ein Traum — und — Sommermärchen, erschien 1845 in der St. Petbrg. Ztg. und zeigte eine phantastisch melancholische Poesie. Es erschienen ferner die Elegie auf den Tod des Kaiser's Nicolaus I. und die Schlacht von Sinope (a. d. Russischen 1855). In dieser Zeit entstanden auch mehrere Kinderschriften: die „Martha Marzibill", das „Zauberkästchen", „Mausekatz", die er in Friedenthal für seine eigenen Kinder geschrieben.

Bereits im Jahre 1845 hatte sich mein Vater verheirathet mit Fräulein Theodora von Unger. Nirgends fühlte er sich wohler, als im eigenen Hause, an der Seite seiner mit hohen Geistes- und Herzensgaben ausgestatteten jungen und schönen Frau, einer der besten Schülerinnen Henselts, inmitten seiner fünf Kinder, deren Aufblühen und Entwickelung zu beobachten ihm, dem Kinderfreunde, die größte Freude bereitete. In seinem Hause verkehrten auch gern Künstler und Gelehrte. Vor Allen war es der geniale Pianist und Komponist Adolf Henselt, der als lang-

*) Zuerst erschienen in der „Balt. Monatsschrift"; siehe auch Jimatar. Ges. Schriften. Dorpat, Gläsers Verlag.

**) Verstand schafft Leiden. Schauspiel in 4 Akten und in Versen nach dem Russischen des Gribojädoff metrisch übertragen von Dr. Bertram. Leipzig 1853.

jähriger Freund des Hauses, diesem die musikalische Weihe gab Keiner verstand es besser als mein Vater mit dem reizbaren Künstler umzugehen und dieser verschmähte es nicht, dem Rathe meines Vaters auch in musikalischen Dingen Gehör zu schenken, ihm seine Werke vor dem Erscheinen mitzutheilen. Gerne erholte er sich abends bei einer Whistparthie und der Zigarre, an den launigen Einfällen meines Vaters von dem Aerger, den ihm tagsüber seine unzähligen Schüler bereitet, wogegen er wieder meinen Vater durch sein köstliches Klavierspiel erquickte und zu neuen dichterischen Thaten begeisterte.

Von einigen gemeinsamen Erlebnissen auf einer Konzertreise Henselt's in den baltischen Provinzen, habe ich bei Gelegenheit des 50. Jahrestages des letzten Konzertes Henselt's in Dorpat an dieser Stelle berichtet*).

Neben Henselt sei noch des schon erwähnten talentvollen Karl Vollweiler gedacht, der von den lyrischen Gedichten meines Vaters gegen dreißig in Musik gesetzt hat, namentlich Lieder aus der Bräutigamszeit und aus der Zeit der jungen Ehe; so auch ein reizendes Wiegenlied „Komme Sandmann leise", dem ersten Kinde gewidmet. „Wenn ein Gedicht musikalisch gut ist, so muß gleich beim ersten Lesen die darin enthaltene Melodie dem Musiker vor der Seele stehen," — lautete ein Ausspruch dieses Künstlers.

Auch die in Petersburg konzertirenden Künstler aus dem Auslande waren gern gesehene Gäste des Hauses, so der Sänger Mario, Klara Schumann mit ihrem Gatten u. A. — In späteren Jahren der Wiener Pianist Josef Derffel, Komponist der melodischen Steirischen Ländler und „Valses brillantes"; Alexander Dreyschock, der brillante Virtuos und Meister des Oktavenspiels, einer der tüchtigsten Professoren am Petersburger Konservatorium; Anton Rubinstein, der titanische Klavierheros und verschiedene andere Künstler und Künstlerinnen.

Die bildenden Künste waren u. A. durch den genialen, leider so jung verstorbenen russischen Maler N. Ulianoff vertreten, dem

---

*) Baltische Monatsschrift 1891. Eine Konzerttournée in den baltischen Provinzen v. Bertramin.

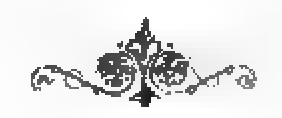
die „Martha Marzibill“ ihre reizenden Illustrationen verdankt. Auch lieferte er eine Reihe von Illustrationen zu der geplanten Prachtausgabe der „Peterslieder“ (Manuskript) meines Vaters und musterhafte Federzeichnungen zum „Womba Wido“, die leider verloren gegangen sind. Ich nenne noch den holländischen Maler Remy van Haanen, dessen Eauxfortes so gerühmt werden und den originellen Architekten A. Petzold, Professor der Akademie, der mit seinen Versuchen den national-russisch-byzantischen Baustyl wieder aufleben zu lassen, seiner Zeit vorausgeeilt war und ebenso brusque wie genial seiner Begeisterung und Ueberzeugung für diese Renaissance Ausdruck gab.

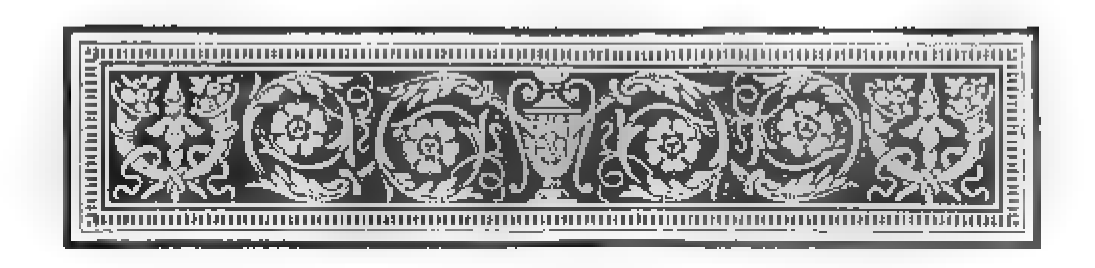
Aus der Gelehrtenwelt wären zu nennen: Pirogoff, die Leibärzte Sr. Majestät des Kaisers Dr. v. Karell, Dr. Obermüller, Dr. v. Hirsch, der Akademiker Wiedemann, die Bischöfe Ullmann, F. Walter, der Generalsuperintendent Richter und einer späteren Periode vorgreifend, die russischen Schriftsteller und Poeten: Tutscheff, Apollon Maikow, Polonsky, Fürst Wjasemsky u. s. w.

Ich schließe hier die Liste, da bei den mannichfachen Beziehungen meines Vaters zu den verschiedensten Kreisen, eine Aufzählung aller Personen von Bedeutung, mit denen er in mehr oder weniger nähere Berührung kam, den Rahmen einer Skizze überschreiten würde.

Nach den Worten eines sehr guten Hausfreundes, bestand der Zauber im Umgange mit meinem Vater, in dem Interesse, welches er an Andern und an den Beschäftigungen Anderer nahm. Er hatte die Eigenschaft eines guten Causeurs, — diejenigen, die mit ihm sprachen, ihr „Bestes“ reden zu machen und Jeder meinte dann von sich: „wie unterhaltend bin ich gewesen“.

Daher erklärt sich auch die Anziehungskraft, die mein Vater besonders auf junge Leute ausübte. Wie viele junge Talente wurden von ihm entdeckt, auf die richtige Lebensbahn gewiesen und erhielten durch seine Bemühungen die nöthigen Mittel sich für dieselbe vorzubereiten. (Schluß folgt.)





Kunstbriefe.

VII.

Der Naturalismus in der Kunst, in der Dichtkunst so gut wie in der plastischen, wird bald schon ganz abgewirthschaftet haben. Seit etwa einem halben Jahrzehnt tritt das auf jeder großen Ausstellung immer mehr und mehr zu Tage. Aber wenn ich sage „abgewirthschaftet“, so soll in diesem Worte nicht das Mißachtende zum Ausdruck kommen, das meistens seinen Nebensinn bildet. Ich meine nur, daß er zurückzutreten beginnt, nachdem er eine große Mission erfüllt hat. Die Mission nämlich, dem Auge die Welt des Natürlichen zurückzuerobern, das Reich der Kunst von der Kulisse, der Phrase, der Pose, der ganzen gespreizten, durch und durch unwahren Theatralik zu säubern. Er hat das gründlich besorgt, so gründlich, daß er auch gleich die blühende Phantasie und innige Empfindung verjagte und an ihre Stelle das protokollarische Dokument setzte. Das Alltagsleben nach seiner ausschließlich materiellen Seite hin wurde zum herrschenden Motiv; das Alltagsleben und die Alltagsmenschen zunächst aus den Kreisen der armen Leute, der „Erniedrigten und Bedrückten“, später aber in allen Schichten der modernen Menschen überhaupt.

Doch dann ward man allmählich der trockenen Materie, des nüchternen Protokolls überdrüssig, und nicht bloß in Bezug auf

Armeleutmalerei und Hinterhauspoesie. Man sehnte sich heraus aus dem Bannkreise des rein Stofflichen, des Banalen, des Alltäglichen, man wollte ein Gegengewicht haben gegen Materialismus und schroffe Tendenz und man wandte sich, dabei aber der neuerworbenen Ausdrucksmittel nicht vergessend, Dingen und Ideen zu, die zu Beginn unseres Jahrhunderts und während seiner ersten Hälfte als „romantisch" bezeichnet wurden, die man heute symbolistisch, mystisch, neuidealistisch u. s. w. nennt. Denn im Grunde genommen ist's beide Mal dasselbe — der gleiche Kultus des Gefühls, der Empfindung, der Phantasie.

Es würde mich heute zu weit führen, bei dieser neuesten Richtung in der Kunst unserer Tage, die aber übrigens auch schon bald ihren Höhepunkt hinter sich haben dürfte, eingehender zu verweilen. Daß sie eine berechtigte aus dem Zeitgeist und den Zeitverhältnissen herausgeborene Reaktion bedeutet, das nachzuweisen hatte ich Gelegenheit im vorigen Herbst, wo ich die kirchliche und religiöse Malerei auf der letzten großen Berliner Ausstellung von internationalem Charakter besprach.

Hier nur so viel, daß die Erscheinung nicht bloß berechtigt, sondern auch erfreulich ist, daß sie aber gleichzeitig verhängnißvolle Auswüchse und verderbliche Wucherungen zeigt, die gegenüber dem Materialismus strengster Observanz ein anderes Extrem darstellen — das einer ganz und gar unkünstlerischen Ideen- und Gedankenmalerei oder formlosen Stimmungsmalerei. Zumal, wenn es sich um Malerei im engeren Sinne des Worts handelt, denn daß in der Radirung, in der Lithographie, in der Kartonzeichnung tiefsinniger Ideenausdruck mehr am Platze ist, das beweist u. A. der Ruhm eines Max Klinger und in jüngster Zeit das große Aufsehen der Zeichnungen Sascha Schneiders. Das Gekünstelte und Gesuchte, das Gespreizte und Gezierte, ein Kokettiren mit angeblichem Tiefsinn und geheuchelter Genialität begannen um sich zu greifen als ein willkommener Deckmantel für die künstlerische Impotenz und technische Unvollkommenheit ... Publikum steht davor und weiß nicht, was es dazu sagen soll. Ist es unbefangen genug, so wendet es sich wohl achselzuckend oder gar lachend ab; schwört es aber auf gewisse Spitzführer der Kritik, dünkt es sich gescheuter, als die Masse, dann verstummt es in scheinbar ehrfurchts-

vollem Staunen oder aber ruft laut sein „Hosiannah!" — gerade, weil es nichts verstanden hat von all' dem „Tiefsinn" und all' der „Genialität". Uebrigens ist dieser zweite Fall noch immer weitaus der seltenere. Ist das Niveau des allgemeinen Kunstverständnisses leider ziemlich niedrig — im Ganzen fühlt die Masse doch bald heraus, wo etwas nicht richtig ist ....

* * *

Nicht meine ich hier Kunstleistungen, wie die eines Ludwig v. Hofmann, des Dichtermalers, und Walter Leistikow's*), des Träumers in Farben, zweier der Hauptführer des Berliner Secessionisten-Vereins der „XI.", zu dem auch Klinger, Liebermann, Skarbina gehören; und auch solche nicht, wie die der meisten Mitglieder der kleinen internationalen „Vereinigung freie Kunst", zu der aber freilich auch der extravagante Holländer M. Melchers gehört, der das Steckenpferd naivsten Primitivismus reitet — denn das sind immerhin doch Kunstleistungen, wenngleich für Manchen befremdliche. Aber es giebt unter den Jüngsten heute einige gar sonderbare Käuze, die jene Betrachtungen durchaus nahe legen.

Das sind die Leute, die in ihrer technischen Unfertigkeit auf den bekannten Pariser Symbolisten-Fex, den Sar Peladan, den famosen „Großmeister der Rosenkreuzer" schwören und auf sein hilfsbereites Axiom: „Nichts ist die Technik; Alles ist der Gehalt, der Gedanke, der Stil."

Unter solchen Umständen kommt Einem leicht das Gruseln an, hört man von einem neuen „Ideen-" oder „Stimmungsmaler." Jung ist er natürlich fast immer, blutjung, und im Uebrigen — der mephistolische Ausspruch

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten"

*) Nicht „Lentikau", wie der Name im Januar-Brief verstümmelt wurde vom Druckfehlerteufel, der auch auch aus dem bekannten Pariser Impressionisten Besnard einen Bernard machte.

mit einer leichten Veränderung läßt er sich ja auch durchaus auf die Malerei anwenden, wie auch die anderen Verse:

„....... ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Aber freilich — man muß sie malen können, „die schöne grüne Weide", kann man das nicht, dann begnügt man sich mit dem Spekuliren auf dürrer Haide und glaubt gar noch Wunder was geleistet zu haben. Doch nicht Alle theilen diesen Glauben und mancher geht ernstlich böse von dannen: er nimmt an, der Künstler habe ihn regelrecht dupiren wollen. Melchers mit seinen primitiven Bildern von der Insel Walcheren im Stile und der Manier eines Tertianers, der unbeholfene Zeichnungen in kindischer Manier kolorirt, hat z. B. diese Erfahrung gemacht, obgleich Maeterlink, der belgische symbolistische Dichter, ihn mit einem poetischen Vorwort bei uns einführte und obgleich unter seinen 25 Bildern einige sich befanden, die jener Tertianer nicht hätte malen können. Eben dadurch machte das Uebrige den Eindruck ganz bewußter Koketterie....

Jedoch Melchers — es läßt sich über ihn immerhin noch eine Diskussion aufnehmen.

* * *

Dagegen giebt's auf dem Berliner Kunstmarkt auf diesem Gebiete auch Anderes zu sehen, als diese Melchers'schen Bilder, die, wie gesagt, einen Theil der Ausstellung der „Vereinigung freie Kunst" ausmachten und somit wenigstens nicht prätentiös auftraten.

Jüngst ging zünftigen Kritikern und unzünftigen Kunstfreunden die Einladung zu einer Sonderausstellung im ersten Stock eines Hauses unter den Linden zu. Vorsorglicherweise war der Karte ein Katalog mitgegeben worden. Er war sehr interessant, vielleicht das Interessanteste an der ganzen Ausstellung. Fast jedes in ihm aufgeführte Bild war mit einem erläuternden Text versehen; es gab Gedichte in ihm, die den Maler zu seiner Arbeit begeistert hatten u. s. w.. Das war Alles sehr bezeichnend. Also glaubte

er von vornherein, daß man ihn nicht verstehen würde, also meinte er den Eindruck eines schauderhaften Bildes abschwächen zu können, wenn er klangvolle Verse eines symbolistischen Dichters daneben setzte. Aber das Alles war ihm nicht genug. Er zog gar mitunter die Dekoration des Ausstellungsraumes in den „Kommentar" hinein. Da ist z. B. ein besonderes Kabinet, dessen Thür herausgehoben ist. Ein rother Stoffstreifen mit allerlei kabbalistischen Schriftzeichen umgiebt den Thürrahmen, darüber prangt ein riesengroßes Auge „als Spiegel der menschlichen Seele." Im Kabinet ist der Thür gegenüber eine „Versuchung" aufgestellt, ein rothhaariges Akt-Modell in Lebensgröße, das der Rahmen unterhalb der Hüften abschneidet, naturalistisch behandelt und mit einem Apfel in der Hand, so wenig verführerisch, daß man nicht begreift, warum die Thür durch eine bunte Schnur abgesperrt ist. Daneben ein anderes Bild: „Femina." Eine unendliche, blauschillernde Schlange windet sich unter blutrothem Himmel über einen grasgrünen Plan; im weit aufgerissenen Maul des Ungeheuers, das zwei gewaltige Frauenbrüste hat, zappelt ein nacktes Männlein. Und diese Symbolik ist nun auch auf die Dekoration des Zimmers ausgedehnt worden: Vor dem Bilde „Femina" ist nämlich eine Couchette aufgestellt, auf der ein Paar weiße Handschuhe, ein zerknüllter Klapphut und eine Laute liegen! Vermuthlich eine Andeutung, daß der einst glückliche Besitzer dieser Dinge auch von der unheimlichen Schlange aufgefressen worden. Das „ewig Weibliche" spielt auf dieser Ausstellung überhaupt eine große Rolle, in Bildern und Entwürfen, in Skizzen und Studien; das Weib mit seiner verhängnißvollen Macht, das Weib mit seinem tragischen Geschick; bald als Verführerin, bald als Verführte. Das Allermeiste unfertig, roh, abstoßend häßlich in Farbe und Zeichnung. Auch religiöse Motive sind vielfach vorhanden. Große, gewaltige Probleme behandeln sie mitunter. So z. B. „Finis mundi", wo in wilder alpiner Landschaft, zwischen sich öffnenden Gräbern und Schaaren von Auferstandenen, Vertreter aller Glaubenslehren, geführt von singenden Engeln in langem Zuge auf uns zu pilgern. Sie meinen — die Idee sei gar nicht übel? Gewiß nicht, nur die Malerei ist's leider auch in diesem Fall. Oder eine Leinwand ist vom ersten Plan bis tief in den Hinter-

grund von einem dichtgedrängten vielhundertköpfigen Knaul schlecht gezeichneter nackter Menschen, im Vordergrund hier und da in Beter- oder Verzückungsstellung, gefüllt. Ueber diesem Leibermeer taucht eine riesengroße blutrothe Sonne auf. Bezeichnung: „Ein Gebet“; Kommentarbemerkung: „Die erste religiöse Empfindung.“ Haben Sie jetzt verstanden? .... Wollen Sie noch ein Bild? Es ist eine Elle hoch. Quer laufen Streifen der Regenbogenfarben, nach unten zu breiter werdend, am breitesten das Dunkelblau und Violett. Auf diesem tiefdunklen Vordergrund, der die Hälfte des Bildes einnimmt, erhebt sich ein schwarzgraues Postament und auf diesem steht, dem Beschauer den Rücken zukehrend, ein stilisirter tief dunkelroth gekleideter Engel, dessen braunschwarze Flügel weit hineinragen in die lichten gelben und lila Streifen .... Bezeichnung: „Siehe es will Abend werden!“ Kommentarbemerkung: „Eine musikalische Empfindung ...“

Doch genug. Sie sind natürlich neugierig, wer der Maler ist? Richtig -- auf der ersten Seite des Katalogs befindet sich ein Porträt. Ein junger brünetter Mann im Frack, mit modisch kurzem Haar und Spitzbart. Etwas Weltmüdes liegt in den Zügen des schmalen Gesichts und etwas nach Innengekehrtes in den dunklen Augen, die also des Pincenez's, das die Nase trägt, eigentlich gar nicht bedürfen. Darunter steht zu lesen: „Adolf Sommerfeld, geboren am 17. Juli 1870 zu Schroda, besuchte von seinem 17. bis 19. Jahre die Kunstakademie zu Berlin. Eine zweijährige Studienreise nach Italien war für seine malerische Ausbildung, besonders für seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler, von Wichtigkeit. Nach seiner Rückkehr etliche Zeit Atelierschüler, begann er im Oktober 1893 seine selbständige Thätigkeit.“

Leider! Schule hätte dem übrigens unleugbaren Talent, das Herr Sommerfeld besitzt, sicher noch genützt. Daß er im Zuge war, was zu lernen, beweisen einige Aktzeichnungen aus der akademischen Zeit, einige landschaftliche Studien aus Italien. Auch ein paar ganz gute Porträts sind auf der über hundert Nummern bietenden Ausstellung zu sehen. Dann aber erkannte er „seinen inneren Beruf als Stimmungsmaler“ und beschloß offenbar, mit Edvard Munch und Heinrich Pudor zusammen ein

Kleeblatt unverstandener und unverständlicher symbolistisch-mystischer Sudelmalerei zu bilden. Hoffentlich nicht auf zu lange Zeit — damit man ihm diese prätentiöse Sonderausstellung noch vergeben kann und er nicht sang- und klanglos verschwindet, wie jene Beiden.

Daß man Symbolist sein kann und dabei doch immerhin Annehmbares schaffen darf, das beweist der junge Berliner Martin Brandenburg. Wenn der sich verlieren sollte, so thäte es Einem herzlich leid. Es steckt ein wahrer Künstler in ihm. Nur muß er, der seiner Anlage nach durchaus Lyriker ist, nicht allzusehr dem Gedanken Raum geben, denn der würde seine Kunst tödten. Technisch fertig ist auch er nicht, aber das wäre das Geringste. Bedenklicher schon ist seine oft unschöne Farbengebung.

Er stellte mit einigen anderen der Jüngsten, wie Edmund Edel und Hans Baluschek im Februar bei Gurlitt eine Reihe großer Pastellgemälde aus, die viel von sich reden machten, mehr wohl, als dem jungen Künstler gut sein mag. Was für Stoffe er wählt? Sie sind ganz und gar romantisch im alten Sinn, nur mitunter noch viel phantastischer. Aber die Ausdrucksmittel, die sind neu, sind modern und kennen keine Tradition. „Der Frühling und der Reif“: rechts unter klarblauem Himmel, auf blumiger Aue, von Amoretten umgaukelt, ein blondes Mädchen, so ein rechtes Märchenkind, mit Blumen spielend; und links: eine rothhaarige alte Hexe, aus Waldesdunkel hervortretend, Herbstblätter von den Bäumen schüttelnd und die Blumen hohnlachend zertretend. „Der Ritter mit den Rosen“: in den Dünen am brausenden dunklen Meer, dessen Brandung hoch oben das Bild abschließt, ein junger sterbender Ritter in grüngoldener Rüstung, steif dahingestreckt im Grase und zu ihm sich niederbeugend, ängstlich wiehernd sein schwarzer Gaul, und Roß und Reiter — Beide von rothen Rosen umrankt .... Brandenburg's Phantastik verlockt ihn sogar dazu, die Musik malerisch zu behandeln. Das heißt natürlich nicht im ornamentalen und allegorisirenden Stil, sondern die Klänge wandeln sich ihm zu Farben. Neu ist's ja in der Theorie nicht. Warum sollten wir uns jenes Lied und diesen Walzer nicht farbig vorstellen können auf dem Wege der Stimmungsassoziation? Aber Brandenburg übersetzt das ins Praktische. Er

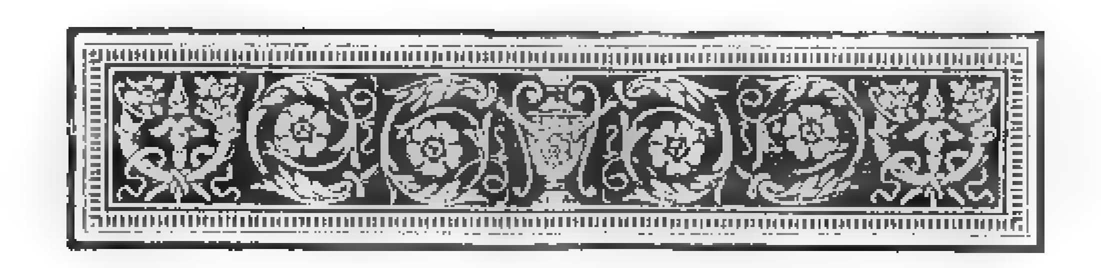
malt uns z. B. eine Sonate: unten am Rande des Bildes drei Herren, die im modischen Anzuge ein Trio spielen und über ihnen ein geisterhaft Verworrenes von Farben und Formen, Landschaft halb und halb Phantasiegebilde, die einzelnen Farbenklänge oder Klangfarben bald sich weit ausbreitend, bald im Knäul zusammengedrängt, dann wieder schlangengleich sich hinrollend oder jäh aufschießend wie ein Wasserstrahl. U. s. w. Davon liest sich so schwarz auf weiß recht gut und es nimmt sich vielleicht sehr interessant aus. Aber steht man vor dem Bilde, so sieht's sich anders an. Das ist bei so vielen Symbolisten der Fall, auch bei solchen, die besser zeichnen, die mehr Perspektive kennen, richtiger modelliren und feinfühliger die Farbentöne wählen und abstimmen, als z. B. Martin Brandenburg.

Das ist das Gefährliche bei dieser gedanken- und empfindungsvollen, Gedanken und Empfindungen anregenden Malerei, die für sich dabei das Prädikat der „Stimmungsmalerei“ in Anspruch nimmt, als ob es außerhalb ihrer keine solche gäbe....

Berlin, im März 1896.

J. Norden.





Litterärische Umschau.

Selbstbiographien haben den großen Vorzug, daß sie den Lebensgang ihrer Verfasser, wenn sie mit Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe geschrieben sind, lebendiger und anschaulicher vor Augen stellen, als jeder Bericht eines Andern es vermag. Die Fäden der Entwickelung, der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Lebensstufen, die fördernden und hemmenden Momente des Daseins sind jedem Menschen, der mit Bewußtsein durch die Welt gegangen ist und mit ernstem Nachdenken auf sein Leben zurückblickt, naturgemäß selbst am besten bekannt und er vermag am leichtesten selbst Aufklärung zu geben über das Wie und Warum seines Werdens. Andererseits haften fast jeder Selbstbiographie Mängel an, die auch dem zuverlässigsten und wahrsten Menschen zu vermeiden fast unmöglich ist. Wer am Ende seines Lebens oder in vorgerücktem Alter auf seine vergangenen Jahre zurückblickt, dem wird nicht nur auch beim treuesten Gedächtniß sich im Einzelnen vieles verschieben, sondern, was mehr bedeutet, die Auffassung und Beleuchtung früherer Lebensabschnitte wird unwillkürlich eine ganz andere werden, als sie einst war, da man die Dinge erlebte; Leidenschaften und Empfindungen erscheinen in der spätern Betrachtung gedämpfter und abgeblaßter, man sieht vieles in einem Zusammenhange, der in Wirklichkeit gar nicht existirt hat. Besonders die Jugendzeit gewinnt in der spätern Beleuchtung fast immer eine von der Wirklichkeit abweichende Gestalt. Ist sie glücklich gewesen, so erscheint sie dem durch

schmerzliche Lebenserfahrung gereiften Sinne wie ein verlorenes Paradies von goldenem Glanz umflossen; ist sie aber schwer und dunkel gewesen, dann trägt der ältere Mann die Reflexion seiner späteren Jahre in die Seele des Knaben und Jünglings hinein und es erscheint ihm alles noch viel trüber und schwerer als es in Wirklichkeit gewesen. Nur selten und ausnahmsweise gelingt es einem Darsteller der eigenen Jugend die wirklichen Züge des Erlebten in voller Wahrheit festzuhalten. Das ist, wie es uns scheinen will, bei den in deutscher Uebersetzung von N. Türstig uns vorliegenden Jugenderinnerungen des Professors Alexander Iwanowitsch Nikitenko*) der Fall. Nikitenko, ein Kleinrusse, war 1802 in einem Dorfe des Gouvernements Woronesh geboren und starb 1877 als Professor in Petersburg. Er schildert in diesem Buche seine Kindheit und seine Jünglingsjahre bis zum Oktober 1842, d. h. bis zu seiner Freilassung aus der Leibeigenschaft. Nikitenko's Jugenderinnerungen sind ein höchst beachtenswerther Beitrag zur Kenntniß der innern Verhältnisse Rußlands unter Alexander I. und kulturgeschichtlich von dem größten Interesse. Der Gegensatz zwischen Kleinrussen und Großrussen, das Leben der kleinrussischen Bauern, der Druck der Leibeigenschaft und der durch sie verursachten Zustände, das Leben der Gutsbesitzer in der Provinz, die Uebermacht des Beamtenthums, die Sehnsucht nach Freiheit und das Streben nach Bildung bei manchen Leibeigenen — alles dies tritt uns in größter Anschaulichkeit aus Nikitenko's Darstellung entgegen. Und wie anziehend ist die Schilderung der Familie des Erzählers, die ungebildete, aber fromme, geduldige, stets arbeitsame liebevolle Mutter, der kluge, ungewöhnlich gebildete freiheitliebende Vater, der überall nur die Gerechtigkeit zur Geltung bringen will und dadurch immerfort in Noth und Bedrängniß geräth, dabei selbst von heftiger Leidenschaft fortgerissen wird, endlich der Erzähler selbst, dessen Seele von Kindheit an von dem Drange nach Bildung erfüllt ist, wie naturwahr, wie lebendig sind diese Charaktere geschildert! Dies Buch giebt einen Einblick in das

---

*) Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. VII. Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Leben des Volkes im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wie es wenige Schriften thun. Der große Krieg von 1812 berührt nur mit ganz leisen Schwingungen diese entfernten Gegenden. Desto größer ist die Einwirkung, welche die aus den Freiheitskriegen zurückkehrenden Offiziere mit ihren in Deutschland und Frankreich gewonnenen westeuropäischen Ansichten selbst auf die Bewohner des abgelegenen Otrogoshk ausübten. Höchst anziehend sind die Mittheilungen Nikitenko's über die regelmäßigen Zusammenkünfte dieser Offiziere, ihre politischen und litterärischen Bestrebungen, an denen auch er, obgleich nur ein armer Elementarlehrer, Theil nehmen durfte: das gemeinsame Streben nach Bildung ließ jeden gesellschaftlichen Unterschied zurücktreten. Mehrere dieser aufstrebenden Offiziere haben später, in die Verschwörung der Dekabristen verwickelt, ein trauriges Ende genommen, so namentlich Nilejew, den Nikitenko gut gekannt hat. Mit Mitgefühl und Bewunderung begleitet man den Verfasser auf seinem dornenvolle Wege zur Freiheit. Unablässig arbeitet er an seiner Ausbildung, noch ein Knabe wird er schon Lehrer und lehrt und lernt zugleich unverdrossen, um sogleich nach dem frühen Tode des Vaters die Mutter und die Geschwister zu erhalten. Er hat dabei mit Schwierigkeiten genug zu kämpfen, aber es gelingt ihm sie alle zu überwinden. Durch sein lebhates Interesse für die damals in's Leben gerufene russische Bibelgesellschaft lenkte er die Aufmerksamkeit des Hauptförderers derselben, des Fürsten N. A. Golitzin, auf sich. Er eilt auf dessen Ruf nach Petersburg, um durch ihn das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens zu erlangen: die Freiheit von der Leibeigenschaft und darauf den Zutritt zum Gymnasium, das den Leibeigenen verschlossen war. Höchst anziehend ist die Erzählung, welche Schwierigkeiten und welche Hindernisse trotz der Fürsprache der vornehmsten Personen sich Nikitenko's Freilassung entgenstellten, bis endlich halb gezwungen sein Herr, der Graf Scheremetjew, sie ihm ertheilte. Manche Schilderungen aus Nikitenko's Kinderjahren sind in ihrer schlichten Einfachheit von einem Hauche wahrer Poesie durchweht, sie erinnern bisweilen an die köstliche Erzählung Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Tockenburg, von seinem Jugendleben, wie verschieden im Uebrigen die Menschen, Zeiten und Gegenden auch sind. Nikitenko's Aufzeichnungen gehören zu

dem Besten, was die Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten bisher gebracht hat. Wir wünschen lebhaft, daß auch von den Tagebüchern Nikitenko's über sein späteres Leben, die ebenfalls in der „Russkaja Starina" veröffentlicht worden sind, eine vollständige oder wenigstens eine alles Wesentliche wiedergebende Uebersetzung in einem der nächsten Bände der Bibliothek erscheinen möge. Die Uebersetzung ist gut, nur an wenigen Stellen stößt man auf Russizismen.

In eine völlig andere Welt versetzt uns die Schilderung der Jugendzeit eines Mannes, dessen Name noch vor 30 Jahren sehr bekannt und viel genannt war, wir meinen das Buch: Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Reuß*). Das von Ph. Nathusius herausgegebene Volksblatt für Stadt und Land war einst in konservativen und christlichen Kreisen ein viel gelesenes und verbreitetes Blatt. Des Herausgebers streng kirchliche, mitunter katholisierende Anschauungen, seine originelle Schreibweise, sein überall hervortretender Haß gegen Rationalismus und Liberalismus, sein feiner Sinn für alles Poetische so wie seine Neigung zum Volksthümlichen, die namentlich in seinen gern gelesenen litterärischen Besprechungen zum Ausdruck kamen, verschafften dem Blatte eine angesehene Stellung. Im Volksblatt erschienen zuerst die prächtigen kleinen Erzählungen von Marie Nathusius, der Gattin Philipps, und eifrig wurden von Freund und Feind die geschichtlichen Monatsberichte gelesen, die der geniale Historiker Heinrich Leo 10 Jahre lang, bis 1860, für das Blatt schrieb. Es war ein echt volksthümliches und zugleich alle wahrhaft Gebildeten befriedigendes Organ, von dessen Bedeutung ebenso die Anhänglichkeit und Verehrung der Freunde wie der Haß und der Widerwille der Feinde Zeugniß gaben. An seine Stelle ist später die konservative Monatsschrift getreten, ohne doch je die Verbreitung und die Wirkung des Volksblattes zu erreichen; es fehlt ihr schon der einheitliche Charakter, den das Volksblatt unter Nathusius Leitung besaß. Als Ph. Nathusius 1872 starb, war

*) Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 4 M.

die Glanzzeit des Volksblattes schon vorüber. So rasch verdrängt in der Gegenwart eine Richtung die andere, lösen sich die geistigen Strömungen ab, daß nach einem Menschenalter einst vielgenannte Namen verklungen und vergessen sind; so ist es auch Ph. Nathusius ergangen, dessen in dem großen Sammelwerke der allgemeinen deutschen Biographie nur beiläufig in dem seiner Gattin gewidmeten Artikel Erwähnung geschieht, ohne daß seiner bedeutenden journalistischen Wirksamkeit auch nur gedacht wird. Und doch hat es der vielseitige, von echter Vaterlandsliebe erfüllte, poetisch begabte und von tiefer Sehnsucht nach der Einheit der christlichen Kirche erfüllte Mann verdient, daß seiner auch von der Nachwelt nicht vergessen werde. Da ist es denn sehr erfreulich, daß in dem vorher erwähnten Buche die ersten 25 Jahre von Ph. Nathusius Leben eingehend geschildert werden, denen hoffentlich bald eine Darstellung seines spätern Lebens folgen wird. Das Buch beruht wesentlich auf Tagebuchaufzeichnungen und Briefen und hat dadurch den Charakter völliger Zuverlässigkeit. Es ist ein höchst anziehendes und lehrreiches Bild deutscher Geistes- und Lebensentwickelung aus den 20-er und 30-er Jahren unseres Jahrhunderts, welches uns hier geboten wird. In dem Hause des Vaters Gottlob Nathusius, eines reichen Fabrikanten und Gutsbesitzers in der Nähe von Magdeburg, herrschte der nüchternste und kühlste Rationalismus, alles spezifisch Christliche, alles Poetische, ja überhaupt alles, was an Phantasie erinnert, war daraus verbannt. In dieser Atmosphäre erwächst der junge Philipp mit einem Sinne, der von früh an auf alles Dichterische, Wunderbare, Phantastische gerichtet ist. Sein leicht empfängliches, jedem Eindruck offenstehendes Gemüth ergiebt sich bis zur völligen Selbsttäuschung großen Dichtern und poetischen Richtungen, so nach einander Schiller, Homer, Goethe, den Romantikern, der Volkspoesie, ja sogar Börne; er schreibt und denkt immer ganz im Geist und Stil seiner Vorbilder. Er sucht stets nach dem Idealen und das Aesthetische scheint ihm weit über dem Moralischen zu stehen; der Geist jener ganz in litterärischen und künstlerischen Interessen aufgehenden Zeit spiegelt sich auf's anschaulichste in des Jünglings Tagebüchern wieder. Dem Christenthum steht er noch ganz fern, wenn er auch religiöse Stimmungen und Empfindungen

hat. So in den mannigfachsten geistigen Interessen sich bewegend, von innerem Drange zu dichterischen Produktionen getrieben, überallhin nach idealer Befriedigung des innern Sehnens tastend, von praktischer Thätigkeit in Anspruch genommen und dazwischen träumend und liebend liest er Goethes Briefwechsel mit einem Kinde und wird von der wunderbaren Welt, die sich ihm in diesem Buche erschließt, ganz hingerissen und begeistert. Er schrieb in seinem Entzücken an Bettina, es begann ein lebhafter Briefwechsel und es ließ ihm keine Ruhe, bis er die Herausgeberin und Verfasserin des Buches in Berlin persönlich kennen gelernt. Da der Vater um diese Zeit starb, begab sich Nathusius zu kurzem Studium nach Berlin, vor allem aber um dort so oft als möglich mit Bettina zu verkehren. Die Mittheilungen über seinen Berliner Aufenthalt sind sehr interessant, ebenso die zwischen ihm und Bettina gewechselten Briefe. Diese hat ihre Korrespondenz mit Ph. Nathusius später, als beide sich längst entfremdet hatten, unter dem Titel: Ilius Pamphilius und die Ambrosia herausgegeben. Man vermißt leider in dem vorliegenden Buche eine Erklärung darüber, ob dieser Briefwechsel ganz authentisch ist oder ob Bettina in ihrer Weise denselben verändert und umgemodelt hat. Nathusius unternahm dann eine große Reise nach Italien, welche ihn bis nach Sizilien und dann auch noch weiter nach Griechenland führte. Gereift und innerlich bereichert kehrte er zurück, in religiöser Beziehung war er aber noch immer schwankend und unsicher, wenn er sich auch allmählich immer mehr dem Evangelium zuwandte. Da lernte er Marie Scheele aus Magdeburg kennen, damit trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Beider Herzen begegneten sich bald und trotz vieler sich entgegenstellender Hemmnisse und Schwierigkeiten kam es 1840 zur Verlobung. Die Liebesgeschichte und die dann zwischen den Verlobten gewechselten Briefe nehmen den zweiten größern Theil des Buches ein. Die Verfasserin hat ganz Recht, wenn sie bemerkt, in diesen Briefen trete dem Leser das Bild einer reinen wahrhaft idealen Liebe entgegen, wie die gegenwärtige Zeit sie garnicht mehr kenne, und darum wird man sie gewiß gern lesen. Diese Briefe bilden eine Ergänzung zu dem von Philipp später veröffentlichten Lebensbilde von Marie Nathusius. Wir meinen übrigens doch, es hätten

ohne den Eindruck abzuschwächen manche Briefe fortgelassen und andere gekürzt werden können; es ist bei der Veröffentlichung des Guten etwas zu viel gethan. Störend ist bei den Briefen wie auch sonst bisweilen der Mangel an genauen Zeitangaben. Daran erkennt man, daß eine Frau die Verfasserin dieses Lebensbildes ist. Nathusius Verlobung führte zum Bruche mit Bettina; die darüber gewechselten Briefe sind für die letztere sehr charakteristisch. Mit der Hochzeit von Philipp und Marie am 4. März 1841 schließt das sehr lesenswürdige, wohlgeschriebene Buch. Wir sehen der Fortsetzung des Lebensbildes, bei der hoffentlich der Sohn des Verewigten oder sonst eine sachkundige Persönlichkeit der Befasserin nicht nur rathend, sondern auch mitarbeitend zur Seite stehen wird, mit Verlangen entgegen; möge sie nicht allzulange auf sich warten lassen.

Es ist für den Historiker wie für den Kenner menschlicher Dinge sehr lehrreich und anziehend zu beobachten, welchem Wechsel ja oft völligen Umschwunge, die Werthschätzung und der Einfluß berühmter Schriftsteller im Laufe der Zeit unterliegt. Tagesströmungen und Tagesmeinungen, vorübergehende politische Verhältnisse, eine im Augenblick herrschende geistige Richtung verschaffen oft einem Autor glänzenden Ruhm bei den Zeitgenossen, während die Folgezeit denselben immer mehr erblassen läßt, ja nicht selten mit Vergessenheit bedeckt. Andere Geister haben das entgegengesetzte Schicksal. Während ihres Lebens dringen sie nur mühsam durch und werden kaum oder nicht recht gewürdigt, erst die Nachwelt erkennt ihre ganze Bedeutung und zollt ihnen die verdiente volle Anerkennung. Diese spätere Ausgleichung ist ein Trost für alle von ihrer Zeit verkannten Geister, sie bestätigt immer von Neuem die Wahrheit von Goethes Wort: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“ In gewissem Sinne, wenn auch nicht vollkommen, läßt sich das Gesagte auf die beiden hervorragendsten Geschichtsschreiber und Politiker Englands in unserem Jahrhundert anwenden, auf Macaulay und Carlyle. Vor 40 Jahren war Macaulay's Geschichte von England eines der gelesensten und bewundertsten Bücher und auch seine kleinern Essays und Aufsätze fanden den größten Beifall. Macaulay's Geschichte war das politische Evangelium der Liberalen, besonders in Deutschland, die

von ihm aus der Geschichte gezogenen Lehren sollten buchstäblich verwirklicht werden, der Parlamentarismus die ideale Regierungsform sein, aus Macaulay's Munde schien die Geschichte selbst zu sprechen und den Sieg des Liberalismus zu verkündigen. Nicht wenig trug zu diesem außerordentlichen Erfolge, zu dieser allgemeinen Bewunderung der Zauber von Macaulay's Sprache, seine glänzende, bewunderungswürdige Darstellungsgabe bei, der auch jetzt noch kein Leser sich entziehen kann. Heute ist das Urtheil über Macaulay als Historiker und Politiker ein wesentlich anderes geworden. Man hat erkannt, daß seine Geschichte von sehr einseitig whigistischem Standpunkte aus geschrieben ist, man vermißt an ihm Weite und Tiefe der Auffassung und beklagt seinen völligen Mangel an Verständniß für alles Nichtenglische; seine Beurtheilung der Dinge vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt, seine freihändlerischen Anschauungen seine politisch beschränkten Parteiurtheile finden auch in England jetzt nur getheilten Beifall. Carlyle dagegen, der lange nur als ein Sonderling verspottet oder unbeachtet gelassen blieb, gelangt zu immer größerer Anerkennung und der Einfluß seiner Schriften und Lehren wächst fortwährend. Niemand zweifelt mehr daran, weder in seinem Vaterlande noch im Auslande, daß er ein weit größerer und tieferer Geist ist als Macaulay. In Deutschland hat Carlyle immer viel Anerkennung gefunden, wenn auch lange nur in einem beschänkten Kreise. Seine kleineren Schriften erschienen in 6 Bänden, ins Deutsche übersetzt, schon vor 40 Jahren, sein herrliches Buch über Helden und Heldenverehrung hat in Deutschland viele Verbreitung gefunden und die Geschichte Friedrichs des Großen, höchst originell in Darstellung und Auffassung, hat seinen Namen in Deutschland populär gemacht; weniger bekannt geworden ist seine Geschichte der französischen Revolution. Carlyles Schriften sind keine leichte Lektüre, sie verlangen ernste Sammlung und aufmerksames Nachdenken. Auf die Form der Darstellung Carlyles hat ganz besonders Jean Paul eingewirkt, derjenige deutsche Schriftsteller, welcher sonst allen Fremden der unverständlichste ist; es ist das ein rechter Beweis dafür, wie tief Carlyle in das eigenste Wesen deutschen Geistes eingedrungen ist. Der Humor des Britten fühlte sich von der selbst vielen Deutschen unverständlichen Eigenart des großen deutschen Humoristen sympathisch berührt.

Carlyles Stil ist höchst originell, oft barock und manierirt, aber phrasenhaft wird er nie, er ist ganz der Ausdruck seines außerordentlichen Geistes. Schon in seinem Jugendwerke, einem der nach Form und Inhalt seltsamsten Bücher, die je geschrieben worden sind, dem Sartor resartus zeigt sich uns der ganze Carlyle. Die darin gegebene Lebensgeschichte des deutschen Professors Diogenes Teufelsdroeckh in Weißnichtwo, sowie die darin entwickelte Kleiderphilosophie blieben beim Erscheinen des Buches fast allen Lesern und Kritikern völlig unverständlich und erregten nur Kopfschütteln und Unwillen. Erst allmählich hat man diese merkwürdige Schrift verstehen gelernt und wer Carlyle recht kennen will, muß sich mit dem Sartor resartus vertraut machen. Am wenigsten bekannt waren bisher in Deutschland die sozialpolitischen Schriften Carlyles, da sie sich zunächst auf englische Verhältnisse beziehen und bisher ins Deutsche nicht übertragen worden waren. Und doch sind sie gegenwärtig, wo die soziale Frage in Deutschland die Geister so allgemein und so lebhaft beschäftigt, in hohem Maaße der Beachtung werth, da sie Carlyles Gedanken über die sozialen Reformen, über die Reorganisation der Gesellschaft enthalten. Die vor kurzem erschienene Uebersetzung dieser Schriften des großen Engländers hat folgenden Titel: „Socialpolitische Schriften von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. P. Hensel"*). P. Hensel's umfangreiche Einleitung, die Carlyles Weltanschauung darlegt, ist sehr lesenswerth. Es wird darin nachgewiesen, daß nicht nur Goethe, wie gewöhnlich angenommen wird, bestimmenden Einfluß auf Carlyles geistige Entwickelung gehabt, sondern ebenso und noch mehr die praktische Philosophie Kant's und vor allem Fichte. Die Verwandtschaft und das Gemeinsame zwischen den Anschauungen Fichtes und Carlyles vielfach bis ins Einzelne, wird scharfsinnig und anziehend nachgewiesen. Ob der Verfasser in der Ableitung der Carlyleschen Gedanken aus Fichte nicht doch manch-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 2 Bde. 11 M.

mal zu weit geht, ob zwei so originelle Denker nicht bisweilen auch unabhängig von einander zu denselben Resultaten gekommen sind, das zu erörtern ist hier nicht der Ort. Die Uebersetzung ist gut und die Anmerkungen enthalten alles für das Verständniß einzelner Stellen und Anspielungen Nothwendige. Wenn wir etwas vermissen, so ist es eine zusammenfassende Uebersicht der sozialpolitischen Gedanken und Forderungen Carlyles im Einzelnen; die allgemeinen Gesichtspunkte sind allerdings in der Einleitung entwickelt. Die Sammlung enthält außer der Schrift über den Chartismus, der Abhandlung über die Negerfrage und die Charakteristik unserer Zeit, die berühmten ihrer Zeit so viel Aufsehen erregenden Flugschriften: „Aus elfter Stunde" und die letzte sehr bedeutende Meinungsäußerung Carlyles über die soziale Frage: „Den Niagara hinunter — und dann?" Mit Bedauern vermissen wir in der Sammlung die berühmte Schrift: „Vergangenheit und Gegenwart", in der er so nachdrücklich den Vorzug der Lage der Unfreien im Mittelalter vor den traurigen Zuständen des freien Arbeiters in der Gegenwart schildert; doch vielleicht ist die Sammlung noch nicht abgeschlossen und es folgt noch ein dritter Band. Vieles von Carlyles Ausführungen bezieht sich auf speziell englische Verhältnisse, andere seiner Reformgedanken sind in Deutschland schon verwirklicht, wie die Altersversorgung und die Unfallversicherung, aber nicht Weniges in diesen Schriften, vor allem die Grundgedanken, sollten von allen, die sich für eine Lösung der sozialen Frage, so weit eine solche überhaupt möglich ist, interessiren, beherzigt und durchdacht werden. Carlyle hat das große Verdienst zuerst die auf den Egoismus gegründeten Lehren der englischen Nationalökonomie nachdrücklich bekämpft, die Falschheit des laissez faire gezeigt und für das Verhältniß von Fabrikherrn und Arbeitern wieder eine humane, sittliche Grundlage gefordert zu haben. Er war in vielen politischen Dingen seiner und auch unserer Zeit weit voraus. Er verabscheute die Demokratie und die Demokratisirung der Staaten, er verwarf das allgemeine Stimmrecht, denn er hatte erkannt, daß aller wirkliche Fortschritt nur von einer kleinen Minorität, ja, von Einzelnen ausgegangen ist, er war ein Feind des Parlamentarismus und des immer höher steigenden Einflusses der Presse, er sah in der

Atomisirung der Gesellschaft das größte Verderben. Carlyle sah die eigentliche Aufgabe des Menschen in der Pflichterfüllung und wurde nicht müde zum Handeln, zum Thun auffordern. Er verlangt eine neue Organisation der Arbeiter und, indem er die Forderung sozialer Gleichheit als Unsinn verwirft, fordert er soziale Gerechtigkeit.

Als ein echter Prophet sah er trotz seiner Warnungen und Mahnungen die Dinge dem Verhängniß weiter zutreiben und sein Trost für die Zukunft war eine ihrer Pflichten bewußte Aristokratie und ein starkes Königthum. In religiöser Beziehung zeigt Carlyle deutlich die Nachwirkung der Eindrücke seines streng puritanischen Elternhauses. Er hatte ein Gefühl unbedingter Abhängigkeit von Gott und verlangte ein solches von jedem Menschen; er steht gewissermaßen auf alttestamentlichem Boden, er ist nicht eigentlich Christ, aber er ist ein Wegweiser zu Christus. Carlyle, der allezeit in den Helden die bewegenden Kräfte in der Geschichte erblickt, hat in seinem Alter noch einen neuen gewaltigen Helden auf der Weltbühne erscheinen sehen und ihn mit Begeisterung begrüßt; er hat für Bismarck das Wort: „Der eiserne Kanzler", geprägt. Mögen seine sozialpolitischen Schriften auch in Deutschland nicht ohne Wirkung bleiben und viele veranlassen sich in die Gedankenwelt dieses tiefen und mächtigen Geistes zu versenken.

Einer der eifrigsten und hervorragendsten Mitarbeiter der „Grenzboten" war seit den ersten 80er Jahren der als tüchtiger Jurist bekannte Reichsgerichtsrath Otto Baehr aus Kassel. Er hat vor seinem Tode noch selbst eine Sammlung seiner Aufsätze und Abhandlungen vorbereitet, welche jetzt in zwei Bänden, unter dem Titel: „Gesammelte Aufsätze von Dr. O. Baehr*) erschienen ist. Der erste Band, welcher die juristischen Abhandlungen enthält, gehört nicht in den Rahmen der litterärischen Umschau, wohl aber der zweite, welcher die Aufsätze politischen, sozialen und wirthschaftlichen Inhalts umfaßt. O. Baehr gehörte der nationalliberalen Partei an und hat als Mitglied des norddeutschen und dann des deutschen Reichstages an dem Ausbau und der Befestigung des deutschen Reiches eifrig mitgearbeitet. Als Mann von

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

selbständigem Charakter, ist er aber nicht immer mit dem Verhalten seiner Partei einverstanden gewesen und hat alle Zeit das Vaterland über die Partei gestellt. Bachr war ein echter Hesse, daher steckte in ihm ein gutes Stück konservativer Gesinnung, die mit den Jahren immer mehr hervortrat; nur in religiös-kirchlicher Beziehung stand er ganz auf dem Boden des Liberalismus. In ihm verband sich mit der treuesten Anhänglichkeit an seine engere Heimath warme Liebe für das große Vaterland; er kann in dieser Beziehung als ein rechtes Muster und Vorbild für die Vereinigung des berechtigten lebenskräftigen Partikularismus mit entschiedenem, bewußtem Nationalgefühl betrachtet werden. Ein entschiedener Vertreter und Anhänger der Vormachtstellung Preußens war er doch keineswegs ein Freund der preußischen Bureaukratie und ihrer Nivellirungssucht und beklagte bitter die Ersetzung viele trefflicher Einrichtungen in seinem Heimathlande durch weniger gute preußische. In der vorliegenden Sammlung seiner kleinen Aufsätze findet sich neben Lesenswürdigem und Beachtenswerthem auch manches Unbedeutende, vorübergehenden Tagesinteressen Entsprungene. Aus dem mannigfaltigen Inhalte des Bandes seien zunächst die Charakteristiken Laskers und Windthorsts hervorgehoben. Die erste, die Verdienste und die Schattenseiten der parlamentarischen Thätigkeit Laskers als Führer der Nationalliberalen unparteiisch abwägend, ist vorzüglich, vielleicht nur einige Nüancen zu günstig gehalten. Das Gegentheil gilt von der Charakteristik Windhorsts, sie ist um einige Farbentöne zu dunkel ausgefallen; Windthorst ist für Bachr der Mann des Unheils, in dem sich der böse Genius Deutschlands verkörpert hat. Wenn dies Urtheil wohl etwas zu hart ist, so ist es doch jedenfalls zutreffender als die landläufige Art der Presse stets halb scherzhaft von der „kleinen Excellenz“ zu sprechen. Windthorsts Thätigkeit und Auftreten konnte man stets nicht ernst genug nehmen. Beherzigenswerth ist ferner der Aufsatz: „liberal und konservativ“, auch der über „unsere Partei“ verdient gelesen zu werden. In der sozialen Frage nimmt Bachr einen im Wesentlichen ablehnenden Standpunkt ein, er findet viele Klagen und Beschwerden der Arbeiter unbegründet. Sehr lesenswürdig ist der in ganz konservativen Geiste gehaltene Aufsatz „zur Judenfrage“

in dem Baehr sich entschieden gegen die Uebermacht des Judenthums und gegen die Bekleidung von Richterstellen durch Juden ausspricht. Weiter auf einzelne Aufsätze einzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum; die Sammlung wird sicherlich dazu beitragen, das Andenken eines verdienten, tüchtigen patriotischen Mannes zu erhalten.

Jeder Leser der „Grenzboten" erinnert sich mit Vergnügen der köstlichen Schilderungen „aus dänischer Zeit" von Charlotte Niese. Diese Erinnerungen aus vergangenen Kindheitstagen, als Schleswig noch unter dänischer Herschaft stand, versetzen in ein wahres Idyll voll ungestörten Friedens, über der schlichten Erzählung kindlicher Leiden und Freuden liegt ein Hauch echter ursprünglicher Poesie. Später zu einem Buche vereinigt, haben die Schilderungen einen weiten Leserkreis gefunden und viele Menschen erfreut und erquickt; diese unbestreitbare Thatsache beweist in erfreulicher Weise, daß auch in der Zeit des gegenwärtig herrschenden Naturalismus das deutsche Gemüth noch fortlebt. Ein neues Buch von Charlotte Niese „Licht und Schatten." Eine Hamburger Geschichte*) mußte lebhafte Erwartungen erregen. Nachdem wir es gelesen, können wir sagen, daß sie nicht getäuscht worden sind, wenn auch „Licht und Schatten" den Skizzen aus dänischer Zeit an Werth und poetischem Gehalt nicht gleich kommt. Die Erzählung spielt in der für Hamburg so furchtbaren Cholerazeit von 1892 und behandelt die Ereignisse in einem angesehenen reichen Patrizierhause. Der Gang der Erzählung ist ziemlich einfach und große Erfindungsgabe zeigt die Verfasserin nicht, die von ihr verwendeten Motive sind großen Theils schon wohlbekannt. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Charakterschilderung, wie das auch in den Skizzen der Fall ist. Folkert Dierks, Tine Heuberg, die Doctorin Bardenfleth sind mit einer Anschaulichkeit, Lebendigkeit und so kräftig individuell gezeichnet, daß man sie vor sich zu sehen meint; da offenbart sich wirkliche Gestaltungskraft. Auch Frau Valeska Bardenfleth, die oberflächliche, leicht bestimmbare Weltdame ist nicht übel charakterisirt und ebenso ist der alte reiche

*) Leipzig. Wilh. Grunow. 5 M.

Meier eine gelunge Gestalt. Die übrigen Personen sind dagegen mehr verblaßt und schattenhaft, wenngleich einzelne Züge ansprechen. Wenn wir also auch das vorliegende Buch mit Vergnügen gelesen haben und allen Freunden Charlotte Nieses empfehlen können, so möchten wir ihr künftig doch am liebsten wieder in ihrem schleswigschen Heimathwinkel begegnen.

Theodor Fontane, der die Mark Brandenburg nach allen Richtungen durchwandert und so anmuthig geschildert hat, ist auch der einzige, welcher als ein würdiger Nachfolger von Willibald Alexis in der dichterischen Vergegenwärtigung ihrer Vergangenheit bezeichnet werden kann. Sein Roman: „Vor dem Sturm. Aus dem Winter von 1812 auf 13" schließt sich unmittelbar an Alexis' Isegrimm an. Wenn auch Fontane dem brandenburgischen Walter Scott an Tiefe der Auffassung und an Kraft in der Charakterzeichnung nicht gleichkommt, so kann er sich ihm in der Durchführung der Lokalfärbung, in der Mannigfaltigkeit der Begebenheit, in der kunstvollen Entwickelung der Handlung, an die Seite stellen und übertrifft ihn an Gewandtheit der Darstellung. Der genannte historische Roman verdient es daher weit mehr gekannt und gelesen zu werden, als es bisher geschehen ist. Daher ist es mit Dank zu begrüßen daß die Verlagsbuchhandlung jüngst eine billige Volksausgabe*) der Dichtung veranstaltet hat; es läßt sich erwarten, daß das Buch nun auch in weitere Kreise dringen wird. Schade, daß Fontane in neuerer Zeit sein schönes Talent in den Dienst des Naturalismus gestellt hat; was er in dieser Periode seiner dichterischen Thätigkeit hevorgebracht, wird gewiß nicht auf die Nachwelt kommen. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Jentsch, C., Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft (Leipzig, Fr. W. Grunow).

Saar, Ferd. v., Schicksale. Drei Novellen. (Heidelberg, G. Weiß Verlag).

— Novellen aus Oesterreich. 2. Aufl. (Ebenda.)

---

*) Berlin, Wilhelm Hertz. 4 M.

Saar, Ferd. v., Wiener Elegien. 3. Aufl. (Ebenda).

— Die beiden de Wit. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. (Ebenda).

— Gedichte. 2. Aufl. (Ebenda).

Hansjakob, H. Ausgewählte Schriften. I. Band: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 3. Aufl. (Ebenda.)

Geisteshelden, hrsg. v. A. Bettelheim, 20. Bd.: Sorel, A., Montesquieu. Deutsch von A. Kreßner. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).

Meyer, Dr. R., Hundert Jahre konservativer Politik und Litteratur. I. Band: Litteratur. (Wien, Verlag „Austria“ F. Doll).

Weißenfels, R., Goethe im Sturm und Drang. I. Band. (Halle, M. Niemeyer).

Blätter, Biographische. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung hrsg. von A. Bettelheim. II. Band. 1. H. (Berlin, E. Hofmann u. Co.).

Naumann, Pfarrer Fr., Gotteshilfe. Gesammelte Andachten aus den Jahre 1895. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht).

Hehn, Victor, Italien. Ansichten und Streiflichter. 5. Aufl. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. (Berlin, Gebr. Borntraeger).



Heimathgruß.

Es rollt die Aa die blauen Wogen
Durch dunkle Tannenwälder hin,
Ich komm' daher des Wegs gezogen,
Mir wird so wundersam zu Sinn.
Mein Herz schlägt hoch zu dieser Stunde,
Mein Auge blitzt in heißem Strahl,
Ein Gruß entringt sich meinem Munde:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich hemm' den Schritt in sel'gem Lauschen,
Durch alle Zweige schmeichelnd zieht
Ein märchenhaft melodisch Rauschen,
Ein halbverklung'nes Jugendlied.
Wie mahnet mich des Waldes Weise
An altes Glück, an alte Qual,
Und meine Lippen flüstern leise:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Ich kehrte heim aus fernem Süden,
Mein theurer Heimathgau zu dir,
Gieb meinem Herzen Glück und Frieden,
Und schenke neue Lieder mir,
Die hell aus meiner Seele dringen
Und schweben über Berg und Thal....
Mein erstes Lied soll also klingen:
„Dich grüß' ich, Livland, tausendmal.“

Hedda v. Riesemann.

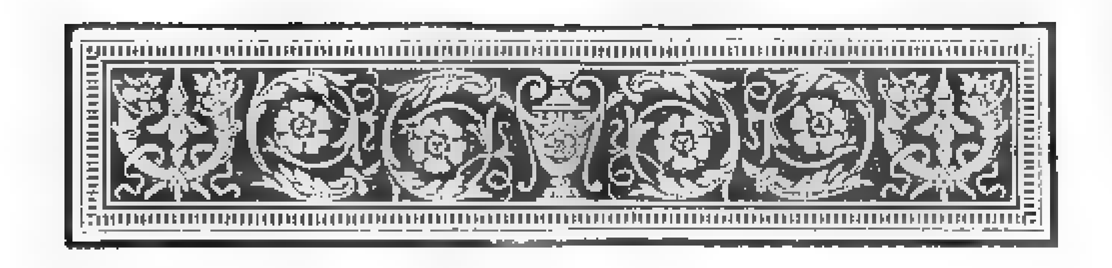


Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Mai 1896.



Dr. G. J. v. Schultz-Bertram.

Biographisch-litterärische Skizze von Ella v. Schultz-Adaïewsky.

(Schluß).

Im Jahre 1851 mußte mein Vater wegen eines Duelles zwischen Baron Rosen und dem Grafen Hendrikoff, bei welchem er als Arzt fungirte, vierzehn Tage auf der Hauptwache zubringen. Die Erinnerung an diese Epoche gehört jedoch zu den angenehmen. Er verlebte auf der Hauptwache eine sehr heitere Zeit im Verkehr mit seinen Freunden und Bekannten, die ihn dort aufsuchten. An einem einzigen Tage zählte er nicht weniger als dreißig Besuche.

Die vielfachen Berufsgeschäfte nahmen die Zeit meines Vaters wohl mehr in Anspruch, als es dem Schriftsteller recht sein mochte und mancher Seufzer galt der beeinträchtigten Freiheit. Die präparirende und zergliedernde Anatomie, so interessant sie an sich ist, stellt an die Nerven und besonders an den Geruchssinn oft allzugroße Anforderungen. Auch griff die ärztliche Praxis das weiche impressionable Gemüth meines Vaters sehr an.

Eine gefährliche Krankheit warf ihn in dieser Zeit angestrengter Thätigkeit darnieder. Von Pirogoff und Zdekauer behandelt, hörte er, wie die beiden Aerzte im Nebenzimmer sich über die Natur der Krankheit stritten und der Eine zum Andern sagte: „Nun, morgen bei der Obduktion werden wir es ja sehen.“ Seine elastische Natur half ihm die Krankheit überwinden, aber schwerer überwand er den Schmerz, den der Tod seines siebenjährigen geliebten

Töchterchens Manja ihm bereitete (1855). Es war der Anfang einer Reihe von schweren Prüfungen durch Familienverhältnisse hervorgerufen.

Zu wissenschaftlichen Zwecken in's Ausland beurlaubt, hatte mein Vater 1853 Augsburg, München, Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Altona, Lübeck besucht und zuständigen Ortes über diese Reise einen Bericht eingesandt. „Eine herrliche Reise" heißt es in einem der Briefe aus damaliger Zeit an die Mutter. — Einen zweiten Urlaub zu gleichem Zwecke erhielt er im Jahre 1856. Diesem folgte ein Aufenthalt am Ostseestrande, wo er mit seiner Familie zusammentraf und den Entschluß faßte die Seinen dauernd in Deutschland zu etabliren und selbst aus dem Staatsdienst zu treten, um sich von den Anstrengungen, die ihm seine vielen Verpflichtungen auferlegt hatten, zu erholen, seine Gesundheit wieder zu kräftigen und der schriftstellerischen Thätigkeit sich ganz zu widmen. So legte er denn, inzwischen zum Staatsrath befördert und zu verschiedenen Malen mit Orden und Belohnungen ausgezeichnet — alle seine Aemter nieder, um erst zehn Jahre später wieder in den Staatsdienst zu treten.

Zuerst führten in Berlin die mit Alexander Duncker angeknüpften Beziehungen zu der Herausgabe der gesammten Baltischen Skizzen (3 Bände), der Martha Marzibill und der Peterslieder, einer Charakteristik Peters des Großen. Manche dieser Erzählungen, welche in poetischen Gewande einige der hervorragendsten Züge und bedeutendsten Aussprüche dieses Helden wiedergeben, eignen sich durch ihre knappe faßliche Form für Vorträge in Schulen und ich vermuthe, daß dieses Ziel — der Jugend das Bild des universell beanlagten, genialen Kaisers vorzuführen — meinem Vater beim Verfassen der Peterslieder vorgeschwebt haben mag.

Das Leben und die Reisen Peter's des Großen waren damals der Gegenstand seiner Studien; viele Vorarbeiten, geographische Karten über die Reisen dieses und anderer Monarchen in Rußland das vorläufige Ergebniß derselben.

Ein glänzendes Anerbieten, als ärztlicher Begleiter und Mentor eines jungen russischen Fürsten D . . . . . durfte nicht ausgeschlagen werden und so wurden die Jahre 1858 — 60 wieder auf Reisen

zugebracht. Der Weg ging über Paris nach Schottland, das Land welches nächst Italien den tiefsten Eindruck auf meinen Vater machte. „Die gelehrten Anstalten in Paris“ (Inland 58) und „Reisebriefe aus Schottland“ (Montagsblatt, Petrsbg) erzählen von dieser Reise.

Nach Petersburg zurückgekehrt, 1860, übernahm mein Vater die Gründung und Redaktion eines literärischen Wochenblattes mit politischer Beilage, in St. Petersburg, das eben genannte Montagsblatt. Dieses hatte sich u. A. zur Aufgabe gestellt, die jungen baltischen Poeten und Schriftsteller bekannt zu machen und veröffentlichte neben einigen größeren Romanen ausländischer Autoren eine nicht geringe Anzahl bemerkenswerther inländischer Geisteserzeugnisse. Aus der Zahl eigener Gedichte und Aufsätze, welche in dem Montagsblatt veröffentlicht wurden, nenne ich folgende: An Dr. Kreuzwald, den Restaurator des Liedes vom Kalewipoeg (Sonett). Die estnische Sage vom Kalewipoeg 1860, — Nordische Skizzen acht Erzählungen, darunter: Am Saima-See; die Waldschenke von Murom; Köstripappa; das Festlager; Goethe's Faust u. a. 1861. St. Petersburger Sagen, 61. Der Reiter von Paris, 61. — Toxowa oder die kleine russische Schweiz, außerdem viele vermischte Aufsätze: Ueber die Bettelsucht, Salonberichte; Briefe an eine junge Tänzerin über die Kunst, (Aesthetische Briefe über die höhere Tanzkunst); Briefe über Architectur, (Kritik der vornehmlichsten Gebäude in Paris und St. Petersburg); Ode an Alexander den Befreier, 1862. ꝛc.

Auch während dieser so sehr in Anspruch genommenen Zeit, hatte mein Vater es doch möglich gemacht seine alte Mutter in Friedenthal ab und zu zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten hatten die unter den Ehsten herrschenden Augenkrankheiten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und in ihm den Wunsch wach gerufen hier Abhilfe zu schaffen. Schon während seiner vorübergehenden Besuche bei der Mutter kamen viele Kranke zu ihm und so manche Augenoperation wurde ausgeführt. Unter freundlicher Beihilfe einiger Gutsnachbarn gelang es meinem Vater auf eignem Grund und Boden durch Ausbau eines Nebengebäudes

sich eine kleine, sehr bescheidene Klinik einzurichten, in der immer einige Kranke zugleich unentgeldlich Aufnahme fanden, nur mußten die Angehörigen für Beköstigung Sorge tragen. Ein hinterlassenes Namenregister* weist gegen tausend größere und kleinere Augenoperationen nach.

Mit dieser Aufgabe — die kranken Augen der Ehsten zu behandeln, — ließ sich die andere Lieblingsbeschäftigung meines Vaters auf's Beste vereinigen, nämlich den Volkstraditionen nachzugehen und so seine begonnenen Forschungen auf ethnologischem Gebiete weiter fortzusetzen. Hier auf dem Lande wuchsen auch seine physischen Kräfte und ungestraft konnte er sich recht große körperliche Anstrengungen auferlegen. Wie sein erhabenes Vorbild Peter der Große, war er überall selbst thätig und legte immer selber Hand an: besserte die Schäden des alten Hauses, damit es die Mutter warm halten sollte; grub mit den Arbeitern um die Wette Gräben und Brunnen; pflanzte Bäume, hobelte und zimmerte, wo es noth that, stach dazwischen einem alten Weibe den Staar, schnitt und nähte einer andern die Augenlider zurecht, damit die so lästig nach innen wachsenden Wimpern das Auge unbeschädigt ließen, — half die großen Feldsteine bei Seite heben, kurz arbeitete mit den Bauern in Feld, Wiese und Wald und schrieb dabei ihre poetischen Traditionen auf, sich immer mehr in die Seele dieses Volkes hineinvertiefend, mit seiner Sprache immer engere Freundschaft schließend.

So wurde das Material gesammelt, welches denjenigen Werken meines Vaters zu Grunde liegt, denen er selbst den meisten Werth beilegte und als seine Hauptwerke neben den Baltischen Skizzen bezeichnete, wenn auch diese ihm mehr Popularität eingetragen. Ich meine das zweisprachige (ehstnisch-deutsch) Epos Ilmatar, Wagien und Warawatja, eine ehstnische Fausttage. Inmitten dieser segensreichen, sehr bescheidenen, aber ihn ansprechenden und in dichterischer Beziehung auch ersprießlichen Thätigkeit, erging an meinen Vater von Petersburg aus die Anfrage, ob er nicht wieder in den Staats-

*) Ein Jahr bei Ehsten. Ophtalmologische Beobachtungen gemacht während des Jahres 1863/64 in Livland.

dienst treten wolle. Da er die Familie aus dem Auslande zurück-erwartete, begab sich mein Vater wieder nach Petersburg und übernahm provisorisch den Posten eines Sekretairs im Ministerium des Kaiserlichen Hofes, bis der ihm zugedachte Posten eines Zensors vakant und somit sein Wunsch erfüllt wurde in die Hauptpreß-verwaltung und in das Ministerium des Innern unter P. Walujeff einzutreten.

Im Verkehr und im Gedankenaustausch mit Männern wie Walujeff, Tutscheff, A. Maikow, Polonsky, Fürst Wiasemsky und andern Dichterkollegen, — inmitten einer stets wechselnden Menge von Zeitschriften und Büchern aus aller Herren Länder, die ihm, dem Sprachkundigen, zur Zensur eingesandt wurden, fand mein Vater endlich, leider erst zum Schlusse seines Lebens, diejenige Thätigkeit, die seiner Natur, seinem Temperamente und seinem Geiste am meisten entsprach. Von seiner Studierstube aus, die er zu seiner Welt gemacht, konnte er, ohne direkte Berührung mit letzterer und doch in regem Kontakt mit der Menschheit im höheren Sinn, — mit den sie bewegenden und erschütternden Fragen bleiben, diese vor seinem geistigen Auge Revue passiren lassen, sie theilnehmenden Herzens erwägen, um dann persönlich mit der Feder, diesem geistigen Schwerte des Schriftstellers und Dichters, muthig für alles einzutreten, was ihm Ueberzeugung war und zum Wohle der Menschheit überhaupt, wie auch zu demjenigen seines weitern und engeren Vaterlandes dienen konnte.

Der Wunsch sich von des „Lebens verworrenen Kreisen", — wie die Lieblingsredeweise seiner alten Mutter lautete, — fern zu halten und sich unbeirrt von der „Parteien Gunst und Haß" die freie Anschauung zu wahren, soweit solche Unparteilichkeit dem Menschen überhaupt möglich ist, fesselte meinen Vater an seine stille Klause; nicht weltflüchtige Stimmung oder verbitterter Pessimismus; daher auch während dieser Zeit Niemand, der Rath und Hilfe suchte, vergebens an seine Thür klopfte und ihn nicht selten veranlaßte aus seiner geliebten Studirstube, die seine Welt war, hinauszutreten. A. d. w. v. („Auch dieses wird vorübergehen") — diese magischen Buchstaben waren über seinem Schreibtische angebracht. In jener Zeit, in welcher ihm Sorgen und Kränkungen aller Art nicht erspart waren, entstanden merk-

würdigerweise die von heiterstem Humor sprudelnden, drolligen Dichtungen im livländischen halbdeutschen Dialekt von F. R e u t e r's „Läuschen und Rimels" angeregt*). Die immer wieder neuen Auflagen dieses Werkchens zeigen, daß die Idee eine glückliche zu nennen war und namentlich in Studentenkreisen, neben den „Baltischen Skizzen" sich einen guten Platz erobert. Nationalitätenhader und Junkerthum, diese Auswüchse des wahren Patriotismus und des echten Adels bekämpfte er mit überraschender Heftigkeit und suchte stets ihre verhängnißvollen Folgen klar darzulegen, auf welcher Seite diese Krankheitserscheinungen auch zu Tage treten mochten. „Nicht was die Völker, was die Klassen trennt, sondern was sie vereinigt, soll man hervorheben." — dieser Wahlspruch des Grafen P. Walujeff, entsprach auch seiner eigenen innersten Auffassung der Dinge. Diese Skizze ist nicht der Ort, näher auf dieses Thema einzugehen, welches anzudeuten ich aber nicht umhin konnte. Jedoch ist mein Vater in dieser seiner guten Absicht, Frieden zu stiften, arg verkannt und auf das Härteste angegriffen worden.

Nicht eine geringe Genugthuung und Freude war es meinem Vater, von seiner jetzigen Stellung aus, auch zum Wohle seines engeren Vaterlandes beitragen zu können, indem er auf die Preßverhältnisse in demselben in günstiger Weise wirken konnte.

Wenn die Bücherschau, die im Interesse des wartenden Publikums rasch zu bewältigen meines Vaters stete Sorge war, Augen und Geist übermüdet hatten, dann wurde wieder der geliebte finnische Meerbusen aufgesucht und in der Berührung mit dem Meer neue Belebung gesucht und gefunden. Noch eine andere Anziehungskraft bot sich jetzt, „jenseits der Scheeren" — das neugegründete Heim einer seiner Töchter. Hiere rwarteten ihn auch bald alle Freuden, die ein zärtlicher Großpapa an seinen muntern Enkeln erleben kann und er verlebte an der Seite der liebenden Tochter und des vortrefflichen Schwiegersohnes glückliche Tage und Wochen.

In den Neuen Baltischen Skizzen heißt es: „Herrliche Ostsee! Ich habe alle Meere Europas besucht, aber ich gebe der Ostsee entschieden den Preis. Nicht etwa weil sie das Akkompagnement

*) Hallerlei nurrige Sichten und Faterkleichen. 4. Aufl. 1885.

zu meinen Wiegenliedern komponirte, sondern weil sie etwas Nobeles, etwas Durchlauchtiges hat und keinerlei gefährliche Ungeheuer in ihrem Schooße birgt. Es ist eine jungfräuliche See!"

„Im Geiste sehe ich Deinen Vater," so schreibt seine liebevolle Schwester Jenny an ihre in Sweaborg lebende Nichte, „auf Enng-Gora sitzend, seine Pfeife rauchend und das Meer vor sich mit so glücklichem Gesicht anschauend, als hätte er es selbst geschaffen." — Hier in Sweaborg und auf Enng-Gora (eine kleine in's Meer hineinreichende Landzunge, von meinen Vater so benannt) — entstanden die originellen „Enng's Wintermärchen im Pelz" mit dem Ausspruch Piragoffs als Motto: „Den Frühlig besingt man am besten im Winter, - die Freiheit im Kerker." Viele angenehme und anregende Beziehungen wurden von hier aus angeknüpft, so zu dem greisen finnischen Nationaldichter Elias Lönnroth.

Im Wasenius'schen Verlage zu Helsingfors erschienen im Jahre 1872 folgende Werke meines Vaters: Die Neuen Baltischen Skizzen, Erinnerungen an die Domschule enthaltend; die Sagen vom Ladoga See, oder Erzählungen meiner Sjudamoika, (Tellerwäscherin, Aufwärterin); Peiwasch Parneh oder die Sonnensöhne, ein episches Gedicht nach Bruchstücken einer Volkssage aus Lappland. —

Auf einer seiner Fahrten nach Finnland wurde mein Vater auf wunderbare Weise, vor einem ernsten Unfall auf der Eisenbahn bewahrt. Durch einen Fehltritt fiel er von der Plattform zwischen die Schienen und blieb dort liegen. Vierzehn Waggons rollten über ihn hinweg ohne ihn zu beschädigen! Als er sich wieder erhoben hatte, war seine erste Sorge sich nach seiner Brille umzuschauen, die sich auch unversehrt wieder fand.

Die Lebenssonne meines Vaters neigte sich dem Untergange zu und die alte Mutter sollte noch den großen Schmerz erleben, ihren geliebten Sohn vor sich hinscheiden zu sehen.

Durch die vielen heftigen Krankheiten erschüttert, durch schmerzliche Erfahrungen und Familiensorgen hart geprüft, durch fortwährende geistige Anstrengungen in Anspruch genommen, war seine Lebenskraft vor der Zeit erschöpft und obgleich erst ein Sechziger, machte er doch den Eindruck eines viel ältern Mannes.

Im Jahre 1875 entschloß sich mein Vater zu einer Reise nach Wien. Er wollte dort die Seinigen besuchen und damit eine Kur in der Anstalt des Dr. Hebra verbinden; auf der Rückreise über Leipzig gehen und dort mit einem Verleger persönlich Rücksprache nehmen über die Herausgabe seines letzten Werkes, der ehstnischen Faustsage, des Sanges von Warawatja. Er nahm einen Urlaub von drei Monaten und trat anfangs Januar in Begleitung seiner jüngsten Tochter die Reise an, mit schwerem Herzen, als ob er ahnte, daß er seine Heimath nie wiedersehen würde.

Doch bald wich die bedrückte Stimmung vor einer durch die neuen, wechselnden Eindrücke angeregten froheren Reiselust. In Versen und animirten Beschreibungen der Reiseabenteuer — eines großen Schneesturmes, der die Reisenden zwang nach Krakau abzubiegen und dort zu übernachten — mit kleinen Federzeichnungen illustrirt, gingen die brieflichen Berichte an die alte besorgte Mutter ab, um sie zu erheitern und zu beruhigen.

Auch für sein letztes Werk, das ehstnisch-deutsche Epos „Warawatja", sollte diese Reise verhängnißvoll werden. Mein Vater übergab das Manuskript leider einem ihm nur oberflächlich bekannten Herrn, der es in Leipzig einem Verleger überbringen sollte. Dieser Herr starb plötzlich und alle Nachforschungen nach dem Manuskript blieben erfolglos. Es sei mir von dieser Stelle aus gestattet, die Bitte an alle Diejenigen zu richten, welche in der Lage dazu wären, auf die Spur dieser vermuthlich in Leipzig irgendwo deponirten Handschrift von Dr. Bertram zu verhelfen.

„Ich erlebe einen neuen Geistesfrühling", heißt es in einem seiner letzten Briefe an die Mutter. Mehrere Stunden werden am Schreibtische verbracht. In den Wiener Tageblättern erschienen einige kleine Essays und Skizzen, Heimathserinnerungen und Lieblingsideen. So der Aufsatz über „Elektromagnetische und ethische Alkoloïde"; „Der fliegende Holländer", eine nordische Skizze; „Merkwürdige Geschichten aus der Kinderstube" (eine Kinderverwechselung, die in Livland stattgefunden haben soll). Den schönen Wienerinnen wird als poetische Huldigung ein launiges Gedicht gewidmet und Unterricht im Ungarischen genommen, eine

Sprache, die er für die schwierigste von allen erklärte. Musikalischer Umgang und Besuch schöner Kirchenkonzerte, sowie des berühmten Konzertes, welches R. Wagner selber dirigirte, wirkten anregend und belebend.

Ganz besondere Freude bereitete ihm die Bekanntschaft mit Hunfalvy, die er seinem Buche Wagien verdankte. Der berühmte Gelehrte besaß dies Werk in seiner Handbibliothek und hatte es — so versicherte er meinem Vater — öfters konsultirt. Auf seine Empfehlung war es in der k. Ungarischen Bibliothek zu Pest aufgenommen worden. Selten habe ich meinen Vater geistig frischer und animirter gesehen, als in dieser zweistündigen Konferenz mit dem berühmten Erforscher des turanischen Sprachgebietes.

Die dreimonatliche Urlaubszeit ging zu Ende. Alle Vorbereitungen zur Heimkehr waren getroffen, als mein Vater heftig erkrankte. Zu einem akuten Magenkatarrh trat zum Unglück eine Art Donaufieber, welches er sich durch eine Erkältung auf einer Donaufahrt zugezogen. Die Kunst der Wiener Aerzte, u. A. der Professoren Bamberger, Duchek, Dumreuter, die zur Konsultation gerufen wurden und die sorgfältige Pflege der Seinigen halfen ihm noch einmal die Krankheit überwinden und es trat eine entschiedene Besserung ein. Aus dieser Zeit der Konvalescenz datiren mehrere Briefe an die Mutter. Hier einige Auszüge: „Wien, 5. April. . . . . . Nun danke ich Dir noch arme, alte Mama, daß Du Dir die Mühe gegeben, zu schreiben. Wozu? dictire doch! Mit der wärmern Witterung wirst Du Dein Rheuma los werden. . . . . . Sei doch nicht so ängstlich. — Was nun Deine beständige Vorbereitung zum Sterben anbetrifft — so kann davon noch nichts passiren. Wenn Du nur energisch willst, so kannst Du Dich zusammennehmen und Dich raccolziren. Ich habe Dir allerlei nützliche Dinge gekauft und die mußt Du noch ansehen.

Bedenke, daß Deine Söhne nun Sorgen haben und es um so wichtiger ist, daß Du am Leben bleibst, da dieses für uns der größte Trost ist. Nun bedenke, daß Du Dir gar keine Bewegung machen kannst, also mußt Du das ersetzen durch Reibungen und Waschungen. Das ist was man passive Gymnastik nennt

und wodurch alte Leute ihr Leben verlängern. Laß Branntwein, Essig und Wasser zu gleichen Theilen mischen und etwas erwärmen, dann einen Schwamm eingetaucht, ausgedrückt und nun gewaschen, zwei bis dreimal tüchtig, dann mit gewärmtem Handtuch abgerieben und warm zugedeckt.....

Natürlich ist jedem Menschen der Tod sicher, aber ungewiß. Wir können noch Alle vor Dir sterben. Und was ist denn Sterben? Mein Gott, man macht viel zu viel Wesens davon. Es ist nur eine andere Art zu existiren und vielleicht eine angenehmere, als die in unserm elenden Körper. Ich denke, ich kann weder lebendig noch todt aus Gottes Hand herausfallen, also ist es ganz einerlei ob hier, ob da, ob so oder so! Laß Du Dir den Tod also nicht schwarz malen, Du hast wahrhaftig Dein Lebenlang Deine Pflichten gethan und Tausenden Gutes erwiesen. Nie vergesse ich, wie ein alter Bauer einst sagte: „Kuho meie lähme abbi otsima, kui mitte wanna prauale? Olge laps aege, ehk lujus, ehk muid mure!*) Giebt Dir das nicht eine freudige Stimmung?"

..... Nein, Mama, Du hast wirklich nicht Ursache betrübt zu sein; Du ängstigst Dich wirklich unnütz – Du bist ja doch nicht ein Charakter, der sich für ganz ohne Fehler hält. Nun, sobald man seine Promoks einsieht und sich eingesteht, so folgt doch dann unfehlbar die Versöhnung mit dem alten Gott...... Ich habe ein Krankheitszeugniß eingeschickt und um achtundzwanzig Tage weitern Urlaub gebeten. Dr. W..... meint, in vierzehn Tagen könne ich abreisen. Ich rathe Dir, komm nach Wien, um zu sehen wie man Kranke pflegt. Kein König kann es besser ..... Sei ganz ruhig! Die Menschheit verbessert sich in Allem. Man muß nur vergleichen, so sieht man wie sie bis jetzt immer gesitteter und gesunder wird. Ich habe gesehen, daß die Welt in den sechzehn Jahren, daß ich nicht im Auslande gewesen, enorm vorwärts geschritten ist. So werden die engen Straßen allmählich niedergerissen und große luftige Häuser gebaut. Früher war das Trinkwasser schlecht, jetzt

*) Wo sollen wir Hilfe finden, wenn nicht bei der „alten Frau?" Sei das Kind krank, oder ein anderes Thier, oder was es auch sei.

kommt es vom Gebirge. Da nun die Bevölkerung Luft, Licht und Wasser hat, so sieht man gar keine so abscheuliche scrophulöse Fratzen wie vor fünfunddreißig Jahren. Alle sehen so gesund und fidel aus. Die frühern Zeiten wußten ja nichts von der Wichtigkeit von Luft, Licht und Wasser. Ich sage Dir also, gräme Dich nicht, daß die Welt zum Henker geht. Gott führt sie und es ist sehr undankbar, wenn wir an der Weisheit seiner Führung zweifeln. Grüße Alle, die sich meiner in Liebe erinnern.....

Ich möchte mir und allen meinen Lieben gern einen rosighellen freundlichen Lebensabend verschaffen. Darüber kann nur Jeder mit sich selbst zu Rathe gehen. Mein Gewissen sagt mir alles haarklein, aber das Herz ist trotzig und verzagt und man möchte sich so gern vor sich selbst entschuldigen. Sage nur, wo habe ich die Sucht zu kritisiren her? Etwas geerbt habe ich vom seligen Papa, der z. B. nie schweigen konnte, wenn bei Tisch etwas Vermuffeltes aufgetragen wurde. Etwas davon habe ich von Dir, denn wie oft mißfiel Dir etwas — blos weil es neu war. Nachher warst Du immer ganz zufrieden damit. So ist das wol ein allgemeines Erbtheil der Menschen, rasch zu urtheilen, schnell zu tadeln und darüber wollen wir Geduld üben. Am Ende ist die Tadelsucht nur der Wunsch, daß es andern gut gehen möchte. Wir zweifeln an fremden Ideen und beurtheilen sie zu rasch.....

.....Vergleicht man nun Torma mit der Alpengegend hier, besäet mit Städten, fruchtbar, reich, so erscheint Torma stiefmütterlich bedacht, aber unserer Herzen Fasern wurzeln immer dort! Es zieht ja den Grönländer in die Heimath.

* * *

Der erste Gang meines Vaters, als er, mit kaum wiedergewonnenen Kräften das Bett verlassen konnte, war zum — Piano. Die Cismollfuge von Bach und die Cismoll-Etude von Chopin, in denen er die Offenbarung sah einer Sehnsucht, die nicht von dieser Welt, die nach einer andern Verlangen trug, erklangen unter seinen schwachen Fingern. Das war die letzte Musik, die er hier auf Erden vernahm.

Am 4./16. Mai, um 10 Uhr morgens, als die Glocken das Pfingstfest einläuteten, entschlief mein Vater sanft. Seine letzten Worte waren: „Ich hatte noch so Vieles zu sagen ....“

Eine seiner letzten Anordnungen betraf, wie schon früher erwähnt, die Uebergabe der Briefe Dr. Kreuzwalds an die Ehstnische Gelehrte Gesellschaft, zum Zweck einer späteren Veröffentlichung (50 Jahre nach seinem Tode).

Der größte Kummer meines Vaters war, nächst der Sorge um die Seinen, die er gern glücklich und wohl zurückgelassen hätte, daß es ihm nicht vergönnt mehr war, auf heimathlicher Erde zu sterben und seine alte Mutter wiederzusehen; seine letzte Bitte, daß wenigstens sein Herz im Familienbegräbniß auf dem Friedhofe zu Torma ruhen möchte.

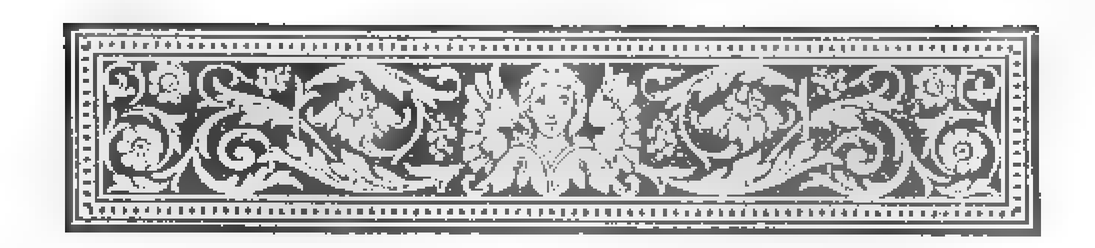
Die Beisetzung in Wien erfolgte in der Evang.-lutherischen Dorotheenkirche Augsb. Konfession durch den Pfarrer Witz-Stöber im Beisein der anwesenden Mitglieder der Familie, einiger Freunde und Bekannten.

Ein einfacher weißer Stein auf dem Friedhofe zu Matzleinsdorf bei Wien bezeichnet den Ort, wo einer der treuesten Söhne der baltischen Lande zur letzten Ruhe gebracht wurde, fern von der Heimath, die er so innig liebte.



Korrigenda.

Seite 171 Zeile 4 von oben lies Lohhusu statt Lohhusa;
„ 175 „ 10 „ unten „ Silma dohter statt Silma doktor;
„ 181 „ 12 „ „ „ Di Rhinoplastica statt Die Rhinoplastica;
„ 183 „ 6 „ oben „ Pivko statt Pirko;
„ 184 „ 18 „ „ „ Kühmstett statt Kühnstett;
„ 194 „ 8 „ unten „ Unzer statt Unger.



Kunstbriefe.

VIII.

Wir sind ja vom Sommer noch ziemlich weit entfernt. Wir hatten sogar nach einem schönen Vorfrühling plötzlich einen bösen Nachwinter, aber in der Theateratmosphäre, da ist schon lange Sommer, denn die Eintagsfliegen treiben dort auf der Bühne und auf den Zetteln ihr kurzathmiges Wesen in großer Fülle.

Die Theater rüsten sich zu der großen Ausstellungszeit. Fast keines macht Ferien und alle suchen sie nach Treffern, die ihnen über den langen Sommer hinüberhelfen sollen. Manche verfallen dabei auf das beliebte Mittel, ihre Truppen auf Gastspielrollen zu schicken — in Berlin selbst; andere borgen sich von einem kollegialen Theater immer derselben Reichshauptstadt ein Stück. Der alte römische Satz: duo eum faciunt idem, non est idem steht bei derartigen Abmachungen Gevalter. Die große Mehrzahl aber sucht und sucht und entdeckt dabei eben die vielen Eintagsfliegen.

Da war z. B. der Jaffé-Wolff'sche Schwank „Die Höllenbrücke" im k. Schauspielhause, eine dramatisirte seichte Verwechslungshumoreske, deren Hauptreiz die schönen schweizerischen Berglandschafts-Dekorationen und Schutzhütten-Ausstattung bildeten; Da stellte Hugo Lubliner, der einst so glückliche Verfasser der „Frau ohne Geist", im Deutschen Theater seine „Junge Frau Arneck" vor, mit der dauernd zu verkehren das Berliner Publikum keine Lust verspürte, obgleich Agnes Sorma ihr ganzes liebenswürdiges Talent aufbot, diese junge an der Seite eines alternden

Lebemannes sich langweilende Frau für das zu geben, als was Lubliner sie aufgefaßt wissen wollte — als eine interessante Bekanntschaft; da schweißte Benno Jakobson, der französirende Plauderer und Theaterfeuilletonist des „Berliner Tageblatt“ aus seiner beifällig aufgenommenen Künstler-Novelle „Das Modell“, unter deutlichen Erinnerungen an Dumas' „Fall Clémenceau“ und Sudermann's „Sodom's Ende“ einen Fünfakter „Fräulein Tizian“ zusammen, der im Lessing-Theater gründlich abgelehnt wurde; da erlebte im selben Theater Wildenbruch's fruchtbare patriotische Bühnendichterei einen starken Mißerfolg mit „Jungfer Immergrün“, einem hundert Jahre zu spät gekommenen Iffland-Stück und einer um 50 Jahre verspäteten vaterländischen Posse, die sich wie die Dramatisirung einer Erzählung von Gustav Nieritz ausnahm: „Der Junge von Hennersdorf“, ursprünglich für das sommerliche Ausstellungstheater „Alt-Berlin“ bestimmt, für das aber die Sache zu lang wurde. Das Prestige Friedrich des Großen, der den deus ex machina in beiden Dichtungen machte und dessen Verherrlichung diese gelten, vermochte nichts zu retten ..... Eintagsfliegen, Eintagsfliegen auch in diesem Fall. Da — oh, ich könnte die Liste noch lange fortsetzen, begnüge mich aber nur noch mit einem letzten Beispiel — da also verschwand im Deutschen Theater Moritz Heimann's Lustspiel „Weiberschreck“ gar gleich nach der ersten Aufführung. Nicht bloß die Weiber, sondern auch die Männer, die zünftigen und die freiwilligen Theaterbesucher, bekamen diesem faden Zeug gegenüber einen heillosen Schreck und damit natürlich auch gleich die Theaterleitung. Nicht viel besser erging es Georg Hirschfeld am selben Abend. Das heißt, was die Kritik betrifft, denn im Theater, wo sein Stück „Zu Hause“ dem Heimannschen voranging, war seine Gemeinde der Gläubigen im Namen der „Modernen“ stark genug vertreten, um ihm einen äußeren Erfolg zu bereiten, der auch noch einige Tage anhielt.

„Zu Hause“ ist älter als „Die Mütter“, ist aber später zur Aufführung gelangt, jüngst in München, in einem Privatkreise jener Gemeinde. Warum die Sache — der Autor bezeichnet sie als „Ein Akt“ — durchaus in Berlin öffentlich auf die Bühne gebracht werden mußte, ist nicht recht einzusehen, denn das Talent

Hirschfeld's war durch „Die Mütter“ genugsam erwiesen. Talent und weiter nichts, zeigt auch „Zu Hause“, ein Talent auf Abwegen. Man erschrickt förmlich, wenn man hört, daß der Verfasser diesen „Akt“ schon als Neunzehnjähriger geschrieben hat. Ein grauenvolles Bild wird vor uns entrollt, sozusagen eine Korruptionsstudie „nach der Natur“, so daß also die Bezeichnung „Akt“ doppelsinnig wird. Mit schärfster Beobachtungsgabe wird ein scheußliches Familienmilieu geschildert, ganz im Stile Strindbergs. Ein abgerackerter Vater; eine Mutter, die sich einen gemeinen Liebhaber hält; ein junger Sohn, Bummler und Börsenspieler, der, gleich dem Vater, um dieses Verhältniß weiß und cynisch dazu lacht; eine junge gelähmte Tochter. In diese nette Familie kehrt der ältere Sohn zurück, als frischgebackener Doktor, voll Lebensidealen und guten Grundsätzen; und der Schmutz und die Verkommenheit im Elternhause ekeln ihn so an, daß er, da er nicht mitmachen will und nichts retten kann, ihm den Rücken kehrt . . . . .

Ich brauche wohl um die Sache weiter kein Wort zu verlieren . . . . . Das ist mehr Schmeißfliege als Eintagsfliege.

* * *

Ziemlich vorübergehend auch nur war der Erfolg von Paul Lindau's neuestem Schauspiel im Lessing-Theater. „Die Erste“ zeigt den Verfasser von derselben Seite, wie ein früheres Schauspiel: „Der Andere.“ Knifflige juridische Fragen und Probleme für die Bühne zu bearbeiten in amerikanisch-französischer Zwickmanier hat er drüben, jenseits des großen Wassers, gelernt und der gute Sensationserfolg des „Anderen“ ermuthigte ihn zu einem zweiten Versuch. Die „Erste“ ist die erste Frau des Regierungsrathes Maineck, die in Wahnsinn verfällt und geschieden wird. Er heirathet dann ihre Schwester. Nach einer Reihe von Jahren kehrt die „Erste“ — geheilt zurück. Ein furchtbarer Konflikt also. Aber Lindau hat nicht recht den Muth gehabt, die Konsequenzen zu ziehen, wie das wohl ein Goethe in dem ähnlichen Vorwurf seiner „Stella“ gethan hat. Ja, Lindau hat es sogar vermieden, die „scène à faire“ zu schreiben, wie Sarcey sagen würde. Liegt sie denn nicht in der

Luft — die dramatisch gewaltig bewegende und erschütternde Begegnung zwischen den beiden Schwestern? Der Verfasser läßt aber die „Zweite" nach Franzensbad verreist sein, als die „Erste" zurückkehrt und diese geht mit der treu zu ihr haltenden Tochter und deren Bräutigam nach Amerika.... Daß das Drama technisch vortrefflich gemacht ist, daß es viele sinnige Züge und packende Szenen aufweist, versteht sich bei Lindau von selbst. Trotzdem erwies sich die Novität auch nicht dauernd zugkräftig.

Wirkliche, starke Zugkraft haben bisher überhaupt nur die dii minorum gentium bethätigen können — die Herren Possen- und Jux-Fabrikanten, denen die Schneider, die die Männer recht närrisch kleiden, die Damen recht pikant entkleiden, die Dekorationsmaler und Maschinenmeister mit ihren Trucs zu Hilfe kommen. Des Pariser Varney „Kleine Lämmer", der Berliner Keller und Hermann „Hungerleider" und ihrer Mitbürger Mannstedt und Jakobsohn's „Tolle Nacht" — ja, die bringen es im Laufe einer Saison auf hundert, zweihundert und mehr Vorstellungen und illustriren damit ein weiteres Mal, daß die Höhe der Tantièmen kein Gradmesser für die dichterische Höhe ihrer Empfänger ist.....

Manches Theater, vor Allem Siegmund Lautenburg's kokettes „Neues Theater" am Schiffbauerdamm, versuchts nicht ohne Glück mit Gastspielen ausländischer Berühmtheiten. So feierte ja die Judic bei Lautenburg Triumphe, so spielte dort Mme Segond-Weber. Nachdem der Wiener Bernhard Baumeister dann als Hans Lange, als Richter von Zalamea, als Erbförster (von Ludwig), als Werner in „Minna von Barnhelm" seine zahlreichen Berliner Freunde aufs Neue erfreut hatte, haben wir jetzt dort seinen berühmten Landsmann Adolf Sonnenthal vom Hofburgtheater wieder einmal als Lear, Nathan den Weisen, Wallenstein, ja sogar als Philippe Derblay in — horribile dictu — Ohnet's „Hüttenbesitzer" bewundern können; selbst dieses fürchterliche Bourgeoisstück vermochte die große und edle Kunst Sonnenthals, der in einziger Art noch immer das Fach des Liebhabers mit dem des Charakterspielers zu verbinden weiß, mundgerecht zu machen. Und nun eben sollte im „Neuen Theater" das Gastspiel

Gustavo Salvini's beginnen, des schon berühmten Sohnes des ewig berühmt bleibenden Tommaso Salvini. Aber in der letzten Stunde zerschlug sich die Sache.....

* * *

Zwischen den einzelnen Gastspielen bietet dann das „Neue Theater“ auch im Spielplan der eigenen Truppe ein recht buntscheckiges Bild. Mancher Zug in diesem Bilde bedeutet aber einen Treffer. So wars auch mit Max Dreyer's Schauspiel „Winterschlaf.“

Der liebenswürdige Verfasser, eine der sympathischesten Erscheinungen in der Berliner Schriftsteller- und Journalistenwelt, geht ruhig seine Wege. Unbeirrt und abhold jeder Reklame, jeder Phrase und Pose. Seit einer Reihe von Jahren Feuilletonredakteur der „Täglichen Rundschau“, deren Unterhaltungsbeilage sich bekanntlich eines weitverbreiteten besten Rufs erfreut, findet er doch Zeit, schöpferischem Drange nachzugeben. Ein Band Novellen, dann vor einem Jahr das Schauspiel „Drei“, das dem witzelnden Berliner für eine Woche das Wort in den Mund legte: „der dreiunddreißigjährige Dreyer hat einen Dreiakter „Drei“ geschrieben“ — machten seinen Namen bald in weiten Kreisen bekannt. Und zwar auf vortheilhafte Weise, so daß man seinem jüngsten Schauspiel mit einiger Spannung entgegensah.

Dreyer ist auch einer von den Modernen, aber er steht bei ihnen auf dem rechten Flügel, so daß er mit dem anderen Lager Fühlung hat. Daß er als Dramatiker skandinavischen Spuren folgt, wird Niemand leugnen, aber er zeigt dabei doch selbständiges Gepräge. Er hält sich von aller Symbolisterei meistens frei, wie er andererseits — anders als die Halbe und Hirschfeld — bemüht ist, eine abgeschlossene Handlung zu bieten, keinen bloßen Lebensausschnitt; auch begnügt er sich nicht, nüchterne, plumpe Wirklichkeitsbilder zu malen, sondern hat sie immer zu einem gemüthvollen Stimmungsbilde von dichterischem Gehalte vertieft. Fertig ist er freilich noch nicht und mitunter hat man die Empfindung, als ob die Konstruktion an die Stelle echt dichterischer Konzeption getreten sei. Aber man gewinnt doch immer die Ueberzeugung, daß Dreyers's großes Talent erfreulich sich weiter ausreift, daß

er noch lange nicht sein letztes Wort gesagt hat und daß dieses einmal ein sehr gewichtiges sein wird.

Das bewies auch der durchschlagende Erfolg von „Winterschlaf.“ Eine sehr tragische Geschichte, die der reizenden Försterstochter Trude, die im tiefen Walde, im verschneiten Forsthause ein Leben führt, das nur von der Welt draußen, von fruchtreichem Thun im Dienste der Menschheit träumt, und das, freudlos, unfruchtbar und unverstanden, gleichförmig sich abhaspelt von Tag zu Tag zwischen einem braven, aber beschränkten Vater, einer nichtswürdigen dummen und boshaften Tante und einem rohen, sinnlichen, ungeliebten Bräutigam, der als Forstgehilfe im Hause lebt. Da retten die Männer eines Abends einen im Schneesturm im Walde halb erfrorenen jungen Mann ins Försterheim und mit ihm zieht etwas, wie Frühlingssonnenschein in Trude's Leben ein. Er zeigt ihr, wie schön und groß und weit die Welt draußen, in der er selbst als Schriftsteller im Dienste des Volks thätig ist, ein Dienst der ihm gar eine längere Gefängnißhaft eingetragen hat. Auch will nun Trude fort, nach Berlin; auch sie will ihr Leben nützen. Widerstrebend giebt der Vater seine Einwilligung; rasend eifersüchtig aber wird der Bräutigam, der in seiner niedrigen Gesinnung auch hinter des Mädchens Entschluß nur Häßliches und Schmutziges vermuthet. Und da begeht er, um sich Trudes zu vergewissern, von der Tante aufgereizt und angestachelt, selbst etwas so Häßliches und Schmutziges, daß — nun, im nächtlichen tiefen Schlaf entehrt er seine Braut! Sie aber, am Morgen, als der Freund den Wanderstab weiter fortgesetzt hat und das Gefühl der furchtbaren Schmach, die ihr widerfahren, und das Elend des Alleinseins sie ganz und gar zusammenbrechen lassen, sie wirft das zertrümmerte Leben fort und erhängt sich .... Was ich da so kurz und knapp erzählt habe, nimmt sich natürlich noch weit brutaler aus, als in der Dichtung, wo die Charaktere und die Stimmungen so etwas wie eine Art Motivirung für die Unthat des Forstgehilfen zusammenweben. Aber sehr haltbar erweist sich das Gewebe auch dort nicht und es lassen sich mit dem Dichter hierüber gewiß sehr polemische Erörterungen anstellen .... Dazu fehlt es hier an Raum. Nur vor einem Vorwurf möchte ich den jungen Dichter

bewahrt wissen, vor dem, als sei seine Handlung auf dem Boden frivoler Sensationshascherei entstanden, etwa wie in Sudermann's „Sodom's Ende" die Brutalität des Willy Janikow. Nein – Dreyer meint es bitter ernst mit dem Verlauf von Trude's Geschick und er ist von seiner inneren Begründung fest überzeugt....

Ich nannte eben Sudermann und Sie haben auf diesen Namen wohl schon längst gewartet. Bedeutet doch eine Première seiner Stücke immer eine Sensation im Berliner Gesellschafts- und Kunstleben. Dieses Mal wohl weniger, als sonst, wo eine solche Komödie auch wirklich die erste Erstaufführung war. „Das Glück im Winkel" aber erlebte sie bekanntlich in Wien und seitdem hat der Dreiakter die Runde über viele große, kleine und ganz kleine Bühnen auch Deutschlands gemacht und Reklameposaune und Lobherolde haben ihres Amts schon seit Monaten gewaltet. Sudermann grollt Berlin, das ihn erst unmotivirter Weise zu einem gewaltigen Genie beförderte und ihn dann später ebenso unmotivirter Weise unter die Dutzendschreiber und klugen Streber versetzte. Man neidete ihm den großen Erfolg den man doch selbst mit übertrieben hat und eben darum konnte man sich nachher nicht Genüge thun, das Götzenbild wieder in den Staub zu ziehen, und, wie man Sudermann so ganz ohne Grund anfänglich als eine großartige Offenbarung der „Modernen" bejubelte, ihn nun ebenso grundlos zu den Marlitt und Werner und sonstigen „beliebtesten" Erzählerinnen der „Gartenlaube" zu werfen. Ein interessantes Kapitel aus der Psychologie der Gesellschaft, aber heute nicht weiter zu verfolgen.... Kurz und gut – Sudermann wollte die Berliner strafen. Sie sollten zuletzt dran kommen. Vielleicht dachte er dabei auch etwas ans Geschäft, das ihm Berliner Mißgunst und Unverstand, wie er meint, vor Jahr und Tag in Bezug auf die „Schmetterlingsschlacht" stark verdorben hatten.... Und so war denn die Première am Ostersonnabend im Lessing-Theater eigentlich eine „Dernière." Die Berliner hatten aber inzwischen die Ungnade Sudermanns so ruhig ertragen, daß sie sich am betreffenden Tage einfanden, als wäre nichts geschehen. Vielleicht war man auch etwas neugierig, sich selbst davon zu überzeugen, ob denn das neue Schauspiel wirklich so außerordentlich gut, oder so entsetzlich schlecht, wie es

in den hundertundein Berichten aus den anderen Städten, je nachdem, zu lesen gestanden hatte. Und dann — noch zieht immerhin der Name Sudermanns in Berlin trotzalledem .... So hatte sich denn ein Theil von „Tout Berlin“ zusammengefunden: Hofkreise und die hohe Finanz, Litteratur und Kunst waren zahlreich vertreten .... Wie die Vorstellung verlief — wissen Sie ja. Mit Sudermannschen Premièren pflegt sich ja stets auch der Telegraph zu beschäftigen. Auch das Schauspiel selbst ist Ihnen wohl schon bekannt. Zum mindesten aus Zeitungsberichten, möglicherweise gar schon von der Bühne her. Wir hier in Berlin hinken eben dieses Mal nach.

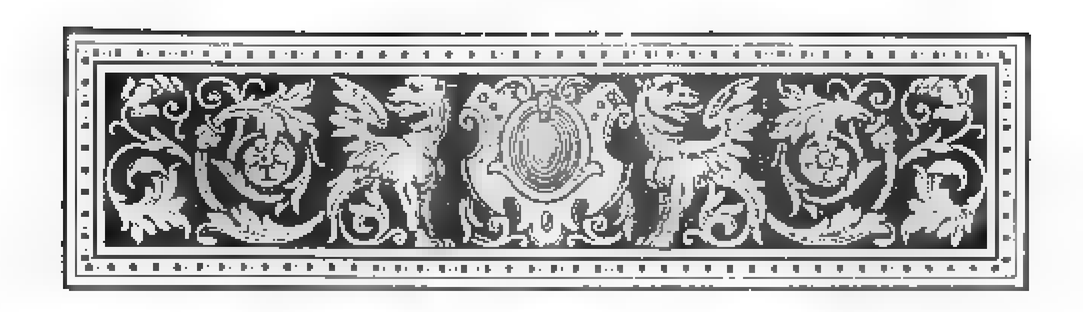
Dann werden Sie auch selbst schon sich davon überzeugt haben, daß gegenüber den letzten Romanen, Novellen und dem letzten Drama „Das Glück im Winkel“ ein Fortschritt ist, weil es — ein Rückschritt ist. Denn es ist das neue Schauspiel der „Heimath“ und wohl auch „Frau Sorge“ ebenbürtig. Sie werden auch bemerkt haben, daß die Rolle des Röcknitz, des Kraftmenschen, dem Alles glückt, zumal auf der Weiberjagd, ohne die er nicht leben zu können erklärt, so dankbar ist, daß Sudermann wahrlich nicht Direktor Blumenthal zu verpflichten brauchte, extra Friedrich Mitterwurzer aus Wien zu engagiren, um diese Rolle auch hier zu „freiren“ und während eines Monats zu spielen. Der Dichter hatte von dieser seiner Ueberklugheit nur das, daß von gewisser und sehr zahlreicher Seite aus der unleugbare Erfolg des Schauspiels, namentlich des starken zweiten Akts — einfach dem Wiener Gast gut geschrieben wurde.

Im Uebrigen ließe sich aber über „Das Glück im Winkel“ und insbesondere über den in ihm mehr als sonst irgendwo in Sudermannschen Werken zu Tage tretenden Ibsenismus — richtiger Ibsenkopie — so viel sagen, daß ich für dieses Mal darauf verzichten muß.

Berlin, im April.

J. Norden.





Litterärische Streiflichter.

Die Entwickelung der politischen Ideen in der neuern Zeit ist eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Probleme, mit dem sich Philosophen, Historiker und Staatsrechtslehrer wetteifernd beschäftigt haben. Die Aufeinanderfolge und das Verhältniß der verschiedenen Staatsformen zu einander, die Einwirkung, welche hervorragende politische Schriftsteller auf die Gestaltung des Staatslebens ausgeübt und umgekehrt der Einfluß, den die Verfassung bestimmter Staaten auf das politische Urtheil und die politischen Theorien der einzelnen Schriftsteller gehabt, die Nachwirkungen einzelner Lehren und Anschauungen auch auf eine spätere Zeit — das sind Fragen, mit denen sich viele hervorragende Denker und Forscher in neuerer Zeit beschäftigt haben. Aber auch nach allen den ausgezeichneten Arbeiten, die wir auf diesem Gebiete besitzen, bleibt noch viel zu thun übrig, sind nicht wenige dunkle Punkte noch aufzuhellen. Heutzutage fragt man nicht mehr wie zur Zeit der Herrschaft des vulgären Liberalismus, welches der beste Staat, die beste Verfassung sei, sondern man untersucht historisch, welches die jedem einzelnen Volke nach seiner geschichtlichen Entwicklung am meisten entsprechende Staatsform ist; an die einfache Uebertragung der geschichtlich gewordenen Verfassung eines Staates auf ein anderes Volk denken heute nur unreife Köpfe und verschrobene Doctrinäre. Eine Untersuchung

der Ursachen des Ueberganges des Absolutismus zu der Demokratie, wie sie in der französischen Revolution zur Herrschaft gelangte, und dann der weiteren Entwicklung der konstitutionellen Staatsform in Europa ist eine ebenso schwierige als dankenswerthe Aufgabe. Es muß daher Gottfried Kochs Buch: Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis*), das ihre Lösung unternimmt, sehr willkommen geheißen werden. Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt, den engen Zusammenhang, in dem die Ansichten der politischen Schriftsteller mit den Zuständen ihrer Länder stehen, darzulegen und zu zeigen, daß jene meist um bestimmter realer Interessen willen ihre Schriften veröffentlicht haben. In der sorgfältigen Nachweisung dieser Wechselwirkung liegt das eigentliche Verdienst des Buches. Der erste Theil behandelt Absolutismus und Parlamentarismus in Frankreich und England von 1661 bis 1718. Koch führt uns sogleich in medias res, indem er die Theorie des Absolutismus unter Ludwig XIV. entwickelt und die Art seiner Regierung schildert; er verfährt dabei aufs gründlichste und giebt eine bis ins Einzelne gehende, höchst lehrreiche Uebersicht über die Regierung und Verwaltung Frankreichs unter Ludwig XIV. Wir vermissen aber doch eine Einleitung über die Vorbereitung des Absolutismus und die Gegenströmungen in Frankreich vor Ludwig XIV. Die Lehren Jean Bodins und anderer französischer Schriftsteller sowie andererseits die so tief eingreifende Verwaltung Richelieus und die letzte Erhebung des französischen Adels in der Fronde hätten in einem einleitenden Kapitel übersichtlich und in der gründlichen Art des Verfassers zusammengefaßt dem Leser eine sehr erwünschte Orientirung geboten. Jetzt tritt uns sogleich der vollendete Absolutismus Ludwigs XIV. in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit entgegen. Koch behandelt dann weiter den Sturz Jacobs II und die Begründung des Parlamentarismus in England und die damit im engen Zusammenhang stehende litterärische Rechtfertigung der „glorreichen Revolution“. Wie vieles erscheint hier in ganz anderem Licht als in Macaulays Darstellung! Zum Theil beeinflußt durch die englischen Verhältnisse und Autoren

---

*) Berlin. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Bd. I und II. 10 M. 50.

erhebt sich eine litterärische Opposition gegen den Absolutismus in Frankreich, der dann unter der Regentschaft die der Parlamente folgt. Am bedeutendsten zeigt sich die tiefe Einwirkung der englischen Verhältnisse bei Montesquieu, dem großen politischen Klassiker, der die erste Periode der Opposition gegen den Absolutismus gewissermaßen abschließt. Koch weist scharfsinnig die Einwirkung des Italieners Gravina und des Engländers Algernon Sidney auf Montesquieus Ansichten und Lehren nach und urtheilt überhaupt weniger günstig über den berühmten Autor. In dem zweiten Bande, der den Titel: Demokratie und Konstitution (1750—1791) führt, zeigt Koch auf Grund eingehender und sorgfältigster Studien, wie wenig das englische Parlament noch unter Georg III. eine wirkliche Vertretung des Volkes war und wie rücksichtslos die Wigharistokratie ihre parlamentarische Herrschaft zu selbstsüchtigen Zwecken, zu ihrer eigenen Bereicherung mißbrauchte und welche Gewaltthaten sie sich erlaubten. Sehr anziehend ist ferner der Nachweis, wie Montesquieus bewundernde Anerkennung der englischen Verfassung auf die Engländer zurückwirkte und allmählich zu einer förmlichen Kanonisirung derselben führt. Mit Interesse folgt man Kochs Darlegung, wie Rousseaus berühmtem contrat social die Verfassung der Stadt Genf zu Grunde liegt und an eine Demokratie im modernen Sinne von Rousseau garnicht gedacht wird. Die Verwaltung der englischen Kolonien in Amerika, ihr Abfall und dann die Verfassung der Vereinigten Staaten werden vom Verfasser in lichtvoller, sehr belehrender Weise dargestellt. Den Schluß des Bandes bilden die Reformversuche und Reformideen unter Ludwig XVI. vor dem Ausbruch der französischen Revolution, endlich eine genaue Analyse der Verfassung von 1791, die trotz ihres kurzen Bestehens das Muster für viele spätere Constitutionen gewesen ist. Dem Verfasser ist, wie er selbst im Vorwort zum zweiten Bande bekennt, sein Buch unter den Händen zu einer Geschichte des Konstitutionalismus geworden; man kann mit dieser Erweiterung und theilweisen Aenderung des ursprünglichen Planes nur zufrieden sein. Mit bewundernswürdigem Fleiß hat Koch das weitschichtige für seine Arbeit in Betracht kommende litterärische Material durchgearbeitet, man wird selten einer so umfassenden Kenntniß der politischen Litteratur Frankreichs und

Englands begegnen, wie sie hier fast auf jeder Seite sich zeigt. Es ist eine Arbeit von echt deutscher Gründlichkeit, die Koch geliefert hat und bei der er es an sorgfältiger Kritik nicht hat fehlen lassen; man hat bei der Lektüre stets das angenehme Gefühl sich auf ganz sicherem Boden zu bewegen. Wenn wir etwas vermissen, so ist es dies, daß der Verfasser mit seinem Urtheil und seinen Ansichten gar zu sehr zurückhält; nur bisweilen erfährt man durch eine kurze Bemerkung Kochs Ansicht. Wer aber so gründlich wie er den Stoff beherrscht, der hat das volle Recht zu bestimmter Meinungsäußerung. Kochs Buch ist keine leichte Lektüre, es will studirt sein; aber Niemand, der sich für Politik und Geschichte ernstlich interessirt, wird es ohne reiche Belehrung aus der Hand legen. Es sollen noch ein dritter und vierter Theil folgen, die bis zur Gegenwart reichen werden; mögen sie nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Eine Ergänzung zu dem Werke Kochs bildet das soeben in deutscher Uebersetzung von Adolf Kressner erschienene Buch von Alfred Sorel über Montesquieu*). A. Sorel ist einer der hervorragendsten französischen Historiker der Gegenwart, er ist auch mit der deutschen Litteratur vertraut. In dem vorliegenden kleinen Buche hat er eine vortreffliche Charakteristik Montesquieus, seiner Persönlichkeit wie seiner schriftstellerischen Thätigkeit geliefert; nur das an besondern Ereignissen allerdings arme Leben Montesquieus wünschte man etwas eingehender dargestellt zu sehen. Echt französischer Esprit erfüllt Sorels Buch, geistreiche Bilder und Wendungen drängen sich, scharf zugespitzte Antithesen fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers, die Darstellung ist glänzend, kurz es ist ein ausgezeichneter Schriftsteller, der zu uns spricht; bei manchen feinen Wendungen hat man unwillkürlich das Gefühl, daß sie im Französischen sich doch noch viel besser ausnehmen müssen als im Deutschen. Zugleich aber haben wir bei der Lektüre stets den Eindruck, daß das geistvolle Buch auf umfassender Sachkenntniß und vollkommener Vertrautheit mit dem Gegenstande beruht. Sorel analysirt Montesquieus Charakter und Werke ganz in der Weise seines Meisters Taine; es hat

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

trotz der geistreichen Behandlung etwas Erkältendes, eine Persönlichkeit so gleichsam vor seinen Augen seziren, die geheimsten Falten ihrer Seele enthüllen zu sehen. Die vorzüglichsten Partien des Buches sind die Charakterentwickelung Montesquieus, die Analyse des Esprit des lois und die Darlegung der Nachwirkungen von Montesquieus großem Werke bis in die neuere Zeit. Was Sorel über die Lettres Persanes ausführt, ist geistreich, aber hat uns von unserm Widerwillen gegen diese frivole Satire nicht abgebracht und auch den andern Jugendschriften Montesquieus wird heute schwerlich Jemand Geschmack abgewinnen. Erst in den Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains erscheint Montesquieu als der Mann, der Anspruch darauf machen kann, daß sein Name auf die Nachwelt kommt. Sein gröstes Hauptwerk l'Esprit des lois wird von Sorel nach allen Seiten hin beleuchtet und kritisch gewürdigt. Der großen Anerkennung, welche er diesem berühmten Buche zollt, wird man im Ganzen beipflichten, doch sind Kochs kritische Bemerkungen nicht zu übersehen und interessant ist es auch mit Sorels Ausführungen die scharfe Kritik zu vergleichen, welche Theodor v. Bernhardi in seinen Aufzeichnungen an Montesquieus Werk geübt hat. Sehr anziehend sind Sorels Ausführungen über Montesquieus Einwirkung auf die französische Revolution und sehr fein der Nachweis, daß ebenso Guizot wie Alexis von Tocqueville in ihren Grundanschauungen von Montesquieu beeinflußt sind. Sorels Buch wird gewiß auch in Deutschland viele Leser finden. Die Uebersetzung ist gut.

Die „biographischen Blätter“ *) schreiten rüstig fort. Das erste Heft des zweiten Bandes hat wieder einen mannigfach interessanten Inhalt, aus dem hier das Wesentliche hervorgehoben sei: Theobald Ziegler hat einen anziehenden Aufsatz über Pestalozzi geliefert, an dem uns nur der heftige Eifer gegen die konfessionelle Schule, die antisozial und antinational wirken soll, unangenehm aufgefallen ist, vom Standpunkt des Deismus ist die konfessionslose Schule eine ganz verständliche Forderung, aber für den positiven Christen ist es völlig unmöglich sie zu acceptiren. Weiter behandelt

*) Berlin, Ernst Hofmann.

A. Schönbach den Minnesänger Ulrich von Liechtenstein und O. von Bölderndorff bietet eine anziehende Plauderei über Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, das bedeutendste im Heft sind aber die von unserm Landsmann Otto Harnack aus dem Nachlaß Wilhelm von Humboldts mitgetheilten Briefe, unter denen sich höchst interessante vom Freiherrn von Stein, von Altenstein, Karoline Wolzogen, Franz Bopp und F. G. Welker finden. Möge es auch weiter der Zeitschrift nicht an anziehendem Stoffe und tüchtigen Mitarbeitern fehlen!

Die Goethelitteratur steht gegenwärtig in üppiger Blüthe; eine Anzahl umfassender Werke über Goethes Leben und Dichtungen sind fast gleichzeitig oder bald nach einander erschienen und über einzelne Perioden seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit sind ebenfalls mehrere Schriften von größerem oder geringerem Umfang in letzter Zeit veröffentlicht worden. Indem wir uns vorbehalten jene größeren Arbeiten künftig einmal im Zusammenhange zu besprechen, wollen wir für jetzt uns mit ein paar Schriften beschäftigen, die weniger allgemein bekannte Dichtungen Goethes behandeln. Die erste von Hermann Baumgart, Goethes „Geheimnisse“ und seine „indischen Legenden“*) unternimmt es den Inhalt und die Bedeutung dieser wundersamen Dichtung, die leider Fragment geblieben ist, darzulegen und sie im Einzelnen zu deuten. Die „Geheimnisse“ 1785, also in der Periode von Goethes frischester Dichterkraft entstanden, gehören in der Form zu dem vollendetsten, was der Dichter geschaffen; die herrliche „Zueignung“, die jedes für Poesie empfängliche Gemüth beim Lesen immer von Neuem ergreift, war ihnen ursprünglich als Einleitung vorangestellt. Wäre die Dichtung, von der nur ein kleiner Theil ausgeführt vorliegt, in derselben Weise zu Ende geführt worden, so würde sie eines der größten dichterischen Werke Goethes sein und über seine religiösen Ideen und Anschauungen die tiefsten Aufschlüsse gewähren. Sollte doch darin die Einheit aller Religionen trotz aller Verschiedenheit ihrer äußern Gestaltung und Glaubensformen in dichterisch-symbolischer Form verkündet und in einer Reihe geheimnißvoller Bilder dargestellt werden.

*) Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Nachfolger. 2 M.

Es ist begreiflich, daß selbst Goethes Dichtergeist bei der Ausführung dieses Planes, der ebenso große Anspannung der poetischen Kraft wie des philosophischen Denkens erforderte, erlahmt ist. Das Fragment, wie es vorliegt, ist bei wundervoller Klarheit der Form dem Inhalte nach dunkel und räthselhaft. Baumgarts Versuch einer Erklärung desselben und einer Begründung seines inneren Zusammenhanges sowie der von ihm gegebene Nachweis, daß darin Goethes damalige religiöse Anschauungen ihren vollen Ausdruck finden, ist daher dankenswerth. Ueberhaupt ist die Schrift gedankenvoll und anregend, nur bisweilen etwas schwerfällig und dunkel im Ausdruck. Die Frage nach Goethes Stellung zur Religion, insbesondere zum Christenthum wird von Baumgart eingehend und sorgfältig erörtert. Er zeigt, daß nach Goethes Auffassung alle positiven Religionen nur verschiedene Symbole der e i n e n religiösen Idee sind, daß sie vergehen und wechseln und die Idee allein das Wahre und Ewige ist. Das Christenthum ist für Goethe die bis jetzt vollkommenste und höchste Form der Religion, aber das Positive desselben ist doch auch nur vergängliches Symbol, wie es denn überhaupt der Ergänzung durch andere Religionsformen bedarf. Es ist danach klar, daß Goethe seiner religiösen Grundanschauung nach Christ im Sinne des Evangeliums nicht war; im Einzelnen hat er oft eine glückliche Inkonsequenz bewiesen. Wenn Baumgart meint, Goethe habe den wesentlichen Inhalt des Christenthums in seiner Auffassung der modernen Menschheit erhalten, so stellt er sich ganz auf Goethes religiösen Standpunkt. Wir müssen dagegen bemerken, daß das Wesentliche des Christenthums eben das Positive in ihm ist und daß es nicht eine oder die höchste Form der Religion, sondern d i e Religion schlechthin ist. Wenn Baumgart meint, Goethes Stellung zum Christenthum sei seit seiner Erklärung gegen Lavater bis zu seinem Tode stets die gleiche gewesen, so können wir dem nicht zustimmen; zwischen dem decidirten Nichtchristen, als welchen er sich 1782 erklärt, und seinem wahrhaft Julianischen Haß gegen das Christenthum, wie er seit 1788 zur Erscheinung kommt, endlich seiner gemäßigten Stimmung und Haltung, wie sie seit 1812 uns entgegentritt, ist doch ein großer Unterschied. Von den indischen Legenden zeigt Baumgart, daß sie denselben religionsphilosophischen Anschauungen entsprungen

sind, in welchen auch die Geheimnisse wurzeln. Man scheidet von Baumgarts Schrift mit dem Gefühl lebhafter Anregung, wenn man ihm auch durchaus nicht immer zustimmen kann.

Mit einem ganz anderen Cyklus von Gedichten beschäftigt sich Kuno Fischer in seiner Schrift: Goethes Sonettenkranz*). Es ist die viel erörterte Frage, auf wen die 17 Sonette des Dichters sich beziehen, die darin behandelt und zu endgültiger Entscheidung zu bringen unternommen wird. Kuno Fischer kommt zu dem Resultate, daß sie sämmtlich Minna Herzlieb gelten und giebt dabei eine Schilderung der spätern traurigen Lebensschicksale dieses schönen Mädchens, zu dem Goethe eine Zeit lang eine leidenschaftliche Zuneigung empfand; sie ist das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Bemerkt sei beiläufig, daß sie eine tiefe Neigung für einen Herrn von Manteuffel aus Livland, der in Jena studirte, längere Zeit gehegt hat. Bettinas Ansprüche auf die Sonette werden entschieden zurückgewiesen und nebenbei ihre Goethe-Religion treffend charakterisirt. Fischer sucht dann in geistreicher Weise sämmtliche Sonette als in innerem Zusammenhange stehend zu erklären und das Ganze als einen schönen Minna Herzlieb gewidmeten Kranz zu erweisen. Vieles in Fischers Ausführungen erscheint durchaus einleuchtend, Manches dagegen zweifelhaft und bedenklich, wie er denn auch selbst solche Einwendungen vorausgesehen und bereits zu entkräften gesucht hat. Jedenfalls ist die Schrift ein beachtenswerther Beitrag zum Verständniß der Sonette und zur Kenntniß von Minna Herzliebs Leben und Charakter; daß sie mit Geist und Geschmack geschrieben ist, versteht sich bei Kuno Fischer von selbst.

Wir schließen hier eine kleine Schrift an, die sich mit einem der schwierigsten Probleme der Aesthetik beschäftigt: Josef Müller, das Wesen des Humors**). Der Verfasser, ein Kenner und Verehrer Jean Pauls, über den er auch ein umfangreiches Werk veröffentlicht hat, ist durch die eindringende Beschäftigung mit diesem großen humoristischen Dichter zu seiner Schrift veranlaßt worden. Sie zerfällt in zwei Theile, einen

*) Heidelberg, Carl Winters Verlagsbuchhandlung. 2 M.

**) München, Verlag von Dr. H. Lüneburg. 1 M. 50 Pf.

kritischen und einen thetischen oder positiven; in dem ersten werden alle bisherigen Erklärungsversuche des Humors aufgeführt und kritisirt, in dem zweitnn legt Müller seine eigenen Ansichten über Wesen und Charakter desselben dar. Wie das zu geschehen pflegt, sind die Schwächen der bisherigen Definitionen mit mehr Glück nachgewiesen als die neue eigene Erklärung begründet ist. Merkwürdig ist, daß der Verfasser Jean Pauls Darstellung des Humors so sehr bekämpft; man sollte meinen, dieser Dichter wäre doch vor Anderen dazu berufen gewesen den Charakter der Dichtungsart, in der er so Hervorragendes geschaffen, zu erfassen und zu entwickeln. Vischers Definition des Humors und des Humoristen scheint uns Müller nicht recht zu würdigen, sie ist unserer Meinung nach noch immer das Treffendste, was darüber gesagt worden ist. Die eigenen Ansichten des Verfassers scheinen uns trotz vieles Wahren und Richtigen, das sie enthalten, doch nicht scharf und klar genug formulirt zu sein, Manches, was er als Kennzeichen der humoristischen Dichtung anführt, gilt von der Poesie überhaupt. Seinem Satze: Optimismus ist der hervorstechendste Charakter des Humoristen, können wir durchaus nicht beipflichten. Für Jean Paul hat er allerdings Geltung, aber im Ganzen schon nicht für Dickens, vollends nicht für Swift oder gar für Rabelais, auch für Cervantes im Grunde nicht. Wir möchten umgekehrt behaupten, daß ein gewisser Pessimismus zum Wesen des Humors gehört und fast allen großen Humoristen eigen ist. Weitere Einwendungen gegen Einzelnes zu erheben, würde hier zu weit führen. Wir haben trotz unseres Widerspruchs die Schrift mit Vergnügen gelesen und stimmen im Einzelnen dem Verfasser vielfach zu. Ueberhaupt ist es in der Gegenwart schon an und für sich erfreulich einem ideal gesinnten Schriftsteller zu begegnen und die verständnißvolle Anerkennung, welche Müller Claudius, Hamann und Hippel zollt, hat uns mit wahrer Befriedigung erfüllt; wir würden es mit Genugthuung begrüßen, wenn er sich einmal eingehend mit Hippel beschäftigen und uns die Resultate seines Forschens und Nachdenkens über diesen großen Humoristen mittheilen wollte.

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, ist O. Verbeck, von dem eine Sammlung von drei Erzählungen uns vorliegt: der erste Beste, die Neuenhofer

Kucke, Maria Neander*). Sie sind sämmtlich zuerst in den „Grenzboten" veröffentlicht worden, die letzte erscheint hier um einen zweiten Theil vermehrt. Es sind eigentlich nur zwei wirkliche Erzählungen, die uns geboten werden, denn die Neuenhofer Kucke ist nur eine Skizze, die in ihrem Zusammenhange wenig motivirt und am Schluß mehr abgebrochen als wirklich zu Ende geführt erscheint. Auch der Zweck und der Grundgedanke dieser „Ferienerinnerung" sind uns dunkel und unklar geblieben. Soll sie einen neuen Beleg zu dem alten Worte: Undank ist der Welt Lohn liefern? Dessen bedürfte es doch schwerlich und was hier uns erzählt wird, ist auch nicht originell genug. Oder soll sie uns lehren, daß bei den Kindern eines Tagelöhnerdorfes die Undankbarkeit ganz besonders heimisch ist? das wäre doch gewiß ungerecht. Man kann sehr pessimistisch von den Menschen denken und es doch unnatürlich finden, daß kein einziges der Kinder, welchen die Kucke so viel Freundlichkeit und soviel Wohlthaten erzeigt hat, ihr auch nur die geringste Spur von Dankbarkeit bewahrt haben soll. Auch der Charakter der Kucke ist durchaus nicht klar und einleuchtend entwickelt. Von den beiden größern Erzählungen ist Maria Neander am meisten ausgeführt und zu befriedigendem Abschlusse gebracht. Die Persönlichkeit und der Charakter der Heldin ist scharf und anschaulich gezeichnet und ihr Handeln wohl motivirt; daß sie uns sympathisch ist, können wir freilich nicht sagen. Dieses weibliche Wesen, das in der Gesellschaft eines leichtsinnigen Vaters aufwächst und in jugendlicher Unerfahrenheit das Opfer eines gewissenlosen Verführers wird, den bald darauf ein plötzlicher Tod ereilt, das nun ihr Kind haßt und von sich entfernt, weil es sie an ihren Verderber erinnert, das dann einen pflichttreuen wackern Mann liebt und von ihm wiedergeliebt wird, ganz nahe dem höchsten Glücke aber durch das Geständniß, wie sie gegen ihr eigenes Kind gehandelt, den Geliebten verliert, da er sie danach nicht zur Mutter seiner Kinder machen zu können erklärt — ein solches Wesen hat etwas Abstoßendes. Die Mutterliebe ist bei einer Frau etwas so Ursprüngliches und Naturgemäßes, sei es auch gegen ein Kind der Schuld, daß

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 6 M.

ihr Fehlen oder ihre Verleugnung uns mit Abneigung und Widerwillen erfüllt. Und wenn Maria Neander darauf ihr Kind, das sie verstoßen, mit vieler Mühe aufsucht und zu sich nimmt, so bewegt sie dazu nicht das erwachte Mutterherz, sondern die unauslöschliche Liebe zu dem Manne, der sich von ihr gewandt; erst ganz zuletzt kommt das Muttergefühl zu vollem Ausbruch. Auch der leichtsinnige egoistische Vater Professor ist keine sehr sympathische Erscheinung, aber sein Charakter ist wirklich vortrefflich gezeichnet. Wir sehen den eitlen, frivolen, seine Bequemlichkeit über Alles stellenden, nach Genuß trachtenden Lebemann, der über den Ernst des Lebens mit einigen leichten Witzworten hinwegzukommen sucht und den Kummer der Tochter mit ein paar mehr oder weniger geistreichen Bonmots zu beschwichtigen bestrebt ist, in voller Lebendigkeit vor uns. Diese Charakterfigur ist eine meisterhafte Leistung und der Verfasser hat in ihr gezeigt, welche Feinheit psychologischer Beobachtung und Darstellung, welche Kraft der Veranschaulichung ihm zu Gebote stehen. Ganz vortrefflich ist weiter die Entwickelung, wie in dem Herzen des Professors durch das ihm anfangs so widerwärtige Kind allmählich wirkliche Liebe, die seinen tiefgewurzelten Egoismus überwindet, erweckt wird. Noch mehr Befriedigung als Maria Neander hat uns die Erzählung: der erste Beste gewährt, wenn sie auch lange nicht so durchgearbeitet und gleichmäßig ausgeführt ist wie jene. Die groß angelegte Erzählung ist überhaupt nicht zu befriedigendem Abschluß gebracht, sie hätte zu einem Romane ausgestaltet werden sollen, dann würde sie den Erwartungen entsprochen haben, welche die breit angelegte Exposition erweckt. Das Thema der Geschichte ist ein altes, wohlbekanntes: ein junges Mädchen in ihrer ersten tiefen Herzensneigung, deren Gegenstand hier ein bewunderter Dichter ist, der ihr aber verhehlt, daß er schon verheirathet, getäuscht, reicht in dem sie ganz beherrschenden Gefühle bitterer Kränkung ohne jede Liebe einem Manne die Hand, der ihr die wärmste Zuneigung entgegenbringt. Dieser Fritz Hellborn ist eine prächtige Gestalt, ursprünglich, frisch, warmherzig, einfach, in hohem Grade selbstlos, dabei aber ein Mann von Kraft und Energie. Wie er nun die Gleichgiltigkeit, ja die Abneigung seiner Frau durch die zarteste, rücksichtsvollste Liebe und unendliche Geduld überwindet und ihre Zuneigung

gewinnt, ist der Gegenstand der Erzählung. Auch unter den Nebenpersonen sind einige vortrefflich gezeichnet wie Mamselling, auch der Bruder Hans. Der eigentliche Umschwung soll durch das Zusammentreffen Margarethes mit dem Dichter und seiner Frau bei einem Nachbarn herbeigeführt werden, man kann aber nicht sagen, daß die Entwickelung der nun folgenden Scenen gelungen ist; Fritz spielt dem wortgewandten, boshaften Dichter gegenüber eine wenig befriedigende Rolle. Der glückliche Abschluß wird dann recht überstürzt herbeigeführt. Wie viel befriedigender wäre eine langsamer fortschreitende Darstellung gewesen bei der dann auch die jetzt ziemlich zwecklos auftretenden Nebenfiguren Hans und der Pastor hätten eingreifen können. Ungeachtet dieser Mängel zieht die Erzählung durch ihren warmen Ton, die Anschaulichkeit der Schilderungen und die treffliche Charakterzeichnung sehr an. Es ist ohne Frage ein wirkliches Talent, das uns in diesen Erzälungen entgegentritt, es bedarf aber noch der Durchbildung, der Reife und der Selbstkritik, um Bleibendes zu schaffen. Das Studium großer Meister der Erzählungskunst alter und neuer Zeit würde dem Verfasser sehr nützlich sein, viel mehr als das Nachstreben auf den Wegen A. Wilbrandts, dem das Buch gewidmet ist. Noch eins ist uns in dem Buche aufgefallen: der Geist, der in dem Buche weht, ist ganz terrestrisch, nirgends spürt man den Hauch eines höheren Lebens; nur einmal ist spöttisch von „pastoraler Gottseligkeit“ die Rede. Nun sind wir zwar durchaus keine Freunde der ungehörigen Einmischung frommer Redewendungen und salbungsvoller Phrasen in Erzählungen und Romanen, aber eine, wenn auch noch so leise Andeutung des tiefen Grundes, auf dem alles Menschendasein ruht, erwarten wir doch von dem, der uns die Irrgänge des Lebens und die Wechselfälle der menschlichen Schicksale in einer nicht nur die Oberfläche berührenden poetischen Darstellung vorzuführen unternimmt. Wir möchten wohl auch fragen, ob eine bloß vom Geiste des Irdischen beherrschte Natur so zu handeln im Stande wäre, wie Fritz Hellborn es thut? Wir hoffen O. Verbeck in nicht allzu ferner Zeit wieder zu begegnen, wünschen aber vor allem, daß er sein Talent reifen lasse und nicht durch rasche Produktion schädigen möge. H. D.

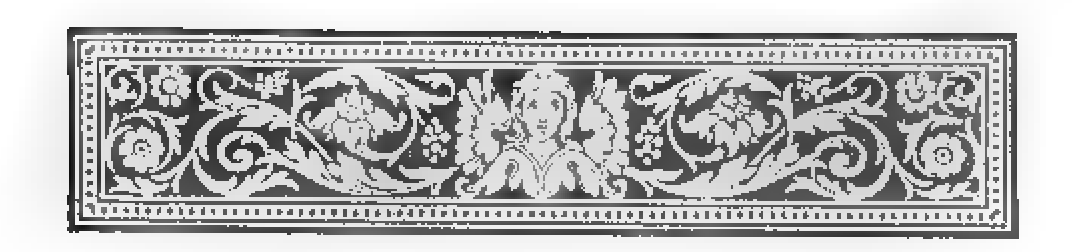
Beilage

zur

Baltischen Monatsschrift.

Juni 1896.

Inhalt: Um ein Stückchen Sammt. Littausche Erzählung von Herbert Rivulet (Baronin Gabriele von Schlippenbach).
Kunstbriefe. IX. Von J. Norden.
Litterärische Streiflichter. Von H. D.
Die Vier-Kleur von Transvaal. Nationalhymne der Buren. Uebersetzt von Guido Eckardt.



„Um ein Stückchen Sammt“.

Littauische Erzählung

von

Herbert Rivulet. (Baronin Gabriele von Schlippenbach.)

Nachdem ich mein letztes, juristisches Examen als Kandidat gemacht, führte mich mein Schicksal weit fort von der freundlichen Stadt am Embach, ich wurde als Angestellter beim Friedensrichter nach dem littauischen Städtchen K.. verschlagen, welches unweit Kowno's an der Eisenbahnstation gleichen Namens liegt.

Ich kam früh morgens an und fragte, ob es ein einigermaßen brauchbares Fuhrwerk gäbe, das mich weiter befördern könnte, denn der Ort meiner Bestimmung lag nicht nahe von der Station, vielmehr zwei Werst davon entfernt. Ein littauisches Bauernwägelchen mit einem wohlgenährten Braunen fand sich alsbald ein und nachdem mein Mantelsack zu dem Kutscher auf den Vordersitz gehoben und ich selbst auf dem Sack hinter ihm Platz genommen, ging es in schlankem Trabe dem Städtchen zu.

Mir, der in Livland groß geworden, fiel die häßliche Tracht meines Rosselenkers auf. Er trug großkarirte, bunte Beinkleider aus grobem Stoff, einen hellen Rock aus grauem Wand, der an der Taille anschloß, und eine blaue, abgetragene Tuchmütze, um den Hals einen gelb und rothen, langen Shawl. Das Gesicht des Mannes war ebenso unschön, wie seine Kleidung, schlichtes, blondes Haar hing ihm bis auf den Kragen hinunter, die hellblauen Augen und knochigen Züge verriethen auf den ersten Blick seine Herkunft. Kurz vor K. drehte er sich um und fragte mich in

einer breiten, unmelodischen Sprache etwas, wobei er mit dem Stiel seiner Peitsche auf das Städtchen deutete.

Ich verstand keine Silbe und schüttelte den Kopf, erkundigte mich darauf in russischer Sprache, was er sagen wollte. Er begriff es und wiederholte nun in entsetzlichem Russisch noch ein Mal die vorhin gestellte Frage, aus der hervorging, daß er wissen wollte, wo ich abzusteigen gedenke.

„Giebt es ein Gasthaus in K.", lautete meine Erkundigung, „dann bringe mich dorthin".

Er nickte und rief stolz: „Ja, Pan, Hotel de l'Europe". Das Wort war so entstellt, daß ich einige Mühe hatte es zu erkennen. Bei der zweiten Wiedergabe desselben begriff ich es erst.

„Nun gut, so bringe mich dorthin", befahl ich und mit halsbrechender Eile rasselte mein Fuhrwerk über das holperige Straßenpflaster, durch die noch stille Stadt. Sie bestand aus Holzhäusern und ziemlich ärmlichen Hütten. Ich habe im Lauf der Zeit viele Orte und Strecken Littauens kennengelernt, sie gleichen sich alle in ihrer Häßlichkeit, Unsauberkeit und Einfachheit. Weitgedehnt liegen sie da, von Gärten und Kartoffeläckern umgeben, viele Straßen sind ungepflastert, im Sommer herrscht ein widerlicher Staub, im Herbst und Frühling fußhoher Schmutz auf ihnen. Schweine, Federvieh, Hunde, Katzen und zerlumpte Kinder treiben sich auf ihnen umher und stieben auseinander, wenn man naht. K. zählt indeß noch zu den besseren Städtchen des Landes und hat jetzt ungefähr 10,000 Einwohner, die meist aus Juden bestehen.

Im 17. Jahrhundert gehörten Schloß und Flecken den Fürsten Radziwill; ein herrlicher, alter Park umgiebt das Schloß, das in den Besitz des bekannten Grafen K. übergegangen ist, dessen Wittwe es in den Sommermonaten bewohnt. „Hotel de l'Europe", las ich vor dem Hause, an dem mein elegantes Fuhrwerk nach etwa halbstündiger Fahrt hielt. Der hochtrabende Name paßte wenig zu dem Gebäude und der jüdische Wirth, der mir mit kriechender Höflichkeit entgegenkam, sah nicht eben einladend aus.

„Herr Baraun", redete er mich mit tiefen Bücklingen an, „Sie finden bei mir ein feines Logis, die Herrn Offiziern von

der reitenden Artillerie und die Herrn vom Gericht speisen oft hier. Sind lauter nobele Menschen, die etwas davon verstehen, Herr Baraun". (Herr Baron). Er warf sich stolz in die Brust. Nach einigem Hin- und Herreden wies man mir ein Zimmer an, in dem ich die erste Nacht in erbittertem Kampf mit allem möglichen Ungeziefer verbrachte; ich zog es vor das „Hotel de l'Europe" in Zukunft zu vermeiden und mir eine Privatwohnung zu miethen.

Ich gehe über die erste Zeit meines Aufenthaltes in K. hinweg, nur so viel will ich bemerken, daß ich mich eifrig mit dem Erlernen der littauischen Sprache beschäftigte, die mir von Nutzen sein mußte. — In meinen Mußestunden streifte ich durch das Städtchen und seine Umgebung, es hat mich immer angezogen, Land und Leute kennen zu lernen, den alten Sagen und Traditionen nachzuforschen, deren volksthümliche Poesie einen eigenen Zauber für mich hat.

Der T.sche Park stand eben im bunten Herbstschmuck, ich fand ihn überraschend schön und gepflegt.

Gleich in den ersten Tagen fiel mir eine Kirche in K. auf, die geschlossen stand. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, es sei eine reformirte Kirche, die Fürst Radziwill erbaut, als er mit seiner Familie vom Katholizismus zu dieser Religion übergetreten war. Er selbst liege mit den Gliedern seines Hauses einbalsamirt im Gewölbe und da die Särge nicht geschlossen seien, könne man die Deckel leicht abheben und die Todten sehen.

Eine rastlose Neugier trieb mich dorthin und eines Tages richtete ich wieder meine Schritte zu dem einsamen Gotteshause, über dem ein geheimnißvolles Dunkel für mich zu herrschen schien.

Die Kirche steht innerhalb des Städtchens, vielleicht tausend Schritt vom Ufer des Flußes Newjascha entfernt; der Stil ist halb gothisch, halb Renaissance, sie hat keinen Glockenthurm; derselbe steht getrennt nebenbei. Die Kanzel, überhaupt alles Holz, ist von Eschen, mit eingelassenem Golde verziert, die Wände sind schlicht weiß getüncht. Am Ende der Kirche befinden sich große Stühle mit dem Wappen der Fürsten Radziwill, und an der einen Wand hängt eine Tafel aus Stein, auf der in lateinischer Sprache die Einführung der Reformation und die Erbauung der Kirche verzeichnet sind. Man erzählte mir später,

daß nur noch wenige Reformirte in K. leben und nur einige Mal im Jahr ein Prediger hier Gottesdienst abhält.

Ein alter Mann, der in der Nähe wohnte, folgte mir und meinem Führer, er humpelte an einem Stock hinter uns her und redete mich an.

„Aha, Sie besehen dem Radziwill seine Kirche, ist ein schönes Ding, schade, daß hier keine Messe gelesen wird".

„Wann lebte Fürst Radziwill?" fragte ich.

„O, das ist lange her, sehr lange", erwiderte mein Begleiter, „er wurde am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erschlagen, so um das Jahr 1615 herum".

„Wie?" fragte ich „wer hat das gethan?"

„Sein Diener, der Anton, der hat es ihm heimgezahlt, daß er den Ketzerglauben annahm".

„Es geschah ihm Recht", murmelte der alte Littauer, „er war doch als guter, katholischer Christ geboren und getauft".

Der Alte bekreuzigte sich und fuhr schwatzhaft fort: „Es heißt, seine Verwandten hätten den Anton bestochen, er war ein strenger Herr und bei den Leuten verhaßt, da hat er es abbekommen".

„Sie können den Radziwill sehen, Herr", warf mein Führer ein, „er liegt drunten im Gewölbe, die Wunde ist deutlich zu sehen, die ihn tödtete. Allerdings sieht er etwas braun und verschrumpft aus nach mehr als 200 Jahren, ist aber sonst wohlerhalten".

Nun regte sich meine Neugier erst recht und ich beschloß, mich durch den Augenschein zu überzeugen, deshalb bat ich den Mann mir das Grabgewölbe zu erschließen.

Ein tiefer Schauer durchrieselte mich, als ich mit meinen beiden Begleitern die Steinstufen hinabstieg. Eine dumpfe Luft schlug uns entgegen, durch ein kleines Fenster fiel das Tageslicht schräge hinein. Es genügte kaum, um mich die Gegenstände erkennen zu lassen.

In der Mitte stand des Fürsten Sarg, mehrere kleine und große befanden sich in den Nischen und Wänden.

„Das ist dem Radziwill sein letztes Haus", sagte mein Führer, „wollen Sie ihn sehen?"

Als ich bejahte, hob er mit dem alten Littauer den Deckel ab, dann entzündete er ein Lichtstümpfchen und befestigte es in

dem Leuchter, der zu Häupten des Todten stand. Mit leicht begreiflichem Grauen ruhten meine Blicke auf der Gestalt, die lang gestreckt dalag.

Also das war der Fürst Radziwill gewesen, dieser so friedlich Schlummernde, mit den noch wohlerhaltenen Zügen! — Die mächtige Hakennase trat scharf aus dem verwitterten Gesicht hervor; über die kahle Stirn lief ein klaffender Spalt, der von dem Todesstreich des eigenen Dieners herrührte, der zum Mord gedungen ward. Dieser heimtückische Streich hatte den stolzen Mann darniedergestreckt, wie der Blitz die königliche, starke Eiche. — Die Leiche war mit schwarzsammtenen Kniehosen und seidenen Strümpfen bekleidet, ein Rock mit reicher Stickerei war von demselben Stoff und derselben Farbe wie die Beinkleider. Die wachsbleichen Hände lagen auf der Brust gefaltet. Ein herrlicher tief violetter Sammtmantel umhüllte den Todten. Ich stand lange in Betrachtung der fürstlichen Leiche, die merkwürdig frisch und gut erhalten war. Das seltsame Gebahren des alten Littauers weckte mich aus meinem Sinnen. Er kauerte auf den Fliesen des Gewölbes und betrachtete aufmerksam den Mantel des Fürsten, dann hob er ihn am Fußende auf und zog etwas heraus.

„Es ist alles in Ordnung", flüsterte er mir zu.

„He, Alter, thut Eure Hände weg!" rief mein Führer rauh, „laßt den Radziwill in Ruhe".

„Sehen Sie, Pan", fuhr der Gescholtene geheimnißvoll fort, „hier fehlt ein Stück Sammt, und hier das zweite".

Er hob die Decke und zeigte sie mir. In der That, zwei Stücke waren aus ihr geschnitten, sie mochten etwa eine halbe Elle lang und etwas breiter sein.

„Wer hat das gethan?" fragte ich gespannt.

„Der Ossip Stankeitis weiß es, der Ossip Stankeitis weiß es", kicherte der Littauer, „ihm hat es die Großmutter erzählt, es ist eine alte, alte Geschichte und alles um ein Stückchen Sammt, lieber Pan".

„Er ist nicht recht bei Sinnen", raunte mir mein anderer Begleiter zu. „Na, Alter, was kuckt Ihr denn da wieder an?"

„Seht her, das ist das Hemdlein, das die fromme Barbara dem Radziwill heimlich gestrickt hat," sagte der Bauer.

Er hielt ein grob gestricktes Gewebe in der Hand.

Der erzürnte Führer nahm es ihm heftig fort und legte es in den Sarg hinein.

„Schweigt, Dummkopf", herrschte er ihn an, „helft mir lieber den Deckel schließen. — So, — nun kann der Fürst wieder ungestört schlafen".

Ich trat in die stille Kirche zurück. Das Abendroth fiel durch die buntgemalten Fenster, es ließ noch ein Mal die schlichte Ausstattung des reformirten Gotteshauses vor meinen Augen aufleuchten. Eine tiefe Schwermuth lag auf der Kanzel, auf dem Altar und den Stühlen der fürstlichen Familie, deren Oberhaupt erschlagen drunten ruhte.

Draußen dunkelte es schon, als ich durch das hohe Portal schritt, ich sog gierig die frische Herbstluft ein. Mir war seltsam erregt zu Muth, die Majestät des Todes hatte mich tief erschüttert, mir das Nichtige unseres Erdendaseins vor Augen geführt. Ueber den Glockenthurm zog eine Schaar Krähen, weich und leise sank die milde, dunkele Nacht, die Erde wie in einen Sammtmantel einhüllend.

Wie ein Sammtmantel! — — Mir fiel plötzlich der Vorgang in der Kirche ein, die beiden fehlenden Stücke in dem Leichenschmuck des Radziwill, das seltsame, wollene Hemdlein zu seinen Füßen und des alten Littauers geheimnißvoll gemurmelte Worte, „um ein Stückchen Sammt". — Was mochten sie wohl bedeuten? Wer hatte den Raub begangen, wer das grobe Hemdlein gearbeitet?

Die beiden Andern hatten gleichfalls die Kirche verlassen, ich drückte dem Führer ein Trinkgeld in die Hand und entließ ihn. Dann folgte ich dem alten Bauern in seine niedere Hütte, in der Absicht von ihm die Geschichte zu hören, die meine Neugier erregt hatte. Alle meine Bitten vermochten ihn nicht, den Schleier zu heben, er lachte höhnisch und sagte nur: „Verstehe nichts".

Dabei blieb er verstockt. In der That war meine Kenntniß der littauischen Sprache damals noch so mangelhaft, daß ich eine längere Unterhaltung schwer beherrschen konnte. Ich nahm mir daher vor, meine Studien weiter fortzusetzen und die Freundschaft des Ossip Stankeitis zu gewinnen.

Die nun folgenden Wochen benutzte ich dazu, die Sprache des Volkes mir anzueignen und da ich schnelle Fortschritte machte, verstand ich bald alles, wenn mir selbst auch noch oft Worte fehlten, um die eigenen Gedanken auszudrücken. Es zog mich häufig zu der stillen Kirche hin, deren verschlossene Thür jetzt selten geöffnet wurde, wenn der reformirte Prediger die kleine Gemeinde um sich versammelte.

Einst hatten die Flügel ihres Portales weit offen gestanden, die buntgemalten Scheiben hatten ihr Licht auf die allsonntäglich erscheinenden Glieder der fürstlichen Familie geworfen, von dem Glockenthurm rief die helle Stimme der Glocke weit über Land, damals als der Radziwill noch Besitzer K.'s gewesen und den Ketzerglauben angenommen mit seiner Familie. Und nun lag er in dem Gewölbe und das Gotteshaus war geschlossen, eine düstere Poesie breitete sich darüber, die Jahre zogen dahin, ihre Spur auf den verwitterten Mauern zurücklassend!

Durch kleine Geld- und Tabackspenden machte ich den alten Littauer zutraulich; nach und nach erzählte er mir, was ich zu erfahren trachtete. Ich will hier kurz zusammenfassen, was er mir mit vielen Abschweifungen mittheilte und ergänze die Lücken, die in des Halbkindischen Erzählung sich einfanden. Da die Hauptthatsachen ihm frisch im Gedächtniß erhalten geblieben, werde ich wohl den richtigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Begebenheiten ziemlich genau errathen haben. Ich will die einfache Dorfgeschichte, die halb Sage, halb Wirklichkeit sein mag, hier niederschreiben und sie „um ein Stückchen Sammt" benennen.

„Das Städtchen K. war zur Zeit meiner Großmutter noch ein elendes Ding", fing Stankeitis an, „eigentlich nur ein großes Dorf, das fern von dem Verkehr der großen Städte lag und schwer zu erreichen war. Meine Ahne, die Großmutter der meinigen, lebte zu der Zeit des Radziwill um 1620 in K., welches damals ein Fürstenthum war, nebst Lobti und Datnoff, zwei Besitzungen, die 25 Werst entfernt liegen. Wenn der Radziwill zu den Jagden seine vornehmen Gäste empfing, dann herrschte buntes Leben im Flecken, die reichen Kavaliere zogen mit Rossen und Gefolge auf's Schloß, schöne Damen begleiteten sie und das Hifthorn tönte in den Wäldern, der Schwarm der fürstlichen Freunde und Jagd-

genossen ritt durch die Straßen, von den Bauern bewundert und begafft.

Meine Ahne lebte mit ihrer alten Mutter etwas außerhalb K.'s, in einem armseligen Lehmhüttchen. Die beiden Frauen ernährten sich kümmerlich aber rechtschaffen, und während die ältere Frau spann und webte, streifte ihre Tochter durch Wald und Feld, sammelte Beeren und Kräuter, Pilze und gefallenes Holz. Aus den Kräutern kochte die Martha Jurkschuß heilkräftige Arzneien und Salben, welche die Bauern ihr abkauften. Die Beeren und Pilze brachte Barbara, so hieß meine Ahne, in den Flecken zu den reichen Lohgerbern, von denen um diese Zeit gegen dreihundert in dem Flecken lebten. Das Leder wurde später nach Deutschland gebracht und dort für schweres Geld eingetauscht.

Sie soll sehr hübsch gewesen sein, die Barbara, und fromm und arbeitsam war sie auch. Neben dem Häuschen der beiden armen Frauen lag die Wiese des wohlhabenden Wirthes Peter Auschkinis. Sein Sohn war der Spielgefährte der kleinen Littauerin, damals, als sie noch die Gänse des Nachbarn hütete. Oft schlich der gutherzige zwölfjährige Junge zu dem achtjährigen Mädchen hinaus, das hungrig und frierend ihren Dienst verrichtete, er steckte ihr zuweilen einen Apfel oder ein Stück Brod in die Hand oder jagte sich mit ihr umher. Er quälte sie aber auch, riß sie an den blonden Zöpfen oder schlug sie, wenn sie ihm nicht folgte und die ihr anvertrauten Gänse nicht im Stich ließ, um mit ihm zu spielen. Trotzdem waren sie die besten Freunde.

Als Barbara dreizehn Jahre zählte, starb ihre Mutter. Die Waise zog fort, weit nach dem Wilnaschen Gouvernement und lange hörte man nichts von ihr im heimathlichen Dorf. — Der Radziwill erbaute inzwischen die Kirche und trat mit großem Pomp zur reformirten Religion über. Sein Diener, der Anton erschlug ihn und er wurde in dem Gewölbe beigesetzt, nachdem er kunstvoll einbalsamirt war. K. war wenig verändert, als meine Ahne nach sieben Jahren den Ort wieder sah. Sie kniete am Grabe ihrer Eltern und betete andächtig ihren Rosenkranz, dann ging sie ihr Häuschen aufsuchen. Sie fand es nicht mehr, der Nachbar, Peter Auschkinis, hatte es niedergerissen, als er das kleine Grundstück kaufte.

Der Littauer hegt eine zähe Anhänglichkeit für die Scholle, die ihn geboren und groß gezogen hat, und so wünschte Barbara sehnlichst in K. einen Dienst zu finden. Sie verdingte sich bei einem Wirth in der nächsten Nähe des Fleckens, dessen todtkrankes Weib der Pflege bedurfte. Die drei kleinen Kinder des Ehepaares hingen bald mit Liebe an der neuen Magd, die sie freundlich wartete und den Hausstand trefflich besorgte.

Oft hörte sie von ihrem früheren Kindheitsgespielen, dem Peter Auschkinis, sprechen. Er war seit dem Tode seines Vaters Herr in dem Gesinde, das er von dem Fürsten Wladislaw Radziwill in Erbpacht hatte. Der Sohn des erschlagenen Radziwill war ein gütiger Herr, der seine Leibeigenen liebte und Gutes that. Er lebte fast immer in Warschau und kam selten nach K.; kürzlich hatte er sich mit Anna von Treiden verlobt, einer Livländerin von altem Adel.

Barbara erfuhr, daß Peter auf Freiersfüßen stand; es hieß, daß er zwischen zwei jungen Mädchen schwankte, der Tochter des reichen Lohgerbers Michael Medițki, der Vierenza, und der hübschen Josefa, deren Vater ein freier Mann war und das Amt eines Aeltesten in K. vertrat. Beide, sowohl Vierenza, wie auch Josefa wollten dem stattlichen Burschen wohl und wetteiferten darin, wer von ihnen sich am schönsten schmücken werde, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Peter war sehr wetterwendisch in seiner Gunst, bald zeichnete er Josefa beim Tanz im Kruge aus, bald reichte er Vierenza das Weihwasser beim Ausgang aus der Kirche und geleitete sie nach Hause. Die Nebenbuhlerinnen haßten sich ehrlich und keine ließ der Andern ein gutes Haar.

Bisher hatte Barbara Peter Auschkinis nur von Weitem gesehen; sie war so vielbeschäftigt, daß sie nicht Zeit hatte, sich an den Zusammenkünften der Jugend und an ihren Vergnügungen zu betheiligen.

„Guten Abend, Barbara", sagte eine männliche Stimme, als sie mit den drei kleinen Kindern des Bauern auf der Wiese hinter dem Hause war und eben im Begriff stand die Kühe zu melken.

Sie blickte auf und trat an den Zaun aus Strauchgeflecht, der das Anwesen ihres Brodherrn von dem des Nachbarn trennte.

Peter stand dort und sah zu ihr hinüber, die kurze Pfeife im Munde, die Hände in den Rocktaschen.

„Bist also wieder nach K. zurückgekommen", sagte er, „wo warst du denn so lange?"

Sie deutete mit der Hand nach rechts.

„Drüben im Wilnaschen", gab sie zur Antwort.

Die Unterhaltung stockte, der Bursche rauchte gemächlich und sie hob das jüngste Kindchen auf den Arm, das zu ihr hinanstrebte, einen kläglich bittenden Laut ausstoßend.

„Hast du es gut bei dem Meschninkus?" fragte er in seiner kurzen Art.

Barbara nickte.

„Die Bäuerin ist krank", erwiederte sie, „mich dauern die drei kleinen Kinder".

„Er kann dich heirathen, wenn sie todt ist", versetzte Peter trocken.

„Das könnte schon sein", gab sie ebenso zurück.

„So"? — der Kopf des jungen Littauers fuhr heftig auf. „Bist wohl deshalb bei ihm?" höhnte er, „na, ich hab' nichts dagegen".

Er wandte sich ab und Barbara ging wieder an ihre Arbeit. Sie sang dabei leise ein altes, littauisches Volkslied:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken,
„Kam da mein Liebster und kannte mich nicht.
„Wollte den Strauß wilder Blüthen ihm reichen,
„Er aber blickte mir fremd in's Gesicht.

„Ging an den Fluß, um Wasser zu schöpfen,
„Rufet der boshafte Nix mir dort zu:
„Liebe und Treue sind eitele Worte,
„Komm zu mir nieder, hier findest Du Ruh!"

* * *

Am nächsten Sonntag ging Barbara zur Messe und kniete wieder in der schlichten Kirche, wo sie so oft als Kind neben ihrer Mutter gebetet hatte.

Sie blieb nicht mit den Uebrigen nach Schluß des Gottesdienstes vor der Kirche stehen, um sich die Tische zu betrachten,

auf denen Rosenkränze, Heiligenbilder, Kruzifixe und Weihwasserkesselchen feilgeboten wurden. Der Bauer trieb zur Eile, seine Frau war kränker geworden in den letzten Tagen und Barbara jeden Augenblick nöthig.

„Die werden gewiß ein Paar, wenn die Meschninkus erst gestorben ist", hieß es überall; „hübsch ist die Dirne und fleißig und geschickt".

„Aber blutarm", warf Josefa spitz darein, „sie kann froh sein, wenn sie sich in solch' warmes Nest setzt!".

„Ja, sie versteht mehr als du", höhnte Vierenza giftig, „du putzest dich nur; alle Sonntage ein neues, seidenes Kopftuch. Aber ich sage dir, ich werde dich doch noch übertreffen, zum Frohnleichnamsfest, da ist die große Prozession um die Kirche, — na, ich will nichts weiter sagen".

„Thu nur nicht so vornehm!" rief Josefa, „man weiß, daß es deinem Vater seit einiger Zeit nicht besonders gut geht; ich möchte wissen, wo du immer die schönen Sachen herbekommst?"

Beide Mädchen sahen sich gereizt an.

Peter stand dabei und schmunzelte. Unwillkürlich dachte er an ein anderes Gesicht, das sanft und freundlich zu ihm aufgeschaut. Dort drüben auf der Wiese des Meschninkus hatte sie gestanden, ein kleines Kind in den Armen. „Wie die Madonna am Hochaltar", meinte er. Heute begleitete er keine seiner beiden Verehrerinnen, er nickte ihnen kurz zu und trat an einen Tisch. Dort wählte er lange unter den umherliegenden Gegenständen, kaufte etwas und barg es in der weiten Tasche seines Rockes.

Am Nachmittage stand er wieder am Zaun und wartete auf Barbara, aber sie kam nicht und enttäuscht ging er in den Krug, trank mehr, als gut war und sprach lebhaft mit Josefa, Vierenza garnicht beachtend, welche sich vergeblich mühte seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Auch an den folgenden Tagen fehlte Barbara beim Melken der Kühe. Die Frau des Meschninkus lag im Sterben; am Donnerstag kündete die grelle Stimme des Todtenglöckleins ihr Ableben.

Bei der Beerdigung sah Peter die Heimlichgeliebte wieder. Sie bediente die Gäste, die nach der Sitte des Landes reichlich bewirthet wurden.

„Sie thut schon, als sei sie hier die Hausfrau", klatschten die alten Weiber, „und doch liegt die Martha Meschninkus noch in ihrem Sarge drüben in der Kammer".

Peter hörte es und ergrimmte innerlich. Warum? — Er fragte es sich. Was ging ihn die arme Barbara an. Sie schien ihn gar nicht zu beachten und ein Mal, als er sie anredete, that sie, als ob sie es nicht hörte. Am andern Morgen sprach Peter sie aber doch.

Dieses Mal trafen sie sich am Fluß, wo die Littauerin Wäsche spülte. Er zog mit seinem Pfluge bedächtig die Furche im Acker zu Ende, dann trat er auf sie zu.

„Da", sagte er, „das hab' ich dir gekauft, Barbara".

Er hielt ihr einen kleinen Gegenstand hin. Es war eins jener bunten Bildchen, wie die Bauern sie gern haben und stellte die heilige Barbara vor.

„Für mich!" rief sie erfreut, „o, Peter wie gut du bist".

Sie wischte ihre nasse Hand ab und reichte sie ihm.

„Ich danke dir, mir hat noch nie Jemand etwas geschenkt".

„Ich möchte bald eine Frau nehmen", sagte Peter bedächtig, „welche meinst du soll ich wählen, die Josefa oder die Vierenza?"

Die Finger des Mädchens lösten sich aus denen des Burschen.

„Die, welche du liebst", erwiderte sie einfach.

Er lachte, „das ist Nebensache, die welche am reichsten ist, meine ich".

Sie schüttelte den Kopf.

„Du denkst nicht so? Nun, wirst du den Meschninkus auch nicht wählen, wenn du ihn nicht magst?" fragte er lauernd.

„Nein", kam es über ihre Lippen, dann sagte sie hastig: „Ich muß in's Haus, die Kinder rufen gewiß schon nach ihrer Morgensuppe".

Eilig verschwand sie hinter dem Weidengebüsch, Peter stand und sah ihr nach. Der Wind trug das alte Volkslied zu ihm hinüber:

„Ging auf der Wiese, Blumen zu pflücken" ...

Er lauschte dem immer weiter verhallenden Gesang. Bei der Strophe: „Liebe und Treue sind eitele Worte", schlug er heftig mit der Faust auf einen umgestürzten Baum und rief: „Und ich werde dich doch noch heirathen, Barbara Jurkschuß!" —

Der junge Fürst Radziwill war nach K. gekommen mit seiner schönen Braut. Die reformirte Kirche wurde gereinigt und geschmückt, denn seine Hochzeit sollte bald gefeiert werden.

Eines Abends ging Barbara an der Kirche vorbei. Die kleine Thür, die zu der Sakristei führte, stand geöffnet und sie schlüpfte hinein. Sie wollte das Gewölbe sehen, in dem der erschlagene Radziwill lag. Der Aberglaube des Volkes behauptete, er gehe als Geist um, wenn es wieder Vollmond sei und der Tag seines Todes sich nahe. Es war jetzt September, und Ende des Monates war es gewesen, als sein Diener ihn mordete. Unbemerkt gelangte die Littauerin hinein. Fast schrie sie laut auf, denn der Sarg stand offen da. Fürst Wladislaw wünschte, daß es so sei, bis er vermählt worden. Als fromme Katholikin verabscheute sie den Ketzer, als gute Christin aber kniete sie nieder und betete ein Paternoster für den Todten. – – Und noch etwas Anderes, Persönliches bewegte ihre Lippen: das heiße Flehen, die inbrünstige Bitte, sie mit Peter Anschkinis zu vereinigen, denn die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend war mächtig in ihrem Herzen erwacht. Plötzlich fuhr sie heftig auf, – Schritte näherten sich dem Grabgewölbe. — – – Sie duckte sich ängstlich hinter den Sarg der verstorbenen Tochter des Fürsten, der im Hintergrunde stand. Die nur leicht angelehnte Thür öffnete sich, ein Mädchen trat hinein, – es war Josefa. Scheu blickte sie sich um, – dann bückte sie sich über des Radziwill Leiche — und, — – Barbara hätte fast aufgeschrieen, als sie sah, was die Littauerin that.

Sie hatte etwas Blankes in der Hand und schnitt ein Stück Sammt aus dem Mantel des Erschlagenen. – –

Schnell entfernte sie sich alsdann mit ihrem Raube. Barbara war wie gelähmt, sie konnte kein einziges Glied bewegen und zitterte am ganzen Körper; still kauerte sie am Boden und wagte nicht aufzustehen. Wie lange mochte dieser Zustand gedauert haben? Waren es Minuten, waren es Stunden? – –

Zuletzt ermannte sie sich und wollte fort, — fort von dem Ort, wo sie so Schreckliches hatte schauen müssen. Doch da, – abermals schlich es behutsam herbei, wieder ging die Thür: eine zweite weibliche Gestalt zeigte sich.

War es die Diebin Josefa, die wiederkehrte, von Gewissensbissen gepeinigt? Brachte sie ihren Raub zurück, das entwendete Stückchen Sammt?

Nein, sie war es nicht, dieses Mal war es Vicrenza. — — Barbara glaubte zu träumen, als sich genau derselbe Vorgang wiederholte und ein zweites Stück Sammt herausgeschnitten wurde. — — —

Als sie wieder allein war, erhob sie sich. Sie bückte sich und sah, daß zwei ziemlich gleiche Stellen in dem Mantel des Radziwill fehlten. Sorglich ordnete sie die schweren Falten, so daß man den Frevel nicht sah.

„Armer Fürst“, dachte das fromme Mädchen, „man hat dich bestohlen, ich will dir als Sühne ein wollenes Hemdlein stricken und es Dir in deinen Sarg legen, aber keiner lebenden Seele will ich es erzählen, es ist zu entsetzlich!“

Sie bekreuzigte sich und eilte hinaus, von abergläubischer Furcht geschüttelt, denn es war ihr, als verfolge sie der Todte, dessen Eigenthum geschändet worden war.

Der Diebstahl wurde nicht bemerkt, dank der Fürsorge Barbara's. Die Hochzeit des jungen Radziwill wurde glänzend gefeiert und als das Paar später am Sarge des Vaters kniete, ahnte es nicht, was hier vor einigen Tagen geschehen war.

Barbara war dagegen Tag und Nacht mit diesem Gedanken beschäftigt. Sie fand keine Ruhe, bis sie das dem Todten versprochene Hemdlein beendet, und da sie wenig freie Zeit hatte, saß sie des Nachts in ihrer Kammer und arbeitete rastlos, mit fliegenden Händen und klopfenden Pulsen. Der volle Mond schien hell zu ihr hinein und sie blickte dazwischen furchtsam hinaus. Kam der Radziwill nicht dahergeschritten, klopfte er nicht an ihr Fenster, forderte er sie nicht auf, als Anklägerin aufzutreten, ihm Recht zu schaffen, die Schuldigen anzugeben? — —

„Du siehst krank aus, Barbara“, sagte der Wittwer, „arbeitest Du nicht zu viel?“

Und als sie verneinte, fuhr er fort: „Um Michaelis ist's ein halbes Jahr, daß die Bäuerin todt ist, was meinst du, willst du mich dann nehmen? die Kinder brauchen eine Mutter und das Haus eine Frau“.

„Nicht jetzt, es ist noch zu früh“, stotterte sie verlegen, dann eilte sie davon.

Sie stand wieder auf der Wiese und begoß das Linnen, das zur Bleiche gelegt war. – Ihr Kopf schmerzte, die Glieder waren ihr schwer wie Blei, – und das Herz erst recht, das lag ihr wie ein Stein in der Brust, denn es hieß, daß Peter Ruschkinis sich nun bald mit einer seiner Verehrerinnen verloben werde. Barbara wollte dann fort, K. verlassen, einen Dienst weit von dem geliebten Geburtsort suchen, – denn – – – –

„Soll ich dir Wasser aus dem Fluß holen?“ unterbrach eine Stimme ihre traurigen Gedanken.

Sie wurde glühend roth und sagte kurz: „Kann's ja auch selber besorgen, Bauer“.

„Na, siehst nicht zum Besten aus“, brummte er, „gieb nur her!“

Er riß ihr fast den Eimer aus der Hand, füllte ihn am nahen Fluß und stellte ihn neben sie, dann sah er zu, wie sie das derbe Gewebe begoß.

„Warum kommst du nie zum Kruge wie die anderen Mädchen, bist wohl zu fein dazu, he?“

„Was soll ich dort?“ gab sie zurück, „willst du mit mir tanzen?“

„Ja. – Sonntag wird's hoch hergehen, alle die Nachbarn kommen zum Frohnleichnamsfeste nach K.“

„Auch die Josefa und die Vierenza werden wohl bei der Prozession zugegen sein? Die bösen Dirnen, die“ –

„Bist wohl eifersüchtig?“ lachte er.

Barbara erbleichte, fast wäre ihr das streng gehütete Geheimniß entschlüpft.

„Sind ein Paar schmucke Mädchen alle beide“ versetzte Peter, „welche meinst du gefällt mir besser?“ – – „Die Josefa wahrscheinlich, die hat es allen Burschen in K. angethan“.

„Nein, die nicht“.

„So ist es Vierenza“, kam es fast unhörbar über Barbaras Lippen.

„Nein, auch die meine ich nicht. Weißt du es denn nicht?“

Er kauerte neben ihr und wollte den Arm um sie legen, da stürmten die beiden Buben des Meschninkus über die Wiese, nach ihrer Pflegerin rufend.

Sie tauschten nur einen flüchtigen Händedruck, ehe die Knaben sie erreichten.

„Also Sonntag", sagte Peter bedeutungsvoll und die junge Littauerin nickte.

„Wie lege ich dem Radziwill das Hemdlein in seinen Sarg?" dachte sie und arbeitete eifrig Nacht für Nacht an dem frommen Liebeswerk, obgleich sie sich sehr krank fühlte.

Die Frohnleichnamsprozession fand statt, Barbara folgte ihr andächtig. Sie schaute vergeblich nach den beiden Rivalinnen um Peters Gunst aus, erblickte sie aber nicht in der Menschenmenge.

Am Nachmittage zog sie ihren Sonntagsstaat an, den groß karirten, faltigen Rock der Weiber ihres Stammes, die derben Lederschuhe und die hellgraue Jacke aus selbstgewebtem Wand. Sie betrachtete kopfschüttelnd die Einfassung derselben aus verschossenem Sammt, auch das Kopftuch bestand nur aus einem einfachen, wollenen, großgeblumten Stoff.

„Wird Peter mit mir tanzen, wird er sich meiner nicht schämen", dachte sie, „ich bin so ärmlich gekleidet".

Sie fühlte sich eigentlich recht unwohl, hatte sie doch die ganze Nacht an dem Hemde gearbeitet; nun war es fertig und lag in dem roth und blau bemalten Holzkasten, in dem sie ihre geringe Habe barg. Sie preßte die Hand an die hämmernde Schläfe, der Kopf brannte, ein Schwindel packte sie, fast bewußtlos lehnte sie einen Augenblick gegen den Pfosten ihres Bettes.

— Im Kruge quiekte bereits die Fiedel des lahmen Stasi und der Baß, den der Schmied K's. spielte, brummte darein, als Barbara in den Krug trat. Das erste, große Zimmer war mit Bauern gefüllt, die rauchend und trinkend auf den langen Bänken an den Wänden saßen. Ein dicker Tabacksqualm schlug der Eintretenden entgegen und raubte ihr den Athem.

„Ob Peter schon da ist?" dachte sie und setzte sich bescheiden in eine Ecke, „und ob Josefa und Viereuza kommen werden?" Sie hob die Augen und sah wie beide Mädchen aus dem Nebenzimmer kamen, sie waren in heftigstem Wortwechsel. —

„Beide waren sehr geputzt und obgleich sie die landesübliche Kleidung trugen, war dieselbe aus feineren Stoffen. Ein großes,

buntseidenes Tuch lag um ihre Schultern und die Jacke, — die Jacke — ! ! —

Barbara starrte mit weit aufgerissenen Augen hin. Das also war der Zweck des Raubes an dem Radziwill. Mit einem Streifen des köstlichen, violetten Sammt waren sowohl Josefa's wie auch Vierenza's Sonntagsjacke besetzt.

„Du bildest Dir wohl ein, daß du heute alle Köpfe verdrehen wirst“, kreischte Josefa, auf ihre Feindin eindringend, „darum hast du dich so aufgedonnert“.

„Mein Vater kann es“, gab Vierenza giftig zurück, „während man bei dir staunt, wo der Staat herkommt“.

Peter stand dabei und hörte phlegmatisch zu. Seine Augen irrten suchend umher, endlich fand er Barbara und schritt auf die dunkele Ecke zu, in der sie saß.

Die Streitenden sahen ihm verblüfft nach, folgten aber doch der Aufforderung zweier jungen Burschen, die mit ihnen tanzen wollten.

Als sie bei Barbara vorbeikamen, ertönte ein schriller Schrei: „der Radziwill, der Radziwill! Sie haben den Sammt von seinem Mantel gestohlen, ich sah es. Jetzt tanzt er hinter ihnen her und will sie erdrosseln, da — er streckt den Arm nach ihnen aus, — er packt sie am Halse, — o weh! o weh!“ —

Alle blickten voll Entsetzen zu der Rufenden hinüber, die bewußtlos zusammenbrach. Die Musik verstummte, die Menschen drängten sich herzu, Peter hob Barbara auf die Arme und trug sie in sein Haus, das ganz nahe lag; die beiden Schuldigen aber standen bleich und zitternd da und sahen wie das böse Gewissen selbst aus.

Und jetzt fiel es den Bauern auf, wie köstlich die Borte an den Jacken der Mädchen war. Solchen Sammt gab es weit und breit nicht, das war ächter Fürstensammt, wie ihn der Radziwill als Leichenschmuck trug. — Schnell liefen einige neugierig zur Kirche und untersuchten den Mantel des Todten, — es fehlten richtig zwei Stücke daraus. Da wurden die beiden Diebinnen eingesperrt und der junge Fürst Wladislaw von dem seltsamen Vorfall unterrichtet. Barbaras Fieberreden schilderten den Hergang genau, sie bat immer wieder, das von ihr gestrickte Hemdlein dem

Radziwill in den Sarg zu legen, als Ersatz für den Raub, der an ihm begangen war.

Man fand Josefa im ihrem Kerker erhängt, da sagten die abergläubischen Littauer: „das hat der Geist des Erschlagenen gethan, er hat sich gerächt."

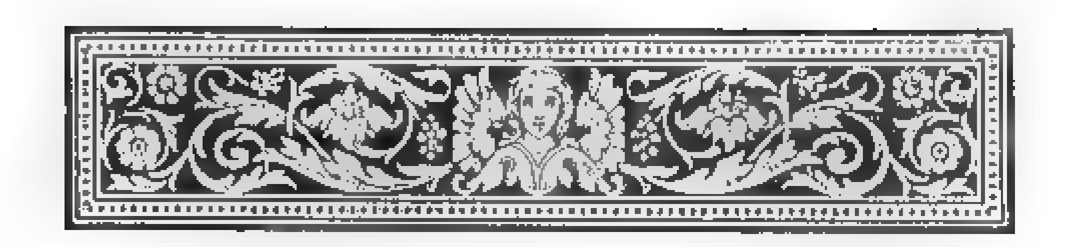
Noch schlimmer erging es Vierenza. Die Angst vor der harten Strafe zerrüttete ihren Geist, sie war wahnsinnig geworden.

Das Hemdlein der frommen Barbara hat der junge Fürst eigenhändig in des Vaters Sarg gelegt, dort könnt Ihr es noch heutigen Tages sehen, schloß der Littauer, es liegt zu seinen Füßen. – Der Peter Ansichkinis heirathete Barbara Jurtschuß, die reichlich von der Radziwillschen Familie ausgesteuert wurde und das Gesinde geschenkt erhielt. So lautet die wunderbare Geschichte, lieber Pan".

Ich dankte ihm und habe mich später überzeugt, daß der frommen Barbara Liebeswert in dem Sarge liegt. Ich betrachtete es voller Interesse, desgleichen die beiden fehlenden Lücken in dem violetten Mantel. „Um ein Stückchen Sammt", hatten die beiden Mädchen sich vergangen, war Barbara reich und angesehen geworden. Was Wahrheit, was Dichtung sein mag, wer kann es sagen? –

Die alte, stille Kirche steht da im Wechsel der Jahre. Es heißt, daß sie dem orthodoxen Kultus geöffnet werden soll. Der Radziwill ruht in seinem Gewölbe von seinem bewegten Leben aus. Und die Wolken eilen über das Dach des von ihm erbauten Gotteshauses, die Sonne spiegelt sich in den bunten Fenstern, Mond und Sterne ziehen darüber hin, wenn die Nacht friedlich über die schlummernde Erde niedersinkt.





Kunstbriefe.

IX.

Nicht bloß die jetzigen „ältesten Leute", sondern auch die demnächst darauf Anspruch erhebenden Bewohner der deutschen Reichshauptstadt erinnern sich oder werden sich erinnern können, je eine derartige erste Maihälfte erlebt zu haben. Jene nicht, weil hier zur Abwechselung einmal diese ersten Maiwochen einem nordischen Oktober glichen; diese nicht — nun diese deswegen nicht, weil sie, wofern Stand und Beruf dazu Anlaß gab, kaum jemals sonst soviel Fest- und Zweckessen mitgemacht, soviel stolze selbstbewußte Reden und begeisterte Trinksprüche gehört, gelesen, vielleicht auch selbst gehalten haben.

Ein eisenfester Magen, ein nervenstarker Kopf, eine geschmeidige Kehle gehörten dazu, um das auszuhalten, für alle diejenigen, die Alles mitmachen mußten.

Am 1. Mai fing es an mit der Eröffnung der unfertigen Gewerbe-Ausstellung, am 2. Mai erfolgte die Fortsetzung mit der 200jährigen Jubelfeier der Akademie der Künste und am 3. Mai war es mit der Eröffnung der großen Internationalen Ausstellung noch nicht zu Ende. Bei Leibe nicht. Denn jedes einzelne dieser Daten war nur der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Festen in den betreffenden „Interessenten-Kreisen", wie der herrliche Berliner Ausdruck hierfür lautet.

Bei allen drei Gelegenheiten war auch Kaiser Wilhelm II. dabei. Mit ganzem Herzen vielleicht nur am 2. Mai. Wenigstens ergriff er selbst das Wort nur an diesem Tage. Man konnte so drei Tage nach der Reihe einen guten Theil der Hofgesellschaft und der höchsten Regierungsbeamten besternt und goldgestickt bei einander sehen: unter der riesigen, ungemein stilvoll ausgestatteten Riesenkuppel des Haupt-Industriegebäudes im Treptower Ausstellungspark; im herrlich geschmückten Rundsaal des Alten Museums; im prunkvollen Ehrensaal des Kunstpalastes beim Lehrter Bahnhof ....

Natürlich fällt es mir nicht ein, Ihnen alle diese Festlichkeiten zu schildern. Ich kann wohl sagen — Gott sei Dank ist das nicht meine Aufgabe. Wahrscheinlich haben Sie auch schon bis zum Ueberdruß davon gelesen ....

* *
*

Aber bei der Feier, oder beim Gegenstand der Feier vom 2. Mai, dem Jubiläum der Königlichen Akademie der Künste und der bei ihr bestehenden Hochschule für bildende Künste — ein Jubiläum, das genau eine Woche hindurch gefeiert wurde — muß ich sozusagen ex officio verweilen. Gern gäbe ich Ihnen einen kurzen historischen Ueberblick über die Entwickelung dieser Akademie, von den Tagen des prachtliebenden Königs Friedrich I. an, der, dem Vorbilde des Roi Soleil in Versailles folgend, für seine Hauptstadt eine Kunstakademie für nothwendig erachtete, bis in unsere Tage hinein, wo Kaiser Wilhelm II. soeben in seiner Festansprache auf ihre kunsterzieherische Bedeutung hinwies und mit großem Nachdruck gegen die modernen Richtungen Stellung nahm. Jedoch — das würde mich heute viel zu weit führen.

Nur soviel: glückliche Tage hat die zwei Jahrhunderte alte Akademie im Ganzen nur herzlich wenige gesehen: im vorigen Jahrhundert eigentlich nur unter ihrem Stifter und allenfalls wieder erst in dem letzten Jahrzehnt; in diesem vorübergehend unter Friedrich Wilhelm III. und dann seit 20 Jahren, wo sie im J. 1875 einer gründlichen Reorganisation unterworfen wurde und an die Spitze der Hochschule als Direktor Anton v. Werner

trat. Und doch erhielt sie sich und doch standen mitunter Männer an ihrer Spitze, wie Johann Gottfried Schadow und Daniel Chodowiecki .... Eine wirklich führende und leitende Rolle hat sie allerdings nur sehr selten gespielt. Darin ging es ihr nicht anders, als den meisten Akademieen. Die Kunst will Freiheit zur vollen Entwickelung und auch das liberalste akademische Statut kann sie nur behindern. Auch heute noch vollzieht sich in Preußen, vollzieht sich im ganzen deutschen Reich das maßgebendste künstlerische Leben außerhalb der Akademieen und ihrer Kreise, wenngleich erste Kräfte für das Wirken an ihnen fast überall gewonnen werden konnten.

Falsch wäre es jedoch, wollte man deswegen die Bedeutung der Berliner Akademie herabsetzen, ihre Leistungen unterschätzen. Nicht die vielen Ansprachen und Reden, die wir während der Festtage vernommen, wären dafür maßgebend, sondern das sind Ausstellungen, die aus diesem Anlaß veranstaltet werden.

* * *

Nicht nur Feste zu feiern galt es für die ehrwürdige Jubilarin, deren Geburtstag noch hinter dem des Königreichs Preußen zurückliegt und deren Gedenkfeier jetzt in dasselbe Jahr fiel, wo das neugeeinte Deutsche Reich das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens festlich begehen konnte. Sie wollte eben gleichzeitig auch zeigen, was sie in diesem langen Zeitraum geleistet und gewirkt hat. Und wenn wir in diesen Tagen viel von ihrer äußeren Geschichte gehört und gelesen haben -- den Illustrationen zu ihrer inneren Geschichte begegnen wir auf zwei Ausstellungen: auf der von Werken früherer und jetziger Lehrer und Schüler der Akademischen Hochschule in dem Gebäude der K. Akademie U. d. Linden und in der Historischen Abtheilung der Internationalen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof. Zwei stattliche Ausstellungen: 14 Säle nimmt jene ein, 5 diese und -- ungerechnet die zahlreichen Klassen-Atelierarbeiten -- begegnen wir auf der einen über 600, über 400 Katalognummern auf der anderen.

Daß solche Ausstellungen sehr dankenswerth, weil ungemein lehrreich sind, braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden.

Zu bedauern ist bloß, daß sie nicht beide zu einer einzigen großen zusammengezogen wurden. Die Theilung ist überhaupt nicht ganz verständlich. Hüben wie drüben giebts Arbeiten aus drei Jahrhunderten, finden wir dieselben Namen, können wir den gleichen Entwickelungsgang verfolgen. Nur daß im Kunstpalast am Lehrter Bahnhof der Gesammteindruck mehr ein solcher der Repräsentation ist, in dem alten Akademiebau dagegen einen Charakter des Intimen trägt, daß man hier mitunter einen Blick hinter die Kulissen thun kann. Zu bedauern ist ferner, daß wenn man schon einen historischen Ueberblick bieten wollte, nicht systematischer in der Anordnung vorging, die Anordnung der ausgestellten Kunstwerke und der Kataloge nicht der Entwickelungsperiode entsprechend ausführte. Ohne Mühe hätte das geschehen können, selbst bei der räumlichen Zweitheilung; dem Kunsthistoriker und dem kunstfreudigen Laien hätte man in gleicher Weise dann zu Dank gehandelt; jenem die Sache erleichtert, in Bezug auf diesen aber den Zweck überhaupt erst erreicht. Besonders draußen im Kunstpalast hängt Alles kunterbunt durcheinander, Modernes und Altes, Unwesentliches und Bedeutendes . . . .

* *
*

Nicht bloß intimer ist die Ausstellung der Akademie, sondern ihre Grenzen sind auch enger gezogen. Denn auf jener anderen, da begegnen wir auch den Werken solcher Künstler, die mit der Berliner Akademie nichts weiter verbindet, als ein ehrendes Mitgliedsdiplom. So erklärt es sich, daß wir dort, in der „Historischen Abtheilung“ der Internationalen Kunstausstellung, auf Namen stoßen, wie Pradilla und De Vriendt, Munkaczy und Alma Tadema, Angeli und Kaulbach, Gallait und Antakolski, Defregger und Gebhard, v. Uhde und Böcklin, u. s. w. Viele von diesen Ehrengästen finden wir im Saal 9, dem größten der ganzen Ausstellung. Prächtige Pflanzenarrangements beleben ihn mit freundlichem Grün und Blumenzier, und inmitten dieses Gartens erhebt sich eine Kaiserbüste. Das Ganze beherrscht aber das im Größenverhältniß von 1:25 trefflich ausgeführte blüthenweiße Modell des Berliner Doms, an dem sie so rüstig arbeiten und den wir i. J. 1900 in seiner ganzen stolzen Pracht vollendet

dastehen sehen sollen. An der großen Hinterwand — A. v. Werners bekannter Entwurf zum Fries der Siegessäule, jenes künstlerisch so schön, patriotisch so warm empfundene Werk, das seinem Schöpfer so viel Ehre eintrug. Und wo wir sonst hinsehen — überall Altbekanntes: Menzel's „Krönung Wilhelm I.", v. Werners „Kongreßbild" und „Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II.", Angeli's Bildnisse Kaiser Friedrich III. und seiner Gemahlin, Defregger's „Heimkehrender Tiroler Landsturm", Scholtz's „Freiwillige von 1813", Marr's „Deutschland 1809", Schaper's Christus für die Gedächtnißkirche, Antakolski's „Mephisto", G. Richter's Selbstporträt mit dem Bildnisse seines Kindes u. s. w. Auch in den nebenanliegenden Sälen stoßen wir auf viele Bekannte, auf zu viele, als daß man an ein Aufzählen denken könnte. Ich will daher lieber garnicht anfangen. Die Nationalgallerie, das Rathhaus, die Schlösser, die Privatgallerieen Berliner und auswärtiger Kunstsammler, die Museen kunstsinniger Städte des Deutschen Reiches und sogar des Auslandes — wie denn z. B. Hugo Vogel's schönes Gemälde „die Refugiés vor dem Großen Kurfürsten" aus Prag hergeschafft wurde — die Sammlungen verschiedener Vereine — sie alle liehen die kostbaren Werke her, um ein möglichst vollständiges Bild zusammenzustellen von dem Kunstschaffen, das die Berliner Akademie selbst übte und das sie förderte und pflegte. Den Spuren des Roccoco und des Zopfes, des Klassizismus in Komposition und Ausführung zu Beginn unseres Jahrhunderts, dem Ausdruck der sentimentalen oder theatralischen Romantik, dem akademischen, obschon mit großem Apparat arbeitenden Geschichtsbilde, der Wahrheit anstrebenden naturalistischen Studie, der Allegorie und der Anekdote, höfischer Schmeichelei und trotzigem Volksgeiste — dem ganzen buntscheckigen Inhalt des künstlerischen Entwickelungsganges der letzten zwei Jahrhunderte begegnen wir an den Wänden dieser Säle....

* *
*

Quantitativ noch mehr bietet die Ausstellung in dem Akademiegebäude selbst. Sie nimmt 14 Säle in Anspruch, von denen die Hälfte mit Klassen- und Atelierarbeiten angefüllt ist — Aktzeichnungen und -Malereien, dekorativer Architektur und

Ornamentik, Landschaftsstudien, Kompositionsaufgaben, Entwürfen u. s. w., aus der Gegenwart und aus den ehemaligen akademischen Zeichenklassen. Wie sehr die Berliner „Schule", zum mindesten in unserem Jahrhundert, auf korrekte Zeichnung und möglichst naturwahre einfache Farbengebung ohne alles Experimentiren den Hauptnachdruck gelegt hat — davon überzeugt ein Rundgang durch die Säle und Kabinete 8—14 den, der früher nicht darauf geachtet. Anziehender für das Publikum ist aber gewiß der übrige Theil der Ausstellung, der zudem einigermaßen systematisch geordnet und mit dem Katalog in Uebereinstimmung gebracht ist, der gleichzeitig kurze Angaben über Geburts-, resp. Todesjahr des Künstlers und die Dauer seines Studiums an der Akademie bietet.

Viel Bekannten, aus Galerieen, Museen, Privatsammlungen und von früheren Ausstellungen her Bekannten begegnen wir natürlich hier, wie auch im Kunstpalast. Sehr verlockend wäre es, näher auf beide Ausstellungen einzugehen. Denn trotz mancher Lücken und Unvollkommenheiten, bieten sie des Anregenden so viel, daß man immer wieder sich versucht fühlt, bei den einzelnen der durch sie gekennzeichneten Perioden sinnend und prüfend, vergleichend und analysirend längere Zeit zu verweilen.

In dem engen Rahmen dieses Briefes muß ich mir aber das versagen. Ich kann nur diejenigen meiner Leser, die demnächst etwa auf ihrer Sommerreise Berlin berühren, auf diese beiden Ausstellungen ausdrücklich aufmerksam machen.

Und auch über die internationale Ausstellung heute nur ein paar Worte. Im Herbst wird sich Gelegenheit bieten ihr eingehendere Aufmerksamkeit an dieser Stelle zu widmen.

Es ist die dritte internationale Kunstausstellung, die Berlin veranstaltet. Die erste fand gerade vor 10 Jahren statt, anläßlich der Säkularfeier der ersten akademischen Jahresausstellung, die damals der Minister von Heinitz ins Leben rief; die zweite 1891 zur Feier des 50jähr. Bestehens des Berliner Künstlervereins. Diese dritte ist dem 200jähr. Jubiläum der K. Akademie gewidmet.

Numerisch und in Bezug auf die Ausstattung ist noch keine so glänzend ausgefallen. In den zu diesem Zweck theilweise ganz bedeutend umgebauten ca. 70 Sälen und Kabineten sind — die

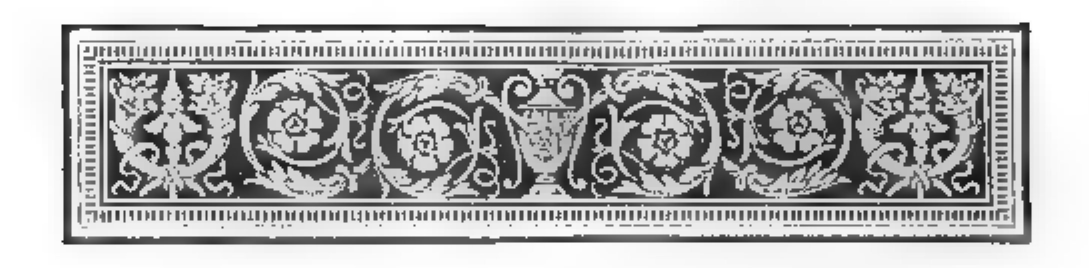
historische Abtheilung natürlich nicht mitgerechnet — gegen 3400 Gemälde, Stiche, Radirungen, Zeichnungen, Bildwerke und architektonische Entwürfe zusammengetragen worden. Sie vertreten so ziemlich alle Kunststätten der heutigen Kulturwelt. Nur Japan fehlt und dann — das ist geradezu unerhört — die Münchener Secession! Sie, die unstreitig an der Spitze des deutschen Kunstlebens unserer Zeit steht, sie, die allzeit im Stande, den Wettbewerb mit den besten Leistungen des Auslandes aufzunehmen — sie hat sich an dieser Jubel- und Festausstellung nicht betheiligt. Frappanter läßt sich die Stellung wahrhaft freier Kunst gegenüber geschlossenen Koterieen und akademischen Zentren kaum kennzeichnen. Nicht als ob sie sich von vornherein von der Sache ausgeschlossen hätte. Keineswegs. Aber das Komité versagte der Secession die Berücksichtigung ihrer stolzen, aber sicher berechtigten Ansprüche auf bevorzugte Räume. Und so zogen sich Diejenigen insgesammt zurück, die ja heute von allen Einsichtsvollen als die berufensten und ehrenreichsten Vertreter deutscher Kunst anerkannt werden....

Ein häßlicher Mißton in dem sonst so farbenleuchtenden und gabenreichen Kunstfrühling, den dieses Jahr die deutsche Reichshauptstadt gebracht hat.

Berlin, im Mai.

J. Norden.





Litterärische Streiflichter.

Wie wir schon früher einmal bemerkt haben, macht sich neuerdings in Frankreich eine günstigere Auffassung und Beurtheilung Napoleon I. bemerkbar, als deren Hauptvertreter Fr. Masson betrachtet werden kann. Natürlich fehlt es auch nicht an Gegenstimmen, die in mannigfacher Weise die früheren Anklagen gegen den corsischen Imperator wiederholen oder neue formuliren. Von Anhängern und Gegnern Napoleon I. werden dann auch in mehr oder weniger eingehenden Schilderungen die einzelnen Angehörigen des zahlreichen Bonapartischen Familienkreises behandelt und in ihren Beziehungen zu dem alle überragenden großen Familienhaupte dargestellt. Mit der ersten Gemahlin Napoleon I. beschäftigt sich das Buch von Joseph Turquan: Die Generalin Bonaparte, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Biberstein.*) Turquan ist von einer für Josephine sehr ungünstigen Gesinnung erfüllt, während er in der Beurtheilung Bonapartes große Mäßigung und Unparteilichkeit zeigt. Er erklärt, er wolle die volle Wahrheit über Josephine, rückhaltlos alles sagen und nach diesem Grundsatz verfährt er denn auch in seinem Buche; mit rücksichtsloser Offenheit schildert er Josephinens moralische Fehltritte und Schwächen, ihre Liebschaften, ihren Leichtsinn, ihre Eitelkeit, ihre Oberflächlichkeit und ihre Unbildung und bricht erbarmungslos über sie den

*) Leipzig. Verlag von Schmidt u. Günther. 4 M. 60 Pf.

Stab. Dazwischen kann der Autor aber doch nicht umhin, manche guten Seiten an der Angeklagten hervorzuheben, so ihre Klugheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr wohlwollendes Herz. Ein Mangel des Buches ist jedenfalls, daß darin nicht, wenigstens einleitungsweise, die Jugendgeschichte Josephinens, ihre Heirath mit dem General Beauharnais und ihre Schicksale nach dessen Hinrichtung dargestellt werden, denn zu einer gerechten Beurtheilung ihres Charakters und ihres Verhaltens als Gemahlin Bonapartes ist die Kenntniß ihres früheren Lebens durchaus unentbehrlich. Auch in Turquans Buche tritt dem Leser die leidenschaftliche Liebe Napoleons zu Josephine lebendig entgegen; man sollte es kaum für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, in der das später in hartem Egoismus erstarrte Herz des Corsen so heißer Zuneigung fähig gewesen ist; er hat Josephinen viel vergeben und nachgesehen, mehr als irgend einem andern Menschen. Neue, bisher unbekannte Quellen hat Turquan für seine Darstellung nicht benutzt und eine kritische Prüfung der von ihm verwendeten Memoiren und Berichte hat er nicht vorgenommen; es ließen sich gegen manches von ihm Erzählte begründete Einwendungen erheben. Aber wenn auch alles Mitgetheilte vollkommen richtig und sicher beglaubigt wäre, sein Urtheil über Josephine würde doch hart und ungerecht sein. Man darf niemals vergessen, daß sie eine Creolin war, mit allen Eigenschaften und Fehlern dieser Mischrace, daß sie ohne jede moralische Erziehung aufwuchs, daß sie daher ohne jeden innern und äußern sittlichen Halt war und daß sie, so geartet, mitten in die, durch die Revolution im sittlicher Beziehung völlig aufgelöste französische Gesellschaft hineintrat, eine Gesellschaft, welche von der Heiligkeit der Ehe garnichts mehr wußte und die schrankenlose Freiheit des Individuums als obersten Grundsatz proklamirte. Wie hätte sie bei ihrem Naturell sich da von den sittlichen Verirrungen der Zeit freizuhalten vermocht? Es ist nicht gerecht, den schwachen Einzelnen da nach der Strenge des Sittengesetzes zu beurtheilen, wo vielmehr eine ganze Zeit und Gesellschaft zu verurtheilen ist, und historisch ist es auch nicht. Auch hat es etwas Grausames un Unritterliches, die Fehltritte einer Frau, die niemals auf die Verhältnisse des Staates einen Einfluß ausgeübt, rücksichtslos ans Licht zu ziehen und ihr Privat-

leben zum Zwecke der Anklage zu durchforschen; bei einer mächtigen Herrscherin ließe sich das allenfalls rechtfertigen. Im Uebrigen enthält Turquans Buch viel interessantes Material zur Kenntniß der Familienverhältnisse Napoleons und seiner Geschwister. Ein zweiter Theil soll Josephinens Leben als Kaiserin behandeln.

Ein Gegenstück zu den unlängst von uns besprochenen Jugenderinnerungen des Professors Nikitenko ist das soeben in einer Volksausgabe erschienene Buch von Heinrich Hansjakob: Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen.*) Der Verfasser, katholischer Geistlicher in Freiburg im Breisgau, schildert in diesem Buche seine Kinder- und Jünglingsjahre bis zum Abgange auf die Universität. Angeregt ist er zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen durch Fritz Reuters Schilderung: meine Vaterstadt Stavenhagen und durch Bogumil Goltz' Buch der Kindheit, aber was er bietet, ist ganz originell und selbständig. Hansjakobs Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, er hat die Natur des Kindesalters so tief erfaßt und zur Darstellung gebracht wie kaum ein anderer seit B. Goltz. Auf dessen herrliches, ebenso tiefsinniges wie poesievolles Buch, das heute leider so gut wie vergessen ist, sei bei dieser Gelegenheit mit allem Nachdruck hingewiesen; jeder, der noch irgend ein Gefühl aus der Paradieseszeit des Lebens sich bewahrt hat, wird es mit Freude und Bewegung lesen.

Hansjakob hat die Erinnerungen an das Paradies der Kindheit als kostbaren Schatz in seinem Innern bewahrt und mit warmer und schmerzlicher Sehnsucht denkt er an die verschwundene Kindheit und Jugend zurück. Er ist ein Mann von lebendiger Phantasie, sonst hätte er alle die kleinen Erlebnisse seiner Kindheit nicht so treu im Gedächtniß behalten und so lebenswahr zu schildern vermocht, er besitzt dabei eine große Frische der Auffassung. Es sind durchaus keine außergewöhnlichen Begebenheiten, es sind vielmehr ganz alltägliche und gewöhnliche Verhältnisse und Jugenderlebnisse, welche er erzählt, und doch hört man ihm mit wahrem Vergnügen zu und gedenkt dabei wehmüthig der eigenen Jugendzeit. Aus dem Buche spricht ein warmes Gemüth und ein köst-

*) Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1 M. 80 Pf.

licher Humor, man spürt es überall, daß der Verfasser eine ursprüngliche Natur ist. Und wie der Inhalt ist auch die Form kunstlos, einfach, volksthümlich und anspruchslos. Hansjakobs Schilderung seiner Vaterstadt Haslach ist köstlich, die verschiedenen Bewohner derselben treten uns leibhaftig vor Augen; die Darstellung des revolutionären Taumels, der 1849 auch die Haslacher ergriff, ist ein Meisterstück echten Humors. Sich selbst schildert der Autor durchaus nicht in idealem Lichte, er berichtet getreulich von seinen Unarten und dummen Streichen, wie er denn überhaupt sich von jeder Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit völlig fernhält. Ein Buch wie das vorliegende ist eine wahre Erquickung, besonders in einer Zeit, wo in der Litteratur das Unnatürliche, Gespreizte, Verschrobene und Unwahre vorherrscht. Nur in ein paar unnützen Ausfällen auf die Frauen macht sich der katholische Priester geltend, im Uebrigen tritt weder Stand noch Confession des Verfassers irgendwie auffallend oder gar störend hervor. So sei denn das prächtige Buch allen, die der eigenen Jugendzeit mit Liebe gedenken, aufs wärmste empfohlen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzboten" ist der frühere altkatholische Pfarrer — ob er es noch ist, wissen wir nicht — Carl Jentsch in Neisse. Die meisten seiner in der Leipziger Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze sind dann später gesammelt und vermehrt in Buchform erschienen, so seine geschichtsphilosophischen Gedanken, sein nationalökonomisches Werk: Weder Communismus noch Capitalismus und einige kleinere Arbeiten. Jetzt nun ist Carl Jentsch mit einer populären Volkswirthschaftslehre: Grundbegriffe und Grundgesetze der Volkswirthschaft*) hervorgetreten. Er bestimmt seine Arbeit zunächst für Volksschullehrer, für höhere Schulen, auch für Studirende, überhaupt und Jedermann aus dem Volke. Für eine wissenschaftliche Kritik des Buches ist hier nicht der Ort, auch ist das nicht unseres Berufes; hier soll nur der Eindruck wiedergegeben werden, den es auf den wissenschaftlich gebildeten Laien macht. Jentsch zeigt eine bewundernswerthe Kenntniß der einschlägigen Fachlitteratur und versteht es ausgezeichnet, die schwierigsten Pro-

---

*) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 2 M. 50 Pf.

bleme der Nationalökonomie klar und faßlich darzustellen. Er hält niemals mit seiner Ansicht zurück und kritisirt ohne Rücksicht auf Parteien und Autoritäten. Es ist der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, den der Verfasser durchweg vertritt, eine gewisse Nüchternheit der Auffassung tritt uns überall entgegen; von Roschers Tiefe findet sich hier nichts. Aber seine Aufgabe, eine populäre Volkswirthschaftslehre zu liefern, löst Jentsch in sehr befriedigender Weise, er giebt dem Laien eine wirklich verständliche Belehrung über alle wichtigen Fragen der Nationalökonomie. Eine ganz andere Frage ist es, ob alle seine Ansichten und Urtheile richtig und wohlbegründet sind, ob sie nicht vielfach berechtigten Widerspruch hervorrufen müssen. Bei den politischen Parteien, namentlich denen der Rechten, wird Jentsch wohl wenig Zustimmung finden. Er ist ein entschiedener Gegner der Agrarier und der nationalen Wirthschaftspolitik, er ist auch Gegner der Schutzzollpolitik des Fürsten Bismarck und steht im Wesentlichen auf freihändlerischem Standpunkt, er ist ein Anhänger der Goldwährung und entschiedener Widersacher des Bimetallismus, auch der Staatssocialismus hat an ihm keinen Anhänger; den jetzt gewöhnlichen heftigen Angriffen auf die Börse stimmt er keineswegs zu, ist aber andererseits auch kein unbedingter Vertheidiger des Capitalismus à la Stumm. Man wird in allen diesen Fragen vielfach ganz anderer Ansicht sein als Jentsch und kann doch gern seine klaren Auseinandersetzungen zu erneuter Prüfung anhören. Eines scheint uns jedenfalls sicher: den begründeten Forderungen und Klagen der Landwirthe wird er nicht gerecht. Ob bei der jetzigen Parteizerrissenheit und Parteiherrschaft in Deutschland ein so leidenschaftsloses und einen ganz bestimmten individuellen Standpunkt vertretendes Buch wie das vorliegende auf weitere Kreise Einfluß ausüben wird, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Gelesen zu werden verdient es von Allen, die, ohne fachmännisch gebildet zu sein, sich über die wichtigsten Punkte der Nationalökonomie zu unterrichten wünschen, aber es muß mit selbständigem Urtheil und eigenem ernstem Nachdenken geschehen.

Einen Beitrag zur politischen Litteratur liefert Rudolph Meyer in seinem Buche: Hundert Jahre conservativer Politik und Litteratur, von dem zunächst

der erste Band: Litteratur vorliegt.*) R. Meyer war ein in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sehr bekannter agrar-politischer Schriftsteller, er nahm unter den gegen die liberale Wirthschafts- und Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck frondirenden Conservativen eine hervorragende Stellung ein; namentlich sein Werk: der Emanzipationskampf des vierten Standes machte vieles Aufsehen, wurde viel gelesen und viel bekämpft. Als er wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, floh er nach Oesterreich und wurde hier durch seine Beziehungen zu dem Grafen E. Belcredi und andern Feudal-Aristokraten der geistige Vater der österreichischen Agrarconservativen. Später ging R. Meyer nach Amerika, kehrte von da nach einigen Jahren aber wieder nach Oesterreich zurück. Er steht noch heute auf altconservativem Standpunkt im Geiste der Kreuzzeitung zur Zeit H. Wagners, hat aber im Einzelnen viele eigenthümliche und absonderliche Anschauungen. Einen Mann solcher Art über das vergangene Jahrhundert conservativer Politik sich äußern zu hören ist immerhin von Interesse. Der vorliegende erste Band enttäuscht aber einigermaßen die Erwartungen, wenn man ihn in die Hand nimmt. Man sollte nach dem Titel voraussetzen, daß darin eine zusammenfassende Uebersicht über die conservative Litteratur geboten werden oder eine kritische Würdigung der bedeutendsten conservativen Schriftsteller und ihrer Theorien gegeben werden würde. Allein das ist nicht der Fall, der Verfasser stellt vielmehr eine bedeutende Anzahl von Lesefrüchten aus früheren conservativen Schriftstellern zum Beweise dafür zusammen, daß er in seinen politischen Ansichten und Schriften garnichts Neues gelehrt und vertreten, sondern ganz auf dem Standpunkt der alten Conservativen stehe. Unter den von Meyer gegebenen Auszügen aus älteren Autoren findet sich ja manches Interessante, leider aber sind sie nicht in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, darauf aber wäre es vor Allem doch angekommen. Das Interessanteste an dem Buche sind die anhangsweise beigefügten politischen Briefe und Aufsätze von H. Wagner. Sie lassen es wieder einmal erkennen, was für ein kluger und hervorragend begabter Politiker Wagner war,

---

*) Wien und Leipzig, Verlag „Austria" Franz Doll in Wien. 5 M. 30 Pf.

beweisen aber zugleich auch, welch ein fester und ehrenwerther Charakter dieser Mann gewesen ist, den einst Lasker im Parteiinteresse so schnöde und ungerecht angegriffen und moralisch zu vernichten gesucht hat. Der zweite Band von R. Meyers Werk, der die Politik behandeln soll, wird uns wohl mit den Anschauungen und den Resultaten der langjährigen politischen Erfahrung des Verfassers eingehender bekannt machen.

Es ist uns eine Freude darauf hinweisen zu können, daß soeben von Victor Hehns Italien eine neue, die fünfte Auflage erschienen ist, die an der Spitze des Buches: Lebensnachrichten über den Verfasser aus der Feder Professor G. Dehios bringt.*) Die neue Auflage beweist, daß das vortreffliche Buch auch nach dem Tode seines Verfassers der Werthschätzung der wahrhaft Gebildeten sich zu erfreuen fortfährt. Unter den drei hervorragenden Werken Hehns hat „Italien“ ohne Frage die weiteste Verbreitung gefunden und seines Verfassers Namen am meisten bekannt gemacht. In diesem Buche vereinigen sich Geist, Kenntniß, feine Beobachtung, starke Subjectivität mit einer so vollendeten Form, daß das Ganze ein wirkliches Kunstwerk ist oder, wie S. Hirzel es treffend bezeichnet, das Werk eines Klassikers. Es wäre eine höchst anziehende und belehrende Aufgabe die 25 Jahre früher geschriebenen, jetzt veröffentlichten „Reisebilder aus Italien“ nach Auffassung und Darstellung mit dem Werke aus Hehns reifem Alter zu vergleichen, es würden sich dabei die interessantesten Beobachtungen machen und tiefe Einblicke in die geistige Entwickelung Hehns thun lassen. Sehr richtig bemerkt Dehio, daß auch die Jugendaufzeichnungen eine bewundernswürdige Formvollendung zeigen. In den Lebensnachrichten giebt Dehio eine bei aller Kürze und Gedrängtheit vorzügliche biographische Skizze und Charakteristik von V. Hehn; sie ist auch in der Form des Meisters würdig, dessen Buch sie einleitet. Wie konnte dem Verfasser aber die häßliche Wortform „Schriftstellerwerk“ S. 33 aus der Feder fließen? Die wesentlichen Züge von Hehns Charakter hat Dehio vollkommen richtig erfaßt und formulirt, richtiger in mancher Beziehung als es in der ausführlichen Biographie Hehns

*) Berlin. Gebrüder Borntråger.

geschehen ist. In einem umfassenden Charakterbilde V. Hehns würde natürlich Manches zu ergänzen, Anderes eingehender zu begründen sein. Wenn Dehio Hehn als echten Aristokraten charakterisirt, so ist das gewiß zutreffend, aber es wird damit doch nicht etwas ihm spezifisch Eigenes ausgesagt, da im Grunde alle gebildeten Balten aristokratisch denken und fühlen; daß die Eigenthümlichkeit bei Hehn in dem demokratischen Berlin besonders hervortrat, ist begreiflich. Nicht genug betont wird in allen bisherigen Darstellungen, daß V. Hehn im tiefsten Grunde Kosmopolit war und im Wesentlichen bis an sein Ende geblieben ist. Diese seine internationale Stellung hat ihre Wurzeln in seiner ästhetischen Weltauffassung, mit der er ganz auf dem Boden der Klassiker stand; er empfand und dachte deutsch, fühlte sich selbst aber als Weltbürger und daneben als Livländer. Das hier Gesagte gilt durchaus für die Zeit bis zu seiner Uebersiedlung nach Berlin, ob auch für die spätere, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube aber, daß Hehn seinen Standpunkt im Wesentlichen nicht verändert hat. Den besten und unwiderleglichsten Beweis dafür, daß Hehn keine entschieden nationale Stellung einnahm, bietet allein schon das Kapitel: pro populo italico in dem Buch über Italien; kein Italiener, kein Franzose oder Engländer hätte in der Art sein eigenes Volk zur Verherrlichung eines fremden herabgesetzt, wie Hehn es hier thut. Fr. Vischer hat ihm seiner Zeit keineswegs unbegründete Vorwürfe darüber gemacht und was er gegen Hehns nationale Stellung bemerkt, ist größtentheils sehr treffend. Ferner müßte entschiedener als bisher betont werden, daß Hehn eine überwiegend passive Natur war, er ließ die Dinge an sich herankommen und hatte wenig Neigung sie nach seinem Willen zu zwingen. Endlich ist noch nicht scharf genug ein Zug an ihm hervorgehoben worden, der doch zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten seines Wesens gehört: die Neigung zur Ironie und zum Sarkasmus, die sich mit den Jahren steigerte und ihn, namentlich in Briefen, auch über gute Freunde und Bekannte manche Aeußerung thun ließ, die im Grunde nicht so schlimm gemeint, nur daraus sich erklären lasse, daß er dieser Neigung die Zügel schießen ließ. Noch manche andere bisher nicht genügend hervorgehobene Charakterzüge zur Vervollständigung des

Bildes von V. Hehns geistiger Persönlichkeit müssen wir an dieser Stelle leider übergehen. Es wird immer zu beklagen sein, daß Hehn seine große Goethebiographie, insbesondere seine umfassende Darstellung der Goetheschen Poesie, nicht zu Ausführung gebracht hat. Die Gedanken über Goethe sind dafür doch kein vollgiltiger Ersatz, sie zeigen vielfach Spuren des Alters und entbehren zum Theil der Frische, welche eine Ausführung des früheren Planes gezeigt hätte; auch sind sie ja leider unvollendet geblieben. Was er geleistet hätte, davon giebt der ausgezeichnete Kommentar zu Hermann und Dorothea, der aus dem Nachlaß veröffentlicht worden ist, eine deutliche Vorstellung. Hehns nachgelassene Arbeiten auf dem Gebiete der Litteratur verdienten es durchaus, mag auch Einzelnes darin veraltet, Anderes nur lückenhaft erhalten sein, veröffentlicht zu werden. Dagegen stimmen wir Dehio ganz bei, daß eine andere Veröffentlichung aus Hehns Nachlaß besser unterblieben wäre; er selbst wäre mit der Herausgabe seiner Kollektaneen, zumal wenn sie ohne alle Sichtung geschieht, sicherlich übel zufrieden gewesen. Beiläufig sei ein kleiner Irrthum in Bezug auf die aus der Petersburger Zeit stammenden in dem Nachlasse erhaltenen Vorträge über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände berichtigt. Auch Dehio sagt, sie seien in der Akademie der Wissenschaften gehalten worden. Das ist unrichtig. Hehn war garnicht Mitglied der Akademie, wie hätte er also in ihr Vorträge halten können, auch wäre die Akademie gewiß nicht der Ort für den Vortrag populär wissenschaftlicher Abhandlungen gewesen. Diese Vorträge sind vielmehr in einem privaten Kreise von Gelehrten, zu denen allerdings auch mehrere hervorragende Akademiker gehörten, in dem auch G. Berkholz Mehreres vorgetragen hat, gehalten worden. Berkholz' geschieht auch bei Dehio anerkennende Erwähnung, aber doch nicht so, daß aus dem über ihn Gesagten die ganze Bedeutung des seltenen Mannes den Fernerstehenden ersichtlich wäre. In allen bisherigen Charakteristiken und Biographien V. Hehns erscheint G. Berkholz als als eine, wenn auch bemerkenswerthe, Nebenfigur, er dient gewissermaßen zur Folie für die glänzende schriftstellerische Persönlichkeit des Freundes. Dabei kommt er aber gar nicht zu seinem vollen Rechte; er war ein Gestirn mit eigener Bahn, nicht bloß,

wie es scheinen könnte, der Trabant eines anderen Himmelskörpers. An Geist und genialer Begabung wie an gelehrten Kenntnissen stand Berkholz Hehn gleich, in manchen anderen Eigenschaften überragte er ihn, wenn er dem Freunde auch in schriftstellerischem Talente nachstand. Wenn Dehio unter den „baar ausgemünzten Leistungen" gelehrte Werke, in Büchern niedergelegte Forschungen versteht, so trifft das von ihm ausgesprochene Urtheil im Wesentlichen zu. Aber bei uns Balten giebt es noch eine Art werthvoller Leistungen und tief eingreifender Wirkungen: der bedeutende geistige Einfluß, der hervorragende Persönlichkeiten auf die Stadt in der sie leben, auf dies baltische Land überhaupt ausüben. Eine solche erfolgreiche Wirksamkeit hat Berkholz fast 25 Jahre hindurch in Riga und weit darüber hinaus ausgeübt und es ist die Frage, ob eine solche Lebensverwendung nicht doch höher zu veranschlagen ist, zumal unter unseren Verhältnissen, als ein noch so gelehrtes Werk mit neuen Forschungsresultaten. Daß ein Mann wie G. Berkholz in Riga nicht mehr vorhanden ist, das macht sich direct und indirect immer wieder fühlbar. Doch wir brechen ab, da wir uns schon allzuweit von dem Gegenstande unserer Besprechung entfernt haben. Gewundert hat es uns, daß Dehio den Leser nicht, wenn auch nur in einer Anmerkung, zu weiterer Belehrung auf die Schriften von Schrader und Schiemann verweist. Möge denn V. Hehns klassisches Buch weiter hinausgehen in die Kreise aller Gebildeten, möge Jeder, der es noch nicht kennt, sich zu herrlichem Genuß darin vertiefen, möge es endlich in einer Zeit mangelnden Sprachgefühls und sprachlicher Verwilderung der jetzigen Generation zum Bewußtsein bringen, was Reinheit und Schönheit der Sprache ist.

Von neuen belletristischen Erscheinungen heben wir zunächst Isolde Kurz Italienische Erzählungen[*]) hervor. Die Verfasserin, eine Tochter des trefflichen, noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten schwäbischen Dichters und Erzählers Hermann Kurz, hat sich schon durch eine Sammlung von Gedichten, durch Märchen und Novellen bekannt gemacht. Die vorliegenden Erzählungen sind Novellen im alten, ursprünglichen Sinne, d. h.

[*]) Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 4 M.

sie behandeln meist ungewöhnliche, seltsame Begebenheiten. Aus dem Buch tritt uns ein bedeutendes Talent entgegen, das mit fast männlicher Kraft die Charaktere zeichnet. Wir stoßen auf nichts Schwankendes oder Phrasenhaftes, die Schilderungen sind klar, fest und anschaulich. Dazu kommt eine ungewöhnliche Beherrschung der Form, man bemerkt, daß die Verfasserin mit Erfolg Paul Heyse und andere Meister der Erzählungskunst studirt hat. J. Kurz zeigt ein tief eindringendes Verständniß des italienischen Frauencharakters, namentlich in seinen Schwächen, das erkennt man besonders in der Erzählung „die Glücksnummer.“ Neben diesen Vorzügen machen sich auch einzelne Mängel bemerkbar: die Verfasserin hat eine Neigung für das Grelle und Gespenstische, überhaupt für das Phantastische, sie führt die Erzählungen mehrfach nicht zu einem harmonischen Abschluß, sondern endigt mit einer grellen Dissonanz. Das gilt besonders von den Erzählungen „Mittagszauber“ und „ein Räthsel.“ Das beste Stück der ganzen Sammlung ist „Pensa“, die Geschichte eines armen unwissenden Landmädchens, das unerwidert einen jungen Arzt liebt und, um seine Zuneigung zu gewinnen, die größten Thorheiten, ja zuletzt Diebstahl begeht; hier ist der tragische Ausgang wohl motivirt. Am wenigsten befriedigt die erste Erzählung „Schuster und Schneider“, der darin auftretende Baron zeigt directen Einfluß Paul Heyses, ja läßt sich noch weiter auf Ludwig Tieck zurückführen. Diese deutsche Lydia, die in Folge des Verlustes eines seit Jahren gemeinsam zusammengesparten Kapitals und aus Furcht vor künftiger materieller Noth dem geliebten Bräutigam entsagt und einen anderen zu heirathen beschließt, ist eine sehr unsympathische Gestalt; wie hoch steht die arme Pensa über ihr! Wenn J. Kurz das Grelle und Absonderliche mehr meidet, wenn sie in ihren Dichtungen nach voller und reiner Harmonie strebt und sich vor einem allzu herben Realismus der Darstellung hütet, dann wird sie eine der ersten Stellen unter den deutschen Erzählern der Gegenwart einnehmen; ihr bedeutendes Talent läßt bei strenger Selbstkritik Hervorragendes von ihr erwarten.

Ganz anderer Art ist das Buch von Johannes Renatus: Rudolf von Vargula, der Schenk zu Saa-

leck. Ein thüringer Lebensbild aus dem dreizehnten Jahrhundert.*) Wie schon der Titel lehrt, ist es ein historischer Roman, der uns darin geboten wird; an die Person Rudolf von Vargulas wird eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern geknüpft, in denen die glänzende Zeit Thüringens in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dem Leser vorgeführt wird. Landgraf Hermann und der ihn umgebende Kreis von Sängern auf der Wartburg wird geschildert, namentlich die sympathische Gestalt Walthers von der Vogelweide und seine unglückliche Liebe, die heilige Elisabeth, ihr Beichtvater, der furchtbare Fanatiker, Konrad von Marburg, der Gegenkönig Heinrich Raspe und viele andere Ritter und Geistliche ziehen an uns vorüber. Bisweilen wird uns mehr geschichtliche Erzählung als Roman geboten und in dem Streben recht viel historische Momente zu verwerthen, ist es dem Verfasser nicht immer gelungen, sie dichterisch zu gestalten. Das Quellenverzeichniß in der Vorrede, das doch nur recht uneigentlich so genannt werden kann, hätte ruhig fortbleiben können, ein historischer Roman ist doch keine Geschichte. Das Unternehmen des Verfassers soweit abliegende Zeiten und Menschen der Gegenwart in dichterischer Veranschaulichung und Verkörperung vorzuführen, verdient gewiß alle Anerkennung; manches ist nur stark modernisirt und die Darstellung etwas zu weich für die Schilderung so kraftvoller Persönlichkeiten und wild bewegter Zeiten. Immerhin ist das Buch zu empfehlen, insbesondere Frauen und der Jugend wird es eine ansprechende und belehrende Lektüre gewähren. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Turquan, Joseph, Die Kaiserin Josephine. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt und Günther.

Wilbrandt, Ad., Vater und Sohn und andere Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Fischer, Kuno, Kritische Streifzüge gegen die Unkritik. (Kleine Schriften 1. Bd.). Heidelberg, C. Winter.

---

*) Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 4 M. 50 Pf.

Dalton, H., Der allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Gernet, A. v., Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels. Zweites Heft: Die Anfänge der livländischen Ritterschaften. Reval, Fr. Kluge.

Gallwitz, H., Eine heilige allgemeine christliche Kirche. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Fleischmann, O., Wie kommt der Kleinbauernstand zu wirthschaftlich tüchtigen Hausfrauen? Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Carey, R. N., Merle's Kreuzzug oder gegen den Strom. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, G. Schloeßmann.

Yonge, M., Die sechs Kissen. Aus dem Englischen v. Eleonore Fürstin Reuß. Gotha, G. Schloeßmann.

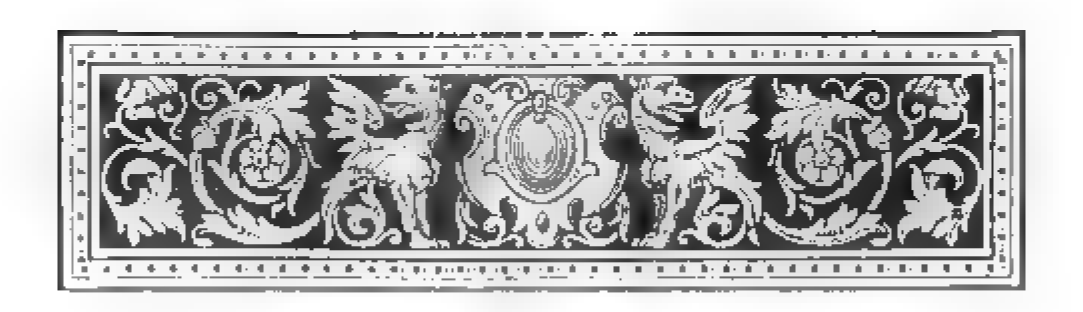
Lamprecht, K., Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

Münch, Dr. W., Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst in höheren Schulen. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. I. Jahrg. Nr. 2. Dessau, Rich. Kahle's Verlag.

Höhne, Heinrich. Warum gute Concerte in Riga so schwach besucht werden &c. Ein Mahnwort. Riga, Häcker.





Die Vier-Kleur von Transvaal.

Nationalhymne der Buren.

Aus dem Burendialekt übertragen von Guido Eckardt.

Hoch wallt nun wieder über'm Land
Das Banner viergestreift,
Und weh' der gottvergeßnen Hand,
Die sich an ihm vergreift!
Wir trafen sie mit sichrem Schlag,
Der Feinde mächt'ge Zahl —
Nun blaut der Freiheit lichter Tag
Uns Brüdern von Transvaal!

Manch böser Sturm hat Dich zerzaust
Du ehrenfest Panier!
Doch wie die Wetter auch gebraust,
Wir hielten treu zu Dir.
Wie lechzten sie nach unsrem Blut
Und sannen feig auf Raub —
Der Britten, Löwen, Kaffern Brut —
Nun liegen sie im Staub!

Wir traten vor den Britten hin
Friedliebend Jahr um Jahr:
„Nichts Böses haben wir im Sinn,
Laßt uns, was unser war."
Doch groß und größer wuchs die Schuld,
Sie schmähten Recht und Ehr',
Vorüber war's mit der Geduld,
Wir griffen zum Gewehr.

Die Hilfe Gottes brach das Joch,
Und England lag besiegt —
Seht wie die Flagge stolz und hoch
Sich nun in Lüften wiegt!
Manch braver Held ward hingerafft —
Euch traf es doppelt heiß —
Der Herr verlieh uns solche Kraft,
Ihm sei nun Dank und Preis!

Hoch walle wieder über'm Land
Du Banner viergestreift —
Und weh' der gottvergeßnen Hand,
Die sich an Dir vergreift!
Wir trafen sie mit sich'rem Schlag,
Der Feinde mächt'ge Zahl —
Nun blaut der Freiheit lichter Tag
Uns Brüdern von Transvaal!





Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

Unter den hinterlassenen Papieren Woldemar von Ditmar's nehmen seine Briefe an die Eltern aus den Jahren 1815—1818 eine wichtige Stelle ein. Einem Tagebuch ähnlich führt uns die wohlerhaltene Reihe dieser Briefe (im Ganzen 27 an der Zahl) die Erlebnisse des jungen Livländers während seines Aufenthaltes in Deutschland vor. Wir sehen den lebhaft empfindenden, für alles Große, Gute und Schöne begeisterten jungen Mann mit einer nicht unbedeutenden Anzahl mehr oder minder bekannter und hervorragender Persönlichkeiten in Beziehungen treten, die sich bald zu herzlich-freundschaftlichen gestalten. In der ersten, der Berliner Zeit, tritt dabei die berühmte Kurländerin Elisa von der Recke, später Jean Paul hervor. Daneben wird der Verkehr mit den zahlreichen jungen Landsleuten, die Ditmar in Berlin, Jena, Würzburg und Heidelberg antrifft, eifrig gepflegt. Wie groß Ditmar's Bekanntenkreis war, wie lebhaft sein Verkehr mit denselben, das sieht man noch deutlicher, als aus den Briefen, aus den Einzeichnungen in seinen Kalender, wo er täglich alle die Personen aufführt, die ihn besucht haben und bei denen er Besuche gemacht hat, resp. denen er Briefe geschrieben und von denen er welche erhalten -- meist eine ganz stattliche Reihe von Namen.

Wie man sich denken kann, fällt in den Briefen manches Schlaglicht in das elterliche Haus zu Fennern, wo die beiden guten, von dem Sohne innigst verehrten Eltern, umgeben von einer zahlreichen Kinderschaar, im schönsten, echt-altlivländischen Stilleben hausen. Es ist ein harmonisch-glückliches Familienverhältniß, in welches wir da hineinblicken. Der um den Sohn in der Fremde zärtlich besorgte Vater Ditmar's ist, wie so viele damalige Gutsbesitzer der Ostseeprovinzen, früher im Militairdienst gewesen und als Major verabschiedet; die Mutter eine lebhafte, kluge, herzensgute Frau, die ein munteres, anregendes Gespräch liebt, wo Jeder seine Ansicht tapfer vertheidigt; sie pflegte, wie mir der Enkel erzählt, zu sagen:

Bei immer Ja und immer Nein
Schläft man vor langer Weile ein.

Die jüngeren Kinder sind der Obhut eines Hauslehrers, des mit Woldemar innig befreundeten trefflichen Schwartz, nachmals langjährigen Pastors in Pölwe, anvertraut. Er verlobte sich in der Folge mit der ältesten Tochter des Hauses, Annette von Ditmar, und heirathete sie.

Woldemar ist der älteste Sohn des Hauses, der, ins „ferne Ausland" ausgeflogen, nun seine Berichte über alles Erlebte treulich den geliebten Eltern zusendet, die voll Stolz und Freude auf den Sohn blicken, dem es in kurzer Zeit gelingt, sich so viel Liebe und Anerkennung zu erwerben, zum Theil bei Personen, deren Namen zu den besten jener Zeit gehörten. Leider sollten die trefflichen Eltern den Schmerz erleben, daß dieser Sohn, auf den sie so viel Hoffnungen setzten und setzen durften, als etwa Dreißigjähriger vor ihnen dahinschied.

Aus den Briefen Woldemar von Ditmar's an seine Eltern lege ich hier dem baltischen Publikum umfängliche Auszüge vor. Vieles von dem rein Persönlichen mußte aus naheliegenden Gründen weggelassen werden, desgleichen manches Andre, was von geringerem Interesse schien. Man halte sich beim Lesen dieser Briefe immer vor Augen, daß der Verfasser ein junger Mann von 21 Jahren ist, der zum ersten Mal aus dem livländischen Stilleben in die große Welt hinauskommt. Sein bisweilen etwas überschwänglicher Enthusiasmus findet in seiner Jugendlichkeit

ebenso wie in der Richtung der damaligen Zeit genügende Erklärung und, wenn es nöthig wäre, Entschuldigung. Dieser Enthusiasmus trägt aber so durchweg den Stempel der Reinheit und Wahrheit, ist in seinem innersten Kerne so durchaus gesund und gut, daß er auch dort, wo er für uns etwas zu weit geht, doch nicht unsympathisch berühren kann. Im Uebrigen will ich den Briefen keine lange Erläuterungen vorausschicken, sondern lieber den Verfasser selbst reden lassen.

* * *

Mitau, den 6. September 1815.

Geliebte Eltern!

Am 1. September Nachmittags um 2 Uhr kam ich hier in Mitau an. Auf meiner Fahrt hierher begegnete ich meinem Reisegefährten Rapp, der nach Riga fuhr, um noch einiges für sich zu besorgen, und noch denselben Abend wieder zurück kam. — Die Stadt gefällt mir nicht, denn sie ist klein und schlecht gebaut; desto besser gefallen mir aber die Bewohner derselben. Wahrlich, ich habe noch nie Menschen von so zuvorkommender Gefälligkeit und Liberalität gefunden, als in Mitau. Noch habe ich keinen Tag zu Hause gespeist, denn bald bin ich bei den Kaufleuten Rapp, die recht gut leben, bald bei der Bidder oder Körber. Ueberall wird man mit Herzlichkeit aufgenommen und fühlt sich in jeder Familie nach einigen Augenblicken so gemüthlich, als wäre man zu Hause. — Von hiesigen Gelehrten habe ich zwei kennen gelernt, nämlich Recke und den Professor Lieban. Ersterer ist noch sehr betrübt durch den Tod seiner einzigen Tochter, und daher ungenießbarer als er es sonst seyn mag; letzterer hingegen ist ein Mann von einer solchen Liebenswürdigkeit, wie ich noch keinen gefunden habe. — Durch Recke erfuhr er es, daß ich hier angekommen und ein Freund von Kraukling sey — für den braven Mann Grund genug mich zu sich zu bitten. Ich ging hin und werde mich immer darüber herzlich freuen, mit so herrlichen Menschen, als er und seine Frau ist, bekannt geworden zu seyn.

In seinen Vorlesungen muß ich hospitiren, Mittags bei ihm speisen, Abends bei ihm Thee trinken, — kurz ich muß täglich mehrere Mal bei ihm seyn. Man kann zu ihm ebenso leicht Vertrauen fassen, als zu unserem alten wackern Berg*). Alle Merkwürdigkeiten Mitaus sehe ich durch ihn und Recke. In einer halben Stunde gehe ich wieder zu Liebau, bleibe zu Mittag bei ihm und besehe nach dem Essen die Bibliothek des Gymnasiums. — — — Und nun gute Eltern, Geschwister und Freund Schwartz, lebt wohl.

Ewig Euer Euch aufrichtig liebender

Woldemar.

Memel, den 10/22. September 1815.

Ich benutze die Gelegenheit, die sich mir durch den zurückgehenden Mitauer Fuhrmann darbietet, um an Euch zu schreiben. — Mitau verließen wir den 7. September und kamen hier, nach einer glücklich zurückgelegten Fahrt, am 10. September an. — Die Gegenden, durch die wir auf unserer Reise passirten, erfreuten uns eben nicht durch ihre Schönheit, ausgenommen die von Ambolen in Kurland. Unser Weg führte uns hier durch malerisch-schöne Baumgruppen, in denen häufig ehrwürdige Eichen ihr stolzes Haupt erblicken ließen. — Hohe Berge und tiefe Thäler, durch die meistentheils ein Fluß dahinströmt, verschönern diese Gegend noch um sehr vieles. — Der ganze übrige Theil des Weges war flach, sandig und waldig. — — — Was mir das für ein Gefühl war, als ich über die Rußische Grenze fuhr, kann ich Euch nicht beschreiben. Nur so viel sage ich Euch, daß ich mich in der Britschka aufrichtete und noch so lange in Rußland hineinsah, als es mir nur möglich war; doch als auch die schmale Gränze meinem sehnenden Blicke entschwand, netzte manche Thräne meine Wangen. — Wahrlich, es ist ein ganz eigenes Band, welches uns an unser Vaterland fesselt! —

Werdet ihr mein Bild wohl erkennen, wenn ich Euch das Signalement von mir, das mir die hiesige Polizei auf meinen

---

*) Es ist Probst Berg in Hallist gemeint.

Paß geschrieben hat, hersetze? Hier ist es wörtlich: „Ein und zwanzig Jahr alt; fünf Fuß acht Zoll groß; blondes Haar; bedeckte Stirn; blonde Augenbraun; blaue Augen; dicke Nase; gewöhnlicher Mund; wenig blonder Bart; rundes Kinn; ovales Gesicht; gesunde Gesichtsfarbe; mittler Statur." —

Meinen Brief aus Mitau vom 6. September habt Ihr doch schon erhalten? Ich habe mich in dieser Stadt sehr gut amüsirt. — Die Körbern trank, als ich den Mittag bei ihr speiste, auf Euer aller Wohlseyn. Sie ist eine charmante Frau. —

Allen Lieben herzliche Grüße; den alten Onkel Brömsen und die Seinigen, so wie auch die gute Tante Oettingen nicht zu vergessen. Theilt ihnen meine Briefe mit. — Ich habe lange mit keinem Menschen so gut harmonirt und ihn in kurzer Zeit so lieb gewonnen als Rapp. —

Königsberg, den 14/26. September 1815.

Ich setze jetzt gleich unsere Reisebeschreibung von Memel bis Königsberg fort. — Am vorigen Sonnabend schifften wir uns ein, um über das Haff zu segeln. Der Wind war conträr und wir mußten daher unser Schakener Schiff ungefähr eine halbe Meile ziehen lassen. Drauf nahmen wir eine andre Richtung und fuhren mit halbem Winde weiter. Wir mochten ungefähr eine Meile abgefahren haben, als wir das häßliche Schicksal hatten, auf den Strand zu laufen und zwar mit einer solchen Gewalt, daß wir das Schiff nicht wieder herabbringen konnten, sondern die Anker auswerfen und bis zum andern Morgen auf einem Fleck liegen bleiben mußten. Was wir in dieser Nacht alles ertragen mußten, mag ich Euch garnicht erzählen; Ihr werdet es Euch aber selbst sehr leicht denken können, wenn ich Euch sage, daß wir nichts weniger als interessante Menschen zu unsern Reisegefährten hatten und daß selbst diese meistens seekrank wurden. Auch Rapp befiel krank und nun war ich, der ich auf der ganzen Reise gesund blieb, in einer peinigenden Lage. Ich versuchte es, zu schlafen, doch es war mir nicht möglich; drauf ging ich aus der Kajüte auf

das Verdeck, aber auch hier konnte ich nicht lange bleiben, denn die Nacht war sehr kalt; bald unterhielt ich mich dann aber auch wieder mit einem Bekannten aus Dorpat, dem Studiosus Adolphi, den wir ganz unvermuthet am Bord des Schiffes fanden, und auf diese Art suchte ich mir die Zeit bis zum nächsten Morgen um 5 Uhr zu vertreiben, um welche Zeit wir unsere Reise weiter fortsetzten. Die Fahrt über das Haff machten wir in 11 Stunden recht glücklich, mußten aber, da es schon ziemlich spät war, in dem Dorfe Schaken übernachten. Kaum waren wir aus dem Schiffe gestiegen, so fing es an zu sinken und wäre fast ganz versunken, wenn nicht 10-12 Menschen bemüht gewesen wären, es zu retten. Es hatte den Abend vorher durch das Stranden einen so starken Leck erhalten, daß das Wasser unaufhörlich hineinströmte und es wundert mich, daß wir unsere Fahrt so gut zurücklegten, da die Wellen sehr hoch gingen und es den ganzen Tag recht stürmisch war. Wie sehr wir uns freuten dieses elende kleine Fahrzeug verlassen zu haben, kann ich Euch nicht beschreiben; wäre es früher als am Ufer des Haffs gesunken, so wären wir alle verloren gewesen; denn wir hatten nicht einmal ein Boot mit, auf welches wir uns hätten retten können. — Schaken verließen wir am andern Morgen auf einem großen, schlechten Leiterwagen, in Gesellschaft einer Haushälterin, einer Köchin und eines Knoten. Die Köchin lachte über alles und die Haushälterin hörte garnicht auf, über die Rippenstöße zu klagen, die sie erhielt. — Bei dem Königsberger Thor sollten unsere Sachen visitirt werden. Der Besucher sagte uns, wir müßten unsere Sachen alle durchsuchen lassen. Ich schickte mich also dazu an, meinen Mantelsack aufzuschnüren; doch er ließ mich garnicht dazu kommen, sondern hielt mir immer seine Hand hin. Ich bemerkte bald, was er wollte, und steckte ihm einen halben Gulden in die Hand. Drauf sagte er mir, „wir beide haben mit einander nichts mehr zu thun, machen Sie Ihren Mantelsack nur garnicht auf“, und ließ uns zum Thor hineinfahren. Wir stiegen in einem Wirthshause, die goldene Rose genannt, ab und ich begab mich nun gleich zum Decan der Philos. Facultät, Consistorialrath Wald. Mein Examen setzte er auf den andern Morgen fest. Mit einiger Angst ging ich hin, freute mich aber nicht wenig, als ich sah, daß sie sehr

honnet zu Werke gingen und mir sagten, daß eine öffentliche Disputation jetzt unnöthig sey, da jetzt Ferien wären. Meine Examinatoren waren die Professoren Wald, Wrede, Hüllmann, Hagen, Herbart, Gaspari, Lobeck und Vater. — Das Examen dauerte doch länger und war schwerer als ich glaubte; allein es ging doch alles recht gut und am andern Tage erhielt ich mein Diplom, das sehr ehrenvoll für mich abgefaßt ist. — — Genauere Bekanntschaft habe ich hier mit folgenden Professoren gemacht: Burdach, Vater, Gaspari und Wald. Jeder von ihnen ließ mich zu sich einladen. Es ist mir sehr erfreulich gewesen von diesen Männern mit so vieler Herzlichkeit und außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt zu werden. Vorzüglich muß ich Burdach, Gaspari und Vater loben. Sie haben mir so manches Merkwürdige hier gezeigt und wollen durchaus noch keinen Abschied von mir nehmen; ich soll durchaus immer noch einmal zu ihnen gehen. — Auch den alten Struve habe ich besucht und ihn ganz so, wie er in Dorpat war, wiedergefunden. Ich muß fast jeden Mittag und jeden Abend bei ihm speisen, mit ihm umherlaufen und alles, was sich hier nur einigermaßen auszeichnet, sehen. Seine Frau, eine Livländerin, freute sich außerordentlich, wieder einen Landsmann zu sprechen. Unaufhörlich muß ich ihr erzählen, bald etwas von den Menschen in Livland, bald etwas von der dießjährigen Aernte u. dgl. — — —

Berlin, den 27. September a. St. 1815.

So wäre ich denn nun endlich in Berlin angekommen! — wo ich so viele theure Freunde vorgefunden habe, die mich mit derselben Herzlichkeit und Freundschaft, wie einst in Dorpat behandeln: Kranckling, Hartung, Toltien, Hartmann und Körber. Mit Kranckling wohne ich Zimmer an Zimmer, bei der Professorin Schlosser. Wir führen ein für mich höchst interessantes Leben, denn jeden Morgen sind wir zusammen und sprechen über Poesie und Literatur überhaupt, oder wir machen auch wohl einen Spaziergang und freuen uns dann nicht wenig über die schönen Plätze

und Gebäude Berlins. — Die Stadt ist groß und geräumig, die Gassen sind breit und die Häuser in einem einfachen, aber sehr geschmackvollen Styl gebaut. Vorzüglich anziehend sind für mich der Wilhelmsplatz und die Linden, die von dem Universitätsgebäude anfangen und sich bis zu dem einfach-schönen Brandenburger Thor erstrecken. Gleich aus diesem Thore kommt man in eine recht hübsche Anlage, den Thiergarten, durch den man in die Zelte geht. Auf dem ganzen Wege bis zu den Zelten trifft man überall eine große Menge von Spazierlustigen und kleinen Jungen, von denen der eine Cigaros, der zweite Früchte, ein dritter seine Pferde zu Lustfahrten und noch ein vierter Volkslieder (größtentheils Spottgedichte auf Napoleon) zum Verkauf anbietet, oder sie auch für ein Paar Groschen in dem Berliner Dialekt mit lauter Stimme absingt. In den Zelten findet man neben Musik, Speise und Getränk auch immer viele der berühmtesten Schriftsteller, namentlich habe ich hier den bekannten Franz Horn und den berühmten Juden Beng David kennen gelernt. — — Gestern wurde ich von dem berühmten Schleiermacher immatriculirt. — Den vorigen Sonntag habe ich diesen großen Kanzelredner predigen gehört und habe ihn anstaunen müssen; denn eine solche Predigt, ohne Concept, und ein solcher Vortrag ist mir noch nie vorgekommen. Leider sind aber die Predigten dieses Mannes nichts weniger als für das Herz, sondern bloß für den Verstand; sie sind treffliche philosophische Abhandlungen. — Von Landsleuten, die ich kenne, sind außer den früher genannten hier folgende: Gustav Engelhardt, Grünewaldt, Fock, Seraphim, Wagner, Adolphi und Weiße, mit welchem letzteren ich wahrscheinlich noch vor dem Anfang der Vorlesungen eine Reise nach Dresden, Halle und Leipzig mache. Doch ich muß schließen, denn es sind schon wieder mehrere meiner Freunde bei mir, die gewaltig spectakeln. In einigen Tagen ziehe ich mit Hartung zusammen.

Berlin, den 6./18. Okt. 1815.

Noch nie habe ich mit einer solchen Begeisterung die Feder ergriffen, um an Euch zu schreiben, als gerade heute. — Wie

kommt das? werdet ihr fragen und ich antworte Euch freudig, daß ich heute früh die Bekanntschaft eines unserer genialsten deutschen Schriftsteller, des allgemein gefeierten Baron de la Motte-Fouqué gemacht habe. Schon gestern lernte ich diesen ausgezeichneten Mann von Ansehen im Theater kennen, wo zum ersten Male sein dramatisches Gedicht „die Heimkehr des großen Kurfürsten" aufgeführt wurde. Höchst interessant war es mir, ihn während der Vorstellung zu beobachten und bei jeder militärischen Scene seine lebhafte Freude zu bemerken. Fouqué war mit Rußlands und Preußens tapferen Kriegern in dem vorletzten Kriege gegen das ruchlose Heer der Franzosen gezogen und fehlte in keiner Schlacht, in keinem Gefechte, und Gott schützte ihn wunderbar in tausendfältiger Todesgefahr und führte ihn durch die Tage von Lützen, von Bauzen, von Haynau u. s. w. ohne Verwundung als eine unbedeutende, durch den Sturz eines ihm in der Schlacht bei Lützen unter dem Leibe erschossenen Pferdes. Auch in der Schlacht bei Leipzig focht unser Held und Dichter noch rühmlichst mit, forderte dann aber, seiner durchaus geschwächten Gesundheit wegen, den Abschied, und erhielt ihn von dem Könige, für sein kriegerisches Verdienst mit dem Charakter eines Majors von der Kavallerie und Ritters des St. Johanniter-Ordens begnadigt. Seitdem lebt er auf seinem stillen Landsitze seiner Wiederherstellung und seiner Kunst. — Diesen Mann, den ich schon als Dichter und Menschen, ehe ich ihn noch gesehen hatte, innig liebte und achtete, sah ich jetzt und ward für ihn so eingenommen, daß ich den Entschluß faßte, ihn am andern Tage zu besuchen. Meinen Vorsatz realisirte ich und werde nie aufhören, mich darüber herzlich zu freuen. Treuherzig trat ich zu ihm in seine Stube und sagte ihm grade heraus, daß ich gekommen sey, um ihn kennen zu lernen. Diese Aufrichtigkeit schien ihm zu gefallen, denn er nöthigte mich zum Sitzen, setzte mir ein Gläschen Wein vor und unterhielt sich mit mir eine ganze Stunde auf das Lebhafteste. In der Mitte der Unterhaltung ergriff er einmal meine Hand, drückte sie herzlich und sagte mir, „es freut mich herzlich, daß Sie mich besucht haben; — so liebe ich die Menschen; — Sie müssen mich bald wieder besuchen." — Ueber diese Worte, die der treffliche geistvolle Mann in so biederem deutschen Tone zu mir sprach, freute

ich mich in dem Grade, daß ich aufstand und freudig einen Sprung machte, wobei mir die Thränen in die Augen traten. Er bemerkte mein Entzücken und sagte: „Wir müssen näher bekannt werden.“ Drauf erwiderte ich ihm noch freudiger, daß diese Stunde mit zu den schönsten, genußreichsten meines Lebens gehöre und wir setzten uns wieder und sprachen noch ein halbes Stündchen über die tapfern Russen und Preußen, drauf über Klinger und seine Schriften und endlich über die Vorstellung seines vorhin erwähnten dramatischen Gedichts, wobei er manche sehr interessante Bemerkung machte und ich mich wieder innig freute, daß wir in unserm Urtheile ganz zusammentrafen. Während dieses Gesprächs äußerte ich einmal ganz naiv, daß es mir leid thäte, daß er, ein Mann, der in seinen Schriften so deutsch ist, einen französischen Namen hat. Ei! nun, sagte er freundlich, man muß mich, worüber ich mich immer aufrichtig freue, mit Zeune den neuen Volker nennen. Unter solchen Gesprächen entfloh mir die Zeit schneller, als ich es gewünscht hätte. Ich empfahl mich ihm, er aber reichte mir noch einmal seine Hand, drückte die meinige herzlich und sagte mir: „Ich nehme von Ihnen nur auf kurze Zeit Abschied, denn ich hoffe auf ein freudiges recht baldiges Wiedersehn; Sie werden mich doch wohl bald wieder besuchen. Ich bleibe noch 14 Tage in Berlin.“ Und ich gehe wieder zu diesem trefflichen Menschen und sollte auch die Hölle mit allen ihren grinzenden Ungeheuern mir den Gang zu diesem wahrhaften Helden und Dichter erschweren. Um solch' köstliches Gut muß man auch kämpfen können.

Seht, gute theure Eltern, so glücklich geht es mir hier in der Fremde. Ich glaube, der Segen meiner Eltern ruht auf mir, und ich werde in diesem schönen Glauben immer mehr bestärkt, wenn ich noch an manches andere glückliche Ereigniß denke, welches mir hier in Berlin begegnet ist. So wurde ich vor einigen Tagen mit dem alten Geheimen-Rath Schmalz bekannt. Ich mußte zu ihm gehen, denn ich hatte ein kleines Päckchen von dem alten, würdigen Consistorial-Rath Wald in Königsberg, meinem Promotor, abzugeben. Als Schmalz den Brief von Wald gelesen hatte, unterhielt er sich noch einige Zeit mit mir sehr freundlich und als ich weggehen wollte, bat er mich sehr angelegentlich, ihn recht oft

zu besuchen. Zugleich sagte er mir, daß er jeden Abend von 7 Uhr an zu Hause wäre, und daß ich ihm, wenn ich mit einer Tasse Thee, einem Butterbrod, ein wenig Fleisch und einem freundlichen Gesicht vorlieb nehmen wollte, immer ein sehr willkommener Gast wäre. Ich werde diese Aufforderung nicht unbenutzt lassen, denn ich verspreche mir in dem Umgange mit diesem geistvollen Manne nicht nur vielen Genuß, sondern zugleich auch Belehrung für mich als Juristen, da Schmalz bekanntlich zu den größten jetzt lebenden Rechtsgelehrten gehört. Er ist ein kleiner starker Mann mit markirten Gesichtszügen; in seinem Benehmen hofartig; in der Unterhaltung lebhaft. Auch in dem alten Bellermann, an den ich von Hezel empfohlen war, habe ich einen rechtschaffenen, braven Mann kennen gelernt. Er hat in seinem Wesen viele Aehnlichkeit von Hezel, doch mit dem Unterschiede, daß er männlicher, aber auch zugleich kälter als jener ist. Zwei Mal habe ich ihn schon besucht und bei meinem ersten Besuche eine kleine Schrift über Phönicische und Punische Münzen, die der Alte neulich herausgegeben hat, von ihm zum Geschenke erhalten. Auch er hat mich aufgefordert, ihn recht oft zu besuchen, und so hoffe ich denn, im Umgange mit diesen Männern und meinen lieben Freunden ein recht glückliches halbes Jahr in Berlin zu verleben. Nur schade, daß es hier so unmenschlich theuer ist. Für Quartier, mit Heizung, Bedienung und Kaffe muß man hier monatlich, wenn man sich auch noch so kärglich einrichtet, 20 Rthlr. Courant, also 20 Rbl. Silb. nach unserem Gelde zahlen. Für Essen kann man monatlich 5 Rthlr. Cour., für Wäsche und andere Kleinigkeiten gewiß eben so viel, wo nicht noch mehr rechnen. Auch die Vorlesungen muß man hier sehr theuer bezahlen; ich höre 3 und die kommen etwas über 30 Rthlr. zu stehn.

Aber es ist mir nicht vergönnt, Euch heute mehr zu schreiben, denn der Rigische Kaufmann Bergengrün, der diesen Brief mitnimmt, reist schon morgen früh ab und jetzt ist es schon 12 Uhr in der Nacht. Nur das Eine muß ich Euch noch melden, daß ich den alten Greis Körner im Theater gesehen habe. Auf seinem Gesichte ruht tiefer Ernst und in seinem ganzen Wesen spricht sich der tiefe Schmerz, der an seiner Seele nagt, deutlich aus. Neulich hat er das schreckliche Schicksal gehabt, seine einzige

Tochter (sein letztes Kind) zu verlieren. Sie unterlag dem Gram über den Tod ihres Bruders, nachdem sie kurz vorher das Porträt desselben und seine Grabstätte gemalt hatte. Lebt wohl! Gott erhalte Euch bis zu meiner Rückkehr alle immer recht wohl.

Den 23. Okt. n. St. trifft bestimmt unser Kaiser hier auf seiner Reise nach Rußland ein.

Berlin, den 11. November a. St. 1815.

Es war doch ein schöner Tag, der 13. Oktober a. St. Noch ist kein Herbsttag mir in meinem Leben so heiter, so klar vorgekommen; keine feuchte Nebelwolke durchzog an diesem herrlichen Tage die Luft; alles war still und ruhig; — in stiller Majestät strahlte die Sonne von ihrem fernen, erhabenen Throne auf die Erde herab und ihr schöpferisches Licht goß neues Leben in die ganze Natur. Nach einer langen, finstern Nacht athmete auch ich wieder freier, es ahnend, welch große Freude mir an diesem Tage bevorstände und es war mir unbeschreiblich wohl. Doch wohler noch, als es mir am ganzen Tage gewesen war, ward es mir am Abend, als nicht unerwartet, wohl aber für den Augenblick unvermuthet, der Postillon in meine Stube trat und mir einen Brief von Euch brachte. Bei dem Anblick der wohlbekannten, theuren Schriftzüge stürzten mir die Thränen aus den Augen und ich schwelgte in namenlosem Entzücken. Euch alle grüßte ich aus der Entfernung wieder, — Ihr alle, Vater, Mutter und Geschwister, Onkel, Tante und die lieben Kleinen, und du, mein Bruder Schwartz, Ihr alle umgabt mich wieder nach langer Zeit und viele viele schöne Tage verlebte ich durch Euch mit Euch. Nie kann ich meinen Schrank öffnen, ohne zugleich Euren theuren Brief immer wieder herauszulangen und ihn mit manchen Freudenthränen zu benetzen. — . . . Den 8. Oktober a. St. wohnte ich zum ersten Male den Turnübungen auf der Hasenheide, etwa 3 Werst von Berlin, bei. Es ist unglaublich mit wie großer Geschwindigkeit hier die jungen Leute springen und klettern. An der Spitze dieser Schaar von Jünglingen erblickte ich einen ziemlich

großen, starken, ältlichen Mann, der mir in seiner Kleidung von Segeltuch sehr auffiel. Ich erkundigte mich nach seinem Namen. Man sagte mir es sey der Dr. Jahn, der Verfasser des deutschen Volksthums. Wie unendlich ich mich freute, diesen wackern Deutschen so kindlich heiter und froh zu sehen, kann ich Euch wahrlich nicht sagen. — Die Leibesübungen werden hier auf einem großen, umzäunten, mit Bäumen bepflanzten Platz angestellt, den der König dem Dr. Jahn zum Behuf derselben geschenkt hat. Ueber die Bäume ragen die Gerüste zum Klettern und Springen hervor. Kein Seil hängt müssig da; an einem jeden sieht man einen Knaben von Carlos Größe und Alter hängen und sich bestreben, den höchsten erklimmbaren Punkt zu erreichen. Während ein Theil so beschäftigt ist, springt der andere mit, der dritte ohne Stangen. Einige schwenken sich um starke Stäbe, die an zwei in die Erde gerammelte Balken befestigt sind; andere springen über ein großes, hölzernes Pferd, oder auch über ihre Commilitonen und noch andere laufen um die Wette. — Es war ein schöner genußreicher Tag für mich, aber nicht minder genußreich war mir der folgende, an welchem dem Volke, zur Feier des Sieges bei Leipzig, ein großes Volksfest gegeben wurde. Jeder, der auch nur einen gesunden Fuß hatte, lief zu dem Ende in den Thiergarten und ergötzte sich an den Gelagen der harmlos fröhlichen Leute. Der große viereckige Platz, auf welchem dieser Tag gefeiert wurde, war Abends illuminirt, wobei zugleich ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Ehe es aber dunkel geworden war, ließ man alle halbe Stunde ein Luftballon steigen, bald in Gestalt eines Menschen, bald in der eines vierfüßigen Thieres oder eines Vogels; oder man ergötzte sich auch zuzusehen, wie immer eine große Menge von Menschen sich bestrebte, die aufgerichteten, sehr hohen Balken zu erklettern, um die an der Spitze derselben hängenden Uhren, Löffel u. dgl. mehr, als Preis ihrer Anstrengungen, herabzuholen. Ein confuses Freudengeschrei wirbelte durch die Luft; jeder hatte etwas, das ihn entzückte und worüber er schreien mußte, und wer über nichts anderes zu schreien hatte, rief doch wenigstens mit lauter, kreischender Stimme: „Der König von Preußen soll regieren; der Kaiser Napoleon soll krepiren; Vivat (v wie f ausgesprochen), es lebe das Preußische Haus." So jubelte das unter der sehr lobens-

würdigen Regierung höchst glückliche Volk bis in die tiefe späte Nacht und kehrte erst heim, als schon das Frühroth die Morgenwolken röthete. —

Den 8. Oktober a. St. machte ich der berühmten Dichterin Gräfin Elisa von der Recke meine Aufwartung. Ihr findet eine Sammlung ihrer Gedichte unter den von mir Euch zurückgelassenen Büchern. Einige Tage früher, als ich zu ihr ging, hatte Kraukling mit ihr von mir gesprochen und sie, durch dieses Gespräch veranlaßt, den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen. Freudig ging ich zu ihr, ließ mich durch den Diener bei ihr melden und wurde nach einigen Augenblicken hineingebeten. Ich trat in eine einfach aber sauber möblirte Stube, in welcher die geistreiche Frau auf einem Soffa saß. Bei meinem Eintritt in dieselbe stand sie freundlich auf, kam mir entgegen und reichte mir die Hand, mich herzlich bewillkommend. In den ersten Augenblicken war ich ein wenig verlegen, faßte aber bald wieder Muth und sagte ihr, daß ich mich sehr glücklich schätzte, die Bekanntschaft einer Frau zu machen, die ich aus ihren Schriften schon früher kennen und innig lieben und hochschätzen gelernt hätte. — Hierauf erwiderte sie mir: „Seyn sie mir herzlich willkommen, mein lieber junger Freund und Landsmann. Es ist mir außerordentlich lieb, daß grade Sie, ein Livländer, mich besuchen, deswegen schon sehr lieb, weil gewöhnlich eine kleine Feindschaft zwischen Liv- und Kurländern angetroffen wird. Doch, da Sie keinen Landsmannschaftssinn haben, und wir überdem Unterthanen eines großen Reiches sind, die sich lieben sollen und müssen, so wollen denn auch wir uns herzlich und innig lieben. Besuchen Sie mich nur recht oft; auch werden Sie bei mir den Herrn Tiedge kennen lernen." Nachdem Sie dieses gesagt hatte, reichte sie mir ihre Hand und führte mich zum Soffa, damit ich mich setzen möchte. Noch ehe ich mich aber niedersetzte, sagte ich ihr einige Verbindlichkeiten und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Drauf knüpfte sie ein höchst interessantes Gespräch über ihre Reisen durch Deutschland und Italien an und unterhielt mich 4 Stunden auf die angenehmste Weise. Während des Gesprächs sagte sie mir einmal: „Sie müssen mich öfters besuchen. Ihr offenes Gesicht spricht mir dafür, daß sie ein guter Mensch sind, und es freut mich unendlich, daß Sie die Jurisprudenz

studiren, denn es ist vortrefflich, wenn edle junge Männer die Richter in einem Lande sind. Und Sie sind ein edler junger Mann (dieß sind alles ihre eigenen Worte). Sehen sie mich wie Ihre Mutter an. Durch meine Erfahrungen werde ich Ihnen vielleicht manches Mal nützen können." Bei diesen Worten traten ihr die Thränen in die Augen. Auch mir gings nicht besser, noch einmal küßte ich dankbar die Hand der edlen Frau und empfahl mich ihr. Doch ehe ich wegging mußte ich ihr noch meinen vollständigen Namen und meine Wohnung aufschreiben und ihr noch einmal versprechen, sie öfters zu besuchen. Mittags speise ich um 2 und Thee trinke ich Abends um 7, rief sie mir noch nach. — Bis jetzt bin ich aber noch nicht wieder bei ihr gewesen; doch in diesen Tagen will ich wieder hingehen; denn erst ganz neulich schickte sie ihren Diener zu mir und ließ mich auffordern, sie doch wieder einmal zu besuchen. Also mehr über die edle Elisa (so wird sie allgemein genannt) in meinem nächsten Briefe.

Am 12. Oktober a. St. kam der Kaiser Alexander hier an. Alle Einwohner Berlins eilten dem wahrhaft großen Kriegshelden entgegen, um ihn zu sehen. Daß auch ich, theure Eltern, bei diesem Auflauf nicht fehlte, könnt Ihr Euch leicht denken. Glücklicher Weise fand ich einen Platz, von dem aus ich alles sehr gut übersehen konnte und daher eben wird es mir jetzt auch möglich, Euch so manches über den Einzug unseres trefflichen Kaisers in Berlin zu melden. — Die gesammte Garnison der hiesigen Residenz war außerhalb des Frankfurter Thores auf dem Wege nach Friedrichsfelde (ein etwa eine Meile von Berlin entlegenes königliches Lustschloß) in großer Parade dergestalt aufgestellt, daß der rechte Flügel (die Infanterie) sich an das Thor anlehnte, der linke Flügel (die Cavallerie) bis auf die Hälfte des Weges nach Friedrichsfelde hin stand. Bei der Annäherung des Wagens kam demselben, auf tausend Schritte weit, ein Escadron Garde du Corps entgegen und bildete die Escorte in der Art, daß ein Zug vor und drei Züge hinter dem Wagen des Kaisers ritten. — Als er nun so bei dem linken Flügel angekommen war, wurde er aus 20 bei der Windmühle von Friedrichsfelde aufgepflanzten Kanonen mit 101 Schuß begrüßt. Von hier an nun ritten der Kaiser, der König, die Prinzen (auch unsere beiden Großfürsten) und die

gesammte Suite die Fronte herunter, wobei ihnen von den Truppen die Honneurs gemacht und Hurrah gerufen ward. — Als der Kaiser das Ende des rechten Flügels erreicht hatte, hielten beide Majestäten innerhalb des Thores stille und ließen die Truppen in Geschwindschritt en Parade defiliren und als die Reihe an das Reserve-Bataillon des Genadierregiments des Kaisers Alexander kam, setzte er sich an die Spitze des Bataillons und führte dasselbe, indem er dem Könige die militairischen Honneurs machte, selbst vorbei und nahm dann wieder seinen Platz bei dem Könige ein. Jetzt begann unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner des Geschützes, der feierliche Zug, in welchem die Kavallerie vorausritt, durch die Frankfurter-, Kaiser- und Königsstraße, über die lange Brücke bei der Schloßfreiheit vorbei, zu dem nach dem Lustgarten führenden Schloßportale, unter beständigem Vivat des Volks und dem Hurrah der, nebst der Bürgergarde, nun zu beiden Seiten der genannten Straßen aufmarschirten Infanterie. — Unser Kaiser hatte die Preußische Uniform an und trug auch nur den Preußischen schwarzen Adler-Orden; der König und die sämmtlichen Prinzen aber den Russischen St. Andreas-Orden. — Im kleinen Schloßhofe, wo der Kaiser vom Pferde stieg, hatten sich die Königlichen Pagen, Kammerherrn und die Hof-Chargen zu seinem Empfange versammelt und auf der Treppe kamen ihm die Prinzessinnen des Königlichen Hauses nebst ihrem Hofstaate entgegen. Der Kaiser führte die Prinzeß Wilhelm, der Großfürst Nicolai die Prinzessin Charlotte und Michael die Prinzessin Friederike. — So viel, innigstgeliebte Eltern, habe ich von dem Einzuge und Empfange unseres Kaisers gesehen; was nun aber in den geheiligten Hallen des Schlosses weiter vorgefallen ist, weiß ich nicht. Mit dem Einbruch der Nacht war die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet, wobei sich mehrere Königl. Gebäude theils durch Transparents, theils durch die architektonische Art ihrer Erleuchtung auszeichneten, z. B. die Münze. Ueber der Thüre derselben sah man ein allegorisches Bild, auf welchem Jupiter in seinem Viergespann vorgestellt war, Blitze auf ein Ungeheuer (Napoleon) schleudernd und unter demselben standen folgende Worte, die Euch Schwartz übersetzen mag: „Typhone altero, cum e catenis prorupisset, nunc penitus prostrato alma pax redit cum eaque Plutus et Moneta.“ —

Von hier reiste der Kaiser, wie man sagt, nach Warschau, um sich krönen zu lassen und in einigen Tagen wird ihm die Kaiserin, die hier am 6. November a. St. mit ähnlichen Feierlichkeiten wie der Kaiser empfangen wurde, dahin folgen, um ebenfalls gekrönt zu werden. -- Noch einige Worte über die Feier des Verlobungstages des Großfürsten Nicolai mit der Prinzessin Charlotte. — An diesem für Preußen und Rußland gewiß höchst erfreulichen Tage wurden die hier anwesenden Russischen Truppen für Rechnung des Königs im Zeughause gespeist und am Abend ward ihnen in eben demselben Gebäude ein Ball gegeben. Aber erfreulicher als dieß war mir noch, es deutlich gewahr zu werden, daß auch die gekrönten Häupter die Wichtigkeit dieses Tages so sehr erkannten. In dieser Muthmaßung ward ich sehr bestärkt, als ich am Abend die einfache, aber gewiß sehr sinnreiche Erleuchtung der Linden sah. In einiger Entfernung von einander standen nämlich abwechselnd bald ein Russischer bald ein Preußischer Adler von Gyps und zwischem jedem Paar Adler loderte neben einer hohen weißen Fahne eine Opferflamme hoch in die Luft auf. Ein Bild der Vereinigung Preußens mit Rußland und des Dankopfers dafür, das man dem allwaltenden Gotte brachte. Auch hatten an diesem Tage, als eine besondere Ehrenbezeugung, die man dem Kaiser erwies, die Russischen Truppen alle Wachen besetzen müssen. Ich kann wohl sagen, daß ich darüber entzückt war, wieder einmal, wenn gleich auch erst nach so sehr kurzer Zeit meiner Entfernung von Rußland, Russische Soldaten auf die Wache ziehen zu sehen.

Den 21. Oktober a. St. brachte ich eine kleine Schrift von Albanus in Riga und eine andere von dem Kanzelleirath Elevogt in Mitau zu dem alten berühmten Hufeland, dem Verfasser der Makrobiotik. Ich ließ mich durch den Diener bei ihm melden, mußte aber eine ziemliche Zeit warten, ehe er erschien. Es war an einem Donnerstage; ungefähr um 11 Uhr Morgens. Nach einer halben Stunde kam eine ziemlich lange Gestalt aus einer Seitenthüre zum Vorschein, verbeugte sich sehr steif gegen mich und erwartete schweigend mein Anliegen. Ich trat zu ihm und überreichte ihm die beiden Schriften, die er besah und drauf zu mir sagte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie jetzt nicht länger unter-

halten kann, denn ich muß gleich zu einem Patienten fahren. Wollen Sie mich aber von jetzt an bis zum März jeden Donnerstag besuchen, so wird es mir lieb seyn; Sie werden hier mit manchem interessanten Manne bekannt werden. Heute Abend z. B. könnten Sie herkommen." Diese Einladung nahm ich dankbar an und werde nie aufhören, mich darüber innig zu freuen, daß es mir hier so glücklich geht. Schon ein Paar höchst unterhaltende Abende habe ich in dem Hause dieses größten jetzt lebenden Arztes verlebt; besonders interessant war mir gleich an dem ersten Abende ein Urtheil über den thierischen Magnetismus, das der würdige alte Hufeland fällte. Er erzählte nämlich, daß eine Frau, die früher geblendet gewesen war, zu ihm gekommen sey und ihn um seine Hülfe gebeten habe. Vergebens hätte er ein halbes Jahr alle nur erdenkbaren Mittel angewandt, um sie wieder herzustellen. Da aber keines rechte Wirkung gethan habe, sey er in einer Nacht auf den Gedanken gekommen, sie zu magnetisiren, und nur durch den Magnetismus wäre er im Stande gewesen, sie von ihrem Uebel zu befreien. Sonderbar genug, setzte er hinzu, erst vor kurzer Zeit hatte ich gegen dieses Heilmittel geschrieben und nun wurde ich plötzlich von der Anwendbarkeit desselben ganz überzeugt; seit dieser Zeit glaube ich aber nun auch steif und fest an die beinahe übernatürlichen Wirkungen des Magnetismus. Wirklich hört man hier auch von merkwürdigen Kuren, die der hiesige Professor Wolfart machen soll; leider fällt es aber einem Nichtmediciner sehr schwer denselben beizuwohnen. Dennoch glaube ich jetzt aber an alle Heilungen durch den Magnetismus, obgleich ich selbst noch nichts gesehen habe, weil mich der alte treffliche Hufeland, der König unter den Aerzten, versicherte, daß er durchaus nicht zu verwerfen sey. — Vielleicht wirst auch Du, guter Vater, jetzt nicht mehr dem armen Schwartz so hartnäckig opponiren, wenn er über den heilsamen Einfluß des Magnetismus auf die nervenschwachen Patienten spricht. — — Der Ton in dem Hufelandschen Hause ist sehr ungezwungen. Um ½7 Uhr geht man zum Thee hin, begrüßt bei seiner Ankunft den Wirth und die Wirthin, unterhält sich dann mit den dort versammelten geistvollen und berühmten Männern so lange man Lust hat, und verläßt die Gesellschaft wieder, wenn man glaubt, daß es Zeit ist nach Hause

zu gehen. Von berühmten Männern habe ich dort gesehen den großen, genialen Componisten Zelter, den Botaniker Link und den Philosophen Kiesewetter; bekannt geworden bin ich mit dem Chemiker Tourté, dem Mediciner Osann, dem ersten jetzt lebenden Astronomen Bode und dem rühmlich bekannten Chemiker Hermbstädt. Die beiden zuletzt genannten Männer haben mich auch eingeladen, sie zu besuchen. Mit dem ersten bin ich schon recht genau bekannt, denn ich höre bei ihm ein Collegium über Astronomie und bleibe oft noch recht lange nach der Stunde bei ihm. Bei dem letzteren bin ich aber noch nicht gewesen. — — An eben dem Tage, an welchem ich das Glück hatte in dem Hufelandschen Hause bekannt zu werden, machte ich auch noch einen Besuch bei dem berühmten griechischen Sprachforscher Buttmann und dem Staatsrath Nicolovius. Letzterer forderte mich auf, ihn so oft zu besuchen, als es meine Zeit erlaubt, und ersterer, der bei der hiesigen Bibliothek angestellt ist, hat mirs erlaubt, immer in dieselbe zu gehen, wenn ich studiren will. An beide Männer hatte ich Briefe von meinem alten Struve in Königsberg abzugeben. —

Einige Tage später lud mich der Geheimrath Schmalz ein, ihn zu besuchen. Es war der Geburtstag seiner ältesten Tochter. Der Abend, den ich dort verlebte, gehört mit zu den genußreichsten hier in Berlin. Dieß ist denn auch der erste Ort, wo ich hier zum Abendessen gewesen bin. Ich erzähle Euch dieß, weil mir die Reihenfolge der Speisen sehr auffallend war. Zuerst wurde Ochsenzunge umhergereicht; drauf kaltes Salzfleisch, dann Neunaugen, hierauf Sülz, Pflaumen, Kuchen und dann endlich Käse. — Schmalz ist ein Mann, der außerordentlich viele Feinde hat, mir aber seiner bedeutenden Kenntnisse und seines Geistes wegen, so wie auch durch seine außerordentliche Güte gegen mich sehr lieb und theuer ist.

Am 26. Okt. a. St. erhielt ich folgenden Brief, als ich eben im Collegio bei Burgold war: „Lieber Ditmar! Lies diesen Brief ja nicht laut und stecke ihn gleich nach dem Lesen zu Dir, aber vorsichtig! — Du bist um 6 Uhr zu — — (ja, zu wem? Das magst Du errathen, wenn Du kannst —) — beschieden. Kommst Du auch ein halbes Stündchen später, so macht es nicht

viel aus. Aber eile, womöglich. -- Entschuldige Dich bei Hrn. Rath Purgold mit einem nothwendigen Gange, der nicht aufzuschieben ist. Lebe wohl und auch schon etwas lustig, vorahnend, bis zum baldigen Wiedersehen, das Dich beseeligen soll und wird. -- Das Mysterium löst Dir sogleich Dein Freund Karl Konstantin Krauckling." -- Ja, und das Mysterium löste sich so herrlich und trefflich, wie manches unerklärbar scheinende Problem durch den Scharfsinn eines Mannes gelöst wird. Der gute Krauckling hatte nämlich dem ersten jetzt lebenden Kritiker unter den Deutschen, Franz Horn, erzählt, daß ich zu seinen wärmsten Verehrern gehörte, wodurch er veranlaßt wurde, mich zu sich zu bitten. Zugleich ließ er mir sagen, daß Tiedge den Abend bei ihm zubringen würde. Keinen Augenblick säumte ich, mich gleich in meine elegante schwarze Kleidung zu werfen und in die Gesellschaft ausgezeichneter Männer zu eilen. Sehr freundlich nahm mich der von mir schon längst so sehr verehrte Franz Horn auf und freute sich, mich gleich in seinen Familienkreis einführen zu können. Meine Freude über diese abermalige interessante Bekanntschaft stieg so hoch, daß ich Horn sagte: „ich wünschte, daß Sie es ahnen könnten, wie glücklich ich mich fühle." Drauf setzten wir alle uns um den Theetisch und ich verlebte in der Gesellschaft der beiden Dichter Horn und Tiedge einen so göttlichen Abend, als man nur in dem Kreise der geliebten Seinigen verleben kann. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und anziehend; viele sehr schöne Züge erzählte Tiedge besonders von Karl Graß, Engel, Goethe, Herder, Hamann und einigen andern und, als wir zum zweiten Male dort eingeladen waren, von Lafontaines schriftstellerischem Leben und dem Schüler Tiedges, Theodor Körner. Einmal traten sogar dem 64jährigen Greise die Thränen in die Augen, als Horn's Schwägerin, Laura Gedike, Körner's Gebet während der Schlacht sang, nämlich bei dem Verse: „'s ist ja kein Kampf für die Güter der Erde" 2c. Tiedges Gestalt ist so, daß man in ihr ganz gewiß nicht die Seele eines Dichters von so hohem Range ahndet. Er ist ein kleiner, stark gebauter, hagerer Mann. In seinem Gesicht ist nichts hübsches, bis auf das Auge; dieses ist aber auch sehr geistvoll, groß und lebhaft, kurz, um es mit einem Worte zu sagen, sehr schön. Das Gesicht

selbst ist pockennarbig, besonders die große, dicke Habichtsnase. In seinem ganzen Wesen spricht sich aber sein reines, religiöses Gemüth sehr deutlich aus.

Am 31. Okt. a. St. lernte ich den rühmlichst bekannten deutschen Sprachforscher Wolke kennen. Dieser würdige 75jährige Greis gehört zu den liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich bekannt bin. Noch nie habe ich einen Mann gesehen, der bei so ausgebreiteter Celebrität so anspruchslos und kindlich ist, als er. Denn er ist es, durch den das ganze Schulwesen eine bessere, höhere Richtung gewonnen hat, indem er den Philanthropismus mit Basedow stiftete, — er, der besonders durch seine Kinderschriften so sehr nützlich geworden ist, — er, der die deutsche Sprache so sehr bereichert und vervollkommnet hat. Von allen diesen großen Verdiensten scheint dieser biedere Greis auch nicht die entfernteste Ahnung zu haben, eben so wenig wie von seinem hohen moralischen Werth, indem er selbst sagt: „Manches Gute, das an mir ist und das ich gewirkt habe, ist von mir schon längst vergessen worden." — Auch um Rußland hat dieser geistvolle und geniale Mann große Verdienste, indem er 15 Jahre mit dem rastlosestem Eifer auf die Verbesserung der Schulen hingearbeitet hat, die ihm wenigstens in Petersburg gelungen ist, wofür er denn auch jetzt noch eine Pension erhält und zum Russ. Hofrath erhoben worden ist. Besonders merkwürdig ist mir an diesem alten Biedermann auch das gewesen, daß er, obgleich er in seinen früheren Jahren keine Anlage zum Dichten gehabt hat, wie er selbst erzählt, jetzt mit der größten Leichtigkeit Verse machen kann, die wunderschön sind.*)

Eben als ich meinen großen Brief an Euch, theure Eltern, abschicken will, erhalte ich einen Brief von der himmlischen Elisa, der mich daran erinnert, daß ich noch eine Eurer Fragen beantworten muß. Wenn Du nämlich, gute Mutter, an sie auch noch schreiben willst, so richte einen und denselben Brief auch an Tiedge, denn er erweist mir ebenso, wie Elisa, die innigste Liebe. Die beiden edlen 60jährigen Freunde wohnen in einem reinen, entzückenden Verhältniß zu einander zusammen und nehmen

*) Vgl. „Balt. Mon." von diesem Jahr S. 140 f.

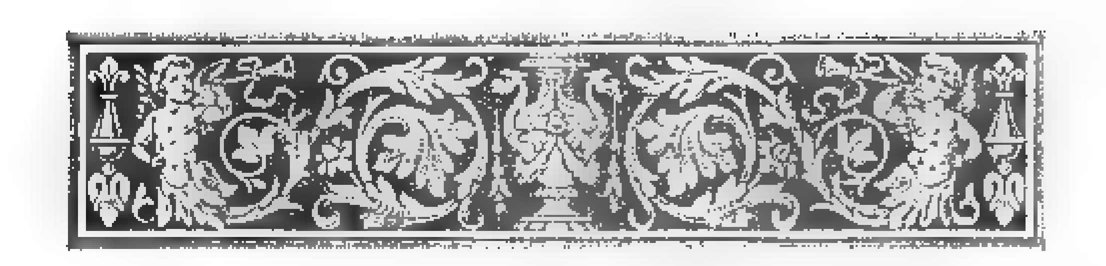
es daher, weil sie innige Freunde sind, nicht übel, wenn man einen Brief an sie beide richtet. Thue es also, geliebter Engel, Du meine gute Mutter. Auf Deinen wahrlich schönen Brief, Du alter trefflicher Vater, habe ich von der guten Elisa noch keine Antwort. — Wahrscheinlich wird sie Dir selbst antworten. Lebt herzlich wohl!

Eiligst

Euer Woldemar.

(Fortsetzung folgt.)





Kunstbriefe.

X.

Noch immer steht die „Berliner Gewerbe-Ausstellung" im Vordergrund des Interesses. Als Schmerzenskind, als Reklame-Unternehmen, als stolz gerittenes Steckenpferd lokalpatriotischer Patzigkeit, als Prügelknabe — je nachdem — aber immer wieder stoßen wir auf dieselbe Ausstellung. Freilich — es steckt ja auch eine Masse Geld darin.

Ob sie mehr zum Klagen als zum Loben Anlaß giebt — das soll hier nicht weiter untersucht werden. Was meine persönliche Anschauung von der Sache und daß ich mehr zum Klagen Ursache finde — dürfte Ihnen wohl so ziemlich einerlei sein. Wenn ich überhaupt der Ausstellung Erwähnung thue, so nur, weil sie mir eigentlich die Lösung meiner Aufgabe unmöglich macht. Fällig ist ein Brief über die Bühnenkunst und das Theaterleben Berlins und der eben läßt sich kaum schreiben. Du lieber Himmel — die Kunst ist aus dem Berliner Theaterleben so gut wie auslogirt in den Tagen und Wochen dieser ersten Ausstellungszeit, auslogirt zu Gunsten der Amüsements. Wie die Ausstellung im Treptower Park selbst sich nur als ein Appendix, als ein unvermeidliches Anhängsel an dem Gesammtrummel der zahllosen Vergnügungsunternehmungen präsentirt, so ist überhaupt das ganze Leben hier zur Zeit allein auf diesen Kammerton des „Du sollst Dich amüsiren" abgestimmt. Und daß heute das „Amüsement"

nicht unbedingt mit der Kunst was zu thun hat, häufig wohl auch ihr geflissentlich aus dem Wege geht — hier so gut, wie sonst wo — braucht das erst noch bewiesen zu werden? Aber so frappant pflegt's Einem nicht immer in die Augen zu springen, wie eben jetzt.

Schlagen wir 'mal den Spielplan der Berliner Theater an einem dieser Tage auf. Selbst das „Schauspielhaus" begnügt sich mit L'Arronge's „Doktor Klaus", doch bot die Oper dafür „Lohengrin"; Sommeroper (bei Kroll) — das Ballet „Puppenfee"; — „Deutsches Theater" — „Lumpacivagabundus"; „Berliner Theater" — „Der letzte Brief" (von Sardou); „Lessing-Theater" — Strauß' neueste Operette „Waldmeister"; „Neues Theater" — „Tata-Tata", Schwank von Billaud und Carré; „Residenz-Theater" — „Hals über Kopf", Schwank von Alexandre Bisson; „Theater unter den Linden" — „Orpheus in der Unterwelt", Operette von Offenbach; „Schiller-Theater" — „Vergnügte Flitterwochen", Schwank von J. Keller und Fritz Brentano; „Belle-Alliance-Theater" — „Die Kinder des Capitän Grant", großes Ausstattungsstück mit Ballet; „Adolph-Ernst-Theater" — „Das flotte Berlin", von Treptow und Jakobson; „Apollo-Theater" — „Spreeamazone", Schwank von A. Sennfeldt, u. s. w. In Summa also: französische und deutsche Possen und Operetten beherrschen den Spielplan absolut. Wie soll und kann man da einen Theaterbrief schreiben, der sich mit Kunst beschäftigt? Und der Fremde, der nach der Deutschen Reichshauptstadt kommt, erwartungsvoll — welchen Eindruck vom Berliner Theaterwesen wird er mit sich nehmen? Denn ähnlich sieht der Spielplan jetzt immer aus....

* *
*

Doch als gewissenhafter Chronist muß ich verzeichnen, daß zwei neue Theater entstanden sind, beide zunächst für die Zeit der Ausstellung. Das eine ist das „Olympia-Theater", ein englisch-amerikanisches Unternehmen. Der riesige, aber nicht häßliche Holzbau auf dem Terrain des ehemaligen Fourage-Magazins, Ecke Alexander- und Magazinstraße belegen, faßt 4000 Personen in einem in gerader Richtung amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauer-

raum. Von dem großen Orchester ist dieser durch einen breiten Kanal getrennt, der auch Schaustellungszwecken dient. Alles ist gewaltig in diesem Riesentheater, vor Allem natürlich auch die Bühne, die etwa die Größe des Marktplatzes einer mittelgroßen Stadt hat; vielhundertköpfige Schaaren, darunter allein 300 Ballerinen, können sich gleichzeitig auf ihr tummeln; zu Fuß und zu Pferde, auf Dromedaren und Elephanten treiben die verschiedensten Typen des modernen Orients neben europäischen Gestalten des Mittelalters und des Alterthums ihr farbenfunkelndes, augenblendendes Wesen im Rahmen des großartigen Ausstellungsstückes „The Orient.“ Da es englischen Ursprungs ist, fehlt es natürlich auch nicht an allerlei „Spezialitäten“, deren Kunstleistungen mehr oder weniger mit der Handlung verknüpft sind .... Die Sache hat natürlich ungeheuer viel Geld gekostet, aber sie bringt auch viel ein und Direktor Kiralfy und seine Finanzkräfte erleben allabendlich ein ausverkauftes Haus.

Das andere Theater liegt im Ausstellungspark, dicht bei „Alt-Berlin“, nach dem es sich auch nennt. Im Stile des Großen Kurfürsten hat es Meister Sehring erbaut und vorgeschwebt haben mag ihm bei der malerischen Ausschmückung der Façaden das alte Marstallgebäude am Schloßplatze. Es ist auch ein großes Theater, denn es hat über 1800 Plätze, mehr also, als das Königliche Operahaus. An der Spitze des Unternehmens steht der Schriftsteller Paul Blumenreich, nunmehr „Direktor“ Blumenreich, der auch das große Theater des Westens leiten wird. Sein Oberregisseur ist der einstige Direktor des Lobe-Theaters in Breslau, Herr Witte-Wild. Obschon ein Ausstellungstheater, erhebt sich sein Programm über Posse, Schwank, Feerie, Ballet beträchtlich empor. Dieses Genre ist überhaupt so ziemlich ganz ausgeschlossen, wenngleich auf Ausstattung natürlich viel Nachdruck gelegt wird. Die Idee des Spielplans ist recht sinnig. Die Direktion bestellte bereits im Winter bei einer Reihe von Schriftstellern zehn dramatische Bilder oder Einakter aus der Geschichte Berlins während der Jahre 1050 bis zum großen Ausstellungsjahre 1896. Diese Schriftsteller sind Karl Bleibtreu („Die Wendentaufe“), Ernst v. Wolzogen („Die schwere Noth“), Konrad Alberti („Die Büßerin“), Ulrich v. Hartmann („Der Meister von Berlin“), Adalbert v. Hanstein

(„Gotzkowsky"), Axel Delmar („An mein Volk"), A. E. Strahl („Unsere Viktoria"), Al. Baron Roberts („Heimkehr"), Julius Keller und Louis Herrmann („Fiddicke und Sohn") — bis auf das letzte Dioskurenpaar der kalauerdurchsetzten Possenfabrikation lauter mehr oder weniger ernst zu nehmende dichterisch veranlagte Bühnenschriftsteller. Doch das sind nur neun Stücke. Sie vermissen den zehnten Autor und gleichzeitig wohl auch den Namen des offiziellsten Vertreters berlinerischer patriotischer Dramatik — Ernst v. Wildenbruch. Nun, er fehlte auch nicht. Aber sein „Junge von Hennersdorf" wucherte über den Rahmen eines Einakters hinaus und kam, wie ich seinerzeit berichtet habe, im Lessing-Theater zur Aufführung, mit nur mäßigem Erfolge übrigens. Statt dessen wurde als zehnte Nummer ein reines Schaustück dem Spielplan eingefügt: „Märkisches Ringelstechen." Außerdem veranstaltet das Theater historische Umzüge durch Alt-Berlin, mittelalterliche Jagdzüge u. dgl.

Bleibtreu, Wolzogen, Alberti, Hanstein und Delmar haben ihre Feuerprobe schon bestanden. Oder auch nicht — wie man's nehmen will. Sonderlich gefiel keine der von ihnen gebotenen Dichtungen. Doch darf man nicht allzu streng mit ihnen ins Gericht gehen: ein historisches Zeitbild und eine packende dramatische Handlung in den Rahmen bloß eines Einakters hineinzuzwängen, ist gar schwer und es erscheint unausbleiblich, entweder, daß eine ordentliche Entwickelung dem Sprunghaften und Unvermittelten Platz macht, oder daß die Handlung in Schaugepränge und Szenenmalerei sich verflüchtigt. Und von historischem Geist ist meistens ebenso wenig zu spüren, wie in den sogenannten historischen Dichtungen eines Viktor Hugo und Alexander Dumas père, oder aber in den geschichtlichen Ausstattungsstücken eines Victorien Sardou. Aber an hübschen historischen Bildchen ist kein Mangel. Bleibtreu führt uns mit der Dramatisirung der Niederlage und Taufe des Wendenfürsten Jatzko bei Schildhorn an der Havel am tiefsten in die Vergangenheit hinein. Im 14. Jahrhundert spielt v. Wolzogens „Die schwere Noth", eine kulturhistorische Anekdote, ein geschickt kostümirtes Lebensbild aus der Zeit vor dem falschen Waldemar. Alberti hat sich in seiner „Büßerin" die Jugendtage Johann Georg's, des Sohnes Joachims II.

gewählt, und die Heldin des Trauerspiels ist Anna Sydow, jene Freundin des Kurfürsten Joachim, die die Volkssage zur „weißen Frau“ gemacht hat. In das Zeitalter Friedrichs des Großen und in die Tage des Einzuges der Russen unter Tottleben in Berlin im J. 1760 versetzt uns v. Hanstein, der die so mißverstandene Opferthat des Kaufmanns Gotzkowski dramatisch zu verwerthen gesucht hat. Und dramatisch ist gewiß das Geschick dieses Patrioten, der sein ganzes Vermögen opfert, um Berlin, das die Kontribution nicht aufbringen kann, vor Brand und Plünderung zu bewahren und zum Dank dafür von den Landsleuten der Verrätherei beschuldigt wird. Dramatisch ließe sich dieser Vorwurf gewiß gestalten, nur nicht im Rahmen eines Einakters. Delmar endlich bietet in „An mein Volk“ eine Reihe von Genrebildern, die die Volksstimmung an jenem Tage des J. 1813 schildern, wo Friedrich Wilhelm III. seinen berühmten Aufruf erließ.

Was die übrigen noch ausstehenden vier Dichtungen bringen werden — weiß man im Augenblick nicht. Wohl aber glaubt man zu wissen, daß der Vorrath der zehn Arbeiten nicht für die ganze Ausstellungszeit ausreichen wird — ihre Zugkraft ist eben nicht ausgiebig genug und sechs Nummern (das „Ringelstechen“ ist die sechste) gelangten allein im Mai zur Aufführung ....

Mit der Theaterchronik wäre ich hiermit so ziemlich zu Ende. Ich bin es ganz, wenn ich noch hinzufüge, daß die am meisten besprochene Première“ die von Johann Strauß' jüngster, in den Melodieen Einen oft recht bekannt „straußisch“ anmuthenden, in Handlung und Text unsäglich schalen und abgeschmackten und bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlichen Operette „Waldmeister“ war, die die Ferenczysche Truppe vom Hamburger Karl-Theater — am ersten Abend unter Leitung des Wiener Maëstro selbst — seit vier Wochen hier allabendlich zur Aufführung bringt.

* * *

Noch ein wenig von den bildenden Künsten. Nicht von der großen „Internationalen Kunst-Ausstellung“, die sich nur ausführlicher und im Zusammenhang besprechen läßt, was mir für später vorbehalten bleiben möge — sondern von zwei interessanten Einzelausstellungen.

Die eine finden wir im Kunstsalon von Schulte. Sie ist ganz klein. Sie besteht nur aus einer Tafel mit einer Reihe von farbigen Zeichnungen und kolorirten — Notenblättern. Es sind die Originale zu dem soeben im Verlag von Stargardt erscheinenden eigenartigen Werke des genialen Zeichners und Radirers Josef Sattler „Meine Harmonie.“ Er hat es dem Andenken Battista Alberti's gewidmet, jenes Venetianers, der durch sein encyklopädisches Wissen und seine vielseitige Kunstbegabung im 15. Jahrhundert glänzte. Alberti hatte sich u. A. auch vielfach mit dem Problem von der Verwandtschaft der musikalischen und der malerischen Tonwerthe beschäftigt, vielmehr es erst eingehender bearbeitet. Beiläufig bemerkt, ist also diese heute wieder modern gewordene und von verschiedenen Künstlern praktisch verwirklichte Anschauung schon über 500 Jahre alt. Im Grunde genommen nur eine Spielerei, wenngleich eine recht geistreiche. Eine Spielerei insofern, als ja in der Auffassung der Farbenwerthe und der Klangfarbe ganz und gar das individuelle Empfinden den Ausschlag giebt, wenngleich natürlich Jedermann z. B. das Schwarz düster und ernst, das Roth prächtig und glänzend erscheinen wird. Und ebenso ist's in der Musik mit mancherlei Akkorden und Einzeltönen. Wie verschieden aber zudem diese Verwandtschaftslehre verwerthet werden kann, das beweisen besonders frappant die Bilder des jungen Martin Brandenburg, die ich vor ein paar Monaten eingehender besprach und nun das Sattler'sche Album, das bei Schulte ausgestellt ist.

Der tiefsinnige Zeichner und Radirer geht in diesem Falle sozusagen wissenschaftlicher vor als der romantisch empfindsame und träumerische Maler. In der That hat Sattler sich ein ganzes System für seine „Harmonie“ konstruirt, mit dem er nun das Publikum bekannt macht. Entsprechend den vier Elementen Luft (Himmel), Erde, Wasser, Feuer nimmt er vier Grundfarben an: das Blau, Grau, Grün, Roth, und diese Elemente und Farben sind ihm gleichzeitig die Symbole für Hoffnung und Werden (Blau), Leben und Stoff (Grau), Vergehen und Tod (Grün), Liebe und Geist (Roth). Die Mischung von Grau und Grün ist der Farbenausdruck des Elends, des Drucks, der Last und Sorge; die Mischung von Roth und Blau der der Freude, des Glücks; Gelb

bedeuten ihm Gift, Galle, Zweifel. Diese Begriffe und Empfindungen werden andererseits durch bestimmte musikalische Klänge gekennzeichnet, und so ergiebt sich für Sattler eine Harmonie der Farben- und Musiktöne. Um das nun klar zu machen, setzt er bekannte Tonfiguren in Farben um und illustrirt er ferner durch einige meisterhafte, leicht getönte Zeichnungen die Uebereinstimmung zwischen Farbenton und Gegenstand der Darstellung. Da haben wir z. B. die „Dunkle Last“ und „Das arme Mädchen“, dort einen finsteren Barkenschlepper, hier eine verkümmerte Fabrikarbeiterin, beide Bilder durchweg in Grau und Grün in verschiedenen Nüancen gehalten; in den „beiden Stimmen“ sollen Roth und Blau den Eindruck eines anmuthigen Duetts hervorrufen, u. s. w. Aber — wirken Ilja Repin's „Burlaki“ („Barkenschlepper“), die den damals so jungen Maler mit einem Schlage bekannt machten, nicht ebenso düster und beklemmend, bei aller Farbenbuntheit, wie Sattler's „Dunkle Last“? Und ist jetzt nicht in demselben Schulte'schen Salon Böcklins „Ruine am Meer“ ausgestellt, die trotz ihrer dunkelblauen und röthlichen Töne einen tiefernsten, schwermuthsvollen Eindruck macht und somit die Sattler'sche „Harmonie“ ebenfalls in Schwanken bringt? Mit einem vollständigen System der Harmonie von Farben und Klängen dürfte es daher wohl immer ein wenig hapern....

Wenige Worte nur darf ich über die andere Ausstellung sagen, da der Raum zu Ende geht. Aber aufmerksam machen muß ich auf sie zum mindesten diejenigen meiner Leser, die im Sommer vielleicht Berlin berühren. Denn die abermals höchst eigenartige und großes Interesse beanspruchende Ausstellung wird bis in den Herbst hinein fortwähren.

Es ist eine Sammlung von neun Christusbildern moderner deutscher Maler. Ihre Entstehung verdankte sie jenem idealistischen Zuge der Reaktion gegen den Materialismus unseres Zeitalters, der sich unverkennbar immer mehr hervordrängt. Der Symbolismus und Mystizismus in der Dichtkunst und Malerei sind zwei der hauptsächlichsten Ausdrucksformen dieser Reaktion. Sie bewegt sich also keineswegs vornehmlich — ja eigentlich nur selten — auf dem Boden des positiven Christenthums oder auch nur der Religion.

Der Kunsthändler Bierck zu München war es, der auf den Gedanken kam, eine Reihe namhafter Künstler aufzufordern, ein Bildniß des HErrn zu malen, losgelöst von aller personenreichen und handlungbewegten Komposition, und das der „Vorstellung jedes gläubigen Christen entspricht." Neun Maler unterzogen sich, jeder ohne von der Arbeit des Anderen zu wissen, der schweren Aufgabe. Um so schwerer war sie, als die meisten von ihnen, zum mindesten künstlerisch, sich nicht in diesem Ideen- und Empfindungskreise zu bewegen pflegen. Es sind das der Berliner Skarbina, die Düsseldorfer Brütt und Kampf, die Münchener Marr, Max, Stuck, Uhde, Zimmermann, der Frankfurter Thoma, beiläufig der Einzige unter den Neun, der nicht Professor ist. Auch Ihnen sind die meisten dieser Künstler bekannt; ihre Hauptbilder sind ja oft genug vervielfältigt worden. Wie verschieden sie in ihrer Auffassungs- und Ausdrucksweise sind, wissen Sie daher. Und ebenso verschieden geartet zeigen sie sich auch hier. Ich kann, wie gesagt, mich jetzt auf eine Einzelbesprechung der neun im alten Reichstagsgebäude auf der Leipziger Straße ebenso würdig, als stimmungsvoll ausgestellten Gemälde nicht einlassen. Nur soviel — den neutestamentlichen Heiland finden wir in diesen so verschiedenartig vermenschlichten Gestalten jedenfalls nicht, ebenso wenig aber natürlich Anklänge an den traditionellen Christustypus unserer Tage, wie er doch immerhin sich herausgearbeitet hat. Aber eben darum ist das Sichversenken in diese Ausstellung um so interessanter. Uebrigens werden die Bilder gewiß in photographischer Vervielfältigung als Album herausgegeben werden, zusammen mit dem Kommentar der Maler selbst, der sich jetzt auch im Katalog schon findet. Lohnend wäre das gewiß.

Berlin, im Juni.

J. Norden.





Mittagszauber.

I.

Am Waldesrande, bei den Tannen dort,
Wo in der Gluth der Sommermittagssonne
Das Haidekraut, dem Sand entwachsen, duftet,
Da ruh' ich oft und dämmre für mich hin
In wohl'gem Träumen, ohne viel zu denken.
Die kleinen blauen Falter flattern hier
In Menge her und hin, in muntrem Spiel
Sich suchend und sich fliehend, bald in Lüften,
Bald wieder sich auf Gras und Blumen wiegend.
Ein Wespchen kommt geflogen, saugt sich fest
Am duft'gen Blüthenkelch, im Sonnenstrahle
Sich wärmend und den schlanken Hinterleib
Wie wollustathmend ein und aus bewegend.
Laufkäfer in metallischem Gewand
Huscht übern Boden hin mit eil'gen Füßen;
Die schillernd grüne Cicindele kommt
In raschem Flug geflogen, wo der Sand,
Der sonnenwarme, sie zur Rast einladet,
Um augenblicklich wieder fort zu eilen,
Sich wieder setzend, wieder auf zu fliegen,
Unstät und doch voll sichtlichen Behagens.
Die Vögel schweigen, ab und zu nur schwirrt es
Durch das Geäst, es knarrt ein Baum, es raschelt,
Ich weiß nicht welch Gethier, im Unterholz.
Des Habichts Schrei tönt plötzlich durch die Luft, —
Dann wieder Stille, — surrend nur erfüllen
Heuschreckensänge, unsichtbaren Ursprungs,
Als wär's des Sommers Stimme selbst, die Luft. —

Was ist es, das an diesen Fleck mich bannt?
Der Mittagszauber? Ja, — doch jener nicht,
Den als ein Schrecknis schon die Alten schildern.
's ist ein Gefühl, als ob die ganze Welt
Sich auf des Lebens Mittagshöh befindet,
Durchwärmt, durchleuchtet, wunschlos, voll Behagen,
Der Ruh sich freuend und der Sonnenwärme,
Bis die Gedanken all, die Bilder selbst,
Die bunten Bilder all im Schlaf verdämmern, —
Im Schlaf, — tief, still und warm, und ohne Träume!

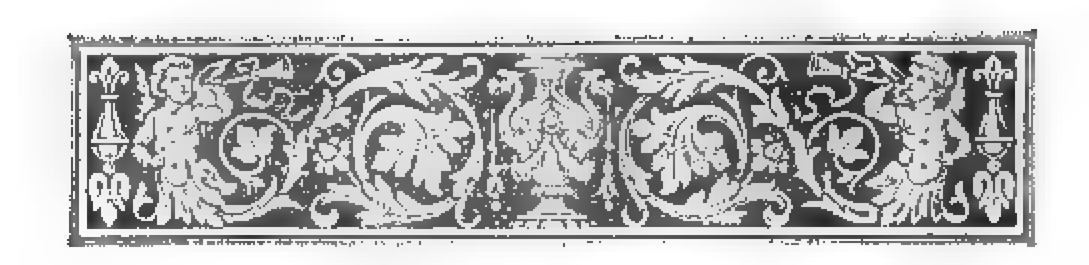
II.

Am Grabenrande, dort, am Waldessaum,
Wo durch den moor'gen Grund das Wasser leise,
Unmerklich in dem engen Bette hinzieht,
Dort, wo die Sumpfspiräa sich erhebt
Und Baldrian mit blassen Dolden duftet, —
Dort, dort entfaltet sich an Sommertagen
Der Mittagszauber, wenn die Sonne glüht, —
Umfängt mir leis geheimnißvoll die Seele
Und hält gebannt mich an dem stillen Ort.
Der Moorgeruch, vom heißen Sonnenbrand
Hervorgelockt, erfüllt die Luft und mischt sich
Mit dem betäubenden Geruch des Porsch,
Der auf des Waldes Boden sich dahin zieht.
Die kleinen Falter fliegen her und hin,
In Schaaren sich der Sonnenwärme freuend,
Und auf den Ellernbüschen schimmern hell
Die grünen Käfer mit metallnem Glanze.
Libelle kommt geflogen, schwirrt umher,
Setzt hier sich hin und dort, — die Flügel zittern
Und glänzen wie Gespinst von Feenhand,
Indeß sie mit den großen grünen Augen
Hinaus starrt in die sonnenwarme Welt. —
Im Graben aber, wo die Wasserlinsen
Und Schilf und Kalmus wachsen, in dem Wasser,
Dem weichen warmen Wasser waltet still
Ein Ueberschwang millionenfachen Lebens:
Die Wasserspinne läuft darüber hin,
Die Fröschlein tauchen lustig auf und unter,
Die kleinen schwarzen Wasserkäfer tummeln
In Schaaren sich, die großen braunen tauchen
Bisweilen auf, um wieder zu verschwinden.
Unzählig klein Gethier von allen Arten,

Auf allen Stufen der Entwickelung.
Haust hier und wird und lebt und freut sich,
Schwimmt in dem Wasser munter hin und her,
Wärmt bald sich oben an durchsonnter Fläche
Und kühlt sich wieder unten auf dem Grund.
Mir aber ist, als ob ich all dies Leben
Mitlebte, mitempfände das Behagen
Des Colymbetes, der im Wasser auftaucht,
Des Falters, der durch Luft und Duft sich schwingt,
Des Kalmus selbst, der sich der Sonnenwärme,
Des moor'gen Grundes und des Wassers freut —
Ein Sommermittagstraum — vielleicht nur Thorheit,
Und doch das Herz mit tiefem Glücksgefühl
Erfüllend, gleich als ob des Lebens Quellen,
Den tiefverborgenen, näher mir gerückt
Im Mittagszauber an dem Grabenrande.

L. v. Schroeder.





Litterärische Streiflichter.

Schilderungen der großen europäischen Kulturländer, ihrer Landschaften, Städte und Bevölkerung sind heutzutage unmodern. Die außerordentliche Erweiterung und Ausbildung der Verkehrsmittel erleichtert dem Europäer den Besuch ferner Welttheile, so daß eine Reise nach Amerika oder Afrika, zum Theil auch nach Asien als eine Spazierfahrt betrachtet wird, die man zum Vergnügen oder zur Erholung unternimmt. Reiseschilderungen müssen daher gegenwärtig schon sehr entfernte oder von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen weit abliegende Gegenden und Völkerschaften behandeln, wenn sie Interesse und Aufmerksamkeit erregen sollen. Die Völker Europas stehen in so ununterbrochenem regem Verkehr unter einander, die frühere Trennung durch die Entfernung des Raumes erscheint gegenwärtig so sehr aufgehoben, daß, wohin in Europa jetzt der Reisende auch sich wendet, er doch nur in einem anderen Theile desselben großen Wohnhauses sich zu befinden meint. Die Völker unseres Welttheils scheinen sich so genau zu kennen und sind sich durch die fortschreitende Kultur so ähnlich geworden, daß Beobachtungen und Schilderungen ihrer Eigenthümlichkeit als etwas völlig überflüssiges angesehen werden könnten. Betrachtet man bloß die Oberfläche des Völkerlebens, insbesondere die gebildete Gesellschaft, so hat die nivellirende Macht der Kultur und der herrschenden Zeitideen überall große Gleichförmigkeit der Lebensanschauungen und Lebensformen, der Interessen, Vergnügungen und Sitten bei den höheren Ständen

bewirkt. Wer aber schärfer zusieht, bemerkt bald, daß die Völker Europas in ihrem Wesen sich seit einem Jahrhundert nur wenig verändert haben, daß sie sich im Ganzen nicht viel besser und tiefer verstehen gelernt haben als früher, daß endlich politische Ab- und Zuneigung die gegenseitige Beurtheilung in hohem Grade trübt. Ein fremder Beobachter, der mit offenem Auge und unbefangenem Sinn in ein Land kommt, wird daher auch heute noch viel Stoff zu neuen Entdeckungen und interessanten Wahrnehmungen finden. Unter den allgemeinen europäischen Kulturformen, die oft nur Tünche sind, lebt die ursprüngliche Eigenart der Völker ununterbrochen fort und tritt oft in voller Lebendigkeit hervor.

Am meisten von allen Völkern unseres Erdtheils leisten noch immer die Engländer dem nivellirenden Zuge der Zeit Widerstand. Man mag sie anklagen oder bewundern — die Engländer sind auch heute noch durchweg in sich abgeschlossene Naturen, die ohne Rücksicht auf die Meinungen Anderer ihren eigenen Weg gehen und sich selbst über alle anderen Völker stellen. An die Uneigennützigkeit und Humanitätstendenz der englischen Politik glaubt heute Niemand mehr, der englische Parlamentarismus erscheint nur noch unverbesserlichen politischen Doktrinären als ideale Staatsverfassung, die englische Litteratur nimmt längst nicht mehr die hervorragende Stellung im europäischen Geistesleben ein wie ehemals, die einst als unübertrefflich betrachteten englischen Fabrikate halten kaum noch die Konkurrenz mit denen des Festlandes aus — aber das Land, die Sitten, der Charakter des Volkes, die vielen originellen, eigenartigen Persönlichkeiten fesseln noch immer das Interesse und regen immer wieder zu vergleichender völkerpsychologischer Betrachtung an. Der einst viel gelesene und gefeierte, jetzt sehr mit Unrecht völlig vergessene J. G. Kohl, einer der hervorragendsten Schriftsteller und feinsten Völkerbeobachter Deutschlands, hat vor 50 Jahren in mehreren Werken Land und Leute, sowie das Leben und die Sitten in England vortrefflich geschildert. In anmuthiger Darstellung bieten diese Bücher eine Fülle von feinen Beobachtungen und belehrenden Mittheilungen; sie sind, wenn auch Einzelnes darin veraltet ist, doch noch immer sehr lesenswerth. Dieselbe Aufgabe, wie Kohl

für seine Zeit, hat sich für die Gegenwart der Schwede **Gustav F. Steffen** gestellt in seinem Buche: Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke, die mit einer großen Anzahl von Illustrationen ausgestaltet ist. Eine verkürzte Ausgabe des größeren Werkes führt den Titel: **In der Fünfmilionen-Stadt.** Kulturbilder aus dem heutigen England. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. Oskar Reyher*); sie liegt uns vor. Es ist eine Reihe von Bildern aus dem englischen Leben, vornehmlich in London, welche uns Steffen vorführt. Er beginnt mit einer geistreichen Gegenüberstellung von London und Paris in ihren wesentlichen Verschiedenheiten und führt uns dann durch die dunkle Nebelatmosphäre des gewöhnlichen Londoner Tages, auf die Straßen und die City mit ihrem Reichthum und der häßlichen Enge ihrer Gebäude, in die großen Verkaufsläden mit ihrer Pracht und Herrlichkeit und dann wieder in die Quartiere der Armen und Elenden. Er schildert uns anschaulich die herrlichen Paläste der englischen Großen, führt uns in die prächtigen schattigen Parks, er geleitet uns zu den großen ehrwürdigen Kirchen und weilt am längsten im Poetenwinkel der Westminsterabtei; hier wird seine Schilderung stimmungsvoll und ergreifend. Dann läßt er uns das häusliche und das Gesellschaftsleben kennen lernen, urtheilt aber über beides nicht sehr günstig, wie ihm denn überhaupt in geselliger Beziehung die Engländer steif und hölzern und sehr ungelenk und ungeschickt in der Unterhaltung scheinen. Dagegen ist er voll Lob und Bewunderung für die Töchter Albions, die er in Anmuth, Schönheit, gesellschaftlichem Takt und geistiger Bildung über alle andern Frauen Europas stellt. Die Schilderung des Westminsterpalastes und der parlamentarischen Zeremonieen giebt Steffen den Anlaß zu kurzen, aber anschaulichen Charakteristiken der bedeutendsten englischen Staatsmänner der Gegenwart, von Gladstone bis auf Chamberlain. Betrachtungen über die englische Presse, Litteratur und das Leben in den Klubs bilden den Schluß des interessanten Buches. Steffen schreibt geistreich und anziehend, er weiß zu beobachten und wenn er auch bisweilen nur die Oberfläche streift, wie in dem Kapitel: Soziale Wolkenbildungen, hört

*) Leipzig, Peter Hobbing, 2 M. Das größere Werk kostet geb. 9 M.

man ihm auch da gern zu. Im Ganzen urtheilt er nicht allzu günstig über die Engländer; das durch Sitte und Ueberlieferung gebundene Leben der Engländer, das nur zu oft den heuchlerischen Schein, den Cant statt des Wesens aufrecht erhält, sagt dem an völlig freie Bewegung des Individuums gewöhnten Skandinavier nicht zu. Steffens Buch gewährt einen lehrreichen Einblick in das englische Leben unserer Tage, es verdient von Allen, die sich dafür interessiren, gelesen zu werden.

Das Zeitalter der Aufklärung findet gegenwärtig eine gerechtere und unbefangenere Würdigung, als es noch etwa vor einem Menschenalter der Fall war. Die Einseitigkeiten und Schwächen jener Epoche, ihre Beschränktheit, ihr mangelnder Sinn für alles Ursprüngliche, Volksthümliche, Historischgewordene, ihre Flachheit und Verständnißlosigkeit in religiösen Dingen werden nicht verkannt, dagegen aber auch die humanen Bestrebungen der Menschen jener Zeit, ihr eifriges und thatkräftiges Streben nach Besserung und Läuterung des eigenen Wesens wie der Gesammtzustände, ihre begeisterte Hingabe an die Ideen des Guten, der Tugend, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts mit Recht anerkannt. Ein unverwüstlicher Optimismus erfüllte damals die Menschen, der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit lebte unerschütterlich in den Herzen der Besten: daß durch bessere Erziehung, durch Verbreitung intellektueller Bildung die Menschen immer mehr zu ihrer wahren Bestimmung reif gemacht werden könnten, war die allgemein herrschende feste Ueberzeugung. In der pessimistischen, materialistischen, allen idealen Anschauungen und Bestrebungen skeptisch gegenüberstehenden Gegenwart erscheinen einem jene Männer mit ihrem warmen Herzen und ihrem zuversichtlichen Glauben an die Verwirklichung der sie erfüllenden Ideen wahrhaft ehrwürdig, denn sie kannten doch ein höheres über den irdischen Lebensgenuß hinausgehendes Dasein. Einer der charakteristischsten Vertreter der Aufklärungszeit nach ihren Vorzügen ebenso wie nach ihren Schattenseiten hat jüngst eine biographische Darstellung erhalten in dem Buch von F. Burbach: Rudolph Zacharias Becker. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unseres Volkes*). Wer weiß heute noch etwas von

*) Gotha, E. F. Thienemann. 1 M. 20 Pf.

R. Z. Becker? und doch war sein Name vor 75 Jahren allgemein bekannt und hochgeachtet. Durch einen äußern Anlaß, das hundertjährige Bestehen der von R. Z. Becker begründeten Buchhandlung, hervorgerufen, giebt das kleine Buch einen Ueberblick über das Leben und die litterärische Wirksamkeit des nach verschiedenen Richtungen hin unermüdlich thätigen Mannes. Becker war Pädagog, Journalist, Buchhändler, Volksschriftsteller, überall und allezeit verfolgte er das eine Ziel: Beförderung der Aufklärung. Burbach's Schilderung trägt einen etwas panegyrischen Charakter, die Schwächen und Mängel Becker's und seiner Bestrebungen werden nicht genug hervorgehoben. Außerdem wünschte man mehr individuelle Züge in der Darstellung hervorheben zu sehen; sollten sich nicht zahlreiche Briefe von Becker erhalten haben? Als Volksschriftsteller hat sich Becker durch sein Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute gewiß manche Verdienste erworben, aber sein Mildheimisches Liederbuch, durch welches er beim Volke die pöbelhaften Lieder, d. h. die alten Volkslieder verdrängen wollte, ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Schon daß eine ganz unpoetische Natur wie Becker, es unternahm, 518 Lieder für das Volk zu verfertigen, ist seltsam genug und die Beschaffenheit dieser Lieder wirkt geradezu erheiternd. Becker läßt den Bauern und Handwerksmann seine Berufsthätigkeit in langen Liedern besingen, er liefert dem Bauer Lieder auch für das Schweineschlachten und Mistführen, als ob das Volk sich in seinen Liedern nicht grade über die tägliche nüchterne Arbeit hinaus in eine höhere Sphäre erheben wollte. Aber zu solchen Verkehrtheiten führte die Nüchternheit der Aufklärungstendenzen. Auch über Beckers deutschen Patriotismus, namentlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, urtheilt Burbach zu günstig, wie hätte auch ein Journalist in einem kleinen Rheinbundstaate einen solchen bethätigen und hervortreten lassen können? Die wahren Patrioten jener Zeit urtheilten denn auch keineswegs anerkennend über seine journalistische Thätigkeit. Daß ihn trotzdem das Mißgeschick traf, auf Befehl Napoleons verhaftet und 14 Monate lang gefangen gehalten zu werden, ist eine Ironie des Schicksals. Sehr richtig hebt Burbach hervor, daß Becker durch seine Nationalzeitung vor allem für die Verbreitung des religiösen und politischen Liberalismus in dem Bürgerstande

sehr bedeutend gewirkt hat. Becker war kein eigentlicher Gelehrter und kein Mann von hervorragender Begabung, aber gescheit, praktisch, thätig, hat er doch ein Einfluß auf die Zeitgenossen gehabt, er lebte ganz in seiner Zeit und ist mit ihr vergangen, aber auch solcher Männer Gedächtniß, in denen das Durchschnittsmaß des geistigen Lebens einer Epoche sich verkörpert, aufzufrischen und der Nachwelt zu erneuern, ist verdienstlich.

Die biographischen Blätter*) nehmen ihren ununterbrochenen Fortgang. Das soeben erschienene dritte Heft des zweiten Bandes enthält wieder mehrere anziehende Artikel. Dahin gehört vor allem der preisgekrönte Aufsatz von Siegmund Günther über Heinrich Barth, den Erforscher des dunklen Kontinents, der ebenso sachkundig wie pietätvoll geschrieben ist, ferner Georg Stamper's Erinnerung an Uwe Jens Lornsen, die nur eine kurze Skizze ist, aber als Hinweis auf den hochverdienten unglücklichen Patrioten der Beachtung werth ist. Wilhelm Golther giebt einen warmen Nachruf auf den trefflichen, zu früh aus dem Leben geschiedenen schwäbischen Dichter und Forscher Ludwig Laistner, H. Hüffer bietet eine Charakteristik Erzherzog Karls bis zum Jahre 1796, von Josef Rank werden Erinnerungen an B. Auerbach und L. Anzengruber veröffentlicht. Von besonderem Interesse endlich ist G. Freytags Abschiedsrede an Treitschke vom 11. August 1863; man wird sie grade jetzt, da ganz Deutschland um den edlen Todten trauert, mit wehmüthiger Theilnahme lesen. Möge es den weitern Heften nicht an anziehendem Stoffe gebrechen, mögen namentlich recht häufig Mittheilungen aus dem Briefwechsel berühmter Männer zur Veröffentlichung gelangen.

Vor einiger Zeit haben wir an dieser Stelle Wilhelm Münch's Anmerkungen zum Text des Lebens besprochen, heute liegt uns eine andere Schrift von demselben Verfasser vor: Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst**). Das Buch wendet sich, wie der Titel zeigt, zunächst an Schulmänner und Pädagogen, es enthält aber des Lehrreichen und Beachtenswerthen auch für weitere Kreise, nament-

*) Berlin. Ernst Hofmann.

**) Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 2. vermehrte Aufl. 6 M.

lich solche, die sich für Erziehung und Unterricht interessiren, so viel, daß wir ihm einige Worte zu widmen uns nicht versagen können. Man spürt es auf jeder Seite der Schrift, daß ein erfahrungsreicher, den Gegenstand vollkommen beherrschender, alle in Betracht kommenden Momente sorgfältig abwägender Mann von umfassender und tiefer Bildung seine wohldurchdachten Ansichten hier ausspricht, und worüber er sich auch äußert, man folgt gern und mit Aufmerksamkeit seinen Auseinandersetzungen. Mit der Pflege der Muttersprache beschäftigen sich mehrere sehr beherzigenswerthe Aufsätze, so vor allem der „ein Blick in die Muttersprache" betitelte und ein anderer die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks behandelnder, beide sind nach Inhalt und Form vorzüglich. Vortrefflich handelt Münch dann weiter über Sprachgefühl und Sprachunterricht und gibt ferner sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule. Auch was Münch über das Verhältniß der alten und neueren Sprachen auseinandersetzt, verdient Beachtung; doch scheint der Verfasser uns hier sich nicht ganz von der leider heutzutage immer allgemeiner werdenden Geringschätzung der alten Sprachen in ihrer Bedeutung für die Jugendbildung freizuhalten. Noch mehr unter dem Einfluß moderner Anschauung steht der Aufsatz: Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts. Man kann mit dem Verfasser darin einverstanden sein, daß die eigentliche Dogmatik nicht in den Religionsunterricht und nicht auf die Schule gehört und doch an der Ueberzeugung festhalten, daß die Schüler auf der obersten Stufe in den Lehrbegriff ihrer Kirche und die Unterscheidungslehren der Confessionen eingeführt werden müssen. Es wird dabei allerdings von dem Takte des Lehrers abhängen, daß er das richtige Maß in der Behandlung dieser Frage einhält. Mit dem Wunsche Münchs, die biblische Geschichte in einer mehr modernisirten Form den Schülern mitgetheilt zu sehen, sind wir ebenso wenig einverstanden als mit seiner Ansicht, der Römerbrief eigne sich wegen seiner Schwierigkeit und Dunkelheit nicht zur Behandlung auf der Schule. Ueberhaupt legt Münch der jetzt herrschenden Richtung in der Pädagogik nachgebend zu viel Gewicht darauf, daß der Knabe alles verstehe, was er lernt, und ist in Folge dessen ein Gegner

des Einprägens zahlreicher Kirchenlieder und biblischer Sprüche. Wir sind dagegen der Meinung, daß der Schüler damit einen Schatz für das Leben erhält, den er auf der augenblicklichen Entwickelungsstufe zwar noch nicht zu würdigen weiß, der aber in späteren Jahren von ihm nach seinem unvergänglichen Werthe erkannt werden wird. Ein wirkliches Verständniß der Schriftworte erhält auch der gereifte Mann erst durch die Prüfungen und mannigfaltigen Erfahrungen des Lebens und wer kann auch am Ende seines Daseins behaupten, daß er die Worte der göttlichen Offenbarung völlig verstehe? Das allerdings erscheint zweifellos, daß der Religionsunterricht, wie er meist ertheilt wird, auf die heranwachsende Jugend ohne Wirkung bleibt; wie wäre es sonst zu erklären, daß der Mangel an Verständniß für alles Christliche, ja die ausgesprochene Abneigung dagegen unter den Gebildeten so allgemein verbreitet ist? Eigene Gedanken erweckt der Aufsatz, in dem Münch die Erziehung zur Vaterlandsliebe behandelt. Eine solche Auseinandersetzung ist doch nur in Deutschland und bei den Deutschen möglich, Angehörige einer anderen Nation würde ein solches Thema fremdartig anmuthen. Wie, ist denn die Vaterlandsliebe nicht etwas Selbstverständliches, Naturgemäßes, Ursprüngliches, bedarf sie erst der Erziehung und Heranbildung? Aber die jahrhundertlange Zerspaltung und Zerklüftung des deutschen Volkes, sein jahrtausendalter Entwickelungsgang hat das Resultat gehabt, daß diese Frage keineswegs so einfach zu beantworten ist wie bei anderen Nationen. Heimaths- und Stammesgefühl kennt und empfindet jeder Deutsche ohne weiteres, dazu bedarf er keiner Erziehung, aber die Liebe zum großen, allgemeinen Verbande muß die Mehrzahl sich erst aneignen und vermitteln. So ist es noch heute in Deutschland und so wird es wohl noch lange sein, bis die Zeitkommt, wo der Deutsche zur Vaterlandsliebe nicht erst erzogen zu werden braucht, weil er sie als alles beherrschende Kraft in seinem Herzen empfindet.

Von Kuno Fischers kleinen Schriften führt der vierte, unlängst erschienene Theil, den Titel: kritische Streifzüge gegen die Unkritik*. Fischer wendet sich darin gegen ver-

*) Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 3 M. 20 Pf.

schiedene Angriffe, welche seine Arbeiten über Lessing und Goethe erfahren haben und unternimmt, es seine Widersacher der Unlogik zu überführen; er bedient sich dabei meist der Ironie und des ihm eigenen geistreichen Witzes. Ein ganzes Buch voll Polemik hat aber immer etwas Mißliches, weil das Negative nothwendig darin vorherrscht und den Leser auch bei geistreicher Behandlung, wenn es sich nicht um große hochwichtige Dinge handelt, leicht ermüdet. Dazu kommt, daß es sich in dem vorliegenden Falle fast nur um K. Fischer wenig ebenbürtige Gegner handelt, mit denen der schlagfertige geistvolle Autor leicht fertig wird. Indessen kann es Niemand K. Fischer verdenken, daß er seine wohldurchdachten und klar dargelegten Ansichten gegen unbegründete Einreden vertheidigt. Am bedeutendsten sind die Aufsätze: Ein Nathanerklärer und ein litterärischer Findling als Lessings Faust, dann die ergötzlich-derbe Abfertigung des abenteuerlichen Buches von Louvier über Goethes Faust und die vortreffliche Charakteristik: Herr Düntzer als Kritiker, worin dieser unermüdlich thätige, aber höchst geschmack- und kritiklose Kommentator des Faust und anderer Goethescher Dichtungen mit den Waffen der Ironie und Satire sowie der strengen Logik ad absurdum geführt wird. In dem letzten Aufsatz: zwei Tassoerklärer begründet Fischer nochmals seine Ansicht, daß Antonio von Goethe erst in die zweite italienische Redaktion des Dramas eingefügt und die bedeutende Stellung, welche er jetzt darin einnimmt, erhalten hat. Daß Fischer F. Kern dabei ebenso geringschätzig abfertigt wie Düntzer, bedauern wir, da dieser verdiente Erklärer von Goethes Tasso, auch wenn man seine Ansichten für unrichtig hält, doch eine achtungsvollere Behandlung verdient hat. Wir werden uns freuen, im nächsten Theile der kleinen Schriften wieder positiven Resultaten der Dichtererklärung und litterärischen Forschung K. Fischers zu begegnen. H. D.

* *
*

Druckfehlerberichtigung.

Seite 285 Zeile 1 und 2 von unten lies Wagener statt Wagner.

Дозволено цензурою. Рига, 20 Іюня 1896 г. — Buchdruckerei F. Rauck, Riga.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.



Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Berlin, den 15. Dec. 1815.

Den 7. Nov. a. St. war ich endlich wieder bei der trefflichen Recke, die sich hier mit mütterlicher Liebe meiner annimmt. Dieses Mal war ich ganz allein mit ihr und verlebte mit ihr mehrere ganz außerordentlich genußreiche Stunden. Gleich als ich mich bei ihr anmelden ließ, kam sie mir entgegen und sagte mir: „Es freut mich sehr, mein lieber Ditmar, daß Sie doch wieder einmal an mich denken. Kommen Sie und lassen Sie uns nun recht viel mit einander sprechen." Ich folgte ihr, nachdem ich einige Entschuldigungen wegen meines langen Ausbleibens gemacht, in ihre Studirstube, wo sie zuerst gleich nach meiner Familie fragte und sich mit mir freute, als ich ihr sagte, daß ich vor einigen Tagen Briefe von Euch, theure Eltern, erhalten hätte. Drauf trug sie mir an Euch alle einen Gruß auf und brachte nun das Gespräch auf wissenschaftliche Gegenstände; vorzüglich viel unterhielten wir uns an diesem Tage von Cagliostro, des berüchtigten Zauberers Betrügerien, die sie in zwei Schriften, mit edler Dreistigkeit dem Publikum entdeckt hat. Dieses Mal hatte ich auch die Freude ihre auserwählte Bibliothek zu sehen und von ihr mehrere Bücher zum Lesen zu erhalten, wobei sie mir zugleich

sagte, daß ich zu jeder Zeit die Bücher aus ihrer Büchersammlung erhalten könnte, die mich interessirten. Unter mannigfaltigen Unterhaltungen waren mehrere flüchtige Stunden dahingeeilt und ich mußte fort. Wie sehr wunderte ich mich aber, als ich nach 8 Tagen, am 13. Nov. a. St., schon wieder zum Thee zu der edlen Elisa eingeladen wurde. Dieses Mal hatte sie mehrere ihrer jungen Landsleute und Freunde, wie sie uns nennt, zu sich bitten lassen, um uns dem alten würdigen 84jährigen Grafen Kalkreuth, Gouverneuren von Berlin, vorzustellen. Auch der treffliche Franz Horn und seine Familie war da. Wenig oder vielmehr garnicht habe ich mich an diesem Abende mit der liebenswürdigen Gräfin Recke unterhalten, nur einmal trat sie zu mir und sagte: „Ich werde Sie jetzt recht oft bitten lassen," ergriff drauf meine Hand und drückte sie herzlich. Natürlich küßte ich die ihrige. Ich wünschte, gute alte Mutter, daß Du Deinen steifen, unbiegsamen Woldemar bei solcher Gelegenheit sähest. Das Sprichwort ist wahr, daß man auf Reisen ein ganz anderer Mensch wird. Bei meiner Rückkehr wirst Du Deine Freude an mir haben. Es wurde diesen Abend viel musizirt und gesungen; oder es las auch der herrliche Tiedge von seinen Gedichten welche vor, — ein unbeschreiblich hoher Genuß, der mir jetzt so oft zu Theil wird, wie ich früher nicht einmal einen geahndet habe. Um 10 Uhr verließ ich diese höchst interessante Gesellschaft. Denkt Euch meine Verwunderung, als ich schon nach 8 Tagen wieder die große Freude hatte, zu meiner mütterlichen Freundin gebeten zu werden. Dieses Mal verbrachten wir fast den ganzen Abend durch Gespräch, — doch wurde auch mehrmals musizirt und gesungen, sowie auch vorgelesen. An diesem Abende sagte mir die Recke, daß sie mich von nun an nur noch in außerordentlichen Fällen einladen lassen würde; ich wäre jetzt bekannt genug in ihrem Hause, um hinzukommen, wann ich Lust hätte. „Spätestens müssen Sie aber," setzte sie hinzu, „alle 14 Tage mich besuchen, — sonst werde ich Ihnen böse." Wie unbeschreiblich glücklich ich mich nach solchen Aeußerungen so ausgezeichneter Menschen fühle, kann ich Euch, geliebte theure Eltern, nicht sagen. Ich bin ein wahres Glückskind und das danke ich Euch. Es ist ein ganz eigenes, unbezeichenbares Gefühl, wenn man sich so in dem Zirkel allgemein angestaunter

Menschen befindet und von diesen mit einer so zuvorkommenden Güte behandelt wird, als gehörte man zu ihrer Zahl. So manches Mal ist es mir äußerst auffallend gewesen, wie sie so etwas ganz Unbedeutendes, das man sagt, hervorheben, um uns dadurch Muth einzuflößen. — — —

So weit hatte ich meinen Brief gestern geschrieben, als plötzlich Hartmann in meine Stube trat und mir eine Einladung von meinen Landsleuten brachte, mit ihnen den Geburtstag unseres Kaisers bei unserm guten Weiße zu feiern. Ich eilte hin und verlebte unter vielen mir herzlich lieben Freunden einen recht schönen Abend. Heute früh hörte ich eine Predigt von Schleiermacher und setze nun jetzt am ersten Weihnachtstage (d. 13. Dec. a. St.) meinen Brief an Euch fort. Es ist hier in Berlin jetzt noch bei weitem mehr Leben, als sonst; denn überall sind Weihnachtsbuden aufgebaut, die von großen und kleinen Leuten besucht werden. Ich müßte dicke Bände schreiben, wollte ich alles beschreiben, was hier jetzt zu sehen ist.

Am 14. Nov. hatte ich die unbeschreiblich große Freude, von dem alten Wolke, von dem ich Euch schon so vieles gemeldet habe, besucht zu werden. Er blieb einen ganzen Nachmittag bei mir und las mir viel von seinen Gedichten und Fabeln für Kinder vor. Eins seiner Gedichte schenkte er mir und da es noch nie gedruckt worden ist, so lege ich eine Abschrift für Euch bei. Die kindlich fromme, reine und kräftige Sprache in demselben wird Euch gewiß vielen Genuß gewähren und schon um dieses Gedichtes willen verdient Wolke, wenn er sonst nichts geschrieben hätte, die innigste Liebe jedes Rechtlichen und ist eines reichen, vollblühenden Dichterkranzes werth.

Daß ich während dieser Zeit wieder verschiedene Male bei Hufeland, Bellermann und Schmalz gewesen bin, brauche ich Euch wohl nicht erst zu sagen. Letzterer ist mir außerordentlich gewogen und auch ich lerne ihn mit jedem Tage mehr lieben und hochschätzen. Sehr oft muß ich ihn besuchen und verlebe dann die interessantesten Abende, die man sich denken kann, in einem liebenswürdigen Familienkreise. Als ich das letzte Mal bei Schmalz war, reichte er mir beim Abschiede herzlich die Hand und dankte mir sehr liebevoll für die freundliche Gesinnung, die ich gegen

ihn hege, und setzte noch hinzu, wir müßten immer in Verbindung bleiben, wenn wir auch noch so fern von einander wohnten. Er redet mir jetzt gewaltig zu, Privatdozent in Berlin zu werden. Wirklich bin ich auch dazu geneigt, obgleich ich hier wohl nie Vorlesungen halten würde; — in der Zukunft kann ich aber manchen Vortheil durch diesen Titel haben, denn die hiesige Universität ist allgemein sehr geschätzt. Ich beschäftige mich jetzt eben mit einigen vorbereitenden Arbeiten.

Am 8. Dec. a. St. machte ich unserem Minister Alopäus meine Aufwartung. Wahrscheinlich hätte ich es nicht gethan, wenn die Recke es nicht ausdrücklich von mir verlangt hätte. Alopäus hat nämlich einmal gegen sie geäußert, daß viele russ. Unterthanen in Berlin seyen, er aber noch keinen kenne. Ich ging also zu ihm hin und ward sehr artig aufgenommen. Nach einigen Minuten ließ er meinen Namen aufschreiben und ich empfahl mich nun seinem Schutz, worauf er mir antwortete, ich möchte mich nur immer an ihn wenden, auch in der größten Kleinigkeit; er würde mir nie, so viel in seinem Vermögen stände, seinen Beistand verweigern. So lieb mir diese Aeußerung war, so lieb war es mir aber auch, diese Staats-Visite gemacht zu haben.

Solltet Ihr, theure Eltern, nicht durch irgend einen herreisenden Studenten Gelegenheit haben, mir dasjenige Heft der Rosenplänterschen Beiträge zu genaueren Kenntniß der ehstnischen Sprache zu schicken, in welchem meine Sammlung von ehstn. Volksliedern abgedruckt ist? Der gute Onkel Brömsen würde Euch wohl das Heft aus Pernau verschaffen. Durch eben diese Gelegenhait könnte ich dann auch Bergmann's lettische Sinngedichte erhalten. Benj. Bergm. würde Euch wohl ein Exemplar zu Beförderung an mich zukommen lassen, wenigstens eins von der zweiten Sammlung. Bittet ihn doch in meinem Namen darum und meldet ihm, daß der Professor Friedr. Rühs sie bei seinen historischen Arbeiten zu benutzen wünscht. Sehr gut könnte auf diese Art auch so manches zur Verewigung des Namens unseres würdigen verstorbenen Bergmanns beigetragen werden. Wenn Ihr an irgend einen schreibt, der nur den Namen Bergmann führt, so grüßt ihn jedes mal h e r z l i c h von mir. Auch wäre

es mir sehr lieb, wenn ich durch Euch die Addresse an unsern guten Heinrich B. und Sahmen erhalten könnte.

Doch ich kehre wieder auf einige Augenblicke zu Berlin zurück. Da ich Euch noch keine Sylbe über das hiesige Theater geschrieben habe, so wird es Euch vielleicht nicht unangenehm seyn, einige Bemerkungen hier über dasselbe zu finden. Im Allgemeinen kann ich von demselben nur ein sehr günstiges Urtheil fällen; — sollte ich aber Einzelnes hervorheben, so müßte ich so manches tadeln, was ich hier, um Raum zu ersparen, nicht thun will. Nur das eine Wort stehe hier über die Schauspieler Mattausch und Devrient, daß ich diese für die größten jetzt lebenden Künstler auf dem Theater halte. Als Komiker ist Devrient größer als Iffland, wie mir Fouqué sagte; aber merkwürdig ist es, daß er auch die ernsteste Rolle mit der größten Kunst spielt. Mattausch zeichnet sich besonders in Heldenrollen aus, namentlich spielte er neulich in Goethes Götz von Berlichingen den Götz ganz unübertreffbar. Durch ihren Gesang sind mir hier in den großen Opern vorzüglich aufgefallen der Bassist Fischer und Madame Milder-Hauptmann. Die Stimme der letzteren ist so stark und so rein, wie ich sie noch niemals gehört habe; leider scheint sie das, was sie singt, aber nie zu fühlen und daher ist mir wenigstens ihr Gesang nie so anziehend, als er es sein könnte. Es ist ein unbeschreiblich hoher Genuß, auf einem so gut besetzten Theater die Schillerschen und Goetheschen Tragödien zu sehen; — unerreichbar werden hier aber, meiner Meinung nach, die Opern gegeben.

Das Wetter ist hier noch immer sehr milde, über 6—7 Grad ist die Kälte hier bis jetzt nur einmal gewesen. Da schrieen die verzärtelten Berliner aber auch schon gewaltig; die Kutschpferde waren bis zu den Augen und Hufen in wollenes Zeug genäht, worüber wir Nordländer laut lachten, und beinahe keinen Menschen sah man auf der Straße, der sich nicht den Kopf mit Tüchern bewickelt hatte und große Handschuh trug. Selbst die Flüsse scheinen sich hier leichter von der Kälte bestricken zu lassen, als bei uns; wenigstens ist die Spree größtentheils schon zugefroren. Auf der kleinsten Eisfläche sieht man hier Schlittschuhläufer, die große, mit Eisen beschlagene Stühle vor sich her schieben, auf denen Damen sitzen und sich herzlich über die Schlittenfahrt freuen.

Selbst die glatten Stellen auf den Straßen und in den Rinnsteinen werden zum Glitschen gebraucht. Oft sieht man auch wohl einen alten Graukopf sich diese jugendliche Freude machen. Läugnen kann ich's nicht, daß mich ein solcher Anblick immer sehr freut, wenn ich gleich auch oft herzlich lachen muß. Die beifolgende Vorrede, die ich zu Löwis*) Schrift über die Gegend von Heidelberg geschrieben habe, überschickt ihm doch und grüßt den Guten herzlich von mir. Wenn er mir doch schriebe, ob er mit ihr zufrieden ist. Der Druck des Werkchens hat schon begonnen und ich hoffe, daß es in einigen Wochen erscheinen wird. Die ganze Auflage wird auf velinartigem Druckpapier gedruckt.

Viele innigste herzliche Grüße von mir an Bergmans, Bergs, Büsch, Sivers, Moltrecht, Spindler, an die Nurmisschen, Carl Engelhardt, Holsts u. a. Nächstens schreibe ich auch an Spindler und Agathon. Von Moltrecht, dem alten treuen Freunde, erwarte ich einige Zeilen. Auch Schwartz und Tante Oettingen grüßt recht, recht herzlich. Und nun lebt alle herzlich wohl! Mit der innigsten und wärmsten Liebe werde ich bis zu meinem Tode seyn Euer Euch treuliebender

Woldemar.

Berlin, den 10. Jan. a. St. 1816.

Daß ich, geliebte Eltern, in der Zeit, seit ich meinen letzten Brief an Euch schrieb, wieder sehr oft bei unserer trefflichen, höchst liebenswürdigen Gräfin Recke, bei Hufeland, Schmalz, Fr. Horn u. a. gewesen bin, brauche ich Euch wohl kaum erst zu sagen. Mit ganz besonderer Liebe werde ich aber von der Recke und Tiedge behandelt. Sie ersetzen mir hier, so viel es fremden Menschen möglich ist, Eure Stelle, theure Eltern. Ich werde hier jetzt nicht jeden Tag nennen, an welchem ich bei einem dieser mir mit

*) Andreas von Löwis. Die erwähnte, hübsch und anregend geschriebene Schrift erschien zuerst i. J. 1814 in Dorpat (gedruckt bei J. C. Schünmann); die zweite, von W. v. Ditmar mit einer Vorrede versehene Auflage i. J. 1816 in Berlin (Maurersche Buchhandlung). Anm. des Herausgebers.

Liebe entgegenkommenden Menschen gewesen bin, sondern nur die, an welchen ich irgend ein Gespräch von Bedeutung gehabt habe. Ich fange wieder mit der Recke an; denn am liebsten spricht man doch von dem, was uns das Liebste ist. Als ich am 14. Dec. a. St. bei ihr war, traf ich sie im Bette. Sie befand sich grade nicht wohl. Den ganzen langen Abend brachte ich mit Tiedge und ihr allein zu, doch so angenehm, daß ich gewünscht hätte, daß der Abend noch einmal so lang gewesen wäre. Wir sprachen sehr viel über die Art, wie die Bauern in Liv-, Ehst- und Kurland frei zu lassen wären, und die Recke erzählte mir von einer sehr lebhaften Korrespondenz, die sie über diesen Gegenstand mit Merkel geführt hatte. Durch dieses Gespräch veranlaßt, kamen wir auf die Französische, Preußische und Russische Gesetzgebung und auf Merkel, von dem ich erzählte, daß er mit frecher Stirn der Welt kund mache, daß sie den Lorenz Stark nur ihm zu danken habe. Tiedge, der herrliche Mann, widersprach dieser Angabe sehr lebhaft; denn nur durch Friedländer in Berlin, sagte er, ist Engel bewogen worden, den Lorenz Stark herauszugeben. In seiner ursprünglichen Gestalt ist er unter dem Titel: „Der Hausvater" dramatisch bearbeitet und nach vielen Jahren endlich zum Druck fertig gewesen; denn Engel hat immer sehr lange an jeder einzelnen Stelle gemustert. Während dieser Zeit erschien unter demselben Titel ein anderes Werk, und nun hat Engel das seinige durchaus nicht mehr herausgeben wollen. Friedländer hat ihm aber gar keine Ruhe gelassen und ihn dringend gebeten, uns dieses liebliche Familiengemählde doch wenigstens in einer andern Bearbeitung zu geben und hierdurch sey dann Engel veranlaßt worden, aus diesem Drama, dessen Spuren unverkennbar sind in den im Stark vorkommenden Dialogen, einen Roman zu machen, der für uns um so mehr Reiz haben muß, da er uns so treu und wahr Engel's eigene Lebensgeschichte schildert. Auch über den unvergeßlichen Wieland sprachen wir viel und ich erfuhr manchen interessanten Zug aus seinem Leben, der mir bis jetzt ganz unbekannt gewesen war. Aber vorzüglich ergriff mich an diesem Tage ein Gespräch über Religion, zu welchem wir durch ein anderes Gespräch über die Liederlichkeit in Berlin veranlaßt wurden. Tiedge sowohl als die Recken sind mir als Christen besonders achtungswerth; denn

ihr ganzes Wesen ist durchdrungen von den Wahrheiten der christlichen Religion, sie leben beide und handeln als wahrhafte Christen. Dem Tiedge flammt das schöne dunkle Auge wie eine Leuchte, die alles um sich her erleuchtet, wenn er von Gott spricht. Bei solchen gewiß sehr erhebenden Gesprächen ist es mir immer geworden, als sähe ich Gott in seiner ganzen Herrlichkeit und Majestät vor mir und damit solche Eindrücke für mich bleibend werden, so lese ich jetzt täglich die Urania dieses edlen Dichters, in der er seine Gesinnung und seine feurige Liebe für die Religion in sanft harmonischen Versen ausspricht. In die schönste Begeisterung gerathen wir durch dieses für alle künftige Zeiten unübertreffbare Gedicht und doch führt es uns immer wieder zur ruhigen, klaren Besonnenheit zurück. Kauft Euch, geliebte Eltern und Geschwister, dieses Buch doch ja gleich und und lest es so oft als ich, — gewiß verleben wir dann im Geiste noch schönere Stunden mit einander als jetzt. Der edelgesinnte Tiedge selbst sagte mir in einem Gespräch über die Urania: „Der Dichter müsse immer streben durch seine Schöpfungen Klarheit der Verstandesbegriffe hervorzubringen und nicht den Verstand durch das Gemüth umnebeln; denn von dem Gemüth sey nur zu zeigen, daß es des Menschen Thun und Handeln, wie die Sonne die Luft, erwärmen müsse." Zur Erinnerung an diesen mir ewig unvergeßlichen Abend schenkte mir Tiedge seine „Denkmale der Zeit." Auch die Recke trug außerordentlich dazu bei, mir diesen Abend zu einem ewig unvergeßlichen zu machen; — namentlich durch die einfache, aber gewiß sehr bedeutungsvolle Aeußerung für mich, daß sie auf jeden Fall Euch, meine guten Eltern, besuchen würde, wenn sie einmal wieder nach Kurland käme. „Ich muß die Eltern eines so lieben, braven jungen Mannes, als Sie mein guter Ditmar sind, durchaus kennen lernen," setzte sie noch hinzu. „Die so moralisch gut ihre Kinder bilden, als ihre Eltern Sie gebildet haben, die müssen durchaus selbst rechtschaffen und brav seyn. Vorläufig grüßen Sie Ihre guten Eltern aber immer recht herzlich von mir und bitten Sie sie, daß sie Ihnen ihre Bildnisse schicken, damit ich sie jetzt doch wenigstens im Bilde kennen lerne." Gewiß ein sehr großer Beweis ihres Wohlwollens gegen mich, den sie sogar auf das Liebste, das ich in der Welt habe, auf Euch, meine Eltern,

überträgt. Doch ich habe noch größere Beweise ihrer Güte, ja ihrer herzlichen Freundschaft zu mir, von denen ich Euch aber erst weiter unten erzählen kann, um in meiner chronologischen Ordnung zu bleiben. Wahrlich, es wird mir sehr schwer, sie nach so großen Beweisen ihrer Zuneigung zu mir noch Frau Gräfin oder gnädige Frau zu nennen und wirklich habe ich sie auch schon oft liebe Mutter genannt. Daher kommt es denn auch, daß ich jetzt in meinem Briefe, wenn ich ihren Namen nenne, kein Beiwort mehr zu demselben setze, sondern sie wie jeden, den ich liebe, recht herzlich liebe, ganz einfach nenne. Am 19. a. St. (31. n. St.) im Dec. ließ die Recke die meisten ihrer hiesigen Landsleute zu Mittag zu sich einladen, um am letzten Tage im Jahre 1815 nach neuerer Zeitrechnung mit ihnen noch ein fröhliches Mahl einzunehmen und um uns alle zugleich einzuladen, uns zum Sylvesterabend nach a. St. bei ihr zu versammeln. Die Unterhaltung war an diesem Tage recht sehr anziehend, wie gewöhnlich in Gesellschaft dieser geistreichen Frau, — doch für mich bei weitem nicht so anziehend, als wenn ich mit ihr und Tiedge allein bin. Bis 5 Uhr Abends blieben wir dieses Mal zusammen, dann verließen wir diesen Cirkel aber und ich ging um 6 Uhr Abends zu meinem theuren Franz Horn, wo ich unbeschreiblich gern bin. Er und seine Frau sind die besten Menschen von der Welt. Sie, die herzensgute Rosa Horn, wird außerordentlich liebenswürdig durch ihrem kindlich frommen Sinn und ihre große Naivität und er durch seinen seltenen Humor. Beide bilden als Eheleute ein schönes Ganze. Doch ich lenke wieder ein, weil ich später noch so mancherlei über Horn und sein treffliches Weib zu sagen habe. Jetzt müßt Ihr, meine Eltern und Geschwister, noch viel Erfreuliches von meiner Pflegemutter, der Recke, hören. Daß wir alle am 1. Jan. n. St. wieder bei der Recke waren und ihr zum neuen Jahre Glück wünschten, versteht sich von selbst. Nach 8 Tagen, am Russischen Neujahrsabende, hofften wir nun erst unsere gütige Landsmännin wieder zu sehen. Doch so lange sollte es nicht dauern, denn noch einen Tag vor dem letzten im Jahre 1815 nach alter Zeitrechnung, lud sie Kraukling und mich wieder zu Mittag ein, um uns mit dem Staatsrath Uhden, einem berühmten Sprachforscher, bekannt zu machen. Auch Schmalz war dies Mal

da. Für mich ein höchst interessanter Tag und belehrend durch die mannigfaltigen Gespräche über Italien. Als wir weggehen wollten, wiederholte die Recke die Bitte, daß wir am andern Tage zum Russ. Sylvesterabende wieder kommen möchten. Natürlich nahmen wir diese Einladung sehr freudig an und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Als ich hinkam, traf ich eine sehr große Gesellschaft schon vor mir, namentlich waren von meinen Landsleuten folgende da: Kraukling, Hartung, Körber, Schoultz, Tottien, Grünwaldt, Cambecq, die beiden Brüder Bursy und der Graf Dunten von Nurmis. Außerdem aber auch noch Schmalz mit seiner Familie und Franz Horn. (Weisse und Rapp habe ich jetzt bei der Recke auch bekannt gemacht). Dieser Abend war für mich in verschiedener Rücksicht außerordentlich interessant und besonders erfreulich dadurch, daß ich der Einzige von allen Anwesenden war, der die unbeschreiblich große Freude hatte, daß die Recke und Tiedge die Gesundheit der Seinigen tranken, — also die Eurige, geliebte Eltern und Geschwister. Bis 12 Uhr blieben wir an diesem Abende zusammen, dann tranken wir auf das Wohl unserer Lieben noch ein Gläschen Punsch und gingen drauf Alle fort. Doch ehe ich mich empfahl, mußte ich der Recken noch das Versprechen geben, am 2. Jan. a. St. wieder bei ihr zu seyn. Daß es mir gleich leicht wird ein solches Versprechen zu geben und es auch zu erfüllen, seht Ihr wohl voraus und daher brauche ich es Euch auch wohl nicht zu sagen, daß ich also am 2. Januar wieder da war. Doch es gehörte dieser Abend nicht zu den genußreichen für mich, sondern vielmehr zu den recht sehr unangenehmen, denn ich traf dieses Mal mit zwei so arroganten Studenten zusammen, daß es mir unmöglich war, mich in den Schranken der Bescheidenheit zu erhalten. Beide fielen mit der ungerechtesten Hitze über einen Mann her, der mir unbeschreiblich theuer ist, und verleiteten mich dadurch gegen sie ausfahrend zu werden, und zwar wurde ich dieß so sehr, daß die sonst gewiß sehr gelassene Recke sich genöthigt sah, mir zuzuwinken. Dieß verstimmte mich so sehr, daß ich mich nach einigen Augenblicken empfahl und mir vornahm, nicht früher wieder hinzugehen, als bis ich eingeladen werden würde. Doch diese Einladung blieb sehr lange aus; denn erst am 14. Januar a. St. erschien ihr Diener und sagte mir, daß

Frau Gräfin mich zu diesem Abende ganz allein bitten ließe. Etwas beengt ging ich hin und traf dort zwei Damen, eine Madame Forster und eine Fräulein Lorenz, die ich schon mehrere Mal bei der Recke gesehen hatte. Gleich nach den ersten Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlbefinden, entschuldigte ich mich, neulich so aufbrausend mich betragen zu haben. „Gott bewahre," sagte die Recke, „es bedarf hier keiner Entschuldigung; denn ich winkte Ihnen, mein junger Freund, nicht um Sie zu berufen, sondern weil ich besorgte, daß Sie sich wohl gar schlagen müßten. Und ich habe Sie viel zu lieb, um Sie in irgend einer Gefahr ruhig zu wissen." Wahrlich eine sehr schöne Aeußerung, wenn sie gleich auch nicht zu den Ansichten eines Studenden ganz passend ist! Herzlich dankte ich der edlen Frau für ihre liebevolle Besorgniß um mich und küßte ihre Hand mit so großer Innigkeit, daß mir dabei die Thränen in die Augen traten. Dieß bemerkte sie und sprach folgendes mit freundlicher Miene zu mir: „Setzen Sie sich nun, mein lieber guter Ditmar, und lassen Sie uns froh seyn; Sie haben Gefühl für Dankbarkeit und eine reine gute Seele und verdienen daher meine ganze Liebe, wie Sie sie denn auch wirklich besitzen." Drauf verbrachten wir die Zeit von 6 Uhr Abends bis 3/4 auf 9 mit verschiedenen bald interessanten, bald gleichgültigen Gesprächen und drauf wollten wir uns empfehlen. Die beiden Damen gingen wirklich weg, allein ich mußte noch bleiben, denn sie verlangte es von mir ausdrücklich. In einigen Minuten war auch Tiedge wieder bei uns und nun begann ein höchst lebendiges Gespräch über das Verhältniß der Kinder zu ihren Eltern. Während desselben äußerte die Recke einmal, daß man immer das Schlechteste erwarten müsse, wenn man lange Zeit keine Nachricht von seinen Lieben hat, um bei einer traurigen Nachricht gefaßt zu bleiben. „In einer ähnlichen Lage befinde ich mich jetzt, sagte ich; denn schon seit beinahe 10 Wochen habe ich keine Nachricht von den Meinigen" — und dabei traten mir die Thränen so häufig in die Augen, daß ich sie garnicht mehr verbergen konnte. Durch diese Aeußerung von mir tief ergriffen, traten auch Tiedge und der Recken die Thränen in die Augen, beide umarmten mich mit der größten Innigkeit und nahmen mir das heilige Versprechen ab, daß ich gleich zu ihnen kommen sollte,

wenn ich Briefe von Euch erhielte. Diese herzliche Theilnahme an meinem Schicksal traf wie Blitz und Schlag in meine Seele und regte mein Gefühl so sehr auf, daß ich mich ihm ganz überließ und meinen Dank, von einem Thränenstrom unterbrochen, ganz so aussprach, wie das Herz ihn mir eingab. Und nun wollte ich gehn, reich in meinem Innern ausgestattet; denn es war schon ½11 Uhr geworden und gewöhnlich gehen diese beiden gefühlvollen, biederen Menschen schon um 10 Uhr zu Bette; allein ich mußte durchaus noch bleiben; mußte versprechen hinzukommen, wann ich Lust hätte, um mich aufzuheitern; von Tiedge erhielt ich zur Erinnerung an diesen schönen Abend, der mir der seeligste in Berlin gewesen ist, seine kleine Schrift Robert und Aennchen zum Andenken und nun begannen sie wieder ein anderes lebhaftes Gespräch über Erscheinungen und erzählten auch manches von Herder, um meine Gedanken wieder von dem einen geliebten Gegenstande abzulenken, der meine ganze Phantasie beschäftigte. Es wart Ihr, meine Eltern und Geschwister. Doch, da sie endlich sahen, daß ich durchaus nichts mehr genau hörte, sondern mich ganz meinem Gefühl überließ, so ließen sie mich endlich um 11 Uhr gehen, — aber ich war so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlafen konnte und viele, viele Thränen noch am andern Tage vergoß. Noch jetzt tönen mir des edlen Tiedges Abschiedsworte im Herzen nach: „Kommen Sie doch ja recht bald und recht oft wieder, mein Lieber. Sie sind hier ja so gern gesehen und so sehr geliebt.“ Von dem letzten Gespräche, das wir an diesem mir ewig unvergeßlichen Abende führten, ist mir nur noch eine Anecdote von Herder gegenwärtig. Er hat nämlich einmal, in einem Gespräch über Kotzebue zu der Recke ironisch gesagt, daß es ihm unmöglich sey zu glauben, daß Kotzebue den Bahrdt mit der eisernen Stirn allein geschrieben haben könnte, weil er für ihn zu gut geschrieben sey. Gewiß eine sehr merkwürdige Aeußerung von einem so frommen, duldsamen Manne. Aber Kotzebue verdient auch ein solches Urtheil, weil er zu anmaßend ist. So hat er zu Krankling, als er durch Königsberg reiste, in einer Unterhaltung über des Epimenides Erwachen gesagt: „Nach dem 60. Jahre muß man nicht mehr dichten. Ich werde bald aufhören und Hr. v. Goethe muß durchaus auch aufhören; denn er ist

schon über 60 Jahr alt." So spricht ein Kotzebue strenge verdammend und entscheidend von einem Goethe! Doch noch einige Worte über meine mütterliche Freundin, die liebenswürdige Recke. Vier Tage nach diesem unvergleichlich beruhigenden Abend, von dem ich Euch, theure Eltern, eben Kunde gegeben habe, erhielt ich von ihr folgenden Brief: „Haben Sie Briefe von Hause? Besuchen Sie mich, mein lieber junger Freund, diesen Abend mit ein Paar Landsleuten, die Sie mir mitbringen wollen! Elisa." Wie einfach und schön. Für mich ein bleibendes Denkmal ihrer Freundschaft zu mir. Ich ging mit Hartung und Straus hin und traf Schmalz mit seiner Familie dort, den sie, wie sie mir sagte, deswegen hatte bitten lassen, weil sie wüßte, daß ich ihn herzlich liebe. Wieder ein schöner Zug ihres edlen Charakters. Ich habe den Schmalz aber auch recht innig lieb und freue mich, daß er mich wieder eben so lieb hat, als ich ihn. Das hat mir die Recke, Tiedge, Schmalzens Frau und einmal sogar er selbst gesagt. Aber er hätte es mir nicht einmal zu sagen gebraucht, denn aus seinem Betragen mußte ichs schon längst deutlich erkennen. Jeden Tag, im buchstäblichen Sinne des Worts, muß ich bei ihm seyn; seine auserwählte Bibliothek steht zu meinem Gebrauch offen und selbst Gerichtsacten theilt er mir aus seiner Sammlung mit, damit ich belehrt werde, wie die Rechtstheorie in der Praxis angewandt werde. Noch mehr als dies alles sind aber die Gespräche, die ich mit ihm führe. So manches vertraut er mir unter dem Versprechen der Verschwiegenheit an. Diesen Abend verlebten wir bei der Recken wieder höchst angenehm; denn bald unterhielten wir [uns, bald wurde auch wieder musicirt und gesungen. Als ich weggehen wollte, trat die Alte noch einmal zu mir, legte die eine Hand auf meine Schulter und ergriff mit der andern die meinige, sie herzlich schüttelnd, und sprach darauf zu mir: „Daß Sie es ja nicht vergessen, uns gleich zu besuchen, wenn Sie Briefe von Ihren lieben Eltern bekommen. Geschieht das aber nicht bald, so kommen Sie doch in diesen Tagen wieder." Gott, wie glücklich wäre ich, wenn ich ihr bald recht gute Nachrichten von Euch bringen könnte!

(D. 20. Jan. a. St.). Bei meinem geliebten alten Vater Wolke, den Ihr nun schon genau aus meinen frühern Briefen

kennen werdet, bin ich in dieser ganzen Zeit nur vier Mal gewesen. Am 6. Jan. a. St. erfreute mich der alte Wolke zum zweiten Mal mit seinem Besuch, nachdem ich am Morgen bei ihm gewesen war. Er blieb von 5—8 Uhr Abends bei mir. Dieß mußte ich Euch, theure Eltern, melden, weil mir dieser Besuch zu viel werth ist und Ihr Euch herzlich mit mir über meine Freude freut. Doch auch die Scene müßt Ihr hören, die ich mit Wolke am Neujahrstage hatte, als ich zu ihm gegangen war, um ihm Glück zu wünschen. Ganz bestürzt stand der fromme Greis mit silbergrauem Haar vor mir und noch liebenswürdiger, als sonst gewöhnlich, durch eine Thräne, die seinen Greisesblick feuchtete. Er war durch meine Aufmerksamkeit so sehr gerührt, daß er mich in kindlichem Tone fragte: „Ach, wodurch habe ich Ihre Liebe verdient? Könnte ich mich doch ihrer werth machen." Diese Worte ergriffen mich so sehr, daß ich schweigend, aber mit recht aufrichtig gefühlter Herzlichkeit, die Hand dieses 75jährigen Greises an meine Lippen drückte und in einer wehmüthig-heitern Stimmung forteilte. Zur Erinnerung an den schönen Abend, an welchem uns Wolke mehrere eigene Arbeiten vorlas, hat er in mein Stammbuch unter einige eigene wunderschöne Verse folgende einfach-schöne Worte geschrieben: „Es wird mich freuen, mein sehr geliebter Ditmar, wenn diese Federstriche beitragen, sich zu erinnern des alten Kinderfreundes Christian Hinrich Wolke aus Jever."

Bei Franz Horn bin ich in dieser Zeit nur zwei Mal gewesen. Von dem einen Male habe ich Euch schon oben geschrieben und am 25. Dec. a. St. war ich wieder da. Eine Einladung zum 18. Jan. a. St. konnte ich nicht annehmen, weil ich bei der Recke seyn mußte. Am 25. war der Geburtstag der liebenswürdigen Rosa, zu welchem Tage der brave Horn mehrere Freunde eingeladen hatte, ohne daß seine Frau etwas davon wußte. Auch der gute Tiedge war da. Nachdem der Thee getrunken war, wurde ein kleines, von Horn zur Feier dieses Tages gedichtetes Drama aufgeführt, welches ganz herrlich ist. Auch Ihr soll tes lesen, wenn ich einmal wieder bei Euch bin. Dieß war ein schöner, genußreicher Tag, der nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Er hat etwas sehr Bleibendes zurückgelassen und mir deutlich und erfreulich bewährt, daß das eheliche Glück das größte auf der Erde

sey; denn mit welcher Liebe und mit wie vielen Thränen, die die Freude ihren Augen entlockte, dankte das edle Weib dem gleich edlen Manne für die Ueberraschung, die er ihr sorgsam bereitet, und für den Beweis seiner treuen Liebe. Dies ist wohl der höchste Lohn, den es überall in der Welt geben kann und dies ist das Bedeutungsvolle, das ich an diesem herrlichen Frühlingstage in Horns Leben gelernt habe und immer treu im Tiefsten des Innern bewahren werde. Noch möge hier ein Gespräch, das Kranckling und ich an diesem Tage mit Tiedge über Lavater hatten, seinen Platz finden, weil es uns manchen Aufschluß über einzelne Stellen in den Schriften dieses religiösen, doch zugleich frommen Schwärmers giebt. Tiedge erzählte nämlich, daß Lavater fest daran geglaubt habe, daß man durch ein recht kräftiges Gebet alles bewirken könne, ja sogar die Wiederbelebung eines theuren Verstorbenen. In dem Glauben, daß das Gebet alles vermöge, ist L. einmal durch folgende Begebenheit sehr bestärkt worden: Ein Mann, der in sehr dürftigen Umständen mit seiner Familie lebt, kommt eines Tages zu Lavater und bittet ihn sehr, er möge doch zu Gott beten, daß er ihn in günstigere Vermögensumstände versetze. Lavater, durch das Elend des Mannes tief ergriffen, geht in die Kirche und betet andächtig zu Gott, daß er beistehen solle dem armen Leidenden. Drauf geht er nach Hause und findet auf seiner Treppe eine in Papier eingewickelte Rolle Ducaten und einen Brief, in welchem stehet, Lavater möge dieses Geld zur Unterstützung Nothleidender anwenden. Diese Begebenheit ist Veranlassung gewesen, daß dieser liebenswürdige Schwärmer fest davon überzeugt worden ist, durch das Gebet könne man alles erringen, und ist es ihm mißlungen, einen Todten zu erwecken, so hat er sich gleich darüber beruhigt, weil er zuversichtlich geglaubt hat, daß sein Gebet nicht ganz kräftig und rein gewesen sey. Den 3. Jan. a. St. machte ich die Bekanntschaft des berühmten Geschichtsforschers Friedrich Rühs. Er hatte mich auffordern lassen, daß ich für sein historisches Journal eine Abhandlung über das in Kurland wohnende Völkchen, Kreewinen, schreiben möchte. Als ich mit dieser Arbeit fertig war, ging ich zu ihm und wurde sehr freundlich aufgenommen. Zwei Stunden unterhielt ich mich mit diesem gelehrten Manne sehr angenehm über nordische Geschichte

und mußte, als ich wegging, versprechen wieder einmal vorzukommen (ein Ausdruck, der hier in Berlin sehr üblich ist). Noch bin ich aber nicht wieder bei ihm gewesen. Von Krauckling und G. Engelhardt, die auch mit Rühs bekannt sind, erfahre ich, daß er mit meiner Arbeit recht sehr zufrieden seyn soll, nur meiner Hypothese über die Herstammung der Kreewinen will er nicht beistimmen. Er hat gesagt, daß sie kühn sey und ihm wohl gefiele; allein dennoch nicht haltbar und daher sehe er sich genöthigt, gegen mich zu schreiben. Dieß ist mir sehr lieb, weil es mir sehr nützlich werden kann, daß ein Mann wie Rühs sich die Mühe nimmt, gegen mich, da ich noch ganz unbekannt bin, zu schreiben, und auch schon deswegen lieb, weil es ohne Bitterkeit von seiner Seite geschieht; denn gern will er meine Vertheidigung gegen seinen Angriff wieder in seiner Zeitschrift abdrucken lassen, wie er geäußert haben soll.

Den 8. Jan. a. St. brachte ich einen sehr interessanten Abend bei meinem alten trefflichen Bellermann zu. Er beschenkte mich, ehe ich wegging, mit 6 kleinen Schriften, die er eben herausgegeben hatte, und lud mich ein, in zwei gelehrten Gesellschaften sein Gast zu seyn. In der einen, der naturhistorischen, hatte ich wenig Freude, weil ich mich ein wenig verspätet hatte und daher auch der ganzen Verhandlung nur zum Theil beiwohnte. Aber höchst genußreich war mir der Abend, den ich am 15. Jan. a. St. in der Gesellschaft der Freunde der Humanität verlebte. Dieser Verein feierte grade an diesem Tage seinen Stiftungstag und es waren über 200 Personen, Damen und Männer zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Nachdem von mehreren Mitgliedern Abhandlungen verlesen waren, setzten wir uns zum Abendessen und tafelten an drei, beinahe nicht zu übersehenden Tischen bis um 12 Uhr in der Nacht. Mitunter wurde viel Wein getrunken und gesungen, selbst die ältesten Greise sangen mit, z. B. ein 60jähriger Bellermann und der ebenso alte Bode, der diesen Abend ganz ausnehmend liebenswürdig war. Von den vielen Bekanntschaften, die ich an diesem Abende machte, war mir die liebste die mit dem Staatsrathe Beck aus St. Petersburg. Der alte gute Bellermann hatte mich ihm empfohlen und stellte mich ihm auch vor. Lange unterhielt ich mich mit dem wackern Manne und mußte ihm ver-

sprechen, ihn am andern Tage recht früh zu besuchen, weil er um Mittag abreisen wollte. Natürlich ging ich hin und mußte nun mit ihm zu Alopaeus, dem Gesandtschaftssecretairen Krafft und dem Generalen d'Auvray gehen, bei denen er mich überall sehr empfahl. Er sagte mir, daß er mich deswegen zu sich gebeten hätte, um mich diesen Männern zu empfehlen; denn das könnte mir sehr helfen, versicherte er. Wirklich hat es mir aber auch Nutzen gebracht, denn der berühmte d'Auvray, der dem Wittgenstein in dem letzten Kriege so unentbehrlich war, lud mich gleich ein, ihn während seines Aufenthalts in Berlin öfters zu besuchen. Früher hatte ich ihn schon einmal bei der Recke gesprochen. — Wie sehr mich die zuvorkommende Güte von Beck erfreut hat, kann ich Euch wirklich nicht beschreiben, und das um so mehr, da ich deutlich gewahr wurde, daß er mir in diesen wenigen Stunden sogar persönlich gut wurde. Er ließ mich nicht früher weggehen, als er fortfuhr, nahm er von mir sehr herzlich Abschied und als er schon im Wagen saß, holte er noch sein Taschenbuch heraus und verlangte von mir, daß ich meine Adresse hineinschreibe, weil er mir noch einmal schreiben wollte, wie er sagte. Zugleich erbot er sich, alles für mich in Petersburg zu besorgen, wenn ich einmal von dort aus etwas brauchte. — An diesem schönen Abende wurde ich auch mit dem Chemiker Hermbstädt bekannter, als es mir bis jetzt bei Hufeland möglich gewesen war. Ehe ich noch an diesem Tage mit ihm ein Wort gesprochen hatte, trat er zu mir und lud mich sehr herzlich ein, ihn am 19. Jan. a. St. zu besuchen. Ich ging hin und fand dort eine Gesellschaft von mehr als 100 Personen. Es war mir ein recht interessanter Abend, denn ein Paar durchreisende Künstler gaben dort ein recht hübsches kleines Konzert und drauf wurde bis in die späte Nacht hinein getanzt. Auch diese Bekanntschbft ist mir recht sehr erfreulich, denn Hermbstädt ist ein in der gelehrten Welt sehr bedeutender und zugleich braver, achtungswürdiger Mann.

Da mein halbes Jahr hier in Berlin nun bald um ist, so wird es Zeit seyn, daß ich mich mit Euch, gute Eltern, über meinen Reiseplan bespreche. Ich gedenke nämlich am 26. März a. St. von hier nach Dresden abzureisen und 8 Tage daselbst zu bleiben. Von da gehe ich auf eben so lange Zeit nach Jena,

wo alle Landsleute sich zu versammeln beschlossen haben. Hier werde ich denn auch meinen guten Sahmen und Baer wiedersehen. Ersterer schrieb mir vor einigen Tagen einen recht liebevollen Brief aus Würzburg und ließ Euch alle grüßen. — Von Jena gehe ich grade nach Heidelberg und von dort nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen mit Schoultz, Sivers und H. Bergmann in die Schweiz. In diesem schönen Lande gedenke ich bis zum Oktober zu bleiben und dann wieder nach Heidelberg zu reisen, um dort noch einmal Pandecten bei Thibaut zu hören. Hier bleibe ich dann entweder ein ganzes Jahr oder auch nur ein halbes und gehe, bleibe ich nur ein halbes, noch ein Semester nach Göttingen und kehre dann nach Livland zurück. Heinrich Bergmann schrieb mir vor 14 Tagen aus Heidelberg und läßt Euch auch recht sehr grüßen. Mit vieler Liebe erinnert er sich Eurer. Er hat eine große Reise gemacht; denn er ist durch Frankreich bis an die Spanische Gränze gegangen und nachher wieder durch die Schweiz bis an die Italienische Gränze. — Auch von Benjamin Bergmann habe ich einige wenige Zeilen erhalten, die mich ganz ungemein gefreut haben. Besonders interessant war [illegible] mir durch ihn zu erfahren, daß unserem trefflichen Berg eine magnetische Cur an Fräulein Ulrich gelungen sey. Wenn Ihr Ausführlicheres hierüber wißt, so meldet es mir doch.

Und nun noch viele, viele herzliche Grüße an Euch alle, die Ihr in dem lieben Fennern seyd. Gott erhalte Euch alle gesund und mir in dem Grade Eure Liebe, wie Ihr die meinige besitzt. Noch ein Lebewohl von Eurem Euch treu liebenden

Woldemar.

Berlin, den 18. März 1816 a. St.

Die Zeit der Angst und quälenden Besorgniß ist vorüber, herzlich geliebte Eltern und Geschwister! — Fürwahr ich kann Euch das mich beseeligende Gefühl nicht beschreiben, als in den ersten Lenzestagen mich ein Brief von Euch wieder ganz glücklich machte. Merkwürdig ist mir die Ahnung, die ich einige Tage vor der Ankunft Eures Briefes hatte; ich war nämlich durch einen Traum

davon ganz überzeugt worden, daß der nächste Posttag mir einen Brief von Euch brächte. Ich legte mich eines Abends mit den quälendsten Gedanken zu Bette, — wohl manche Thräne entquoll auch dem Auge, bis der Schlaf den müden Wandersmann durchs Leben mit seinen Fesseln umstrickte. Und kaum erst erquickte der erste Schlummer mich, da schon schloß sich die Traumwelt mir auf und [illegible] schien mir, als stiege aus schwarzer Erde ein nebelgrauer Greis empor, der manch schaudererregendes Wort zu mir sprach. Dumpf tönten die Worte durch die Tiefen meines Innern und schmerzlich ward die Seele mir bewegt. Da blickte ich im schweren Traume himmelan; das rauhe Walten der Nacht hatte aufgehört und der Morgen blickte mir tröstend entgegen aus der blauen klaren Tiefe. Ruhig schlummerte ich wieder fort; des Morgens friedliches Bild blieb meiner Seele und selbst in dem kurzen Morgenschlummer erfreute mich ein tröstender Traum. Aus des Aethers Bläue senkte sich ein Engel zu mir hernieder, drückte sanft meine Hand, blickte mit seinem großen blauen Auge mich freundlich an und sprach: „Höre auf zu klagen, Armer, das Maaß deiner Leiden ist voll und aus den Leiden werden dir hohe Freuden erwachsen." So sprach der Engel tröstend zu mir und entschwand. Voll heitrer Ruhe erwachte ich zum zweiten Male; schnell kleidete ich mich an und eilte in die freie Natur, um mich ganz mir selbst zu überlassen. Jetzt blieb ich heiter und war in dieser Stimmung allen meinen Freunden ein Räthsel. „Nun, wahrhaftig," sagte der eine zu mir sogar, „die Falten von Deinem Gesichte sind so schnell verschwunden, daß ich glauben muß, der Frühling hat sie ausgefüllt, oder Du hast frohe Nachrichten von Hause." Noch nicht, war meine Antwort; aber morgen bekomme ich welche. „Woher weißt Du denn das?" fragte er mich, ein wenig verwundert. Ich erzählte ihm meinen Traum. Er verlachte mich darüber und ich antwortete ihm nur darauf: „Nun, Du wirst es sehen, morgen habe ich frohe Nachrichten von Hause." Und wirklich erschien auch den andern Tag der Postillon in meiner Stube und sagte: „Ich bitte mir die 8 Groschen aus, die Sie mir versprochen haben; hier ist ein Brief aus Rußland." Mit einem so furchtbaren Geschrei sprang ich von meinem Sitze auf und lief mit dem Briefe in der Stube umher, daß durch die

eine Thüre Hartung und Krauckling ganz erschrocken erschienen und durch die andere die gute Professorin Schlosser mit ihrer Tochter. „Herr Gott, was ist denn vorgefallen," fragten mich alle ganz bestürzt. „Nicht, nichts," war meine Antwort, — und mit diesen Worten tobte ich weiter, wobei ich ganz entzückt ausrief: „Ein rothgesiegelter Brief, ein rothgesiegelter Brief." An das Lesen der theuren Zeilen dachte ich so wenig, daß Krauckling den Brief erbrach und ihn mir offen hingab. Mit Freudenthränen im Auge durchlief ich ihn mit flüchtigem Blick, aber auch so flüchtig, daß ichs erst am andern Tage gewahr ward, daß ich diesen lieben lieben Brief ganz falsch verstanden hatte. Nur das, daß ihr alle gesund wart, wußte ich, und darüber freute ich mich so innig, daß ich — — einer Ohnmacht nahe kam. Viele Tage habe ich den theuren Brief immer am Herzen getragen und war von dem Inhalt desselben so voll, daß ich Euch nicht früher als jetzt schreiben konnte. Und nun ist die Zeit, die ich in Berlin noch bleibe, so kurz, und die Besorgungen haben sich so sehr gehäuft, daß ich Euch nur diese wenigen Zeilen schreiben kann, die Euch aber einen recht herzlichen Dank für Eure mir erwiesene Liebe bringen und Euch sagen sollen, daß ich mich durchaus ganz wohl befinde und daß ich froh und glücklich bin. Aber, wie gesagt, mehr erwartet dieses Mal von mir nicht; denn schon übermorgen verlasse ich Berlin und reise mit unseres Nybers Bruder den übrigen Landsleuten nach Jena nach. Von dort gehe ich mit Rapp nach Dresden und treffe mit meinen lieben Freunden Straus und Kupffer zusammen. Ersterer geht mit uns nach Heidelberg; Kupffer aber, in dem ich einen höchst trefflichen Menschen kennen gelernt habe, geht von Weimar aus nach Berlin zurück. Was werde ich Euch, herzlich geliebte Eltern, nicht alles von dieser Reise zu melden haben? An die meisten bedeutenden Männer, die ich auf dieser Tour treffe, habe ich von Schmalz, Savigny, meinem väterlichen Freunde Tiedge und der himmlischen Elisa, die Euch alle wieder herzlich grüßen lassen, Empfehlungsschreiben, — selbst an den großen Goethe. Nun Ihr werdet es durch den Defect, den Eure Casse erleiden wird, gewahr werden, daß mein erster Brief aus Heidelberg — eine wahre Abhandlung seyn wird. Ich habe Euch noch so vieles zu melden; noch habt Ihr, gute

Eltern, ja nichts von der letzten, gewiß sehr bedeutungsvollen und glücklichen Zeit meines Aufenthaltes in Berlin erfahren, noch nichts von den neuen Bekanntschaften, die ich hier wieder gemacht habe. Dann sollt Ihr auch durch eine ganz eigene, gedruckte Broschüre die edle Elisa genau kennen lernen; denn schon lange arbeite ich an diesem Denkmale, das ich der großen Frau setzen will. Es ist vollendet und liegt jetzt bei Vater Tiedge zur Durchsicht. Auch sollt Ihr dann die von mir herausgegebene kleine Schrift über Heidelberg erhalten. Meldet es doch dem guten Andreas Löwis, daß das Büchelchen erschienen und hier in Berlin vielen Beifall findet. Grüßt ihn auch recht herzlich und innig von mir. Dieses Mal, gute theure Eltern, müßt Ihr schon mit diesem corrupten Briefe von mir vorlieb nehmen; aber recht bald sollt Ihr einen vernünftigeren erhalten, das verspreche ich Euch, — einen ganz vernünftigen bekommt Ihr aber erst aus Heidelberg, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich einen Brief von Euch daselbst vorfinde. Die Adresse macht wie gewöhnlich; nur schreibt statt Berlin — nach Heidelberg über Berlin. Auch bitte ich Euch, noch folgende Worte hinzuzufügen: „Es wird recht sehr gebeten, diesen Brief so lange auf der Post aufzubewahren, bis der Eigenthümer sich meldet.“

Dresden, den 19. April 1816 a. St.

(Der erste Theil dieses Briefes schildert die wenig interessante Reise von Berlin bis Naumburg. Ich hebe aus derselben nur einen Theil der Schilderung von Halle heraus: „Die bedeutendste Stadt, in die ich jetzt zunächst kam, war Halle — ein Ort, der mir durchaus garnicht gefallen hat. Er liegt in einer großen fruchtbaren Ebene, und um so unausstehlicher ist es für den Reisenden, hier die Bemerkung zu machen, daß fast jeder Mensch, den er gewahr wird, ein Bettler ist. Selbst in der Stadt ist die Polizei so schlecht, daß man in Gefahr kommt, von solchen Menschen aus dem Wagen gerissen zu werden. Auch die Bauart Halles hat nichts freundliches. Die Häuser sind größtentheils alle nur von Fachwerk und so über einander gethürmt, daß die höchst

baufälligen obern Etagen oft eine Elle über die untern hervorragen und mit dem Einsturz drohen: die Straßen sind eng, schief, krumm und schmierig und in denselben treibt sich zu jeder Tageszeit das liederlichste Gesindel umher. — So viel weiß ich, daß ich in dieser Stadt nicht todt seyn wollte!" — Weiter unten fährt der Verfasser fort:)

In Naumburg blieben wir eine Nacht und eilten am andern Tage so früh als möglich fort, um bei Zeiten in Jena zu seyn. Hier langten wir denn auch schon zu Mittag an und ich traf hier folgende meiner Landsleute vor: Ulmann, Dullo, Hollander, Sivers, Grünwaldt, Engelhardt, Dyrsen, Weisse, Ramm, Asmuth, Sahmen, Hedenberg, Stoffregen, Pander, Feuerabend, Rapp, Baer, Stegmann, Bosse, Gohr, Wilpert, Schmölling, Straus, Schoultz, Fock, Albanus, Sengbusch und außer diesen nachfolgende Freunde meiner Landsleute, lauter brave Jenaische Burschen: Schröder, Horn, Hartog, Rus und einen fidelen Preußischen Officier Krüger. Es sey genug, daß ich Euch die Namen dieser innig mit einander verbundenen Menschen genannt habe und daß ich Euch sage, daß wir auf die mannigfaltigste Weise 10 Tage mit einander verlebt haben. Ueber diese, die zu den glücklichsten meines ganzen Lebens gehört haben, sollt Ihr etwas recht ausführliches später erhalten, das Euch gewiß viele, viele Freude machen wird. — Vom Morgen bis zum Abend liefen wir in den schönen Umgebungen Jenas umher und waren in jeden Dorfe und Städtchen willkommene Gäste. Die Bewohner Jenas und der um die Stadt liegenden Dörfer sind im Stande für Studenten ihr Leben hinzugeben. — Gott, es war eine schöne Zeit, die jetzt vorübergeeilt ist, und nie nie kann sie so schön und freundlich wiederkehren! — — Von den Gelehrten Jenas habe ich kennen gelernt den Philologen Eichstädt und den Mineralogen Lenz — Gesehen habe ich außer diesen den Naturphilosophen Oken, den Theologen Schott und nur sehr flüchtig den herrlichen Schubert, der als Durchreisender in Jena war. Sahmen, der gute alte unveränderte Sahmen hat ihn kennen gelernt. —

Von Jena reiste ich allein mit der ordinären Post über Naumburg und Merseburg nach Leipzig. Naumburg kannte ich schon und durch Merseburg zu kommen war mir interessant, obgleich

ich den Ort eigentlich nur von der Außenseite kennen lernen konnte. Aber interessant war es mir doch immer, in dem Bischofssitz des alten verdienstvollen Ditmar von Merseburg zu seyn und das berühmte Bier in seiner Heimath trinken zu können, von dem ich Euch aber mit gutem Gewissen sagen kann, daß ich es sehr schlecht gefunden habe, obgleich der Posthalter sich sehr freute, mir grade jetzt sehr schönes vorsetzen zu können. Von Merseburg kam ich nach Leipzig, wo ich drei Tage blieb, die mir aber höchst merkwürdig sind und die durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände vielleicht einst auf mein künftiges Leben sehr einflußreich werden können. Ohne auch nur einem Menschen bekannt zu seyn, kam ich in diese freundliche Stadt, die noch sehr sichtbar die Spuren des Krieges an sich trägt, und schon nach wenigen Stunden war ich so bekannt, daß ich 8 Tage hätte dort bleiben können, ohne auch nur ein einziges Mal zu Mittag oder zu Abend in meiner Wohnung speisen zu müssen. Elisa hat viel an mir gethan! Gott vergelte es ihr, der edlen, der großen Frau, — nur er kann es, ich nicht. Meine Reisebemerkungen werden Euch einiges Licht geben, aber vollkommen klar kann Euch erst bei meiner Rückkehr alles werden. Ich bin von so guten, trefflichen Menschen umgeben, daß ich durchaus auch nicht das geringste Verdienst habe, wenn ich auch gut werden sollte. — „Aber wer führt dir so viele gute Menschen zu", werdet Ihr, meine Aeltern, fragen. Ich antworte Euch darauf nur mit einem Namen, der aber alles in sich schließt, — er heißt: „E l i s a". Ueberall bin ich von ihr empfohlen worden, ohne es zu wissen. In ihren Briefen nennt sie mich immer den Sohn ihres Herzens oder auch ihren jungen Freund, den sie wie ihren Sohn liebt. — Gott! es ist ein herrliches Weib, die edle Sängerin der Religion. Mit Dankbarkeit und inniger Rührung werde ich noch ihre Asche segnen! — Möge sie zum Wohl der Menschheit noch recht lange leben. Aber ich befürchte das Gegentheil, denn sie ist sehr kränklich. — Als ich den letzten Abend in Berlin bei ihr war, gab sie mir noch eine Beschreibung ihres Lebens, mit den Worten: „Diese Kleinigkeit gebe ich Ihnen als einen Beweis meiner mütterlichen Liebe. Reisen Sie glücklich und erkälten Sie sich nicht!" — Und was Elisa nicht für mich thun kann, das thut Tiedge, der Sänger

Gottes und der Unsterblichkeit, in ihrem Geiste, und beglückt mich zugleich mit seiner herrlichsten Liebe. Sehe ich Euch wieder, Ihr Aeltern, die Ihr mir das größte Glück der Erde gewährt, und Euch, meine geliebten Geschwister, ich werde Euch so manches erzählen können, das manche Thräne Eurem Auge entlocken soll.

Von Leipzig fuhr ich über Meißen nach Dresden, wo ich auch wieder durch Elisa bekannt war. Aber hier mache ich von ihren Empfehlungen weniger Gebrauch, denn ich fühle mich zu glücklich bei dem guten Onkel Krüdener und seiner trefflichen Minna. — Täglich fahren wir in die schönsten Theile der Sächsischen Schweiz und sind unbeschreiblich glücklich im Genusse der Naturschönheiten. Durch solche Lustpartiheen und mannigfaltige Ueberraschungen nehmen diese beiden trefflichen Menschen, die wie Engel mit einander leben, meine Zeit aber auch so sehr in Anspruch, daß ich es nur mit Mühe durchführe, täglich die schönen und merkwürdigen Kunstschätze Dresdens zu besuchen. — Morgen kommt Elisa hier an; die will ich noch durch meine Anwesenheit in Dresden überraschen und dann gehe ich über Würzburg, wo ich einige Tage bei Baer bleibe und von wo ich Euch vielleicht wieder schreibe, nach Heidelberg.

Bis an das Ende der vorigen Seite hatte ich, meine geliebten Aeltern, eben geschrieben, als ich durch die Ankunft eines neuen Landsmanns überrascht wurde. Es war der ältere Bursy, der jetzt nach Wien reist. Kaum war Bursy in meine Stube getreten, so kam auch der gute Bauder, der mein Reisegefährte bis Würzburg sein wird, und gleich nachdem dieser liebe Freund bei mir angelangt war, kam auch der gute Onkel Krüdener, der mir eben aufgetragen hat, Euch herzlich von ihm zu grüßen. — Diese Besuche haben mir viele Zeit geraubt und bestimmen mich, schon jetzt meinen Brief an Euch zu schließen, den ich sonst noch sehr lange hätte fortsetzen können. — Findet Ihr, gute Aeltern, daß diese Zeilen an Euch confus geschrieben sind, so schiebt nicht alle Schuld auf mich, sondern einen Theil derselben auch auf meinen Landsmann Kamm, der zu Mittag abreisen will und sich unaufhörlich in meiner Stube umhertummelt.

(Schluß folgt.)



Kunstbriefe.

XI.

Je häufiger man internationale Kunstausstellungen besucht, zumal als Berichterstatter, der prüft und sichtet und vergleicht — desto unaufhaltsamer drängt sich Einem die Frage auf: wozu eigentlich? d. h. wozu eigentlich werden sie veranstaltet?

Das Jahrhundertende, in dem wir jetzt stehen, ist so recht ein Zeitalter der Ausstellungen. Die riesige Entwickelung des Völkerverkehrs allein aber erklärt diese Erscheinung gewiß nicht. Es kommen auch noch andere Faktoren und Elemente unseres zeitgenössischen Lebens in Betracht, das u. A. einen geradezu erstaunlichen Wettbewerb, Erwerbsneid u. s. w. gezeitigt hat. Der Markt ist die große Losung, auch auf dem Gebiete des Dienstes des Schönen.

Von diesem Standpunkte aus versteht man gewiß auch die vielen internationalen Kunstausstellungen der letzten 20 Jahre. Und zu verstehen sind sie eigentlich — in Anbetracht ihrer raschen Aufeinanderfolge und theilweise gar Gleichzeitigkeit — überhaupt nur von diesem Standpunkte aus.

Läßt sich denn annehmen, daß von Jahr zu Jahr in den bildenden Künsten eine fortschrittliche Entwickelung, ja auch nur eine Aenderung der Anschauungen möglich wäre? Doch wohl ganz gewiß nicht. Das macht sich, selbst in unserer so unheimlich schnellebigen Zeit, immer höchstens nach einer Reihe von Jahren bemerkbar. So besteht z. B. zwischen der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in der deutschen Reichshauptstadt und

der von 1886 zweifellos in Bezug auf das Was? und Wie? in Malerei und Skulptur ein augenfälliger Unterschied, denn seitdem hat die „alte“ Richtung, d. h. was heute so genannt wird, so ziemlich abgewirthschaftet. Auch die Münchener Ausstellung von 1888 unterschied sich noch recht merklich von der heutigen Berliner Jubiläums-Ausstellung. Was damals neu war, zum Theil als eine Offenbarung betrachtet wurde — heute hat sich selbst das Publikum längst schon daran gewöhnt, und manches ist zudem bereits gewichen, oder wenigstens im Begriff Anderem Platz zu machen. Aber seit der letzten internationalen Ausstellung in Berlin, der von 1891, sind sich doch wohl Stoff und Ausdrucksmittel in allen Ländern so ziemlich gleich geblieben. Dabei ist nicht zu übersehen, daß ja seit mehreren Jahren bereits in allen größeren Kunstzentren alljährlich die großen genossenschaftlichen Ausstellungen ebenfalls mehr oder weniger einen internationalen Charakter tragen, selbst wenn sie gar nicht als solche angemeldet und angelegt sind. Zum Beispiel die vorjährige Berliner Ausstellung. Sie war offiziell auch keine internationale, es aber thatsächlich in gewissem Sinne sogar mehr, als die im Mai dieses Jahres im Glaspalast beim Lehrter Bahnhofe eröffnete: manche Staaten hatten sich reger, jedenfalls aber besser betheiligt, als jetzt.

Und wie langathmig und prunkhaft ist der Titel der diesjährigen Ausstellung, man muß ordentlich Luft schnappen, um ihn anstoßlos herzusagen: „Internationale Kunst-Ausstellung, Berlin 1896, zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der königlichen Akademie der Künste.“

Noch hatte eben jede internationale Kunstausstellung zu Berlin einen besonderen Ehrungszweck. Die erste fand gerade vor zehn Jahren statt und galt dem hundertjährigen Gedenktag der ersten akademischen Ausstellung überhaupt, die ja in einer für die Berliner Akademie sonst sehr trüben Zeit auf Betreiben des Ministers v. Heinitz i. J. 1786 veranstaltet wurde. Ins Jahr 1891 fällt die zweite. Sie sollte das 50jährige Jubiläum des Vereins Berliner Künstler verherrlichen helfen. Den Ehrenzweck der dritten und jüngsten giebt der soeben angeführte Titel an. Daß aber immer ein besonderer Ehrungszweck mit solchen Ausstellungen

verknüpft wird, will mir, wie gesagt, sehr bezeichnend erscheinen. Nein, als ob die Veranstalter selbst meinten: an und für sich ist die Sache wirklich recht zwecklos.

* * *

Abgesehen natürlich von dem unzweifelhaften Kunstgenuß, den man ja auch auf solchen Ausstellungen findet, obzwar er Einem recht erschwert wird — gelangt man auch heuer nach vieltägigem Umherziehen durch die endlose Reihe von Sälen und Kabineten zu keiner anderen Ueberzeugung und Frage, als: „wozu der Lärm?"

Neues bringt uns die Ausstellung nichts, gar nichts. Es sei denn, was wir schon im vorigen Jahr hier, vor zwei Jahren in München und Paris bemerken konnten, daß nämlich immer stärker ein Zug der Reaktion gegen nakten Naturalismus sich geltend zu machen beginnt, Hand in Hand mit einer Neigung zum Symbolischen und Mystischen in Vorwurf und Behandlung.

Vielleicht gab's am Ende auch irgend wo wirklich etwas Neues, aber in der ungeheuren Masse ging es unter. Das ist der Fluch dieser internationalen Kunstausstellungen — die Masse der Kunstwerke, die sich gegenseitig behindern und todtmachen und bei dem Durchschnittsbesucher nur ein Sammelsurium von Farbenflecken hinterlassen, eine Riesenpalette, die sich rasend schnell um die eigene Achse dreht, ein toll hinwirbelndes Kaleidoskop. Nur der Kundige mag sich in diesem Gewirr zurechtfinden und auch der bloß sehr schwer und mit großen körperlichen und geistigen Mühen. Vielleicht erleben wir noch einmal einen Umschwung auf dem Gebiete internationaler Kunstausstellungen, einen Umschwung im Interesse der Kunstpflege und des Kunststudiums. Dann werden sie vielleicht nur — nun sagen wir höchstens alle sechs Jahre stattfinden; dann auch wird man sich vielleicht zur Erkenntniß durchgerungen haben, daß nicht die Quantität es macht und man wird aus jedem Lande, je nach seiner Bedeutung für Kunstpflege und Entwickelung, nur eine ganz beschränkte Zahl von Kunstwerken zulassen, über deren Werth daheim eine strenge, wirklich unparteiische und wirklich kunstsinnige Jury zu Gericht gesessen, ehe sie hinausgelassen wurden ohne Ansehen der Akademieen

und des Autoritätenglaubens, des Namenskultus und der Klique. Dann würden wir eine internationale Ausstellung nicht von Tausenden von Kunstwerken haben, von denen 75 pCt. nur die Alltäglichkeit und das Mittelmäßige marktschreierisch illustriren, sondern Ausstellungen von bloß 6—900 Bildern, Skulpturen u. s. w., die nun wirklich das Neueste und Beste darstellen würden, was im gegebenen Zeitraum im betreffenden Lande geschaffen worden. Und sollte es dann auf solchen Ausstellungen auch noch einen „Ehrensaal“ geben, dann wäre er sicher — wie jetzt fast immer, wie auch in diesem Jahre wieder in Berlin — nicht bloß der Platz für Bildnisse hoher Protektoren und Arbeiten, die deren Geschmack am meisten entsprechen, sondern Werken würden wir dort begegnen, die lediglich mit dem Maßstabe künstlerischen Könnens gemessen wurden, eine Ruhmeshalle wäre er dann nicht der Dargestellten, sondern der schaffenden Darsteller selbst.

* * *

Doch ich muß die Konjunktive und Optative fallen lassen. Ich stehe ja im Zeichen des Indikativs und habe damit zu rechnen, was da ist, nicht mit dem, was sein könnte oder sollte ....

Daß ich mich aber gegenüber den in 92 Sälen und Kabineten untergebrachten ca. 4500 Kunstwerken auf Einzelnes nicht gut einlassen kann, das versteht sich von selbst. Jenen Theil der Ausstellung zudem, der dem Ganzen den Namen gegeben hat, den historischen, habe ich bereits in einem früheren Brief zu schildern gesucht. Auf Anderes wird sich gelegentlich zurückgreifen lassen, mit mehr Nutzen als jetzt, wo doch nur wenige Zeilen selbst bedeutenden Erscheinungen gewidmet werden könnten.

Daher nur einige allgemeine Bemerkungen.

Da muß denn hervorgehoben werden, daß sich Deutschlands Kunst redlich bemüht hat und am zahlreichsten vertreten ist. Ein Viertel aller Säle haben deutsche Künstler in Anspruch genommen und unter ihnen die Berliner allein gar 8 und wahrlich nicht die kleinsten und schlechtesten. Das ist ihnen aber auch zu gönnen. Sie haben sich dieses Mal tüchtig ins Zeug gelegt und bestehen in Ehren. Einige der Hauptnummern der Gesammtausstellung

entfallen gerade auf sie, in der Malerei so gut, wie in der Skulptur. Mehrere Künstler vom Klub der „XI“, den ich Ihnen einmal im Winter geschildert habe, vor Allem Ludwig v. Hofmann, dem seine römische Reise, wie einst dem jungen Goethe, klärend und festigend zum Segen geworden ist — schießen wohl den Vogel ab. Daneben kommen einige Bildhauer in Betracht, Peter Breuer, Otto Petri, Michael Lock, Max Levi, Ludwig Manzel, der gleich Hofmann Antikes und Neuzeitliches in Geist und Formen künstlerisch zu verschmelzen weiß, endlich auch Max Kruse, der das originellste plastische Werk der Ausstellung beigesteuert hat — ein durchsichtiges und von innen magisch beleuchtetes Relief, ein marmornes Schweißtuch der Hl. Veronika. Hofmann's „Idyll“, ein großes monumentales Gemälde von berückender Einfachheit und herrlicher Farbenwirkung, vergißt man nie mehr, wenn man es gesehen. Nicht von vielen Bildern dieser Ausstellung läßt sich das Gleiche sagen. Und ich kann mich doch nicht enthalten, es Ihnen hier etwas näher zu rücken: Zwei lebensgroße junge Menschenkinder, unsagbar klare Ruhe in den Gesichtszügen, auf grüner Wiese an stillem Weiher, der das Farbenspiel des Abendhimmels wiederspiegelt. Der dunkellockige Jüngling, nackt, im Grase sitzend, sinnend, träumend in die Ferne blickend; das Mädchen, nur mit einem rothen Unterrock bekleidet, wie der Jüngling in jugendlicher Kraft und Frische strotzend, das braunrothe Haar zusammennestelnd, umspielt vom Abendsonnenlicht .... Das ist Alles. Aber welch' ein Zauber in der Verschmelzung der dekorativ aufgetragenen Farbentöne; welch' Stimmung erzeugende Harmonie in dem Zusammenklang ihrer Werthe, eine weltentrückte traumhaft künstlerische Stimmung. Massig sind die weißen Wolkenballen, die am blauen, nach unten zu grünlich verblassenden Himmel stehen, ohne Rücksicht auf Einzelheiten sind die Baumgruppen geformt, hinter denen rosige Dunststreifen glimmen, mit virtuoser Einfachheit ist das Wasser behandelt — und doch welch' starke Gesammtwirkung, eine, die, wie alle wahre Kunst, uns thatsächlich vom Wust des Alltäglichen und Gewöhnlichen befreit und in höhere Sphären hinaufzieht .... Auch Franz Skarbina's „Allerseelentag“ gehört zum Besten, ebenso wie Koner's Bildniß des Prof.

A. v. Werner. Noch manches Andere ebenbürtige wäre aus den Berliner Sälen zu nennen. Aber es gilt sich bescheiden.

Trotzallebem jedoch sind unter den deutschen Sälen nicht die Berliner die hervorragendsten, sondern das sind die beiden kleinen Salons der Karlsruher. Da haben wir einmal einen einheitlichen und abgeschlossenen Eindruck. Wohl wurde seinerzeit daheim viel gezetert über die Strenge der Jury, aber dafür hat sie auch einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen. Denn da ist nichts Gewöhnliches, nichts Mittelmäßiges, Alltägliches, sondern Alles ist höchst talentvoll, künstlerisch schön durchgebildet. Man erkennt unschwer ältere Münchener Schule; jedoch sie ist verändert und vertieft worden durch Vermischung mit wohlverstandenen und feinsinnig angewandten Errungenschaften der neuesten Zeit. Und wie vielseitig zudem die kleine Künstlerschaar auftritt. Neben den herrlichen Landschaften eines Schönleber, v. Volkmann, Kampmann u. A., die Thierbilder der Weißhaupt und Julius Bergmann, die Figurenmalerei Carlos Grethe's, Tyrahn's, Karl Ritter's, R. Taetzelberger's.

Was die übrigen deutschen Kunstzentren betrifft — die Münchener „Sezession“ fehlt bekanntlich, wie ich schon berichtete — so war eigentlich das Interessanteste das geschlossene Auftreten der „Sezessionen“ von Dresden und sogar Düsseldorf. Ja, auch das alte Düsseldorf, einst unter Wilhelm Schadow, dem Sohne des großen Berliner Meisters, und auch nach ihm noch eine führende Stellung beanspruchend, dann für lange Zeit in Traditionen erstarrt, hat jetzt seine „Sezession“. Und nicht etwa bloß junge Stürmer bilden sie, sondern gerade die lautesten Künder Düsseldorfer Kunstruhms haben sich ihr angeschlossen, darunter auch unsere Landsleute Gregor v. Bochmann und Eugen Dücker, jener, der Landschaft und Figurenmalerei so innig mit einander verbindet und dabei in Bezug auf die Motive der alten ehstländischen Heimath, der Strandwiek, so schön die Treue bewahrt hat; dieser, der Sänger idyllischer Schönheit nordischer Meeresküsten. Dagegen ist der Sezession fern geblieben unser dritter Landsmann in Düsseldorf: Professor Eduard v. Gebhardt, der tiefsinnige biblische Maler, dem man seine Marotte mittelalterlicher ehstnischer Lokalfarbe gern nachsieht gegenüber der

Innigkeit und Kraft, womit er seine Stoffe erfaßt und darstellt, wie auch jetzt hier wieder in der „Auferweckung des Lazarus." Hier sehen wir eine Heilandsgestalt, wie sie auf der neulich besprochenen „Christus-Ausstellung" vergeblich gesucht wurde.

* * *

Von den ausländischen Gruppen sind die ca. 11—12 Säle und Kabinete der Skandinavier, die in reicher Fülle erschienen, ebenso sehr ein Sammelpunkt aller Kunstfreunde, wie die Ausstellung der Karlsruher. Aus einem anderen Grunde freilich. Es ist weniger das Einheitliche und die durchschnittlich sich gleichbleibende beträchtliche Höhe des Geleisteten, als vornehmlich der frische Geist, der, gepaart mit ausgesprochen nationalem Sinn, soweit es sich um die Wahl der Motive handelt und insofern der Vortrag durch Schlichtheit, die Empfindung durch Innerlichkeit sich auszeichnet — was so fesselnd wirkt. Eine ungemein pikante Verschmelzung von Pariserthum und Naturwüchsigkeit von Chic und Gemüth, von glänzender Technik und geistiger Schlichtheit — ganz so, wie es auch das Wesen des Skandinaven selbst kennzeichnet. Und dazu eine unsagbare Freude an Farben und Formen, die unbekümmert ist um den Gegenstand, die Szenerie, welche mit jenen gerade des Malers Können reizten. Manch't olles Zeug darunter — namentlich bei den Norwegern — was in den alten ästhetischen Formelkram absolut nicht hineinpaßt, manch' kühner Griff andererseits in graue Vergangenheit — Alles aber packend und fesselnd, Alles voll durchweht von frischestem Lebensathem.

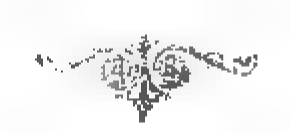
Spärlicher, als sonst und auch minder bedeutend, z. B. als noch im vorigen Jahre, sind die Franzosen, die Amerikaner, die Schotten, die Engländer, die aber, mit Ausnahme vielleicht der Franzosen, denen der Triumph von 1895 offenbar genügt, wenn auch nichts Neues, doch viel Sehenswerthes in alter Manier bieten. Als herrschende Note dabei — der melancholische Zauber, die schleierhafte, mystizirende Malweise der Schotten. Spanien und Italien bringen nun erst recht nichts Neues, allenfalls daß auf der appeninischen Halbinsel allmählich der Verismus und die „Stimmung", die dort in der Litteratur schon

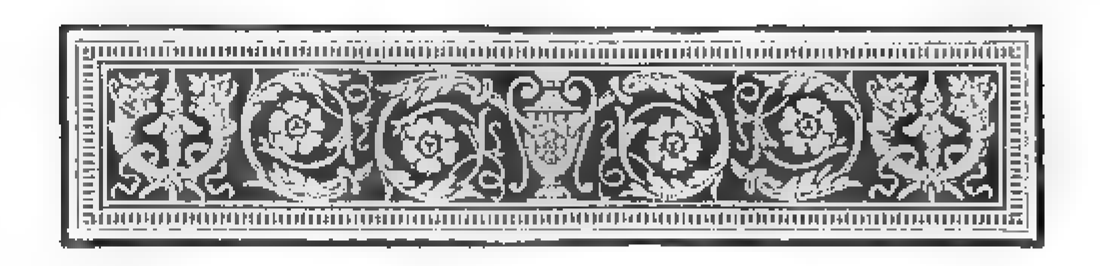
jüngst ihren Einzug gehalten, auch in der bildenden Kunst heimisch zu werden beginnen. Die allzeit ausstellungsfrohen Holländer und Belgier sind auch dieses Mal sehr zahlreich und fast durchweg sehr gut vertreten. Aber das ist man bei ihnen schon längst gewohnt von zahllosen Ausstellungen her. Zahlreich auch hat Oesterreich die Ausstellung beschickt und wie immer herrscht in dieser Gruppe ein bunter Eklektizismus, der das Ganze um individuelleres Gepräge bringt. Neu sind die Portugiesen und die Schweizer. Beide Völker haben aber natürlich nur wenige Bilder gesandt. Dafür begegnen wir im Kabinet der Schweizer einem neuen Böcklin, der jedoch in seinem „Jagdzuge der Diana" leider weder die alte Kunst, noch den gewohnten Farbenreiz, noch endlich den üblichen Schwung der Phantasie zeigt. Hoffentlich ist's nur ein Intermezzo, keine Etappe .... Und nicht weit davon, in der historischen Abtheilung, da sind sein gewaltiger „Prometheus", seine ergreifende „Pietà", seine entzückende „Venus-Geburt" zu sehen!

Die Slaven sind, wie immer, getrennt erschienen: hier die leidenschaftlichen, unruhigen, zumeist unter Pariser Einfluß stehenden Polen, dort die weichen, träumerischen, stets von warmem Heimathsgefühl erfüllten, frisch aufstrebenden Russen, die aber leider hier nicht so gut, namentlich nicht so vielseitig vertreten sind, wie wohl möglich gewesen wäre, hätten nicht die Krönungsfeier in der alten Zarenstadt und die große Ausstellung in Nishni-Nowgorod vermuthlich ablenkend gewirkt ....

Berlin, im August.

J. Norden.





Litterarische Streiflichter.

Die großen deutschen Historiker sind jetzt alle dahingegangen, es fehlt der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung gegenwärtig an einem anerkannten Oberhaupte. Namentlich die politische Geschichtsschreibung ist seit dem allzufrühem Tode H. v. Treitschkes ganz verwaist, sie, die ohnehin schon seit 1871 ihre frühere dominierende Stellung allmählich eingebüßt hat. Es ist das begreiflich und erklärlich, da die nationalen Ziele, für die sie wirkte, jetzt erreicht sind, die politischen Ideen, die sie vertrat, verwirklicht sind. Seitdem zuerst K. W. Nitzsch die Bedeutung der wirthschaftlichen Verhältnisse für das Verständniß der deutschen Geschichte im Mittelalter energisch geltend gemacht, drängt die Behandlung wirthschaftlicher und sozialer Erscheinungen in der Vergangenheit die Beschäftigung mit den verfassungsgeschichtlichen Fragen immer mehr zurück. Eine neue Richtung, ganz auf dem Boden der Wirthschaftsgeschichte stehend und von ihr ausgehend, wendet sich gegen den Standpunkt überhaupt, von dem aus bisher die Geschichte aufgefaßt und behandelt worden ist, also gegen Ranke selbst und nicht weniger gegen Treitschke; sie erstrebt die Begründung der Geschichtswissenschaft als einer induktiven Wissenschaft mit naturwissenschaftlicher Methode. Der eigentliche Vertreter dieser Richtung ist Professor Karl Lamprecht in Leipzig; in seiner viel gelesenen und bewunderten, aber auch scharf angegriffenen deutschen Geschichte kommen seine Anschauungen und seine Methode

zur vollen Durchführung. Der Widerspruch der Anhänger Rankes und Treitschkes, überhaupt aller derer, welche die bisherige Behandlung der geschichtlichen Probleme für die richtige halten, konnte natürlich nicht ausbleiben und hat zu energischen Angriffen auf Lamprechts Methode und Anschauungen geführt. Lamprecht ist darauf die Antwort nicht schuldig geblieben, in einer vor kurzem erschienenen Schrift: Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft*) vertheidigt er nicht nur mit Nachdruck seine Anschauungen und seine Methode, sondern richtet auch einen nachdrücklichen, sorgfältig begründeten Angriff gegen Rankes Ideenlehre, d. h. gegen Rankes ganze Auffassung von den in der Geschichte wirksamen, sie bewegenden Kräften. Wir haben die Schrift mit lebhaftem Interesse gelesen, es kommen darin die wichtigsten prinzipiellen Fragen der Geschichtsauffassung und des Betriebes geschichtlicher Forschung zur Sprache, Lamprecht vertheidigt seinen Standpunkt geschickt und im Einzelnen nicht ohne Glück, seine Ausführungen über die Wurzeln von Rankes Weltanschauung und geschichtlicher Auffassung sind sehr beachtenswerth; er schreibt überhaupt mit Geist und scharfer Logik. Aber wir müssen trotzdem erklären, daß er uns durchaus nicht überzeugt hat, daß wir vielmehr nach wie vor die von ihm bekämpfte Geschichtsauffassung für die allein richtige halten. Zu einer eingehenden Auseinandersetzung mit den von Lamprecht verfochtenen Gedanken und Prinzipien ist hier nicht der Ort, wir müssen uns auf wenige kurze Andeutungen beschränken. Der Aufschwung der Wirthschaftsgeschichte, um sie kurz so zu nennen, in der Gegenwart ist gewiß eine berechtigte Reaktion gegen die Verkennung der materiellen Faktoren im Völkerleben bei den früheren politischen und universalhistorischen Geschichtsschreibern; sie ist eine nothwendige Erscheinung in unserer Zeit, die so ganz von sozialen und ökonomischen Fragen erfüllt ist. Aber sie schießt nun weit über das Ziel hinaus, wenn sie noch viel einseitiger als die frühere idealistische Geschichtsauffassung, alle historischen Erscheinungen mehr oder weniger auf materielle Grundlagen und Voraussetzungen zurückführen will. Die Wirthschaftshistoriker kommen dabei bewußt oder unbewußt dem

*) Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 1 M. 60 Pf.

gegenwärtig vorherrschenden praktischen Materialismus entgegen, der ja leider auch auf die Wissenschaften nicht ohne Einfluß gewesen ist. Lamprecht protestirt zwar entschieden dagegen, daß man ihm eine materialistische Weltanschauung zuschreibe, und bezeichnet seine Geschichtsauffassung als evolutionistisch. Indem er aber alle teleologische Weltanschauung verwirft und für das einzig richtige Prinzip der Erklärung geschichtlicher Dinge das kausale erklärt, gehoben durch die Hilfe der statistischen Methode, und seine kausale Methode als die wahrhaft wissenschaftliche bezeichnet, erscheint seine Geschichtsauffassung doch als praktischer Materialismus. Lamprecht meint freilich, es handle sich bei dem Gegensatz zwischen ihm und den Schülern Rankes nur um eine Verschiedenheit der Methoden, aber indem er erklärt: es kann keinen wahrhaft wissenschaftlichen Betrieb der Geschichte geben, der sich abhängig dächte von den Voraussetzungen irgend welcher Weltanschauung, bringt er selbst den fundamentalen Unterschied zwischen seiner und der bisherigen Geschichtsbehandlung zum Ausdruck. Lamprechts Satz steht auch mit den bisherigen Erfahrungen und den Thatsachen in Widerspruch, denn Niebuhr und Ranke, Momsen und Treitschke, Dahlmann und Sybel, Macaulay und Carlyle haben alle eine sehr bestimmte Weltanschauung gehabt und doch das Bedeutendste geleistet. Jene Aeußerung hat ihren Grund in Lamprechts Ueberzeugung, daß die Geschichte eine induktive Wissenschaft sei wie die Naturwissenschaften; bei der Untersuchung und Beschreibung eines Käfers, einer Pflanze, bisher unbekannter Meerquallen kommt die Weltanschauung des Forschers allerdings nicht in Betracht. Hier aber ist grade der Punkt, wo sich die Anschauungen entgegenstehen. Nach unserer festen Ueberzeugung ist die Geschichte eine Geisteswissenschaft und wird es allezeit bleiben, die Anwendung der induktiven Methode wird bei ihr nie zum Ziele führen. Der Fehler der neuen Geschichtsbehandlung und Geschichtsauffassung ist der, daß sie die auf dem Gebiete der sozialen und wirthschaftlichen Erscheinungen mit Erfolg geübte Methode einseitig auf das der politischen und Individualgeschichte überträgt; sie sieht sich genöthigt die menschliche Willensfreiheit, diese Grundvoraussetzung alles sittlichen Handelns und aller moralischen Zurechnung, zu verneinen oder wenigstens dahingestellt sein zu lassen. Im Grunde

nähert sich diese neue Geschichtsbehandlung mit ihrer kausalen Methode und ihrem Bestreben alle Geschichte rationell zu erklären den Anschauungen Buckles. Sie steht im schärfsten Gegensatz zu Rankes ganz idealistischer Geschichtsauffassung; dessen Ideenlehre charakterisirt und bekämpft denn auch Lamprecht in dem Hauptabschnitt seiner Schrift. Von einer „Ideenlehre“ Rankes kann wohl nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein, da Ranke nicht systematischer Philosoph war und alle seine dahin gehörigen Aeußerungen nur gelegentlich gethan hat; dabei ist auch auf die verschiedenen Zeiten zu achten, aus denen sie stammt. Es ist ein wahrer Genuß, den man beim Lesen der hier zusammengestellten tiefsinnigen Gedanken eines der größten, und in seiner Art einzigen Meisters in der Historie empfindet. Lamprecht weist dann scharfsinnig nach, wie Rankes Weltanschauung auf einer sehr eigenartigen Verbindung des von Jugend auf tief in ihm eingewurzelten lutherischen Glaubens, des am Anfange des Jahrhunderts herrschenden Kosmopolitismus und des Einflusses der Identitätsphilosophie beruht. Rankes Grundgedanke ist, daß die geschichtliche Welt nicht aus sich selbst erklärbar, daß das Irrationelle das geschichtliche Agens ist; die leitende und bewegende Kraft der Geschichte liegt außerhalb dieser Welt. Wenn Lamprecht Rankes Geschichtsauffassung als Mystizismus bezeichnet und seinen Standpunkt als den des persönlichen Glaubens kennzeichnet, so hat er im Wesentlichen recht. Wenn er aber durch den Nachweis der konstituirenden Elemente von Rankes Ideenlehre ihre Unhaltbarkeit nachgewiesen zu haben meint, so irrt er unserer Ansicht nach durchaus. Die universalhistorische Auffassung hat neben der nationalen auch heute noch ihre volle Berechtigung in der Wissenschaft und daß die große Geistesarbeit der Identitätsphilosophie und der andern gewaltigen philosophischen Systeme in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts völlig nutzlos und nichtig gewesen sei, ist wohl die heute herrschende Meinung, wo man alle Metaphysik als Unding und Unsinn betrachtet, aber keineswegs noch das endgiltige Urtheil der Geschichte. Daß endlich Rankes religiös-christlicher Standpunkt auch heute noch vollberechtigt ist, versteht sich für unsere Anschauung von selbst. Modifikationen der Geschichtsanschauung Rankes, Ergänzungen im Einzelnen sind dabei nicht

ausgeschlossen; daß er die materiellen Kräfte und Einflüsse neben den geistigen im Leben der Völker nicht genug beachtet und gewürdigt, kann bereitwillig zugestanden werden. Aber seine Weltanschauung im Ganzen scheint uns durch Lamprechts Angriff durchaus nicht erschüttert. Doch selbst angenommen, daß er die Unhaltbarkeit von Rankes „Ideenlehre“ bewiesen hätte, so würde daraus doch nur folgen, daß das bisherige Prinzip, die bisherige Auffassung der idealistischen Geschichtsbehandlung sich nicht weiter aufrecht erhalten lasse, keineswegs aber, daß diese selbst falsch sei, sie wäre dann nur genöthigt eine neue Grundlage für ihre Anschauungen zu schaffen. Lamprecht hat allerdings nicht so unrecht, wenn er meint, den Jungrankianern (keine schöne Wortbildung!) fehle die Mystik der Meisters und damit einer der Faktoren seiner Weltanschauung; auch Rachfahl, der Hauptgegner Lamprechts, nähert sich mit seiner Hoffnung auf die Begründung einer wahrhaft wissenschaftlichen Psychologie, die ein werthvolles Mittel der historischen Erkenntniß sein werde, unseres Erachtens gar zu sehr dem gegnerischen Standpunkt. Auf Lamprechts Auseinandersetzungen mit Rachfahl einzugehen, unterlassen wir; er scheint uns wider seinen Gegner oft mit Glück zu polemisiren. Aber wenn er ihn auch vollständig widerlegt hätte, so wäre das doch nur ein Sieg über einen einzelnen ihrer Vertreter, nicht über die idealistische Geschichtsauffassung selbst. Der Kampf zwischen der evolutionistischen Geschichtsbehandlung der Wirthschaftshistoriker und der politisch-idealistischen Geschichtsauffassung wird noch lange fortdauern, wir glauben sogar, daß die ersteren zeitweilig das Uebergewicht erlangen werden. Aber daß zuletzt doch die idealistische Geschichtsbehandlung den Sieg behalten wird, davon sind wir fest überzeugt. Lamprechts Schrift ist für Alle, die sich darüber orientiren wollen, worum es sich in diesem Kampfe eigentlich handelt, ein empfehlenswerthes Hilfsmittel, das allerdings mit Kritik gebraucht werden muß.

Eine umfassende, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende deutsche Geschichte, die nicht blos in Umrissen sich hält, sondern auf das Einzelne eingeht, zu schreiben, übersteigt bei dem gegenwärtig immer mehr überhandnehmenden Spezialismus die Kraft auch des fleißigsten und arbeitsamsten Historikers; nur durch die Verbindung einer Anzahl von Forschern zu gemeinsamer Arbeit

oder durch eine Reihe von unabhängigen, sich ergänzenden Monographieen verschiedener Verfasser hält man die Aufgabe für lösbar. Bruno Gebhardt hat den ersten Weg eingeschlagen, Onckens allgemeine Weltgeschichte und die bei F. A. Perthes in Gotha erscheinende Geschichte der europäischen Staaten haben den anderen gewählt; treffliche Arbeiten enthalten beide Sammlungen. Zu ihnen gesellt sich in würdigster Weise die treffliche Bibliothek deutscher Geschichte herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst, welche die Mitte hält zwischen streng gelehrter und populärer Darstellung. Es sind bereits mehrere Bände dieser Sammlung erschienen, jetzt liegt ein neuer abgeschlossen vor: E. Mühlbacher, deutsche Geschichte unter den Karolingern *). Die Geschichte der Karolinger in Deutschland bietet der Darstellung nicht geringe Schwierigkeiten, sie hat zwar in der Person und Regierung Karls des Großen einen glänzenden Mittelpunkt, aber die Geschichte seiner Nachfolger ist so verwickelt und zum Theil so unerquicklich, daß es kaum möglich scheint den leitenden Faden in diesem Gewirr von Begebenheiten zu finden und festzuhalten. Engelbert Mühlbacher, neben B. Simson und Ernst Dümmler der vorzüglichste Kenner dieser Epoche, hat sich nach Kräften bemüht dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und es ist ihm das auch größtentheils gelungen. Nicht alle Abschnitte sind von ihm mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, den größten Raum nimmt, wie billig, die Darstellung der Regierung Karls des Großen ein. Auch Ludwig der Fromme wird eingehend behandelt; die Zeit vor Karl dem Großen wird dagegen mehr übersichtlich, aber durchaus nicht zu kurz dargestellt und ebenso werden die letzten Zeiten der Karolinger in Deutschland in gedrängterer Zusammenfassung geschildert. Die Glanzpunkte des Werkes sind die Abschnitte über Karls Persönlichkeit und Hof und über seine Gesetzgebung, in ihnen kommt die ganze Größe des gewaltigen Herrschers sowie sein machtvolles, tief eingreifendes inneres Walten anschaulich zur Darstellung. Aber auch seine Schwächen und die Schattenseiten seiner Verwaltung werden betont. Man freut sich Karls Größe und seine die Jahrhunderte beherrschende Persönlichkeit von

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 8 M.

Mühlbacher wieder voll anerkannt zu sehen, nachdem Ranke in seiner Weltgeschichte des Kaisers Bedeutung so gering angeschlagen und in ihm fast nur den Ausführer und Vollender der Gedanken und Pläne seines Vaters Pippin gesehen hat. Die Begründung des abendländischen Kaiserthums und die dabei in Betracht kommenden Momente werden von Mühlbacher lichtvoll erörtert. Bei der Behandlung der Ehestreitigkeiten Lothars II., welche dem Papstthum die Handhabe zu seinem bedeutungsvollen Vorgehen gegen die fränkische Geistlichkeit und das karolingische Königthum selbst boten, hätten wir gern eine nähere Auseinandersetzung über die Entstehung und den Zweck der pseudoisidorischen Dekretalen gewünscht. Merkwürdig, wie das in seiner ersten Periode so überaus kraftvolle, gewaltthätige Geschlecht der Karolinger zuletzt so ganz schwach, unfähig und elend endet. Mühlbachers Darstellung ist klar, einfach und übersichtlich, wenn auch nicht besonders schwungvoll und anschaulich, sie verflicht oft Stellen aus den Quellen in die Erzählung. Leider fehlt dem verdienstvollen Buche ein Register, das doch bei der Fülle der darin vorkommenden Namen und Thatsachen zum Nachschlagen geradezu unentbehrlich ist. Für ein solches würden wir gern, wenn es nicht anders ginge, die Uebersicht der Quellen hingegeben haben; der Laie wird an diesem Abschnitt doch nicht viel Interesse nehmen und für den Historiker ist er entbehrlich. Eine Stammtafel der Karolinger und eine Karte des ostfränkischen Reiches bilden den Schluß des allen Geschichtsfreunden zu empfehlenden Werkes.

Die von F. A. Perthes in Gotha vor bald 70 Jahren ins Leben gerufene Geschichte der europäischen Staaten schreitet rüstig fort. Die Namen ihrer drei auf einander folgenden wissenschaftlichen Leiter A. H. L. Heeren, W. Giesebrecht und K. Lamprecht bezeichnen ebensoviele verschiedene Phasen in der Geschichtsschreibung dieses Jahrhunderts. Nachdem die Geschichtsdarstellungen der großen Reiche Europas abgeschlossen oder durch den Tod ihrer Verfasser unterbrochen worden waren, gerieth das große Unternehmen eine Zeit lang ins Stocken. Seit Giesebrecht die Leitung der Staatengeschichte übernommen hatte, nahm sie wieder einen frischen Aufschwung. Er sorgte nicht nur für die Weiterführung der noch nicht abgeschlossenen Geschichtswerke, sondern ebenso für

die Ersetzung veralteter Darstellungen durch neue und gab dem ursprünglichen Programm der Sammlung dadurch eine Erweiterung, daß auch kleinere Länder und Staaten Aufnahme und Bearbeitung fanden. Auch nach Giesebrechts Tode hat das Unternehmen ungestörten Fortgang und der Name des neuen Herausgebers K. Lamprecht bürgt dafür, daß die Sammlung auch in Zukunft den Charakter der wissenschaftlichen Gründlichkeit behalten wird. Der neueste uns vorliegende Band der Staatengeschichte enthält die Geschichte Finnlands von Schybergson, deutsche Bearbeitung von Fritz Arnheim*). Das Original ist im Jahre 1889 erschienen, die deutsche Bearbeitung hat aber der Verfasser selbst durchgesehen und ergänzt und durch eine Uebersicht der Geschichte bis 1893 fortgeführt. Die deutsche Ausgabe ist keine wörtliche Uebersetzung, sondern eine Bearbeitung, in der die erste Periode, die katholische Zeit Finnlands, nur im Auszuge wiedergegeben ist, die spätern dagegen mehr oder weniger vollständig ins Deutsche übertragen sind; dasselbe gilt von den kulturgeschichtlichen Abschnitten des Originals. Es giebt abgesehen von dem jetzt veralteten Buche von F. Rühs schon eine Darstellung der Geschichte Finnlands in deutscher Sprache, Yrjö Koskinen's Finnische Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, welche 1874 erschienen ist. Der Verfasser heißt eigentlich Georg Forsmann und ist der Führer der Fennomanen. Dieser sein Standpunkt macht sich auch in dem Buche recht bemerkbar, das im Uebrigen sorgfältig gearbeitet ist und sich durch lebendige Darstellung auszeichnet. Schybergsons Geschichte hat vor der von Koskinen schon den großen Vorzug daß sie 18 Jahre später veröffentlicht wird und daher nicht nur die geschichtliche Entwickelung bis zur Gegenwart fortzuführen, sondern auch die zahlreiche, zum Theil sehr wichtige seit dem Jahre 1874 erschienene Litteratur zu verwerthen vermag; außerdem hat Schybergson auch das schwedische Reichs- und das finnische Staatsarchiv für sein Geschichtswerk benutzt. Es ist ihm dadurch möglich geworden, vieles in ein helleres Licht zu stellen, als es Koskinen zu thun im Stande war, für Anderes den wahren

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 12 M.

Zusammenhang zu finden. Schybergson ist Schwede und verleugnet seinen Standpunkt nicht, aber er schreibt unparteiisch und unbefangen, manchmal vielleicht etwas zu farblos. Die Zeit vor der schwedischen Eroberung ist nur kurz, aber alles Wesentliche hervorhebend dargestellt; hier bietet Koskinen mehr. Die weltgeschichtliche Bedeutung Finnlands beruht auf dem Jahrhunderte langen Kampfe zwischen Schweden und Rußland um die Herrschaft über dieses Land, einem Kampfe, bei dem es sich zugleich um die Vorherrschaft im Nordosten Europas und um die Herrschaft auf dem baltischen Meere handelte. Dieser Streit beginnt gleich im XIII. Jahrhundert und endet 1809 mit dem vollen Siege Rußlands. Im Innern bietet die Entwickelung Finnlands die merkwürdige Erscheinung, daß zwei verschiedene Nationalitäten, Finnen und Schweden, sich politisch zu einem Ganzen, zu einem finnischen Volk vereinigt haben. Sehr lesenswerth sind die kulturgeschichtlichen Kapitel in Schybergsons Buch, welche die Gesellschaft, Bildung und Litteratur in den verschiedenen Epochen schildern. Zu größerer Bedeutung gelangt Finnland erst seit der Reformation; für die innere Entwickelung, sowie für den Kampf der beiden nordischen Mächte ist die Zeit von 1721 bis 1809 die wichtigste, inhaltreichste. In der Schilderung dieser Periode liegt der Schwerpunkt und das Hauptverdienst von Schybergsons Werk. Sehr eingehend und belehrend ist seine Darstellung der Vereinigung des Großfürstenthums Finnland mit Rußland und der damit zusammenhängenden Vorgänge und Verhandlungen, sehr verdienstlich auch seine Schilderung der inneren Entwickelung Finnlands unter Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II., an die sich eine kurze Uebersicht der Regierungsthätigkeit Alexander III. in Bezug auf Finnland schließt. Schybergsons Buch bietet eine sehr übersichtliche Gruppirung der Thatsachen, die Darstellung ist einfach und schmucklos, bisweilen könnte sie anschaulicher sein; doch ist dieser Mangel vielleicht auf Rechnung des deutschen Bearbeiters zu setzen. Daß der Verfasser ein gründlicher, genau mit dem Stoff vertrauter Forscher ist, merkt man überall; für den Historiker ist die Anführung der wichtigsten Litteratur bei jedem größeren Abschnitte sehr erwünscht, auch fehlt es bei bedeutsamen Stellen nicht an Verweisen auf die Quellen. Um dem Leser die Benutzung und das Nachschlagen zu erleichtern, ist

alles nur Wünschenswerthe geschehen: dem Werke voraus geht eine sehr detaillirte Inhaltsübersicht und am Schluß findet sich ein sorgfältig gearbeitetes Personenregister. Wie sehr unterscheidet sich darin zu seinem Vortheil Schybergsons Geschichte von Koskinnens Buch und wie viele andere deutsche Geschichtswerke könnten sich diese Einrichtung zum Muster nehmen! Auch bei uns ist, namentlich in neuerer Zeit, ein lebhafteres Interesse für das so nahe gelegene Finnland erwacht; Schybergsons Geschichte wird jedem zur Einführung in die Kenntniß der Vergangenheit des merkwürdigen Landes und der politischen Entwickelung seiner Bewohner die besten Dienste leisten.

Der Uebersetzung des Buches von Joseph Turquan über die Generalin Bonaparte ist sehr bald die Fortsetzung: die Kaiserin Josephine, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein*) gefolgt. Dieser zweite Theil ist im Ganzen weniger pikant als der erste. Turquan beurtheilt Josephine auch hier mit derselben Härte wie früher und läßt sich nichts entgehen, was die Chronique skandaleuse jener Zeit zu ihren Ungunsten berichtet und aufgezeichnet hat, es liegt aber für diese Zeit kein so reicher Stoff mehr vor. Den größten Raum im Buche nimmt die Scheidung Napoleons von Josephine, die ihr vorausgehenden Verhandlungen und die vorbereitenden Schritte ein. Es ist sehr merkwürdig, wie viel Zuneigung Napoleon auch als Kaiser und trotz aller seiner Liebschaften immer noch für Josephine hegte und wie schwer es ihm, der sonst so rücksichtslos und brutal seinen Willen kundthat und durchsetzte, wurde seiner Gemahlin gegenüber den gefaßten Entschluß auszusprechen; wäre noch Aussicht gewesen, daß sie ihm einen Sohn schenkte, er würde sich nie von ihr getrennt haben. Auch nach der Scheidung verkehrte Napoleon mit Josephine in der herzlichsten Weise, er schrieb ihr oft und besuchte sie häufig. In den Tagen seines Unglücks und seines Sturzes zeigte auch Josephine große Anhänglichkeit an ihren früheren Gemahl. In das Hofgetriebe und in die Parteiungen unter den Gliedern der bonapartischen Familie gewährt Turquans Buch mannigfachen, wenn auch nicht eben erfreulichen Einblick.

---

*) Leipzig, Schmidt u. Günther. 4 M. 60 Pf.

Ein Buch ungewöhnlicher Art, eines derer, denen man nur selten auf dem Büchermarkt begegnet, sind die Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenaufsätze von Rudolf Hildebrand*) Wir haben diese Aufsätze, die ungleich an Umfang und Bedeutung doch alle den eigenartigen Charakter ihres Verfassers zum Ausdruck bringen, mit herzlicher Freude und tiefer Befriedigung gelesen und fühlen uns zu aufrichtigem Danke gegen den Herausgeber, G. Wustmann, verpflichtet, der sie der Vergessenheit, dem gewöhnlichen Schicksale der Zeitschriftenaufsätze, entzogen hat. Rudolf Hildebrand, Gymnasial-Lehrer und Professor an der Universität in Leipzig, war einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, der durch seine Mitarbeit und Fortsetzung des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Bewunderenswürdige Gelehrsamkeit, feines Sprachgefühl und ein ungemein lebendiger Sinn für alles Volksthümliche, alle Regungen der Volksseele, wie sie in Sprache und Sitte zur Erscheinung kommen, waren dem seltenen Manne eigen; dazu ein herrliches Gemüth von wunderbarer Tiefe, gleich empfänglich für Ernst und Scherz. Hildebrand war ein Idealist und Optimist, wie sie heute immer seltener werden, er war eine echt deutsche Natur durch und durch, ihm erschloß sich in der Betrachtung der Sprache das innerste Wesen des deutschen Geistes. Bei ihm hatte sich der Forscher nicht auf Kosten des Menschen entwickelt, er war eine liebenswürdige, frische, stets angeregte und anregende Persönlichkeit. So zeigt er sich in allen hier vereinigten Aufsätzen, jugendfrisch und hoffnungsfroh, gedankenvoll und kenntnißreich, tiefsinnig und kindlich zugleich, nur das reife Urtheil verräth, daß die Aufsätze im späteren Lebensalter geschrieben sind, es spricht aus ihnen zu uns ein Mann in weißem Haar, aber im Herzen ein Kind, wie er es selbst bezeichnet. Aus diesem Buche kann man lernen, wenn man es noch nicht weiß, was deutsch ist, deutsch im edelsten und schönsten Sinne, es ist dem Leser, der sich darin vertieft, oft, als spräche das deutsche Gemüth selbst zu ihm und offenbarte ihm seine tiefsten Geheimnisse. Hier ist nichts von der gesuchten und

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

raffinierten Geistreichigkeit modern-jüdischer Feuilletonisten, aber hier ist Geist, wahrer und echter Geist, genährt am Marke der großen deutschen Dichter und Denker, und man hat seine innige Freude an der gediegenen kräftigen Form, in die er sich kleidet. Sollen wir Einiges aus dem reichen Inhalt des Bändchens hervorheben? Vielleicht der schönste Aufsatz darin ist: Trauer und Treue, geschrieben unmittelbar nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I.; man liest ihn immer wieder mit Erhebung und Wehmuth. Sehr schön und tief ist auch der Aufsatz: Gute alte Zeit und Fortschritt, in dem Hildebrand lebhaft für das Recht, die gute alte Zeit zu preisen, in ihr ein anspornendes Ideal zu sehen, eintritt. Höchst inhaltreich und große Gelehrsamkeit bekundend ist der umfangreichste Artikel der Sammlung, der den Titel: „Prophezeihungen" führt. In ihm werden die Verkündigungen und Hinweisungen auf eine Erneuerung des römisch-deutschen Reiches von alter Zeit her aufgeführt und gedankenvoll erläutert; auch die Stimmen der Sehnsucht nach einem großen mächtigen Reich aus neuerer Zeit werden nicht vergessen. Was Hildebrand hier über Goethe's Haltung der nationalen Erhebung und den nationalen Bestrebungen gegenüber sagt, ist vortrefflich. Auf seinem eigensten Gebiete ist Hildebrand, wenn er aus „aus der Geschichte unserer Sitte" belehrt oder „etwas zur Geschichte des Kunstblickes" mittheilt. Eine allerliebste, schalkhafte Persiflage der Auswüchse der modernen Goethephilologie ist der Artikel: Ein Knopf von Goethe. Auch wo er „vom Sterben" und „vom Leben" spricht und sich darüber ausläßt, „wie Wahr und Gut zusammen hängen," hören wir ihm gerne zu, da er stets Gemüth und Stimmung anregt. Sein ganzer kindlich-naiver Optimismus kommt in dem letzten Aufsatz: „Ein Wunschzettel an den Zeitgeist" zum Ausdruck. Doch genug der Hinweisung auf Einzelnes. Möge Niemand, der Sinn und Neigung für das Ideale, für ursprüngliches, echtes Wesen hat, Hildebrand's köstliches Buch ungelesen lassen; es wird Anregung, Erfrischung und Erhebung Allen bieten, die noch von der modernen Unnatur umstrickt sind. Aber nicht in einem Zuge, sondern in Absätzen muß dieser kostbare Trank genossen werden, dann erst wird er seine volle Wirkung ausüben.

Wir haben vor einiger Zeit das inhaltreiche Buch des Pfarrers H. Gebhardt „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“ eingehend besprochen. Heute liegt uns ein Seitenstück dazu vor in der Schrift von Paul Gerade „Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor (1883 bis 1893)“ *). Während Gebhardt thüringsche Verhältnisse im Auge hat, schildert Gerade seine Erlebnisse in der preußischen Provinz Sachsen. Sein Buch hat einen mehr persönlichen Charakter und dadurch gewinnt seine Darstellung an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Mit jugendlicher Begeisterung ist P. Gerade in das Amt getreten und schildert nun offen und wahr die vielen Enttäuschungen, die er erfahren hat; zum Peissimisten hat er sich aber dadurch nicht machen lassen. Vergleicht man seine Mittheilungen mit den Schilderungen Gebhardt's, so nimmt man nicht ohne Verwunderung wahr, wie ähnlich der Bauer nach Wesen und Charakter in beiden Gegenden erscheint. Auch in Gerade's Schilderung zeigt er keine Spur von der Naivität und unschuldsvollen Poesie des Naturkindes, womit so viele Dorfgeschichten die bäuerlichen Verhältnisse ausstaffirt und geschmückt haben. Die sittlichen Zustände des Bauernstandes weisen auch nach Gerade's Mittheilungen viele dunkle Schattenseiten auf, aber es fehlt doch auch an Lichtseiten nicht und der im Guten wie im Schlimmen äußerst konservative Charakter der Bauern tritt auch in diesem Buche lebendig hervor. P. Gerade's Schrift bietet ferner längere, durch viele Beispiele illustrirte Ausführungen über die verschiedenen Arten der Seelsorge und der Aufsicht über die Schule, die für junge Geistliche sehr Beherzigenswerthes enthalten. In einem Schlußabschnitte spricht sich Gerade über die Angehörigen des geistlichen Standes, ihrer Lebenshaltung und ihr Verhältniß zum Volksleben aus und tritt energisch für die Theilnahme der Geistlichen am öffentlichen Leben ein. Gerade's Büchlein, von positivem Geiste durchweht, gewährt eine anziehende und belehrende Lektüre.

Aus der Menge neuer belletristischer Erscheinungen seien zunächst Charlotte Niese's Geschichten aus Holstein**)

---

*) Magdeburg, Verlag von Albert Rathke. 2 M.

**) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 M.

hervorgehoben. Die mit Recht rasch allgemein beliebt gewordene Erzählerin bewegt sich in diesem vorzüglich ausgestatteten Buche wieder auf ganz heimischem Boden. Es sind, so viel wir uns erinnern, alles alte Bekannte aus den Grenzboten, welche hier zu einer Sammlung vereinigt sind. Ch. Riese offenbart auch hier die von früher bekannte Vorliebe für absonderliche Persönlichkeiten, durch Natur und Lebensschicksale seltsam entwickelte oder verkrüppelte Menschenwesen und bewährt überall ihr Talent mit scharfem Blicke die charakteristischen Züge der Persönlichkeiten zu erfassen und dem Leser lebendig vor Augen zu stellen. Nicht die Erfindungsgabe, sondern die scharfe Charakterzeichnung ist ihre hervorragendste Eigenschaft; sie schildert so lebendig, daß wir an ihre Gestalten glauben, auch da, wo sie etwas unwahrscheinliche Züge tragen. Es ist ein Beweis ihrer darstellenden Kraft, daß ihr passive, unselbständige Naturen in voller Lebenswahrheit und Anschaulichkeit zu schildern fast noch besser gelingt als energische, willenskräftige. Ein wahres Kabinetstück unter den Erzählungen ist die Geschichte des Etatsraths, der um alles Ansehen kam, weil er keine Geschichte erzählen konnte, ernst und ergreifend die Erzählung vom verrückten Flinsheim, die in tiefer Tragik endet. Die umfangreichste Geschichte der Sammlung, „Die erste Liebe“ hat am meisten den Charakter einer eigentlichen Novelle. Der Baron Rolf und seine Frau Ada Ravenstein sind in ihrer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Bedrängnisse des Lebens vortrefflich gezeichnete Gestalten, auch der alte Graf Rössing ist eine echte Charakterfigur. Dagegen ist Fritz Neumann, der Amerikaner, etwas verblaßt und Frau von Zehleneck doch etwas gar zu sehr als Karrikatur herausgekommen. Der Grundgedanke der Erzählung, daß die erste Liebe gewöhnlich die erste große Dummheit des Lebens sei, während die letzte Liebe, von der man niemals spreche, oft die tiefste und wahrste sei, frappirt durch seine Ungewöhnlichkeit; so unbedingt hingestellt, kann er sicherlich nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen. Auch in den kleinern, weniger bedeutenden Stücken ist das Talent der Verfasserin bemerkbar. Wenn, wie wir doch annehmen müssen, Ch. Riese's Schilderungen auf Beobachtungen der Wirklichkeit beruhen, wie reich an originellen Persönlichkeiten ist dann dieses Holstein! Wir

zweifeln nicht, daß auch diese „Geschichten" viele Leser finden und von Niemandem ohne Befriedigung aus der Hand gelegt werden werden.

Adolf Wilbrandt hat eine neue Novellensammlung unter dem Titel „Vater und Sohn und andere Geschichten"*) veröffentlicht. Wilbrandt's Eigenart als Erzähler und Novellist ist bekannt; in seinen dichterischen Erzeugnissen offenbart sich weniger große Erfindungsgabe als feine psychologische Auffassung und Entwickelung. Er ist ein Virtuose in der Darstellung und Entfaltung des Seelenlebens und versteht es ausgezeichnet, mit wenigen Strichen die Grundelemente der Charaktere, welche er uns vorführt, zu zeichnen und ihr Handeln psychologisch überzeugend zu motiviren. Die beiden Erzählungen dieser Sammlung haben ebenso wie das ihnen beigesellte Märchen denselben Charakter, den wir als psychologisch-pädagogisch bezeichnen möchten, denn allen drei liegt eine gewisse didaktische Tendenz zu Grunde. In der ersten schildert der Dichter die Verliebtheit eines Gymnasialabiturienten in eine leichtfertige Theaterprinzessin, in der er in blöder Jugendeselei ein hohes Ideal sieht, und das gewagte Mittel, durch welches der Vater, der zugleich der nächste und beste Freund des Sohnes ist, ihn von dieser Verirrung zurückbringt. Die beiden Backfische, die als Nebenfiguren auftreten, sind mit ihrer vergötternden Bewunderung für die herrliche Thea, die Schauspielerin, ganz vortrefflich geschildert und meisterhaft gezeichnet, ebenso reizend naiv, wie selbstbewußt altklug. In der zweiten Erzählung „Die gute Loreley" athmen wir volle warme Rheinluft. Die Heldin, Frau Käthe, die Gattin des etwas steifen und schwerfälligen Sanskritgelehrten Benno, bezaubert durch ihre Schönheit und ihr holdes Wesen alle Männer, die mit ihr in Berührung kommen. Sie wendet ihre Macht aber nur zum Guten an, nöthigt junge Nichtsthuer und nur dem Genuß lebende Weltmänner zur Arbeit und zur Thätigkeit und führt von ihrer Schönheit verblendete Verehrer wieder zur Pflicht und Liebe gegen ihre Bräute zurück. Wenn auch im Einzelnen manche Unwahrscheinlichkeiten mit unterlaufen, so hinterläßt die ganze ganze Erzählung doch einen frischen,

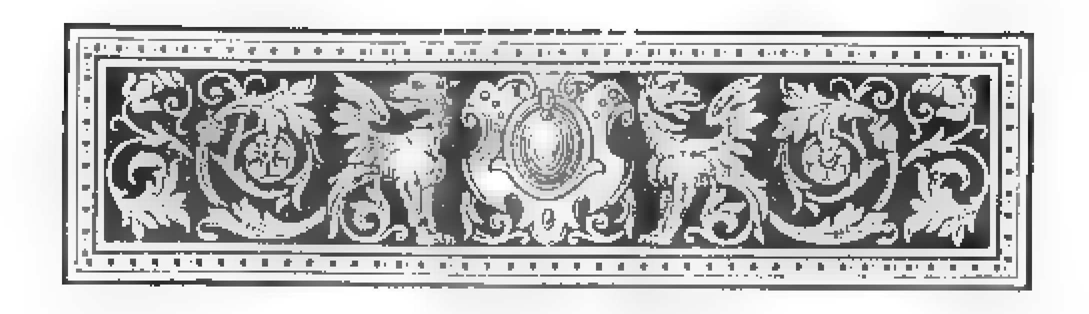
*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolg. 3 M.

erfreulichen Eindruck. Die eigentliche Handlung tritt hier ebenso, wenn auch etwas weniger, als in der ersten Erzählung, hinter der psychologischen Entwickelung zurück. Das Märchen „Hütchen" ist die Ausführung des Gedankens, daß man zur rechten Zeit abzureisen verstehen müsse, d. h. daß man in dem Augenblicke, wo man sich durch Leidenschaft und Zorn zu unüberlegtem und unverantwortlichem Handeln hinreißen zu lassen im Begriff steht, sich schnell entfernen müsse, um späterer Reue und schwerer Verschuldung zu entgehen. In diesem Märchen fehlt es nicht an einer Fülle von Begebenheiten und Wechselfällen. Die Form der Darstellung so wie die Sprache ist, wie sich das von A. Wilbrandt erwarten läßt, vorzüglich. H. D.



Дозволено цензурою. Рига, 31. Августа 1896 г. — Buchdruckerei F. Rauck, Riga.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.



Aus W. v. Ditmar's Reisebriefen an seine Eltern.

(1815—1818)

von

L. v. Schroeder.

(Schluß.)

Heidelberg, den 14. Mai 1816 n. St.

Aus Würzburg solltet Ihr, geliebte Aeltern, wie ich Euch aus Dresden schrieb, wieder ein Briefchen von mir erhalten. Doch es ändern sich die Zeiten und auch unser Wille ändert sich bisweilen in ihnen; wenigstens ist es mir so gegangen, denn diesen Brief an Euch datire ich nicht aus Würzburg, sondern schon aus Heidelberg. — Das schöne Dresden, in dem ich mit Landsleuten und Freunden mir unvergeßliche 14 Tage verlebt hatte, verließ ich am 4. Mai n. St., nachdem ich zuvor noch drei unbeschreiblich glückliche Tage mit meiner himmlischen Elisa und meinem vortrefflichen Tiedge verlebt hatte. — Grade an dem Tage, an welchem die gute Elisa mit ihrem frommen Begleiter erwartet wurden, war ich mit dem guten herrlichen Onkel Krüdener und seiner lieben Minna (ich kann es Euch nicht beschreiben, was das für überaus gute Leute sind) in den höchst reizenden Plauenschen Grund, etwa 2 Meilen von Dresden, gefahren. Erst Abends um 7 Uhr langten wir von dieser Lustpartie wieder in Dresden an und ich gestehe Euch, daß ich mich schon lange aus den reizenden, belebten Umgebungen der füllevollsten Natur wieder in die todten Mauern der Stadt gesehnt hatte, denn meine gute Elisa ahndete

ich in denselben. Ungeduldig sprang ich aus des Onkels Wagen, noch ehe er gehalten hatte, und eilte, ich weiß selbst nicht wie schnell, in das Hotel de St. Petersbourg, wo Elisa absteigen wollte. Doch, als ich hinkam, war meine Eile vergebens gewesen; denn noch war sie nicht angekommen. Ohne mich zu besinnen, machte ich mich auf den Weg, lief ihr entgegen und traf sie schon nach einigen Minuten auf der Dresdener Brücke. Die Freude, die Tiedge und sie durch meine unerwartete Erscheinung gefühlt haben müssen und die sie mir auf eine einfache, aber herzerhebende Art zu erkennen gaben, kann ich Euch nicht beschreiben, ebenso wenig wie die Gefühle, die mein Inneres tief durchglühten. [Es folgt eine kleine Abschweifung, dann heißt es weiter:] Doch meine alte 60-jährige Elisa will ich nicht auf der Dresdener Brücke in Ruhe lassen, sondern Euch sagen, daß ich bis zu ihrem Quartier neben ihrem Wagen hergelaufen bin und dabei ihre Hand, die sie mir aus dem Wagen gereicht hatte, garnicht losließ, sondern sie voll herzlicher Freude unaufhörlich küßte. Dieser Zug, der durch die Hauptstraßen Dresdens ging, machte so großes Aufsehen, daß die Leute stehen blieben und uns ganz verwundert nachsahen. Das machte mich aber nicht irre, sondern ich schritt vielmehr fröhlich weiter, riß meine treffliche Elisa bei ihrer Wohnung fast aus dem Wagen, führte sie die Treppe herauf und ließ mich dann von ihr, mit Freudenthränen, küssen und herzen; darauf begab ich mich in Tiedges Arme und hörte mit Rührung von ihm die Worte, die er mit Flammen zeichnete: „Ich würde Ihnen gern viel Herzliches sagen, wäre das Herz mir nicht zu voll von dem, was ich für Sie fühle." So ungefähr denkt Euch unser erstes Wiedersehen. Weiter kann und mag ich Euch von demselben nichts sagen; außer nur noch das Eine, daß ich später weit die Zeit überschritt, um welche Elisa gewöhnlich zu Bette zu gehen pflegt. Viele interessante und herzliche Gespräche wurden in der durch unaufhörliche Besuche unterbrochenen Zeit von ½8 Uhr bis gegen 12 gewechselt und nicht wenig suchten mich die Recke, Tiedge, Elisas jetzige Pflegetochter Minna Mitterbacher aus Karlsbad und ihre vormalige Bianka Low (eine Tochter des berühmten Meißner, die mich auf Elisas allerhöchsten Befehl Bruder und ich sie Schwester nennen muß) zu überreden, nach

Töplitz mitzureisen. Ich sollte freie Reise bis dahin und freien Aufenthalt daselbst haben, wenn ich mich nur entschließen wollte hinzukommen. Wirklich war ich durch dieses Anerbieten, welches mir ein neuer sehr erfreulicher Beweis der Liebe dieser trefflichen Menschen zu mir war, in meinem Reiseplan irre gemacht; zu meinem Glück bat ich mir aber Bedenkzeit bis zum anderen Tage aus und weigerte mich an demselben, den freundlichen Vorschlag anzunehmen, weil ich überlegt hatte, daß es für mich Pflicht sei, durchaus die Zeit wahrzunehmen, in welcher ich mich wissenschaftlich, und namentlich als Jurist ausbilden kann. Für diesen Entschluß bekam ich nun freilich ein wenig Schelte; allein ich tröstete mich damit, daß ich das Sprichwort: „Der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach" dieses Mal gerade umkehren konnte. — Freilich kann ich es nicht leugnen, daß ich gerne mit der guten Frau v. Lom gereist wäre; denn in deren Wagen war für mich ein Platz bestimmt; weil mir dieses gebildete Weib außerordentlich interessant ist, theils weil sie in ihrer Moralität die größte Aehnlichkeit von unseren Livländischen, überhaupt nordischen Frauen hat, theils auch, weil wir ihr Tiedges Alexis und Ida, und Robert und Aennchen zu danken haben. Die Lieder, aus denen diese beiden Romane bestehen, hat Tiedge ihr und ihrer schönen Stimme zu Gefallen auf bekannte Melodien gedichtet und sie erst später als ein Ganzes zusammengestellt. — Doch das gute Prinzip behielt nun einmal die Oberhand, — der Geist war stärker als das Fleisch und ich verließ am 1. Mai Dresden, nachdem ich noch an demselben Tage von dem guten Onkel, der mir ein sehr sinnreiches Andenken gab, und von der guten Elisa und dem geliebten Tiedge Abschied nahm. Bei der Recke entschuldigte ich mich, daß ich in meinen Reisekleidern zu ihr käme; und ich gestehe, daß es mir nicht leid thut diese kleine Artigkeit gehabt zu haben; denn dadurch wurde sie zum ersten Male veranlaßt, mich „mein Kind" zu nennen und von der Zeit an hat denn auch die Benennung „Mama", nach der ich sie gern zuweilen nannte, auf immer das Bürgerrecht erhalten. „Ich sage es Ihnen noch einmal, es freut mich in Ihrer Person einen so braven jungen Mann kennen gelernt zu haben. Verlieren Sie nicht den Muth, sondern wirken Sie einst für unser Vaterland,

so wie ich es von Ihnen hoffe. Jetzt leben Sie wohl; behalten Sie im Andenken, warum ich Sie jetzt gebeten, und schreiben Sie bald an Ihre Elisa." Dieß waren die letzten Worte, die Mama (ich muß diesen Ausdruck hier gleich anbringen, damit Ihr hört, wie er klingt) zu mir sprach, und die mich zum Glück beschäftigten, bis ich am Abend in Freiburg ankam, — zum Glück, sage ich, weil ich schlechtes Wetter, einen schlechten Postwagen und einen überaus langweiligen Reisegefährten hatte. — Während hier die Pferde gewechselt wurden, besuchte ich den größten Mineralogen der Welt, den alten würdigen Werner, dem ich in Elisas Namen einen Sohn des berühmten Componisten Naumann, der die Bergwerkskunde studiren will, empfehlen sollte. — Interessant war es mir, in Freiberg, das im Sächsischen Erzgebirge liegt, Bemerkungen über die Vegetation anzustellen. Am Morgen reiste ich aus Dresden, wo alles schon grünte und blühte, und schon am Abend befand ich mich in einer Region, wo das Leben sich kaum erst in der Knospe regte und wo es schneite und hagelte, während unten ein milder Frühlingsregen das vegetabilische Leben bis zum höchsten erreichbaren Gipfel steuerte. — Von Freiburg kam ich zunächst nach Zwickau. Daß mein erster Gedanke an diesem Orte der war, unseres biederen Bergs Mutter und Geschwister, sowie auch seinen wackern Lehrer, den berühmten Philologen Johannes Aloys Martyni-Laguna aufzusuchen, könnt Ihr Euch, geliebte Aeltern, wohl denken. Zu meiner großen Freude ward mein Wunsch erfüllt, denn ich traf unseres geliebten Bergs alte würdige Mutter in ihrem kleinen, aber reinlichen und friedlichen Quartier gesund und wohl, nicht in so großer Armuth, die unser trefflicher Berg sich mit ihrem Leben verbunden denkt. Ich fand bei diesen redlichen Leuten vielmehr eine gewisse Art von Reichthum, die es eben nicht erlaubt üppig zu leben, wohl aber anständig und ohne Mangel zu leiden. — Von Laguna, der an Berg mit der herzlichsten Liebe denkt, wird unser geliebter Gottesmann nun wohl schon einen Brief erhalten haben, — wenigstens zeigte mir Laguna einen sehr langen, den er an ihn angefangen hat und den er recht bald abzuschicken versprach, als ich ihm erzählte wie sehr sich Berg nach Nachrichten von ihm sehnte: „Ja, ich werde und muß ihm schreiben, denn

schon liegen zwei Briefe von ihm unbeantwortet hier. — Ich verdanke ihm unendlich viel; denn nur er hat mich unterstützt, als ich in der schrecklichsten Armuth lebte und beinahe nur ihm habe ich mein Leben zu verdanken.“ Dieß war Lagunas Antwort. — Soll ich Euch, geliebte Aeltern, nun noch sagen, wie mir dieser Gelehrte erschienen ist und wie ich von ihm geschieden bin, so werden folgende wenige Worte hinreichen, um Euch mein jetziges Verhältniß zu ihm klar zu machen. Erschienen ist er mir als ein redlicher, wackerer Mann von dem ungeheuersten Geiste; denn jeder Gedanke war höchst bedeutungsvoll, war Blitz und Schlag; -- sein Gefühl muß außerordentliche Tiefe haben; ich bin davon auf eine sehr erfreuliche Art überzeugt worden. Nur wenige meiner Aeußerungen zogen mir seine wahre Freundschaft zu; er selbst hat es mir gesagt und falsch ist Laguna nicht, was Ihr auch von Berg werdet erfahren können. Er drückte mir sogar einmal mit Innigkeit die Hand und sagte: „Von diesem Augenblicke an“ (ich hatte nämlich eben etwas geäußert, das ich dem Papiere nicht anvertrauen mag) „sind Sie mein wahrer Freund, im eigentlichsten und nur wahren Sinne des Wortes. Wollen Sie in Heidelberg mein angenehmer (der Ausdruck fiel mir ein wenig auf) Correspondent seyn, so werden Sie mich dadurch ganz gewiß sehr erfreuen und ich verspreche Ihnen pünktlich zu antworten.“ — Bald darauf eilte ich wieder zur Post, weil die Zeit schon verstrichen war, die ich wegbleiben durfte. — Seht, meine Aeltern, so geht es mir in der Welt. Begegnete mir nicht auch so manche Widerwärtigkeit in meiner Wanderung durch das mängelvolle Pilgerthal des Lebens, so würde mich mein günstiges Geschick übermüthig machen.

Von Zwickau fuhr ich über Plauen nach Hof, die erste Stadt im Königreich Baiern, wo ich denn auch zu meiner größten Freude die scheußlichen Sächsischen Postwagen verließ und dagegen einen trefflichen Baierschen bestieg, neben dem in der Nacht ein Soldat von der Gensdarmerie als Bedeckung reitet. Die Gegenden, durch die ich von jetzt an kam, glichen einem höchst romantischen, unaufhörlichen Garten, in dem alles duftete und blühte und in dem Städte und Dörfer in ungezählter Menge lagen. — Die größte Stadt, in die wir zunächst von Zwickau kamen, war Baireuth, wo ich einen

ganzen Tag, den 7. Mai, blieb. Unvergeßlich bleibt mir dieser Tag, denn er hat mir viel genommen, aber ich verdanke ihm auch unbeschreiblich viel. Genommen hat er mir eine Sehnsucht, die mein ganzes Innere durchglühte, aber ich verdanke ihm eine Bekanntschaft, um die mich gewiß ein großer Theil der gebildeten Welt beneidet. Ich will Euch den Mann, den ich kennen lernte, so gut es geht, beschreiben, und dann sucht, geliebte Aeltern, den Namen selbst zu errathen. Zu ihm geführt wurde ich von einer seiner kleinen, allerliebsten Töchter. Unser Weg führte uns durch vier bis fünf Zimmer, die ein wenig öde aussahen; in dem vorletzten befanden sich sogar eine Menge von Weinbouteillen; einige derselben waren eben ausgepackt, andere schon ausgeleert und noch andere gar zerschlagen. Aus diesem Zimmer führte mich meine kleine Begleiterin in eine enge Stube, in der um den Tisch 2 Bücherbretter standen, und rief gleich beim Eintritt in dieselbe: „Vater, ein Fremder." Gleich darauf trat der Vater hinter den Bücherbrettern hervor, gekleidet in einem, von gelblichem Boi gemachten Ueberrock, an dem der Zahn der Zeit unten viele Stücke weggenagt hatte; der Hals der langen, stattlichen Gestalt war entblößt, das röthlich-braune Haar zurückgestrichen, die Stirn hoch, stark gewölbt; unter derselben zwei große blaue geistvolle Augen, in denen man tiefes Gefühl und Klarheit des Verstandes in dem ersten Augenblicke gewahr wird; die Nase ist etwas eingebogen und stark; der Mund anmuthsvoll schön gestaltet. Auf dem ganzen Gesichte ruhte, um es mit einem Worte zu sagen, die höchste Genialität und zugleich die höchste Gutmüthigkeit. Diese Gestalt nun nahte sich mir, mit ihrem schwankenden Gange, schnell, verbeugte sich gegen mich und empfing von mir den Brief, den ich von Wolke ihr abzugeben hatte. Gleich darauf entfernte sich der Mann von meiner Seite und ging schweigend in der Stube auf und nieder; ich nahm meinen Hut und wollte mich ihm empfehlen, als er zu mir trat und sagte: „Bleiben Sie doch noch", und dieß, geliebte theure Aeltern und Geschwister, — dieß sind die ersten Worte, die ich in meinem ganzen Leben aus dem Munde des unbegreiflichen *Jean Paul* gehört habe. Ich blieb und nun ward das Gespräch sehr lebhaft, besonders drehte es sich um Wolke und Franz Horn; aber tausend höchst interessante

und merkwürdige Dinge kamen nebenbei vor, wie wir das schon von Jean Paul gewohnt sind. Einiges über unser Gespräch erhaltet ihr ausführlich detaillirt in meinen Reisebemerkungen; hier würde es zu vielen Raum einnehmen. Dann überschicke ich Euch auch das Handbriefchen, das er in mein Stammbuch eingeschrieben hat. — Unser Gespräch war so interessant, daß zwei ganze Stunden vergangen waren, als ich zum ersten Male nach meiner Uhr sah. Nun wollte ich fort und entschuldigte mich bei dem überaus liebenswürdigen Jean Paul, ihn so lange aufgehalten zu haben. Dieser Entschuldigung habe ich folgende für mich gewiß sehr genugthuende Worte zu verdanken. Hier leßt sie buchstäblich so, wie er sie zu mir sprach: „Daß Sie lange Zeit hier gewesen sind, weiß ich nicht; — daß mir die Zeit aber sehr kurz vorgekommen ist, weiß ich. Ich muß es Ihnen geradezu sagen, daß unter den vielen Besuchen, die ich erhalte, lange keiner mir so bedeutend gewesen ist, als der Ihrige, und ich bitte Sie recht sehr (wobei er mir herzlich die Hand drückte), daß Sie, wenn Sie wieder nach Baireuth kommen, ganz bei mir wohnen, wenn ich Ihnen anders jetzt lieb geworden bin und gefallen habe.“ — Drauf ging ich hoch erfreut fort, von Richter noch durch einen krummen, schiefen Gang begleitet, in dem er mir noch folgende spaßhafte Worte sagte: „Sehen Sie einmal, ist der Eingang zu mir nicht ebenso, wie der zu meinen Romanen“, und hierauf rief er mir noch ein recht freundliches Lebewohl nach. — Was mir Jean Paul sonst noch gesagt hat, z. B. über seinen Namen, von den Schriften, die er jetzt gerade schreibt u. s. w., das erfahrt Ihr alles später, zum Theil schon Einiges aus meinem Briefe an Berg, den ich jetzt angefangen habe. — Nur das will ich Euch hier noch melden, daß ich von Jean Pauls Tochter einen Besuch im Wirthshause erhalten habe. Sie brachte mir nämlich mein Stammbuch von ihrem Vater.

Von Baireuth ging ich nach Bamberg, wo ich 2 Stunden blieb und in diesen mich auf der Accise, die in Baiern die Maute genannt wird, umher zankte und endlich von hier, mit einem kleinen Umwege, über Kitzingen nach Würzburg, wo ich anderthalb mir unvergeßliche Tage mit meinem alten biederen vortrefflichen Baer und Pander verlebte. Von dieser Stadt kann

ich Euch nichts sagen, als daß sie eine sehr reizende Lage hat. Der Main theilt sie in zwei ungleiche Hälften und bespült ein schönes fruchtbares Thal mit seinen Weinpflanzungen und Obstgärten. Bemerkenswerth ist die Aussicht nach der hart am Main auf einem hohen Berge gelegenen Citadelle und auf der andern Seite nach dem königlichen Schlosse, das zu den schönsten gehört, die ich bis jetzt gesehen habe. — Doch Städte und Gegenden mag ich Euch nicht beschreiben, weil die Schilderung doch weit hinter der Natur zurückbleibt und für den, der sie lesen muß, doch immer wenigen Reiz hat. Mündlich werde ich Euch alles das einst lebendiger vor die Seele zaubern können. — Noch weniger sage ich Euch aber etwas über den Genuß, den ich in der Gesellschaft meiner Freunde Baer und Pander gehabt habe; denn des Freundes Blick und des Freundes Wort faßt der Freund nur einzig und allein mit dem Gefühle auf, nicht aber mit den Gedanken, und daher kann und mag ich Euch auch nicht einzelne Brocken von meinen Gefühlen vortragen, ohne empfindelnd zu erscheinen. Nichts scheue ich aber mehr, als den Schein der Empfindelei. — Also auch in Würzburg bin ich glücklich gewesen; — das ist nun einmal das alte Einerlei, das Ihr immer wieder hören müßt. Von Würzburg reiste ich in Gesellschaft eines katholischen Paters, eines Dr. Lamprecht, eines Advokaten Halen und eines Dr. Wenneis nach Heidelberg ab. — Mit jedem zurückgelegten Schritt ward die Gegend immer schöner; aber in ihrer höchsten Anmuth entfaltete sie sich etwa eine Meile von Heidelberg im Neckargemünd, wo wir in das himmlische Neckarthal kamen. Der von hohen Bergen, die mit echten Kastanien, Eichen, Buchen und anderen Bäumen bewachsen waren, eingeschlossene Weg lief bis Heidelberg immer am Neckar hin und durch diese reizenden Umgebungen gelangten wir denn am 11. Mai n. St. in dem schönen Heidelberg an, das ich Euch nicht weiter beschreibe, sondern Euch nur auf Löwis (grüßt ihn herzlich) treue Beschreibung desselben verweise. Nur das weiß ich, daß der Gottesleugner hierher kommen muß, um gläubig zu werden; denn wer einmal auf dem Königsstuhle, dem höchsten Berge bei Heidelberg, steht und von dort das schöne zertrümmerte Schloß auf einem hohen Berge, dennoch zu seinen Füßen erblickt, und noch tiefer die

Stadt selbst; zur Linken in der Tiefe das Neckarthal, zur Rechten eine weite Ebene, die der Neckar und der am Flusse der Vogesen, aus denen der Donnerberg sein Haupt hoch in die Luft streckt, hinströmende Rhein durchkreuzen, gewahr wird, der muß einen Gott ahnden, wenn er nicht anders ganz unempfänglich ist für das Große in der Natur. Und wer nicht an Unsterblichkeit glaubt, den verweise ich auf das Heidelberger Schloß. Hier überzeuge sich der Ungläubige, daß aus dem Tode das Leben hervorgeht, indem er sinnend den lebenden Ephen betrachtet, der aus den todten Mauern hervorwächst und sie mit seinem Grün bekleidet. — Ja, ich versichere Euch, geliebte Aeltern, daß Heidelberg in jeder Rücksicht auf mich einen schönen, erhebenden Eindruck gemacht hat. — — Von Landsleuten habe ich hier folgende angetroffen: Rapp, Bursy II., Straus, Schmölling, Feuerabend, Remmert, Bienenstamm, Gerziwsky, Martens, Rhode, Riesemann, Bachmann, Koch, Kolb, Knüpffer und Bosse. Wir alle zusammen haben uns in einem Gasthofe, der Stern genannt, ein Zimmer gemiethet, in dem wir uns zum Mittag und Abend versammeln und größten Theils die Essenszeit froh verleben. Abends werden gewöhnlich, nachdem man während des Tages fleißig studirt hat, kleine Lustpartieen gemacht, — leider ist es hier nur sehr theuer, beinahe noch ärger als in Berlin. Ueberhaupt sind es goldene Träume, wenn man glaubt, daß man in Deutschland beinahe alles umsonst hat. Ich versichere Euch, [illegible] ist nirgends besser, als in unserm Livland, darüber bin ich mit allen meinen Landsleuten einverstanden. Bei uns findet man doch noch Redlichkeit, — hier wird aber unter dem Scheine altdeutscher Treue mit der Redlichkeit gehandelt. — Bis jetzt habe ich nur einen Mann getroffen, an dem ich das gefunden habe, was ich im edlern Sinne des Wortes Altdeutsch nenne und dieser Mann ist der berühmte Jurist Thibaut hier in Heidelberg. Durch die Verwendung unseres geliebten Carl, ich meine Kyber, bin ich in seinem Hause bekannt geworden. Gleich, als ich das erste Mal hinging, mußte ich versprechen noch an demselben Tage zum Abendessen wiederzukommen und als ich nach dem Essen wegging, mußte ich versprechen, mich als ein Mitglied der Thibautschen Familie anzusehen und drauf baten sie mich, sie so oft zu besuchen, als ich nur immer Lust hätte. Ueber diese liebenswürdigen Menschen in meinem nächsten Briefe mehr.

Heidelberg, den 13. Juli 1816 a. St.

Was mein hiesiges Leben betrifft, so kann ich Euch von demselben nur sagen, daß es sehr einfach ist. Ich lebe hier größtentheils nur meiner wissenschaftlichen Ausbildung, stelle im Freien Betrachtungen über die Menschen an und lege mir Rechenschaft ab über mein eigenes Handeln. Umgang habe ich hier im Ganzen nur sehr wenig; selten besuche ich einmal den würdigen Thibaut und den liebenswürdigen Greis Voß, an den mich die himmlische Elisa empfohlen hat. Von beiden Männern, sowie auch von dem Philologen Creuzer, werde ich mit großer Herzlichkeit aufgenommen; leider gestatten es mir aber die vielfachen Arbeiten nicht, den Umgang dieser Biedermänner so häufig genießen zu können, als ich es wohl wünschte. Zu dem Theologen Paulus gehe ich nur sehr selten; desto öfter aber zu dem lieben Wagemann, den Ihr, geliebte Aeltern, aus Livland kennt, und zu meinem gewesenen theuren Lehrer, dem Professor Neumann aus Dorpat, der sich hier seiner Gesundheit wegen nur noch kurze Zeit aufhält. Die beiden zuletzt genannten Männer besuchen auch mich recht oft. — Die neueste Bekanntschaft, die ich gemacht habe, ist die mit dem Doctor Witte dem älteren, an den Ihr Euch gewiß gleich erinnern werdet, wenn ich Euch erzähle, daß er der Vater des Knaben ist, der in seinem 13. Jahre Doctor der Philosophie wurde und von dem man so viel Geschrei in den Zeitungen machte. Der Sohn, ein recht lieber junger Mensch, studirt hier in Heidelberg die Rechte und promovirt noch in diesem Semester als Doctor juris. Er ist jetzt 16 Jahre alt. Ich werde ihm, auf seinen Wunsch und die Bitte des Vaters, wohl opponiren; weshalb ich mich jetzt fleißig im Lateinisch-sprechen übe und mit ihm täglich eine Stunde über das Criminalrecht disputire, worin ihm kein anderer opponiren will. Meine Bekanntschaft mit dem jungen Witte ist wirklich auf eine ganz merkwürdige Art entstanden. Er hatte nämlich meinen Namen von einer Pränumerationsliste ausgestrichen. Ich erkundigte mich nach dem Thäter, und siehe da, nach wenigen Stunden erschien der junge Witte und bat tausend Mal um Verzeihung, meinen Namen ausgestrichen zu haben. „Ich habe es gethan, sagte er, weil viele sich darüber lustig machen, daß ich mich schreibe, wie

ich mich schreibe (er schreibt sich Dr.), und da glaubte ich denn, daß auch Sie es gethan hätten." „Nun, da hätten Sie sich doch erkundigen können, ob hier wirklich ein Ditmar ist, dem der Titel Dr. zukommt," war meine Antwort. „Aber es ist gut, daß Sie es mir selbst gesagt haben; die Sache möge vergessen seyn. Nur muß ich es Ihnen offen sagen, daß ich mich über Ihre Intoleranz sehr wundere, keinen andern Doctor neben sich zu leiden." So schloß unser Gespräch. Witte bestrebte sich aber stets, seinen Fehler wieder ganz gut zu machen und brachte es durch seine Zuvorkommenheit gegen mich so weit, daß ich ihn einlud, mich zu besuchen. Er thats und nun bin ich im eigentlichsten Sinne des Wortes sein treuester Rathgeber, von dem er die härtesten Urtheile dankbar aufnimmt. Seinen Aeltern hat er so viel Gutes von mir erzählt, daß er den Vater wahrscheinlich veranlaßt hat, mir folgenden Zettel zu schreiben: „Da Sie viel Gewogenheit für meinen Sohn haben, so wünscht meine Gattin mit mir das Vergnügen Ihrer näheren Bekanntschaft. Haben Sie daher die Güte, heute Nachmittag um 2 Uhr eine Tasse Kaffee mit uns zu trinken" ꝛc. Ich ging hin und nun mußte ich viel von meiner Ansicht mittheilen, wie der Sohn fernerhin auszubilden sey. Meine Rathschläge sind a l l e angenommen, selbst der, den Sohn nach etwa 1½ Jahren nach Rußland zu schicken. Der Junge muß aus Deutschland weg, er muß hier vergessen werden; denn sonst wird er die Erwartungen nicht erfüllen, die man sich von ihm macht; obgleich ich glaube, daß er einst viel leisten wird, weil er thätig ist und viel, sehr viel Talent hat".*)

*) Unter W. v. Ditmars hinterlassenen Papieren findet sich eine kleine Sammlung von Sonetten, deren erstes Blatt die Aufschrift trägt: „Meinem Freunde Dr. Woldemar von Ditmar von Carl Witte." Das als Widmung an der Spitze der Sammlung stehende Gedicht „An D i t m a r" lautet:

Besteht in ausgesprochenem Vertrauen
Der heil'gen Freundschaft zartgewobnes Band,
So hab' ich längst in D i r den Freund erkannt,
Denn längst schon durftest D u mein Innres schauen.
Und weil wir uns im Liede gern vertrauen,
So ist der Freund dem Liede auch verwandt.
Wir wandeln gern mit beiden Hand in Hand
Durch dieses Lebens wechselvolle Auen.

Heidelberg, den 6. August 1810 a. St.

(Der erste Theil dieses Briefes beschäftigt sich mit der Thatsache der Verlobung des Freundes Schwartz mit der Schwester Annette, welcher Ditmar freudigst zustimmt. Dann fährt er unter anderem Datum fort:)

Erst jetzt, am 16. August a. St., wird es mir, geliebte Aeltern und Geschwister, wieder möglich, den am 6. a. St. angefangenen Brief fortzusetzen. Ich habe in diesen 10 Tagen so viele Zerstreuungen gehabt, — die durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Dorothea, Herzogin von Curland, herbeigeführt wurden. Die edle Elisa hatte mich schon von der Ankunft dieser wahrhaft vortrefflichen Fürstin durch einen Brief von ihrer Reise durch Heidelberg benachrichtigt und mich dringendst gebeten, diese geliebte Schwester von ihr während des Augusts hier abzuwarten, um, wie sie mir schreibt, „eine Bekanntschaft zu machen, die meinem Herzen wohl thun wird.“ — Aufrichtig muß ich Euch gestehen, daß ich nur dieses Mal den Worten der herzvollen geliebten, himmlischen Elisa nicht traute; denn bei einer Fürstin suchte ich keine so edle Seele und kein so zartes Gemüth, als die Herzogin, nach Elisens liebem Briefe zu urtheilen, haben sollte. Alles Gute und Lobenswerthe, was Elisa von ihr schrieb, maaß ich der schwesterlichen Liebe bei. Aber wie sehr freute ich mich, als ich am 7. August a. St. die Herzogin kennen lernte und fand, daß es einer Schwester möglich gewesen war, von der Schwester ohne Parteilichkeit zu schreiben; denn ich bekenne es Euch nach der strengsten Wahrheit, daß ich nicht leicht ein humaneres, ein liebenswürdigeres, ein welterfahreneres und ächt menschenfreundlicheres Wesen kennen lernen werde, als die erhabene Dorothea von Curland es ist. Fürwahr, Ihr könnt es

---

Damit sich nun die beiden Führer kennen,
So nimm den anspruchslosen Liederkranz,
Wenn mich von Dir des Lebens Stürme trennen.
O möchtest Du an ihnen Freude finden;
Dann wird, auch in der fernen Wogen Tanz,
Die Trennung von Euch beiden mir entschwinden.

Man ersieht aus diesem Sonett unwidersprechlich, wie werth dem schon früh berühmten Carl Witte die Freundschaft W. v. Ditmars war. — Die Sammlung enthält zwei Sonette an die sixtinische Madonna, ferner „Vorgefühl Italiens“, „Sonnenuntergang“ u. a. m.

mir glauben, ich bin nicht durch Ihre äußerst gütige Behandlung gegen mich bestochen, — eher dadurch, daß ich wußte, daß Dorothea Elisas zärtlichst geliebte Schwester ist. — Gleich nachdem die Herzogin hier angekommen war, überschickte sie mir einen Brief von Elisa, nebst den neuen Gedichten dieser Sängerin Gottes und der Unsterblichkeit. Schon die ersten Zeilen dieses langen Briefes, der vom Anfang bis zum Ende mit recht eigentlich mütterlicher Liebe niedergeschrieben worden ist, rührte mich ganz unendlich; denn er brachte mir die Nachricht von Elisas schmerzhaftem körperlichen Zustande, der nur dadurch gemildert werde, daß sie sich mit dem theuren, innigst geliebten Sohn ihres Herzens — wie sie mir schreibt — unterhalte. — — Sagt, geliebte Aeltern, sagt, wodurch habe ich diese Liebe der vortrefflichen Elisa verdient! Nur mit Thränen des allertiefsten Dankgefühls kann ich Gott dafür danken; denn ich erkenne es klar und immer klarer, daß mir ein solch hohes Glück nur zu Theil wird durch den Seegen meiner Aeltern. — — — „Mit Herzlichkeit werden Sie, mein geliebter Sohn, von meiner Schwester und meiner Jugendfreundin Piattoly, die jetzt in Heidelberg bleibt, empfangen werden, wenn Sie sie besuchen" — heißt es in Elisas Briefe weiter. — Und so wars, denn als ich gleich nach der Ankunft der edlen Dorothea am 7. August a. St. zu ihr ging, waren die ersten Worte der trefflichen Herzogin, die sie zu mir sprach, herzlich und Vertrauen einflößend. So ohngefähr lauteten sie: „Es freut mich sehr, mein lieber Ditmar, Ihre Bekanntschaft zu machen; meine Schwester hat mir so sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich mich wahrhaft nach Ihrem Umgange, wenngleich er auch nur kurze Zeit dauern kann, gesehnt habe. Ich bleibe 3 Tage hier und lade Sie für jeden Mittag und jeden Abend zu mir ein. Aber geniren müssen Sie sich durchaus garnicht; denn so wie Sie, so nenne auch ich meine Schwester Mama und ich bin also gleichsam Ihre Schwester." — Ich bedankte mich sehr für diese G n a d e, ein Wort, das die Herzogin nicht besonders gut aufnahm, denn sie sagte mir: „Das Wort Gnade dürfen Sie garnicht brauchen; für Ihren Character, wie ihn mir meine Schwester geschildert hat, paßt sich ein solches Wort durchaus nicht." — Wer war froher als ich; aller Complimente

wurde ich überhoben und so verlebte ich denn 8 genußreiche, mir unvergeßliche Tage in der Gesellschaft dieser liebenswürdigen Fürstin, führte sie am Arm auf den Spaziergängen umher, fuhr mit ihr, in ihrem, mit herzoglichen Insignien gezierten Wagen, und, was mich am meisten freute, ich feierte meinen Geburtstag bei der geliebten Schwester der von mir geliebten Elisa. Später noch im Kreise meiner Landsleute und einiger hiesigen Freunde, von denen Ihr auch noch Einiges in diesem Briefe hören sollt. Sie gaben mir eine recht hübsche Gesellschaft, die mich sehr überrascht und erfreut hat. Am 10. August verließ die edle Herzogin Heidelberg, — ihr hiesiger Aufenthalt hat meinem Leben aber eine ganz andere Richtung gegeben; denn durch sie bin ich in vielen guten Häusern, und durch diese wieder in andern bekannt geworden, namentlich bei der interessanten Frau von Ende und Elisens Jugendfreundin, der Geheimräthin Piattoly, von der ich wie bei der Recke aufgenommen werde. Ihretwegen schließe ich denn auch für heute diesen Brief, denn sie hat mich soeben zu sich bitten lassen. Eine kurze Charakteristik von ihr erhaltet Ihr, wenn ich sie erst genauer als jetzt kennen gelernt haben werde. Für sie spricht besonders das, daß Elisa und die Herzogin sie seit 30 Jahren mit jedem Jahre immer mehr lieben und hochachten müssen.

Nachdem ich nun den gestrigen Abend so interessant zugebracht habe, als lange keinen, setze ich, geliebte Aeltern, heute meinen Brief an Euch wieder fort. — Die Piattoly ist ein vortreffliches Wesen, fein wie eine Hofdame, aber — grade und aufrichtig. Sie erzählte mir sehr viel Merkwürdiges von der Herzogin, wodurch ich diese höchst edle Fürstin immer mehr habe hochschätzen, ja, ich kann wohl sagen, verehren lernen. Auch theilte sie mir einen Brief von Elisa und Tiedge mit, den sie an dem gestrigen Tage erhalten hatte und in dem ich wieder sehr gebeten werde, diesen Winter bei Elisa auf dem Landgute der Herzogin von Curland, Löbichau genannt, zuzubringen. Leider erlaubt es mir aber mein Studienplan nicht, diese gütige liebevolle Einladung anzunehmen, — wie glücklich würde ich mich bei meiner Mama fühlen! — Noch muß ich Euch, ehe ich meinen Abschnitt über Elisa und die Herzogin schließe, eine Stelle aus dem vorletzten

Briefe der ersteren an mich hersetzen, die politisches Interesse hat. Sie heißt wörtlich so: „Meine Schwester, die einen scharfen Blick hat, machte uns mit der gegenwärtigen Volksstimmung in Frankreich (die Herzogin wohnt in Paris) bekannter, als die Zeitungen es vermögen, und die Ansichten, welche diese treffliche Frau mir und Tiedge gab, nähren in uns die Hoffnung, daß trotz der in Frankreich herrschenden Partheien, die Edleren dort doch eine Constitution bewirken werden, die Volksglück begründet, und wir uns, wenn England nicht Kriege auf dem festen Lande anzettelt, um durch die Herrschaft über die Meere seine Macht immer mehr zu vergrößern, wir uns eines langen Friedens zu erfreuen haben werden." Diese Aeußerung einer Frau, die in so großen Connectionen in Frankreich selbst lebt, die die Schwiegermutter Talleyrands ist, ist wirklich sehr erfreulich und läßt wenigstens bei mir große Hoffnungen für die Zukunft in Ansehung des allgemeinen Volksglücks aufkeimen. Besonders wenn ich noch das berücksichtige, was mir die Herzogin selbst hier in Heidelberg sagte. — Sie versicherte nämlich, daß, wenn Napoleon je wieder nach Frankreich käme, es ihm gehen würde, wie Murat in Italien. Denn nach der Schlacht von Belle alliance sey der Enthusiasmus, den man für ihn gehabt habe, durchaus ganz geschwunden, weil man es deutlich gesehen habe, daß er gegen das Ende der Schlacht nur noch immer Truppen in dieselbe geschickt habe, um bloß seine Person zu retten. Diese niedrige Handlungsweise hat das Volk so sehr gegen ihn erbittert, daß man in ganz Paris gleich nach der Schlacht überall Anschläge mit der Inschrift gefunden hat: „Fort mit dem Tyrannen!" — Zur Strafe für diese Aeußerungen hat er Paris wollen anzünden lassen; aber es hat ihm an Zeit gebrochen, diesen Plan auszuführen. Ja wahrlich, ich glaube, daß die Sonne nicht leicht eine scheußlichere Creatur beschienen hat, als diesen Napoleon!

Sollte ich Euch nun noch manches von interessanten Bekanntschaften schreiben, die ich hier gemacht habe, so würde ich dieses Mal meinen Brief garnicht schließen können. Denn außer den vielen Abendbesuchen, die ich besonders bei Voß, Thibaut, Zachariae, Frau v. Ende und einigen andern zu machen habe, bin ich jetzt noch bekannt geworden bei der Hofräthin

Dapping, der Hofräthin Seckel, der elegisch-klagenden Dichterin Elise Sommer — und bei dem alten höchst verehrungswürdigen Hofrath Arndt, nicht dem berühmten, sondern dem gewesenen geheimen Cabinettssecretären der Kaiserin Catharina, der Dir, lieber Vater, wenigstens als der Uebersetzer der Adels- und Stadtordnung bekannt seyn wird. Er ist ein höchst liebenswürdiger Greis von einigen 80 Jahren. — Bei der Elise Sommer, die auch mehrere höchst geistreiche Kinder hat, habe ich gestern einen sehr genußreichen Abend verlebt in einer kleinen auserwählten Gesellschaft. Besonders freute ich mich, mit dem vortrefflichen Kirchenrath Schwarz näher bekannt zu werden, den Euch Heinr. Bergmann, der nun wohl in Livland seyn wird, schildern mag. Auch bei diesem biedern Greis, sowie auch bei dem hier angebeteten Prediger Abegg bin ich im Hause bekannt. — Ich sagte Euch, daß ich gestern bei der Elise Sommer gewesen bin, — das ist ganz wahr, denn wir schreiben heute schon den 18. August a. St. Oft geht es mir so, daß ich aus Confusion das Datum zu schreiben versäume; denn ich bin mit Geschäften überhäuft und fast jeden Abend — eingeladen. So habe ich zu heute Abend schon zwei Einladungen erhalten, die eine zum Prof. Wagemann und die andere zu Thibaut, — die dritte in eine kleine Gesellschaft zu einem meiner hiesigen Freunde, einem gewissen Franz Burchard Fauth. Dieser Fauth, sowie auch noch ein gewisser Stud. Abegg, der Brudersohn des hiesigen Predigers, tragen nächst meinen Landsleuten Bienenstamm, Schmölling und Straus ganz ungemein viel zur Verschönerung meines Lebens bei. Alle lieben mich sehr und ich muß sie wieder lieben, denn es sind edle Jungen. Ganz besonders hat mir aber der liebe brave Fauth durch eine höchst edle Handlung gegen Hartung — und durch seine Liebe zu mir mein Herz geraubt, — dafür schenkt er mir aber auch das seinige ganz wieder. Er ist ein Schwärmer in seiner Liebe zu mir. Es geht so weit, daß er mich neulich schriftlich bat, ich möchte es ihm doch erlauben, daß er sich Fauth, genannt Ditmar, schreiben dürfte und daß ich ihn als meinen Sohn adoptiren möchte, weil er doch keine Aeltern habe und keinen so innig lieben könne, als mich. Er will durchaus mit mir nach Rußland und nennt mich jetzt immer „alter Vater

Ditmar." — Ich werde Euch sein Bild schicken. Er besucht mich täglich, und wenn auch nur auf einen Augenblick, und in diesem thut er oft nicht mehr, als mir einen guten Morgen zu bieten und mir herzlich auf die Schulter zu schlagen. Es ist ein engelreiner, vortrefflicher Mensch. Grüßet ihn und alle meine andern genannten Freunde, namentlich in Eurem nächsten Briefe an mich. Auch wünschte ich es sehr, daß Du, geliebter Vater, und Du, theure Mutter, einige freundliche Zeilen an Elisa und Tiedge, in einem Briefe zusammen, schicktet, in dem Ihr ihr für die Mutterliebe, die sie mir — auch jetzt abwesend erweist, dankt.

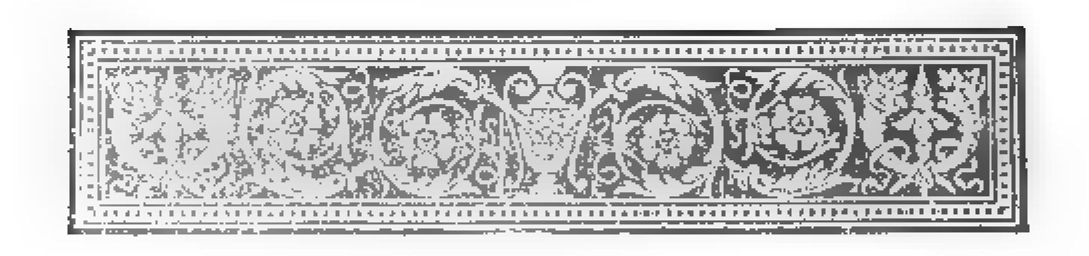


Herbstfäden.

Das Herz so schwer und die Brust so weit,
So fern das Glück und so nah das Leid
Und der Sehnsucht trostlose Fragen.
Die Berge blauen in's Land hinein,
Kühl weht der Wind und ich gehe allein
Und lausche den heimlichen Klagen.

Die Zeitlose blüht am Wiesenhang,
Der Sommer verglüht, — die Straße entlang
Viel silberne Fäden wandern.
Vom Baume löst sich ein müdes Blatt,
Es sinkt zur Erde herab so matt,
Und legt sich still zu den andern.

So klar der Blick und das Glück so weit,
Meiner Jugend Traum, meines Lebens Leid
Verdämmern in blauender Ferne.
Auf die Locken braun fiel herbstlicher Reif,
Es blinken durch silberner Fäden Streif
Des Alters erblassende Sterne.



Litterarische Streiflichter.

Von der trefflichen Bibliothek deutscher Geschichte liegt uns ein neuer Band vor, der zweite Theil von Moriz Ritters deutscher Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges,*) welcher die Periode von 1586 bis 1618 umfaßt. Es ist einer der verworrensten und unerquicklichsten Abschnitte deutscher Vergangenheit, welchen Ritters Darstellung uns hier vorführt, und es gehört eine nicht geringe Vertrautheit mit dem Stoffe dazu, um Licht und Zusammenhang in dieses Chaos sich bekämpfender Bestrebungen, geheimer Intriguen, politischer Kämpfe und kirchlicher Gegensätze zu bringen. M. Ritter, einem der genauesten Kenner dieser Zeitepoche, ist das in hohem Maße gelungen, er hat den spröden Stoff völlig durchgearbeitet und übersichtlich gruppirt, und giebt uns in lebendiger Darstellung ein anschauliches Bild der Ereignisse und Kämpfe jener Zeit. Aber auch für den Historiker von Fach bietet dieser Band manche Ergänzungen und Bereicherungen der bisherigen Kenntniß, denn der Verfasser hat nicht nur die gedruckte Literatur benutzt, sondern auch zahlreiches archivalisches Material verwerthet. Wir Heutigen, die wir den weiteren Gang der Dinge kennen, haben beim Lesen dieses Buches immer wieder das Gefühl einer dumpfen Schwüle, eines herannahenden furchtbaren Unheils, es ist uns immer

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 6 M.

wieder so, als empfänden wir die unaufhaltsam näher rückenden Schrecken des dreißigjährigen Krieges schon voraus. Die Zeitgenossen hatten natürlich dieses Gefühl nicht, doch fehlte es namentlich in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des furchtbaren Krieges, nicht an vereinzelten Stimmen, welche das drohende Unheil ahnten. Ein besonderes Verdienst Ritters ist es, den engen Zusammenhang der damaligen Ereignisse in Deutschland mit den politischen Verhältnissen Westeuropas, insbesondere Spaniens und Frankreichs, in helles Licht gestellt zu haben. In der Beurtheilung der handelnden Personen und Verhältnisse zeigt sich der Verfasser gerecht und unparteiisch, aber in farblose Objektivität verfällt er trotzdem nicht; des Pfälzers Johann Kasimir, des Vorkämpfers des Protestantismus, moralischen Charakter beurtheilt er sehr strenge, während er des Kurfürsten Maximilians I. von Baiern hervorragende Eigenschaften vollkommen würdigt. Ein Muster lichtvoller Behandlung schwieriger Fragen ist Ritters Darstellung des Jülichschen Erbfolgestreites, sehr belehrend die allmähliche Entstehung der Union und der Liga dargelegt. Man empfängt bei der Lektüre immer wieder und am stärksten, jemehr sie sich dem Schluß nähert, den niederschlagenden Eindruck von der großen Ueberlegenheit der damaligen katholischen Partei, besonders seitdem Maximilian I. von Baiern an ihrer Spitze steht; einig, festgeschlossen, zielbewußt dringt sie unaufhaltsam vor, während der Protestantismus, uneinig, in sich gespalten, durch die Beschränktheit und Eifersucht seiner fürstlichen Führer und den Eigensinn seiner Theologen gelähmt, es immer wieder an dem nöthigen Widerstande fehlen läßt, geschweige denn, daß er seinerseits die Offensive ergriffe. Ritters Buch, insbesondere dieser Theil, ist in der gegenwärtigen Zeit besonders lehrreich für Deutschland; unwillkürlich drängen sich einem beim Lesen naheliegende Parallelen aus unseren Tagen auf. Wieder steht die katholische Centrumspartei dominirend da und beeinflußt die innere Politik des Reiches und wieder ist der Protestantismus kirchlich und politisch uneinig, zerspalten, voll inneren Haders, und daher ohnmächtig. Könnte man nicht endlich einmal etwas aus der Geschichte lernen! In einem Schlußbande will Ritter den dreißigjährigen Krieg behandeln. Wir fürchten, das wird

ohne den gewaltigen Stoff gar zu sehr zusammenzudrängen, kaum möglich sein, und hoffen, daß der Verfasser sich lieber entschließen werde nöthigenfalls noch zwei Bände zu liefern, um den Gegenstand in der bisherigen trefflichen Weise zu behandeln.

Einen eigenthümlichen Versuch, den Laien und angehenden Historiker unmittelbar in die Kenntniß der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters einzuführen hat Wilhelm Gundlach in einem Werke gemacht, das den etwas langathmigen Titel führt: Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit aus dem Lateinischen übersetzt, an zeitgenössischen Berichten erläutert und eingeleitet durch Uebersichten über die Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung im X., XI. und XII. Jahrhundert, zur Ergänzung der deutschen Literaturgeschichte und zur Einführung in die Geschichtswissenschaft. Bis jetzt sind zwei Bände*) dieses Werkes erschienen, von denen der erste Hrotsvithas Otto-Lied enthält, während der zweite den Sang vom Sachsenkriege bringt; ein dritter, dessen Inhalt die Märe von Mailands Eroberung durch Friedrich Barbarossa bilden wird, steht noch aus. Gundlach geht von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß nichts so unmittelbar und so lebendig in die Anschauungen und die geistige Atmosphäre vergangener Zeiten einführt als die Berichte der Zeitgenossen. Nun sind ja allerdings von allen bedeutenderen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters Uebersetzungen vorhanden, aber sie sämmtlich der Reihe nach durchzulesen ist für den Geschichtsfreund eine schwere Aufgabe und das Wichtigste über einen Zeitraum aus ihm sich zusammenzusuchen erfordert schon eine Art Studium. Gundlach verfährt nun so, daß er ein historisches Gedicht aus der sächsischen wie der fränkischen Kaiserzeit zum Mittelpunkt macht, es übersetzt und mit den nöthigen Erläuterungen über den Verfasser begleitet und dem Ganzen dann Auszüge aus anderen gleichzeitigen Geschichtsquellen vorausschickt und nachfolgen läßt. Seinen Zweck „eine literar- und kulturgeschichtliche Uebersicht der Geschichtsquellen der deutschen Kaiserzeit" zu geben erreicht er auf diese Weise wirklich

---

*) Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. Band I. 7 M., Band II. 8. M. 40 Pf.

und sein Werk ist in der That eine Einführung in das Studium der Geschichte nicht nur für den angehenden Historiker, sondern auch für jeden Gebildeten. Hrotsvitha, die berühmte Nonne von Gandersheim, war für Gundlachs Zweck eine besonders geeignete Persönlichkeit; er hat ihr Gedicht von den Thaten Ottos des Großen ebenso wie das Epos vom Sachsenkriege im zweiten Bande nicht in den Hexametern des Originals, sondern in siebenfüßigen Jamben, die dem neuen Nibelungenverse nahe kommen, wiedergegeben. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, manchmal ist sie etwas trocken, mitunter etwas schwerfällig; doch darf man nicht vergessen, daß auch die Originale sich durch Schwung und dichterischen Flug der Phantasie durchaus nicht auszeichnen. Für den zweiten Band war die Einheit schwerer zu finden, da darin die Regierungen Konrads II., Heinrichs III. und besonders Heinrichs IV. behandelt werden, auch war hier die Auswahl des Wesentlichen aus den Quellen zur Erläuterung schwieriger. Doch giebt Gundlach auch hier in der Einleitung und in den Erläuterungen zum Sang vom Sachsenkriege alles zur Einführung in die Geschichtslitteratur der Zeit Erforderliche und zum Verständniß des Gedichtes Nothwendige in hinlänglicher Weise. Geschichtsfreunde, welche Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit kennen, werden sich gern durch Gundlachs Buch mit den Hauptquellen, auf die jenes beliebte Werk sich stützt, bekannt machen lassen. Sehr zu wünschen wäre, daß Gundlach sich der Polemik gegen andere Historiker und mancher sehr subjektiven Aeußerung gegen bestimmte Personen mehr enthielte; man kann zugeben, daß er nicht selten berechtigte Abwehr übt, aber in ein Buch, wie dieses, das sich an den weiteren Kreis der Gebildeten wendet, gehören solche Auseinandersetzungen keinesfalls. Im Uebrigen wünschen wir Gundlachs Buch viele Verbreitung, es kann eine ernste Beschäftigung mit der Geschichte nur fördern; hoffentlich läßt der Schlußband nicht allzulange auf sich warten.

Mit einem Gefühle tiefer Wehmuth nimmt man ein Buch in die Hand, das unlängst erschienen ist: Heinrich von Treitschkes Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von

Dr. Otto Mittelstädt.*) Es erweckt von Neuem die schmerzliche Trauer über das allzu frühe Hinscheiden des unersetzlichen Mannes, dessen Verlust gerade in dieser Zeit die Deutschen nicht genug beklagen können. Aus diesen Reden tritt uns die außerordentliche Persönlichkeit Treitschkes aufs lebendigste entgegen und viele ältere Leser werden sich noch deutlich des Eindrucks erinnern, den nicht wenige der hier vereinigten Reden einst gemacht haben. Man kann es dem Herausgeber, der vor Jahren auch ein hochgeschätzter Mitarbeiter der „Balt. Monatsschrift“ gewesen ist, nur Dank wissen, daß er diese Perlen edler parlamentarischer Beredsamkeit aus dem Sande der stenographischen Reichstagsberichte herausgesucht und vor unverdienter Vergessenheit bewahrt hat. Viele Gedanken drängen sich einem beim Lesen dieses parlamentarischen Vermächtnisses eines der hochsinnigsten und kraftvollsten Geister auf, die Deutschland je gehabt hat. Wie haben sich die Zeiten gewandelt, seit Treitschke im ersten Reichstage nach dem großen Kriege zum ersten Mal das Wort ergriff; wie vieles, was nachher gekommen, hat er mit prophetischem Blick vorausgesehen, aber wie manche Erwartungen und Hoffnungen, die er hegte, sind unerfüllt geblieben! Wo wäre in dem heutigen Reichstage Raum für einen Mann wie Treitschke, für die feurige Kraft nationalen Empfindens und Denkens, die ihn erfüllte? Er hielt sich als Reichstagsabgeordneter zu den Nationalliberalen, aber ein eigentlicher Parteimann ist er nie gewesen und er stand in vielen Dingen den Konservativen weit näher als dem linken Flügel der nationalliberalen Partei. Fraktions- und Parteiinteressen galten Treitschke nichts, wenn es sich um das höchste Interesse handelte, das es für ihn gab: das Vaterland, das er mit der ganzen Kraft seiner stolzen und reichen Seele liebte. Das englische Wort, das der Herausgeber seiner Einleitung vorgesetzt hat: Right or wrong-my country ist für den Ausdruck von Treitschkes Vaterlandsliebe wie geprägt. In ihm war der alte deutsche Idealismus noch einmal, zum letzten Mal für lange, wie es scheint, in seiner ganzen Fülle und seinem vollen Glanze verkörpert, mit dem klarsten und freiesten Denken verband

*) Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 2 M. 40 Pf.

sich in dem seltenen Mann ein jugendfrischer, hoffnungsfreudiger Optimismus. Eine geborene Kämpfernatur schonte er seine zahlreichen Widersacher nicht und sprach stets rückhaltlos seine Ueberzeugung aus, frei von jeder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit; er hat das offen und unumwunden, wenn es ihm im Interesse des Vaterlandes geboten schien, auch da gethan, wo er dadurch seine Popularität schwer schädigen mußte, das größte Opfer wohl, das ein Politiker zu bringen vermag. Aber bei aller Streitbarkeit und Kampfeslust besaß Treitschke doch eine unverwüstliche Heiterkeit des Gemüthes, echte Liebenswürdigkeit und einen wundervollen Humor. Ja er war eine echte Siegfriednatur, stark und heldenhaft und kindlich und milde zugleich, eine jener Naturen, wie sie das deutsche Volk von jeher am meisten geliebt hat. Man hat seinen historischen und politischen Aufsätzen, wie auch seiner deutschen Geschichte oft vorgeworfen, es herrsche in ihnen ein gesteigertes Pathos so stark vor, daß es zuletzt ermüde. Mag diese Ausstellung auch für manche seiner Aufsätze aus jüngeren Jahren nicht unbegründet sein, im Ganzen ist sie nur wenig berechtigt. Daß eine leidenschaftliche, von Liebe und Abneigung bewegte starke Seele in der Darstellung einen höheren Flug nimmt als ein ruhiger, kühler Erzähler ist selbstverständlich. Der gesteigerte Schwung der Darstellung würde aber nur dann zum Fehler, wenn alles ohne Unterschied im gleichen Tone behandelt würde; das ist jedoch bei Treitschke nur vereinzelt und ausnahmsweise der Fall. Grade in den hier gesammelt vorliegenden Reden, wo man es doch am ehesten erwarten sollte und es ganz an seinem Platz wäre, kommt das so oft als Treitschkes schriftstellerische Eigenart charakterisirend bezeichnete Pathos nur selten zur Erscheinung. Die Reden sind immer klar und durchdacht, aber meist einfach und ohne großen Umfang; nur selten, wo es der Gegenstand mit sich bringt, erheben sie sich zu höherem Schwunge. Feine Ironie und scharfen Sarkasmus wendet der Redner oft bei der Bekämpfung der Gegner an und in der Gliederung und Gruppirung der Gedanken zeigt er sich als geübter und gewandter Dialektiker. Als wahrer Kenner des Stils und Meister der Rede spricht Treitschke oft schmucklos und einfach, bis ihn der Gegenstand fortreißt: auch wo er zum

Verstande spricht, verleugnet sich sein Gemüth nicht. Die lebendige Kraft der Ueberzeugung giebt allem, was er sagt, ein besonderes Gewicht, die Tiefe der Gedanken, die Originalität der Auffassung, die überall hervorbrechende leidenschaftliche Vaterlandsliebe machen seine Reden stets anziehend und ergreifen den Leser wie früher den Hörer. Worüber Treitschke auch sprechen mag, über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem deutschen Reiche, über den Arnimparagraphen oder über Getreidezölle, über das Tabaksmonopol oder über die Verlängerung des Sozialistengesetzes, über das konstitutionelle Königthum oder das Militärgesetz — er fesselt stets und ist immer ganz Treitschke. In der Einleitung macht Mittelstädt, der Treitschke persönlich nahe gestanden, einige kurze, aber sehr interessante Mittheilungen über die Stimmung des großen Historikers und Politikers in den letzten sechs Jahren; selbst dieser hoffnungsvolle Optimist hat sich darnach pessimistischer Anwandlungen nicht erwehren können. Mögen alle die vielen, denen Treitschke historischer Lehrer und politischer Führer gewesen ist und noch ist, auch diese Reden des großen Interpreten der innersten Gedanken und Stimmungen des deutschen Volkes, aufmerksam lesen, in sich aufnehmen und beherzigen.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Grenzboten“ C. Jentsch hat unlängst seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Wandlungen“ *) veröffentlicht. Sie waren größtentheils schon in den Grenzboten veröffentlicht unter der weit bezeichnenderen Aufschrift: „Wandlungen des Ichs im Zeitenstrome“, haben aber in der vorliegenden Buchausgabe mancherlei Ergänzungen und Erweiterungen erfahren. Jener weitere Titel war deshalb richtiger, weil in dem Buche nicht von mannigfachen, ungewöhnlichen Wechselfällen des äußeren Lebens berichtet wird, sondern die inneren Umwandlungen eines katholischen Priesters zur Darstellung gelangen. Aeußerlich ist Jentschs Leben nicht anders verlaufen als das vieler Tausende: eine im Ganzen harte Jugend, Sorgen um seine und der Seinigen Existenz, endlich ein bescheidener, mäßigen Ansprüchen an das Leben genügender Beruf, mit geringem, aber doch genügendem Einkommen; diesen aufzugeben

*) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 4 M.

nöthigt ihn zuletzt sein Protest gegen das vatikanische Conzil und der Konflikt mit seiner Kirche. Was dem Buche Interesse verleiht, ist die Anschaulichkeit der Schilderungen und die psychologische Entwickelung der Wandlungen in den religiösen und geistigen Anschauungen des Verfassers. Die Darstellung seiner Kindheit, des Lebens im elterlichen Hause in dem schlesischen Gebirgsstädtchen Landeshut muthet uns wie ein Idyll an, auch von den Schuljahren in Glatz giebt Jentsch einen sehr anziehenden Bericht, er charakterisirt die Lehrer vortrefflich und läßt uns in die geistigen Bestrebungen und Interessen der katholischen Jugend damaliger Zeit hineinschauen. Von noch allgemeinerem Interesse ist die Erzählung von Jentschs Universitätszeit und seinem Aufenthalt im geistlichen Alumnat: er bietet hier eine Reihe lebendig gezeichneter Bilder damals vielgenannter Universitätsprofessoren und Kirchenmänner, auch Förster, der spätere Fürstbischof von Breslau, wird eingehend charakterisirt. Das Kapitel, welches des Verfassers Aufenthalt als Kaplan in verschiedenen Pfarrhäusern behandelt, läßt uns einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der katholischen Landgeistlichen thun; was wir da erfahren, ist sehr lehrreich, wenn auch zum Theil wenig erbaulich. Ob es heutzutage wohl anders sein mag? Ob es an anderen Orten besser gewesen sein mag als in Schlesien? Wohl kaum. Unwillkürlich drängt sich nach der Lektüre dieses Abschnittes uns die Betrachtung auf, daß das Durchschnittsniveau des evangelischen Pfarrhauses doch etwas höher ist als das der katholischen, wie sie hier geschildert werden. Auch die Erzählung von der allmählichen religiösen Wandlung des Verfassers und seinem fortschreitenden inneren Zerfall mit der Kirche, seinem Protest gegen die beabsichtigte Proklamirung der Unfehlbarkeit des Papstes und die sich daraus für ihn ergebenden Schwierigkeiten und Bedrängnisse liest man mit Interesse. Aber Jentschs Mangel an Konsequenz und seine Schwäche, die ihn zu einem halben Widerruf bestimmt, beeinträchtigen die Sympathie des Lesers für sein Geschick; in des Autors Natur liegt eben nichts Heldenhaftes. Nachdem er dann in abgelegener Waldgegend eine Zeit lang der Ruhe sich erfreut, sieht er sich dann doch veranlaßt, seine Ueberzeugung auszusprechen und verfällt nun der Exkommunikation und Absetzung,

worauf er sich den Altkatholiken anschließt. Damit schließt das Buch, dem vielleicht später einmal eine Fortsetzung folgen wird. Wie man sieht, steckt in dem Buche ein gutes Stück Kulturgeschichte und verleiht ihm bleibenden Werth. Der Verfasser zeigt, wie in seinen früheren so auch in dieser seiner neuesten Schrift klares und gesundes Urtheil, Unbefangenheit der Auffassung, einen durch Parteitendenzen ungetrübten Blick, er spricht seine Meinung ohne Rücksicht auf herrschende Zeit- und Modeansichten aus, er ist ein Vertreter des gesunden Menschenverstandes im besten Sinne des Wortes. Seine Darstellung bewegt sich oft in behaglicher Breite und es fehlt darin nicht an mancherlei Exkursen, so in Bezug auf die moderne Ueberbürdungsfrage der Jugend, über die Jentsch sehr vernünftig urtheilt, über die viel angegriffene Kasuistik der Jesuiten, die er mit bemerkenswerthen Gründen in Schutz nimmt u. A. Der Verfasser ist eine durchaus nüchterne Natur, ganz überwiegend Verstandesmensch, alles Mystische geht ihm ab, er hat dafür weder Sinn noch Verständniß; daher endet er, der als glaubenseifriger Katholik in der Jugend begonnen als allem Kirchlichen gleichgiltig gegenüberstehender Rationalist. Man nimmt bei Jentsch dieselbe Erscheinung wahr, die sich so oft bei Katholiken und katholischen Priestern beobachten läßt: indem sie mit ihrer Kirche zerfallen und sich von deren Dogmen abwenden, geben sie auch den Glauben an die Wahrheit des Evangeliums auf und verfallen einem vagen Deismus. Wenn wir so auch das Endresultat der religiösen Wandlungen in Jentschs Leben bedauern müssen — wir wollen übrigens hoffen, daß sie damit noch nicht ihren letzten Abschluß erreicht haben — so hindert uns das doch nicht das inhaltreiche Buch allen Freunden ernster Lektüre angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben schon ein paar Mal einzelne Theile der von A. Bettelheim unter dem Titel „Geisteshelden" herausgegebenen trefflichen Sammlung von Biographien hervorragender Männer aller Zeiten und Völker besprochen. Gegenwärtig liegen uns drei neue Bände vor. Dante von Scartazzini*) ist ein sehr empfehlenswerthes Buch. In einem Bändchen von

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

mäßigem Umfang giebt der Verfasser, einer der genauesten Kenner Dantes und der gesammten Danteliteratur, eine kritisch gesicherte Darstellung von Dantes Leben und Dichten, sowie eine bei aller Kürze zur Einführung für den Laien sehr geeignete Uebersicht über Inhalt und Bedeutung der göttlichen Komödie. Nur bei vollkommener Beherrschung des reichen Stoffes war es möglich alles Wissenswerthe über Dante und seine Dichtungen in so engem Raume zusammenzudrängen. Den Schluß des Buches bildet eine Bibliographie, die denjenigen, der sich eingehender mit dem großen Dichter beschäftigen will, über die neuere Danteliteratur in vorzüglicher Weise zu orientiren geeignet ist. Scatazzini's Buch gehört zu dem Besten, was bisher in der Sammlung „Geisteshelden“ erschienen ist.

Zwei große Männer der Wissenschaft behandelt ein anderes Bändchen der Sammlung, in dem Siegmund Günther das Leben und die Verdienste Keplers und Galileis*) darstellt. Die hier zu lösende Aufgabe war noch schwieriger als bei Dante, indem es darauf ankam außer der Biographie auch eine gedrängte Zusammenfassung der wissenschaftlichen Thätigkeit der beiden Forscher und eine Darlegung ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft zu geben, die alles Wesentliche hervorheben und doch allgemein verständlich sein sollte. Nur ein so gründlicher Kenner seiner Wissenschaft wie S. Günther vermochte es die schwierige Aufgabe so zu lösen, wie es in diesem Buche geschehen. Ueber den fachwissenschaftlichen Theil steht uns kein Urtheil zu, aber auch der Laie hat beim Lesen der betreffenden Abschnitte den Eindruck, daß hier alles, worauf es ankommt, gesagt ist und zwar in der klarsten verständlichsten Form. Solche Bücher wie dieses und manche andere der letzten Jahre liefern den erfreulichen Beweis, daß jetzt auch in Deutschland die Gelehrten zu lernen anfangen, über wissenschaftliche Dinge gründlich und geschmackvoll und allgemein verständlich zugleich zu schreiben, eine Kunst, in der die Franzosen schon seit mehr als einem Jahrhundert nachahmenswerthe Vorbilder sind. Günther's anschaulicher Schilderung des Lebensganges und der großen

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

Geistesarbeit des deutschen Astronomen und Mathematikers, wie des größten italienischen Naturforschers wird jeder, der für bewundernswürdige wissenschaftliche Thaten irgend Sinn hat, mögen die hier in Betracht kommenden Gebiete ihm auch noch so fern liegen, mit lebhafter Theilnahme folgen. Man freut sich von Günther zu hören, daß Kepler nicht, wie die allgemein verbreitete Meinung ist, der Kaestner in einem Epigramm so trefflichen Ausdruck gegeben, in Hunger und Elend untergegangen ist, sondern in leidlichem Wohlstande sein Leben beschlossen hat; schwer genug ist es im Ganzen doch gewesen. Aus der Darstellung von Galileis Leben sei besonders die Behandlung des traurigen Inquisitionsprozesses hervorgehoben. Der Verfasser hat da nicht nur die gesammte diesen Punkt behandelnde Literatur der letzten Jahrzehnte benutzt, er giebt in diesem Abschnitt auch ein Muster lichtvoller, unbefangener, alle Umstände ruhig abwägender Darstellung. Das berühmte Wort: „e pur si muove“, „und sie bewegt sich doch“ hat Galilei nach seiner Abschwörung nicht gesprochen, es ist apokryph und kommt zuerst im Buch eines deutschen Schriftstellers vom Jahre 1774 vor. Am Schluß des Bandes finden sich zahlreiche Anmerkungen, die auch weitere werthvolle Nachweisungen enthalten.

Einen ganz anderen Charakter als die beiden vorgenannten trägt der dritte der uns vorliegenden Bände der „Geisteshelden“, Görres Biographie von Joh. Nep. Sepp.*) Der greise Verfasser, wohl der älteste noch lebende Schüler von Görres, bietet in dieser Schilderung des Lebens und der politischen und patriotischen Wirksamkeit seines Meisters gewissermaßen sein letztes Vermächtniß an das deutsche Volk. Es ist das dritte Mal, daß Sepp es unternimmt der Nachwelt ein Bild von Görres zu überliefern, er hat es zuerst 1848 in einer Brochüre, dann 1877 in einem umfangreichen Buche gethan, jetzt am Abende des Lebens drängt es den Achtzigjährigen noch einmal dem Manne, der seinem Leben den Weg gewiesen, eine Gedächtnißschrift zu widmen. Sepp hat seit Görres Tode bedeutende Wandlungen in seinen Anschauungen durchgemacht; einst überzeugter Ultramontaner und

---

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

feuriger bairischer Partikularist hat er sich durch sein begeistertes Eintreten in der Sitzung der bairischen Kammer vom 19. Juli 1870 für die Kriegserklärung gegen Frankreich und den Anschluß an Preußen, wodurch damals der knappe Majoritätsbeschluß im Sinne der Regierung herbeigeführt wurde, großes Verdienst um die nationale Sache erworben. Er ist denn auch später ein eifriger Anhänger des neuen deutschen Reiches geworden. Mit dem Ultramontanismus steht er seit dem vatikanischen Konzil durch seine Schriften und Kritiken auf gespanntem Fuß. Die vorliegende Biographie ist kein sorgfältig gegliedertes Kunstwerk, auch eine zusammenfassende, die Größe und die Schwächen von Görres sorgsam abwägende Charakteristik findet man hier nicht, vielmehr handelt der Verfasser darin in behaglicher Breite und mit vielen Abschweifungen über des außerordentlichen Mannes Lebensgang und politische Wandlungen, sowie über seine große national-patriotische Thätigkeit. Die letzten Jahrzehnte von Görres Leben treten in Sepps Darstellung ganz zurück und werden nur andeutungsweise besprochen. Die große Wandlung in seinen religiösen und kirchlichen Anschauungen, seine Zuwendung zum Ultramontanismus, wie sie in der „christlichen Mystik" und in dem „Athanasius" zum Ausdruck kommen, wird von Sepp kaum erwähnt, geschweige denn psychologisch entwickelt und erklärt. Er hebt eben nur die Seiten von Görres Person und Wirken hervor, die für alle Deutschen sympathisch und anziehend sind und geht über die Schattenseiten rasch hinweg. Eine in die Tiefe gehende Charakterschilderung von Görres höchst origineller, vielfach räthselhafter, mächtiger Persönlichkeit muß noch erst geschrieben werden. Bei der Beurtheilung von Sepps Buch aber darf man nicht vergessen, daß es ein Werk der Pietät ist, das wir vor uns haben, und die rührende Anhänglichkeit des greisen Verfassers an den längst dahingeschiedenen großen Meister läßt die Kritik verstummen. H. D.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon." sind ferner nachstehende Schriften zur Besprechung eingegangen:

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter. 2. Aufl. Berlin, Karl Duncker.

Hanson, Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten. Berlin, Karl Duncker.

Hoeich, Lucy. Sie haben keine Ehre! Erzählungen und Skizzen. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Freyer, E., Allerlei aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Lieder aus der kleinsten Hütte. Dresden, Druckerei Glöß.

Knortz, K., Folklore. Dresden, Druckerei Glöß.

Philippi, A., Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Knötel, Aug., Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Wolff, Eug., Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart. Leipzig, S. Hirzel.

Bethe, E., Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Alterthum. Leipzig, S. Hirzel.

Raabe, W., Gesammelte Erzählungen. 2. Band. Berlin, O. Janke.

Hansjakob, H., Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Heidelberg, G. Weiß.

Freybe, Dr. A., Faust und Parzival. Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung. Gütersloh, Bertelsmann.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgeg. von A. Bettelheim. 2. Band, 3 H. Berlin, E. Hofmann u. Ko.

Meyer, R. M., Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann u. Ko.

Monatsschrift für Gottesdienst mit kirchlicher Kunst. 1. Jahrg. 3. H. Göttingen, Vandenhoeck u. Ko.

von der Brüggen, Baron Eduard, Gutachten über kirchenrechtliche Fragen. Herausgegeben von A. Baron Heyking. Mitau, Ferd. Besthorn.

Kröger, Dr. med. Sigism., Die Grundbegriffe christlicher Weltanschauung. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme).

Martens, Dr. Oskar, Ein Kaligula unseres Jahrhunderts. Berlin, Georg Reimer.

Weber, F. W., Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Brachvogel, A. E., Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman. 3. Aufl. Berlin, O. Janke.

Henschel, A., Herbstblätter. Lyrisches und Episches. Dresden, E. Pierson.

Meinem Justus zum Gedächtniß. Von M. A. S. Dresden, E. Pierson.

Riemann, Aug., Die Erbinnen. Roman in 2 Bänden. Dresden, E. Pierson.

Epstein, M., Erzählungen und Augenblicksbilder. Dresden, E. Pierson.

Kreyer, M., Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Hügli, E., Dorf Düssel. Eine Satire. Dresden, E. Pierson.

Stern, M. R. v., Dagmar, Lesseps und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Torresani, K. Baron, Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. 2. Aufl. Dresden, E. Pierson.

Haarhaus, J. R., Auf Goethes Spuren in Oberitalien. Leipzig, C. G. Naumann.

Heyse, Paul, Die Fornarina. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann.

Becker, J., Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, R. Werther.

Becker, J., Karthäuserisch Anndort. Eine oberhess. Dorfgesch. Leipzig, R. Werther.

Becker, J., Das Goldfeuerchen am Mitstrauch. Eine oberhessische Dorfgesch. Leipzig, R. Werther.

Hauch, C., Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Leipzig, R. Werther.

Hammermann, F., Die Kunst glücklich zu sein. Ernstgemeinte Plaudereien. Leipzig, R. Werther.

Patzschke, F., Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart. Leipzig, R. Werther.

Hughes, H. P., Der atheistische Schuhmacher. Leipzig, R. Werther.

Wagner, Pastor C., Die Sittlichkeit auf dem Lande. 2. Aufl. Leipzig, R. Werther.

Schall, Ed., Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Leipzig, R. Werther.

Lippmann, Die Frau im Kommunaldienst. Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Das Deutschthum in Elsaß-Lothringn 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Göhre, Paul, Die evangelisch-soziale Bewegung. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Whitmann, S., Aus deutschem Leben. Autor. Uebers. v. Dr. W. Henckel. Hamburg, Haendcke und Lehmkuhl.

Mosapp, Dr. H., Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Heilbronn, M. Kielmann.

Hart, Jul., Geschichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Mit gegen 1000 Abbild. 2 Bde. Neudamm, J. Neumanns Verlag.

Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus. Bruchstück einer Streitschrift von Petrus dem Ehrwürdigen. Abt von Clugny. Aus dem Lateinisch. von J. Thomä. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Keller, Ad., Der Geisteskampf des Christenthums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchhandl. W. Faber.

Prager, M., Die Wißmann-Expedition. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Andreas, Dr. F. C., Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eig. Ansch. dargestellt. Leipzig, Verlag der Akadem. Buchh. W. Faber.

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—44. Herausgeg. von Dr. Anton Schlossar. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

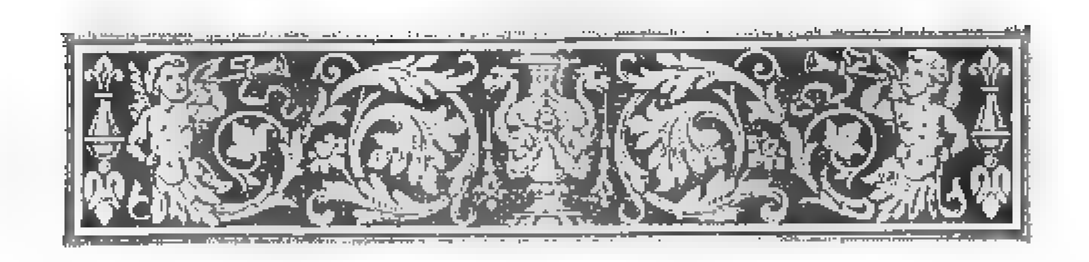
Loebell, Rich., Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser. Darmstadt, August Klingelhöffer.

Riezler, Sigmund, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.



Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tideböhl.

Дозволено цензурою. Рига, 25. Сентября 1890 г.
Buchdruckerei der „Balt. Monatsschrift", Riga.



Septemberabend.

Aus dunklem Gelb die Birken steigen,
Die Espe schillert goldig-bunt,
In fahlem Grau die Weiden neigen
Zu junger Saat smaragdnem Grund.

Weit winkt, unendlich weit herüber
Ein purpurn-violetter Glanz,
Und schimmernd, rauschend ragt darüber
Der Wald in ewig grauem Kranz.

Ich sah des Lenzes Reich im Süden,
Ich ruhte unterm Palmendach;
Was gilt's mir alles vor dem Frieden
Am baltischen Septembertag!

O Heimath, Heimath, theure Erde,
Nie preis' ich schöner dich fürwahr,
Als mit der stummen Schmerzgebärde,
Als mit dem Asternkranz im Haar.

Nie schöner, da ein leis Verfärben
Die Wangen rosig dir umstrahlt,
Nie schöner, da vor stillem Sterben
Dein Aug' in Wehmuthsglück erstrahlt.

Wie eigen paßt nun Licht und Schatten
Zu deines Schicksals düstrem Drang,
Zu deinem Ringen und Ermatten,
Zu deinem stummen Untergang.

Alexander Freiherr von Mengden.

Lied.

Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise,
Ich sing' ein Lied Dir, tief aus Herzensgrund.
O, würde Dir beim Klang der süßen Weise
Das arbeitsmüde, kranke Herz gesund!

Wie blickt Dein Auge sehnsuchtsvoll und bange,
Wie matt Dein Herz, vom Leide fast besiegt!
Komm, lausche wie ein Kindlein still dem Klange,
Wenn Mutterliebe es in Schlummer wiegt.

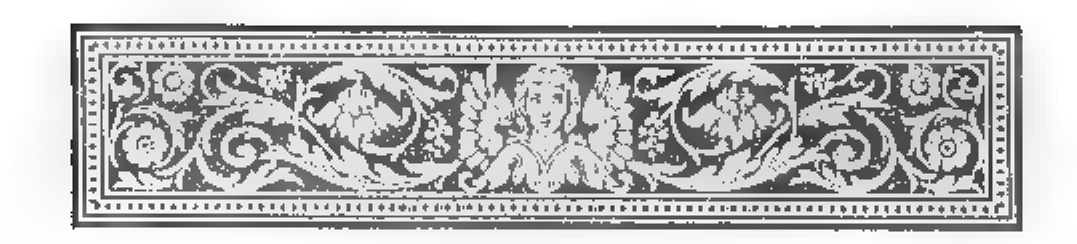
Laß draußen kalte Herbstesstürme wüthen,
Ich singe Dir von heller Lenzespracht,
Ich singe Dir von Sonnenschein und Blüthen
Und jungem Glück, zur Lenzeszeit erwacht.

Und halten uns des Schicksals rauhe Bande
Hier fest, wo Blatt und Blume längst verdorrt,
Ich trage Dich zum goldnen Märchenlande
Auf des Gesanges weicher Welle fort.

Ich schmeichle Dir in's Herz manch' süße Weise
Und singe Liebe, Frieden Dir, und Ruh —
Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise
Und schließe Deine müden Augen zu!

M.





Kunstbriefe.

XII.

Der jammervolle Herbst, der dem erbarmungswürdigen Sommer folgte, geht zu Ende. Nur zu guterletzt brachte er uns einige schöne Tage des Sonnenscheins, des Farbenglanzes, der Wärme. Den schönsten gerade zum Schluß der großen Gewerbeausstellung im Treptower Park. Rein zum Hohn. So prächtig war's draußen, als drinnen im gewaltigen Kuppelsaal des Hauptgebäudes beim feierlichen Schlußakt der Bericht verlesen wurde, der einen nicht unbeträchtlichen Fehlbetrag eingestehen mußte und dafür, zum Theil mit Recht, die überaus nicht günstigen Witterungsverhältnisse des Sommers 1896 verantwortlich machen konnte ...

Und in dieser Halbsaison zwischen Herbst und Winter, da giebts eine kleine Ruhepause im Kunstleben: man zehrt zumeist von Erinnerungen an schon Gebotenes und man ergeht sich in Hoffnungen in Bezug auf das Kommende.

Auch zwei andere Ausstellungen sind inzwischen geschlossen worden. Da aber gab's nur zumeist Erfreuliches zu berichten. Gerade das schlimme Wetter kam ihnen zu gute, namentlich der „Internationalen Kunstausstellung" beim Lehrter Bahnhof, deren Vorstand damals im Mai vielleicht mit einiger Beklemmueg an die gefährliche Rivalin im Treptower Park gedacht haben mag. Aber es kam anders: der Besuch war sehr gut, der Verkauf von Kunstwerken flotter als je zuvor, der Handel mit Lotteriebilleten durchaus befriedigend. Und auch der künstlerische Erfolg

der Jubelausstellung — sie sollte ja das 200-jährige Bestehen der Akademie der Künste feiern — war im Ganzen nicht unbefriedigend. Das Alles konnte nicht blos Kultusminister Dr. Bosse am Tage der Schließung freudigen Herzens feststellen — auch das Publikum hat sich davon überzeugt, während der 4½ Monate, die es hinauspilgerte über die Moltkebrücke zur „Internationalen“. Doch diese Ausstellung habe ich genugsam besprochen und Sie wissen, daß man den Optimismus des Herrn Ministers nicht unbedingt zu theilen braucht, wenn er auch von einem großen künstlerischen „Gewinn“ der Ausstellung sprach, der darin bestanden, daß „sie die verschiedenen Gestalten zeigte, welche die Strömungen der heutigen Kunst bei den Nationen und Individualitäten annehmen und die Verschiedenheit des Geschmacks und der ästhetischen Empfindungen bei den Völkern erkennen ließ.“ Dem gegenüber könnte man immerhin, trotz der fünftehalb Tausend Kunstwerke, die zur Ausstellung gelangt waren, ein gut ausgewachsenes Fragezeichen aufstellen. An diesem kann aber ein offizieller Schluß-Festredner natürlich nicht anders, als vorübergehen bei einer Ausstellung, die unter Allerhöchstem Protektorate stand.

* * *

Nachhaltiger wohl dürfte der Erfolg einer anderen internationalen Ausstellung gewesen sein, die am 1. September eröffnet und dieser Tage geschlossen wurde. Zum mindesten war sie höchst interessant und ich bedauere lebhaft, sie nicht so eingehend besprechen zu können, als sie verdiente.

Es war das die erste in Berlin veranstaltete „Internationale Ausstellung für Amateur-Photographie“.

Die Anregung zu ihr ging von der Kaiserin Friedrich aus und das verdienstliche Werk zu Stande brachten die „Deutsche Gesellschaft von Freunden der Photographie“ und die „Freie photographische Vereinigung“, beide zu Berlin. Ihnen gelang es, in weiten Kreisen Interesse für die Sache zu wecken und gewichtigen Namen begegnete man in dem Ehrenkomité, dem Arbeitsausschuß, dem Preisrichter-Kollegium, Leuchten der deutschen Welt der Wissenschaft und Kunst, denen sich solche in London und Paris anschlossen.

Heutzutage ist ja die Photographie — und am wenigsten die sogenannte Amateur-Photographie — gewiß nichts weniger, als ein bloßer Zeitvertreib und Sport. Mit Recht führte Professor Dr. Tobold, Vorsitzender der Ges. v. Fr. der Photogr., in seiner Eröffnungsrede aus, wie seit dem 19. August 1839, wo Arago in der französischen Akademie die Entdeckung Daguerre's, mit Hilfe des Lichts Bilder darzustellen, bekannt gab, kaum irgend ein anderer Zweig der Wissenschaft und Kunst so ungeheure Fortschritte gemacht habe. In den letzten 15–20 Jahren ist die Zahl allein derjenigen, die sich nicht berufsmäßig mit dem Lichtbildverfahren beschäftigen, auf viele Zehntausende angewachsen, wobei natürlich die Spielereien Unerwachsener nicht in Betracht kommen. Denn mit der Spielerei bringt man nicht viel vor sich. Vielmehr erheischt die Photographie von ihrem Jünger viel Liebe, Ernst, Studium. Gerade auf diesem Gebiete decken sich die Worte „Amateur" und „Dilettant" ganz und gar nicht. Nur als Gegensatz zum Berufsphotographen läßt sich vom Amateur sprechen und diesem hat jener Vieles zu danken. Thatsächlich sind gerade die bedeutendsten Neuerungen und Verbesserungen vom Amateur ausgegangen, der unbeeinflußt von Erwerbsinteressen nur der Sache selbst lebt.

„Aber das sind ja gar keine Photographieen" — konnte man oft genug auf der Ausstellung im Publikum ausrufen hören. In der That die aufdringlich oder auch nur matt glänzenden Porträts und Landschaftsaufnahmen in braun-rosa und violetten Tönen mit ihrer todten, starren Schärfe und Härte in den Linien und Gegensätzen von Licht und Schatten — sie fehlten fast ganz. Die neuen Aufnahme- und Kopirmethoden, die modernen Objektive, Platten, Papiere haben sie verdrängt, verdrängen sie auch immer mehr in den Berufs-Ateliers. Eine wahrhaft künstlerische Weichheit wird erzielt, vornehm stumpfe grünliche, bräunliche, graue Töne herrschen vor. Man glaubt oft eine Lithographie, ja eine impressionistische Sepia- oder Tuschzeichnung vor sich zu haben. Dabei machen sich zwei Hauptrichtungen geltend: die eine sucht photographische Arbeiten im strengsten Sinne des Wortes zu liefern, verzichtet daher gänzlich auf die Retouche und will ohne sie möglichst Vollendetes schaffen. Der anderen Richtung dient das natürliche Bild nur sozusagen

als eine Vorlage für weitere künstlerische Bearbeitung und Verarbeitung.

Naturgemäß finden wir jene erste Richtung mehr auf dem Gebiete der in den Dienst der Wissenschaft und der Technik gestellten Photographie, diese bei der rein künstlerischen. Aber oft genug verwischen sich die Grenzen und auch unter den Arbeiten von künstlerischem Selbstzweck begegnen wir ängstlicher Vermeidung jeglicher nachhelfenden Retouche. Und selbst im Portraitfach waren derartige vortrefflich gelungene Arbeiten zu sehen.

Wenn jene Richtung uns die Beobachtung von Natur und Kreatur erleichtert, oft überhaupt erst ermöglicht, so erschließt diese uns die ganze Schwierigkeit nachschaffender Kunst. Beide zusammen aber sind sie heute für den ausübenden plastischen Künstler, den Maler, wie den Bildhauer, und für den Kunstgelehrten zu einem unumgänglichen Hilfsmittel geworden. Und nicht allein für diesen, sondern auch für den wissenschaftlichen Forscher: für den Archäologen und den Kulturhistoriker, für den Meteorologen und Astronomen, für den Mediziner und den Juristen.

Unter solchen Umständen erweitert sich der Begriff der Amateur-Photographie immer wesentlicher und weit richtiger hätte die nunmehr geschlossene Ausstellung, wie Professor Gustav Fritsch in einem Vorworte zum reichhaltigen und vortrefflich redigirten Katalog bemerkte, „Ausstellung der angewandten Photographie für Kunst und Wissenschaft" geheißen.

* * *

Dank der hohen Protektorin des Unternehmens hatte die Ausstellung im neuen Reichstagsbau am Königsplatz eine prächtige Heimstätte gefunden. An und für sich macht das freilich auf Manchen, der eine hohe Meinung vom Sitze der Volksvertretung hat, keinen günstigen Eindruck. Und es zeugt besonders beredt von dem Mangel an guten Ausstellungsräumlichkeiten in Berlin — ein ganz frappanter Mangel in dieser Millionenstadt. Aber abgesehen von dieser Profanirung des stolzen Gebäudes, könnte man sich nur darüber freuen, denn eine bessere Stätte läßt sich schwerlich denken.

Sie wäre auch schon in Anbetracht der Größe der Aus-

stellung sehr schwer zu beschaffen gewesen. Ueber 1700 Quadratfaden nahm sie in Anspruch. Die große Wandelhalle, die beiden Gänge zu Seiten des Sitzungssaales, der Saal des Bundesraths mit den beiden anstoßenden Räumen, der Lesesaal, der Schreibesaal, die Restaurationssäle, kurz die ganze Flucht der Räumlichkeiten des mittleren Stocks zum Königsplatz hin und ein Theil der Zimmer am Reichstagsufer und der Simson-Straße — Alles, Alles war voll von Photographien, photographischen Apparaten und Hilfsmitteln, Mappen, Albums u. s. w., übersichtlich und einheitlich geordnet. Daß trotz dieser Ordnung den Besucher beim ersten Mal so etwas wie ein Schwindligwerden ankam und er ängstlich ausrief: „Himmel, durch das Alles soll ich mich durcharbeiten!" — Das war weiter nicht verwunderlich bei der Masse des Gebotenen. Aber bald schon fing das Einzelne an auf ihn zu wirken und ging er systematisch vor, so erschlossen sich ihm Quellen des Genusses und der Belehrung, die ihn immer wiederkommen ließen.

Fast die Hälfte des Raumes beanspruchte die künstlerische Photographie. Sie auch zeigte das am meisten internationale Gepräge. Das heißt also, daß das Ausland am zahlreichsten diese Gruppe beschickt hatte. Was hier an Porträts, Landschaften, Genrebildern, Still Leben, an Akten, Charakterköpfen, Beleuchtungs- und Luftstimmungs-Studien und geschickt gewählten Bildmotiven mit und ohne Staffage zu sehen war, das verrieth so viel Geschmack, Phantasie und technisches Können, das war so vielseitig und reizvoll und individuell in Tönen, Methoden, Auffassung, daß das Schiefe in der Bezeichnung „Amateur" sofort klar wurde. Und doch kein einziger Berufsphotograph darunter und kein Berufskünstler, sondern lauter Damen und Herren in den verschiedensten gesellschaftlichen Stellungen, unter einander gleich nur in Kunstsinn und Kunststreben.

Daß Berlin vorherrschte, versteht sich von selbst, da die Beschickung ja für den Berliner am leichtesten war. Auch Oesterreich war gut und zahlreich vertreten. Desgleichen Frankreich und Belgien, wo wir origineller und phantasiereicher Künstlerauffassung in Tönung und Motiv besonders häufig begegnen konnten. Der französirte Graf Tyskiewicz leistet darin wohl das

Hervorragendste. Wie hoch die Kunst des Photographirens in England und Amerika steht, ist von allerlei früheren Ausstellungen her und durch Kunstblätter auf dem Handelsmarkt schon längst bekannt. Auch Holland, Italien, die Schweiz, selbst Portugal fehlten nicht. Sehr dürftig leider war Rußland vertreten. Schon allein so ziemlich der namhafteste „Amateur“-Photograph Oberst Lawrow, General Neßwetowitsch, Schulz (in St. Petersburg) und zahlreiche andere bekannte „Dilettanten“ fehlten, desgleichen die wissenschaftlichen Institute und die Anstalten für vervielfältigende Kunst, so weit sie auf photomechanischem Verfahren beruht, vor Allem die K. Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere. Aus den baltischen Provinzen fand ich sogar nichts vor. Ueberhaupt war ganz verschwindend wenig vorhanden; dafür aber waren die ethnographischen, himmelsphotographischen und tagesgeschichtlichen (Krönungsscenen) Blätter von Peter Preobrashenski in Moskau recht sehenswerth.

Recht belehrend war auch die Abtheilung für das photomechanische Verfahren. Alle Arten des Hochdrucks (z. B. Zinkdruck und Autotypie), des Tiefdrucks (wie Heliogravüre, Photogravüre 2c.), des Flachdrucks (Lichtdruck, Zinkdruck 2c.), der Farbendruck, der Dreifarbendruck 2c. konnten hier eingehend studirt werden an den schönen und vielseitigen Ausstellungen der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, der Reichsdruckerei in Berlin, der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie in Wien, der bekannten Firmen Angerer (Wien), Baussod, Valadon & Ko. (Paris), Meisenbach, Riffarth & Ko. (München), Albert & Ko. (München), Albert Frisch, Cosmos, R. Schuster (alle in Berlin). Auch in dieser Abtheilung sogar begegnen wir „Amateuren“, wie Schultz-Henke in Berlin, A. Fiedler in Posen.

Nahezu 200 Aussteller zeigten von welcher großen Wichtigkeit die Errungenschaften der modernen Photographie für die Kunstwissenschaft und das Kunstgewerbe, die auf diese Weise heute die Kunstwerke aller Völker und Zeiten Allen zugänglich machen können. Da gabs alte werthvolle Handschriften, die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja und Olympia, die Schätze der vatikanischen Museen, Inkunabeln und Stickmuster aus dem Mittelalter, altdeutsche Geräthe u. s. w. u. s. w.

Wenn alle diese Gruppen und die Abtheilungen für photographische Optik, Mechanik und Chemie in erster Linie den Künstler und Kunstfreund, den „Amateur“ und den Berufsphotographen anzogen, so waren es die rein wissenschaftlichen, die für das große Publikum den „clou“ der Ausstellung bildeten, namentlich die gerichtliche Photographie mit ihrer Aufdeckung von Fälschungen aller Art; die medizinische mit den oft grausigen Krankheitsbildern und mikroskopischen Aufnahmen und solchen erstaunlichen Leistungen, wie die Wiedergabe der Zellenbewegung während der Entwicklung des Eis oder die Serienmomentaufnahmen nervenkranker Leute; die astronomische und meteorologische Photographie, die u. A. auch höchst interessante photogrammetrische Aufnahmen zur Bestimmung der Höhe und Lage der Wolken und der Luftströmungen, die sie tragen, Aufnahmen von Regenbogen, leuchtenden Nachtwolken u. dergl. boten.

Doch genug. So kurz und flüchtig auch dieser Bericht ausgefallen — Eins erhellte auch aus ihm schon: daß man beim Durchwandeln dieser Ausstellung sich wirklich, wie Jemand meinte, in einer modernen universitas litterarum befand. Man schritt dort in der That:

„Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt' mit bedächtger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“.

* * *

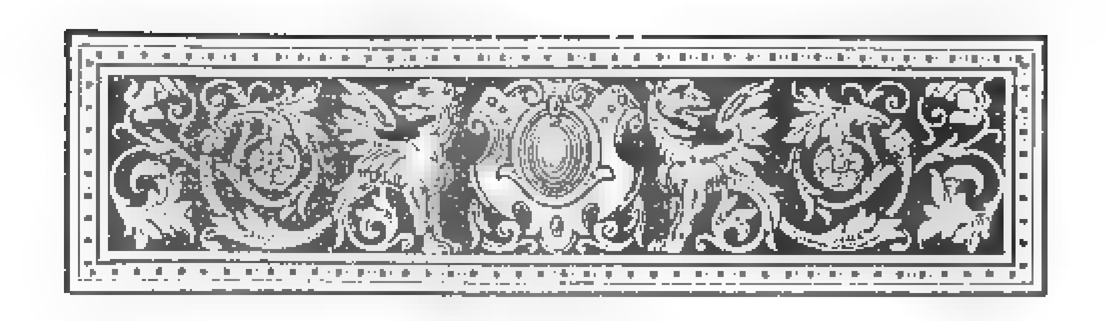
Und was es sonst noch zu sehen gab und giebt? .... Nun — die Salons von Schulte und Gurlitt, die ich Ihnen im vorigen Winter geschildert habe, versandten bereits stilvolle Programm-Einladungskarten zu ihren ersten Herbstausstellungen, die wieder ganz im Charakter dieser beiden vornehmsten der Berliner Kunsthandlungen gehalten sind. Dort, bei Schulte — der gewohnte Eklektizismus und das Gepräge des Zufälligen; hier, bei Gurlitt — die Unterstützung der radikalen Modernen und der Kultus internationaler erstklassiger Namen einer älteren Periode, wenn schon sie auch der Neuzeit angehört.

Uebrigens waren jetzt bei Schulte zwei Böcklin zu sehen, von denen der eine hier noch ganz unbekannt war: „Adam und

Gott Vater". Ein knabenhafter, köstlich naiv blickender nackter Adam, der vor einem Gott-Vater in leuchtend rothem, sternenbesätem Mantel, einer Gestalt von reinstem germanischen Typus, über die Herrlichkeiten des Paradieses und über seine Rechte und Pflichten in dem farbenleuchtenden, frühlingsprächtigen, aber merkwürdig steinigen, die Welt bedeutenden Garten aufgeklärt wird. Eine Legende, in malerisch-legendenhaftem Tone vorgetragen. Von besonderem Interesse war auch eine größere Bilderreihe des in Dresden, München und Paris gebildeten, von vielen internationalen Ausstellungen des In- und Auslandes her bekannten Historien- und Genremalers Frank Kirchbach, der seine eigenen Wege wandelt, Wege, die gerade die Mitte halten zwischen überzeugtem Akademizismus und radikalem Naturalismus. An jenen gemahnt die sinnige Komposition, die Wahl des Stoffes; an diesen die Farbengebung, der Wahrheitstrieb in Haltung und Ausdruck. „Ganymed", „Christus treibt die Wechsler aus dem Tempel aus" sind auch wohl Ihnen aus Holzschnitten schon bekannt. Hier gab's u. A. sein romantisch-phantastisches Nachtstück „Leonore", das die letzte Strophe der Bürgerschen Volksballade mit großer Kraft, künstlerischem Schwung und reizvoller Landschaftsstimmung behandelt, sowie das tief zu Herzen gehende Galleriebild „Lasset die Kindlein zu mir kommen" zu sehen. Gurlitt bot allerlei Leckerbissen der reproduktiven Kunst, Lithographien, Zeichnungen, Stiche, Radirungen von Gandara, Lunois, Ballaton, Rafaelli, Sattler, Leibl, Menzel, Döring u. A. und ferner, neben verschiedenen modernen Malern, einige todte Meister, wie Anselm Feuerbach, der so lange verkannt war, Meissonier, Pettenkofen, Spitzweg, Tilgner (der große Wiener Bildhauer) u. s. w.

Auch einige Sonderausstellungen hatten wir schon, doch brauche ich an dieser Stelle weder auf des Wieners Arthur Kurtz nachzüglerisches Christusgemälde, das eigentlich für die neulich erwähnte Ausstellung im alten Reichstagsgebäude bestimmt war, noch auf der Berlinerin Anna Costenoble hysterischen Cyklus „Tragödie des Weibes", den sie nur in ihrem eigenen Atelier auszustellen wagen durfte, näher einzugehen.

Berlin, im Oktober. J. Norden.



Litterärische Streiflichter.

Später als ich wünschte und es mir lieb ist komme ich dazu einer litterärischen Erscheinung eine Besprechung zu widmen, die vollen Anspruch darauf hat, daß ihrer auch an dieser Stelle gedacht wird. Es ist das Buch von Professor Dr. Wolfgang von Oettingen in Berlin: Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters.*) In doppelter Beziehung nimmt diese Schrift unser Interesse in Anspruch, durch ihren Autor und durch den Mann, welchen sie behandelt. Ihr Verfasser ist ein Sohn unseres Landes, der Träger eines in unseren Provinzen weithin bekannten Namens, und der Künstler, dessen Leben und Schaffen er in dem vorliegenden Buche schildert, ist der originellste und in mancher Beziehung hervorragendste, den Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besessen hat. Wenn ich im Folgenden die Schrift W. von Oettingens zu würdigen unternehme, so thue ich das nicht als Fachmann, — ein solcher bin ich nicht — sondern nur als Liebhaber der Kunst Chodowiecki's, an dessen Bücherillustrationen und Einzelblättern ich mich oft erfreut und erquickt habe.

Professor W. von Oettingen hat für sein Buch ein so reiches Material von Aufzeichnungen und Briefen des Meisters

*) Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 15 M.

und andererseits künstlerischen Arbeiten seiner Hand zu Gebote gestanden, wie es wohl nur selten dem Darsteller eines Künstlerlebens vorgelegen; dadurch allein war es ihm möglich alle Entwickelungsphasen der künstlerischen Thätigkeit Chodowiecki's nachzuweisen und darzulegen. Allein der Stoffreichthum giebt an und für sich noch nicht die Gewähr einer befriedigenden Darstellung, es kommt auf die Art seiner Behandlung und Verwerthung an. Oft genug geht in der Masse von Einzelheiten das eigentliche Bild der Persönlichkeit verloren, der Mangel an Beherrschung des Stoffes hemmt den Fortgang und die Wirkung der Darstellung, endlich, was heutzutage sehr gewöhnlich, der Autor führt uns in seine Werkstätte, nöthigt uns alle seine Untersuchungen und Vorarbeiten mitdurchzumachen und entläßt uns zuletzt verwirrt, ermattet und unbefriedigt. W. von Oettingen's Buch zeigt das Gegentheil von alle dem. Das Material ist vollkommen durchgearbeitet, alle Vorarbeiten völlig beseitigt, nur das Resultat sorgfältiger Forschung wird uns geboten. Der Verfasser hat der Versuchung zu viele Einzelheiten zu geben so kräftig widerstanden, daß er bisweilen sich darin gar zu große Beschränkung auferlegt zu haben scheinen könnte. Doch die Beherrschung und Behandlung des biographischen Stoffes ist bei der Lebensdarstellung eines Künstlers nur die eine Seite der Aufgabe, die andere noch wichtigere ist das eindringende Verständniß seines künstlerischen Schaffens. Und da erkennt jeder Leser, der sich darauf versteht, leicht, daß dieser Theil des Buches auf jahrelanger, liebevoller Beschäftigung mit den Arbeiten des Meisters und einer nur durch die sorgfältigste Beobachtung und fortgesetztes Studium zu gewinnenden vollkommenen Vertrautheit mit der Eigenart seiner Kunst und seinen charakteristischen Eigenheiten beruht; nur durch immer erneuerte Betrachtung, wie sie dem Verfasser durch seine frühere amtliche Stellung allerdings erleichtert wird, kann ein so sicheres Urtheil über alles Einzelne sich herausbilden, wie es in dem Buche uns entgegentritt. Aber noch eine Eigenschaft müssen wir rühmend an der Schrift hervorheben; es wird darin nicht mit der Gleichgiltigkeit und Kälte des Anatomen ein Menschendasein zergliedert und seine einzelnen Bestandtheile uns vorgewiesen, wie das heute nicht selten und in einer für ein feineres Empfinden

geradezu abstoßenden Weise geschieht, vielmehr behandelt W. von Oettingen das Leben und künstlerische Wirken seines Helden mit persönlicher Antheilnahme und warmer Sympathie, die auch dem Leser sich mittheilt. Dadurch ist W. von Oettingens Schrift nicht nur ein sehr belehrendes, sondern auch sehr anziehendes und erfreuliches Buch.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand echt historisch, d. h. er lehrt uns Chodowiecki aus den Verhältnissen und Zuständen seiner Zeit heraus und nach seiner besonderen Entwickelung verstehen und würdigen, er zeigt uns seine Vorzüge, aber auch seine künstlerischen Mängel und legt seine Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst klar dar. Bei aller Liebe zu seinem Helden identifizirt sich W. von Oettingen doch nicht mit ihm. Auch in dieser Beziehung erhebt sich unser Autor weit über die Masse der heutigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur; entweder begegnen wir da einem verständnißlosen unbedingten Verurtheilen und Verdammen oder einer blinden kritiklosen Bewunderung und Anbetung. Für das letztere geben viele der heutigen Goethephilologen das unerfreulichste Beispiel, indem sie ebenso schwächlich in ihrem ästhetischen Urtheil sind, wie sie ängstlich alle Schwächen des großen Dichters zu verhüllen und zu entschuldigen suchen. Wie gut sich aber liebevolle Auffassung und Behandlung des Gegenstandes mit unbefangener Kritik verträgt, dafür giebt Oettingen's Buch den vollgiltigsten Beweis.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier den Gang von Chodowiecki's künstlerischer Entwickelung und Thätigkeit nach W. v. Oettingen's Buche eingehend darzulegen. Das verbietet sich schon durch die Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes von selbst und würde uns auch, abgesehen davon, nicht in den Sinn kommen, denn wir wünschen, daß unsere Leser sich mit W. von Oettingen's Buche selbst bekannt machen. Ich will nur die Hauptzüge aus dem Leben und der künstlerischen Entwickelung Chodowiecki's, wie sie von W. von Oettingen geschildert wird, hervorheben und an sie eine Charakteristik des alten Meisters knüpfen.

Chodowiecki ist gewissermaßen eine internationale Persönlichkeit, seine Vorfahren väterlicherseits waren Polen, die des Glaubens

wegen ihre Heimath verlassen hatten, unser Künstler bezeichnet sich selbst mehrfach als wahren Polen. Seine Mutter dagegen war mütterlicherseits französischer Herkunft, von ihr hatte der Sohn die Vorliebe für die französische Sprache geerbt, deren er sich auch im intimen Verkehr der Familie und in seinen Tagebüchern bediente und die er geläufiger und korrekter handhabt als das Deutsche. In seiner politischen Gesinnung war der Meister ein guter Preuße und in seiner Lebenshaltung und Sinnesart ein ehrlicher Deutscher. Diese mannigfaltigen, in einer Persönlichkeit vereinten nationalen Elemente spiegeln sich auch in seiner künstlerischen Thätigkeit wieder. Der Knabe wuchs als der Sohn eines Kaufmannes, eines Mannes von zarter und weicher Art und einer energischen, thätigen Mutter in dem altehrwürdigen, halbpolnischen, halbfreistädtischen Danzig auf. Auch darin zeigt sich die echt historische Art, in der W. v. Oettingen den Gegenstand behandelt, daß er stets den Hintergrund, auf dem sich das Leben seines Helden entfaltet, anschaulich zu schildern nicht unterläßt. So giebt er denn uns gleich am Eingange seines Buches ein farbenreiches Bild von Danzig in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, er versetzt uns dadurch auf's lebendigste an die Stätte und in die geistige Atmosphäre, in welcher der Knabe erwuchs und seine Seele und seine Augen die ersten Eindrücke empfingen. Ebenso führt uns Oettingen später das Berlin der ersten Jahre Friedrichs des Großen vor, er macht uns mit den zahlreichen jetzt vergessenen Künstlern jener Zeit bekannt, wir lernen den Geschmack des damaligen Berlin kennen, sehen die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Kunst und seine indirekte Einwirkung auf sie hell beleuchtet. Wir rechnen diese Abschnitte zu den glänzendsten Partien im Oettingen'schen Buche und sind überzeugt, daß Niemand diese sachkundigen und feinsinnigen Ausführungen ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Chodowiecki's Lebensgang ist einfach, desto merkwürdiger und verwickelter sein künstlerischer Entwickelungsgang. Er war in Allem Autodidakt und, was gewiß seltsam genug ist, er suchte in dunklem Drange auf verwirrten Wegen nach einem unklaren Ziele und es war lange genug ein falsches, dem er zustrebte. Er hatte beim Vater etwas zeichnen gelernt und setzte das eifrig fort in

mühsam dem Schlafe abgerungenen Abendstunden als ein den Tag über in Anspruch genommener Lehrling im Gewürzladen seiner Tante, ohne gründliche technische Ausbildung und irgend welche Anleitung; er zeichnet und malt nach mangelhaften Vorbildern und mit wenig befriedigendem Erfolge. Dann kommt er nach Berlin in das Quincailleriegeschäft seines Oheims und hier lernt er Email- und Miniaturmalerei wieder nach manirirten und geschmacklosen Vorbildern, bis ihm endlich ein wirklich kundiger Lehrer der Emailmalerei zu Theil wurde. Er brachte es in dieser damals so sehr geschätzten Kunstübung allmählich so weit, daß er sich selbständig als Email- und Miniaturmaler etabliren und 1754 einen eigenen Hausstand begründen konnte. Durch seine Heirath mit Jeanne Barez wurde er ein Mitglied der durch ihre Rechte und Privilegien angesehenen französischen Kolonie in Berlin und gewann dadurch selbst eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft. Seine Miniatur- und Emailarbeiten waren elegant und anmuthig, aber doch nur handwerksmäßige Arbeit. Chodowiecki fühlte sich selbst von seiner Thätigkeit nicht befriedigt, er suchte sich durch das Studium kunsttheoretischer Werke weiter zu bilden, konnte aber dadurch nicht gefördert, sondern nur auf den falschen Weg der Reflexion geführt werden. Wie schwer es Chodowiecki wurde, sich ohne Hilfe eines Führers von den bisherigen Irrwegen auf den rechten Pfad der wahren Kunst hinauszufinden, zeigt W. von Oettingen in ganz vortrefflicher Ausführung. Durch das Studium des nackten Körpers, der sogenannten Akte, geht ihm das Verständniß der Natur auf, er lernte sehen und will fortan die Welt so malen, wie sie ist; die Natur allein soll meine Lehrmeisterin sein, ruft er in einer ergreifenden Herzensergießung aus. Er beschritt fortan die Bahn des künstlerischen Realismus, auf dem seine Größe und seine Bedeutung für die Nachwelt beruht. Und doch verlor sich Chodowiecki auch jetzt noch auf einen Abweg, indem er sich der Oelmalerei zuwandte und sich eifrig mühte Historienmaler zu werden, wozu es ihm doch an der erforderlichen technischen Schulung und an dem rechten Farbensinn, auch an eigentlichem Talente gebrach. Wie all' sein eifriges Bemühen auf diesem Gebiete etwas Hervorragendes zu leisten erfolglos blieb, wie er zuletzt in schmerzlicher Resignation darauf verzichtete

ein Meister im großen historischen Stil zu werden und wie dann sein mit besonderer Liebe gemaltes Bild: „der Abschied des Jean Calas" für ihn die Veranlassung wurde, endlich das rechte Feld zur Entfaltung seines künstlerischen Talents zu finden — das schildert W. von Oettingen in einem der interessantesten Kapitel seines Buches mit fast dramatischer Lebendigkeit. Das allgemeine Verlangen nach Vervielfältigung dieses Bildes, das die Zeitgenossen tief ergriff, ließ Chodowiecki zum Radirer werden. Auch in der Technik der Aetzkunst war Chodowiecki Autodidakt, aber hier überwand sein Talent alle Schwierigkeiten. Er fuhr zwar noch fort Miniaturen zu malen, aber die Radirungen gewannen immer mehr das Uebergewicht und drängten bald alle anderen Beschäftigungen in den Hintergrund. In der Mitte der siebziger Jahre hat er die volle Meisterschaft erreicht, seine Radirnadel schuf nun jene unübersehbare Fülle von Bücherillustrationen, Almanachblättern und Einzelblättern. Alle angesehenen Kalender wollten Kupfer von ihm haben, die Verleger bestürmten ihn, um Bilder oder wenigstens Vignetten für ihre Verlagswerke. Nimmt man dazu, was Chodowiecki noch an Einzelblättern geliefert hat, so staunt man über die Masse seiner Produktionen; nur einem so außerordentlich fleißigen, vom Morgen bis zum Abend thätigen Künstler war es möglich so viel zu leisten. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe und er klagt selbst, daß die Hast des Produzirens ihn hindere seine Werke ausreifen zu lassen, aber doch erweckt sein unerschöpfliches Talent und seine unvergleichliche Arbeitskraft immer von Neuem unsere Bewunderung. Dabei war Chodowiecki auch noch Kunsthändler und als solcher wie überhaupt ein guter Rechner und Kaufmann. Die Kraft und Freudigkeit zu so unverdrossener und unermüdlicher Arbeit schöpfte er aus dem glücklichsten Familienleben, das ihm zu Theil geworden war; mitten unter seinen Kindern, welche die Mutter, eine gute Hausfrau, liebevoll, der Vater ernst und streng erzog, malte, zeichnete, radirte er, so zeigt ihn der schöne Stich vor Oettingen's Buch. Im häuslichen Kreise fühlte er sich am glücklichsten, hier empfing er Freunde, Bekannte und fremde Besuche, hier machte er nicht zum geringsten Theile seine Beobachtungen und Studien der verschiedenen Charaktere. Nur selten führten kleinere oder größere

Reisen, wie die von ihm so köstlich in Zeichnungen dargestellte nach Danzig zu seiner Mutter, zeitweilige Trennungen von der Familie herbei. Ein unersetzlicher Verlust für ihn war das Hinscheiden der Gattin nach dreißigjähriger glücklicher Ehe 1785; die Töchter verheiratheten sich, es kamen die Jahre des Alters, aber der Künstler arbeitete rastlos weiter, freilich nicht mehr mit der Frische und schöpferischen Kraft wie früher. Schon seit einem Menschenalter Mitglied der Akademie der Künste, wurde der Siebzigjährige 1797 zu ihrem Direktor ernannt, in einem Alter, das zu durchgreifendem Handeln nicht mehr angethan ist, auch wenn solches seiner Natur überhaupt eigen gewesen wäre. Als der Tod dem unermüdlichen Arbeiter am 3. Februar 1801 den Griffel aus der Hand nahm, da war sein Tagewerk vollendet; schon längst war eine neue Zeit angebrochen, die ihm fremd und unverständlich war: die Glanzepoche unserer klassischen Dichtung mit ihrem hellenischen Schönheitsideal und das zauberische Dämmerlicht der Romantik.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch in aller Kürze Chodowiecki's Persönlichkeit und künstlerischen Charakter, wie sie uns in Oettingen's Buche entgegentreten. Obgleich seine Jugendentwickelung in eine frühere Periode fällt, berührt er sich in seinem inneren Wesen doch vielfach mit den Anschauungen der Aufklärungszeit; wiewohl ein streng reformirter Christ in kirchlicher Beziehung, ist er im Uebrigen von jener rein verstandesmäßigen Auffassung der Welt, der Menschen und Dinge beherrscht, welche für die Männer jener Epoche so charakteristisch ist. Auch ihn erfüllte der den Menschen jener Tage eigene naive Optimismus, er glaubte an den Sieg des Guten durch fortschreitende Aufklärung. Er war überhaupt eine liebenswürdige Natur voll unverwüstlicher innerer Heiterkeit und frischem Frohmuth. Dabei war er ein feiner, scharfsichtiger Beobachter der Menschen und Dinge um ihn her, sein Künstlerauge erfaßte das Charakteristische an allen Erscheinungen im Leben und in der Natur und führte seiner leicht angeregten, beweglichen Phantasie immer neuen Stoff zu. Ehrlichkeit und Wahrheit waren Grundzüge seines Charakters, diese Eigenschaften sind auch die charakteristischen Kennzeichen seines künstlerischen Schaffens. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind,

und stellte sie auch so dar, das macht ihn zum Realisten; nur das eigentlich Häßliche schloß er von der künstlerischen Wiedergabe aus. Seine Kunst aber bewies er darin, daß er das Wirkliche mit jener leichten Idealisirung darstellte, ohne welche die Wiedergabe der sichtbaren Erscheinung nur eine schlechte Kopie der Natur ist. Er hatte einen außerordentlich entwickelten Sinn für das Anmuthige und Zarte und wußte seinen Arbeiten eine solche Grazie und Zierlichkeit zu geben, sie mit solcher Feinheit zu behandeln, daß sie dadurch und durch die Weichheit seiner Radirung die Meisterwerke wurden, welche die Zeitgenossen entzückten und die uns noch heute entzücken und erfreuen. Aber Chodowiecki's Phantasie hatte weder mächtigen Schwung noch hohen Flug, er vermochte nur das wirklich Angeschaute echt künstlerisch und wahr darzustellen, das war die Schranke seiner Begabung. Die Darstellung des bürgerlichen Lebens seiner Zeit, das ist die engbegränzte Domäne seiner Kunst; ging er darüber hinaus, so gerieth er in Unnatur und theilte alle Fehler seiner künstlerischen Zeitgenossen: er wird manirirt, theatralisch und unwahr. Für die Darstellung mythologischer, religiöser und historischer Gegenstände versagt ihm die Kraft, ebenso ist das eigentlich Tragische, Leidenschaftliche, Pathetische nicht seiner Natur entsprechend. Das zeigt sich auch bei seinen Illustrationen der Werke der Litteratur; was da über eine mittlere Höhe hinausgeht, das versagt sich seinem Verständniß. So hat er z. B. Lessing's Minna von Barnhelm trefflich illustrirt, aber zu Emilia Galotti und Nathan dem Weisen hat er keine Radirungen geliefert. Von Goethe hat er Stiche zu Werther's Leiden gegeben und wie Vortreffliches er da zu leisten vermochte, zeigt das entzückende Fächerblatt in Oettingen's Buch; dagegen sind die Darstellungen der leidenschaftlichen Szenen in diesem Roman völlig mißlungen. Er hat dann auch Stella und Clavigo, Erwin und Elmire illustrirt, zum Glück aber nicht Götz von Berlichingen; vollends Schöpfungen wie Iphigenie und Tasso gingen weit hinaus über den Bereich seiner Auffassung und seines Könnens. Interessant ist es, daß Chodowiecki in seinem Alter noch Bilder zu Hermann und Dorothea geliefert hat; wir haben sie nie gesehen und Oettingen giebt leider keine nähere Auskunft über sie; wir glauben aber nicht, daß der Künstler der einfachen

Hoheit dieses Epos gerecht geworden sein wird. Schiller's Jugendwerke mit ihrem gewaltigen Pathos und ihrer leidenschaftlichen Rhetorik entsprachen des Künstlers Begabung durchaus nicht und was er an Illustrationen zu ihnen lieferte, ist daher auch wenig erfreulich. In den Bildern zu Hippel's Lebensläufen, zu Nikolais Sebaldus Nothanker, zu Basedow's Elementarwerk zeigt sich dagegen Chodowiecki auf der Höhe seines Könnens, desgleichen in den Illustrationen zu Sophiens Reise und anderen jetzt längst verschollenen Werken. Ebenso bewundernswürdig sind seine Sittenschilderungen in einer Reihe von Einzelblättern, nicht selten mit leicht satirischer Tendenz. Wie frostig nehmen sich dagegen meist seine Allegorien aus, wie völlig mißlungen ist sein Christus und fast alle seine Darstellungen von Szenen geschichtlicher Vergangenheit! So unhistorisch wie die Aufklärungszeit war, so wenig vermochte auch er sich in das Leben und die Menschen früherer Zeiten hineinzudenken und hineinzufinden, sie standen ihm nicht vor Augen und darum konnte er sie auch nicht darstellen, sie geriethen ihm theatralisch und unnatürlich. Aber in seiner Zeit, da ist er zu Hause wie kein Anderer. Wie prächtig sind seine Bilder des alten Fritz, wie tief haben sie sich dem Volke eingeprägt! Er sah Alles, auch das kleinste in seiner Umgebung und stellte es dar, dieser Meister des Genres. Kein Buch, keine Schilderung, keine gleichzeitige Beschreibung vermag uns das Leben jener Tage so anschaulich vor Augen zu stellen wie seine Zeichnungen und Radirungen, die uns wie mit einem Zauberschlage mitten hineinversetzen in eine längst untergegangene Welt. In seinen Werken lebt das Zeitalter der Aufklärung unvergänglich fort und wer es wahrhaft kennen und verstehen lernen will, der muß sich in sie vertiefen. Durch seinen Realismus aber hat Chodowiecki nicht wenig dazu beigetragen, die neue wahre Kunst heraufzuführen.

Die vorstehenden kurz zusammengedrängten Andeutungen sollen nur den Zweck haben, den Lesern eine Vorstellung von dem reichen Inhalte des Oettingen'schen Buches zu geben und sie dazu anreizen es selbst zu lesen. Wie bedeutend der Gehalt eines Werkes aber auch sein mag, seine eigentliche Wirkung hängt doch wesentlich von der Form ab, in welcher er geboten wird. In dieser Beziehung nun müssen wir W. von Oettingen's Buche

die höchste Anerkennung zollen. Die Darstellung des Verfassers ist so durchsichtig, anmuthig und lebendig, wie sie nur ein künstlerischer Sinn zu gestalten vermag; man hat die Empfindung, daß ein Hauch vom Geist des alten Meisters auf ihr ruht. Die Gruppirung des Stoffes ist höchst zweckmäßig und übersichtlich, der Gang der Erzählung trefflich disponirt, gleichmäßig dahinschreitend, die Ruhepunkte und Abschnitte wohlüberlegt. Durchzogen ist die ganze Darstellung von geistreichen Gedanken, scharfsinnigen Beobachtungen und feinen Bemerkungen künstlerischer, psychologischer und kunstphilosophischer Art; sie verleihen ihr einen besonderen, anziehenden Reiz. Auch der Stil ist vortrefflich, er hält sich ganz frei von Phrasen und Redeblumen, ist leicht und einfach, auf's feinste durchgefeilt, kurz ein solcher, der von wahrhaft durchgebildetem Geschmack zeugt. Dazu kommt nun eine Sprache, die wir nicht anders als echt goethisch bezeichnen können, ein höheres Lob giebt es in unseren Augen nicht; sie ist das Resultat einer tiefen Vertrautheit mit den Werken des großen Meisters. Auch in der Verwendung des deutschen Wortschatzes zeigt W. von Oettingen das feinste Sprachgefühl; nur ganz ausnahmsweise begegnet man bei ihm einer der Mißbildungen des modernen Zeitungsdeutsch, wie dem aus Oesterreich importirten „Gepflogenheit". Nach dem Gesagten wird man es verständlich finden, wenn wir erklären, daß die Lektüre des Oettingen'schen Buches rein formell, auch abgesehen vom Inhalt, uns einen wahren ästhetischen Genuß gewährt hat. Es ist uns eine Freude zu konstatiren, daß neben dem vielen Schlechten und zahllosen Mittelmäßigen, womit der Büchermarkt jahraus, jahrein überschwemmt wird, doch auch noch solche Bücher erscheinen, wie das vorliegende; wir gestehen offen, daß uns seit Karl Justis Werken über Winckelmann und Velasquez kein Buch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte begegnet ist, das uns nach Form und Inhalt so befriedigt und erfreut hat, wie W. von Oettingen's Biographie Chodowiecki's.

Doch es gehört nun einmal zu den Pflichten und Gewohnheiten eines Kritikers auch an den besten Produkten diese und jene Ausstellung zu machen und Mängel hervorzuheben. So wollen wir denn auch einige Desiderien und Wünsche nicht unterdrücken. Zunächst hätten wir es gern gesehen, wenn der Verfasser noch

häufiger Aeußerungen Chodowiecki's aus seinen Briefen in die Darstellung verwebt, überhaupt noch mehr individuelle Züge eingeflochten hätte, von denen jetzt manche in den Anmerkungen versteckt sind. Dadurch würde namentlich der biographische Theil noch größere Anschaulichkeit und Lebendigkeit erhalten haben. Sodann vermissen wir in Oettingen's Buche eine eingehende Charakterisirung der religiösen Stellung Chodowiecki's; der höchst interessante Brief des Künstlers an Nikolai, den wir in den Anmerkungen lesen, bietet dazu allein schon bedeutsames Material und es lohnte wohl festzustellen, ob in Chodowiecki's religiösen Anschauungen während seiner späteren Lebenszeit eine Aenderung eingetreten ist. Weiter bedauern wir es, daß W. von Oettingen nicht auch über Chodowiecki's zweite Reise nach Dresden 1789 uns einen eingehenderen Bericht gegeben hat, wenn er ihr auch nicht eine so ausführliche und prächtige Schilderung zu Theil werden lassen konnte und wollte wie der Reise nach Danzig. Ferner müssen wir an die Auswahl der im Buch mitgetheilten Bilder einige Bemerkungen knüpfen. Manche von ihnen könnte man ohne Schaden missen und sähe sie gern durch andere, die jetzt fehlen, ersetzt. So bedauern wir schmerzlich, daß keine der Illustrationen zu Hippel's Lebensläufen sich hier findet; wenn sie auch der Bearbeitung des Buches von A. v. Oettingen beigegeben sind, so durften sie doch in unserem Buche nicht gänzlich fehlen. Auch aus dem Sebaldus Nothanker hätte man gern noch mehr Proben gehabt, ebenso aus dem Göttinger Taschenkalender. Andererseits wäre es von Interesse, eine oder ein paar der Radirungen zu Hermann und Dorothea oder zu Schiller's Jugenddramen hier reproducirt zu sehen. Auch Chodowiecki's Sittenschilderungen, etwa die Wallfahrt nach Buchholtz oder den Lebenslauf sähe man sehr gern in unserem Buch vertreten. Wir wissen freilich nicht, ob der Verfasser bei der Aufnahme der Illustrationen sich nicht eine bestimmte Beschränkung hat auferlegen müssen. Endlich vermissen wir eine, wenn auch nur kurze Uebersicht der bisherigen Litteratur über Chodowiecki; wenn sie Oettingen selbst, der aus dem Vollen schöpfte, auch bei Seite lassen konnte, so wäre sie für den Leser, der nicht Kunsthistoriker von Fach ist, zur Orientirung doch sehr erwünscht. Doch das

Alles sind Kleinigkeiten, die dem Werthe des trefflichen Buches keine Eintracht thun können. Wir haben unsere Wünsche nur deshalb hier ausgesprochen, weil wir hoffen, der Verfasser werde sie in der zweiten Auflage seines Buches, die gewiß nicht ausbleiben wird, vielleicht nicht unberücksichtigt lassen.

W. von Oettingen's Buch über Daniel Chodowiecki ist ein durch den Reichthum des darin benutzten Materials, die auf voller Sachkenntniß beruhende, echt historische Behandlung, die Tiefe der Auffassung und die geistvolle Darstellung abschließendes Werk. Chodowiecki's Stellung in der Entwickelung der deutschen Kunst hat der Autor endgiltig fixirt; Einzelheiten mögen künftig berichtigt, Manches ergänzt oder näher bestimmt werden, das Gesammtbild des Künstlers und seines Schaffens, wie Oettingen es gezeichnet, wird bleiben. Wenige Künstler der neueren Zeit erfreuen sich einer solchen Darstellung und Würdigung, wie sie dem alten Meister der Aetzkunst jetzt zu Theil geworden ist. Wir wünschen es mehr, als wir es hoffen, daß der Verfasser uns in nicht allzu ferner Zeit eine weitere Frucht seiner Studien darbieten möge; wir wissen nur zu gut, welch' andauernde Arbeit und sorgfältige Vorbereitung, welche tiefeindringende, unermüdete Beschäftigung mit dem Gegenstande die unerläßlichen Vorbedingungen sind, um solche Früchte zu zeitigen. Eine neue Schrift dieses Autors werden wir jederzeit mit Freude begrüßen.

Indem wir von Oettingen's Buch Abschied nehmen, überkommt uns ein Gefühl zugleich der Freude und der Wehmuth: der Freude, weil es ein Sohn unserer Provinzen ist, dem wir eine solche Leistung verdanken und auf den unser Land stolz zu sein Ursache hat; der Wehmuth, weil es wie eine Naturnothwendigkeit zu sein scheint, daß die befähigtsten Söhne des baltischen Landes der Heimath den Rücken kehren und einen größeren Schauplatz aufsuchen müssen, um die Talente und Gaben, die ihnen geworden, zu rechter voller Entfaltung zu bringen.

H. D.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Tidebö hl.

Дозволено цензурою. Рига, 22. Октября 1896 г.

Buchdruckerei der „Balt. Monatsschrift", Riga.

